**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

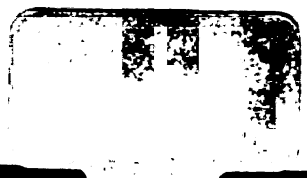
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

N481



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Neue Deutsche Rundschau

## (Freie Bühne)

VI. Jahrgang.

Drittes und viertes Quartal.

1895.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

Digitized by Google

121621

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis

## zum zweiten Halbband des sechsten Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau“.


Seite

### Romane und Novellen etc.

A. Gemberg, Aufzeichnungen einer Diakonissin . . . . . 640
Georg Freiherr von Ompteda, Lyane de Pierrechauds . . . . 665
Louis Couperus, Marquise d'Yémena . . . . . 695
Gabriele d'Annunzio, Der Unschuldige . 741, 855, 965, 1055, 1152
Arthur Schnitzler, Die kleine Komödie . . . . . 779
S. Safonoff, Psyche . . . . . 825
Ignaz Weisberger, Das Kind . 881
Hugo Gerlach, Die Balkonwand . 913
M. Heimann, Mr. Tullers Respekt 1009
Georg Hirschfeld, Eine Stunde . 1100
Hans v. Kahlenberg, Cissy . . 1121
Rosa Mayreder-Obermayer, Der Club der Übermenschen . . . . 1212

### Gedichte.

Richard Wagner, Die Revolution 850
Georg Hirschfeld, Drei Gedichte 1025
Otto Julius Bierbaum, Drei Gedichte . . . . . 1250

### Philosophie.

Dr. Max Zerbst, Nietzsche's christliche Täuschungen . . . . . 682
Dr. Karl Joël, Die Schlachtreihen der Kraft und der Liebe . . . 1039

### Kultur und Politik.

Justus, Die Lehren von Mariaberg 631
Prof. J. Kohler, Die geistige Arbeit und ihr Rechtsschutz . . . . . 735
Dr. Julius Duboc, Quod licet Jovi 770
893.
Rudolf Eckert, Verbrecher-Studien 873

Seite

Ein Vierteljahrhundert . . . . . 923
Prof. Guglielmo Ferrero, Der Schutz des Weibes . . . . . 1017
H. Minos, University Extension . 1027
Franz Giesebrecht, Koloniale Spekulationen . . . . . 1084
Sylvester, Katilinarier und Cäsaren 1124
Nationalökonomische Ferienkurse . 1135
Prof. Dr. L. Gumplowicz, Die Familie . . . . . 1143
Secessus, Die roten Tage . . . 1206

### Bildende Kunst.

Michael Georg Conrad, Münchener Kunst-Sommer . . . . . 715

### Musik.

Felix Weingartner, Über das Dirigiren . . . . . 935
Dr. Oskar Bie, Lieder . . . . 1022

### Naturwissenschaften.

Björnstjerne Björnson, Fragen 798
Dr. Alexander Tille, Thomas Huxley . . . . . 839, 994

### Litteratur.

Hans Pauli, Die Überwindung des Katholizismus . . . . . 658
Dr. Max Osborn, Unsere Litteraturgeschichte . . . . . 720
Wilhelm Hegeler, Intimes Theater 724
Dr. Cäsar Flaischlen, Otto Erich Hartleben . . . . . 802
Spielmann, Maarten Maartens . . 829


Digitized by Google

Seite

Dr. Robert Saitschick, Von ausländischer Litteratur . . . . . 901
Hans Pauli, Allerlei Lektüre . . 917
Richard Dehmel, Merkwürdige Leute . . . . . 1029
Dr. Robert Saitschick, J. K. Huysmans . . . . . 1113
Alfred Kerr, Der Fall Fulda . . 1129
Hans Pauli, Erlebte Bücher . . 1234
Alfred Kerr, Ernst Bosmer . . 1241
Alfred Kerr, Heisses Blut . . . 1253
Christian Morgenstern, Von neuer Lyrik . . . . . 1253
Hans Pauli, Ein Bücherhaufen . 1256

Seite

**Verschiedenes.**

Dr. Käthe Schirmacher, Züricher Studentinnen . . . . . 817
Dr. Alfred Ploetz, Alkohol und Nachkommenschaft . . . . . 1108
Homo, Neu-Vineta . . . . . 1229

**Kritische Rundschau.**

(Chronik, Zeitschriften, Theater, Kunst u. A.)
S 727, 832, 926, 1033, 1137, 1257.

Digitized by Google

# DIE LEHREN VON MARIABERG.

VON

JUSTUS.

Warum denn noch immer nichts geschehen sei, warum denn noch immer nicht angesichts der Zustände von Mariaberg die öffentliche Meinung sich wie ein Mann erhoben habe, um das zu fordern, was die Regierung bisher freiwillig nicht gegeben: eine vernünftige gesetzliche Regelung des Irrenwesens? So fragte jüngst öffentlich „ein alter Parlamentarier."

Die Frage war etwas naiv, so naiv, wie man sie eben nur von einem alten Parlamentarier erwarten kann. Die „öffentliche Meinung"? Und „wie ein Mann?" Der alte Parlamentarier kennt wahrscheinlich noch nicht die Schauspielerkünste unserer tohangebenden, d. h. Manchester-Presse, die des Morgens wild die Augen rollt, wenn ein fettes Sensationsereigniss ihr den von Zeit zu Zeit nothwendigen Anlass giebt, gegen Staatspersonen und Staatseinrichtungen den Sturm der Entrüstung zu blasen, um des Abends mild-versöhnlich oder stumm-verächtlich den blinden Reformeifer abzuthun, wenn man sich vermessen sollte, aus der Negative nunmehr die positiven Konsequenzen zu ziehen und damit einen Vorstoss gegen das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte zu unternehmen.

War es mit Mariaberg anders? Fast jeder Abschnitt des grauenvollen, von mittelalterlichem Henkersduft erfüllten Processes gab der liberalen Presse willkommenen Stoff für mindestens drei von wahrhaftem Geist für das öffentliche Wohl erfüllte Leitartikel. Man schimpfte über den Staatsanwalt zu Aachen, gleich als ob man noch niemals gewusst hätte, dass der Vertreter der öffentlichen Anklagebehörde nur ein willenloses Werkzeug in der Hand seines Oberen ist, und warf entrüstet die Frage auf, ob sich wirklich das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft noch aufrecht erhalten lasse. Man entsetzte sich über das Regierungspräsidium und die Medizinalbehörde der Provinz und forderte gerechte Ahndung. Man feierte den Verfasser der Broschüre, die man bis dahin ängstlich totgeschwiegen hatte, als den Retter des Vaterlandes und wies triumphirend auf diesen neuen Sieg der siebenten Grossmacht hin. Man lobte den Spruch des Gerichts und entdeckte freudig bewegt, dass es doch noch Richter in Preussen gebe,



Digitized by Google

die unter dem schwarzen Kittel ein andersfarbiges Herz verbergen. Als aber alle die Abschnitte vorübergezogen waren und der Leser nun, halb von Entrüstung, halb von Freude voll, sich zu der bescheidenen Frage verstieg, wozu man ihm täglich den Morgenkaffee mit tiefsinnigen Betrachtungen gewürzt habe, und wie in Zukunft dem Treiben der Gebrüder Heinrich, die man bekanntlich nicht nur in Klöstern findet, vorzubeugen sei, da wurde er ernst und energisch zur Ruhe verwiesen, bis er sich schliesslich wirklich überzeugte, wie misslich es sei, im Augenblick der Erregung die Gesetzgebung zu Hülfe zu rufen und einen einzelnen Vorfall zum Vorwurf für gesetzgeberische Aktionen zu nehmen.

Eine unbestreitbare Wahrheit! Wer kennt nicht das Unheil, das die wüste Gesetzesfabrikation der letzten Jahre gebracht hat. Aber durfte sie wirklich auf den vorliegenden Fall Anwendung finden? Hätte man wirklich den einzelnen Vorfall zum Muster zu nehmen und auf dem Rücken einzelner Personen Gesetze zuzuschneiden brauchen?

Im preussischen Herrenhause sind bekanntlich wiederholt Fälle zur Sprache gebracht worden, in denen angeblich gesunde Personen, die sich lästig gemacht, widerrechtlich entmündigt und ihrer Freiheit beraubt worden sind. Eine Commission, gebildet aus Laien, Juristen und Seelsorgern hat das Verlangen nach einer vollkommen neuen mit den denkbar möglichsten Vorsichtsmassregeln ausgestatteten Irrenprozessordnung erhoben, um auf ihrer Grundlage diejenige Gesetzgebung, welche über die heiligsten Rechte der Persönlichkeit zu entscheiden hat, auf eine höhere, dem Rechts- und Sittlichkeitsgefühl entsprechende Stufe zu bringen. Man will den Ausspruch des geistigen Todesurtheils nicht mehr dem Arzt und nicht mehr dem Richter anvertrauen, sondern in die Hand einer freigewählten Laiencommission legen, die aber auch nicht früher die Unterbringung in ein Irrenhaus verfügen dürfe, als eine vollständige Entmündigung vorangegangen sei. Dass diese Anregungen die Männer am grünen Tisch zu irgendwelchen weiteren Erwägungen veranlasst hätten, davon hat man bisher nichts Greifbares vernommen, und man wird es den gesetzgebenden Männern in diesem Falle vielleicht auch etwas nachsehen, wenn man bedenkt, wie durch Parteileidenschaften und die gehässigsten persönlichen Momente diese ernste gesetzgeberische Frage von dem geraden Wege der wissenschaftlichen Discussion abgedrängt und demagogisch getrübt worden ist. Man denke nur an den Fall Paasche. Statt mit ruhiger Sachlichkeit die Bedenken eines Verfahrens zu prüfen, wonach Jemand eine freundliche Einladung zum Polizeiamt erhalten, dort von einer einzigen Person einem halbstündigen Verhör unterworfen und auf Grund dieses halbstündigen Verhörs in ein Irrenhaus gebracht werden kann, wurde dieser Fall sofort zu einer hochpolitischen Action aufgebauscht. Es wurden lärmende Volksversammlungen abgehalten und unter den heftigsten Angriffen gegen die Unvollkommenheit der heutigen Psychiatrie und Mangelhaftigkeit der deutschen Irrengesetzgebung Resolutionen angenommen, aus denen unübertreffbare Rechtsunkenntniss, mehr als naive Urtheilslosigkeit, krankhafte Ueberreizung, Alkoholgenuss und Tabaksqualm nur zu deutlich herausschauten. Gerade diesen Eiferern ist es zuzuschreiben, dass es wirklich noch des jammervollen Bildes bedurfte, das uns der Aachener Prozess über die Zustände unseres heutigen Irrenwesens aufrollte, um erkennen zu können, welche Gefahr für die

Digitized by Google

Freiheit der Gesellschaft in der heutigen Rechtsordnung des Irrenwesens liegt. Ja, kann man überhaupt von „Rechtsordnung" reden, die, jeder festen Unterlage bar, sich lediglich aufbaut auf ein wirres Conglomerat von dürftigen processualen Bestimmungen, Verordnungen der Einzelstaaten und Anstaltsreglements? Vergeblich sucht man einen sicheren Anhalt zu entdecken der die notwendigen Garantien gegen verhängnissvolle Irrthümer unwissender Aerzte und unverständiger Richter zu bieten vermöchte.

Die Aufgabe, welche dem Staate gegenüber geisteskranken Personen obliegt, ist eine dreifache. Er hat zunächst dem Geisteskranken in wirthschaftlicher und körperlicher Hinsicht seinen Schutz angedeihen zu lassen: er bestellt ihm einen Pfleger zur Verwaltung und Erhaltung seines Vermögens, er macht sich anheischig, ihm, wenn er nicht aus eigenen Mitteln erhalten werden kann, Unterkunft und ärztliche Pflege zu Theil werden zu lassen. Der Staat hat ferner die Gesellschaft vor dem Geisteskranken zu schützen, zu verhindern, dass derselbe Handlungen begehe, die trotz ihrer Gemeingefährlichkeit nur deshalb nicht von dem Strafrichter gesühnt werden können, weil dem Thäter mit der Vernunft zugleich das Bewusstsein sittlicher Pflichten, oder, technisch ausgedrückt, das Bewusstsein der Rechtswidrigkeit seiner Handlungsweise fehlt: zu diesem Zwecke hat er staatliche oder doch unter staatliche Aufsicht stehende Anstalten, in welche der Unglückliche gebracht werden muss, um nicht weiteres Unglück zu stiften. Der Staat hat endlich den angeblich Geisteskranken vor der Gesellschaft zu schützen, durch ein geordnetes, gesetzliches Verfahren dagegen Vorsorge zu treffen, dass Personen, welche im Besitze ihrer Geisteskräfte sind, in den Verdacht der Geisteskrankheit gerathen, für wahnsinnig erklärt und in eine Irrenanstalt gebracht werden.

In der Theorie lassen sich diese Theile des sog. Irrenrechts sehr schön auseinanderhalten, und Schröder hat in seinem „Recht im Irrenwesen" an der Hand des Prinzips der Verschuldung im privatrechtlichen und im Sinne des öffentlichen Rechts geistvolle Resultate über die Stellung des Irrenrechts in der Rechtswissenschaft, seinen Wirkungskreis und seine Haupttheile gefunden. Die erste practische Frage bleibt doch immer die: Wer ist geisteskrank? Und welcher Geisteskranke ist gemeingefährlich? Die entscheidende Antwort auf diese Frage hat nach dem heutigen Rechtszustand zunächst der Arzt zu geben, und erst auf Grund seines Gutachtens fällt die staatliche Behörde ihre Entscheidung. Der Arzt hat sein Gutachten zu geben nicht nach vorgeschriebenen Regeln, sondern nach den Grundsätzen seiner Wissenschaft, und da bedurfte es nicht erst des Aachener Prozesses, um uns darüber aufzuklären, unter welcher gefährlichen Unklarheit und Unsicherheit die ganze psychiatrische Wissenschaft heute zu leiden hat.

So lange es sich um körperliche Krankheiten handelt, ist es selbst für den Laien nicht schwer, die Grenze zu finden, von welcher an die Gesundheit sicher aufhört. Wenn der Magen nicht verdaut, wenn die Lunge nicht genügend Luft bekommt, wenn der Pumpenschwengel des Herzens sich nicht gehörig auf- und niederbewegt, dann wird es jedermann klar, dass es sich um einen Fehler in der Maschinerie handelt, und dann wird man die Auffindung dieses Fehlers vielleicht demjenigen am besten anvertrauen können, welcher die Maschine kennt



Digitized by Google

und sich berufs- und leider nur allzumaschinenmässig mit ihren Störungen beschäftigt.

Anders liegt die Sache, wenn es sich um Störungen im psychischen Mechanismus handelt. Hier besteht die grosse Gefahr, dass auf der einen Seite Oberflächlichkeit und Bequemlichkeit eine „Ungewöhnlichkeit" mit einer Krankheit verwechseln, dass auf der andern Seite eine übertriebene Forschungssucht in Vermischung von Ursachen und Wirkungen wissenschaftliche Irrlehren aufstellt, deren geistreiche Thesen dann als Grundlage neuer Forschungen dienen. Wir erinnern nur an den grossen italienischen Psychiater, der mit dialectischem Blendwerk den gesunden Blick der Praxis in besorgnisserregender Weise künstlich zu trüben verstanden hat, dessen Lehren von dem Zusammenhang zwischen Irrsinn und Verbrechen auch in der kriminalanthropologischen Schule Deutschlands schon arge Verwüstungen angerichtet haben. So ist jener Zwiespalt zu erklären, welcher heute die ganze kriminalpsychiatrische Wissenschaft durchsetzt. Während der eine in jeder verbrecherischen Handlung zugleich einen geistigen Defect erblickt, sieht der andere wirkliche Geisteskranke für Verbrecher an. Die alte Streitfrage der „Kleptomanie" liefert ein kleines aber lehrreiches Beispiel.

Die Psychiatrie macht Anspruch darauf, eine „Wissenschaft" zu sein. Sie will die Anschauungen verbannen, welche die Gesellschaft selbst zu allen Zeiten mit dem Begriff des Irrsinns verbunden hat. In der Kindheit des Menschengeschlechts und bei Naturvölkern noch heute herrschte die naive Auffassung, dass Geisteskranke höhere, von einem Gott bewohnte Wesen seien. Im biblischen Zeitalter bis hinein in unsere Tage galten Tobsüchtige als vom Teufel besessen. Beide Anschauungen haben sich noch bis tief hinein in unsere heutige Gesellschaft erhalten, und die Klosterbrüder von Mariaberg sind nicht die einzigen, welche mit Ketten, Schlüsselprügeln und Lattenschlafen den Teufel aus den armen Kranken auszutreiben suchten. Ja, ist es denn aber etwas anderes, wenn der Geheime Sanitätsrath und vereidete Kreisphysikus, Dr. Kribben, der Vertreter der „Wissenschaft", den englischen Geistlichen darum für verrückt erklärt, weil er zu Zeiten einen auffallenden thörichten Wahn bei ihm wahrzunehmen geglaubt hat? Die Wahnbildung ist eines der verhängnissvollsten Symptome, mit denen die heutige psychiatrische „Wissenschaft" zu operiren sich vermisst. Wohl ein jeder von uns ist sich bewusst, irgend einmal in seinem Leben etwas Thörichtes gesagt zu haben. Es sollen sogar Fälle bekannt sein, in welchen notorisch verständige und hervorragende Leute gelegentlich einmal einem flagranten Irrthum verfallen sind. Ist da nicht die natürliche Besorgniss gerechtfertigt, dass der Psychiater Jedermann, wenn er nur will, für geisteskrank erklären könne? Wohl giebt es manchen auffallenden Wahn, der fast nur im krankhaften Zustand betroffen wird. Der Bettler, welcher König zu sein glaubt, der lebende und athmende Mensch, der sich für eine Leiche hält, der Zerknirschte, welcher sich zur Strafe seiner Sünden in ein Thier verwandelt glaubt, sie werden dem Arzt wie dem Laien als geisteskrank erscheinen. Aber solche prägnante Wahnbildungen sind, wie Jolly mit anerkennenswerther Offenheit hervorgehoben hat, weder in allen Fällen von Geistesstörung vorhanden, noch würde ihre Feststellung genügen, um über die Art der Krankheit

Digitized by Google

und über ihren wahrscheinlichen Verlauf und Ausgang etwas vorhersagen zu können. Dieselbe Idee kann in einem Falle einer vorübergehenden Umnachtung der Sinne, einer Berauschung, einem Fieberzustande entspringen und mit diesem Zustande wieder verschwinden, während sie ein anderes Mal auf einer Monate lang dauernden, aber schliesslich noch heilbaren Störung der Gehirnfunktionen beruht, in einem dritten Falle aus einer irreparablen, allmälich zu völliger Verblödung führenden Zerstörung der Gehirnsubstanz hervorgeht. Man braucht ja nur an die bekannte Teufelserscheinung Luthers zurückzudenken, an die visionenreichen Seher und Propheten, wie Johanna von Orleans und Swedenborg, um den Unterschied zwischen einer Befähigung zu lebhafter Phantasiethätigkeit, die wohl zu Wahnvorstellungen ausarten kann, und der Psychiatrie und Pathologie zu erkennen.

Eine der modernsten Errungenschaften der psychiatrischen Wissenschaft, die von den ernsthaftesten Psychiatern in jüngster Zeit verschiedentlich wissenschaftlich zu begründen versucht worden ist, ist der „epidemische Wahnsinn". Vielleicht wird sich manch einer erinnern, dass im Jahre 1850 in Berlin eine „Doctor-Dissertation" erschienen ist, über die demokratische Krankheit, eine neue „Wahnsinnsform", in welcher allen Ernstes die Aethiologie und die Erscheinungen dieses Leidens geschildert und unter den Symptomen unter anderem verschiedene Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung angeführt worden sind. Man hatte dies damals für eine einzelne wissenschaftliche Verirrung gehalten, die man durch die humoristische Gegenschrift „de morbo reactionario, antiqua insaniae forma" am besten zu beantworten geglaubt hat. Aber der Geist der Schrift pflanzte sich weiter. Im Jahre 1871 wurde in Frankreich der Versuch gemacht, eine besondere Art von Geistesstörungen der Pariser Communarden zu construiren. Und hat man nicht in letzter Zeit die grossen Antisemitenapostel wiederholt unter die psychiatrische Lupe genommen und die Ankündigung von nie erscheinendem Actenmaterial sowie das 20 Pf.-Entree allen Ernstes als psychopatische Erscheinungen zu erklären sich bemüht?

Alle diese Versuche leiden an dem gleichen Fehler wie die Fälle, in denen man einen epidemischen Wahnsinn ganzer Nationen oder einzelner Zeitalter zu erkennen geglaubt hat. Die psychiatrische Analyse, die sich auf derartige Bewegungen wie auf eine willkommene Beute stürzt, verkennt eben ganz das grosse fascinirende Moment, das allen diesen Ideenrichtungen unterliegt, das desto stärker hervortritt, je weitgreifender und unsinniger die zur Grundlage genommenen Thesen sind, jene Erscheinungen, von denen Willers Jessen treffend bemerkt hat, dass sie wohl als epidemischer Unsinn, nicht aber als epidemischer Wahnsinn bezeichnet werden können.

Bedarf es wirklich noch der Erwähnung, wieviel grosse Gedanken treffende Ideen, gewaltige Wahrheiten als Narrheiten bezeichnet und wie oft ihre Schöpfer als Narren erklärt wurden? „Und sie bewegt sich doch", der Mann, der diesen Satz zuerst aufgestellt und gegen die eingebürgerte Meinung vertheidigt hatte, wurde offen für verrückt erklärt. Wer weiss, wie die nachfolgenden Geschlechter über manchen unserer Philosophen denken werden, von denen die öffentliche Meinung heute achselzuckend erklärt, dass ihr Genie sie zum Wahnsinn geführt habe.

Digitized by Google

Aber zugestanden selbst, die psychiatrische Wissenschaft hätte einen Fortschritt zu verzeichnen, sie habe für die Begriffserklärung des Irrsinns so feste Momente gefunden, dass auch der rechtliche Begriff des Irrsinns heute mit Sicherheit daraus abgeleitet werden könnte, würde dieser Fortschritt der Wissenschaft in der That auch dem entscheidenden Arzt, in dessen Hand Freiheit und Unfreiheit des angeblich Kranken gelegt ist, zu Gute kommen? Der entscheidende Arzt ist der Polizeiarzt, der Kreisphysikus, der gewöhnlich — Ausnahmen bestätigen die Regel — mit den echten Bieren und Weinen in seinem Amtsbezirk viel besser vertraut ist, als mit der Lehre von den Affektstörungen und den Gehirnanomalien. Der Stand der Psychiatrie mag sein, wie er wolle: so wird doch bei der durchaus ungenügenden wissenschaftlichen Bildung unserer staatlichen Medicinalbeamten der Irrthum im Irrsinn so lange unvermeidlich erscheinen, so lange nicht nur das körperliche, sondern auch das rechtliche Moment dem Arzt anvertraut ist, so lange in ihm nicht nur der Arzt, sondern auch der Mensch im Arzt und der Richter zu gleicher Zeit angerufen und so durch Vermengung von Stellungen, die sich gegenseitig stützen und ergänzen sollen, in einer Person jenes hinkende zwitterhafte Institut geschaffen wird, dessen Gefahren Gambettas Irrengesetzentwurf vom Jahre 1870 zuerst in einem Lande zu bekämpfen versuchte, dass sich ohnehin eines positiven Irrenrechts rühmen kann.

Es ist eben das Traurigste und Bedenklichste an unserem ganzen Irrenwesen, dass beim heutigen Entmündigungsverfahren die Justizbüreaukratie, beim heutigen Einsperrungsverfahren die Verwaltungsbüreaukratie mit der officiellen Psychiatrie einträchtig zusammen arbeitet. Dass hierbei vorsätzlich Unrecht begangen wird, wer wollte oder könnte es behaupten? Aber Vorsatz und grobe Fahrlässigkeit wird vom bürgerlichen Recht auf eine Stufe gestellt und bei manchen in den letzten Jahren bekannt gewordenen Fällen wird man kaum den Gedanken von sich abweisen können, dass das Gutachten dieses oder jenes Psychiaters nicht nach den objektiven Grundsätzen seiner „Wissenschaft", sondern nach Massgabe höherer Wünsche abgegeben ist, dass die Entscheidung dieses oder jenes Verwaltungsbeamten nicht von allgemein bestehenden Rechtsgrundsätzen sondern von mehr oder weniger abweichenden Zweckmässigkeitsrücksichten gefällt oder unterlassen worden ist. Immer mehr aber häufen sich die Fälle, aus denen, wenn auch keine böse Absicht, so doch ein Verschulden der Büreaukratie oder Psychiatrie entnommen werden muss. Man blicke nur auf die von Jahr zu Jahr steigenden Entmündigungen und Einsperrungen wegen Querulantenwahnsinns, jenes bis zum Aeussersten getriebenen „Kampfes ums Recht", der nicht erlittenes Unrecht ruhig zu tragen vermag, sondern gegen widerfahrene Unbill immer von neuem sich wehrt. Wohl mag es eine Kategorie von solchen „Kämpfern ums Recht" geben, von denen mit Grund behauptet werden kann, dass sie vielmehr einen Kampf ums Unrecht führen, immerhin muss sich die Obrigkeit ängstlich davor hüten, als ob sie hier ein neues Mittel entdeckt hätte, sich von Gegnern, die sich durch sie verletzt oder misshandelt glauben, in einfacher Weise durch Beantragung der Entmündigung oder Einsperrung des Verletzten oder Misshandelten als angeblichen Querulanten zu entledigen.

Wer wollte es heute noch leugnen, dass das Vertrauen des Volkes

Digitized by Google

zur Verwaltung und Justiz arg erschüttert ist und nur wieder gefestigt werden kann, wenn neben den Berufsbeamten auch Richter aus dem Volke an der Entscheidung über die höchsten Güter des Bürgers, Freiheit und Handlungsfähigkeit betheiligt werden? — Damit kommen wir auf die bedeutsamste Frage unseres Irrenrechts, gegen die sich der Aerztestand eben so energisch wehrt, wie sie der gesunde Sinn des Volkes verlangt: die Hinzuziehung des Laienelements im Entmündigungsverfahren wie im Unterbringungsprozess in einer Anstalt.

Die Reichsregierung scheint gerade diesem Postulat gegenüber eine entschieden ablehnende Haltung einnehmen zu wollen. Was bisher über die sogenannte Reform der „Irrengesetzgebung" in Tagesblättern bekannt gegeben wurde, das deutet darauf hin, dass man sich mit der Abstellung einiger besonders krass hervortretender Mängel im civilprozessualischen Entmündigungsverfahren begnügen will. In richtiger Erkenntniss eines Hauptfehlers wird insbesondere angestrebt, den § 598 der Civilprozessordnung, wonach die persönliche Vernehmung des zu Entmündigenden vor seiner Entmündigung in gewissen Fällen unterbleiben kann, dahin umzuändern, dass auf jeden Fall von Seiten des Gerichts unter Zuziehung eines oder mehrerer Sachverständigen eine Vernehmung des angeblich Geisteskranken zu erfolgen habe, damit der Richter sich so auf Grund eigenen Augenscheines sein Urtheil bilden könne. Auch die Einführung der bisher mangelnden Revision als Rechtsmittel im Entmündigungsverfahren ist in Aussicht genommen, wodurch die Gesetzgebung jedenfall dem Verdacht entgehen wird, als ob sie die Freiheit des Menschen geringer schätze als 1500 Mark. Darüber hinauszugehen und auch dem Laien dieselbe Macht einzuräumen, die ihm im Strafverfahren gewährleistet ist, hindert die altbekannte Furcht vor einem „Eingriffe in die grundlegende Systematik des bestehenden Civilprozessrechtes" — ein neuer Beweis dafür, dass in Deutschland der Kultus der elegantia juris obenan steht, während die Bedürfnisse des praktischen Lebens nur insoweit auf Berücksichtigung Anspruch erheben dürfen, als sie sich nicht vermessen, einen „Bruch des Systems" herbeizuführen. Wir wollen den Arzt keineswegs aus seiner Stellung verdrängen, er ist als Sachverständiger unentbehrlich; wir wollen ihn nur in die ihm gebührenden Schranken zurückweisen, den Richter zu unterstützen, nicht ihn zu vertreten. Wir wollen auch dem Richter keineswegs seine Befugnisse verkümmern, ihm soll die alleinige Leitung des Verfahrens nach freiem Ermessen zufallen. Aber neben diesen beiden Factoren verlangt in allen Fällen, in denen es sich um das höchste Gut der Persönlichkeit, die Freiheit des Menschen, und um die Vernichtung seines moralischen Daseins handelt, auch das allgemeine Rechtsgefühl nach seinem Anwalt, den Geschworenen aus dem Volk. Die Oeffentlichkeit bedarf dieses Anwaltes zu ihrer eigenen Beruhigung.

Oder ist eine derartige Beruhigung im Hinblick auf den Prozess, der den Anlass zu dieser Erörterung gegeben, nicht vonnöthen? Wir fragen uns vergeblich, wie es möglich ist, dass ein freier Mensch, nachdem er von einer einzelnen Person einem 15 Minuten langen Verhör unterworfen worden ist, auf Grund der in dieser Viertelstunde gewonnenen Erkenntniss in ein Irrenhaus gesteckt, seiner Freiheit beraubt und ohne weitere Controlle gefangen gehalten wird. Die Vernehmung des Polizeiarztes Dr. Kribben, der nicht etwa eine Ausnahme sondern ein Typus

Digitized by Google

der beamteten Aerzte ist, war die fürchterlichste Anklage die man gegen denjenigen Theil unserer Rechtsordnung, den man mit — sit venia verbo — „Irrenrecht“ zu bezeichnen pflegt, erheben konnte. Vergebens sucht der Vertheidiger seinem Erstaunen darüber Worte zu verleihen, dass der Polizeiarzt einen Mann, den er noch nie gesehen, der eine ihm nicht geläufige Sprache führt, angeblich nach Alkohol riecht und sehr erregt ist, nach einer kaum eine Viertelstunde währenden Betrachtung für Irrenhausreif erklären kann. Und doch kann man dem Geheimen Sanitätsrath und Kreisphysikus nicht einmal eine objective Pflichtverletzung zum Vorwurf machen.

Ein Blick auf das Verfahren, welches heute, abgesehen natürlich von einem freiwilligen Eintritt in eine Heilanstalt, für die Unterbringung von Geisteskranken in eine Irrenanstalt massgebend ist, beweist uns dies.

Die nach dem heutigen Recht für die Unterbringung in eine Anstalt legalen Gründe sind zweifacher Natur. Entweder ist es das wirthschaftliche und private Interesse, welches Angehörige oder Bekannte veranlasst, den Geisteskranken in eine Anstalt zu überführen, oder es ist das öffentliche Interesse, welches in dieser Richtung von den staatlichen Organen, zumeist der Polizei, wahrgenommen wird. Das Verfahren ist in beiden Fällen überaus „einfach“. Im ersteren Falle genügt der Antrag eines Verwandten und das Zeugniss eines Arztes, das die Person, für welche die Aufnahme begehrt wird, geisteskrank sei, im zweiten Fall — wir machen hier keinen Unterschied zwischen Irrenhaus und Beobachtungsanstalt, da selbst der kürzeste Aufenthalt da und dort den gleichen Effekt in der Beschränkung der persönlichen Freiheit erzeugt — genügt die Vernehmung durch einen Polizeiarzt und ein auf dessen motivirtes Gutachten erfolgender polizeilicher Inhaftirungsbeschluss. Es bedarf keiner Betonung, dass die „Einfachheit“ dieses Verfahrens in einem grellen Missverhältniss steht zu den Cardinalsätzen, die sich im öffentlichen Leben Deutschlands zu immer höherer Beachtung emporarbeiten. Nicht mit Unrecht hat Schröder auf die Aehnlichkeit mit dem mittelalterlichen Inquisitionsprozesse hingewiesen. Der Untersuchungsprozess des einer Geisteskrankheit Verdächtigen ist ein reiner Polizeiprozess. Was ihm vor Allem fehlt, das ist das Recht der Vertheidigung des Angeklagten und die Oeffentlichkeit. Sogar das polizeiärztliche Parere ist ein Geheimact, dem Verdächtigten wird die Einsicht in dasselbe verwehrt. Der Mangel einer Vertheidigung wirkt aber gerade hier um so schwerer, als der Verdächtige durch den blossen Umstand, dass er in dem Verdacht des Irrsinns steht, in eine begreifliche Aufregung geräth, die ihm Ruhe und Ueberlegung benimmt.

Man hat verlangt, dass der Polizei überhaupt das Recht, die Unterbringung in eine Anstalt verfügen zu dürfen, genommen oder diese Unterbringung wenigstens von einer vorangegangenen Entmündigung abhängig gemacht werden solle. Dieser Vorschlag beruht auf einer Unkenntniss der Praxis und Verkennung des Lebens: denn ein Entmündigungsverfahren findet einmal nur bei solchen Geisteskranken statt, welche im Besitz von Vermögen sind — vermögenslose Leute, würden also insoweit für rechtlos erklärt werden — andererseits nimmt das Entmündigungsverfahren, wenn es sorgfältig geführt werden soll, oft Wochen in Anspruch, in zahlreichen Fällen liegen

Digitized by Google

aber die Umstände so, dass die sofortige Ueberführung eine Nothwendigkeit ist, um die menschliche Gesellschaft vor dem Irren, um den Irren vor sich selbst zu schützen. Dagegen dürfte auch in diesen dringlichen Fällen eine Vorschrift am Platze sein, wie sie in der Strafprozessordnung für die Fälle vorläufiger polizeilicher Festnahme vorgesehen ist, in welchen bekanntlich binnen 24 Stunden von dem zuständigen Richter die Haftnahme durch Beschluss bestätigt werden muss. In welcher Weise im Uebrigen die Hinzuziehung des Laienelementes, das Recht der Vertheidigung und die Sicherung der Oeffentlichkeit am förderlichsten bewirkt werden kann, das ist gerade in jüngster Zeit von berufener Seite an berufenem Orte ausgiebig erörtert worden. Besondere Beachtung verdient der Vorschlag von Professor Medem in Greifswald, wonach aus höheren Beamten des Kirchen-, Schul-, Medizinal-, Verwaltungs- und Justizdienstes Fürsorgeämter gebildet werden sollen, denen über jede Unterbringung einer Person in Erziehungshaft, Zwangserziehung oder Sicherungshaft sofort und demnächst periodisch Bericht zu erstatten ist. Diese Fürsorgeämter sollen über Art, Fortdauer und Aufhebung der Unterbringung jederzeit Beschluss fassen, sowohl auf Antrag Betheiligter, als von Amtswegen.

Zu der Nothwendigkeit einer Reform muss uns schon das beunruhigende Bewusstsein treiben, dass das Irrenrecht in Deutschland sich, international betrachtet, als das mangelhafteste herausstellt. Das österreichische Recht ist wenig besser, beruht aber wenigstens auf einem einheitlichen System. Nach englischem Recht ist die Aufnahme in eine Irrenanstalt nicht so durch ein complicirtes Verfahren als dadurch gesichert, dass man, neben einer streng durchgeführten Scheidung zwischen gefährlichen und ungefährlichen Geisteskranken auch dem Momente der Beaufsichtigung und Inspection der Irrenanstalten durch unbetheiligte Männer aus dem Laienstande volle Rechnung getragen hat, so dass wenigstens in dieser Richtung das englische Recht nichts zu wünschen übrig lässt. Das französische Recht ist das relativ vollkommenste; seine Sicherheit und sein ungeheurer Vorzug vor dem unsrigen besteht darin, dass es Vorsicht in der Aufnahme der Kranken und der Dauer ihrer Festhaltung nach jeder Richtung hin übt. Auch das schweizerische Recht versucht eben jetzt, denselben Weg zu gehen.

Schaffen wir eine solche Aufsichtsbehörde wie sie das Rechtsbewusstsein des Volkes verlangt; geben wir dem Internirungsprozess volle Oeffentlichkeit und jedem Internirten einen ständigen Vertreter; beseitigen wir durch strenge Prüfungsvorschriften den Mangel an Vorbildung, der sich bei unseren amtlichen Medicinalpersonen so auffallend bemerkbar macht; fixiren wir wissenschaftlich und rechtlich den Begriff des Irrsinns, indem wir ihn untrennbar mit dem Moment der Gefährlichkeit verbinden und diese Gefährlichkeit wiederum von dem dauernden und persönlichen Irrwahn, der die subjective Gerechtigkeit verrückt, den Masstab für Gutes und Böses, für Recht und Unrecht verloren hat, abhängig machen; — dann wird uns auch die Lehre von Mariaberg vielleicht nicht unwillkommen erscheinen.

Digitized by Google

# AUFZEICHNUNGEN EINER DIAKONISSIN.

## ROMAN

VON

A. GEMBERG.

(Schluss.)

Anfang November.

Ich verlasse das Bett nicht mehr und habe seit etwa vier Monaten die Schwesterhaube abgelegt, zum Zeichen, dass ich nicht mehr arbeite. Mein braunes Haar umgiebt jetzt ein sehr bleiches Gesicht. Meine Augen sind gross und dunkel geworden. Ich betrachte mich zuweilen im Spiegel und bin zu der Entdeckung gelangt, dass ich eigentlich schön bin. —

Jetzt ist das einerlei. Für mich, als fromme Schwester, war's wohl immer gleichgültig. — Es giebt aber Frauen, für die es eine sehr wichtige Frage ist, wie sie aussehn. Wir Diakonissen verstehen das nicht. In dem bin ich jedenfalls das Urbild einer Diakonissin. —

Durch das Monate lange Liegen habe ich jetzt Gliederschmerzen und leide an Schlaflosigkeit. Ich bekomme seit kurzer Zeit regelmässig Morphium. — Daraus kann ich schliessen, dass der Professor mich aufgiebt. Sonst gewöhnte er mir das wohl nicht an. —

Doctor Klaus, der mir vor zwei Jahren einen Heirathsantrag machte, ist mir seitdem ein Freund geworden. — Er hat Tact genug gezeigt, niemals wieder auf diesen unglückseligen Gedanken zurückzukommen. — Seine Persönlichkeit war mir niemals unangenehm, nur dieser sinnlose Gedanke, dass er mich heirathen wollte, hatte ihn mir verleidet.

Jetzt haben wir Beide die Verlegenheit überwunden, die eine Zeit lang die Folge seines abgewiesenen Antrags war. Um so besser, da er mich ärztlich behandelt. —

So lange ich meinen Dienst versah, habe ich niemals verstanden, was für ein Bedürfniss es sein kann, mit anderen Menschen zu sprechen, Gedanken auszutauschen — Freundschaften zu schliessen. —

Mir genügt meine Arbeit, die Musik und das einsame Nachdenken, das mich nach abgeschlossenem Tagewerk zuweilen veranlasst, die Eindrüke niederzuschreiben, die mein Schwesterleben mir brachte.

Jetzt bin ich selbstloser geworden. Nicht nur die Eindrüke, die ich empfange, interessiren mich, sondern auch die Erlebnisse und die Ansichten der Anderen. Das Bedürfniss, mich auszusprechen, liegt mir fern; aber ich habe es gern, wenn Andere sich mir gegenüber aussprechen.

Wenn ich dann wieder Stunden lang still liege, beschäftigen die Interessen und Gedanken, die Andere mir entgegengebracht haben, meinen Geist und auch zum Theil meine Gefühle. —

Digitized by Google

Doctor Klaus gehört dagegen zu den Menschen, die jede Seelenregung mittheilen müssen, die jemanden brauchen, die innerlich mit ihnen lebt und an allen theilnimmt, was sie betrifft.

Ich glaube, er wollte nur aus diesen Bedürfnissen heraus heirathen. Sonderbar, dass er es noch nicht gethan hat!

Vorläufig scheint ihm die Freundschaft einen Ersatz für die Ehe zu gewähren. Eine Männerfreundschaft würde ihm das nicht bieten können, auch eine arbeitende Frau könnte wohl kaum ihr eigenes Selbst so weit zurückstellen um sich ihm genügend zu widmen.

Es trifft sich deshalb ganz gut, dass er Gelegenheit hat, mir Gesellschaft zu leisten und mir vorzutragen, was in ihm nach Ausdruck ringt. Es ist ihm ein solches Bedürfniss geworden, dass ich mich manchmal frage, was er thun wird, wenn er mich nicht mehr hat.

Ich will ihm den Gedanken suggeriren, dass er nach meinem Tode heirathen muss.

* * *

Die Sache ist eigentlich so einfach wie möglich. Er entwickelt seine Ideen vor mir, erzählt von seinem inneren und äusseren Leben und ist zufrieden, wenn alles klar und logisch, wie ein einfaches Rechnungsexempel, aufgeht. Er ist eben eine durch und durch ehrliche Natur. Eine solche Natur will verstanden und will geliebt sein. Ich verstehe ihn -- — — — — — ja, ich verstehe diesen Mann — — —

* * *

Das Kruzifix, das mir der verstorbene Pastor hinterlassen hat, hängt an der Wand vor meinem Bette. Meine Augen treffen darauf, sobald ich sie öffne.

Abends, wenn die Fieberzeit kommt, ist mir's, als riefe das Bild meine Blicke zu sich. Zu meiner Fieberstunde gehört dieses Kunstwerk.

Vor meinen heissen, totmüden Augen fängt die Gestalt am Kreuze an zu leben, sie wächst und reckt sich zu schattenhafter Grösse empor.

Dieser geheimnisvolle Schatten legt sich über mein Lager und umfängt mich mit seinem Banne.

In wildem Schmerze zucken die Nerven des gefolterten Gottes. Ich sehe diese Nervenqual, sie schreit in schrillen Tönen aus jedem Gliede, aus jedem Theile dieses lebenden und ewig sterbenden Leibes. —

„Ich sterbe für Dich — ewig, ewig. —

Die in Verzweiflung geöffneten Lippen rufen mir's zu. — Wird es uns nicht gelehrt von Klein auf bis an unser Ende? — Er starb für Dich, er litt am Kreuze für Dich, nun leide für ihn!

Der gesunde Sinn begreift das Leiden des Gekreuzigten nicht. Wenn der Körper aber selbst in der Auflösung begriffen ist — wenn der Mensch sich auf seinem Sterbebett windet —, dann versteht er's auf einmal. Ich leide — und Du — Du Erdenwurm, Du solltest nicht leiden? Fühlst Du nicht, dass Deine Qual mir göttliche Wonne bereitet?

Mich erfasst eine Wollust des Schmerzes. Ich breite meine Arme grade aus, lege einen Fuss auf den andern und bilde mir ein, ich wäre gekreuzigt. Ein wilder, süsser unsagbarer Schmerz erfüllt meinen ganzen Sinn, jeder Nerv in mir zittert und leidet, ich stöhne leise und fühle, wie die Stacheln der Dornenkrone sich glühend in mein Hirn bohren.

Christus — ich fühle, was Du fühlst — ich leide was Du leidest, ich folge Dir nach — — ich bete Dich an, sei Du mein, sei Du mein, fühlst Du nicht, dass ich Dein bin? — — ah! diese Wonne, zu leiden, zu sterben! dieses heisse stolze Gefühl am Kreuze zu stehen, zu ihm zu gehören!

Der Gott, den das realistische Kunstwerk mit wildem Leben erfüllt, steigt zu mir herab aus himmlischer Höhe. Er erzählt mir von der Welt jenseits

Digitized by Google

des Grabes, in die ich nun eintreten werde — er erinnert mich an diesen und jenen Toten, den ich sterben sah. Ich zerre an dem Schleier, der das ewige Geheimniss verhüllt, aber die blutenden, durchbohrten Hände halten den Schleier fest und wehren mich ab.

Warte — Deine Stunde wird kommen, noch nicht heute, noch nicht morgen — —

Am Tage ist nichts weiter da, als eine gut gearbeitete sehr kunstvolle Holzschnitzerei.

Es vergeht selten ein Abend, an dem ich weniger als 39 Grad Fieber habe. Bei dem kleinsten Anlass, der oft kaum auffindbar ist, steigt die Temperatur über vierzig. Vielleicht erklärt das die religiöse Extase, die mich grade Abends zuweilen erfasst. Diese heftigen Gefühle waren doch sonst meinem Wesen fremd. — Ist denn alles körperlich — wenn es selbst für diese Empfindungen eine materielle Erklärung giebt?

* * *

Doctor Klaus schliesst sich immer mehr an mich an. Stillschweigend betrachten die Hausgenossen mein Zimmer als sein Erholungsplätzchen, wo er seine freie Zeit zubringt. Man billigt damit schweigend die Freundschaft, die uns Beide verbindet. Die meisten Schwestern wissen, dass er mich geliebt hat und sie finden es natürlich, dass aus dieser Empfindung mit der Zeit Freundschaft geworden ist.

Ob es möglich ist, dass aus Liebe Freundschaft werden kann? Ich bin darüber nicht ganz klar, ich weiss nicht, was er empfindet, aber das weiss ich, dass ich nach und nach gelernt habe Theilnahme für ihn zu fühlen. Seine Nähe ist mir angenehm beruhigend, aber ich empfinde keine Sehnsucht nach ihm, wenn er fern ist. Ich weiss, dass ich ihn nicht liebe, aber ich weiss jetzt auch, dass ich hätte lieben können, wenn mir derjenige begegnet wäre der als ein unbestimmtes Ideal meiner Seele vorgeschwebt hat. Das Leben ist vorüber gegangen und er ist mir nicht begegnet.

Ich fragte ihn heute ob er auch glaubt, dass ich mich damals bei der Typhuspflege angesteckt hätte.

Er wurde sehr erregt bei meiner Frage. Kaum vermochte er mir zu antworten. Die Thatsache, dass man mich dorthin geschickt hat empört ihn, so oft er daran denkt. „Nicht einen Tag Ihres Lebens wäre das Dasein jenes Weibes werth gewesen, selbst wenn es erhalten wäre," grollte er.

„Leider war das Opfer meines Lebens vergeblich, ich kam zu spät hin," ich glaube, ich habe das in einem gewissen schmerzlichen Tone gesagt. Ich bin mir ja auch selbst klar darüber, dass es eine klägliche Thatsache ist, wenn ein junges leistungsfähiges Menschendasein in dieser Weise geopfert, ich möchte beinah sagen: verschwendet wird.

„Warum gingen Sie hin — Sie hätten sich weigern sollen, ich habe das Loch gesehen, wo die Person starb, es war eine Art Grab." —

„Aber Doctor — ich hätte mich weigern sollen? wissen Sie denn nicht, dass ich überhaupt die Berechtigung einen eigenen Willen zu äussern aufgegeben habe, als ich mein Gelübde ablegte?

„Ich bin ein Gegner von solchen Gelübden", sagte er mit grosser Bestimmtheit.

Vielleicht hat er recht. Der Mensch sollte stolz darauf sein, dass die Gottheit ihm das Geschenk eines eigenen Willens verliehen hat. Vielleicht ist es eine Art seelischen Selbstmordes einen solchen Hauptbestandtheil des inneren Menschen, wie der Wille ist, willkürlich zu unterdrücken, zu töten.

Wir schwiegen Beide eine Weile.

„Lassen Sie uns das jetzt nicht erörtern, lieber Freund, ich fühle mich zu schwach dazu," sagte ich endlich. —

Aber ich glaube diese Aeusserung war von mir ein Vorwand. Ich fühlte mich ihm doch innerlich zu fremd, um ein intimes Gespräch über meine An-

Digitized by Google

gelegenheiten mit ihm zu führen. — Er griff ängstlich nach meinem Puls wie ich das sagte. „Gott sei Dank unser Gespräch hat Sie nicht angegriffen, Sie sind fieberfrei“ sagte er. Wie ihn meine Aeusserung, meine Klage erschreckt hatte! Zart und behutsam, als sei sie zerbrechlich, legte er meine Hand auf die Decke zurück. Er schwieg, mit einem sonderbaren Ausdruck in den Augen. Woran denken Sie, Doctor?

Er fuhr auf. „Einmal, ein einziges Mal möchte ich Sie noch singen hören, Schwester Minna! —

Singen — Ich habe durch meine bunte Glasscheibe einen milden Sommertag betrachtet. Ein dunkles Blatt schiebt sich vor die freundliche Aussicht. Aus solchen schwarzen Brettern macht man Särge.

* * *

December.

Ganz feierlich erschien heute früh unser alter Geheimrath mit der Schwester Oberin in meinem Zimmer. Sie setzten sich zu beiden Seiten meines Bettes und schienen mir einstweilen einen längeren Besuch zugedacht zu haben.

Nach einigen einleitenden Worten fing die Oberin davon an, dass ich bei meinem Eintritt in die Krankenpflege mein kleines Privatvermögen der Anstalt zu einstweiligem Zinsgenusse überlassen hätte.

Es kam mir vor, als wollte die alte Dame mir nun Rechnung ablegen.

„Bitte Schwester-Oberin, bemühen Sie sich nicht“, sagte ich. „Von den Zinsen meiner achttausend Mark hätte ich doch niemals leben können. Ich habe diesen kleinen Besitz vollständig vergessen. Jetzt hoffe ich, es wird genügen, wenn ich vor Zeugen erkläre, dass ich unsere Anstalt zu meinem Erben ernenne.“

„Wie gut Sie sind, Schwester Minna,“ sagte die alte Frau gerührt.

Mein Leben lang hat man mir immer edlere Motive untergeschoben, als eigentlich in Wirklichkeit meinen Handlungen zu Grunde lagen. Im Tode scheint das seine Fortsetzung zu finden.

„Mit fünfundzwanzig Jahren denkt man noch nicht daran, sein Testament zu machen, Schwester“, begann nun auch der Professor. „Ich bin fast siebenzig und habe meins erst ganz kürzlich gemacht.“

„Ja, weshalb sprechen Sie denn aber von meinem Gelde?“ fragte ich verwundert.

„Nun, weil wir ausgerechnet haben, dass das Geld gerade ausreichen wird, um Sie gesund zu machen.“

Diese sonderbare Bemerkung regte mich nicht einmal mehr auf.

„Sie wissen, dass ich mir keine Illusionen mache, Herr Geheimrath“ sagte ich ruhig. „Glauben Sie wirklich, dass ein Mensch es nicht fühlt, wenn er stirbt?“ — An langwierigen Krankheiten aber stirbt man nicht plötzlich. Die Auflösung bereitet sich Monate lang vor, ehe mit dem letzten Herzschlag das Sterben zu Ende ist und die Verwesung beginnt. — Ich habe schon angefangen zu sterben. — Was der Tod aber einmal gefasst hat, giebt er nicht wieder her.

„Ja wenn Sie sterben wollen, können Sie das haben, Schwester. Ein junges Leben muss sich wehren gegen den Tod; glauben Sie mir, das hilft“. Der alte Mann war ganz eifrig geworden.

Ich sah ihn an. „Weshalb soll ich mich wehren, Herr Professor? Es ist ein süsses, weiches Gefühl, in den Armen des Todesengels zu ruhen. Er zieht mich zärtlich an seine Brust. So wie ich ihn sehe, ist er kein Knochenmann mit Sense und Hippe, vor dem man sich fürchten muss.“

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben“, murmelte unsere alte Oberin mit einem andächtigen Blicke auf mich.

„Ach was Sterben, dummes Zeug“, polterte der Professor. „Wenn man jung und stark ist, kann man den Tod überwinden, wievielmehr ein schleichendes Fieber, man muss nur wollen — ein lebensfrischer Wille gehört dazu.“

Digitized by Google

„Ich kann nicht mehr wollen."

„Sie würden's wohl können, wenn Sie glücklich wären."

Wie kann ich das wissen! Ich kenne das nicht, was man im Erdenleben Glück nennt. —

Die Vorschläge, die mir die Oberin und der Professor machten, liefen darauf hinaus, ich sollte zur Wiederherstellung meiner Gesundheit nach Italien reisen.

In Anerkennung meiner Verdienste, wollte man mir sogar eine der jüngeren Schwestern zur Begleitung mitgeben.

Ich dankte dem Arzte und der Vorsteherin aufrichtig für die Theilnahme, die sie mir mit ihrem wohlmeinenden Plane bewiesen! den Gedanken, die Reise auszuführen, lehnte ich aber ab. „Es ist zu spät, ich kann nicht mehr reisen. Ich möchte wohl leben, aber wie schwach ich mich fühle, das kann ich Ihnen überhaupt gar nicht sagen."

„Es thut mir leid, wenn ich Sie mit meiner Weigerung betrübe," fügte ich noch hinzu, als ich sah, welche traurige Enttäuschung meine Antwort auf den Gesichtern der beiden guten Alten hervorrief.

Sie machten keinen Versuch, mich umzustimmen. Sie wissen beide zu gut aus der Erfahrung, dass man einen Kranken nicht retten kann, wenn der Wille zum Leben fehlt.

Unsere ehrwürdige Oberin drückte mit einem mütterlichen Segensworte ihre Lippen auf meine Stirn.

Der alte Professor hielt lange meine kalte Hand und zog sie endlich an seinen Mund.

Ich habe diese Höflichkeit gegen eine Dame noch niemals bei ihm gesehen.

* * *

Ich bin nun wohl officiell zum Tode verurtheilt.

Man lässt mich niemals mehr allein. Wenn eine Schwester die andere ablöst bei mir, so sehe ich oft die Hinausgehende weinen.

Die Aerzte geben keine Verordnungen mehr. Was ich wünsche, wird mir gewährt.

Früher theilte ich, wie alle andern Schwestern, mein Zimmer mit einer Genossin. Schon seit längerer Zeit schlafen jetzt zwei Schwestern bei mir.

Gewacht wird vorläufig noch nicht an meinem Bette. Das geschieht erst in den letzten Nächten des Sterbens.

Man spricht leise in meiner Nähe, als fürchte man, den Engel des Herrn bei seinem heiligen Werk zu stören.

Ich habe jetzt zuweilen Beklemmungen. Das Herz hat nicht mehr recht die Kraft, zu schlagen. Nun tritt aber auch an mich die Gefahr heran, die ich so oft bei andern beobachtet habe, dass ich mich zu viel mit mir selbst beschäftige, meinem Befinden eine zu grosse Aufmerksamkeit widme.

## VIII.

Weihnachten.

Die Weihnachtsfeier hat mich niemals angenehm berührt mit ihrem kirchlichen Gepränge in dieser krankhaften Umgebung.

Heute war das anders. Ich hatte ein Gefühl von Rührung und Weichheit. Schliesslich musste ich doch daran denken, dass ich wohl zum letzten Male dabei bin. Etwas von der alten Sehnsucht nach den ewigen Geheimnissen ist wieder über mich gekommen. Noch habe ich die Ruhe nicht gefunden, von der ich träume. —

Januar.

Jetzt geniesse ich bald ein halbes Jahr lang die aufopferndste Pflege hier im Hause. Kein noch so hochgestellter Kranker kann sorgsamer bedient, rücksichtsvoller behandelt werden, wie ich, das arme heimathlose Mädchen.

Digitized by Google

Das ist eine wundervolle Seite der Diakonie. Dieses ideale Familienleben, dieses Heim, das sie bietet.

Schwester Elisabeth, ein ähnlicher Charackter, wie ihre Amtsvorgängerin, Schwester Henriette, hängt mit leidenschaftlicher Liebe an mir.

Meine hülflose Hinfälligkeit macht mich in ihren Augen zu einer Dulderin. Gott weiss, weshalb alle die ganz jungen Schwestern mich für eine Art Heilige halten. — Einige von ihnen, die noch nicht lange hier sind, haben mich nicht einmal mehr als Sängerin kennen gelernt; was die also an mir finden, ist gar nicht zu verstehen.

* * *

Heute ist mir eine ganz sonderbare Ahnung gekommen.

Schwester Elisabeth kämmte mein langes, schweres Haar, während ein anderes junges Mädchen, Schwester Hermine, mich dabei aufrichtete und stützte.

Ich bemerkte, dass die beiden jungen Dinger heimlich meine Haare küssten. Als ich sie erstaunt ansah, wurden sie roth, und Elisabeth flüsterte: „Ach Schwester Minna, Sie sind so wunderbar schön, so überirdisch — wir schwärmen Alle für Sie."

Also das ist's! Eine Art jugendlicher Ueberspanntheit. Die Schwärmerei des Herzens, die sich bei anderen, eben dem Backfischalter entwachsenen Mädchen auf junge Männer richtet, nimmt hier eine mehr durchgeistigte Richtung an und webt eine Art Glorie um die Erscheinung der sterbenden Genossin.

Dazu kommt, dass einige der jungen Schwestern glauben, ich hätte viele Schmerzen, die ich mit Hülfe der Religion zu überwinden wüsste.

Meine grosse Frömmigkeit ist überhaupt ein Dogma für das ganze Haus.

Die Oberin hat mir feierlich abgebeten, dass sie mich vor Jahren einmal für nicht fromm genug hielt.

Ich fragte sie, weshalb sie denn jetzt anderer Ansicht sei, da ich doch jetzt eben so wenig über religiöse Dinge spräche, wie damals.

„Worte beweisen nicht viel, liebe Schwester," antwortete sie mir. „Aber jetzt sehe ich Sie ein halbes Jahr lang schwer krank, Sie gehen mit vollem Bewusstsein einem seeligen Ende entgegen, und doch habe ich niemals ein Wort der Klage aus Ihrem Munde gehört." —

„Worüber sollte ich klagen?" fragte ich. Die Frage war ganz aufrichtig gemeint, aber sie scheint wieder in irgend einem erhabenen Sinne gedeutet zu werden.

„Dankt Gott für dieses Vorbild, Kinder," sagte die Oberin zu den anderen Schwestern, die so wie so schon alle mit scheuer Ehrfurcht zu mir aufblicken.

* * *

Unter unseren „Neuen" befindet sich wieder eine Sängerin. Schwester Christine soll in musikalischer Hinsicht dem Hause das sein, was ich ihm einst war. Ich habe den Geheimrath gefragt, ob sie mir vorsingen darf.

Er meinte, ich würde enttäuscht sein, erlaubte es aber doch.

Mehrere Schwestern brachten die etwas Befangene zu mir, der musikalischen Autorität. Schwester Christine ist gross und kräftig gebaut. Warum sollte in dieser breiten Brust nicht eine grosse Singstimme sein?

Ich bitte sie um das stabat mater von Pergolesi, das ich selbst früher so gern sang.

Sie singt es herunter mit bemerkenswerther Kraft, aber kalt und unmusikalisch. Zuweilen singt sie sogar falsch.

Eine wüthende, verzehrende Sehnsucht nach eigenem Singen überkommt mich. — Was ist denn geschehen, dass ich das verloren habe? Noch lebe ich doch und kann nicht mehr singen — — — — das wird mir nun auf einmal klar — — die Musik — ein furchtbares Abschiedsweh ergreift mich, zum ersten Male breche ich in leidenschaftliches Weinen aus.

* * *

Digitized by Google

Die guten Schwestern waren zu Tode erschrocken, als sie sahen, wie schmerzlich die Musik mich erregte. Sie liefen gleich zu dem Professor.

Mein alter Freund kam ganz athemlos an und brachte Doctor Klaus mit. Die Herren schalten zunächst über den allzulangen Gesang der guten Schwester Christine.

Dann erhielt ich Morphium, damit ich mich beruhigen sollte.

Ich kann mich aber nicht beruhigen und habe nun natürlich wieder Fieber. Ich sehe in Folge dessen verstörte, ängstliche Mienen um mich her. —

Im Angesichte meines Todes mache ich die Entdeckung, dass alle diese Menschen, mit denen ich Jahre lang gleichgültig zusammenlebte, mich lieben. — —

Mich — Herrgott — was an mir ist denn zum lieben?

* * *

So klar, wie mir's früher war, dass ich kein Mitleid zu empfinden vermochte, keins fühlen wollte, so klar ist es mir jetzt, dass ich diese Empfindung kennen gelernt habe. Wenn ich Andere leiden sehe, namentlich seelisch leiden, so strömt dieses warme, weiche Geühl aus meinem Herzen, giebt mir sanfte Worte, lässt mich für fremdes Leid Trostgründe suchen — ja warum soll ich mich länger gegen diese Erkenntniss wehren — ich bin mitleidig geworden — mitleidig, wie alle anderen frommen Schwestern. Anderen erscheint diese Empfindung durchaus natürlich und einfach, aber ich halte sie dafür nicht.

Ich habe an mir selbst beobachtet, dass die eigene Hülflosigkeit das Verständniss für fremde Hülflosigkeit erzeugt.

Ich nütze jetzt keinem Menschen, erfreue auch niemanden wie früher durch meinen Gesang, und trotzdem überschüttet man mich mit Freundlichkeit und Rücksichtnahme.

Die Folge ist eine gewisse Zuneigung, die allmählich mein sprödes Gemüth meiner Umgebung entgegenbringt.

Aber das ist vielleicht nur Dankbarkeit. Ich empfinde aber ausserdem noch mit denen, die ich leiden sehe, Mitleid — — ich kann das jetzt noch nicht genau analysiren — vielleicht später. Das Gefühl ist mir noch zu fremd, aber es ist mir interessant, und ich beobachte es genau.

* * *

Ich habe Jahre lang mit dem Gedanken an den Tod gespielt, nun rächt sich das. Man darf nicht ungestraft nach einem Gebiete drängen, das uns verschlossen ist.

Als meine alte Probemeisterin im Sarge lag, habe ich ihren starren Leib an meinen weichen, warmen Körper gedrückt, um dadurch die äussere Form des Todes kennen zu lernen.

Jetzt habe ich zuweilen, wenn das Fieber kommt, die Empfindung jener Augenblicke in allen meinen Gliedern. — Etwas, Hartes, Kaltes, Fremdes drängt sich an mich, kriecht in meine Adern und macht meinen Körper so steif und kalt, wie die Leiche war, die ich damals in meine Arme riss.

Das sind Fieberphantasien. Ich sage mir das manchmal sogar mitten im Delirium, aber darum wirkt die Erinnerung nicht weniger qualvoll. —

Wer noch dem Tode selbst unterthan ist, wer als sterblicher Mensch noch im Leben steht, der sollte dem Tode ausweichen, anstatt ihn zu suchen. Sein Geheimniss enthüllt er doch erst dem, der ihm angehört.

Ich habe geglaubt, man könnte den Tod lieben. Aber auch das ist ein Irrthum — er lässt sich nicht lieben. Der Engel des Herrn ist spröde und keusch; eine sinnlich, weiche Annäherung duldet er nicht. Er will nicht lieben und nicht geliebt werden, er will herrschen.

Digitized by Google

Er fordert ganze Hingabe und rächt sich fürchterlich an denen, die ihn entweihten.

Wie mancher Selbstmörder greift leichtsinnig nach der Waffe und bietet so dem Tode einen Körper, der noch nicht ausgelebt hat. Mit furchtbarer Härte packt der dann solch einen Leib, schüttelt ihn in entsetzlichen Schauern und stösst ihn entweder ins Leben zurück oder zerrt ihn ins Grab ohne Erbarmen, ohne Gnade gegen den zu spät zum Bewusstsein gelangten Trieb des Lebens. Aber langsam, grässlich langsam. Als fromme Schwester hat man zuweilen Gelegenheit, das mit anzusehen.

* * *

Auf einer Bank in einem öffentlichen Parke hatte die Polizei einen Selbstmörder gefunden. Neben ihm lag ein Revolver. Der Mann hatte sich in die Schläfe geschossen, die Kugel war hinter den Augen durchgegangen und im Schädel stecken geblieben. Beide Augen waren verloren. Als er zu uns gebracht wurde, hing das eine Auge, von dem Schuss aus seiner Höhle gerissen, auf der Backe des jungen Mannes. Das andere Auge lag als blutige, breiartige Masse unter dem aufgequollenen Lide. Beide Augen wurden glatt exterpirt, und ich legte Verbandstoffe in die leeren Schädelhöhlen.

Als der Verwundete nach den ersten Hülfeleistungen zum Bewusstsein erwachte, verlangte er nach dem heiligen Abendmahl; vielleicht dachte er, das könnte ihm helfen. —

Der körperliche Schmerz hatte diesen Menschen ganz rasend gemacht. Als man ihm die Hostie reichte, stiess er sie von sich.

Nachdem der Geistliche sich vergeblich bemüht hatte, die Gedanken des Unglücklichen wieder auf religiöse Dinge zurückzuleiten, liess er mich mit ihm allein.

Nun sprang der Verwundete aus dem Bette, fiel vor mir nieder, umklammerte meine Kniee und flehte mich an, ihn zu vergiften. Nach meiner Weigerung erging er sich in grässlichen Flüchen und bat Gott, mich wegen meiner Hartherzigkeit unter ähnlichen Qualen enden zu lassen, wie er sie jetzt leide.

Natürlich hinderten mich diese Ausbrüche nicht, an dem Kranken meine Pflicht als Pflegerin zu thun. Als seine Schmerzen sich unter der Wirkung von Morphium verminderten, bat er mich um Verzeihung wegen seines wilden Benehmens.

Am anderen Tage bat er, mir seine Leidensgeschichte erzählen zu dürfen.

Es war eine wirre, unsittliche Erzählung von vergeudeter Jugendkraft und zerstörtem Glauben.

Der junge Mann war Student der Rechte und verfügte über einen bedeutenden Wechsel. Er verbrachte seine Nächte in den Armen liederlicher Mädchen, seine Tage in der Kneipe. Seinen Geist verwirrte er durch Lectüre über Spiritismus, über theologische Fragen, über Philosophie. —

Er las und las, dachte über nichts nach und las wieder neues. Die tiefsten Gedanken, in denen grosse Männer ihre Lebensweisheit niedergelegt hatten, verschlang er mit derselben oberflächlichen Hast, wie einen spannenden Roman.

Als er zu faul geworden war, um noch zu lesen, nahm er ein Mädchen zu sich, das ganz ohne Schulbildung war und ihn durch ihre naive Gemeinheit amüsirte.

„Nichts ist wahr — alles ist erlaubt," das war der einzige Wahlspruch den er schliesslich als Facit aus allen Büchern zog, die er gelesen, aus allen Schmutzereien, die er erlebt hatte.

Schliesslich überwältigte ihn der Ekel. Er griff zum Revolver, lag nun da und winselte von seinem Kinderglauben, von seiner Geliebten, vor allen Dingen aber von seinen Schmerzen.



Digitized by Google

Dieser Mensch war mir ausserordentlich widerwärtig. — Nach einigen Tagen verlangte er wieder nach dem Sacrament des Altars. Er erhielt es diesmal.

Nach der Kommunion sagte der Pastor zu ihm: Danken Sie Gott, dass Sie noch leben. Sie waren noch gar nicht würdig, zu sterben.

Darin gab ich dem Geistlichen recht. Dieser Mensch war nicht werth, in den geweihten Frieden des Todes einzugehen.

Er selbst sagte mir beim Abschied aus der Anstalt, dass er nach dem Tode zwar durchaus keine Sehnsucht empfände, dass er nur ganz einfach nicht mehr leben wolle.

„Nicht leben und am liebsten auch nicht sterben — — begreifen Sie, was mir eigentlich vorschwebt, Schwester?“ Halb spöttisch antwortete ich ihm: „Gewiss, gehen Sie doch ins Kloster“. —

„Ich habe auch schon daran gedacht, aber so ohne Augenlicht — nein, es ist nicht mehr der Mühe werth.“

Das Unangenehmste bei dem schwankenden Gesellen war noch, dass er sich für geistreich hielt.

In guten Stunden brachte er es ja auch bis zu einer gewissen cynischen Frechheit. Es entschlüpfte ihm hie und da eine Bemerkung, die einen geistvollen Gedanken in geschmackloser Form ausdrückte.

Aber das waren eben die guten Stunden Dagegen wenn es ihm schlecht ging, zeigte er wenig Selbstbeherrschung, und eine erbärmlich haltlose Seele jammerte nach dem Gotte, gegen den sein ganzes Leben eine einzige Beleidigung war. —

Er hat furchtbare Schmerzen aushalten müssen. Wenige Menschen habe ich jemals so grauenhaft leiden sehen. Als ihn die Anstalt entliess, suchte er den ersten Schienenstrang auf, der über seinen Weg lief und liess sich von einem Eisenbahnzuge zermalmen.

Abgesehen von seinem Ende, habe ich weder vor noch nach seinem Tode Mitleid mit diesem Menschen gefühlt.

Selbst das neugierige Interesse, das mir sonst alles, was mit dem Tode zusammenhängt, einflösste, ging hier unter in dem instinctiven Abscheu vor einem so unmoralischen, dabei unmännlichen Manne.

Ob ich jetzt Mitleid empfinden würde, wenn ein Mensch wie dieser, meiner Pflege überwiesen würde? Ich habe mich gerade nach dieser Richtung hin sehr verändert.

* * *

Das Bild jenes Studenten, das nun schon seit Jahren aus meiner Erinnerung gelöscht war, hat mich verfolgt, bis ich den Eindruck, den ich damals empfing, niederschrieb. Nun bin ich's los.

* * *

Sehr oft habe ich beobachtet, dass bei Sterbenden die Bilder des ganzen vergangenen Lebens noch einmal vorüberziehen — fern — nebelhaft, oft auch mit quälender Deutlichkeit.

Jetzt erlebe ich das an mir selbst. Besonders Nachts. — Schlafmittel wirken nicht mehr, ich mag nehmen, was ich will. Nun liege ich da in den langen, stillen Nächten, Schwester Elisabeth und Schwester Dora schlafen fest. Das Gas brennt dunkel und unsicher hinter meinem Bette, ich sehe nicht die Flamme, nur den Schein davon, und die Bilder ziehen vorüber.

Sonderbar, dass in dieser Athmosphäre jungfräulicher Reinheit und Unberührtheit, in diesem Heiligthum von drei der Kirche angehörenden Mädchen solche Bilder auftauchen können, wie dieser Student, an den ich gestern dachte, und andere so unrein, so von Erdenschmutz und Elend besudelte Gestalten! Dann wieder andere, die in unerschütterlichem Glauben litten und starben. — Wie sie durch die Station der Diakonissin gingen, so gehen sie jetzt

Digitized by Google

durch diese Gedankenwelt, durch diese Nebelbilder, die der Griffel des Todesengels malt und verwischt. —

Bei allen anderen Sterbenden sind es aber die Bilder des eigenen Lebens, die in dieser Weise vorüberziehen. Die eigene Persönlichkeit, die eigene Gestalt bildet immer und überall den Mittelpunkt des Traumlebens vor dem Tode. Kurz zusammengefasst durchlebt der Mensch sein Leben noch einmal in der Erinnerung, ehe er stirbt, und dann heisst es ganz einfach: Nun zieh' die Summe!

Sehr oft ist das Resultat so kläglich, dass die Sterbenden um jeden Preis noch einmal leben, wenigstens noch einige Jahre ihrem Dasein hinzufügen möchten, um zu einem besseren Abschluss zu gelangen. Aber die Naturgesetze der Auflösung unterbrechen ihr Werk nicht.

Wenn der Anfang des Sterbens da ist, kommt das Ende des Sterbens und dann die Verwesung.

Das ist ein ganz irdischer, wissenschaftlich erklärter, nachweislicher, chemischer Prozess, der, nachdem er einmal eingeleitet ist, von der Natur zu Ende geführt wird. Da heisst es dann: „Der Engel des Herrn ist unerbittlich."

Der Engel des Herrn, der Todesengel aber hat mit der ganzen Geschichte weiter nichts zu thun, als dass er die Lebensbilder malt, aus denen der Sterbende die Summe seines Daseins zu ziehen hat.

Hohnlachend reisst er den Verzweifelnden hinweg, der noch gutmachen, noch ändern, noch ausgleichen möchte.

Kalt und starr geleitet er den Gerechten, der mit Wohlgefallen und Befriedigung auf das kleine, gute Werk blickt, dessen Spur schon wenige Jahre des Weltlebens auslöschen werden.

Tröstend und freundlich umarmt der heilige Engel den erdenmüden Sünder, der sich nach ihm gesehnt hat. —

Ja die Bilder des eigenen Lebens! Die eigene Gestalt, das „Ich" ist der Mittelpunkt des letzten Erinnerungslebens.

Wenn ich aber die müden, fieberheissen Blicke auf diese Bilder richte, die vor mir vorbeiziehen, so steht immer eine fremde Persönlichkeit, ein anderer Mensch, der mich nichts angeht, im Vordergrunde. — Ich selbst stehe bei Seite.

Kurze Episoden, sehr oft die letzten Lebenstage anderer Leute sind die Erinnerungen meines Lebens.

Ich selbst habe nichts erlebt.

Nichts — — gar nichts.

An Gott habe ich meinen Willen, mein Ich gegeben bei der Einsegnung als fromme Schwester.

So habe ich kein eigenes Leben gelebt.

Vielleicht aber wäre das gerade mein Lohn. Ist denn Leben ein Glück?

Ich kanns ja nicht wissen — ich habe die Welt nur durch ein Kirchenfenster gesehn, oder am Krankenbett.

Ein Stück Leben mag das ja auch sein, aber nichts ganzes, kein eigenes Leben.

Mein Gesang hat kranke und müde Menschen erfreut, mir selbst hat er weder Ruhm noch Ehre erworben. Meine Schönheit hat die Schwesterntracht den Blicken der Menschen entzogen. Sie hat mir keine Beachtung, keine Liebe, kein Lebensglück gebracht. — Das junge Mädchen damals, Lilli Monta, die war Sängerin, die war schön, — wie ich — wie ich — —

Geliebt und gelebt, das war die Summe, die ihr Leben ergab, als es zu Ende war.

Mein Leben ist nun auch zu Ende, aber ich habe nicht geliebt und nicht gelebt, trotzdem ich als Künstlerin und als schönes Weib geboren ward, wie sie — wie Lilli Monta. —

Das ist die Summe, die ich ziehe — jetzt auf dem Sterbebette.

Wenn der Engel des Herrn barmherzig wäre und mir noch eine Spanne Zeit liesse! — — —



Digitized by Google

Ja das — der Engel des Herrn —

Die Zeit war da, sie ist verpasst, das Sterben hat angefangen, nun geht's zu Ende, ich muss mich fügen.

* * *

Ich glaube, die Jugend in mir lehnt sich auf gegen diese Einrichtung.

Ein altes, verkommenes Weib in einem verpesteten Winkel verendet — denn sterben wär's kaum zu nennen — — man schickt ein junges, blühendes Leben zu ihr hin, und die Mikroben, die Miasmen der Luft stürzen sich auf dies wehrlose Opfer, um es zu vernichten — zu verzehren. Dazu war ich nun ausersehen, dafür musste ich geboren werden! Eine Anstaltsjugend — in einem grossen Herrnhuterpensionat — nein das ist keine Erinnerung, das war auch kein Leben. Dann ein Jahr in dem ländlichen Pfarrhause meines Vormundes — war das Leben?

Zuletzt sieben Jahre Diakonissin, dann ein Krankenlager von einem halben Jahre und darauf der Tod. —

Warum wundere ich mich, dass keine Bilder vor mir vorüberziehen, deren Mittelpunkt ich selbst bin?

Lebensbilder sind das, und ich — ich habe ja gar nicht gelebt.

Ich stand neben dem Leben, in einem dunklen Winkel, im Spital.

Ich erinnere mich an eine Woche, in der ich meiner Klasse von Schwachsinnigen den Buchstaben und den Laut „sch" zu lehren hatte. — Wie diese hässlichen Kinder lachten und husteten und spuckten bei dieser Übung!

Warum will dieses Bild nicht weg? Es war so widerwärtig, so öde — mein Leben — ja ich kann nichts dagegen thun, vor meinen sterbenden Blicken zieht mein Leben vorbei.

## IX.

Meine Aufzeichnungen haben eine Woche geruht. Ich sehnte mich oft danach, den einen oder anderen Gedanken meiner stillen Freundin, der Schreibmappe, anzuvertrauen, aber ich war zu matt dazu.

So ganz ohne Kampf, ohne Widerstreben stirbt der Körper auch an einem schleichenden typhösen Fieber nicht.

Ich habe die letzte Woche schwer gelitten. Eine unsagbare Unruhe zuckte mir in Blut und Nerven. Es war wie ein letzter Kampf der Lebenskraft gegen dieses langsame, tückische Gift, das mir durch die Adern schleicht. Das Gift aber hat schliesslich gesiegt.

Am quälendsten für mich war in der letzten Zeit die Schlaflosigkeit. Dazu kamen Kopfschmerzen und Brustbeklemmungen. —

Unter der unmittelbaren Wirkung gewisser Medicamente fühle ich mich frisch genug, um noch zuweilen zu schreiben. Das muss mir ja die Musik ersetzen, deshalb lässt man mich auch darin gewähren. —

Schwester Christine ist ein liebes, gutmüthiges Mädchen, aber singen möchte ich sie nie wieder hören. Sie denkt auch selbst nicht daran, weil sie wie alle Anderen glaubt, ihr Gesang hätte mich zu sehr ergriffen und mir deshalb geschadet. Nur der Geheimrath scheint zu ahnen, was ich in Wirklichkeit damals empfand.

* * *

Schwäche — bisher habe ich unter Schlaflosigkeit gelitten. Jetzt liege ich Tag und Nacht in einem an Bewustlosigkeit streifenden Halbschlaf. Ich schlafe dabei niemals ganz ein und nur wenige Stunden bin ich wach. Nie länger, als eine ganze Stunde auf einmal. Schon nach vierzig, fünfzig Minuten

Digitized by Google

geht das Bewusstsein in leise Dämmerung über. Ich frage Doktor Klaus, was das ist. Er sieht mich traurig — sehr traurig an und sagt: „Schwäche."

Ich frage den Professor. Er zuckt die Achseln: „Schwäche." —

* * *

Schwester Christine hat mir heute ihr Herz ausgeschüttet. Sie fühlt sich unglücklich als Diakonissin. Sie möchte Sängerin werden.

Ich fragte sie, ob sie wohl jemals zu einer bestimmten Zeit eine bestimmte Rolle singen könne, weil sie durch Contract, gegen Bezahlung dazu verpflichtet sei. „O, ja," antwortete sie, ich kann zu jeder Zeit, unter allen Umständen singen. — Ich fühl's, ich muss deshalb auch dem Rufe in meiner Brust folgen. Ich bin eine Künstlerseele."

Ich sehe sie träumend an.

„Verstehen Sie mich, Schwester Minna? Begreifen Sie nicht, dass die Kunst ein Recht hat, die Person einer Künstlerin zu fodern? Kann man überhaupt eine echte, rechte Diakonissin sein, wenn man im Herzen Künstlerin ist?"

„Ich weiss es nicht" sagte ich leise.

„Was würden Sie thun?" fragte sie dagegen.

„Das haben Sie ja gesehen — ich bin Schwester geblieben."

„Sie rathen mir also ab? Sie finden es natürlich frömmer, wenn man Schwester bleibt! Aber sehen Sie, ich kann mich nicht in diese konventionelle Frömmigkeit finden. Ich bin gar nicht immer dazu aufgelegt."

„Aber zum Singen?"

„Ja, dazu immer."

Sie dachte wohl, sie müsste mir noch genauer erklären, was ihr an dieser „konventionellen Frömmigkeit" schwer falle.

So erzählte sie von ihrer Station.

Es war da ein Mädchen gestorben, und die Eltern kamen, sich danach zu erkundigen. Sie hatte gerade mit den Johanniterschwestern im Unterrichtszimmer gelacht und gescherzt, war voll guter Laune und Unsinn. Nun sollte sie den Eltern den Todesbericht der Tochter geben.

„Sie erzählte mir, wie sie mit Mühe eine feierliche, ernste Miene angenommen habe und mit den Worten: „Gottes Wege sind dunkel, aber sie führen stets zum ewigen Heil" den Leuten entgegetreten sei.

„Sehen sie Schwester Minna, da kam ich mir vor wie eine Komödiantin."

„Und nun wollen Sie deshalb eine wirkliche Komödiantin werden?"

Sie zuckte die Achseln. „Natürlich — Sie verachten die Kunst. Ich hätte mir das denken können. Hier in der Anstalt werde ich wohl auch niemand finden, der mich versteht." —

Sie ging. Also ich verachte die Kunst! Ach —

Wenn ich doch nicht so müde wäre — so fürchterlich müde! Es bewegt sich alles vor meinen Blicken. Halbschlaf — Halbes Denken — Halbes Leben!

* * *

5. Februar.

Riviera-Rosen!

Heute ist mein Geburtstag. Habe wohl mein letztes Lebensjahr vollendet. Sechs und zwanzig Jahre bin ich alt geworden.

Auf irgend eine Weise muss Doctor Klaus das in Erfahrung gebracht haben, denn schweigend legte er mir heute früh die Rosen auf meine Decke. —

Es giebt also jetzt einen Ort auf Erden, an dem dis Rosen blühen. Gar nicht so sehr weit von hier, in einigen Eisenbahnstunden erreichbar.

Dort könnte ich vielleicht auf einer sonnigen Terrasse ruhen und Frühlingsluft athmen. Dieselbe Erde, dasselbe Leben! Rosen-Duft, — —

Aber ich sehe durch eine halbgefrorene Fensterscheibe in zerrinnenden Schnee und endlosen Schmutz. Wie kalt und gleichgültig mich das ansieht

Digitized by Google

„Ich kann nicht mehr wollen."

„Sie würden's wohl können, wenn Sie glücklich wären."

Wie kann ich das wissen! Ich kenne das nicht, was man im Erdenleben Glück nennt. —

Die Vorschläge, die mir die Oberin und der Professor machten, liefen darauf hinaus, ich sollte zur Wiederherstellung meiner Gesundheit nach Italien reisen.

In Anerkennung meiner Verdienste, wollte man mir sogar eine der jüngeren Schwestern zur Begleitung mitgeben.

Ich dankte dem Arzte und der Vorsteherin aufrichtig für die Theilnahme, die sie mir mit ihrem wohlmeinenden Plane bewiesen! den Gedanken, die Reise auszuführen, lehnte ich aber ab. „Es ist zu spät, ich kann nicht mehr reisen. Ich möchte wohl leben, aber wie schwach ich mich fühle, das kann ich Ihnen überhaupt gar nicht sagen."

„Es thut mir leid, wenn ich Sie mit meiner Weigerung betrübe," fügte ich noch hinzu, als ich sah, welche traurige Enttäuschung meine Antwort auf den Gesichtern der beiden guten Alten hervorrief.

Sie machten keinen Versuch, mich umzustimmen. Sie wissen beide zu gut aus der Erfahrung, dass man einen Kranken nicht retten kann, wenn der Wille zum Leben fehlt.

Unsere ehrwürdige Oberin drückte mit einem mütterlichen Segensworte ihre Lippen auf meine Stirn.

Der alte Professor hielt lange meine kalte Hand und zog sie endlich an seinen Mund.

Ich habe diese Höflichkeit gegen eine Dame noch niemals bei ihm gesehen.

* * *

Ich bin nun wohl officiell zum Tode verurtheilt.

Man lässt mich niemals mehr allein. Wenn eine Schwester die andere ablöst bei mir, so sehe ich oft die Hinausgehende weinen.

Die Aerzte geben keine Verordnungen mehr. Was ich wünsche, wird mir gewährt.

Früher theilte ich, wie alle andern Schwestern, mein Zimmer mit einer Genossin. Schon seit längerer Zeit schlafen jetzt zwei Schwestern bei mir.

Gewacht wird vorläufig noch nicht an meinem Bette. Das geschieht erst in den letzten Nächten des Sterbens.

Man spricht leise in meiner Nähe, als fürchte man, den Engel des Herrn bei seinem heiligen Werk zu stören.

Ich habe jetzt zuweilen Beklemmungen. Das Herz hat nicht mehr recht die Kraft, zu schlagen. Nun tritt aber auch an mich die Gefahr heran, die ich so oft bei andern beobachtet habe, dass ich mich zu viel mit mir selbst beschäftige, meinem Befinden eine zu grosse Aufmerksamkeit widme.

## VIII.

Weihnachten.

Die Weihnachtsfeier hat mich niemals angenehm berührt mit ihrem kirchlichen Gepränge in dieser krankhaften Umgebung.

Heute war das anders. Ich hatte ein Gefühl von Rührung und Weichheit. Schliesslich musste ich doch daran denken, dass ich wohl zum letzten Male dabei bin. Etwas von der alten Sehnsucht nach den ewigen Geheimnissen ist wieder über mich gekommen. Noch habe ich die Ruhe nicht gefunden, von der ich träume. —

Januar.

Jetzt geniesse ich bald ein halbes Jahr lang die aufopferndste Pflege hier im Hause. Kein noch so hochgestellter Kranker kann sorgsamer bedient, rücksichtsvoller behandelt werden, wie ich, das arme heimathlose Mädchen.

Digitized by Google

Das ist eine wundervolle Seite der Diakonie. Dieses ideale Familienleben, dieses Heim, das sie bietet.

Schwester Elisabeth, ein ähnlicher Charackter, wie ihre Amtsvorgängerin, Schwester Henriette, hängt mit leidenschaftlicher Liebe an mir.

Meine hülflose Hinfälligkeit macht mich in ihren Augen zu einer Dulderin. Gott weiss, weshalb alle die ganz jungen Schwestern mich für eine Art Heilige halten. — Einige von ihnen, die noch nicht lange hier sind, haben mich nicht einmal mehr als Sängerin kennen gelernt; was die also an mir finden, ist gar nicht zu verstehen.

* * *

Heute ist mir eine ganz sonderbare Ahnung gekommen.

Schwester Elisabeth kämmte mein langes, schweres Haar, während ein anderes junges Mädchen, Schwester Hermine, mich dabei aufrichtete und stützte.

Ich bemerkte, dass die beiden jungen Dinger heimlich meine Haare küssten. Als ich sie erstaunt ansah, wurden sie roth, und Elisabeth flüsterte: „Ach Schwester Minna, Sie sind so wunderbar schön, so überirdisch — wir schwärmen Alle für Sie."

Also das ist's! Eine Art jugendlicher Ueberspanntheit. Die Schwärmerei des Herzens, die sich bei anderen, eben dem Backfischalter entwachsenen Mädchen auf junge Männer richtet, nimmt hier eine mehr durchgeistigte Richtung an und webt eine Art Glorie um die Erscheinung der sterbenden Genossin.

Dazu kommt, dass einige der jungen Schwestern glauben, ich hätte viele Schmerzen, die ich mit Hülfe der Religion zu überwinden wüsste.

Meine grosse Frömmigkeit ist überhaupt ein Dogma für das ganze Haus.

Die Oberin hat mir feierlich abgebeten, dass sie mich vor Jahren einmal für nicht fromm genug hielt.

Ich fragte sie, weshalb sie denn jetzt anderer Ansicht sei, da ich doch jetzt eben so wenig über religiöse Dinge spräche, wie damals.

„Worte beweisen nicht viel, liebe Schwester," antwortete sie mir. „Aber jetzt sehe ich Sie ein halbes Jahr lang schwer krank, Sie gehen mit vollem Bewusstsein einem seeligen Ende entgegen, und doch habe ich niemals ein Wort der Klage aus Ihrem Munde gehört." —

„Worüber sollte ich klagen?" fragte ich. Die Frage war ganz aufrichtig gemeint, aber sie scheint wieder in irgend einem erhabenen Sinne gedeutet zu werden.

„Dankt Gott für dieses Vorbild, Kinder," sagte die Oberin zu den anderen Schwestern, die so wie so schon alle mit scheuer Ehrfurcht zu mir aufblicken.

* * *

Unter unseren „Neuen" befindet sich wieder eine Sängerin. Schwester Christine soll in musikalischer Hinsicht dem Hause das sein, was ich ihm einst war. Ich habe den Geheimrath gefragt, ob sie mir vorsingen darf.

Er meinte, ich würde enttäuscht sein, erlaubte es aber doch.

Mehrere Schwestern brachten die etwas Befangene zu mir, der musikalischen Autorität. Schwester Christine ist gross und kräftig gebaut. Warum sollte in dieser breiten Brust nicht eine grosse Singstimme sein?

Ich bitte sie um das stabat mater von Pergolesi, das ich selbst früher so gern sang.

Sie singt es herunter mit bemerkenswerther Kraft, aber kalt und unmusikalisch. Zuweilen singt sie sogar falsch.

Eine wüthende, verzehrende Sehnsucht nach eigenem Singen überkommt mich. — Was ist denn geschehen, dass ich das verloren habe? Noch lebe ich doch und kann nicht mehr singen — — — — das wird mir nun auf einmal klar — — die Musik — ein furchtbares Abschiedsweh ergreift mich, zum ersten Male breche ich in leidenschaftliches Weinen aus.

* * *

Digitized by Google

# AUFZEICHNUNGEN EINER DIAKONISSIN.

## ROMAN

VON

A. GEMBERG.

(Schluss.)

Anfang November.

Ich verlasse das Bett nicht mehr und habe seit etwa vier Monaten die Schwesterhaube abgelegt, zum Zeichen, dass ich nicht mehr arbeite. Mein braunes Haar umgiebt jetzt ein sehr bleiches Gesicht. Meine Augen sind gross und dunkel geworden. Ich betrachte mich zuweilen im Spiegel und bin zu der Entdeckung gelangt, dass ich eigentlich schön bin. —

Jetzt ist das einerlei. Für mich, als fromme Schwester, war's wohl immer gleichgültig. — Es giebt aber Frauen, für die es eine sehr wichtige Frage ist, wie sie aussehn. Wir Diakonissen verstehen das nicht. In dem bin ich jedenfalls das Urbild einer Diakonissin. —

Durch das Monate lange Liegen habe ich jetzt Gliederschmerzen und leide an Schlaflosigkeit. Ich bekomme seit kurzer Zeit regelmässig Morphium. — Daraus kann ich schliessen, dass der Professor mich aufgiebt. Sonst gewöhnte er mir das wohl nicht an. —

Doctor Klaus, der mir vor zwei Jahren einen Heirathsantrag machte, ist mir seitdem ein Freund geworden. — Er hat Tact genug gezeigt, niemals wieder auf diesen unglückseligen Gedanken zurückzukommen. — Seine Persönlichkeit war mir niemals unangenehm, nur dieser sinnlose Gedanke, dass er mich heirathen wollte, hatte ihn mir verleidet.

Jetzt haben wir Beide die Verlegenheit überwunden, die eine Zeit lang die Folge seines abgewiesenen Antrags war. Um so besser, da er mich ärztlich behandelt. —

So lange ich meinen Dienst versah, habe ich niemals verstanden, was für ein Bedürfniss es sein kann, mit anderen Menschen zu sprechen, Gedanken auszutauschen — Freundschaften zu schliessen. —

Mir genügt meine Arbeit, die Musik und das einsame Nachdenken, das mich nach abgeschlossenem Tagewerk zuweilen veranlasst, die Eindrüke niederzuschreiben, die mein Schwesterleben mir brachte.

Jetzt bin ich selbstloser geworden. Nicht nur die Eindrüke, die ich empfange, interessiren mich, sondern auch die Erlebnisse und die Ansichten der Anderen. Das Bedürfniss, mich auszusprechen, liegt mir fern; aber ich habe es gern, wenn Andere sich mir gegenüber aussprechen.

Wenn ich dann wieder Stunden lang still liege, beschäftigen die Interessen und Gedanken, die Andere mir entgegengebracht haben, meinen Geist und auch zum Theil meine Gefühle. —

Digitized by Google

Doctor Klaus gehört dagegen zu den Menschen, die jede Seelenregung mittheilen müssen, die jemanden brauchen, die innerlich mit ihnen lebt und an allen theilnimmt, was sie betrifft.

Ich glaube, er wollte nur aus diesen Bedürfnissen heraus heirathen. Sonderbar, dass er es noch nicht gethan hat!

Vorläufig scheint ihm die Freundschaft einen Ersatz für die Ehe zu gewähren. Eine Männerfreundschaft würde ihm das nicht bieten können, auch eine arbeitende Frau könnte wohl kaum ihr eigenes Selbst so weit zurückstellen um sich ihm genügend zu widmen.

Es trifft sich deshalb ganz gut, dass er Gelegenheit hat, mir Gesellschaft zu leisten und mir vorzutragen, was in ihm nach Ausdruck ringt. Es ist ihm ein solches Bedürfniss geworden, dass ich mich manchmal frage, was er thun wird, wenn er mich nicht mehr hat.

Ich will ihm den Gedanken suggeriren, dass er nach meinem Tode heirathen muss.

* * *

Die Sache ist eigentlich so einfach wie möglich. Er entwickelt seine Ideen vor mir, erzählt von seinem inneren und äusseren Leben und ist zufrieden, wenn alles klar und logisch, wie ein einfaches Rechnungsexempel, aufgeht. Er ist eben eine durch und durch ehrliche Natur. Eine solche Natur will verstanden und will geliebt sein. Ich verstehe ihn -- — — — — — ja, ich verstehe diesen Mann — — —

* * *

Das Kruzifix, das mir der verstorbene Pastor hinterlassen hat, hängt an der Wand vor meinem Bette. Meine Augen treffen darauf, sobald ich sie öffne.

Abends, wenn die Fieberzeit kommt, ist mir's, als riefe das Bild meine Blicke zu sich. Zu meiner Fieberstunde gehört dieses Kunstwerk.

Vor meinen heissen, totmüden Augen fängt die Gestalt am Kreuze an zu leben, sie wächst und reckt sich zu schattenhafter Grösse empor.

Dieser geheimnisvolle Schatten legt sich über mein Lager und umfängt mich mit seinem Banne.

In wildem Schmerze zucken die Nerven des gefolterten Gottes. Ich sehe diese Nervenqual, sie schreit in schrillen Tönen aus jedem Gliede, aus jedem Theile dieses lebenden und ewig sterbenden Leibes. —

„Ich sterbe für Dich — ewig, ewig. —

Die in Verzweiflung geöffneten Lippen rufen mir's zu. — Wird es uns nicht gelehrt von Klein auf bis an unser Ende? — Er starb für Dich, er litt am Kreuze für Dich, nun leide für ihn!

Der gesunde Sinn begreift das Leiden des Gekreuzigten nicht. Wenn der Körper aber selbst in der Auflösung begriffen ist — wenn der Mensch sich auf seinem Sterbebett windet —, dann versteht er's auf einmal. Ich leide — und Du — Du Erdenwurm, Du solltest nicht leiden? Fühlst Du nicht, dass Deine Qual mir göttliche Wonne bereitet?

Mich erfasst eine Wollust des Schmerzes. Ich breite meine Arme grade aus, lege einen Fuss auf den andern und bilde mir ein, ich wäre gekreuzigt. Ein wilder, süsser unsagbarer Schmerz erfüllt meinen ganzen Sinn, jeder Nerv in mir zittert und leidet, ich stöhne leise und fühle, wie die Stacheln der Dornenkrone sich glühend in mein Hirn bohren.

Christus — ich fühle, was Du fühlst — ich leide was Du leidest, ich folge Dir nach — — ich bete Dich an, sei Du mein, sei Du mein, fühlst Du nicht, dass ich Dein bin? — — ah! diese Wonne, zu leiden, zu sterben! dieses heisse stolze Gefühl am Kreuze zu stehen, zu ihm zu gehören!

Der Gott, den das realistische Kunstwerk mit wildem Leben erfüllt, steigt zu mir herab aus himmlischer Höhe. Er erzählt mir von der Welt jenseits

Digitized by Google

des Grabes, in die ich nun eintreten werde — er erinnert mich an diesen und jenen Toten, den ich sterben sah. Ich zerre an dem Schleier, der das ewige Geheimniss verhüllt, aber die blutenden, durchbohrten Hände halten den Schleier fest und wehren mich ab.

Warte — Deine Stunde wird kommen, noch nicht heute, noch nicht morgen — —

Am Tage ist nichts weiter da, als eine gut gearbeitete sehr kunstvolle Holzschnitzerei.

Es vergeht selten ein Abend, an dem ich weniger als 39 Grad Fieber habe. Bei dem kleinsten Anlass, der oft kaum auffindbar ist, steigt die Temperatur über vierzig. Vielleicht erklärt das die religiöse Extase, die mich grade Abends zuweilen erfasst. Diese heftigen Gefühle waren doch sonst meinem Wesen fremd. — Ist denn alles körperlich — wenn es selbst für diese Empfindungen eine materielle Erklärung giebt?

* * *

Doctor Klaus schliesst sich immer mehr an mich an. Stillschweigend betrachten die Hausgenossen mein Zimmer als sein Erholungsplätzchen, wo er seine freie Zeit zubringt. Man billigt damit schweigend die Freundschaft, die uns Beide verbindet. Die meisten Schwestern wissen, dass er mich geliebt hat und sie finden es natürlich, dass aus dieser Empfindung mit der Zeit Freundschaft geworden ist.

Ob es möglich ist, dass aus Liebe Freundschaft werden kann? Ich bin darüber nicht ganz klar, ich weiss nicht, was er empfindet, aber das weiss ich, dass ich nach und nach gelernt habe Theilnahme für ihn zu fühlen. Seine Nähe ist mir angenehm beruhigend, aber ich empfinde keine Sehnsucht nach ihm, wenn er fern ist. Ich weiss, dass ich ihn nicht liebe, aber ich weiss jetzt auch, dass ich hätte lieben können, wenn mir derjenige begegnet wäre der als ein unbestimmtes Ideal meiner Seele vorgeschwebt hat. Das Leben ist vorüber gegangen und er ist mir nicht begegnet.

Ich fragte ihn heute ob er auch glaubt, dass ich mich damals bei der Typhuspflege angesteckt hätte.

Er wurde sehr erregt bei meiner Frage. Kaum vermochte er mir zu antworten. Die Thatsache, dass man mich dorthin geschickt hat empört ihn, so oft er daran denkt. „Nicht einen Tag Ihres Lebens wäre das Dasein jenes Weibes werth gewesen, selbst wenn es erhalten wäre," grollte er.

„Leider war das Opfer meines Lebens vergeblich, ich kam zu spät hin," ich glaube, ich habe das in einem gewissen schmerzlichen Tone gesagt. Ich bin mir ja auch selbst klar darüber, dass es eine klägliche Thatsache ist, wenn ein junges leistungsfähiges Menschendasein in dieser Weise geopfert, ich möchte beinah sagen: verschwendet wird.

„Warum gingen Sie hin — Sie hätten sich weigern sollen, ich habe das Loch gesehen, wo die Person starb, es war eine Art Grab." —

„Aber Doctor — ich hätte mich weigern sollen? wissen Sie denn nicht, dass ich überhaupt die Berechtigung einen eigenen Willen zu äussern aufgegeben habe, als ich mein Gelübde ablegte?

„Ich bin ein Gegner von solchen Gelübden", sagte er mit grosser Bestimmtheit.

Vielleicht hat er recht. Der Mensch sollte stolz darauf sein, dass die Gottheit ihm das Geschenk eines eigenen Willens verliehen hat. Vielleicht ist es eine Art seelischen Selbstmordes einen solchen Hauptbestandtheil des inneren Menschen, wie der Wille ist, willkürlich zu unterdrücken, zu töten.

Wir schwiegen Beide eine Weile.

„Lassen Sie uns das jetzt nicht erörtern, lieber Freund, ich fühle mich zu schwach dazu," sagte ich endlich. —

Aber ich glaube diese Aeusserung war von mir ein Vorwand. Ich fühlte mich ihm doch innerlich zu fremd, um ein intimes Gespräch über meine Än-

Digitized by Google

gelegenheiten mit ihm zu führen. — Er griff ängstlich nach meinem Puls wie ich das sagte. „Gott sei Dank unser Gespräch hat Sie nicht angegriffen, Sie sind fieberfrei“ sagte er. Wie ihn meine Aeusserung, meine Klage erschreckt hatte! Zart und behutsam, als sei sie zerbrechlich, legte er meine Hand auf die Decke zurück. Er schwieg, mit einem sonderbaren Ausdruck in den Augen. Woran denken Sie, Doctor?

Er fuhr auf. „Einmal, ein einziges Mal möchte ich Sie noch singen hören, Schwester Minna! —

Singen — Ich habe durch meine bunte Glasscheibe einen milden Sommertag betrachtet. Ein dunkles Blatt schiebt sich vor die freundliche Aussicht. Aus solchen schwarzen Brettern macht man Särge.

* * *

December.

Ganz feierlich erschien heute früh unser alter Geheimrath mit der Schwester Oberin in meinem Zimmer. Sie setzten sich zu beiden Seiten meines Bettes und schienen mir einstweilen einen längeren Besuch zugedacht zu haben.

Nach einigen einleitenden Worten fing die Oberin davon an, dass ich bei meinem Eintritt in die Krankenpflege mein kleines Privatvermögen der Anstalt zu einstweiligem Zinsgenusse überlassen hätte.

Es kam mir vor, als wollte die alte Dame mir nun Rechnung ablegen.

„Bitte Schwester-Oberin, bemühen Sie sich nicht“, sagte ich. „Von den Zinsen meiner achttausend Mark hätte ich doch niemals leben können. Ich habe diesen kleinen Besitz vollständig vergessen. Jetzt hoffe ich, es wird genügen, wenn ich vor Zeugen erkläre, dass ich unsere Anstalt zu meinem Erben ernenne.“

„Wie gut Sie sind, Schwester Minna,“ sagte die alte Frau gerührt.

Mein Leben lang hat man mir immer edlere Motive untergeschoben, als eigentlich in Wirklichkeit meinen Handlungen zu Grunde lagen. Im Tode scheint das seine Fortsetzung zu finden.

„Mit fünfundzwanzig Jahren denkt man noch nicht daran, sein Testament zu machen, Schwester“, begann nun auch der Professor. „Ich bin fast siebenzig und habe meins erst ganz kürzlich gemacht.“

„Ja, weshalb sprechen Sie denn aber von meinem Gelde?“ fragte ich verwundert.

„Nun, weil wir ausgerechnet haben, dass das Geld gerade ausreichen wird, um Sie gesund zu machen.“

Diese sonderbare Bemerkung regte mich nicht einmal mehr auf.

„Sie wissen, dass ich mir keine Illusionen mache, Herr Geheimrath“ sagte ich ruhig. „Glauben Sie wirklich, dass ein Mensch es nicht fühlt, wenn er stirbt?“ — An langwierigen Krankheiten aber stirbt man nicht plötzlich. Die Auflösung bereitet sich Monate lang vor, ehe mit dem letzten Herzschlag das Sterben zu Ende ist und die Verwesung beginnt. — Ich habe schon angefangen zu sterben. — Was der Tod aber einmal gefasst hat, giebt er nicht wieder her.

„Ja wenn Sie sterben wollen, können Sie das haben, Schwester. Ein junges Leben muss sich wehren gegen den Tod; glauben Sie mir, das hilft“. Der alte Mann war ganz eifrig geworden.

Ich sah ihn an. „Weshalb soll ich mich wehren, Herr Professor? Es ist ein süsses, weiches Gefühl, in den Armen des Todesengels zu ruhen. Er zieht mich zärtlich an seine Brust. So wie ich ihn sehe, ist er kein Knochenmann mit Sense und Hippe, vor dem man sich fürchten muss.“

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben“, murmelte unsere alte Oberin mit einem andächtigen Blicke auf mich.

„Ach was Sterben, dummes Zeug“, polterte der Professor. „Wenn man jung und stark ist, kann man den Tod überwinden, wievielmehr ein schleichendes Fieber, man muss nur wollen — ein lebensfrischer Wille gehört dazu.“

Digitized by Google

„Ich kann nicht mehr wollen."

„Sie würden's wohl können, wenn Sie glücklich wären."

Wie kann ich das wissen! Ich kenne das nicht, was man im Erdenleben Glück nennt. —

Die Vorschläge, die mir die Oberin und der Professor machten, liefen darauf hinaus, ich sollte zur Wiederherstellung meiner Gesundheit nach Italien reisen.

In Anerkennung meiner Verdienste, wollte man mir sogar eine der jüngeren Schwestern zur Begleitung mitgeben.

Ich dankte dem Arzte und der Vorsteherin aufrichtig für die Theilnahme, die sie mir mit ihrem wohlmeinenden Plane bewiesen! den Gedanken, die Reise auszuführen, lehnte ich aber ab. „Es ist zu spät, ich kann nicht mehr reisen. Ich möchte wohl leben, aber wie schwach ich mich fühle, das kann ich Ihnen überhaupt gar nicht sagen."

„Es thut mir leid, wenn ich Sie mit meiner Weigerung betrübe," fügte ich noch hinzu, als ich sah, welche traurige Enttäuschung meine Antwort auf den Gesichtern der beiden guten Alten hervorrief.

Sie machten keinen Versuch, mich umzustimmen. Sie wissen beide zu gut aus der Erfahrung, dass man einen Kranken nicht retten kann, wenn der Wille zum Leben fehlt.

Unsere ehrwürdige Oberin drückte mit einem mütterlichen Segensworte ihre Lippen auf meine Stirn.

Der alte Professor hielt lange meine kalte Hand und zog sie endlich an seinen Mund.

Ich habe diese Höflichkeit gegen eine Dame noch niemals bei ihm gesehen.

* * *

Ich bin nun wohl officiell zum Tode verurtheilt.

Man lässt mich niemals mehr allein. Wenn eine Schwester die andere ablöst bei mir, so sehe ich oft die Hinausgehende weinen.

Die Aerzte geben keine Verordnungen mehr. Was ich wünsche, wird mir gewährt.

Früher theilte ich, wie alle andern Schwestern, mein Zimmer mit einer Genossin. Schon seit längerer Zeit schlafen jetzt zwei Schwestern bei mir.

Gewacht wird vorläufig noch nicht an meinem Bette. Das geschieht erst in den letzten Nächten des Sterbens.

Man spricht leise in meiner Nähe, als fürchte man, den Engel des Herrn bei seinem heiligen Werk zu stören.

Ich habe jetzt zuweilen Beklemmungen. Das Herz hat nicht mehr recht die Kraft, zu schlagen. Nun tritt aber auch an mich die Gefahr heran, die ich so oft bei andern beobachtet habe, dass ich mich zu viel mit mir selbst beschäftige, meinem Befinden eine zu grosse Aufmerksamkeit widme.

## VIII.

Weihnachten.

Die Weihnachtsfeier hat mich niemals angenehm berührt mit ihrem kirchlichen Gepränge in dieser krankhaften Umgebung.

Heute war das anders. Ich hatte ein Gefühl von Rührung und Weichheit. Schliesslich musste ich doch daran denken, dass ich wohl zum letzten Male dabei bin. Etwas von der alten Sehnsucht nach den ewigen Geheimnissen ist wieder über mich gekommen. Noch habe ich die Ruhe nicht gefunden, von der ich träume. —

Januar.

Jetzt geniesse ich bald ein halbes Jahr lang die aufopferndste Pflege hier im Hause. Kein noch so hochgestellter Kranker kann sorgsamer bedient, rücksichtsvoller behandelt werden, wie ich, das arme heimathlose Mädchen.

Digitized by Google

Das ist eine wundervolle Seite der Diakonie. Dieses ideale Familienleben, dieses Heim, das sie bietet.

Schwester Elisabeth, ein ähnlicher Charackter, wie ihre Amtsvorgängerin, Schwester Henriette, hängt mit leidenschaftlicher Liebe an mir.

Meine hülflose Hinfälligkeit macht mich in ihren Augen zu einer Dulderin. Gott weiss, weshalb alle die ganz jungen Schwestern mich für eine Art Heilige halten. — Einige von ihnen, die noch nicht lange hier sind, haben mich nicht einmal mehr als Sängerin kennen gelernt; was die also an mir finden, ist gar nicht zu verstehen.

* * *

Heute ist mir eine ganz sonderbare Ahnung gekommen.

Schwester Elisabeth kämmte mein langes, schweres Haar, während ein anderes junges Mädchen, Schwester Hermine, mich dabei aufrichtete und stützte.

Ich bemerkte, dass die beiden jungen Dinger heimlich meine Haare küssten. Als ich sie erstaunt ansah, wurden sie roth, und Elisabeth flüsterte: „Ach Schwester Minna, Sie sind so wunderbar schön, so überirdisch — wir schwärmen Alle für Sie."

Also das ist's! Eine Art jugendlicher Ueberspanntheit. Die Schwärmerei des Herzens, die sich bei anderen, eben dem Backfischalter entwachsenen Mädchen auf junge Männer richtet, nimmt hier eine mehr durchgeistigte Richtung an und webt eine Art Glorie um die Erscheinung der sterbenden Genossin.

Dazu kommt, dass einige der jungen Schwestern glauben, ich hätte viele Schmerzen, die ich mit Hülfe der Religion zu überwinden wüsste.

Meine grosse Frömmigkeit ist überhaupt ein Dogma für das ganze Haus.

Die Oberin hat mir feierlich abgebeten, dass sie mich vor Jahren einmal für nicht fromm genug hielt.

Ich fragte sie, weshalb sie denn jetzt anderer Ansicht sei, da ich doch jetzt eben so wenig über religiöse Dinge spräche, wie damals.

„Worte beweisen nicht viel, liebe Schwester," antwortete sie mir. „Aber jetzt sehe ich Sie ein halbes Jahr lang schwer krank, Sie gehen mit vollem Bewusstsein einem seeligen Ende entgegen, und doch habe ich niemals ein Wort der Klage aus Ihrem Munde gehört." —

„Worüber sollte ich klagen?" fragte ich. Die Frage war ganz aufrichtig gemeint, aber sie scheint wieder in irgend einem erhabenen Sinne gedeutet zu werden.

„Dankt Gott für dieses Vorbild, Kinder," sagte die Oberin zu den anderen Schwestern, die so wie so schon alle mit scheuer Ehrfurcht zu mir aufblicken.

* * *

Unter unseren „Neuen" befindet sich wieder eine Sängerin. Schwester Christine soll in musikalischer Hinsicht dem Hause das sein, was ich ihm einst war. Ich habe den Geheimrath gefragt, ob sie mir vorsingen darf.

Er meinte, ich würde enttäuscht sein, erlaubte es aber doch.

Mehrere Schwestern brachten die etwas Befangene zu mir, der musikalischen Autorität. Schwester Christine ist gross und kräftig gebaut. Warum sollte in dieser breiten Brust nicht eine grosse Singstimme sein?

Ich bitte sie um das stabat mater von Pergolesi, das ich selbst früher so gern sang.

Sie singt es herunter mit bemerkenswerther Kraft, aber kalt und unmusikalisch. Zuweilen singt sie sogar falsch.

Eine wüthende, verzehrende Sehnsucht nach eigenem Singen überkommt mich. — Was ist denn geschehen, dass ich das verloren habe? Noch lebe ich doch und kann nicht mehr singen — — — — das wird mir nun auf einmal klar — — die Musik — ein furchtbares Abschiedsweh ergreift mich, zum ersten Male breche ich in leidenschaftliches Weinen aus.

* * *

Digitized by Google

Digitized by Google

Er fordert ganze Hingabe und rächt sich fürchterlich an denen, die ihn entweihten.

Wie mancher Selbstmörder greift leichtsinnig nach der Waffe und bietet so dem Tode einen Körper, der noch nicht ausgelebt hat. Mit furchtbarer Härte packt der dann solch einen Leib, schüttelt ihn in entsetzlichen Schauern und stösst ihn entweder ins Leben zurück oder zerrt ihn ins Grab ohne Erbarmen, ohne Gnade gegen den zu spät zum Bewusstsein gelangten Trieb des Lebens. Aber langsam, grässlich langsam. Als fromme Schwester hat man zuweilen Gelegenheit, das mit anzusehen.

* * *

Auf einer Bank in einem öffentlichen Parke hatte die Polizei einen Selbstmörder gefunden. Neben ihm lag ein Revolver. Der Mann hatte sich in die Schläfe geschossen, die Kugel war hinter den Augen durchgegangen und im Schädel stecken geblieben. Beide Augen waren verloren. Als er zu uns gebracht wurde, hing das eine Auge, von dem Schuss aus seiner Höhle gerissen, auf der Backe des jungen Mannes. Das andere Auge lag als blutige, breiartige Masse unter dem aufgequollenen Lide. Beide Augen wurden glatt exterpirt, und ich legte Verbandstoffe in die leeren Schädelhöhlen.

Als der Verwundete nach den ersten Hülfeleistungen zum Bewusstsein erwachte, verlangte er nach dem heiligen Abendmahl; vielleicht dachte er, das könnte ihm helfen. —

Der körperliche Schmerz hatte diesen Menschen ganz rasend gemacht. Als man ihm die Hostie reichte, stiess er sie von sich.

Nachdem der Geistliche sich vergeblich bemüht hatte, die Gedanken des Unglücklichen wieder auf religiöse Dinge zurückzuleiten, liess er mich mit ihm allein.

Nun sprang der Verwundete aus dem Bette, fiel vor mir nieder, umklammerte meine Kniee und flehte mich an, ihn zu vergiften. Nach meiner Weigerung erging er sich in grässlichen Flüchen und bat Gott, mich wegen meiner Hartherzigkeit unter ähnlichen Qualen enden zu lassen, wie er sie jetzt leide.

Natürlich hinderten mich diese Ausbrüche nicht, an dem Kranken meine Pflicht als Pflegerin zu thun. Als seine Schmerzen sich unter der Wirkung von Morphium verminderten, bat er mich um Verzeihung wegen seines wilden Benehmens.

Am anderen Tage bat er, mir seine Leidensgeschichte erzählen zu dürfen.

Es war eine wirre, unsittliche Erzählung von vergeudeter Jugendkraft und zerstörtem Glauben.

Der junge Mann war Student der Rechte und verfügte über einen bedeutenden Wechsel. Er verbrachte seine Nächte in den Armen liederlicher Mädchen, seine Tage in der Kneipe. Seinen Geist verwirrte er durch Lectüre über Spiritismus, über theologische Fragen, über Philosophie. —

Er las und las, dachte über nichts nach und las wieder neues. Die tiefsten Gedanken, in denen grosse Männer ihre Lebensweisheit niedergelegt hatten, verschlang er mit derselben oberflächlichen Hast, wie einen spannenden Roman.

Als er zu faul geworden war, um noch zu lesen, nahm er ein Mädchen zu sich, das ganz ohne Schulbildung war und ihn durch ihre naive Gemeinheit amüsirte.

„Nichts ist wahr — alles ist erlaubt," das war der einzige Wahlspruch den er schliesslich als Facit aus allen Büchern zog, die er gelesen, aus allen Schmutzereien, die er erlebt hatte.

Schliesslich überwältigte ihn der Ekel. Er griff zum Revolver, lag nun da und winselte von seinem Kinderglauben, von seiner Geliebten, vor allen Dingen aber von seinen Schmerzen.



Digitized by Google

[illegible]

* * *

[illegible]

Ich habe an mir selbst beobachtet, dass die eigene Hilflosigkeit das Verständniss für fremde Hilflosigkeit erzeugt.

Ich nütze jetzt keinem Menschen, erfreue auch niemanden wie früher durch meinen Gesang, und trotzdem überschüttet man mich mit Freundlichkeit und Rücksichtnahme.

Die Folge ist eine gewisse Zuneigung, die allmählich mein sprödes Gemüth meiner Umgebung entgegenbringt.

Aber das ist vielleicht nur Dankbarkeit. Ich empfinde aber ausserdem noch mit denen, die ich leiden sehe, Mitleid — ich kann das jetzt noch nicht genau analysiren — vielleicht später. Das Gefühl ist mir noch zu fremd, aber es ist mir interessant, und ich beobachte es genau.

* * *

Ich habe Jahre lang mit dem Gedanken an den Tod gespielt, nun rächt sich das. Man darf nicht ungestraft nach einem Gebiete drängen, das uns verschlossen ist.

Als meine alte Probemeisterin im Sarge lag, habe ich ihren starren Leib an meinen weichen, warmen Körper gedrückt, um dadurch die äussere Form des Todes kennen zu lernen.

Jetzt habe ich zuweilen, wenn das Fieber kommt, die Empfindung jenes Augenblicks in allen meinen Gliedern. Etwas, Hartes, Kaltes, Fremdes drängt sich an mich, kriecht in meine Adern und macht meinen Körper so steif und kalt, wie die Leiche war, die ich damals in meine Arme riss.

Das sind Fieberphantasien. Ich sage mir das manchmal sogar mitten im Delirium, aber darum wirkt die Erinnerung nicht weniger qualvoll. —

Wer noch dem Tode selbst unterthan ist, wer als sterblicher Mensch noch im Leben steht, der sollte dem Tode ausweichen, anstatt ihn zu suchen. Sein Geheimniss enthüllt er doch erst dem, der ihm angehört.

Ich habe geglaubt, man könnte den Tod lieben. Aber auch das ist ein Irrthum — er lässt sich nicht lieben. Der Engel des Herrn ist spröde und keusch, eine sinnliche, weiche Annäherung duldet er nicht. Er will nicht lieben und nicht geliebt werden, er will herrschen.

Digitized by Google

Er fordert ganze Hingabe und rächt sich fürchterlich an denen, die ihn entweihten.

Wie mancher Selbstmörder greift leichtsinnig nach der Waffe und bietet so dem Tode einen Körper, der noch nicht ausgelebt hat. Mit furchtbarer Härte packt der dann solch einen Leib, schüttelt ihn in entsetzlichen Schauern und stösst ihn entweder ins Leben zurück oder zerrt ihn ins Grab ohne Erbarmen, ohne Gnade gegen den zu spät zum Bewusstsein gelangten Trieb des Lebens. Aber langsam, grässlich langsam. Als fromme Schwester hat man zuweilen Gelegenheit, das mit anzusehen.

* * *

Auf einer Bank in einem öffentlichen Parke hatte die Polizei einen Selbstmörder gefunden. Neben ihm lag ein Revolver. Der Mann hatte sich in die Schläfe geschossen, die Kugel war hinter den Augen durchgegangen und im Schädel stecken geblieben. Beide Augen waren verloren. Als er zu uns gebracht wurde, hing das eine Auge, von dem Schuss aus seiner Höhle gerissen, auf der Backe des jungen Mannes. Das andere Auge lag als blutige, breiartige Masse unter dem aufgequollenen Lide. Beide Augen wurden glatt exterpirt, und ich legte Verbandstoffe in die leeren Schädelhöhlen.

Als der Verwundete nach den ersten Hülfeleistungen zum Bewusstsein erwachte, verlangte er nach dem heiligen Abendmahl; vielleicht dachte er, das könnte ihm helfen. —

Der körperliche Schmerz hatte diesen Menschen ganz rasend gemacht. Als man ihm die Hostie reichte, stiess er sie von sich.

Nachdem der Geistliche sich vergeblich bemüht hatte, die Gedanken des Unglücklichen wieder auf religiöse Dinge zurückzuleiten, liess er mich mit ihm allein.

Nun sprang der Verwundete aus dem Bette, fiel vor mir nieder, umklammerte meine Kniee und flehte mich an, ihn zu vergiften. Nach meiner Weigerung erging er sich in grässlichen Flüchen und bat Gott, mich wegen meiner Hartherzigkeit unter ähnlichen Qualen enden zu lassen, wie er sie jetzt leide.

Natürlich hinderten mich diese Ausbrüche nicht, an dem Kranken meine Pflicht als Pflegerin zu thun. Als seine Schmerzen sich unter der Wirkung von Morphium verminderten, bat er mich um Verzeihung wegen seines wilden Benehmens.

Am anderen Tage bat er, mir seine Leidensgeschichte erzählen zu dürfen.

Es war eine wirre, unsittliche Erzählung von vergeudeter Jugendkraft und zerstörtem Glauben.

Der junge Mann war Student der Rechte und verfügte über einen bedeutenden Wechsel. Er verbrachte seine Nächte in den Armen liederlicher Mädchen, seine Tage in der Kneipe. Seinen Geist verwirrte er durch Lectüre über Spiritismus, über theologische Fragen, über Philosophie. —

Er las und las, dachte über nichts nach und las wieder neues. Die tiefsten Gedanken, in denen grosse Männer ihre Lebensweisheit niedergelegt hatten, verschlang er mit derselben oberflächlichen Hast, wie einen spannenden Roman.

Als er zu faul geworden war, um noch zu lesen, nahm er ein Mädchen zu sich, das ganz ohne Schulbildung war und ihn durch ihre naive Gemeinheit amüsirte.

„Nichts ist wahr — alles ist erlaubt," das war der einzige Wahlspruch den er schliesslich als Facit aus allen Büchern zog, die er gelesen, aus allen Schmutzereien, die er erlebt hatte.

Schliesslich überwältigte ihn der Ekel. Er griff zum Revolver, lag nun da und winselte von seinem Kinderglauben, von seiner Geliebten, vor allen Dingen aber von seinen Schmerzen.



Digitized by Google

Dieser Mensch war mir ausserordentlich widerwärtig. — Nach einigen Tagen verlangte er wieder nach dem Sacrament des Altars. Er erhielt es diesmal.

Nach der Kommunion sagte der Pastor zu ihm: Danken Sie Gott, dass Sie noch leben. Sie waren noch gar nicht würdig, zu sterben.

Darin gab ich dem Geistlichen recht. Dieser Mensch war nicht werth, in den geweihten Frieden des Todes einzugehen.

Er selbst sagte mir beim Abschied aus der Anstalt, dass er nach dem Tode zwar durchaus keine Sehnsucht empfände, dass er nur ganz einfach nicht mehr leben wolle.

„Nicht leben und am liebsten auch nicht sterben — — begreifen Sie, was mir eigentlich vorschwebt, Schwester?“ Halb spöttisch antwortete ich ihm: „Gewiss, gehen Sie doch ins Kloster“. —

„Ich habe auch schon daran gedacht, aber so ohne Augenlicht — nein, es ist nicht mehr der Mühe werth.“

Das Unangenehmste bei dem schwankenden Gesellen war noch, dass er sich für geistreich hielt.

In guten Stunden brachte er es ja auch bis zu einer gewissen cynischen Urechnet. Es entschlüpfte ihm hie und da eine Bemerkung, die einen geistvollen Gedanken in geschmacklosen Form ausdrückte.

Aber das waren eben die guten Stunden. Dagegen wenn es ihm schlecht ging, zeigte er wenig Selbstbeherrschung, und eine erbärmlich haltlose Seele jammerte nach dem Gotte, gegen den sein ganzes Leben eine einzige Beleidigung war. —

Er hat furchtbare Schmerzen aushalten müssen. Wenige Menschen habe ich jemals so grauenhaft leiden sehen. Als ihn die Anstalt entliess, suchte er den ersten Schienenstrang auf, der über seinen Weg lief und liess sich von einem Eisenbahnzuge zermalmen.

Abgesehen von seinem Ende, habe ich weder vor noch nach seinem Tode Mitleid mit diesem Menschen gefühlt.

Selbst das neugierige Interesse, das mir sonst alles, was mit dem Tode zusammenhängt, einflösste, ging hier unter in dem instinctiven Abscheu vor einem so unmoralischen, dabei unmännlichen Manne.

Ob ich jetzt Mitleid empfinden würde, wenn ein Mensch wie dieser, meiner Pflege überwiesen würde? Ich habe mich gerade nach dieser Richtung hin sehr verändert.

* * *

Das Bild jenes Studenten, das nun schon seit Jahren aus meiner Erinnerung gelöscht war, hat mich verfolgt, bis ich den Eindruck, den ich damals empfing, niederschrieb. Nun bin ich's los.

* * *

Sehr oft habe ich beobachtet, dass bei Sterbenden die Bilder des ganzen vergangenen Lebens noch einmal vorüberziehen — fern — nebelhaft, oft auch mit quälender Deutlichkeit.

Jetzt erlebe ich das an mir selbst. Besonders Nachts. — Schlafmittel wirken nicht mehr, ich mag nehmen, was ich will. Nun liege ich da in den langen, stillen Nächten, Schwester Elisabeth und Schwester Dora schlafen fest. Das Gas brennt dunkel und unsicher hinter meinem Bette, ich sehe nicht die Flamme, nur den Schein davon, und die Bilder ziehen vorüber.

Sonderbar, dass in dieser Atmosphäre jungfräulicher Reinheit und Unberührtheit in diesem Heiligthum von drei der Kirche angehörenden Mädchen solche Bilder auftauchen können, wie dieser Student, an der ich gestern dachte, und andere so unreine, so von Erdenschmutz und Elend besudelte Gestalten! Dabei wieder alle, die in unerschütterlichem Glauben litten und starben. — Wie sie durch die Station der Diakonissin gingen, so gehen sie jetzt

Digitized by Google

durch diese Gedankenwelt, durch diese Nebelbilder, die der Griffel des Todesengels malt und verwischt. —

Bei allen anderen Sterbenden sind es aber die Bilder des eigenen Lebens, die in dieser Weise vorüberziehen. Die eigene Persönlichkeit, die eigene Gestalt bildet immer und überall den Mittelpunkt des Traumlebens vor dem Tode. Kurz zusammengefasst durchlebt der Mensch sein Leben noch einmal in der Erinnerung, ehe er stirbt, und dann heisst es ganz einfach: Nun zieh' die Summe!

Sehr oft ist das Resultat so kläglich, dass die Sterbenden um jeden Preis noch einmal leben, wenigstens noch einige Jahre ihrem Dasein hinzufügen möchten, um zu einem besseren Abschluss zu gelangen. Aber die Naturgesetze der Auflösung unterbrechen ihr Werk nicht.

Wenn der Anfang des Sterbens da ist, kommt das Ende des Sterbens und dann die Verwesung.

Das ist ein ganz irdischer, wissenschaftlich erklärter, nachweislicher, chemischer Prozess, der, nachdem er einmal eingeleitet ist, von der Natur zu Ende geführt wird. Da heisst es dann: „Der Engel des Herrn ist unerbittlich."

Der Engel des Herrn, der Todesengel aber hat mit der ganzen Geschichte weiter nichts zu thun, als dass er die Lebensbilder malt, aus denen der Sterbende die Summe seines Daseins zu ziehen hat.

Hohnlachend reisst er den Verzweifelnden hinweg, der noch gutmachen, noch ändern, noch ausgleichen möchte.

Kalt und starr geleitet er den Gerechten, der mit Wohlgefallen und Befriedigung auf das kleine, gute Werk blickt, dessen Spur schon wenige Jahre des Weltlebens auslöschen werden.

Tröstend und freundlich umarmt der heilige Engel den erdenmüden Sünder, der sich nach ihm gesehnt hat. —

Ja die Bilder des eigenen Lebens! Die eigene Gestalt, das „Ich" ist der Mittelpunkt des letzten Erinnerungslebens.

Wenn ich aber die müden, fieberheissen Blicke auf diese Bilder richte, die vor mir vorbeiziehen, so steht immer eine fremde Persönlichkeit, ein anderer Mensch, der mich nichts angeht, im Vordergrunde. — Ich selbst stehe bei Seite.

Kurze Episoden, sehr oft die letzten Lebenstage anderer Leute sind die Erinnerungen meines Lebens.

Ich selbst habe nichts erlebt.

Nichts — — gar nichts.

An Gott habe ich meinen Willen, mein Ich gegeben bei der Einsegnung als fromme Schwester.

So habe ich kein eigenes Leben gelebt.

Vielleicht aber wäre das gerade mein Lohn. Ist denn Leben ein Glück?

Ich kanns ja nicht wissen — ich habe die Welt nur durch ein Kirchenfenster gesehn, oder am Krankenbett.

Ein Stück Leben mag das ja auch sein, aber nichts ganzes, kein eigenes Leben.

Mein Gesang hat kranke und müde Menschen erfreut, mir selbst hat er weder Ruhm noch Ehre erworben. Meine Schönheit hat die Schwesterntracht den Blicken der Menschen entzogen. Sie hat mir keine Beachtung, keine Liebe, kein Lebensglück gebracht. — Das junge Mädchen damals, Lilli Monta, die war Sängerin, die war schön, — wie ich — wie ich — —

Geliebt und gelebt, das war die Summe, die ihr Leben ergab, als es zu Ende war.

Mein Leben ist nun auch zu Ende, aber ich habe nicht geliebt und nicht gelebt, trotzdem ich als Künstlerin und als schönes Weib geboren ward, wie sie — wie Lilli Monta. —

Das ist die Summe, die ich ziehe — jetzt auf dem Sterbebette.

Wenn der Engel des Herrn barmherzig wäre und mir noch eine Spanne Zeit liesse! — — —



Digitized by Google

„Ich kann nicht mehr wollen."

„Sie würden's wohl können, wenn Sie glücklich wären."

Wie kann ich das wissen! Ich kenne das nicht, was man im Erdenleben Glück nennt. —

Die Vorschläge, die mir die Oberin und der Professor machten, liefen darauf hinaus, ich sollte zur Wiederherstellung meiner Gesundheit nach Italien reisen.

In Anerkennung meiner Verdienste, wollte man mir sogar eine der jüngeren Schwestern zur Begleitung mitgeben.

Ich dankte dem Arzte und der Vorsteherin aufrichtig für die Theilnahme, die sie mir mit ihrem wohlmeinenden Plane bewiesen! den Gedanken, die Reise auszuführen, lehnte ich aber ab. „Es ist zu spät, ich kann nicht mehr reisen. Ich möchte wohl leben, aber wie schwach ich mich fühle, das kann ich Ihnen überhaupt gar nicht sagen."

„Es thut mir leid, wenn ich Sie mit meiner Weigerung betrübe," fügte ich noch hinzu, als ich sah, welche traurige Enttäuschung meine Antwort auf den Gesichtern der beiden guten Alten hervorrief.

Sie machten keinen Versuch, mich umzustimmen. Sie wissen beide zu gut aus der Erfahrung, dass man einen Kranken nicht retten kann, wenn der Wille zum Leben fehlt.

Unsere ehrwürdige Oberin drückte mit einem mütterlichen Segensworte ihre Lippen auf meine Stirn.

Der alte Professor hielt lange meine kalte Hand und zog sie endlich an seinen Mund.

Ich habe diese Höflichkeit gegen eine Dame noch niemals bei ihm gesehen.

* * *

Ich bin nun wohl officiell zum Tode verurtheilt.

Man lässt mich niemals mehr allein. Wenn eine Schwester die andere ablöst bei mir, so sehe ich oft die Hinausgehende weinen.

Die Aerzte geben keine Verordnungen mehr. Was ich wünsche, wird mir gewährt.

Früher theilte ich, wie alle andern Schwestern, mein Zimmer mit einer Genossin. Schon seit längerer Zeit schlafen jetzt zwei Schwestern bei mir.

Gewacht wird vorläufig noch nicht an meinem Bette. Das geschieht erst in den letzten Nächten des Sterbens.

Man spricht leise in meiner Nähe, als fürchte man, den Engel des Herrn bei seinem heiligen Werk zu stören.

Ich habe jetzt zuweilen Beklemmungen. Das Herz hat nicht mehr recht die Kraft, zu schlagen. Nun tritt aber auch an mich die Gefahr heran, die ich so oft bei andern beobachtet habe, dass ich mich zu viel mit mir selbst beschäftige, meinem Befinden eine zu grosse Aufmerksamkeit widme.

## VIII.

Weihnachten.

Die Weihnachtsfeier hat mich niemals angenehm berührt mit ihrem kirchlichen Gepränge in dieser krankhaften Umgebung.

Heute war das anders. Ich hatte ein Gefühl von Rührung und Weichheit. [illegible]chliesslich musste ich doch daran denken, dass ich wohl zum letzten Male [illegible]abei bin. Etwas von der alten Sehnsucht nach den ewigen Geheimnissen [illegible]t wieder über mich gekommen. Noch habe ich die Ruhe nicht gefunden, [illegible]n der ich träume. —

Januar.

Jetzt geniesse ich bald ein halbes Jahr lang die aufopferndste Pflege [illegible]hier im Hause. Kein noch so hochgestellter Kranker kann sorgsamer bedient, rücksichtsvoller behandelt werden, wie ich, das arme heimathlose Mädchen.

Digitized by Google

Das ist eine wundervolle Seite der Diakonie. Dieses ideale Familienleben, dieses Heim, das sie bietet.

Schwester Elisabeth, ein ähnlicher Charackter, wie ihre Amtsvorgängerin, Schwester Henriette, hängt mit leidenschaftlicher Liebe an mir.

Meine hülflose Hinfälligkeit macht mich in ihren Augen zu einer Dulderin. Gott weiss, weshalb alle die ganz jungen Schwestern mich für eine Art Heilige halten. — Einige von ihnen, die noch nicht lange hier sind, haben mich nicht einmal mehr als Sängerin kennen gelernt; was die also an mir finden, ist gar nicht zu verstehen.

* * *

Heute ist mir eine ganz sonderbare Ahnung gekommen.

Schwester Elisabeth kämmte mein langes, schweres Haar, während ein anderes junges Mädchen, Schwester Hermine, mich dabei aufrichtete und stützte.

Ich bemerkte, dass die beiden jungen Dinger heimlich meine Haare küssten. Als ich sie erstaunt ansah, wurden sie roth, und Elisabeth flüsterte: „Ach Schwester Minna, Sie sind so wunderbar schön, so überirdisch — wir schwärmen Alle für Sie."

Also das ist's! Eine Art jugendlicher Ueberspanntheit. Die Schwärmerei des Herzens, die sich bei anderen, eben dem Backfischalter entwachsenen Mädchen auf junge Männer richtet, nimmt hier eine mehr durchgeistigte Richtung an und webt eine Art Glorie um die Erscheinung der sterbenden Genossin.

Dazu kommt, dass einige der jungen Schwestern glauben, ich hätte viele Schmerzen, die ich mit Hülfe der Religion zu überwinden wüsste.

Meine grosse Frömmigkeit ist überhaupt ein Dogma für das ganze Haus.

Die Oberin hat mir feierlich abgebeten, dass sie mich vor Jahren einmal für nicht fromm genug hielt.

Ich fragte sie, weshalb sie denn jetzt anderer Ansicht sei, da ich doch jetzt eben so wenig über religiöse Dinge spräche, wie damals.

„Worte beweisen nicht viel, liebe Schwester," antwortete sie mir. „Aber jetzt sehe ich Sie ein halbes Jahr lang schwer krank, Sie gehen mit vollem Bewusstsein einem seeligen Ende entgegen, und doch habe ich niemals ein Wort der Klage aus Ihrem Munde gehört." —

„Worüber sollte ich klagen?" fragte ich. Die Frage war ganz aufrichtig gemeint, aber sie scheint wieder in irgend einem erhabenen Sinne gedeutet zu werden.

„Dankt Gott für dieses Vorbild, Kinder," sagte die Oberin zu den anderen Schwestern, die so wie so schon alle mit scheuer Ehrfurcht zu mir aufblicken.

* * *

Unter unseren „Neuen" befindet sich wieder eine Sängerin. Schwester Christine soll in musikalischer Hinsicht dem Hause das sein, was ich ihm einst war. Ich habe den Geheimrath gefragt, ob sie mir vorsingen darf.

Er meinte, ich würde enttäuscht sein, erlaubte es aber doch.

Mehrere Schwestern brachten die etwas Befangene zu mir, der musikalischen Autorität. Schwester Christine ist gross und kräftig gebaut. Warum sollte in dieser breiten Brust nicht eine grosse Singstimme sein?

Ich bitte sie um das stabat mater von Pergolesi, das ich selbst früher so gern sang.

Sie singt es herunter mit bemerkenswerther Kraft, aber kalt und unmusikalisch. Zuweilen singt sie sogar falsch.

Eine wüthende, verzehrende Sehnsucht nach eigenem Singen überkommt mich. — Was ist denn geschehen, dass ich das verloren habe? Noch lebe ich doch und kann nicht mehr singen — — — — das wird mir nun auf einmal klar — — die Musik — ein furchtbares Abschiedsweh ergreift mich, zum ersten Male breche ich in leidenschaftliches Weinen aus.

* * *

Digitized by Google

Digitized by Google

Er fordert ganze Hingabe und rächt sich fürchterlich an denen, die ihn entweihten.

Wie mancher Selbstmörder greift leichtsinnig nach der Waffe und bietet so dem Tode einen Körper, der noch nicht ausgelebt hat. Mit furchtbarer Härte packt der dann solch einen Leib, schüttelt ihn in entsetzlichen Schauern und stösst ihn entweder ins Leben zurück oder zerrt ihn ins Grab ohne Erbarmen, ohne Gnade gegen den zu spät zum Bewusstsein gelangten Trieb des Lebens. Aber langsam, grässlich langsam. Als fromme Schwester hat man zuweilen Gelegenheit, das mit anzusehen.

* * *

Auf einer Bank in einem öffentlichen Parke hatte die Polizei einen Selbstmörder gefunden. Neben ihm lag ein Revolver. Der Mann hatte sich in die Schläfe geschossen, die Kugel war hinter den Augen durchgegangen und im Schädel stecken geblieben. Beide Augen waren verloren. Als er zu uns gebracht wurde, hing das eine Auge, von dem Schuss aus seiner Höhle gerissen, auf der Backe des jungen Mannes. Das andere Auge lag als blutige, breiartige Masse unter dem aufgequollenen Lide. Beide Augen wurden glatt exterpirt, und ich legte Verbandstoffe in die leeren Schädelhöhlen.

Als der Verwundete nach den ersten Hülfeleistungen zum Bewusstsein erwachte, verlangte er nach dem heiligen Abendmahl; vielleicht dachte er, das könnte ihm helfen. —

Der körperliche Schmerz hatte diesen Menschen ganz rasend gemacht. Als man ihm die Hostie reichte, stiess er sie von sich.

Nachdem der Geistliche sich vergeblich bemüht hatte, die Gedanken des Unglücklichen wieder auf religiöse Dinge zurückzuleiten, liess er mich mit ihm allein.

Nun sprang der Verwundete aus dem Bette, fiel vor mir nieder, umklammerte meine Kniee und flehte mich an, ihn zu vergiften. Nach meiner Weigerung erging er sich in grässlichen Flüchen und bat Gott, mich wegen meiner Hartherzigkeit unter ähnlichen Qualen enden zu lassen, wie er sie jetzt leide.

Natürlich hinderten mich diese Ausbrüche nicht, an dem Kranken meine Pflicht als Pflegerin zu thun. Als seine Schmerzen sich unter der Wirkung von Morphium verminderten, bat er mich um Verzeihung wegen seines wilden Benehmens.

Am anderen Tage bat er, mir seine Leidensgeschichte erzählen zu dürfen.

Es war eine wirre, unsittliche Erzählung von vergeudeter Jugendkraft und zerstörtem Glauben.

Der junge Mann war Student der Rechte und verfügte über einen bedeutenden Wechsel. Er verbrachte seine Nächte in den Armen liederlicher Mädchen, seine Tage in der Kneipe. Seinen Geist verwirrte er durch Lectüre über Spiritismus, über theologische Fragen, über Philosophie. —

Er las und las, dachte über nichts nach und las wieder neues. Die tiefsten Gedanken, in denen grosse Männer ihre Lebensweisheit niedergelegt hatten, verschlang er mit derselben oberflächlichen Hast, wie einen spannenden Roman.

Als er zu faul geworden war, um noch zu lesen, nahm er ein Mädchen zu sich, das ganz ohne Schulbildung war und ihn durch ihre naive Gemeinheit amüsirte.

„Nichts ist wahr — alles ist erlaubt," das war der einzige Wahlspruch den er schliesslich als Facit aus allen Büchern zog, die er gelesen, aus allen Schmutzereien, die er erlebt hatte.

Schliesslich überwältigte ihn der Ekel. Er griff zum Revolver, lag nun da und winselte von seinem Kinderglauben, von seiner Geliebten, vor allen Dingen aber von seinen Schmerzen.



Digitized by Google

Dieser Mensch war mir ausserordentlich widerwärtig. — Nach einigen Tagen verlangte er wieder nach dem Sacrament des Altars. Er erhielt es diesmal.

Nach der Kommunion sagte der Pastor zu ihm: Danken Sie Gott, dass Sie noch leben. Sie waren noch gar nicht würdig, zu sterben.

Darin gab ich dem Geistlichen recht. Dieser Mensch war nicht werth, in den geweihten Frieden des Todes einzugehen.

Er selbst sagte mir beim Abschied aus der Anstalt, dass er nach dem Tode zwar durchaus keine Sehnsucht empfände, dass er nur ganz einfach nicht mehr leben wolle.

„Nicht leben und am liebsten auch nicht sterben — — begreifen Sie, was mir eigentlich vorschwebt, Schwester?" Halb spöttisch antwortete ich ihm: „Gewiss, gehen Sie doch ins Kloster". —

„Ich habe auch schon daran gedacht, aber so ohne Augenlicht — nein, es ist nicht mehr der Mühe werth."

Das Unangenehmste bei dem schwankenden Gesellen war noch, dass er sich für geistreich hielt.

In guten Stunden brachte er es ja auch bis zu einer gewissen cynischen Frechheit. Es entschlüpfte ihm hie und da eine Bemerkung, die einen geistvollen Gedanken in geschmackloser Form ausdrückte.

Aber das waren eben die guten Stunden Dagegen wenn es ihm schlecht ging, zeigte er wenig Selbstbeherrschung, und eine erbärmlich haltlose Seele jammerte nach dem Gotte, gegen den sein ganzes Leben eine einzige Beleidigung war. —

Er hat furchtbare Schmerzen aushalten müssen. Wenige Menschen habe ich jemals so grauenhaft leiden sehen. Als ihn die Anstalt entliess, suchte er den ersten Schienenstrang auf, der über seinen Weg lief und liess sich von einem Eisenbahnzuge zermalmen.

Abgesehen von seinem Ende, habe ich weder vor noch nach seinem Tode Mitleid mit diesem Menschen gefühlt.

Selbst das neugierige Interesse, das mir sonst alles, was mit dem Tode zusammenhängt, einflösste, ging hier unter in dem instinctiven Abscheu vor einem so unmoralischen, dabei unmännlichen Manne.

Ob ich jetzt Mitleid empfinden würde, wenn ein Mensch wie dieser, meiner Pflege überwiesen würde? Ich habe mich gerade nach dieser Richtung hin sehr verändert.

* * *

Das Bild jenes Studenten, das nun schon seit Jahren aus meiner Erinnerung gelöscht war, hat mich verfolgt, bis ich den Eindruck, den ich damals empfing, niederschrieb. Nun bin ich's los.

* * *

Sehr oft habe ich beobachtet, dass bei Sterbenden die Bilder des ganzen vergangenen Lebens noch einmal vorüberziehen — fern — nebelhaft, oft auch mit quälender Deutlichkeit.

Jetzt erlebe ich das an mir selbst. Besonders Nachts. — Schlafmittel wirken nicht mehr, ich mag nehmen, was ich will. Nun liege ich da in den langen, stillen Nächten, Schwester Elisabeth und Schwester Dora schlafen fest. Das Gas brennt dunkel und unsicher hinter meinem Bette, ich sehe nicht die Flamme, nur den Schein davon, und die Bilder ziehen vorüber.

Sonderbar, dass in dieser Athmosphäre jungfräulicher Reinheit und Unberührtheit, in diesem Heiligthum von drei der Kirche angehörenden Mädchen solche Bilder auftauchen können, wie dieser Student, an den ich gestern dachte, und andere so unrein, so von Erdenschmutz und Elend besudelte Gestalten! Dann wieder andere, die in unerschütterlichem Glauben litten und starben. — Wie sie durch die Station der Diakonissin gingen, so gehen sie jetzt

Digitized by Google

durch diese Gedankenwelt, durch diese Nebelbilder, die der Griffel des Todesengels malt und verwischt. —

Bei allen anderen Sterbenden sind es aber die Bilder des eigenen Lebens, die in dieser Weise vorüberziehen. Die eigene Persönlichkeit, die eigene Gestalt bildet immer und überall den Mittelpunkt des Traumlebens vor dem Tode. Kurz zusammengefasst durchlebt der Mensch sein Leben noch einmal in der Erinnerung, ehe er stirbt, und dann heisst es ganz einfach: Nun zieh' die Summe!

Sehr oft ist das Resultat so kläglich, dass die Sterbenden um jeden Preis noch einmal leben, wenigstens noch einige Jahre ihrem Dasein hinzufügen möchten, um zu einem besseren Abschluss zu gelangen. Aber die Naturgesetze der Auflösung unterbrechen ihr Werk nicht.

Wenn der Anfang des Sterbens da ist, kommt das Ende des Sterbens und dann die Verwesung.

Das ist ein ganz irdischer, wissenschaftlich erklärter, nachweislicher, chemischer Prozess, der, nachdem er einmal eingeleitet ist, von der Natur zu Ende geführt wird. Da heisst es dann: „Der Engel des Herrn ist unerbittlich."

Der Engel des Herrn, der Todesengel aber hat mit der ganzen Geschichte weiter nichts zu thun, als dass er die Lebensbilder malt, aus denen der Sterbende die Summe seines Daseins zu ziehen hat.

Hohnlachend reisst er den Verzweifelnden hinweg, der noch gutmachen, noch ändern, noch ausgleichen möchte.

Kalt und starr geleitet er den Gerechten, der mit Wohlgefallen und Befriedigung auf das kleine, gute Werk blickt, dessen Spur schon wenige Jahre des Weltlebens auslöschen werden.

Tröstend und freundlich umarmt der heilige Engel den erdenmüden Sünder, der sich nach ihm gesehnt hat. —

Ja die Bilder des eigenen Lebens! Die eigene Gestalt, das „Ich" ist der Mittelpunkt des letzten Erinnerungslebens.

Wenn ich aber die müden, fieberheissen Blicke auf diese Bilder richte, die vor mir vorbeiziehen, so steht immer eine fremde Persönlichkeit, ein anderer Mensch, der mich nichts angeht, im Vordergrunde. — Ich selbst stehe bei Seite.

Kurze Episoden, sehr oft die letzten Lebenstage anderer Leute sind die Erinnerungen meines Lebens.

Ich selbst habe nichts erlebt.

Nichts — — gar nichts.

An Gott habe ich meinen Willen, mein Ich gegeben bei der Einsegnung als fromme Schwester.

So habe ich kein eigenes Leben gelebt.

Vielleicht aber wäre das gerade mein Lohn. Ist denn Leben ein Glück?

Ich kanns ja nicht wissen — ich habe die Welt nur durch ein Kirchenfenster gesehn, oder am Krankenbett.

Ein Stück Leben mag das ja auch sein, aber nichts ganzes, kein eigenes Leben.

Mein Gesang hat kranke und müde Menschen erfreut, mir selbst hat er weder Ruhm noch Ehre erworben. Meine Schönheit hat die Schwesterntracht den Blicken der Menschen entzogen. Sie hat mir keine Beachtung, keine Liebe, kein Lebensglück gebracht. — Das junge Mädchen damals, Lilli Monta, die war Sängerin, die war schön, — wie ich — wie ich — —

Geliebt und gelebt, das war die Summe, die ihr Leben ergab, als es zu Ende war.

Mein Leben ist nun auch zu Ende, aber ich habe nicht geliebt und nicht gelebt, trotzdem ich als Künstlerin und als schönes Weib geboren ward, wie sie — wie Lilli Monta. —

Das ist die Summe, die ich ziehe — jetzt auf dem Sterbebette.

Wenn der Engel des Herrn barmherzig wäre und mir noch eine Spanne Zeit liesse! — — —



Digitized by Google

Ja das — der Engel des Herrn — —

Die Zeit war da, sie ist verpasst, das Sterben hat angefangen, nun geht's zu Ende. Ich muss mich fügen.

* * *

Ich glaube, die Jugend in mir lehnt sich auf gegen diese Einrichtung.

Ein altes, verkommenes Weib in einem verpesteten Winkel verendet — denn sterben war's kaum zu nennen — — — man schickt ein junges, blühendes Leben zu ihr hin, und die Mikroben, die Miasmen der Luft stürzen sich auf dies wehrlose Opfer, um es zu vernichten — zu verzehren. Dazu war ich nun ausersehen, dafür musste ich geboren werden! Eine Anstaltsjugend — in einem grossen Herrnhuterpensionat — nein das ist keine Erinnerung, das war auch kein Leben. Dann ein Jahr in dem ländlichen Pfarrhause meines Vormundes — war das Leben?

Zuletzt sieben Jahre Diakonissin, dann ein Krankenlager von einem halben Jahre und darauf der Tod. —

Warum wundere ich mich, dass keine Bilder vor mir vorüberziehen, deren Mittelpunkt ich selbst bin?

Lebensbilder sind das, und ich — ich habe ja gar nicht gelebt.

Ich stand neben dem Leben, in einem dunklen Winkel, im Spital.

Ich erinnere mich an eine Woche, in der ich meiner Klasse von Schwachsinnigen den Buchstaben und den Laut „sch" zu lehren hatte. — Wie diese hässlichen Kinder lachten und husteten und spuckten bei dieser Übung!

Warum will dieses Bild nicht weg? Es war so widerwärtig, so öde — — mein Leben — — ja ich kann nichts dagegen thun, vor meinen sterbenden Blicken zieht mein Leben vorbei.

## IX.

Meine Aufzeichnungen haben eine Woche geruht. Ich sehnte mich oft danach, den einen oder anderen Gedanken meiner stillen Freundin, der Schreibmappe, anzuvertrauen, aber ich war zu matt dazu.

So ganz ohne Kampf, ohne Widerstreben stirbt der Körper auch an einem schleichenden typhösen Fieber nicht.

Ich habe die letzte Woche schwer gelitten. Eine unsagbare Unruhe zuckte mir in Blut und Nerven. Es war wie ein letzter Kampf der Lebenskraft gegen dieses langsame, tückische Gift, das mir durch die Adern schleicht. Das Gift aber hat schliesslich gesiegt.

Am quälendsten für mich war in der letzten Zeit die Schlaflosigkeit. Dazu kamen Kopfschmerzen und Brustbeklemmungen. —

Unter der unmittelbaren Wirkung gewisser Medicamente fühle ich mich frisch genug, um noch zuweilen zu schreiben. Das muss mir ja die Musik ersetzen, deshalb lässt man mich auch darin gewähren. —

Schwester Christine ist ein liebes, gutmüthiges Mädchen, aber singen möchte ich sie nie wieder hören. Sie denkt auch selbst nicht daran, weil sie wie alle Anderen glaubt, ihr Gesang hätte mich zu sehr ergriffen und mir deshalb geschadet. Nur der Geheimrath scheint zu ahnen, was ich in Wirklichkeit damals empfand.

* * *

Schwäche — bisher habe ich unter Schlaflosigkeit gelitten. Jetzt liege ich Tag und Nacht in einem an Bewusstlosigkeit streifenden Halbschlaf. Ich schlafe dabei niemals ganz ein und nur wenige Stunden bin ich wach. Nie länger, als eine ganze Stunde auf einmal. Schon nach vierzig, fünfzig Minuten

Digitized by Google

geht das Bewusstsein in leise Dämmerung über. Ich frage Doktor Klaus, was das ist. Er sieht mich traurig — sehr traurig an und sagt: „Schwäche."

Ich frage den Professor. Er zuckt die Achseln: „Schwäche." —

* * *

Schwester Christine hat mir heute ihr Herz ausgeschüttet. Sie fühlt sich unglücklich als Diakonissin. Sie möchte Sängerin werden.

Ich fragte sie, ob sie wohl jemals zu einer bestimmten Zeit eine bestimmte Rolle singen könne, weil sie durch Contract, gegen Bezahlung dazu verpflichtet sei. „O, ja," antwortete sie, ich kann zu jeder Zeit, unter allen Umständen singen. — Ich fühl's, ich muss deshalb auch dem Rufe in meiner Brust folgen. Ich bin eine Künstlerseele."

Ich sehe sie träumend an.

„Verstehen Sie mich, Schwester Minna? Begreifen Sie nicht, dass die Kunst ein Recht hat, die Person einer Künstlerin zu fodern? Kann man überhaupt eine echte, rechte Diakonissin sein, wenn man im Herzen Künstlerin ist?"

„Ich weiss es nicht" sagte ich leise.

„Was würden Sie thun?" fragte sie dagegen.

„Das haben Sie ja gesehen — ich bin Schwester geblieben."

„Sie rathen mir also ab? Sie finden es natürlich frömmer, wenn man Schwester bleibt! Aber sehen Sie, ich kann mich nicht in diese konventionelle Frömmigkeit finden. Ich bin gar nicht immer dazu aufgelegt."

„Aber zum Singen?"

„Ja, dazu immer."

Sie dachte wohl, sie müsste mir noch genauer erklären, was ihr an dieser „konventionellen Frömmigkeit" schwer falle.

So erzählte sie von ihrer Station.

Es war da ein Mädchen gestorben, und die Eltern kamen, sich danach zu erkundigen. Sie hatte gerade mit den Johanniterschwestern im Unterrichtszimmer gelacht und gescherzt, war voll guter Laune und Unsinn. Nun sollte sie den Eltern den Todesbericht der Tochter geben.

„Sie erzählte mir, wie sie mit Mühe eine feierliche, ernste Miene angenommen habe und mit den Worten: „Gottes Wege sind dunkel, aber sie führen stets zum ewigen Heil" den Leuten entgegetreten sei.

„Sehen sie Schwester Minna, da kam ich mir vor wie eine Komödiantin."

„Und nun wollen Sie deshalb eine wirkliche Komödiantin werden?"

Sie zuckte die Achseln. „Natürlich — Sie verachten die Kunst. Ich hätte mir das denken können. Hier in der Anstalt werde ich wohl auch niemand finden, der mich versteht." —

Sie ging. Also ich verachte die Kunst! Ach —

Wenn ich doch nicht so müde wäre — so fürchterlich müde! Es bewegt sich alles vor meinen Blicken. Halbschlaf — Halbes Denken — Halbes Leben!

* * *

5. Februar.

Riviera-Rosen!

Heute ist mein Geburtstag. Habe wohl mein letztes Lebensjahr vollendet. Sechs und zwanzig Jahre bin ich alt geworden.

Auf irgend eine Weise muss Doctor Klaus das in Erfahrung gebracht haben, denn schweigend legte er mir heute früh die Rosen auf meine Decke. —

Es giebt also jetzt einen Ort auf Erden, an dem dis Rosen blühen. Gar nicht so sehr weit von hier, in einigen Eisenbahnstunden erreichbar.

Dort könnte ich vielleicht auf einer sonnigen Terrasse ruhen und Frühlingsluft athmen. Dieselbe Erde, dasselbe Leben! Rosen-Duft, — —

Aber ich sehe durch eine halbgefrorene Fensterscheibe in zerrinnenden Schnee und endlosen Schmutz. Wie kalt und gleichgültig mich das ansieht

Digitized by Google

— mein Leben — — ach, ich bin müde. Vielleicht kommt die so lange ersehnte Ruhe nun bald.

* * *

Der Austritt von Schwester Christine macht viel Aufsehen in der Anstalt. — Oberschwester Hedwig ist der Ansicht, dass jedes junge Mädchen, das sich der Kunst und, wie in diesem Falle, gerade der Bühne widmet, so ziemlich ohne Umweg der Hölle entgegengeht.

Es macht dabei in ihren Augen keinen Unterschied, ob die Betreffende vorher Diakonissin war, oder irgend etwas anderes.

Die Sache an sich erscheint ihr so verwerflich, dass es dabei keine Rangunterschiede in der Verdammniss mehr giebt.

Das Einzige, was sie für das verirrte Schaf noch thut, ist, dass sie mich gebeten hat, die Unglückliche in meine Gebete einzuschliessen.

Gerade als ob ich eine Heilige wäre, die für eine Sünderin Fürbitte thun kann! Ich achte dabei genau auf mich. Niemals führe ich einen Bibelvers im Munde, was bei uns etwas so gewöhnliches ist. Niemals erwähne ich auch nur mit einer Sylbe das Leben nach dem Tode.

Alle im Hause glauben so fest daran — ich fände vielleicht jemanden, der mich zu überzeugen vermöchte, aber ich kann nicht — — ich warte lieber, bis das ewige Geheimniss sich vor mir selbst enthüllt — einmal werde ich es ja doch erfahren. Wissen. —

Ich zweifle an Allem — und dabei gelte ich für unwandelbar fromm, ganz ohne mein Zuthun. — „Nichts ist wahr." — — Nein, man würde in's Bodenlose sinken, wenn man darauf Consequenzen weiter ausbauen wollte. Wenn man Dinge berührt, die an der Grenze des Verstandes liegen, könnte der Verstand ebenso wie der Glaube zu Grunde gehen.

* * *

Unsere Oberin steht in Bezug auf Schwester Christine dem Standpunkte der Schwester Hedwig ziemlich nahe.

Sie findet es besonders schlimm, dass eine fromme Schwester in dieser Weise sich selbst und ihrem Gotte untreu werden kann.

Von mir hat sich die Sünderin gar nicht verabschiedet. Ich habe ihr ja auch gezeigt, dass ich die Kunst nicht verstehe.

Der Geheimrath fragte mich heute, ob man mich mit dieser Sache viel belästige.

Ich sagte, dass allerdings so ziemlich jede Schwester mir ihre Privatmeinung darüber anvertraut hätte.

„Na — und Sie, Schwester Minna?"

„Ich missbillige den Schritt auch, weil ich Schwester Christine gar nicht für eine Künstlerin halte."

Es war das erste Mal, dass ich meine Meinung aussprach. Es hatte mich noch niemand danach gefragt, weil jeder schweigend annahm, dass ich seine Ansicht theile.

Der Geheimrath drückte mir warm die Hand.

„Na endlich doch mal ein Mensch, der die Wirklichkeit sieht und nicht vor lauter religiösem Eifer vergisst, was eigentlich vorliegt. —

Diese dumme Gans wird bei der Bühne bald in eine sehr tiefe Sphäre sinken — eine Person, die ganz unmusikalisch ist. — Herr Gott im Himmel!" So eifert der alte Herr.

„Nun sie hat doch immerhin Klang in der Stimme," bemerkte ich.

„Eine Orgel hat auch Klang, aber man muss sie spielen können. Ein unmusikalischer Mensch kann mit der grössten Stimme nichts machen."

Ich sprach mich nicht aus. Was geht es mich schliesslich an, ob es eine schlechte Sängerin mehr giebt da draussen in der Welt, die ich nicht kenne.

Nach einer stummen Pause begann der Geheimrath von Neuem:

Digitized by Google

„Wissen Sie noch damals — als Sie in der Nacht das requiem sangen — Schwester Minna — als ich Sie zum ersten Mal hörte?“

Ich nickte in freudiger Erinnerung. Alles, was mit der Musik zusammenhängt, berührt mich angenehm.

„Wären Sie damals meinem Rathe gefolgt, ausgetreten — Sängerin geworden, Sie hätten sich niemals diese giftige, tötliche Ansteckung geholt — Sie lebten jetzt — in der Kunst — Sie wären jung, froh, gefeiert, gesund — — eine Welt läge zu Ihren Füssen.“ — — — — — —

Er unterdrückte den Nachsatz — „Und nun!“ Aber seine Blicke sprachen ihn mit voller Deutlichkeit aus.

„Wenn ich die geeignete Persönlichkeit dazu gewesen wäre, eine Rolle in der Welt, in der Kunst, im Leben zu spielen — so wäre ich nicht als Lehrschwester bei schwachsinnigen Kindern eingetreten, Herr Professor.“

„Ach was! — Das war die Folge einer verschrobenen Erziehung, man hätte Sie herausreissen müssen aus dem Quäkerthum, in dem Sie aufgewachsen sind. Statt dessen hat man Ihre Künstlerseele ans Kreuz genagelt. — Nur deshalb hat Ihr junger Körper so wenig Widerstandskraft gegen die Krankheit. Dass Sie's nur wissen! Wären Sie ein Stern geworden, der Sie werden mussten, es wäre anders gekommen.“

„Ein Stern muss kämpfen, um zu Glanz und Ansehen zu gelangen. Ich aber habe mich nach Ruhe gesehnt, schon in der Knospenzeit.“

„Natürlich, der Körper wird müde, stumpf, gleichgültig, wenn die Seele nicht lebensfroh ist. Nur wenn sie sangen, habe ich sie leben sehen. Sonst waren Sie immer nur eine tote Maschine.“

„Und doch hat diese tote Maschine sich die Zuneigung so vieler Menschen errungen — —“

„Auch meine Zuneigung, Schwester Minna. — Seit fünf Jahren, wenn ich Sie ansehe, sage ich mir jedesmal — es ist ein Jammer um dieses Menschenkind. Ein wahrer Jammer!“

* * *

Das Kruzifix über meinem Bette hat nun eine ganz andere Bedeutung für mich gewonnen. – Es ist ein Bild meiner Seele. Die Kunst, alles was gross, heilig, unsterblich in mir war, ist gekreuzigt und hat sich langsam zu Tode gerungen in all dieser Zeit. — Zum letzten Mal hat die Flamme des Lebens hell in meiner Seele gestrahlt, als ich im Dom die Matthäus-Passion hören durfte. Von da an habe ich nicht mehr gelebt. —

* * *

20. Februar.

Doktor Klaus hat mir nun die letzte Enttäuschung bereitet, die das Leben, wie ich es mir selbst gewählt und eingerichtet habe, mir noch bringen konnte. Meine Freundschaft ist ihm eine Qual. Selbst der dem Tode nahen Freundin gegenüber bleibt er der Mann. Er sieht nichts in mir, als das von ihm begehrte und geliebte Weib.

Heute früh trat er hastig und, wie mir schien, erregt bei mir ein. Er packte allerlei, mir sehr wohlbekannte Instrumente aus. „Ja, um Gottes Willen Doktor, was haben Sie denn vor?“

„Ich will Sie retten“ — er brachte es kaum zwischen den zusammengebissenen Zähnen heraus.

„Aber daran denkt doch kein Mensch mehr.“ — Ich suchte ihn abzuwehren — erstaunt — erschrocken — er liess sich aber nicht irre machen.

Ohne meine Einwendungen zu beachten, untersuchte er meinen Körper so sachlich, so gründlich, wie ich ihn sehr oft Andere habe untersuchen sehen. Er sprach kein Wort dabei, was nicht nöthig gewesen wäre.

„Bitte, tief Athem holen — so, danke — etwas aufrichten, geht es nicht? — soll ich Schwester Dora — —“

Digitized by Google

„Nein, danke“ — er half, und es ging.

Als er fertig war, packte er seine Sachen zusammen, sprach aber noch immer kein Wort.

Auf meinen fragenden Blick gab er mir dann eine Antwort: „Sie müssen jetzt ausruhen, es hat Sie angegriffen — wir plaudern später.“

Er dankte mir noch einmal kurz — sanft und weich, wie eine liebende Schwester oder Mutter bettete er mich in die Kissen — schwieg, schwieg und ging schnell hinaus.

* * *

Das Schweigen nach der ärztlichen Untersuchung hätte mir zu denken geben können. — Vielleicht war's gut für mich, dass ich nicht mehr viel und vor allem nicht mehr anhaltend zu denken vermag.

Eine ziemlich feste Ueberzeugung, dass jede Hoffnung auf die Rettung, die er angedeutet hatte, ausgeschlossen sei, erfüllte mich.

Der Gedanke an den Tod — der ewige Kreislauf — ich wurde sehr schnell müde und lag wieder still, halb schlafend — das ist Ruhe, dieses halb — bewusstlose Träumen, süsse, erlösende Ruhe und doch auch nur körperlich — die Seele leidet nicht dabei, geniesst aber auch nichts. — Ob das anders werden wird in der ewigen Ruhe? Ob die Seele da — — —

Wenn mir doch bei solchen Gedanken nicht immer der ferne verklungene Satz einfiele: Nichts ist wahr — — — nichts ist wahr — —

* * *

Erst gegen Abend kam Doctor Klaus zu mir zurück.

„Nun, lieber Freund, haben Sie noch Hoffnung, mich zu retten?“

Er setzte sich zu mir auf einen niedrigen, kleinen Stuhl, den er sehr liebt, und der seinen Kopf mir sehr nahe bringt.

„Eigentlich, theoretisch möchte ich Ihre Frage beinah bejahen,“ fing er an. „Eine organische Veränderung, die das Weiterleben ausschliesst, liegt nicht vor, höchstens das Herz —“

„Aber weshalb machen Sie denn so viel Einleitungen? Das Fieber hat meine Lebenskraft zerstört — vielleicht im nächsten Monat, wenn die erste Frühlingsluft weht, wird diese halbe Bewusstlosigkeit, in der ich jetzt so oft liege, einmal in den Tod übergehen. Oder zweifeln Sie vielleicht daran?“

Während ich sprach, hatte ich einen krampfhaften Druck seiner Hand, die meine Hand umschloss, empfunden.

„Wenn Sie nach der Riviera führen“ — sagte er leise.

„Aber lieber Freund, wie soll ich hinkommen?“ entgegnete ich mit einem Versuche zu lächeln.

„Denken Sie doch an die rauhe Jahreszeit, an die lange Eisenbahnfahrt — schon das Ankleiden, die Fahrt zum Bahnhofe, das Einsteigen in den Zug — — — wirklich, es ist unmöglich, es geht nicht mehr.“ —

Er gab aber nicht so schnell nach. „So? glauben Sie denn wirklich, dass Sie die erste Kranke wären, die, ohne sich selbst bewegen zu können, nach einem Kurort transportirt würde?“

Ich weiss nicht recht, was mir an dem Ausdruck missfiel. Aber jedenfalls berührte er mich unangenehm.

„Ich habe diesen „Transport“ schon vor Weihnachten abgelehnt, als der Geheimrath mir den Vorschlag machte,“ erwiderte ich.

„Sie sollten damals mit Schwester Elisabeth reisen, nicht wahr.“

„Ja — wenn sie nicht gern mit mir gegangen wäre, natürlich mit irgend einer anderen Schwester.“

„Ich begreife, dass Sie das nicht wollten,“ meinte er.

„Ich habe eigentlich jetzt manchmal Momente, wo ich's nicht begreife.“

Ein leises halbes Zugeständniss, aber es erregte die lebhaftesten Hoffnungen bei ihm.

Digitized by Google

„So möchten Sie doch noch leben? O bitte, bitte, sagen Sie doch, dass sie leben möchten," flehte er.

„Aber es ist ja unmöglich, lassen Sie mich!" Ich erschrak vor seiner Heftigkeit, er hatte seinen Arm so unter mein Kissen geschoben, dass ich fast an seiner Brust lag.

„Nein ich lasse Sie nun nicht mehr," flüsterte er heiss. „Minna, wenn Sie mir das Recht gäben, mit Ihnen zu reisen! Der Anstaltsgeistliche kann uns trauen, hier in aller Eile an Ihrem Bette. Wir brauchen Schwester Elisabeth nicht. Mit einer einfachen Krankenwärterin bringe ich Dich hin nach dem Süden und lebe da für Dich und pflege Dich, und Du und Du?" — —

„Nun was denn — ich? Ich würde im Süden sterben, wie ich hier sterbe. Es ist zu spät — begreifen Sie doch, dass ich das fühle."

„Sterben" — ein Schluchzen brach seine Stimme. Sein ganzer Körper bebte. „Nun, mein Gott ja, wenn's denn sein muss, aber ich — ich bleibe doch nicht so jammervoll einsam und trostlos zurück, wenn ich mein Lieb wenigstens noch mein Eigen genannt hätte, wenn auch vielleicht nur auf Wochen oder Monate." — —

„Nein, nein — die Zeit ist viel kürzer." — Ich konnte weiter nichts sagen — zwischen zwei Küssen, die mich beinah erstickten.

„Hier — ja hier handelt sich's vielleicht kaum noch um Wochen — eine kurze Reihe von Tagen, noch abgekürzt durch die immer länger werdenden Pausen der Bewusstlosigkeit — — aber dort im Süden, unter meiner Pflege Tag und Nacht, — — an der frischen Luft — in der Sonne — Herrgott — ich kann's gar nicht ausdenken, wenn Du Dich erholtest — zurückkehrtest, um zu leben, um mein zu sein." — — — —

„Sie glauben, dass ich im Falle einer Genesung mein Amt niederlegen würde, um Ihre Frau zu sein, Herr Docktor Klaus?"

„Nun natürlich — was denn sonst? Nie, niemals wieder lasse ich Dich Krankenhausluft athmen. O, ich werde mein Glück schon zu hüten wissen."

Als ich abweisend schwieg, strich er schüchtern über meine Stirn. „Auch die Musik wird eine Stätte haben in unserem Heim, einen Platz in unserem Leben," sagte er leise.

Wirklich, einen Platz in unserem Leben! — — — — Die Musik, die mein Leben ist! Aber ich hatte nun genug geträumt. Ich musste mich auf mich selbst besinnen und ihm energisch und kurz sagen, dass er sich keine Illusionen machen dürfte, da ich nichts anderes, wie Freundschaft, für ihn empfände.

Er war sehr niedergeschlagen bei meiner Abweisung. Dabei kann ich ihn nicht mal bedauern. Wozu muss so ein Mann immer an Besitz denken, an Genuss als Eigenthümer des Weibes? Wirklich — geschmacklos! —

* * *

Heute hat Doktor Klaus mich gebeten, trotz seines Gefühlsausbruches noch ferner seine freie Zeit bei mir zubringen zu dürfen. Mir fiel dabei wieder ein, dass ich ihn hatte veranlassen wollen, zu heirathen, wenn ich nicht mehr bei ihm sein würde.

Ich kam heute darauf zurück.

„Nie, nie" sagte er, „ich werde meiner einzigen Liebe nachtrauern, so lange ich lebe."

Ich habe mir früher gewünscht, geliebt zu werden. Jetzt bin ich geliebt, mit leidenschaftlicher Hingabe geliebt. Glücklich aber macht mich das durchaus nicht. Ich kann die Liebe nicht verstehen. —

* * *

Es geht mir jetzt, wie einstmals Schwester Henriette, die mir ihr Tagebuch zeigte. Ich blättere in der Heiligen Schrift, suche, suche, denke nach — aber

Digitized by Google

ich finde niemals eine so glatte, klare Antwortung, wie damals die junge kindliche Seele. Es steht geschrieben im 88. Psalm: „Wirst du unter den Todten Wunder thun? oder werden die Verstorbenen aufstehen und dir danken? Wird man in Gräbern erzählen deine Güte und deine Treue im Verderben?"

In Gräbern erzählen? Was für ein fürchterlicher Gedanke — und das steht in der Bibel!

In Gräbern erzählen — — tot sein, nichts empfinden, kalt, unbeweglich, starr daliegen und verwesen, das hab ich mir immer gedacht — immer denken können, aber „in Gräbern erzählen!" —

* * *

Weiter steht geschrieben: Paulus 2 Cor. 15, 51. „Siehe, ich sage Euch ein Geheimniss: Wir werden nicht Alle einschlafen, wir werden aber Alle verwandelt werden. — "

Wenn jemand ein Geheimniss sagen kann, das sich auf diese ewigen Dinge bezieht, auf die Auferstehung und das Leben nach dem Tode, so muss dieser Mann doch ein Heiliger gewesen sein, oder ein Vertrauter Christi, oder — — ein Phantast.

Sollte aber das Wort eines Phantasten, das nicht auf Wahrheit und Wirklichkeit gegründet ist, zwei Jahrtausende überdauern und noch heute als Dogma bestehen können?

Das anzunehmen, wäre doch eine Herabsetzung des menschlichen Verstandes, der geistigen Würde, die den Menschen tief stellen würde, tief wie das Thier.

Was giebt dem Verstande zu solchen Zweifeln ein Recht?

Das Wort, das Jahrtausende überdauern konnte, das noch heute den Trost und den Halt der ganzen Christenheit bildet, kann kein leerer Schall sein, kein Nichts, wie irgend eine wissenschaftliche Hypothese, die auftaucht, um nach wenigen Jahren, spätestens nach einigen Jahrhunderten zu verschwinden.

Die Worte des Christenglaubens sind ewig, folglich sind sie wahr. — Einmal aber diese Wahrheit angenommen, fügt sich Satz an Satz, logisch entwickelt sich der Aufbau der Gedanken, der Kirchenglaube mit allen seinen Consequenzen ersteht.

„Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach." Mit dem Eintritt in den dienenden Stand der Diakonissen habe ich dieses Kreuz auf mich genommen. Ich brauche Ihm jetzt nur noch nachzufolgen, um theil zu haben an den Segnungen der Verheissung.

Die guten Werke machen nicht selig. — Ich habe das Kreuz getragen, aber ich bin meinen eigenen Weg damit gegangen. Jetzt ist der Weg zu Ende. Sollte ich mich verirrt haben und in eine Wüste gerathen sein? —

* * *

Heute habe ich das heilige Abendmahl empfangen. Die Oberin schliesst daraus, dass ich mich mit dem Gedanken an ein nahes Ende vertraut gemacht habe. Infolge dessen spricht man jetzt ganz unbefangen davon zu mir. Es ist wunderbar, wie felsenfest die Ueberzeugung an ein besseres Jenseits in all diesen Herzen lebt. Ich frage Schwester Dora, wie sie sich etwa dieses bessere Jenseits vorstellt, für mich z. B.

Sie werden all Ihre Lieben wiedersehen, Schwester Minna, in Ewigkeit mit ihnen vereinigt bleiben.

„Aber ich habe keine Lieben," antwortete ich. „Haben Sie in ihrem ganzen Leben niemals irgend einen Menschen lieb gehabt?"

„Nein niemals, Schwester Dora." —

Sie sieht mich traurig an. „O — dann, dann werden Sie dort diejenige Liebe und das Glück finden, von dem Sie nur hienieden geträumt haben, wenn es Ihnen auch körperlich niemals genaht ist." Ich denke darüber nach. Der Gedanke ist schön.

Digitized by Google

Wenn ich dort im Jenseits eine Seele fände, in der ein gleicher Traum das Ideal des Schönen zu einer verklärten Wirklichkeit werden liesse, in Tönen, in reinen, unirdisch erhabenen, ewigen Harmonien von unendlicher Schönheit — wäre das nicht eine Befriedigung und werth, deshalb gelebt zu haben und gestorben zu sein?

Wenn die hier nur geträumten Ideale dort zum Ereigniss würden — —

Schwester Dora unterbricht mein Sinnen. „Nein, Schwester Minna, ich glaube das, was ich mir da vorhin ausgedacht habe, war doch recht irdisch und kindlich. Das grösste und einzige Glück, das uns im Jenseits erwartet, das Ziel und der Zweck unseres irdischen und ewigen Lebens, ist die Vereinigung mit unserem Herrn Jesus, nach dem wir uns im Leben sehnen, und den wir im Tode besitzen werden. Das ist die Seligkeit."

„Sagen Sie mal, Schwester Dora, ist es Ihnen noch niemals eingefallen, dass das Alles vielleicht nicht wahr ist und jenseits des Grabes nichts sein könnte, keine Gottheit, kein Leben, keine Vergeltung — ganz einfach nichts?"

„Nein, Schwester Minna, in diesem Falle wäre ja mein ganzes Leben, mein Hoffen, mein Glauben und schliesslich auch meine ganze Arbeit verloren. Weshalb sollte ich also wohl so etwas denken?"

„Man kann doch nichts dafür, wenn solche Gedanken kommen."

Sie sieht mich ängstlich an. „Das sind Fieberphantasien, liebe Schwester. Beten Sie, dann werden Sie Ruhe finden."

Nun, ich denke, Ruhe finde ich nun auf jeden Fall, und zwar bald.

* * *

Anfang März.

Heute war Doktor Klaus besonders weich gegen mich. „Ich werde Sie in der letzten Angst nicht verlassen," flüsterte er mir zu und wagte einen leisen, leichten Kuss auf meine Wange.

In meiner letzten Angst? — Ja, habe ich denn Angst, Todesangst? Sollte es keinen Menschen geben, der frei davon bleibt? — Wenn der Vorgang des Sterbens doch kein seelischer Act, sondern rein körperlich ist, so ist er dem Arzte klar, und niemand kann entrinnen. Er erwartet also Angst — auch bei mir.

Was für eine Fessel doch dieser Körper ist! Wie frei, wie leicht — wie erlöst muss die Seele werden, die ihn abgestreift hat! —

* * *

Was für tiefe Gedanken hat doch der Apostel Paulus gehabt! Wie gross und stolz tönen seine Worte durch die Jahrtausende! Im 5ten Cap. schreibt er an die Chorinther V. 3: „Wisset ihr nicht, dass wir über die Engel richten werden? Wieviel mehr über die zeitlichen Güter?"

Ueber die Engel richten! — In den Jahrhunderten, die dahinzogen, seit das geschrieben ward, kam kein zweites, so stolzes, selbstbewusstes Wort aus Menschenmund. Wie ein Gott musste sich doch der fühlen — der erwartete, über die Engel zum Richter gesetzt zu werden!

Und dieses Evangelium, das diesem Manne gut genug war, auf das er starb, an das er glaubte, das ihm seine Kraft und seinen Götterstolz gab, sollte das mir nicht genügen?

Paulus mit Dir — über die Engel zu richten — — —

* * *

Die erste Nachtwache an meinem Bette. Der Professor lief heute in grosser Unruhe aus und ein. Gegen Abend sagte er mir, dass er mich lieb hätte, wie eine Tochter, — gerade weil ich nicht so in mir gefestigt, so buchstabenfromm sei, wie die Andern.

Digitized by Google

„Und die Musik, Herr Professor," fragte ich, „die Musik — ja Kind, die verliert am meisten an Ihnen, aber wir Andern, wir auch — genug, gerade genug."

Er schien sehr gerührt zu sein und ging. Die Liebe drängt von allen Seiten an mich heran, die Schwestern streiten sich um die Nachtwache.

* * *

Trotz der Nachtwache, der officiellen Erklärung, dass es jeden Augenblick zu Ende sein kann, fühle ich mich heute nicht kränker, als sonst. Aber die Andern umgeben mich mit ihrer Liebe und möchten mich über den Tod hinausführen und geleiten zu dem, was sie Himmel, Seligkeit nennen. Ich aber, ich — — glaube, ich habe es gelernt, die Liebe zu verstehen.

* * *

In der vorigen Nacht hat sich Doctor Klaus an der Nachtwache betheiligt. Der Professor kam auch einige Male und sah nach mir. Die Oberin bedient mich heute selbst. So sterbe ich ja wohl in allen Ehren als fromme Schwester.

Aber die Feder sinkt mir nun doch aus der Hand. Die Ruhe kommt, und das Geheimniss der Ewigkeit beginnt, sich zu entschleiern. Ob es etwas anderes bergen mag, als das Nichts — das grässliche, hoffnungslose, todestraurige, endlose — Nichts? — — Ach, man muss glauben!

# DIE ÜBERWINDUNG DES KATHOLIZISMUS.

VON

HANS PAULI.

Vor kurzem brachten die Zeitungen eine interessante Nachricht, die aber vor dem Paradejubel von Hamburg und Kiel, wo sich nämlich die Nationen ihre Kriegsschiffe unter die Nase hielten, wie zwei friedliche Bauern die Fäuste, nicht zu der Geltung kam, der man sie sonst wohl für würdig gehalten hätte: die Nachricht von der Reise des Kaisers nach München und von seinem Besuche der Schackischen Sammlung und der Ausstellung der Sezessionisten. Ob es freilich wahr ist, was die loyalen Zeitungen vermelden, dass die Münchener Künstler durch die grosse Ehre der kaiserlichen Anerkennung in Krämpfe der Entzückung versetzt sind, lässt sich nicht kontrollieren; jenes Ereignis aber als für unsere Kunstpolitik wichtig zu empfinden, daran thun sie recht. Zwar werden sich die hitzigen Hoffnungen temperieren müssen, denn noch lebt Herr von Mäcenas, genannt von Köller; und zu der Verewigung

Digitized by Google

der Kanalfeierlichkeiten hat der Kaiser Bohrdt und Saltzmann bestellt, wobei wir doch nicht annehmen können, dass diese Wahl weniger durch die richtige Schätzung der betroffenen Künstler, als durch die richtige Schätzung der grossen Feier bestimmt ist. Aber es handelt sich ja auch nicht um den persönlichen Geschmack des Kaisers, denn keines Medizäers Güte würde Hofmann oder Exter oder Liljefors oder Engel oder Stuck zu besseren Bildern begeistern oder zu schlechteren verleiten. Es handelt sich nicht einmal um die soziale Verbesserung, die jene Äusserungen für die moderne Kunst insofern bedeuten, als sie imstande sind, den Markt zu vergrössern. Sondern worum es sich handelt, ist dieses, dass die Zeit vorüber ist, wo die Kunst sich als Dienerin der Fürsten fühlte, dass sie ihre Zwänge in sich trägt, und dass also, wer sie aufnimmt, auch der Schwester Poesie und der Schwiegermutter Weisheit sein Haus öffnen muss.

Freilich, die Herren von denen regiert zu werden wir die Ehre, wenn auch nicht das Vergnügen haben, begreifen noch immer nicht, dass sie für ihre Politik aus der Kunst mehr lernen könnten als aus sämmtlichen statistischen Jahrbüchern. Aber die Gewalt der Kunst ist so sanft wie unwiderstehlich, und die Stimme der Zeit und ihre Wahrheit wird allmählich doch gehört. Auch dem Künstler ist es nicht gleichgültig, welche Resonanz er findet. Wohl verliert er mit der Einsamkeit den Trotz, aber er gewinnt auch mit der grösseren Freiheit die siegreichere Kraft. Der Kampf der neuen Kunst mit der alten ist noch nicht ausgefochten. Auf den ersten rauhen Lärm, der die Gegensätze konstatierte, damals als man noch „die Moderne" sagte, folgte eine blödsanfte apathische Ruhe, die die Gegensätze zu verwischen strebte. Man lebte in Frieden miteinander und gab sich den Anschein, als sei die grosse Verschiedenheit nur eine façon de parler oder höchstens eine belächelnswerthe Schrulle, die gute Menschen und gute Musikanten gern einander nachsehen. In diese zärtliche Elegie schallt nun das Wort des Kaisers hinein, das den Jungen den Nacken steift, und der unerwartete Kampfruf eines Alten: Spielhagens Rede in Weimar.

Aus dieser Rede kann man vor allem eines lernen, dass man nämlich nicht immer ein Philosoph ist, wenn man spricht, selbst wenn man vor lauter Menschen von Goethischer Reinkultur spricht, wie z. B. der dicke Alexander Meyer sicherlich einer ist. Auch ist es nicht Spielhagens Theorie von den fünf Epochen, in die sich das Verhältnis des Einzelnen zur Welt sondern, und die das moderne Epos, welches der Roman sei, wiederspiegeln soll, gegen die sich der Widerspruch regt. Zwar überzeugen kann diese These mit ihrer etwas konstruierten Dramatik nicht, und man erkennt leicht, dass sie nicht die Formulierung eines von vielen Erfahrungen abgezogenen Gesetzes, sondern nur ein ausgeweitetes Apperçu ist. Spielhagen hat die Regel von sich und seiner eigenen Romanpraxis abgeleitet, nach seinem Bedürfnis, sich selbst und seine Kunst etwas pompös zu stilisieren. Man wird ihm diese selbstbewusste Betonung seiner selbst ebensowenig verargen wie die Aphoristik seiner Bemerkungen über den Gegensatz der dramatischen Psychologie zu der des Romanes.

Wenn er aber dann zwischen den Romandichtern und den Romanschreibern unterscheidet und zu diesen die skandinavischen und russischen „Matadore" rechnet, also die Hamsun und Strindberg, die Dostojewsky und Tolstoj, so können wir uns nicht mehr verstehen . . .

Spielhagen ist der reine Thorwaldsen des Romans, aber eine Büste von Klinger oder ein Athlet von Stuck ist uns lieber. Nur wenn ihre Seele alt geworden ist, wird sich die Kunst, auch die des Romans, ein primär formales Prinzip aufzwingen lassen, aber neben dieser gealterten Schönheit wird immer ein neues, ungebärdiges Leben aller Weisheitsregeln spotten. Das ist es ja gerade, was wir nun erreicht haben und was wir uns nicht nehmen lassen wollen, dass die Kunst nicht von den Musen geschenkt, sondern von den Menschenseelen geboren wird, und immer wieder geboren, und immer neu geboren. Die Kunst und die Wahrheit. Gegenüber dem ewig Alten, dem

Digitized by Google

Formalismus, der die Welt theozentrisch verrenkt, steht das ewig Junge, das die Welt anthropozentrisch ordnet. Homer ist jung; die Homeriden sind alt. Wiederum: dass alle Wahrheit relativ sei, deklamieren die Trivialen, wenn sie weise sein und sich den Dogmatikern gegenüber frei fühlen wollen. Doch es ist nicht an dem. Die Wahrheit ist „eine einzige, ungetheilte"; aber eben darum ist sie nicht fest und starr; sie ist ewig und fliesst ewig. Bei dem, was einer leistet, kann die Rede von dem sein, was man relative Wahrheit nennt; bei dem, was einer ist, tritt die Wahrheit zu tage, die ewige, ewig fliessende. Und auf diesem Wege sind wir dahingekommen, nicht nach der Schönheit eines Kunstwerks zuerst zu fragen, sondern allein nach seiner Echtheit. Diese Frage ist das einigende Prinzip unserer scheinbar zerflatternden und von Fall zu Fall urtheilenden Ästhetik. Ihre Beantwortung aber ist nicht Sache des Kennerthums, sondern der Intuition. Wenn wir ein Kunstwerk glauben, urtheilen wir nicht mehr darüber, sondern lernen von ihm; und wo wir doch urtheilen, da langt entweder unsere Fähigkeit, uns hinzugeben, nicht zu, oder das Kunstwerk hat eine taube Stelle.

Vor mir liegen vier Romane, verschieden nach Tendenz und Weltanschauung, verschieden nach ihrer Form oder wie Spielhagen sagen würde, nach ihrer Unform — die immer noch besser ist wie Uniform — verschieden nach Race, Nationalität und Temperament ihrer Autoren; aber da sie alle ein Thema gemeinsam haben, das der Überwindung des Katholizismus, so kann man an ihnen, als an einer Art von psychologischem Präparat, das erkennen, was der feste Urgrund, was metaphysisch an den einzelnen Persönlichkeiten ist.

Bei Franzos*) ist der Katholizismus eine Erfahrung auf dem Lebenswege; etwas Politisches, etwas, das man lernt; etwas, was als Dogma siegt und als Dogma überwunden wird; eine rund umrissene, allseits zu fassende, ganz aufzunehmende und ganz wegzuwerfende Lehre. Bei Matthieu Schwann**) ist er ein schwerer Stein über dem Samenkorn einer Eiche; der Baum wächst, ohne sich von dem Stein erdrücken zu lassen, und stösst ihn von sich, ohne etwas von ihm aufzunehmen. Etwas ganz anderes ist der Katholizismus in den Romanen zweier Dekadenten. Er ist bei Przybyszewski***) Grausamkeit und Wollust, er ist ästhetisches Raffinement und giftige Süsse; er ist trächtig von dem Leben und dem Leide aller Zeit,und strahlt sich in brennend-wüthenden Farben aus. Und bei Leopold Andrian†) ist er — die zarte, vornehme Tönung, die edle Spitzen, welche sich in adligen Familien von Geschlecht auf Geschlecht forterben, im Laufe der vielen Jahre annehmen.

Franzosens Roman ist sehr interessant. Er wirkt wie ein Dokument. Er sieht so echt aus, dass alles das, was eine Schwäche nicht nur seines Helden sondern auch seines Dichters ist, als Vorzug des Kunstwerks erscheint. Georg Winter erzählt uns sein Leben, ein österreichisch-politisches Leben. Georg Winter ist im Jahre 1823 geboren. Und der Kulturhistoriker, der diese vormärzlich aufgewachsene Generation verstehen will, lerne sie aus Franzosens Roman kennen. Winter ist ein Kind des Hungers; von einem Priester Humanus erzogen, als Gymnasiast von Jesuiten zurechtgeknetet, und nun nacheinander: Jesuitenzögling, Selbstmordkandidat, Revolutionspoet und Barrikadenkämpfer malgré lui, Abtrünniger aus Ehrlichkeit, Gymnasiallehrer und Reaktionär und zuletzt Fabrikleiter mit dem bekannten tiefen sozialen Verständnis des guten Menschen. Wo immer er stand, da glaubte er ehrlich zu stehen, und glaubt es jetzt noch, als er, ein Siebzigjähriger, uns seine Geschichte erzählt. Aber er ist ein Mensch ohne Halt; er hat sittlichen Halt, und politischen, und philosophischen und religiösen; den geben ihm die Starken, die in sein Leben treten; aber er hat keinen persönlichen Halt. Er ist ein Neutrum. Er ist

*) „Der Wahrheitsucher". Jena. Hermann Costenoble. 1894. Zweite Aufl.
**) „Heinrich Emanuel". Berlin. S. Fischer. 1895.
***) „Unterwegs". F. Fontane & Co. 1895.
†) „Der Garten der Erkenntnis". Berlin. S. Fischer. 1895.

Digitized by Google

ein Instrument, das die andern verstimmen oder auf dem sie spielen. Er ist kein Mensch, der Zeit und Welt erafft, sondern er ist wie ein Schifflein, das auf Zeit und Welt schwimmt, und steuerlos von den Wellen umhergeworfen wird; und immer wenn er gestrandet ist, glaubt er den Hafen erreicht zu haben; bis zu allerletzt. Klopft man an seine Seele, so giebt es jenen wunderlichen abstrakten, toten Ton, den die politischen Menschen haben, die uns heute so fremd sind. Franzosens etwas polizeiliche, unsinnliche Sprache steht dem Georg Winter prachtvoll an. In ihr erzählt er als ein Mensch, der viel erlebt, aber wenig davon gelebt hat. Geschichtliche Persönlichkeiten und Verhältnisse werden geschildert, ohne dass sie die Handlung unterbrechen und ohne dass sie überflüssig sind: so echt erscheint der Roman. Bakunin und Bach, die Jesuiten in Rom und die Juden in Prag, czechische Poeten von der Art des Unternehmers der Königinhofer Handschrift und die Redakteure der Grenzboten, und neben ihnen und mit ihnen Georg Winter, und trotz alledem kein Schimmer von der odiösen Art des gewöhnlichen historischen Romanes. Das Buch hat etwas von der pseudomalerischen Duftlosigkeit moderner deutscher Holzschnitte. Hätte Franzos es erzählt, er wäre zu tadeln; da aber Georg Winter so erzählt, so ist Franzos zu loben.

Von Georg Winter zu Heinrich Emanuel ist wohl noch ein grösserer Sprung als vom alten Franzos zu dem Neuling Matthieu Schwann. Generation gegen Generation; blasses Greisenlicht gegen glühendes und zuweilen fauchendes Jugendfeuer. Heinrich Emanuel braucht keine Wahrheit zu suchen: er ist Wahrheit. Er braucht auch nicht seine Persönlichkeit zu suchen, denn er hat sie. Aber er muss seine Persönlichkeit gegen die plumpe Blödheit der Philisterwelt durchsetzen, und das ist sein Kampf, und das ist die Geschichte seiner Jugend.

Es scheint auch die Geschichte der Jugend des Dichters selber zu sein: nicht nur weil die Verse, mit denen Schwann seinen Roman einleitet, gar grosse Ähnlichkeit mit den Versen haben, die im Laufe der Geschichte Heinrich Emanuel verfertigt, sondern auch weil an vielen Stellen der Ton des eigenen Erlebnisses anklingt; und auch darin steckt Ähnlichkeit zwischen Schwann und seinem Helden, dass man beiden glaubt, ohne sie im Verdachte zu haben, das sie sich rechtfertigen wollten. Der Roman hat übrigens eine reizende humoristische Vorrede, die die Erwartung eines launigen Lebenslaufes erregt; aber die scherzhaften Ansätze verlieren sich immer schnell, obgleich das Ganze von einer gewissen heiteren Helligkeit umflossen ist.

Heinrich Emanuel ist der Sohn eines Arztes und der Ehefrau dieses Arztes. (Dieser Witz rührt von Schwann selber her.) Die Eltern wohnen in einem kleinen Städtchen am Rhein und sind fromme, rheinkatholische Leute, die ihren vielen Kindern eine tüchtige Erziehung zu geben bemüht sind. Was das heisst: eine fromme, tüchtige Erziehung, das lernt Heinrich Emanuel sehr früh kennen. Seine ganze Jugend ist ein ewiges Herumbalgen mit den Frommen, den Tüchtigen und den Erziehern; von der essigsauren und essigscharfen Hauslehrerin an, bis zu dem Pfaffen und den Philistern, die ihm seine Geliebte abspannen, seine Geliebte, die dem Jugendlichen, Gesunden schon das Weib gewesen war. Zwei Eigenschaften, die vielleicht nur eine sind, halten Heinrich Emanuel aufrecht und unbesiegt in seinem Kampfe: er ist muthig und wahr. Seine Unbändigkeit ist ehrlich und seine Ehrlichkeit ist unbändig. Es ist möglich, dass Schwann seinen Helden nach dieser Richtung hin etwas idealisiert hat. Wer eine königlich preussische Gymnasialerziehung am eigenen Leibe schaudernd erfahren hat, der glaubt entweder nicht oder nur mit Neid, dass sie bei Heinrich Emanuel nicht vermocht hat, auch nur ein Körnlein seiner granitenen Individualität abzubröckeln. Es giebt bei ihm kein Wenn und Aber, kein Zögern und Lauern, kein Rechnen und Lavieren; alles ist Leidenschaft an ihm ohne die Gebärde des Pathos. Er sagt seinen Hass ohne Wanken, und sagt seine innige und stürmische Liebe in demselben Augenblick, als er sie empfindet, und fordert klar alles, ganz alles von seiner Liebe, was immer seine aufrechte Seele fordert. — Es ist aber auch möglich,

Digitized by Google

dass Schwann Recht hat; dass, weil der Kampf in der Welt des Katholizismus intensiver ist als in der des Protestantismus, er auch die Kämpfer tüchtiger entlässt. In diesem Falle würde sich das ästhetische Element des Radikalismus geltend machen.

Neben der grau-politischen Gestalt Georg Winters steht die roth-gesunde Heinrich Emanuels, des inmitten seines Apothekerberufes heimlich werdenden Künstlers. Neben dem strammen, muskulösen, vollblütigen, wilden Heinrich Emanuel steht Leopold Andrians Held als ein später, bleicher Sprössling eines uralten Fürstengeschlechtes. Ein seltsameres Buch kann man sich nicht denken, kein ohne Aufdringlichkeit seltsameres.

Es ist wie die zage Sehnsucht, die sich nie zu Wünschen steigert. Es ist wie das dichtweisse Frühlicht vor dem Herbstmorgen. Das Buch ist eine einzige, zartgeschwungene Linie, um die ein feines Leben in unendlich kleinen Wellen oszilliert. Und dieses Leben, das eines mageren, jungen Fürsten aus dem österreichischen Hochadel mit dünngewordenem Blut und aristokratisch feiner und krankhaft feiner Empfindlichkeit, ist so kontinuierlich, so immergegenwärtig, dass man buchstäblich nicht einen Satz in dem ganzen Buche auslassen darf, wenn man den Zusammenhang nicht verlieren will. Erwin ist einer von den Einsamen auf dieser Welt, denen die Welt und ihre Erscheinungen, von der Mutter bis zur Geliebten, fremd, so fremd sind, und die es quälend drängt, das Räthsel dieser Welt zu lösen und den Anschluss an sie zu gewinnen. Aber der Fürst stirbt, ohne erkannt zu haben.

Diesen Naturen entgleitet alles Nahe; und alles Zufällige, was in ihr Leben tritt, wird ihnen zum Ereignis, das sich nie in der Seele verwischt, sondern immerfort quält und unruhig macht. Ein Passagier, der zu uns in den Eisenbahnabtheil tritt; mit dem wir ein paar gleichgültige Worte wechseln; den wir nie wieder sehen, den wir aber doch nicht vergessen können — warum? Ein Wunsch etwas heute zu thun, etwas vollkommen Gleichgültiges, z. B. nach der Bukowina zu reisen, was man morgen sehr wohl thun könnte, heute aber nicht, und dessen Unerfüllbarkeit einen peinigt, wie ein bitteres Unrecht, das man erleidet — warum? In diese Seele wirft nicht einmal das Weib einen Feuerbrand; aber ein fremder Mensch, mit dem ihn der Zufall zusammenführt, bekommt in seiner Phantasie solche wahnsinnig ängstigende Bedeutung, wie sich die Konturen des Horizontes am ganz frühen Morgen aufspannen, als ob sie einen einschlucken wollten.

Man glaubt zuerst, wenn man diese Geschichte liest, eine Geschichte aus Nirgendheim zu lesen, die mit wienerischem Tonfall vorgetragen wird. Das Katholische in ihr, das Nationale, das Persönliche, nichts hat Erdschwere, es ist nicht einmal eine Reihe von Bildern, die schwankend vor dem Auge vorbeiziehen, sondern es hat nicht grössere Körperlichkeit, als etwa ein kaum merklicher Wechsel von Licht und Schatten auf einem hellen, aber durch Alter abgetönten Gewebe; bis man plötzlich hinter den vornehm sachlichen und abwehrenden Worten etwas klaffen sieht, wie eine Tiefe, wie einen Schacht, der in das Herz vieler Geheimnisse führt. Und plötzlich erkennt man, wie vieles von diesen Erlebnissen des fürstlichen, österreichisch-utopischen, fremden Mannes unser aller eigenes Erlebnis ist. Wollte man aber solche Stellen positiver Psychologie anführen, so kann man es nicht, weil man sonst beinahe die ganzen einundsechzig Seiten des Buches hinschreiben müsste.

Ja, so vornehm ist dieses Buch, das es auf seine Tiefen nicht hinweist, sondern ohne Zwinkern uns über sie hinweghebt. Die Sprache scheint vollkommen schlicht, mit einem fast unmerklichen Hauch eines süssen Parfüms. Eine Dekadentengeschichte ohne Zappeln und Toben — es scheint also, als ob das poëtische Tollkirschenfest, mit Jean Paul zu reden, zu Ende ist.

Es scheint nur so. Denn da ist noch einer unterwegs, den wir hören müssen, und der sich nicht so gebändigt darstellt; es ist Stanislaw Przybyszewsky.

Digitized by Google

Es konnte überraschen zu hören, das Przybyszewski einen Roman geschrieben hat, einen regelrechten Roman, mit Personen, die sogar Namen haben. Przybyszewski erschien bis jetzt ausschliesslich als psychologischer Experimentator, das heisst: als psychologischer Analytiker; und man konnte zweifelhaft sein, ob er mit dieser seiner Kunst die des psychologisch synthetischen Menschenschöpfers würde verbinden können. Ich glaube, er hat es in der That nicht ganz gekonnt. Sein Erik Falk, der ein inbrünstig katholisches Mädchen verführt, aus einem Gewirr von Impulsen heraus, deren Summa wir unter dem bequemen Namen Satanismus zusammenfassen wollen, ist ebenso nur ein Homunkulus, wie es die Helden der Totenmesse und der Vigilien sind. Bei diesen beiden Werken stört es nicht. Ihre Helden beanspruchen vor unsern Augen keine Realität; wir substituieren uns an ihre Stelle, was wir gerade wollen: uns selbst oder Adam, Gott oder Satan, oder diese beiden in einer Gestalt, oder Stanislaw Przybyszewski. Das Weib in ihnen ist kein lebendiger Mensch, sondern es ist das Person gewordene Geschlecht, Astarte und Isis und die babylonische Hure. Diese beiden Bücher sind uns keine Romane oder Erzählungen, sondern ein einziges lyrisches Gedicht, das vor allen andern durch seine Intensität auf uns wirkt.

Jetzt aber haben wir es mit Erik Falk und Marit Kauer zu thun, und sie verschwimmen vor uns in Nebel. Przybyszewsky hat nicht ungestraft so oft die Fähigkeit der Objektivierung der Aussenwelt verspottet, sein Hohn gegen den Naturalismus rächt sich an ihm. Er, der Makrokosmische, der nach dem Ganzen-Einen immer greifen wollte, ist über dem Stein im Wege gestolpert und hat sich mindestens eines seiner Beine verstaucht; während ein Naturalist striktester Observanz, wie etwa Johannes Schlaf, auf seinem graden Wege, ohne abzuspringen, auf eine Stelle kommt, von der man einen Blick in die Ewigkeit hat.

Trotzdem aber ist das Buch wertvoll; und zwar nicht wegen der vielen treffenden psychologischen Einzelzüge, auch nicht wegen der stilistischen Virtuosität, die zum Beispiel mit grosser, wenn auch nervös machender Gewandtheit von der Erzählung der Thatsachen zu der psychologischen Analyse überspringt; sondern weil es in der Entwicklung dessen etwas bedeutet, was Przybyszewski uns zu sagen hat. Przybyszweski That war es bis jetzt, dass er die Seele atomisiert hat. In der Totenmesse zeigt er, wie das Gehirn zerschellt an dem furchtbaren, immer lauernden Feinde des Geschlechtes. In der Frühmesse, den Vigilien, stellt er dar, wie die Kunst in schmerzlichem Triumphe sich über den tückischen Feind erhebt; stellt es dar mit den wundervollsten, unvergesslichen Harmonieen. In seinem Essay über Munch ist seine Tiefe am klarsten und sind seine Untiefen am leichtesten erkennbar; aber die grossartige Unterscheidung zwischen dem Individuum, als dem Kosmischen, und dem Persönlichen, als dem Alluvium, im Einzelmenschen zeigt sich in ihrer lichtvollen, ja blendenden Fruchtbarkeit. In den Vigilien ist er schon stark genug, sich selber zu ironisieren. Jetzt ist er „unterwegs" — denn auf ihn selber bezieht sich der Titel seines neuen Buches; und wenn er an seinem Wegziel sein wird, werden alle Ohren, auch die allzulangen, zu horchen haben. Er ist schon sehr irdisch; er zankt sich mit einem Landrath und einem Arzte und einem Redakteur über Politik; das heisst: Erik Falk thut das; aber in einer Anmerkung nimmt Przybyszewski selber das Wort, und zwar zu den wüsten Barbareien, die die polnischen Bewohner von Kroze im Jahre 1893, von den Russen zu erdulden hatten und auf die Erik Falk hinweist. Es ist das Herz des Polen, das da blutet und voll Entrüstung ist. Wäre übrigens Przybyszewski kein Pole, aber mit einer ähnlichen Entwicklung, als er sie hatte, so würde ich prophezeien, das seine nächste Etappe auf der „Heimkehr" der Antisemitismus sein würde. Hoffen wir jedenfalls, dass Przybyszewski, wenn er zurückgekehrt sein wird, nicht als Erik Falk zurückgekehrt ist. —

Georg Winter ist eine sterile Natur. Die antireligiöse Strömung, die ihn erfasst, ähnelt dem, was ein evangelischer Theologe den Aufklärieht ge-



Digitized by Google

nannt hat. Ihm bleibt von dieser ganzen katholischen Welt, die er einst in sich zu tragen geglaubt hat, nichts übrig. Das wäre bei einem Protestanten gar nicht weiter verwunderlich, wir haben diese Naturen heut' überall, aber da es sich um einen Katholiken handelt, so erinnert es vielleicht nur daran, dass der Roman nicht von einem Katholiken geschrieben ist. Mit Schwanns geliebtem Heinrich Emanuel, obgleich auch der den ganzen Katholizismus los wird, verhält er sich doch anders. Denn der ist ein Barbar. Er ist ein wildes, feuriges Pferd, das Zaum und Zügel nur so lange duldet, wie es sie spürt. Er ist eigentlich ein Fremdling in einer Zeit, in der die Religionen schon zu Erkenntnissen erstarrt oder wieder zu Sensationen verflüchtigt sind. Andrians Katholizismus aber ist kein Zwang; er ist weder eine dogmatische Lehre, noch tyrannisches Herrschgelüste. Sondern er ist die Blume der Kultur vieler Jahrhunderte, er ist die nobelste ästhetische Form zu erleben und die feinste Art, die Erlebnisse zu geniessen. Er ist nicht im Bewusstsein vorhanden, sondern im Blut und in den Nerven. Erwin braucht sich nicht vom Katholizismus zu befreien, weil er nie von ihm unterdrückt ist; aber wenn die Erwine aussterben, so stirbt auch dieser Katholizismus aus. Auch dem Polen ist der Katholizismus ein Erbthum des Blutes. Und Przybyszewski findet in ihm, was seine wildeste Liebe ist, Weihrauch und die heiligen unpersönlichen urewigen Gesänge, die Mystik und die Extase, und die tiefe Perversität der Inbrunst.

Und darum, und weil sich die Individualitäten dieser vier Dichter so grundverschieden und reizvoll untereinander kontrastierend wie in allem, was ihnen das Leben offenbart, auch in der Auffassung des Wesens und der Wirkung der Religion darstellen, darum ist der Katholizismus bei Franzos durch Priester und intrigante Jesuiten vertreten, bei Schwann durch bornierte Philister, bei Przybyszewski durch ein Weib und bei Andrian durch die Luft.

In seinen Göttern malt sich der Mensch; in seinen Geschöpfen offenbart sich der Dichter. Aber eine fruchtbare Persönlichkeit ist viel zu reich, als dass man sie mit wenigen Worten erschöpfen kann; man kann sie nur ahnen lassen. Doch nicht nur aus diesem Grunde habe ich das jenen vier Werken gemeinsame Thema von der Überwindung des Katholizismus nur leise gestreift, sondern auch deshalb, weil ich noch ein fünftes dem freundlichen Leser in petto halte, das eine siegreichere Überwindung des Katholizismus enthält, als alle vier ersten zusammengenommen, nämlich die einzig gründliche, die lachende, eine rückhaltlos, sonnenheiter lachende. Das ist ein Buch von Fannie Gröger und nennt sich Adhimukti.*) Doch man fürchte sich nicht, es ist nicht indisch; es ist gut wienerisch. Es ist auch nicht von einem alten Sanskritiker, den es kitzelte ein Pseudonym zu wählen, sondern ist von einer hübschen jungen Dame, die es fertig brachte, sich mit einem Schlage einen sehr exzeptionellen und echten Namen in der Kunst zu erobern. Aus diesem Buche zu plaudern ist eigentlich Hochverrath an seinen zukünftigen Lesern. Es sind vier kostbare Geschichten, von der einer freien Dirne, die sich nicht verstaatlichen lassen will, an, bis zu dem von Lust und Laune funkelnden Schlussjuwel: einer Geschichte, wie ein lüsternes Pfäfflein sein Beichtkind nach vermeintlichen süssen Sünden ausforschen will und dabei dieses unschuldige Wurm, ohne es zu merken, in die hohe Schule selbiger süsser Sünden nimmt. Fannie Gröger ist eine junge Dame, woher sie das nur alles weiss! Zimperlich ist das Buch nicht, aber frech noch weniger; sondern es ist echte, prächtige Kunst nach dem Rezept à la Dürer: „Humor ist wahrlich in allen Dingen; wer ihn heraus kann reissen, der hat ihn.“ —

*) Verlag von S. Fischer, Berlin.

Digitized by Google

# LYANE DE PIERRECHAUDS.

VON

GEORG FREIHERRN VON OMPTEDA.

— Sie ist da!

verkündete der Rechnungsrath, in den Lesesaal des Kurhauses tretend. Und sofort prasselten von allen Seiten die Fragen auf ihn los:

— Alt oder jung?

— Wie sieht sie aus?

— Allein?

— Wo ist sie?

Im Vollgefühl seiner augenblicklichen Ueberlegenheit als alleiniger Inhaber des Geheimnisses, liess der Rechnungsrath den Sturm schweigend über sich ergehen. Er war so gelaufen, dass er auch wirklich nicht hätte sprechen können, denn er befand sich vollkommen ausser Athem. Und so wischte er zuerst sorgfältig seine Glatze ab, die wie die Politur einer Billardkugel glänzte und wartete bis alle Herren und Damen von ihren Büchern und Zeitungen aufgestanden waren und nun im Kreise um ihn herumstanden.

Dann antwortete er gelassen:

— Gesehen habe ich sie nicht!

Allgemeine Enttäuschung machte sich bemerkbar und Frau Major a. D. von Lintt-Seckhofen fragte, ihr Raubvogelprofil scharf vorneigend, als Ausdruck des Gedankens Aller:

— Woher wissen Sie's denn Herr Rath?

— Vom Portier.

— Vom Bahnhof?

— Nein vom Hotel!

— Ach! Vom Hotel?

— Gewiss, sie hat schon ihre Zimmer bezogen, oder wohl mehr ihre „Gemächer" denn es stimmt alles, wie es erzählt wurde: die ganze erste Etage nach vorn heraus 5 Zimmer sind für sie reserviert gewesen.

Nun konnte man kaum noch sein eigenes Wort verstehen, so ging es mit Fragen durcheinander, denn die Ankunft eines neuen Badegastes war ein Ereigniss und nun gar einer einzelnen Dame, die eine ganze erste Etage vorn heraus mit 5 Zimmern in Anspruch nahm. Jeder wollte wissen wer die Dame wäre, wie alt, wie sie aussähe. Man kannte noch nicht einmal ihren Namen und das ärgerte die Leute, die sich mit nichts beschäftigen durften, um zu ihrer Gesundheit zu gelangen.

Frau Fabrikant Gabriel aus Berlin, eine dicke, asthmatische Dame gerieth ganz ausser sich:



Digitized by Google

— Was meinen Sie gnädige Frau, das ist doch sehr eigenthümlich so allein in der Welt herumzureisen. Ich finde das einfach . . . einfach . . . einfach . . . .

Sie verlor die Pointe und die Angeredete Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg, mit gerötheten Augen und einer grossen, weissen „Coiffure" auf dem Kopf setzte fort:

— Einfach unmoralisch!

Seliger Glanz verklärte das Gesicht der Frau Fabrikant Gabriel aus Berlin und sie keuchte:

— Das ist das Wort: unmoralisch! Ja unmoralisch!

Und es ward von der Versammlung der Badegäste wie ein glücklicher Fund aufgenommen, dass es die Runde machte und von Lippe zu Lippe lief:

— Unmoralisch!

Sogar Fräulein von Lintt-Senckhofen, die Tochter der Majorin a. D. meinte da sie nun 43 Jahre alt, vor dem Wort nicht mehr zurückschrecken zu müssen und lispelte das Badeblatt von dort reissend wo einst ihr Busen gewesen war:

— Unmoralisch!

Als der Lärm der Damen — denn als Frauenbad waren hauptsächlich Damen anwesend — sich ein wenig beruhigt hatte, spielte der Rechnungsrath seinen letzten Trumph aus. Er betupfte noch einmal seine Glatze und rief:

— Meine Herrschaften ich weiss wie sie heisst!

Nun stieg die Neugier auf das Höchste und Frau Majorin a. D. von Lintt-Senckhofen, die sonst mit der Fabrikantengattin trotz deren Annäherungsversuche nie sprach, weil sie meinte gesellschaftlich über ihr zu stehen, fragte die dicke Asthmatikerin in der Furcht sie möchte den Namen überhört haben:

— Um Gottes Willen wie heisst sie?

Frau Fabrikant Gabriel aus Berlin war glücklich über die Ansprache, wollte antworten, besann sich aber eines anderen und drehte der Frau Majorin a. D. aus Rache ostentativ den Rücken.

— Plebejerin!

knurrte die 43 jährige Tochter, die immer in entscheidenden Augenblicken einsprang.

Aber das beleidigende Wort hatte keine Folgen, es wurde überhört, denn im selben Augenblick verkündete der Rechnungsrath unter äusserster Spannung der Anwesenden den Namen, indem er sich auf die Zehen hob, sich scheu umguckte, als wolle er sich überzeugen, dass auch nicht etwa die „Unmoralische" selbst eingetreten, und dann scharf betonend flüsterte:

— Sie heisst . . . pst . . .

Er blickte nach der Thür, gespannt, ängstlich. Alles drehte sich um. Niemand war gekommen. Und er durfte es nun endlich wagen:

— Sie heisst — Lyane de Pierrechauds!

— Ach!

Die Damen waren enttäuscht. Warum wussten sie eigentlich selbst nicht. Eine ungeheuerliche Enthüllung hatten sie bei dem Namen erwartet. Nun verstanden sie ihn nicht einmal recht.

— Das ist französisch!

meinte triumphierend Frau Fabrikant Gabriel.

— Englisch nicht!

höhnte halblaut die Majorin a. D. Aber man wusste mit dem Namen nichts rechtes anzufangen, und da der Rechnungsrath seine Weissheit erschöpft hatte, so vertheilte man sich allmählich in Gruppen je nach näherer Bekanntschaft um die unerhörte Neuigkeit durchzusprechen. Alle hatten nur einen Wunsch: möglichst schnell genaueres und genauestes über den Ankömmling zu erfahren. Doch Alle schämten sich ein wenig ihrer Neugierde und bemäntelten ihr Verlangen ins Kurhotel zu gehen.

— Ich habe meine Arbeit vergessen!

Digitized by Google

behauptete Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg und machte sich aus dem Staube in einem Tempo, dass die Seitentheile ihrer „Coiffure“ auf- und niederklappten wie die Flügel eines Nachtvogels.

Frau Fabrikant Gabriel musste dringend zu ihrem Mann, der im Frühstückszimmer des Badehotels mit dem Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn und Diakonus Feilhauer einen Skat spielte.

Fräulein von Lintt-Seneckhofen klagte laut, sie habe für ihre „liebe Mama“ ganz vergessen das Bad zu bestellen und verschwand eiligst, sehr bald von ihrer Mutter der Majorin a. D. gefolgt, der einfiel, ihre „Mimi“ wisse ja noch gar nicht, dass ihr Doktor Pressler der Badearzt heute eine 0,5 % Verstärkung des Quellenzusatzes verschrieben.

Jeder fand irgend einen Vorwand um nach dem Badehotel zu eilen, wo alle Badegäste bis auf wenige Ausnahmen wohnten. Nach zwei Minuten war der Lesesaal verödet. Sogar der Rechnungsrath ergriff die Flucht, als er sich allein sah. Er wusste zwar, dass Lyane de Pierrechauds sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte und, von der Reise ermüdet, erklärt, sie werde erst zu Tisch wiedererscheinen, aber er hoffte sie vielleicht am Fenster zu sehen.

Als er ans Badehotel kam, fand er die vollzählige Badegesellschaft auf der Promenade vor den Fenstern der ersten Etage versammelt. Alle hatten den gleichen Gedanken gehabt wie er. Alle thaten ganz unschuldig und gleichgültig und schienen höchst erstaunt einander hier wieder zu begegnen. Es fand ein förmlicher Corso auf dem kurzen Endchen unter den Bäumen statt. Auch die drei Herren hatten ihren Skat unterbrochen und waren zum Vorschein gekommen. Der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn, ein hübscher gut erhaltener Fünfziger, elegant doch etwas offiziersmässig eng gekleidet, der auf dem linken Fuss leicht lahmte, wurde von den Damen belagert. Er sollte erklären, wer Lyane de Pierrechauds sei, doch auch er wusste nichts näheres, als dass aus Ostende ein Duc de la Jouaillerie vor einigen Tagen für sie die Wohnung bestellt habe.

— Wer ist denn dieser Herzog, Herr Rittmeister?

fragte sehr weich und flötend das 43jährige Fräulein von Lintt-Seneckhofen, das sich leise zum Badekommissar hingezogen fühlte, seitdem sie hier weilte. Er antwortete verbindlich:

— Wahrscheinlich ihr Onkel!

Und als er zweifelnden Gesichtern begegnete:

— Sogar bestimmt ihr Onkel!

Nun begann sich allmählich ein Umschwung zu Gunsten der Fremden geltend zu machen. Die Nichte eines Herzogs! Das war schon etwas anderes und man fing bereits an zu fragen, wer das allzu scharfe Wort „unmoralisch“ eigentlich aufgebracht hätte. Doch jetzt leugneten alle. Niemand wollte es gewesen sein.

Herr Fabrikant Gabriel aus Berlin, der entsetzlich unter seiner dicken, asthmatischen Frau litt, wollte sich durchaus wieder zum Skat retten, allein die anderen beiden Herren mochten nicht, sogar der Diakonus Feilhauer, ein unendlich bescheidener, kleiner, glattrasierter Geistlicher, der sonst zu allem bereit war, was man von ihm verlangte, wenn es nicht gerade gegen seinen Beruf ging, war diesesmal stätisch wie ein Bock. Auch er wollte Lyane de Pierrechauds sehen, falls sie erschiene.

Doch sie erschien nicht, und der günstige Wind, der für sie geweht, drohte schon wieder umzuschlagen, als der fette Badearzt Doktor Pressler, der sein Bad neben sicherer Heilung sämmtlicher Frauenleiden hysterischer Art, auch gegen Fettleibigkeit anpries, aus dem Badehotel geeilt kam und verkündete:

— Sie wird um 1 Uhr zur table d'hôte kommen!

Sofort ward er von den Damen umringt, die wissen wollten, wie sie aussähe. Doch er konnte keine Auskunft darüber geben, denn auch er hatte sie nicht gesehen und die Nachricht vom Oberkellner bezogen. Nur das

Digitized by Google

wusste er, dass sie nicht blos die 5 Zimmer im ersten Stock inne hatte, sondern ihre Jungfer noch 2 Stuben hinten heraus. Ausserdem war noch eine ältere Dame bei ihr, wahrscheinlich eine Gesellschafterin oder dergleichen.

Als die Essensstunde gekommen war, drängte sich schon vor $^3/_4$1 Uhr alles zur table d'hôte, während sonst die Meisten erst gegen $^1/_4$ erschienen. Heute wollte Jeder den Eintritt Lyane de Pierrechauds erleben.

Es war eine lange Tafel gedeckt an der die 18 Kurgäste des Badehotels Platz genommen. Man erwartete, dass für die Fremde ein Couvert oder zwei zurückbehalten sein würde, doch zu allgemeiner Enttäuschung fand man in einer Ecke des Speisesaales einen kleinen Tisch bereit für 2 Personen und der Oberkellner erklärte achselzuckend, indem er den fettglänzenden Aufschlag seines etwas schäbigen Fracks anfasste:

— Die Gnädige hat sich geweigert, an der allgemeinen table d'hôte theilzunehmen.

Er sagte das sehr devot und wie es schien mit ungeheuerer Achtung vor der Fremden, von der er ein höheres Trinkgeld erwartete, als alle anderen Badegäste zusammengenommen geben würden.

Frau Generalconsul des republikanischen Freistaates Liberia, Eppner aus Leipzig, die das Bad mit eröffnen geholfen und daher obenan bei Tisch quer vor sass und sich gewissermassen als Protectorin fühlte, weil sie nun, bisher freilich ohne jeden Erfolg, 9 Wochen die Kur gebrauchte, meinte sehr bestimmt:

— Die Dame scheint zu gla-uben, dass se was pesonderes is. Das derfte gar nich eingefiehrt werden, dass sich eener absentiert.

Und Frau Fabrikant Gabriel fügte erbost schnaufend hinzu, mit einem Seitenblick auf die Damen von Lintt-Senckhofen:

— Wissen Sie, es kann nicht Jeder was appartes haben. Wir sind alle dasselbe! Finden Sie nicht, Herr Rittmeister?

Rittmeister von Gerstenkorn, der Badekommissar, verbeugte sich artig.

Die table d'hôte begann. Der Wirth stand am Büffet und theilte aus einer grossen Suppenterrine die Suppe aus in die Teller, die dann der Oberkellner mit zwei in Fracks gesteckten Jungen herumreichte, indem die Bengels mit Geschick beim Tragen ihre schmutzigen Daumen durch die Flüssigkeit benetzen liessen.

Die Löffel klapperten und für ein paar Minuten erstarb die Unterhaltung, bis man die Suppe gegessen hatte, denn Keiner an der table d'hôte liess auch nur das Geringste von dem eben nicht reichlichen Menu auf dem Teller liegen.

Da tönten Schritte von draussen, das Rauschen eines seidenen Kleides, Knarren der Treppe. Der Wirth ging aufmerksam nach der Thür und machte eine tiefe Verbeugung. Man liess die Suppe stehen, die Löffel fallen. Alles drehte sich herum. Die dicke Frau Fabrikant Gabriel wandte ihren schweren Körper soweit es irgend ging und die Stilaugen der Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg richteten sich zum Eingang. Das Raubvogelprofil der Frau Major a. D. von Lintt-Senckhofen ward zum en face, die 43jährige Tochter reckte ihre scharfe Nase. Der Rittmeister a. D. von Gerstenkorn erhob sich halb, im Stillen mit sich kämpfend, ob er als Badekommissar die Fremde begrüssen solle oder nicht. Doctor Pressler, der als Junggeselle und um das Bad in die Höhe zu bringen mit ass, überlegte auch, ob er sich sofort als Badearzt vorstellen solle, und selbst Diakonus Feilhauer vergass ganz Amt und Würden, indem er begehrliche Augen auf die Eintretende richtete.

Lyane de Pierrechauds stand auf der Schwelle. Sie war mittelgross, von sehr schöner Gestalt, wenn auch etwas übertrieben enger Taille. Genau nach der Mode Sommer 1895 gekleidet, trug sie ein Kleid aus Changeant-Seide mit lavendelblauem Sammetgürtel und ebensolchem Kragen. Es war mit Crême-Guipure garniert und hatte mächtige Puffärmel. Am Gelenk schlossen sie dicht an und dort trug sie steinbesäte Armbänder auf den weissen Handschuhen. Die Uhr hing an einer goldenen Chatelaine.

Lyane de Pierrechauds war schön. Sie hatte grosse schwarze Augen in einem regelmässigen, länglichen, im Teint leicht bräunlichen Gesicht. Ihr

Digitized by Google

Haar besass eine röthlich blonde Farbe war reich, am Hinterkopf in einen tief sitzenden dicken Knoten zusammengesteckt, aus dem Antlitz gekämmt und wie ein Heiligenschein die Stirn umstehend. An den Seiten war es gewellt. In den kleinen rosigen Oehrchen glänzten grosse Diamant-Boutons des reinsten Wassers.

Hinter ihr drein schritt eine ältliche, schwarzhaarige Dame mit fast zigeunerhaft brauner Gesichtsfarbe, gut aber sehr viel einfacher gekleidet.

Lyane de Pierrechauds streifte mit einem flüchtigen Blick die Tischgesellschaft, dann schritt sie nach dem einzelnen Platz, den ihr der Oberkellner eilfertig anwies. Und nun erst bemerkte man, dass ein winziges, weisses Seidenhaarhündchen ängstlich und frierend hinter ihr drein trottete.

Die ältere Dame trat heran und schob ihr zum Hinsetzen den Stuhl zurecht. Erst als die Herrin Platz genommen hatte und das Hündchen ihr auf den Schooss gesprungen war, liess sie sich selber nieder.

Nun umstanden diensteifrig der Wirth, der Oberkellner und die beiden Jungen den Einzeltisch, um die Befehle der Damen entgegenzunehmen. Beide sprachen blos französisch und verständigten sich nur mühsam mit dem Oberkellner, der vor mehreren Jahren einmal kurze Zeit in Genf in Stellung gewesen und sich daher ein wenig auszudrücken vermochte.

Eine ganze Weile dauerten die Verhandlungen. Während dessen mussten die übrigen Gäste warten. Da nun aber die Anschauungen über Essen und Trinken gar kein Ende nehmen wollten und das ganze Dienstpersonal noch immer bei den beiden Damen stehen blieb, die Suppe aber längst aufgegessen war, so begann allmählich die Stimmung der Sprachlosigkeit und des Staunens seitens der Tischgesellschaft zu schwinden.

Frau Major a. D. von Lintt-Seneckhofen verlangte auch berücksichtigt zu werden:

— Ich weiss nicht, was denn so besonderes ist mit der fremden Dame, wir sind auch nicht schlechter. Ich hatte im Regiment immer den zweiten Rang . . . Direct nach der Frau Oberst, und ich finde nicht, dass es hier anders ist. Nicht wahr Mimmi?

Mimi nickte aufgeregt, und Frau General-Consul Eppner meinte dunkelroth geworden:

— Die ältesten Gäste sollten, dächte ich, vorgehen!

— Unsereins zahlt genau dasselbe!

keuchte Frau Fabrikant Gabriel. Frau Kaufmann Hellgreve aber rollte ihre Stilaugen wie ein Krebs, der gesotten wird, schüttelte ihre weisse „Coiffure“ und forderte laut:

— Tellerwechsel! Fisch! Fisch!

Unter den Herren jedoch hatte Lyane de Pierrechauds Erscheinen geradezu Sensation gemacht. Sie dachten nicht mehr ans Essen, unterhielten sich nicht mehr mit ihren Damen und hatten nur noch Augen für die Fremde. Der Fabrikant Gabriel legte einfach seine Serviette fort, drehte sich mit den Beinen vollkommen herum und hielt sich an seiner Stuhllehne fest, indem er unausgesetzt zum Nebentisch hinüberstarrte, bis ihm seine Frau einen Puff in die Seite gab, dass er laut schrie:

— Au!

— Was ist denn?

— Um Gottes Willen was geschieht denn?

— Wer schrie?

tönte es durcheinander.

Die Asthmatische sagte wüthend:

— Was jeht Dich das dumme Weibsbild an!

Der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn wandte sich zur Tischgesellschaft zurück und sprach:

— Donnerwetter ist die schön!

— Schön? Schön? Die?

höhnte das 43jährige Fräulein, doch auch Diakonus Feilhauer hatte sich

Digitized by Google

dem Eindruck nicht zu entziehen gewusst. Er schämte sich fast es zu gestehen, aber er musste sich doch Luft machen und erklärte sehr leise und sehr bescheiden:

— Es dürfte wohl nicht zu leugnen sein, dass die Dame, wenn auch nicht klassisch schön zu nennen ist, wenn auch keine Marienschönheit, so doch eine Erscheinung, die man wagen darf nicht ohne Berechtigung sozusagen als einen Magdalenentypus hinzustellen.

— Aber Herr Diakonus!

meinte für den jungen Geistlichen erröthend seine Nachbarin, die bisher geschwiegen und noch kaum von ihrem Teller aufgeblickt, das Stiftsfräulein von dem Gabelstein, die eine französische Visitenkarte führte und sich infolge dessen gern „chanoinesse" nennen hörte.

Der Badearzt hatte am längsten Lyane de Pierrechauds ungestört betrachtet. Nun drehte er sich herum und verkündete selbstbewusst:

— Ein Meisterstück der Schöpfung, meine Herrschaften, aber durch und durch krank. Ich habe es auf den ersten Blick erkannt. Es ist die allerhöchste Zeit, dass sie gekommen ist.

Auch der Rechnungsrath sprach sich sehr anerkennend aus und Oberlehrer Dr. Gerlach aus Naumburg, ein stiller Mann mit dicker Brille, der fast nur mit seiner blassen, zartausschauenden Frau redete, sagte verstohlen zu ihr:

— Ganz Pariser Typus. Wie oft habe ich dieses Genre begegnet als ich zum Collège ging!

Sie scherzte leise, indem sie unter dem Tische heimlich die Hand ihres Gatten suchte:

— Hast Du Dich auch nie in eine von den schönen Damen verliebt?

— Der arme kleine deutsche Sprachlehrer hätte wohl keine Eroberungen gemacht!

antwortete der Oberlehrer in demselben Tone.

Endlich hatte Lyane de Pierrechauds Essen und Getränke bestellt. Sie wollte es der Beschleunigung und Einfachheit halber mit dem Menu der table d'hôte versuchen. Aber sie entschädigte sich mit einer Flasche Moët & Chandon.

Der Fisch war endlich aufgetragen worden. Mit dem Erscheinen der Fremden war jedoch das leidlich gute Einvernehmen der Tischgesellschaft dahin. Zwei Heerlager hatten sich in scharfer, reinlicher Scheidung gebildet. Die Damen waren sämmtlich gegen Lyane de Pierrechauds, die Herren ohne Ausnahme dafür.

Das Oberlehrerehepaar aus Naumburg hielt sich neutral.

Die Damen zeigten ihren Aerger durch Stillschweigen und wortlose Verbissenheit. Die Herren wandten sich unausgesetzt zum Nebentisch um. Fabrikant Gabriel aus Berlin liess mehrmals seine Serviette fallen, um sich beim Aufheben umdrehen zu können, doch die dicke asthmatische Ehehälfte kam hinter seine Schliche, schob ihm den Zipfel des Tuches durch das Knopfloch und machte einen Knoten, wobei sie ihm giftig zuraunte:

— Wie die kleenen Jöhren muss man se ihm festbinden.

Lyane de Pierrechauds zog die Handschuhe aus und eine hübsche wohlgepflegte Hand kam zum Vorschein, an der die prachtvollsten Ringe blitzten, sodass Frau Günzl verwittwete Juweliersehegattin aus Leitmeritz in Böhmen ganz starr wurde und rief:

— Jesses der Rubin ist allein scho an 1000 Gulden werth. Und wenn er ka Fehler hat 2!

— Es ist eine rechte Verschwendung!

keifte das 43 jährige Fräulein von Lintt-Senckhofen, indem sie auf ihre kahlen, knochigen Finger sah. Frau Fabrikant Gabriel fühlte sich durch gemeinsame Entrüstung zu der sonst feindlichen Majorsfamilie a. D. hingezogen und stimmte laut bei, umso lauter, als die beiden Fremden am Nebentisch mit unverkennbaren Ausdruck des Grauens die Wassersuppe, in der drei kleine grünliche Mehlklösschen schwammen, weit von sich schoben.

Digitized by Google

Als nun gar der Wirth schmunzelnd die Flasche Champagner brachte munter im Eiskühler schaukelnd, und sie eigenhändig entkorkte mit einem triumphierenden Blick auf die table d'hôte, weil es die erste Flasche Sekt war, die in der bisherigen Saison getrunken wurde, da brach der Sturm los und die Damen geriethen ausser sich.

Ein solcher Lärm war entstanden, dass Lyane de Pierrechauds während sie das Glas zu den Lippen hob, sich ein wenig erstaunt umsah, und als sie das auch ohne Sprachkenntniss nicht misszuverstehende Entsetzen der Damen gewahrte, unwillkürlich lächeln musste. Dabei zeigte sie eine Reihe blendender, prächtiger Zähne und wie sie den Champagner an den Mund setzte, war es als habe sie ironisch mit ganz leichtem Nicken auf das Wohl ihrer entrüsteten Geschlechtsgenossinnen getrunken.

Der Rinderbraten der nun serviert wurde, nahm die Aufmerksamkeit in Anspruch und für ein paar Augenblicke vergass man die Fremde. Aber Frau von Lintt-Senckhofen rief plötzlich, so laut, dass es alle hören konnten:

— Sich nur Mimi! Den Fisch hat sie nicht essen wollen und jetzt schiebt sie sogar den Rinderbraten fort!

— Verwöhnte Person!

fügte ganz aufgeregt die Protectorin der Badegesellschaft Frau Generalkonsul Eppner hinzu.

Da neigte sich der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn über den Tisch und bat sehr höflich:

— Gnädigste Frau, wir müssen uns ein bischen in Acht nehmen. Man kann nicht wissen, vielleicht versteht die Dame doch ein wenig Deutsch! Nehmen Sie mirs nicht übel bitte . . . .

— Nee aber gor nich Herr Rittmeester!

antwortete die Leipzigerin. Und da machte Doktor Pressler der Badearzt plötzlich einen Vorschlag, indem er zu seiner Umgebung sagte in dem allgemeinen Ton als spräche er für die Gesammtheit, wie er es sich angewöhnt hatte:

— Meine Herrschaften! Wenn wir das Fremdenbuch schickten, mit der Bitte, die der Oberkellner hinzufügen muss — deutsch einzutragen! Wie!

Triumphierend, als habe er eine weittragende Entdeckung gemacht, blickte er sich um. Und er fand allgemeine Zustimmung. Sofort wurde der Oberkellner abgesandt. Mit Tinte, Feder und dem Buch bewaffnet, trat er zu Lyane de Pierrechauds und begann mit ihr zu unterhandeln, was nicht ohne Schwierigkeit abzugehen schien. Ein paar Mal unterbrach sie ihn und deutete eifrig auf die aufgeschlagenen Blätter. Dann fing sie an zu lachen, graziös, reizend, und endlich nahm sie die Feder in die Hand und begann zu schreiben unter fortwährendem Hin- und Herreden mit der älteren Dame.

Kein Mensch an der table d'hôte hatte während dieses Vorganges ein Wort gesprochen. Mit athemloser Aufmerksamkeit bis auf das Keuchen der Frau Fabrikant Gabriel folgte man den Bemühungen des Oberkellners die richtigen Eintragungen zu erhalten. Es war als ob die Fremde eine Theatervorstellung gäbe, der alles angespannt lauschte.

Endlich klappte der Oberkellner das Buch zu und legte es fort auf einen kleinen Serviertisch. Niemand wollte zuerst darum bitten und so blieb es an der Kante liegen. Alle guckten danach, Jeder brannte vor Neugierde es zu öffnen, aber sie thaten ganz gleichgültig, als ob keiner an das Buch dächte. Und die Begierde zu erfahren, was eingeschrieben, beherrschte sie alle derartig, dass die Unterhaltung schwieg. Nur das Oberlehrerehepaar aus Naumburg unterhielt sich leise.

Die Protectorin des Bades Frau Generalkonsul des republikanischen Freistaates Liberia Eppner aus Leipzig, brach zuerst das Schweigen. Es ging über ihre Kraft, sie konnte es nicht mehr aushalten. Deshalb rief sie vernehmlich:

— Oberkellner!

Aber vom gleichen Gedanken beseelt, in der fürchterlichen Angst, es

Digitized by Google

möchte ihnen Jemand zuvorkommen, verlangten auch die Majorin a. D. und Frau Fabrikant Gabriel nach dem Oberkellner. Sofort stritten sie sich darüber wer zuerst gerufen, sodass sie nun zum ersten Mal miteinander sprachen. Den Streit der Beiden machte sich aber die Generalkonsulin zu Nutze und sprach zum Oberkellner, der nach einigem Schwanken doch schliesslich zu ihr gekommen war, so gleichgültig wie nur möglich, als sei ihr eben ganz zufällig die Laune gekommen:

— Geben Sie mir doch einmal das Fremdenbuch!

Als sie es bekam, wurde sie der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Sie fühlte und wusste das, zögerte deshalb noch ein Weilchen, nahm einen Kneifer aus ihrem umfangreichen Busen, putzte ihn sorgfältig, klemmte ihn auf die Stumpfnase und schlug ganz ruhig und bedächtig das Buch auf, indem sie durch langsamstes Umblättern der paar vollgeschriebenen Seiten sich als ganz gefasst zu zeigen bestrebte. Dann sagte sie, sich zu ihrer Umgebung wendend:

— Französisch!

Sie las, aber verrieth nichts.

— Vorlesen!

brummte irgend Jemand am Tisch, doch die Frau Generalkonsul warf der Tischrunde einen strafenden Blick zu, der zu bedeuten schien: „wie unpassend. Die Dame sitzt doch drüben!“ In Wahrheit scheute sie sich jedoch das Französisch auszusprechen. Eifersüchtig achtete sie darauf, dass ihre Nachbarn ja nichts sehen konnten, und nach einiger Zeit, während die anderen, vor allem die „chanoinesse“ von dem Gabelstein, die ihr zunächst sass, Höllenqualen ausstanden, gab sie es weiter.

Langsam ging es von Hand zu Hand, während die noch nicht Eingeweihten jedesmal den Lesenden mit Neid betrachteten, als werde er unberechtigterweise vor ihnen eines hohen Glückes theilhaftig.

Lyane de Pierrechauds hatte von ihrem Tische aus eine Weile das Wandern des Buches beobachtet, und da Jeder, der den Namen gelesen mit elementarster Sicherheit sich im Augenblick, wo er das Buch weiterreichte nach ihr umdrehte, so konnte sie das Lachen nicht unterdrücken, gab ihrer Begleitung ein Zeichen, erhob sich und verschwand unter Verzichtleistung auf die süsse Speise, die ihr der Wirth selbst noch verzweifelt anbot.

Sobald sie verschwunden war, athmete alles erleichtert auf, und von denen, die noch nicht Einsicht genommen, wurden nun dringende Rufe laut:

— Vorlesen! Vorlesen!

Der Badearzt Doktor Pressler bis zu dem das Fremdenbuch glücklich gekommen, entledigte sich mit Freuden dieser Aufgabe, die ihm wieder einmal einige Bedeutung verlieh und las mit dem vorgedruckten „Kopf“ des Buches, ohne auch nur einen Punkt zu überschen:

| Lauf. No. | Name | Stand | Wohnort | Letzter Aufenthalt | Dauer des Aufenthaltes | Abreise wohin? |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 26 | Lyane de Pierrechauds | — | Paris | Ostende | incertaine | France |
| 27 | Jacqueline Bertault | dame de compagnie | „ | „ | „ | „ |
| 28 | Annette Champrin | caméristе | „ | „ | „ | „ |

Befriedigt seufzte man auf. Endlich wusste man es also. Nur das Wort „caméristе“ verstand man nicht. Die einfache Lösung „Kammerfrau“, die der Rechnungsrath vorgeschlagen, wollte man nicht gelten lassen, bis Oberlehrer Dr. Gerlach sie bestätigte, indem er, als Philologe über die unmöglichen Behauptungen lächelnd, laut sprach:

— „Caméristе“ ist einfach „femme de chambre“ also „Jungfer“ oder „Kammerfrau“ hoher Damen. Soviel ich weiss, ist der Ausdruck mehr für Italienerinnen und Spanierinnen gebräuchlich!

Digitized by Google

Man wunderte sich über das plötzliche Auftreten des sonst so stillen Mannes und fragte sich verstohlen wer der Redner denn sei, weil man sich ärgerte sein Besserwissen anzuerkennen. Als man jedoch vernahm er sei Gymnasialoberlehrer, Dr. und Lehrer des Französischen so war man beruhigt.

Aber nun begannen endlose Debatten über Lyane de Pierrechauds. Jeder wollte etwas besonderes wissen, eine eigene Beobachtung gemacht haben. Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg schloss aus der unterwürfigen Art wie die „dame de compagnie" den Stuhl herangeschoben, dass die Fremde etwas ganz besonderes sein müsse. Die „chanoinesse" von dem Gabelstein behauptete sofort die „Pierrechauds" wären eine der ältesten Familien der Normandie, obwohl sie den Namen früher nie gehört hatte. Frau Fabrikant Gabriel sagte:

— Eins is jar nich zu leugnen, sie hat was furchtbar vornehmes!

— Als ob die wüsste was vornehm ist!

flüsterte die 43jährige Tochter Mimmi der Majorin a. D. zu.

Vorsichtigerweise hatte noch keiner der Herren ein günstiges Urtheil gefällt, sodass die allgemeine Stimmung für Lyane de Pierrechauds wieder sehr günstig zu werden begann. Und als nun gar der Oberkellner der Protectorin Frau Generalkonsul Eppner beim Servieren der süssen Speise zuflüsterte, die fremde Dame trage unter anderen Ringen versteckt etwas wie einen Trauring, da hatte Lyane de Pierrechauds bei den Damen gewonnen und des Badekommissars Rittmeister a. D. von Gerstenkorns Vermuthung, sie müsse eine hohe Persönlichkeit sein, fiel auf günstigen Boden.

Der kleine Diakonus meinte zwar bescheiden, dann würde sie sich doch auch unter „Stand" als solche eingezeichnet haben, doch der Badearzt entgegnete ganz entsetzt:

— Erlauben Sie meine Herrschaften, sie kann doch nicht schreiben: Stand: Prinzessin! Da hat sie eben aus Bescheidenheit einen Strich gemacht. Und der mitangegebene Vorname spricht gerade dafür. So etwa wie: Marie von Bourbon oder so . . .

Und nun waren alle befriedigt, denn jetzt stand es fest, dass Lyane de Pierrechauds nichts anderes sein konnte als eine heimliche und noch dazu vermählte Prinzessin.

Unter diesen Umständen beschlossen der Badekommissar und der Badearzt in gegenseitiger Eifersucht, dass vor der Hand keiner von Beiden der Dame seine Aufwartung machen solle und sie abwarten wollten, bis sie etwa ihrer Dienste bedürfe.

Doch es verging Tag auf Tag, ohne dass Lyane de Pierrechauds sie rufen liess. Sie erschien täglich zur table d'hôte, täglich zum stillen Neid und zu lauter Bewunderung der Damen in einer anderen Toilette, trank Tag für Tag ihre Flasche Moët & Chandon und ass gewöhnlich fast nichts, weil sie alles schlecht zu finden schien.

Die gute Meinung hatte sich aber nun einmal befestigt, und da sie niemals kokettierte, so verzieh man ihr auch, dass sie den einzigen Landauer des Badehotels, wie es hiess, „ein für alle Mal für die Dauer ihres Aufenthaltes" gemiethet hatte, sodass Niemand anders ihn benutzen konnte. Jeden Nachmittag fuhr sie spazieren, und immer versammelten sich dazu, scheinbar ganz zufällig, sämmtliche Kurgäste.

Als sie nun aber gar einmal durch den Oberkellner der Frau Generalkonsul Eppner, und ein anderes Mal der Frau Fabrikant Gabriel ihres Asthmas halber „ihren Wagen" für einen Nachmittag zur Verfügung stellen liess, da hatte sie das Herz aller gewonnen, denn auch die anderen Damen fühlten sich nicht übersehen in der Erwartung, dass es nun der Reihe nach gehen würde und auch sie bald die Freuden einer kostenlosen Spazierfahrt geniessen könnten.

Frau Fabrikant Gabriel überlegte ernstlich, ob sie nicht ihren Mann abschicken sollte, um der Prinzessin zu danken, aber sie war zu eifersüchtig, es zu wagen, denn er begann schon in Ausdrücken des Entzückens von der Fremden zu reden, dass ihr Angst und bange ward. Und an diesem

Digitized by Google

Tage schien Lyane de Pierrechauds auch nicht besonders guter Laune zu sein. Sie hatte, während sie bei Tische sass, wie gewöhnlich durch den Oberkellner die angekommenen Postsachen erhalten unter denen sich ein ganzer Stoss Zeitungen befand. Sie hatte ein paar geöffnet aber jedesmal ärgerlich bei Seite geschoben. Bei der letzten sah sie nur nach dem Kopf des Blattes und warf dann den ganzen Haufen auf einen Stuhl, wobei mehrere Zeitungen zu Boden glitten. Dann unterhielt sie sich lebhaft mit ihrer „dame de compagnie" und gestikulierte heftig, dass ihre Armbänder klirrten.

— Durchlaucht hat schlechte Nachrichten! Sie ärgert sich!

flüsterte der Rittmeister a. D. dem Diakonus zu, der sich umdrehte und nun Lyane de Pierrechauds weich und theilnehmend betrachtete.

Sehr bald stand die Fremde auf. Sie zögerte noch einen Augenblick, bis die ältere Dame Blätter und Postsachen zusammengerafft hatte, dann verschwand sie, das Dienern des Wirthes und der Kellner mit einem kurzen, gnädigen Kopfneigen erwidernd.

Die Tischgesellschaft war ziemlich einsilbig, weil die Damen sich überlegten, welche wohl jetzt den Wagen der Prinzessin angeboten erhalten würde. Man erhob sich bald, denn man wollte zu Haus sein, wenn der Oberkellner etwa mit der Ankündigung käme, der Landauer stünde zur Verfügung, damit er nicht etwa zu einer der anderen ginge. Auch die Herren zogen sich zurück bis auf den Rechnungsrath, der an dem bereits abgeräumten Nebentisch, an dem die Fremde gesessen, seine Zeitung bei einer Cigarre und einer Tasse Mokka zu lesen pflegte.

Als er sich hinsetzte entdeckte er unter dem Tisch, halb von den herabhängenden Zipfeln des Tischtuches versteckt, zwei französische Zeitungen. Beide noch unversehrt im Kreuzband. Er hob sie auf, im Stillen mit sich zu Rathe gehend, ob er sie nicht persönlich der Adressatin überbringen sollte. Nur das Sprechen machte ihm Angst, denn er verstand zwar alles, aber im Französisch Reden fehlte ihm jede Uebung.

Genau blickte er die beiden Journale an. Es waren die gleichen, beides „Echo de Paris" und beides wie er sah dieselbe Nummer. An einer bestimmten Stelle befand sich mit Tinte etwas angestrichen und — lächerlich — bei dem zweiten Blatte auch. Aber dort mit Rothstift. Und nun stach ihm plötzlich der Name „Lyane de Pierrechauds" gedruckt in die Augen. Es war also offenbar eine Notiz über sie.

Vorsichtig zog der Rechnungsrath unter dem Tisch, damit es die drüben an der Haupttafel abräumenden Kellner nicht sehen sollten, das eine „Echo de Paris" aus dem Kreuzband. Er blickte sich um, ob es auch niemand bemerkt hätte und dann faltete er die Zeitung zwischen den Knieen auseinander, ganz leise, dass sie nicht rauschen sollte. Auf der Tischkante aber hatte er sein eigenes deutsches Leibblatt liegen und that so, als läse er darin. Endlich hatte er den mit Rothstift umzirkelten, ganz kurzen Artikel vor sich und überflog ihn neugierig. Und während er las, nahm sein Gesicht einen immer erstaunteren Ausdruck an. Er wollte seinen Augen gar nicht trauen, aber dort stand es:

> L'exilée. — Une charmante petite histoire fait dans ce moment rire Ostende. La belle Lyane de Pierrechauds, si élégante et si fêtée est tombée en disgrâce auprès de son ami le Duc *_** qui l'a envoyée en exil dans une toute petite ville d'eau de l'outre-Rhin. Nous annoncerons la rentrée à Paris de la séduisante beauté dès qu'elle aura reçu absolution de sa faute.

Kaum vermochte er noch das Blatt wieder zusammenzufalten, das ihm in den Händen zitterte. Er rang nach Luft, schob sich die Cravatte zurecht, weitete mit einer verzweifelten Handbewegung seinen Kragen und fuhr sich über die glänzende Glatze. Dann wollte er fortstürmen, um die fürchterliche Entdeckung sofort dem ganzen Bade kund zu thun. Doch zu rechter Zeit

Digitized by Google

besann er sich, dass er Beweise haben musste, zwang sich zur Ruhe und steckte das eine „Echo de Paris“ zu sich.

Auf dem Flur traf er den Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn. Er zog ihn bei Seite und flüsterte ihm zu:

— Ich habe Ihnen eine grauenhafte Eröffnung zu machen, Herr Rittmeister!

Der Badekommissar, der nicht anders glaubte, als dass der Rechnungsrath bestohlen worden sei oder ein Duell habe, liess ihn sofort in das Zimmer des Badekommissariats treten, das zu ebener Erde neben dem Speisesaal lag, schob ihm einen Stuhl zu und sagte, dem Ernst der Lage entsprechend:

— Herr Rath, ich stehe in jeder Beziehung zu Ihrer Verfügung!

Jener wischte sich verzweifelt die Platte, enfaltete das angeeignete Zeitungsblatt und übersetzte pedantisch wörtlich, nicht ohne einiges Zögern bei einer schwierigen Stelle:

— Die Verbannte. — Eine reizende, kleine Geschichte macht in diesem Augenblick lachen Ostende. Die schöne Lyane de Pierrechauds, so elegant und so gefeiert ist gefallen in Ungnade bei ihrem Freunde, dem Herzog ***, der sie geschickt hat ins Exil in ein ganz kleines Bad jenseits des Rheines. Wir werden ankündigen die Rückkehr der verführerischen Schönheit nach Paris, sobald sie wird erhalten haben Absolution von ihrem Fehler.

Der Badekommissar griff nach der Zeitung und las nun selbst die Notiz französisch noch einmal. Er wollte es gar nicht glauben und die Beiden sahen sich starr an. Endlich begann der Rittmeister:

— Also die Prinzessin ist eigentlich . . . .

— Reden Sie mir um Gottes Willen von keiner Prinzessin!

unterbrach ihn heftig der Rath, als ob ihm eine persönliche Beleidigung zugefügt worden sei. Sie versanken in Brüten, bis der Rechnungsrath energisch aufstand und mit finsterer Entschlossenheit sprach:

— Es giebt keinen anderen Weg: ich werde, so schwer es mir wird, dem Publikum die Eröffnung machen müssen, wer diese Dame eigentlich ist!

Der Badekommissar gerieth ausser sich:

— Um Himmels Willen, das geht nicht! Das ist einfach unmöglich!

— Warum?

— Weil das einen riesigen Skandal verursachen würde!

— Einerlei! Solchen Damen muss das Handwerk gelegt werden!

— Aber bedenken Sie doch Herr Rath, das wäre ja ein Todesstoss für unser jung aufstrebendes Bad!

Der Rechnungsrath zuckte die Achseln und wollte nach der Thür schreiten, wie ein Mann, der entschlossen ist, eine schwere Pflicht zu erfüllen. Doch der Badekommissar vertrat ihm den Weg, wobei er klingelte und entschieden sagte:

— Herr Rath! Ich kann, ja ich darf nicht zugeben, als Königlicher Kommissar unseres Bades, dass etwas geschieht, das von Anfang an nachtheilig wirken müsste, ja das Aufblühen in Frage stellt.

Dann gab er dem eintretenden Kellner den Auftrag, so schnell als möglich den Badearzt Dr. Pressler herbeizuschaffen. Bei dem sicheren Auftreten des Rittmeisters war der Rechnungsrath etwas kleinlaut geworden. Er hatte kein ganz reines Gewissen, denn ihm lag nur daran auch bestimmt als Erster den Badegästen die unerhörte Neuigkeit mitzutheilen.

Nach kaum einer halben Minute erschien schnaufend der dicke Arzt, der mit den anderen Herren auf der „Terrasse“ des Badehotels, einem geebneten Platz von kaum 10 Meter im Quadrat, den Kaffee getrunken. Er war erstaunt vom Badekommissar, seinem Rivalen, in Anspruch genommen zu werden, aber als er vernommen, um was es sich handelte ergriff er ganz des Rittmeisters von Gerstenkorn Partei:

— Erlauben Sie Herr Rath, die Angelegenheit ist keine Privatsache, sondern sie betrifft ganz einfach das Gemeinwohl. Und ich sage Ihnen, ich werde mit aller mir zu Gebote stehenden Macht für die Entwicklung unseres

Digitized by Google

Bades eintreten, die Sie durch einen provozierten Skandal aufs Aeusserste gefährden würden. Ich bin mit Herrn Rittmeister und Kommissar darin durchaus „d'accord" so zu sagen und hinter uns steht geschlossen die leidende Menschheit, die durch einen Niedergang unseres Bades Verluste erleiden würde . . die . . genug wir würden das keinesfalls verantworten können . . .

Er war vor Angst dunkelroth geworden, da er seine Existenz bedroht fühlte. Nun erst nahm er die Zeitung und begann sie zu studieren. Der Rechnungsrath, dem durch die Aufregung dicke Schweisstropfen auf die Glatze getreten waren, entschuldigte sich und erklärte in langer Rede, dass er nie die Absicht gehabt hätte dem Bade zu schaden. Darauf versicherte der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn daran habe er nie gezweifelt und Dr. Pressler erklärte nie etwas derartiges vom Herrn Rath geglaubt zu haben. Schliesslich reichten sie sich alle drei die Hand zur Versöhnung. Sie waren darin einig, dass es das Wohlergehen und die Zukunft des Bades erfordere keinesfalls die ganze Angelegenheit an die grosse Glocke zu hängen. Die Damen durften unter keinen Umständen erfahren, wer Lyane de Pierrechauds sei, aber es erschien doch sicherer die Herren einzuweihen, um so das Geheimniss um so gewisser zu wahren.

Da sie fast alle draussen noch auf der Veranda sassen, so wurden sie gebeten hereinzukommen, und bald war das kleine Zimmer gedrängt voll. Fabrikant Gabriel aus Berlin, Diakonus Feilhauer erschienen zuerst, auch Oberlehrer Dr. Gerlach aus Naumburg fehlte nicht.

Der Badearzt Dr. Pressler führte das Wort und erklärte die entsetzliche Entdeckung. Dann bat er den Oberlehrer die bezügliche Stelle aus dem „Echo de Paris" zu übersetzen, was Jener lächelnd that. Der dicke Doktor fragte darauf:

— Meine Herren, es handelt sich jetzt darum, was geschehen soll. Ich denke wir sind wohl alle einig darin, dass die Damen von dieser unangenehmen Angelegenheit nichts erfahren dürfen?

— Allerdings!

meinten die Herren und Dr. Pressler fuhr fort:

— Also besagter Lyane de Pierrechauds dürfte äusserlich nicht anders begegnet werden, wie bisher — um keinen unliebsamen Verdacht zu erregen!

— Sehr richtig!

— Aber vielleicht könnte ihr nahe gelegt werden, dass in Rücksicht auf unsere Frauen und Töchter . . . ein Ortswechsel . . .

Er vermochte nicht weiter zu sprechen, denn die Thür that sich auf und der Oberkellner erschien, der Herrn Gabriel aus Berlin mittheilte, Ihre Durchlaucht die Frau Prinzessin habe seiner Frau für heute Nachmittag wiederum den Wagen anbieten lassen und Frau Gabriel liesse ihren Mann ersuchen sofort zur Spazierfahrt zu kommen.

Als der Oberkellner verschwunden war, meinte Herr Fabrikant Gabriel sehr entschieden und stolz:

— Unter diesen Umständen kann ich den Wagen nicht annehmen. Ich werde meiner Frau verbieten zu fahren!

Sofort bestürmten ihn jedoch die übrigen Herren davon abzusehen und er liess sich auch bereden, indem er meinte, er werde den Wagen bezahlen, denn geschenkt könne er ihn natürlich nun nicht mehr nehmen. Doch ehe er ging musste er noch versprechen nichts von dem verlauten zu lassen, was er wusste. Er wurde verlegen und fragte:

— Was soll ich denn meiner Frau aber sagen?

Zuerst wusste keiner Rath, bis der Badearzt vorschlug, er möchte erklären, es handle sich um eine Ehrensache unter den Herren, die notwendigerweise geheim bleiben müsse.

Draussen erwartete Frau Fabrikant Gabriel schon ihren Mann. Sie fiel sofort vor den anderen Damen über ihn her und wollte wissen, was dort drin verhandelt würde. Er zuckte die Achseln:

— Ein Ehrenhandel!

Digitized by Google

— Wo denn? Wer denn? Für wen denn? Warum denn?

stiess sie keuchend hervor. Er machte nur ein Zeichen, dass er nicht sprechen dürfe. Und sofort stand es bei den Damen fest, dass ein Duell drohen solle. Natürlich um Lyane de Pierrechauds. Nach fünf Minuten erzählte das 43 jährige Fräulein von Lintt-Senckhofen schon ihrer Mutter als ausgemachte Sache, dass das Duell bereits in der Nacht gewesen sei, und bald verbreitete sich das Gerücht, es habe zwischen dem Rittmeister und dem Badearzt Dr. Pressler stattgefunden.

Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg flüsterte sogar der Frau Generalkonsul des republikanischen Freistaates Liberia Eppner aus Leipzig zu, der Gegner des Badekommissars sei niemand anders gewesen als der Diakonus Feilhauer, der deshalb wohl mit dem Oberkirchenrath in Konflikt kommen werde.

Währenddessen hatte in der Versammlung der Herren die Meinung Oberhand gewonnen, dass im Interesse der öffentlichen Gesittung Lyane de Pierrechauds veranlasst werden müsse abzureisen. Man war sich nur nicht über die Art und Weise einig, wie das ins Werk gesetzt werden sollte.

— Ich will ihr doch einfach die Sache vorstellen!

schlug der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn vor, doch Dr. Pressler nahm die Sendung für sich in Anspruch, da er am besten einen Grund angeben könne, indem er sich besorgt um ihre Gesundheit zeige und den schädlichen Einfluss des Bades gerade für ihre Körperverfassung nachweise. Der Rechnungsrath fand aber, dass die Aufgabe ihm als ältesten Herren zukomme, und als dieses nicht anerkannt ward, dass Herr Fabrikant Gabriel der geeignete Mann als Verheiratheter sei. Als auch das nicht einleuchtete, weil dadurch unnöthigerweise häusliche Szenen heraufbeschworen würden, nannte er den Oberlehrer Dr. Gerlach der ja Lehrer des Französischen sei, als den einzig möglichen.

Aber es erhob sich ein so eifersüchtiger Streit, dass endlich Diakonus Feilhauer den Muth fand, sich bescheiden anzubieten:

— Gern will ich eintreten, wo es gilt, den Frieden herzustellen. Ich will ihr ihr Unrecht vorstellen mit sanften Worten und sie wird in sich gehen, dess bin ich gewiss!

Doch Niemand wollte etwas davon wissen, Jeder wollte die Sendung übernehmen, keiner gönnte es dem anderen sich Lyane de Pierrechauds zu nähern. Schliesslich mussten sie sich trennen ohne einen Entschluss gefasst zu haben, nachdem alle beigestimmt, dass es das Beste sei erst einmal ruhig abzuwarten.

Und bei der nächsten Gelegenheit, wo die Herren sich trafen, wurde beschlossen die Fremde ruhig ihrem Schicksal zu überlassen, denn die Herren trauten einander nicht. Auf Antrag des Badearztes Dr. Pressler mussten die Versammelten sogar feierlich versprechen, Lyane de Pierrechauds keinen Besuch abzustatten oder keine Anstalten irgend welcher Art zu treffen, um mit ihr in ein Gespräch zu gerathen. Die gegenseitige Eifersucht gab die beste Garantie, dass das Versprechen auch gehalten wurde.

Von jetzt ab war es nicht nur um die Ruhe der Damen geschehen, sondern nun auch um die der Herren. Alle standen gemeinsam gegeneinander, alle bewachten sich, niemand traute dem Anderen, überall ward Verrath gewittert. Ja es kam soweit, dass es keiner mehr wagen durfte von der Fremden zu sprechen, da jedes Wort als verbotenes Interesse an ihr ausgelegt ward.

Wenn jetzt Lyane de Pierrechauds bei Tisch erschien, hatte keiner der Herren mehr den Muth, sich nach ihr umzublicken, immer in der Befürchtung Argwohn zu erwecken. Die Damen fanden das ganz selbstverständlich. Das 43 jährige Fräulein von Lintt-Senckhofen gab dem Ausdruck, indem sie zu ihrer Mutter sprach:

— Es ist sehr verständig von den Herren, nicht mehr über die Prinzessin zu reden, und sich nicht so auffällig für sie zu interessieren. Gewiss ist das der hohen Frau schon längst lästig gefallen!

Digitized by Google

— Unbedingt Mimi! Unbedingt! Fürstlichkeiten zu behandeln ist nicht Jedem gegeben!

stimmte ihr die Mutter bei, nicht ohne giftigen Blick auf Frau Fabrikant Gabriel aus Berlin und mit lebhaftem Nicken des Einverständnisses von Seiten der „chanoinesse" von dem Gabelstein.

Die nächsten Tage schien sich niemand um Lyane de Pierrechauds zu bekümmern. Sie trank ruhig ihren Moët et Chandon, schob das Essen der table d'hôte bei Seite, unterhielt sich mit ihrer dame de compagnie und streichelte ihr Seidenhündchen. Fast täglich trug sie ein anderes Kleid, einen neuen noch nicht gezeigten Umhang, oder ein Schmuckstück, das sie zum ersten Mal anlegte. Da das Wetter schön war, so machte sie ausgedehnte Spaziergänge in der Umgebung des Bades und bot ihren Wagen — immer durch den Oberkellner — jetzt fast täglich den Damen an, wodurch sie dermassen in der allgemeinen Beliebtheit stieg, dass nur die Befürchtung der Prinzessin lästig zu fallen die Damen noch abhielt sich vorstellen zu lassen. Doch der erste Anfang dazu ward schon dadurch gemacht, dass die Majorin a. D. nebst Tochter Mimi und der „chanoinesse" einmal auf der Promenade Lyane de Pierrechauds begegneten, und zwar ganz allein ohne dass einer der übrigen Badegäste in der Nähe gewesen wäre. Sie verständigten sich schnell und machten beim Vorüberkommen gleichzeitig der Fremden eine tiefe Verbeugung, halb stehen bleibend dabei, als ob sie nicht wüssten, ob sie Front machen sollten oder nicht.

Lyane de Pierrechauds dankte in reizender Art, anmuthig und mit jener gewissen Zuvorkommenheit der Fürsten, die in jedem Grüssenden das Gefühl zurücklässt, als sei Dank und Gruss persönlich verbindlich gewesen. Ihre Begleiterin hielt sich dabei ein wenig zurück und verneigte sich wie eine Hofdame, die ihrer Prinzessin die Antwort überlassen muss und nur halb verlegen, halb verstohlen mitnicken darf.

Stolz eilte die Majorin a. D. davon, und sagte zu ihrer 43jährigen Tochter:

— Es ist mir doch eigentlich sehr lieb, dass wir es gethan haben. Die anderen Damen wissen ja doch nicht wie man sich einer Prinzessin von Geblüt gegenüber benimmt. Woher denn auch!

Und von der Stunde ab grüssten sie Lyane de Pierrechauds jedesmal sobald sie ihrer ansichtig wurden, und betrachteten das gewissermassen als ein Vorrecht ihrer „besseren höfischen Erziehung". Aber die anderen Damen wollten natürlich nicht zurückstehen und begannen ebenfalls, zuerst schüchtern, mit der Zeit immer entschiedener, bald fast aufdringlich die Prinzessin zu grüssen.

Als Herr Fabrikant Gabriel einmal auf einem schmalen Promenadenwege, auf dem er sich mit seiner dicken schwerschnaufenden Frau erging, der Fremden begegnete und seine Ehehälfte einen Knix seitwärts in die Büsche machte, schwer und tief, dass die Zweige knackten, da konnte er doch unmöglich unhöflich sein und zog gleichfalls den Hut.

Aber der Rechnungsrath hatte es gesehen und finsterer Verdacht stieg in seiner Seele auf. Er meinte nicht anders, als dass Herr Gabriel das Versprechen, sich Lyane de Pierrechauds nicht zu nähern, gebrochen haben müsse. Nur theilte er seinen Verdacht den übrigen Herren nicht mit. Einmal erschien er ihm doch nicht bestimmt genug, und dann dünkte ihm die Fremde täglich reizender und verführerischer zu sein und es gelang ihm nur noch mit Aufbietung allen Ehrgefühls sein Wort nicht gleichfalls im Stich zu lassen.

Auch dem dicken Badearzt Dr. Pressler ging es nicht anders. Er sehnte den Augenblick herbei, wo die schöne Lyane de Pierrechauds seiner Hülfe als Arzt bedürfen möchte, denn dann wurde er nicht wortbrüchig, wenn er zu ihr ging, sondern genügte einfach seiner menschlichen Pflicht als Arzt den Kranken und Leidenden Hülfe zu bringen.

Als nun die Fremde aber durchaus nicht krank werden wollte, entschloss er sich kurz, ihr zu schreiben und ihr für den Fall, dass sie ärztlichen Rathes bedürfe, seine Kunst zur Verfügung zu stellen. Das war keineswegs gegen

Digitized by Google

die Abmachung. Sie antwortete in einem „foin coupé“ duftenden Billet, sie fühle sich allerdings nicht ganz wohl, seit einiger Zeit empfinde sie etwas wie Hypochondrie, die ihr sonst in früheren Zeiten fern geblieben, und aus diesem Grunde sähe sie mit Vergnügen seinem Besuch am folgenden Tage, am liebsten Nachmittags entgegen.

Mit dem Unwohlsein hatte es insofern seine Richtigkeit, als sie sich seit etwa 8 Tagen so unerträglich zu langweilen begonnen, dass sie aus lauter Verzweiflung schon mit dem Oberkellner, so unangenehm ihr auch sonst der wenig gepflegte Mann war, ein Gespräch angefangen, wenn er ihr das Frühstück brachte.

Aber auch der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn war zur Erkenntniss gekommen, dass er sich mit dem gegebenen Versprechen ganz unnöthiger Weise hatte einschüchtern lassen. Er als Leiter, als Vertreter der Regierung, vergab sich im Grunde genommen etwas, wenn er sich von den Badegästen Vorschriften machen liess. Und so sandte denn auch er kurz entschlossen einen Brief an Lyane de Pierrechauds, worin er ihr seine Dienste anbot, für den Fall, dass sie etwa in irgend einer Weise seiner bedürfen sollte, und mit seinem mangelhaften Französisch vorlieb nehmen wolle. Dazu beschloss er, falls sie antworten würde, einfach nach seinem Besuch bei ihr den übrigen Herren die vollendete Thatsache mitzutheilen unter der Begründung, dass seine Pflichten als Badekommissar selbstverständlich allen anderen Rücksichten vorzugehen hätten.

Und sie antwortete, antwortete sehr verbindlich wieder in einem „foin-coupé“ duftenden Billet, dass sie gegen Mittag seinen Besuch am nächsten Tage annehmen werde.

Sogar Diakonus Feilhauer hatte eine schwache Minute, wo ihm der Gedanke kam der Fremden seinen geistlichen Beistand anzutragen, ihr vielleicht in's Gewissen zu reden. Zur rechten Zeit jedoch erinnerte er sich des Umstandes, dass sie wohl ohne Zweifel katholisch sein musste.

Nur Oberlehrer Dr. Gerlach aus Naumburg widerstand vollkommen der Versuchung. Seine kleine Frau sagte ihm zwar:

— Wenn Du mal mit der Dame aus Paris sprächest? Es wäre vielleicht ganz gut für Dich, Deinen Accent wieder aufzufrischen!

Er wollte jedoch nichts davon hören und fragte sie:

— Ist Dir's nicht lieber ich lasse es?

Zärtlich drückte sie ihm da die Hand:

— Lieber schon! Ich bin doch ruhiger so! Sie ist zu schön!

Da gab er ihr einen herzhaften Kuss.

Bei der table d'hôte an diesem Tage wagten es auch der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn und der dicke Badearzt Dr. Pressler, Lyane de Pierrechauds zu grüssen, als die Damen sich bei ihrem Eintritt halb erhoben. Und da alle Herren mehr oder weniger schlechtes Gewissen hatten, so fand es niemand gegen die Verabredung.

Sie dankte aber auch wirklich wie eine Prinzessin.

Wieder trank sie ihren Moët et Chandon, liess das Essen stehen, streichelte ihr Seidenhündchen und unterhielt sich mit ihrer Begleiterin. Dabei erschien sie reizender denn je.

Und jetzt wieder drehten sich die Herren ruhig nach ihr um. Am häufigsten der Badearzt und der Rittmeister, denn sie standen ihr ja nun beide näher, theilten gewissermassen ein Geheimniss mit ihr.

Lyane de Pierrechauds schien sich darüber zu freuen. Sie liess ab und zu ihren Blick zur Tischgesellschaft hinübergleiten, freundlich, liebreizend, anmuthsvoll. Wen er von den Herren berührte, der fühlte sich bittersüss getroffen, wen er von den Damen streifte, die erwiderte ihn, halb dankbar für die schönen freien Spazierfahrten, halb ehrfurchtsvoll wie es einer Prinzessin gegenüber ziemlich war.

Da trat plötzlich der Telegraphenbote ein, sprach eine Sekunde mit dem Wirth und wurde dann von diesem mit ungezählten Verbeugungen zu Lyane



Digitized by Google

de Pierrechauds geführt. Sie nahm eine Depesche entgegen, erbrach, las, stiess einen kleinen Freudenschrei aus, reichte ihrer Begleiterin das Telegramm hinüber, nestelte aus einer winzigen goldenen Börse ein 20-Markstück und warf es übereilig dem erschrockenen Beamten zu. Dann liess sie alles stehen und liegen, nahm ihr Seidenhündchen unter den Arm und rauschte davon.

Ehe sie den Saal verliess, neigte sie lächelnd den Kopf gegen die table d'hôte, halb feierlich, halb gnädig, mit einem leisen spöttischen Zug um die Lippen. Und verdutzt erwiderte die ganze Tischgesellschaft den Gruss.

Als sie gegangen war, klang ein wildes Stimmengewirr durcheinander. Man verstand nicht was geschehen und wollte wissen, warum sie aufgebrochen.

— Vielleicht Nachrichten aus Paris! Natierlich!

sagte siegessicher Frau Gereralkonsul des republikanischen Freistaates Liberia Eppner aus Leipzig, und Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg schüttelte billigend die weisse „Coiffure".

Frau Fabrikant Gabriel aus Berlin meinte athemschöpfend:

— Se jeht am Ende ab!

Sofort wurde die Tafel aufgehoben. Man erfuhr es vom Wirth: in der That Lyane de Pierrechauds hatte die Rechnung verlangt, sie fuhr mit dem nächsten fahrplanmässigen Zuge nach Paris zurück.

Die Herren waren starr. Halb geistesabwesend sagte der Rechnungsrath:

— Sie hat also Absolution erhalten!

Und die übrigen wiederholten es leise, dass es die Damen nicht hören sollten. Geradezu niedergeschmettert fühlten sich aber die beiden offiziellen Vertreter des Bades Dr. Pressler und Rittmeister a. D. von Gerstenkorn, denen so die Gelegenheit einer bevorzugten, näheren Bekanntschaft unter den Händen zerrann. Der Badekommissar sprach wie die Anderen vor sich hin, aber ganz geknickt:

— Sie hat also Absolution erhalten!

Die 43jährige Tochter Mimi griff es auf:

— Was hat sie Herr Rittmeister?

— Oh nichts gnädiges Fräulein! Nichts wichtiges! Gar nichts wichtiges!

Und er tröstete das alte Mädchen mit ein paar gleichgültigen Worten. In seinem Innern aber beschloss er sofort einen schönen Rosenstrauss zu bestellen und ihn Lyane de Pierrechauds zum Abschied an die Bahn zu bringen. Der Gärtner schlug ihm als besonders „passend und apart" Marschall Niel-Rosen vor, die er freudig annahm.

Auch der dicke Badearzt Dr. Pressler kam auf denselben Gedanken, nur entschied er sich für Veilchen. Aber deren Zeit war längst vorüber und da es am Ort nur den einen Gärtner gab, so musste auch er „Marschall Niel" wählen, denn der Mann hatte gerade einen grossen Posten von diesen, die er entschlossen war an den Mann zu bringen.

Kurz vor Abgang des Zuges erschien auch der Rechnungsrath, um ein paar Blumen auf den Bahnhof zu bringen. Er hatte keine Zeit es sich weiter zu überlegen und nahm einfach die gelben Rosen, die ihm der Händler in die Hand drückte.

Herrn Fabrikant Gabriel aus Berlin war gleichfalls die Regung gekommen der schönen Fremden sich galant zu erweisen, und er hatte um den Zug zu erfahren mit dem sie davon fuhr sogar dem Oberkellner eine Mark geopfert, die der Bedienstete mit der Andeutung eingesteckt „der Herr Gabriel wäre der einzig Wissende". Für ihn handelte es sich jetzt blos noch darum, sich für die Dauer einer halben Stunde von seiner Frau zu befreien. Doch zu seinem sprachlosen Entsetzen erklärte die Dicke plötzlich keuchend:

— Ick erscheine auf'n Bahnhof wenn die Princessin abjeht, dass die einjebildete Majorsgattin nich denkt sie hat die „safoir fivre" alleene mit Löffeln jejessen.

— Det jeht nich!

platzte Fabrikant Gabriel heraus.

— Warum denn?

Digitized by Google

fragte sie und er wäre in seiner Wuth, dass sein dickes, asthmatisches Ehekreuz ihm die Freude verderben wollte, fast mit der Wahrheit über Lyane de Pierrechauds herausgeplatzt als ein Mädchen plötzlich die Rosen brachte, die auch er heimlich bestellt. Natürlich „Marschall Niel". Zur rechten Zeit noch besänftigte er sich und log seiner Frau vor, dass er die Blumen für sie bestimmt, in der sicheren Annahme, dass sie zum Abschied auf den Bahnhof gehen werde.

Ganz verdutzt, dem Frieden nicht recht trauend, blickte sie ihn an und sagte nach Luft schnappend:

— Na! Na! Na! Na!

Dann gab er ihr den Arm und sie schritten dem Bahnhofe zu.

Zuerst war niemand zu erblicken, die Strasse menschenleer, aber je näher sie kamen, desto mehr Badegäste sahen sie: dort humpelte der Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn und weiter vorn segelte Frau Kaufmann Hellgreve aus Hamburg. Die beiden Lintt-Senckhofen standen schon mit der „chanoinesse" von dem Gabelstein auf dem Perron und besahen durch ihre Lorgnons mit Entrüstung die wahre Völkerwanderung, die sich zur Abschiedsfeier in Bewegung gesetzt hatte.

Alles war versammelt, sogar Diakonus Feilhauer erschien. Frau Generalkonsul des republikanischen Freistaates Liberia Eppner aus Leipzig fragte erstaunt:

— Auch Sie hier Herr Diakonus? Nee so was!

Und er schlug die Augen zum blauen Himmel auf und sprach:

— Ich kam zufällig des Weges, als ich mich in der herrlichen, ich möchte fast sagen sündig prachtvollen Gottesnatur erging!

Alle Herren trugen Blumen in der Hand, sorgsam in Seidenpapier eingeschlagen. Die 43jährige Tochter Mimi gleichfalls. Und alle begrüssten sich sehr erstaunt und fragten einander wie sie hierherkämen, und alle ärgerten sich, dass die anderen die gleiche Absicht gehabt ihnen zuvorgekommen. Aber Jeder freute sich, dass er anwesend war und nicht fehlte bei diesem für das Bad gewissermassen denkwürdigen Moment, den die Abreise darstellte, der ersten Princessin von Geblüt, die geruht hier Höchstihren Aufenthalt zu nehmen.

Die Erwartung stieg von Minute zu Minute bis endlich der Hotelwagen kam. Der Wirth öffnete den Schlag, noch ehe der Oberkellner hatte vom Bock springen können, der Dienerrolle übernommen in Anrechnung des unerhörten Trinkgeldes das ihm die Fremde zugedacht.

Lyane de Pierrechauds blieb im Wartesaal bis ihr umfangreiches Gepäck aufgegeben war. Die Herren kämpften wohl alle mit sich hineinzutreten um ihr bis Abgang des Zuges ihre Gesellschaft anzubieten, aber sie bewachten sich gegenseitig mit so argwöhnischen Augen, dass Keiner es wagen durfte.

Endlich klang das Glockensignal und bald darauf brauste die Lokomotive fauchend, dampflassend daher. Das Oberlehrerehepaar aus Naumburg, das auch heute das Bad verliess, stieg bescheiden ganz hinten in ein Coupé zweiter Klasse. Dann lehnte es sich aus dem Fenster um den grossen Augenblick nicht zu verpassen.

Die Thür des Wartesaales ging auf und wirklich wie eine Princessin schritt Lyane de Pierrechauds durch die Spalier bildende Badegesellschaft zum Zuge. Sie neigte lächelnd nach beiden Seiten den Kopf, während die Seidenpapierhüllen fast mit einem Ruck von den Blumen fielen und sich ihr von überall her Marschall Niel Rosen in gelber Blätterfluth entgegenstreckten.

Alles war gelb, nur gelb, ein Vermögen von kostbaren Rosen.

Sie stieg anmuthig in ihren Wagenabtheil erster Klasse, unterstützt gemeinsam vom Badekommissar Rittmeister a. D. von Gerstenkorn und vom Badearzt Dr. Pressler, darauf ward sie mit einem Regen gelber Rosen überschüttet. Sie schien sehr gerührt. Es war als ob eine Thräne in ihren schönen Augen zitterte.

Da tönte ein Pfiff und der Zug setzte sich in Bewegung.



Digitized by Google

Und da fasste sich plötzlich Frau Generalkonsul des republikaischen Freistaates Liberia Eppner aus Leipzig ein Herz und ergriff, als Seniorin sozusagen des Bades, das Wort mit heller, lauter Stimme:

— Ihre Durchlaucht die Frau Princessin sie lebe hoch!

— Hoch! Hoch! Hoch!

klang es begeistert zurück. Lyane de Pierrechauds winkte noch mit ihrem winzigen Spitzentuche und als der Zug den Augen entschwunden war, fasste Frau Major a. D. von Lintt-Senckhofen die Gefühle aller in das feierliche Wort zusammen:

— Es war doch ein erhebender Augenblick!

# NIETZSCHE'S CHRISTLICHE TÄUSCHUNGEN.

## Eine Studie

VON

MAX ZERBST.

Man darf es als ein charakteristisches Merkmal unserer zeitgenössischen kritischen Litteratur betrachten, dass sie sehr reich an Behauptungen und sehr arm an Beweisen ist. Es macht beinahe die Bedeutung eines modernen Kritikers aus, wie keck und geschickt, wie „geistvoll" und sprachfertig er behaupten kann. Das Beweisen bringt unsere „Gebildeten" zum Gähnen; sie hören nicht darauf. — Hat man eine Reihe gleicher oder ähnlicher Erscheinungen unter dem glänzenden und imponierenden Banner eines mehr oder minder glücklich gewählten Schlagwortes vereinigt, dann legt man, im Vollgefühle seiner geistigen Potenz, die Feder ruhig aus der Hand und meint, eine Geistesthat ersten Ranges gethan zu haben, ohne zu merken, dass man jenen, in der Metageometrie fingierten, zweidimensionalen Kugeloberflächen-Bewohnern gleicht, die nicht in die Tiefe zu gehen, dem Zentrum sich zu nähern vermögen, weil ihnen eben die dritte Dimension fehlt.

Ein rechtschaffner Versuch aber, in's Innere zu dringen, gleichviel ob er von Erfolg gekrönt ist oder nicht, scheint mir ungemein fruchtbarer und verdienstlicher als die vielgerühmte Beweglichkeit und Scheingeschäftigkeit, Universalität und Kunstfertigkeit der allerdings immer „obenauf" sich befindenden Flächenmenschen. Als einen solchen Versuch möchte ich die folgenden kurzen Ausführungen angesehn wissen. — Ich habe die Methode des „typischen Beispiels" gewählt, die darin besteht, dass man auf dem Wege des bedeutsamen Einzel-Falls durch konsequente psychologische Analyse bis zu dem Kern, bis zu dem geistigen Zentralherd der Gesamt-Persönlichkeit zu

Digitized by Google

gelangen trachtet. Nietzsche selbst war bekanntlich Meister dieser Methode. Wenn in irgend etwas so haben wir hierin ihm allein fast Alles zu verdanken.*)

In der „Psychologie des Erlösers", in jenen wunderbaren Ausführungen über die Person des Heilands, die sich im „Antichrist" finden, erkannte ich eine Auskunfts-Quelle ersten Grades für die Beurteilung der intimsten Geistesnatur Nietzsches.

— Wie stellt sich Nietzsche zur Persönlichkeit Christi? — Auf diese Frage wird erst im „Antichrist" eine volle und befriedigende Antwort gegeben.

Zunächst findet er sich mit den „Quellen" ab, mit den Evangelien. Als historisch-philologisches Beweismaterial für die Feststellung der Person und der Lebensgeschichte des Erlösers ist ihr Wert gleich null; sie sind ein Sammelsurium von Falschmünzereien und Entstellungen, an deren Zustandekommen raffinierteste Priester-Hinterlist und fromme Einfalt mit vereinten Kräften gearbeitet haben. Jeder Versuch, etwa mit Hülfe wissenschaftlich-methodischer Forschung, „historische Fakta" herauszudestillieren, wäre ein Schlag in's Wasser. Auf diesem Wege ist absolut nichts zu erreichen.

Und doch ist eine Möglichkeit vorhanden, den „Typus des Erlösers" aus den Evangelien zu erkennen, „trotz der Evangelien" — nämlich durch psychologische Analyse und Synthese. Man kann aus diesem mixtum compositum der heiligen Ueberlieferung nach dem Massstab psychologischer Erfahrung, ein Charakterbild herausschälen, das kraft seiner organischen Geschlossenheit und lebenslogischen Einheit alle fremden Züge und Zuthaten, alle Entstellungen und Verunstaltungen als solche genau erkennen zu lassen vermag. Nietzsche konstatiert in der evangelischen Schilderung des Heilands zwei Hauptcharakterzüge, die sich widersprechen: Nietzsches Werke Bd. VIII (S. 255). „Einstweilen klafft ein Widerspruch zwischen dem Berg-, See- und Wiesen-Prediger, dessen Erscheinung wie ein Buddha auf einem sehr wenig indischen Boden anmuthet, und jenem Fanatiker des Angriffs, dem Theologen- und Priester-Todfeind, den Renan's Bosheit als „le grand maître en ironie" verherrlicht hat. Ich selber zweifle nicht daran, dass das reichliche Maass Galle (und selbst von esprit) erst aus dem erregten Zustand der christlichen Propaganda auf den Typus des Meisters übergeflossen ist:" — Nietzsche entscheidet sich also für den „Berg-, See- und Wiesen-Prediger", dessen Typus er in seine psychologischen sive physiologischen Elemente zerlegt: (S. 252). „Wir kennen einen Zustand krankhafter Reizbarkeit des Tastsinns, der dann vor jeder Berührung, vor jedem Anfassen eines festen Gegenstandes zurückschaudert. Man übersetze sich einen solchen physiologischen habitus in seine letzte Logik — als Instinkt-Hass gegen jede Realität, als Flucht in's „Unfassliche", in's „Unbegreifliche", als Widerwille gegen jede Formel, jeden Zeit- und Raumbegriff, gegen Alles, was fest, Sitte, Institution, Kirche ist, als Zu-Hause-sein in

*) Ich hebe das besonders hervor, weil es gerade von denen mit Vorliebe verschwiegen wird, die nicht sowohl die „Methoden," (denn für diese fehlt ihnen der Blick) als vielmehr direkt die eignen Gedanken und Ausdrücke des grossen Seelenforschers und Menschentumkenners dreist und gottesfürchtig für sich verwerten, ohne über das Woher ihrer Weisheit und Kunst, wie es sich wohl anstünde und geziemte, ehrliche Auskunft zu geben.

Digitized by Google

einer Welt, an die keine Art Realität mehr rührt, einer bloss noch „inneren" Welt, einer „wahren" Welt, einer „ewigen" Welt.

. . . „Das Reich Gottes ist in euch" . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der *Instinkt-Hass gegen die Realität*: Folge einer extremen Leid- und Reizfähigkeit, welche überhaupt nicht mehr „berührt" werden will, weil sie jede Berührung zu tief empfindet.

Die *Instinkt-Ausschliessung aller Abneigung, aller Feindschaft, aller Grenzen und Distanzen im Gefühl*: Folgen einer extremen Leid- und Reizfähigkeit, welche jedes Widerstreben, Widerstreben-Müssen bereits als unerträgliche Unlust (das heisst als *schädlich*, als vom Selbsterhaltungs-Instinkte *widerrathen*) empfindet und die Seligkeit (die Lust) allein darin kennt, nicht mehr, Niemandem mehr, weder dem Übel noch dem Bösen, Widerstand zu leisten, — die Liebe als einzige, als *letzte* Lebens-Möglichkeit . . .

„Dies sind die *zwei physiologischen Realitäten*, auf denen, aus denen die Erlösungs-Lehre gewachsen ist. Ich nenne sie eine sublime Weiter-Entwicklung des Hedonismus auf durchaus morbider Grundlage."

Auf Grund dieser psychologischen Einsicht nimmt Nietzsche nun auch eine scharfe Trennung der Lehre vor, macht er eine genaue Unterscheidung zwischen dem, was Christus gelehrt hat oder gelehrt haben könnte, und zwischen dem, was „demüthige Verlogenheit" und „bewusstester Auserwählten-Dünkel" ihm nachträglich in den Mund gelegt haben:

(Antichrist S. 2[illegible].) „Die gute Botschaft" ist eben, dass es keine Gegensätze mehr giebt; das Himmelreich gehört den *Kindern*; der Glaube, der hier laut wird, ist kein erkämpfter Glaube, — er ist da, er ist von Anfang, er ist gleichsam eine ins Geistige zurückgetretene Kindlichkeit."

„Ein solcher Glaube zürnt nicht, tadelt nicht: er bringt nicht „das Schwert", — er ahnt gar nicht, inwiefern er einmal trennen könnte! Er beweist sich nicht, weder durch Wunder, noch durch Lohn und Verheissung, noch gar „durch die Schrift": er selbst ist jeden Augenblick sein Wunder, sein Lohn, sein Beweis, sein „Reich Gottes". Dieser Glaube formulirt sich auch nicht — er *lebt*, er wehrt sich gegen Formeln."

(S. 2[illegible]7.) „Man darf sich an dieser Stelle durchaus nicht vergreifen, so gross auch die Verführung ist, welche im christlichen, will sagen *kirchlichen* Vorurtheil liegt. Eine solche Symbolik par excellence steht ausserhalb aller Religion, aller Cult-Begriffe, aller Historie, aller Naturwissenschaft, aller Welt-Erfahrung, aller Kenntnisse, aller Politik, aller Psychologie, aller Bücher, aller Kunst — sein „Wissen" ist eben die *reine Thorheit* darüber, dass es Etwas dergleichen giebt. Die *Cultur* ist ihm nicht einmal von Hörensagen bekannt, er hat keinen Kampf gegen sie nöthig, — er verneint sie nicht . . . Dasselbe gilt vom *Staat*, von der ganzen bürgerlichen Ordnung und Gesellschaft, von der *Arbeit*, vom Kriege, er hat nie einen Grund gehabt, die „Welt" zu verneinen, er hat den kirchlichen Begriff „Welt" nie geahnt . . . Das *Verneinen* ist eben das ihm ganz Unmögliche. — Insgleichen fehlt die Dialektik, es fehlt

die Vorstellung dafür, dass ein Glaube, eine „Wahrheit" durch Gründe bewiesen werden könnte (— seine Beweise sind innere „Lichter", innere Lustgefühle und Selbstbejahungen, lauter „Beweise der Kraft" —).

(S. 258.) „In der ganzen Psychologie des „Evangeliums" fehlt der Begriff Schuld und Strafe; insgleichen der Begriff Lohn. Die „Sünde", jedwedes Distanz-Verhältnis zwischen Gott und Mensch ist abgeschafft, — eben das ist die „frohe Botschaft". Die Seligkeit wird nicht verheissen, sie wird nicht an Bedingungen geknüpft: sie ist die einzige Realität — der Rest ist Zeichen, um von ihr zu reden . . .

Die Folge eines solchen Zustandes projicirt sich in eine neue Praktik, die eigentlich evangelische Praktik."

(S. 259.) „Das Leben des Erlösers war nichts andres als diese Praktik, — sein Tod war auch nichts andres . . . Er hatte keine Formeln, keinen Ritus für den Verkehr mit Gott mehr nöthig — nicht einmal das Gebet.

Was mit dem Evangelium abgethan war, das war das Judenthum der Begriffe „Sünde", „Vergebung der Sünde", „Glaube", „Erlösung durch den Glauben", — die ganze jüdische Kirchen-Lehre war in der „frohen Botschaft" verneint.

(S. 260.) „Nichts ist unchristlicher als die kirchlichen Cruditäten von einem Gott als Person, von einem „Reich Gottes", welches kommt, von einem „Himmelreich" jenseits, von einem „Sohne Gottes", der zweiten Person der Trinität. Das Alles ist — man vergebe mir den Ausdruck — die Faust auf dem Auge! — oh auf was für einem Auge! des Evangeliums: ein welthistorischer Cynismus in der Verhöhnung des Symbols."

„Das „Reich Gottes" ist nichts, das man erwartet; es hat kein Gestern und kein Uebermorgen, es kommt nicht in „tausend Jahren" — es ist eine Erfahrung an einem Herzen; es ist überall da, es ist nirgends da . . .

Dieser „frohe Botschafter" starb wie er lebte — nicht um „die Menschen zu erlösen", sondern um zu zeigen, wie man zu leben hat Die Praktik ist es, welche er der Menschheit hinterliess: sein Verhalten vor den Richtern, vor den Häschern, vor den Anklägern und aller Art Verleumdung und Hohn, — sein Verhalten am Kreuz. Er widersteht nicht, er vertheidigt nicht sein Recht, er thut keinen Schritt, der das Äusserste von ihm abwehrt, mehr noch, er fordert es heraus . . . Und er bittet, er leidet, er liebt mit denen, in denen, die ihm Böses thun . . .

Nicht sich wehren, nicht zürnen, nicht verantwortlich machen . . . Sondern auch nicht dem Bösen widerstehen, — ihn lieben . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die schwerwiegenden psychologischen Einwände, die sich gegen diese „Psychologie des Erlösers" machen lassen, liegen auf der Hand. Ich will die wichtigsten formulieren.

Erstens: wie kommt dieser „Anti-Realist", der sich „aus allem Festen nichts macht", bei dem „das Wort tödtet", überhaupt dazu, als Prediger, als „froher Botschafter" aufzutreten? — Was könnte ihn veranlassen, sich mitzuteilen, seine Entdeckung, die „Erfahrung an

Digitized by Google

einem Herzen", an seinem Herzen, das hauchzarte Glück, die aetherleichte Seligkeit seines inneren Zustandes, sein inneres Licht andern zu übermitteln? — Da fehlt ja auch jedes Motiv, nach aussen zu wirken, sich nach aussen zu bethätigen, sei es auch nur durch Rede und Verkündigung. Müsste nicht gerade in einer solchen Hyper-Mimosennatur der tiefste hedonische Instinkt jeder Offenbarung, jeder Berührung mit Fremdem, z. B. mit andern Menschen, durch vollständiges Sichabschliessen widerstreben? — würde nicht für einen solchen „in sich" Seligen die vollkommene Einsamkeit, das Einsiedlertum der einzig denkbare notwendige modus vivendi, ja vielleicht überhaupt die Lebensbedingung sein? — und wie sollte ein solcher vollends daran denken, sich tödten zu lassen, zu sterben nur, „um zu zeigen, wie man zu leben hat", wie sollte er dazu kommen, seinen wundersamen glücklichen inneren Zustand zu opfern, um ein Beispiel für andere zu geben? — —

Zweitens: selbst der kleinste und unbedeutendste Sektenstifter verdankt seinen Erfolg, seine Wirkung auf andre irgend welchem persönlichen Mittel der Propaganda, irgend einem agitatorischen Element, von welcher Art und Stärke es auch immer sei. Das ist es allein, was Jünger und Anhänger wirbt, das ist die notwendige Brücke zur Menschheit. Irgend eine Leidenschaft, irgend eine psychische Kraft, irgend ein Wille, irgend eine treibende Gefühlsrealität ist die conditio sine qua non, um auch nur einen einzigen Proselyten zu machen. Dies agitatorische Element, ohne welches jede Wirkung auf andere Geister einfach ausgeschlossen ist, fehlt in der „Psyhologie des Erlösers" vollständig, die Annahme eines solchen würde sogar den ganzen „Typus" in die Luft sprengen.

Drittens: Nietzsche betont in dem Erlöserbild, das uns die Evangelien geben, wie schon bemerkt, einen klaffenden Widerspruch „zwischen dem Berg- See- und Wiesen-Prediger" und „jenem Fanatiker des Angriffs, dem Theologen- und Priester-Todfeind etc" — Für den Psychiater existiert dieser Widerspruch nicht. Der häufige und jähe Wechsel der ganzen seelischen Grundstimmung ist ein pathologisches Charakteristikum erstens Ranges, — und das Pathologische in der Erscheinung des Nazareners giebt ja Nietzsche selbst zu, er geht sogar bei seiner psychologischen Portraitierung davon aus. Gerade bei religiösen oder politischen Schwärmern findet man eine charakteristische Abwechslung und Mischung der scheinbar heterogensten Züge, der scheinbar sich widersprechendsten psychischen Zustände. Eine wundersam weiche, versöhnlich-milde, traumselige Heilands-Stimmung wird abgelöst von Exaltations- und Halluzinations-Zuständen, wird abgelöst von dialektischer Streitlust, bei der oft überraschende Schlagfertigkeit, boshaft-logische Ironie und Spitzfindigkeit hervortreten. Diese psychischen, diese pathologischen Phänomene sind in jedem einzelnen „Falle" nachweisbar, natürlich mit einer gewissen Variabilität nach Stärke, Dauer und Mischung, und mit der jeweilig verschiedenen charakterologischen Eigenfärbung. Man lese die Lebensgeschichten der grossen Heiligen, man studiere die Biographieen kleiner Sektierer wie z. B. die des seiner Zeit in Italien und Frankreich recht erfolgreichen David Lazaretti (Lombroso: „Genie und Wahnsinn"). Jedes moderne psychiatrische Handbuch belehrt schon hinreichend über das Wichtigste.

Digitized by Google

Wenn man einmal bei der Beurteilung der Person Christi das Pathologische in's Auge fasst — und ich wüsste nicht, was dem entgegenstünde — findet der im „Antichrist" verzeichnete psychologische Grundwiderspruch nicht nur nicht seine gute Erklärung, sondern er avanciert direkt zu einem führenden Symptom.

---

Und diese gewichtigen Einwände sollte sich Nietzsche nicht selbst gemacht haben, diese schweren Bedenken sollten ihm nicht selbst aufgestiegen sein? — Man muss viel Harmlosigkeit besitzen, um das zu glauben.

Nietzsche sagt (S. 255): „Ein letzter Gesichtspunkt: Der Typus könnte, als Decadence-Typus, thatsächlich von einer eigenthümlichen Vielheit und Widersprüchlichkeit gewesen sein: eine solche Möglichkeit ist nicht völlig auszuschliessen. Trotzdem räth Alles ab von ihr: gerade die Ueberlieferung würde für diesen Fall eine merkwürdig treue und objektive sein müssen: wovon wir Gründe haben das Gegentheil anzunehmen."

Also Nietzsche verwirft diese Möglichkeit nur, weil „für diesen Fall die Ueberlieferung eine werkwürdig treue und objektive" sein müsste. Aber, wenn Christus wirklich ein Mischtypus „von einer eigenthümlichen Vielheit und Widersprüchlichkeit" gewesen wäre, dann hätte ja, da man in diesem Falle nichts zu erfinden und zu erdichten, sondern nur die vorhandenen mannigfachen Züge zu übertreiben oder abzuschwächen brauchte, gerade die Fälschung und tendenziöse Gestaltung leichteres Spiel gehabt, sie wäre dann viel wahrscheinlicher und für die Nachwelt viel schwerer nachweisbar als bei der Annahme eines „reinen Typus". — Einwand über Einwand, Gegengrund über Gegengrund! — doch wozu hier überhaupt Einwände machen? wozu Gründe in's Feld führen gegen etwas, das überhaupt nicht existiert? Um es gerade heraus zu sagen: dieser Erlöser-Typus, der im „Antichrist" aufgestellt ist, existiert nicht als psychologische Lebens-Realität, als lebendige Wirklichkeit, als Individuum, — von der „historischen Persönlichkeit" ganz zu schweigen — er existiert auch für Nietzsche nicht als solche. Ja, was aber dann? die nächste Frage lautet: was soll dann überhaupt die ganze „Psychologie des Erlösers"? welchen Zweck, welche Bedeutung, welchen Sinn hat sie? — Die Antwort führt uns in's Zentrum unserer Untersuchung.

Der „Typus des Erlösers", wie ihn Nietzsche in der „Psychologie des Erlösers" aufstellt, ist nichts anderes als: die Verkörperung des letzten Hintergedankens, der geheimsten und tiefsten Lebenstendenz, das feinste, reinste Destillat der Gesamt-Instinkt-Strömung, die zur Persönlichkeit verdichtete psychologische Elementar-Wertung des Christentums — nichts mehr, nichts weniger! Da steht es.

Und welche ist diese Grundtendenz des Christentums? — Antwort: das Decadence-Prinzip an sich, die Tendenz zur Auflösung, zum Untergang, zum Tod. — zum Nichts; der denkbar grösste Gegensatz zu aller gesunden Realität, zum Leben!

(S. 307): „Nihilist und Christ: das reimt sich, das reimt sich nicht bloss . . ."

Der „Typus des Erlösers" ist das Meisterstück des Dichter-Psy-

Digitized by Google

chologen Nietzsche. Schöpfen Sie aus den tiefsten Tiefen Ihres Genies, Herr Maler! — wissen Sie, worum es sich handelt? — es handelt sich um das Kunstwerk aller Kunstwerke! — Sie sollen das „Nichts" malen! — — Sie sollen das „Nichts" auf die Leinwand zaubern, das fleischgewordene, das menschgewordene „Nichts", das „Nichts" als Person! — —

Nehmen Sie Sonnenstaub und Aetherduft auf Ihre Palette und malen Sie mit dem feinsten Grashalm. — aber halten Sie den Atem an, damit Sie Ihre eigene Schöpfung nicht hinwegblasen!

Wie grob sticht gegen das zarte Bild des Heilands die Sippschaft der Jünger und Apostel ab — zum Beispiel: Paulus! — In einer solchen Seele geben sich alle niedrigen und widrigen Instinkte des abwärts gehenden Lebens ein Rendez-vous. — Auch in diesen Seelen-Marodeurs, in diesen scheusslichen Fanatikern der christlichen Propaganda ist der Kern, der Brennpunkt — das Prinzip der Decadence, der Wille, zum Nichts, die Tendenz des Niedergangs, der Auflösung, aber noch in dem ekelhaftesten Stadium des Selbsterhaltungstriebes, der sich instinktiv kundgiebt als allgründlichster, tötlichster Hass gegen alles Gesunde, Starke, Mächtige, gegen Alles, was aufwärts sich entwickelt, gegen Alles, dessen Lebenslehn in entgegengesetzter Pfeilrichtung läuft. Die Priester-Herrschsucht und die Priester-Ranküne dieser Gesellen weiss gar wohl, aus eigenster, persönlichster Erfahrung, womit man alle Verunglückten und Kranken, alle an sich Leidenden, alle Decadents gewinnt und überredet, wodurch man sie vereinigt und beherrscht. — erstens durch die Verneinung des „Lebens", das für sie gleichbedeutend mit „Leiden" ist, durch die Hoffnung auf Befreiung von der Qual des Daseins ohne operativen Eingriff — Hauptsache! —, durch die Hoffnung auf „Erlösung", und zugleich durch die höhere Rechtfertigung dieser Verneinung, — zweitens durch die Vergeltung und Verherrlichung ihrer innersten Tendenz, durch die verlogenste Glorifizierung ihrer verarmten, erbärmlichen Realität, ihres unabwendbaren Verhängnisses, durch die Vergöttlichung des „Nichts". — natürlich in plumpster und handgreiflichster Gestalt. Diese ersten Christen, diese Gründer der „Kirche" mussten selbstredend alles Symbolische ihres Meisters missverstehen, um es in's Derbste, in's Gröbste umzudeuten und umzuformen.

Es hilft nichts, man muss hier trocken und scharf analysieren, will man sich ganz klar darüber werden, inwiefern (natürlich nach Nietzsche) diese Paulus-Naturen einerseits den grössten Kontrast zum „Typus des Erlösers" darstellen, während sie anderseits zugleich in tiefer, innerer Beziehung zu ihm stehn. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich komme nun zu der für den Psychologen zweifellos interessantesten Frage, zu der Frage nach den Motiven, nach den individuellen psychischen Faktoren, denen, der „Typus des Erlösers" seine Entstehung verdankt, zu der Frage nach dem eigentlichen Wurzelbereich, aus dem die „Psychologie des Erlösers" herausgewachsen ist. Diese Untersuchung ist äusserst fruchtbar, sie giebt, wie sich zeigen wird, über Nietzsche selbst die wichtigsten Aufschlüsse.

Nietzsche machte eine scharfe Trennung zwischen der Person des Nazareners und dem ganzen grossen Rest, der sich „Christentum" nennt. Er löst die Gestalt des Heilands fein und sauber aus dem

Digitized by Google

aktuellen Zusammenhange der christlichen Tradition, der Religions- und Kirchengeschichte heraus und stellt sie abseits davon, oder, besser gesagt — darüber. Hinter allen Erscheinungen des Christentums, unter dem bunten Gemisch und Gewirr der mannigfachsten, verschiedenartigsten christlichen Formen und Lebensgestaltungen sieht Nietzsche, mit unvergleichlichem Scharfblick, eine gleiche Ur-Thatsache — wir wissen schon welche — eine gleiche letzte, verborgenste Tendenz, eine grosse psychologische oder vielmehr physiologische Grund-Erfahrung. Diese hebt er heraus in ihrer konsequentesten und eindeutigsten Gestalt, indem er ihr Leben einhaucht, indem er sie verkörpert, sie in Fleisch und Blut verwandelt, indem er sie vermenschlicht zum „Typus des Erlösers". Der Heiland — der verkörperte Lebensgedanke oder vielmehr Anti-Lebensgedanke des Christentums, sein zur Wirklichkeit verdichteter, gedichteter Sinn — der fleischgewordene λόγος! — Versteht man diese entzückende Feinheit! — —

Aus jeder Zeile des „Antichrist" spricht Nietzsches Abscheu und Widerwille gegen die trübe Nebel- und Sumpf-Landschaft des neuen Testamentes, sein ganzer artistischer Reinlichkeits-Instinkt, die ganze Sonnenkraft, der ganze Süden seiner Seele empört sich dagegen. Er muss sich hier, um es überhaupt in dieser Umgebung aushalten zu können, soweit es möglich ist, einen hellen, klaren, reinen, abgeschlossenen Horizont schaffen. Er kann gar nicht anders. — Der Fall ist typisch, er verrät über Nietzsche mehr als irgend ein anderer.

Ich stelle eine Reihe auf: Sokrates — Schopenhauer („Schopenhauer als Erzieher") — Richard Wagner („R. W. in Bayreuth") — Zarathustra — der „Uebermensch" — Dionysos — — der „Typus des Erlösers"! Lauter „Typen"! lauter „reine Typen"! — was bedeuten sie? — was sind sie? — um mit einiger Freiheit einen Ausdruck Schopenhauers zu gebrauchen: Individuationen grosser Lebens-Gedanken! — Gewisse Grund-Instinkt-Strömungen sind, in stärkster und reinster Ausprägung, zu grossen Ausnahme-Persönlichkeiten umgestaltet, — von unten beleuchtet: das Individuum ist erhoben, verklärt, gereinigt, idealisiert zum lebendigen Zentrum einer ganzen Begriffs- und Gefühls-Sphäre als höchster Sinn und charaktervollste, mächtigste Erscheinung derselben. Dies Bedürfnis, sich mit allen grossen Fragen des Lebens, der Kultur und Geschichte, in Form eines typischen Heros oder Anti-Heros abzufinden, nicht eher zu ruhen, sich nicht eher zufrieden zu geben, bis für einen Komplex gleicher oder ähnlicher Lebenserscheinungen der beherrschende und rechtfertigende Machtgipfel einer konzentrierenden Ueber-Persönlichkeit gefunden, erfunden — — pardon! — entdeckt ist, bis die erlösende Formel in Gestalt eines „Sokrates" oder „Dionysos" lebendig dasteht, — dieses Bedürfnis ist aus Nietzsches tiefstem Instinkt herausgeboren, und es ist keine Frage, aus welchem: — aus dem Instinkt des homo religiosus!

Den „homo religiosus" in Friedrich Nietzsche hat schon Lou-Salomé nachgewiesen. Für diese psychologische Grossthat ersten Ranges sei ihr mancher „Konstruktions-Fehler" verziehen.

Der religiöse Instinkt, der homo religiosus ist gerade Nietzsches Verhängnis geworden, ist sein Denker-Verhängnis geworden. — Irgend ein „Gott", irgend ein „Ueber-Mensch", ein „höheres Wesen", nicht etwa als Real-Grund, als „bewegende Ursache", als „prima causa",

Digitized by Google

sondern als „Ziel", als höchstes Phänomen oder letztes Richtungs-Ideal einer aufsteigenden, resp. absteigenden Entwickelungsreihe konzipiert! — nach dem Muster:

„Gott" — „Teufel",
z. B. „Dionysos" — „Typus des Erlösers"! — —

Homo religiosus! — auch „Zarathustra" ist Dein Sohn, — trotz aller siegreichen Tanzgebärde, trotz allen Lebens-Rausches und Sonnen-Taumels, trotz allen gigantischen Ueber-Freiheits-Flnges! — — —

Man hat einmal sehr bezeichnend die Philosophie des Aristoteles einen „immanenten Platonismus" genannt, insofern nämlich der Stagyrit das formgebende Prinzip, die gleichsam über den Dingen schwebenden „Ideen" des Plato, als „Entelechieen", als Entwicklungstendenz, als lebendige Keimkraft, in die Dinge, in die Einzelwesen selbst hineinverlegt. Bei der Konzeption des „Uebermenschen" handelt es sich um einen analogen Vorgang.

Die nach Massgabe irgend einer Wertungsweise (welcher, ist zunächst gleichgültig) als persönliche, lebendige Realität gedachte Vollkommenheits-Vorstellung! — in der Sprache der Religion: „Gott", in der Sprache Nietzsches: „Uebermensch"! — Zarathustra spielt die Rolle des Propheten, des „Messias". —

Die „Gottheit" wäre also gerettet. Aber wie steht es mit der „Moral"? — Moral! — das heisst doch: die Wertungs-Weise eines Gedankens oder einer Handlung in letzter Instanz nach dem Verhalten des Denkenden oder Handelnden zu einem dominierenden Prinzip, zu einer grossen Lebens-Formel, zu einem Wertungs-Element. Siehe, da stellt sich ganz von selbst „der Wille zur Macht" ein als neues „Moral-Prinzip". Fehlt nur noch die „Ewigkeit", das „ewige Leben": — aber die „ewige Wiederkunft"? — Genug! genug! — „Der Uebermensch", „der Wille zur Macht", „die ewige Wiederkunft"! — was willst Du noch mehr? — Da wäre ja das ganze „Himmelreich" glücklich wieder beisammen: — eine vollgültige Ersatz-Welt für „Gott", „Freiheit", „Unsterblichkeit"! —

Und da wundert man sich noch über den Erfolg des „Zarathustra"! —

Wer sich besser auf artistische Symptome versteht, dem empfehle ich, einmal die „Sprache" Zarathustras, das Zarathustra-Pathos psychologisch zu sondieren. — Schade! jammerschade! — Er war doch auf so kühner Fahrt! — — — — —

Der ehrliche, tiefe, unauslöschliche, unversöhnliche Hass Nietzsches gegen das Christentum, der wie ein unerbittlicher Ceterum-censeo-Refrain aus allen seinen Werken hervorklingt, hat endlich im „Antichrist," die eindeutigste Form, den wuchtigsten und intensivsten Ausdruck erhalten. Und doch führt dieser Hass, dieses flammende Bewusstsein der grössten Gegnerschaft, des grössten Instinkt-Antipodentums, gerade dort den tötlichsten Streich, wo er bei der einfachen Lektüre am wenigsten zu Tage tritt, nämlich — in der „Psychologie des Erlösers". — Die „Psychologie des Erlösers" ist die furchtbarste Rache, die Nietzsche an dem nimmt, auf dessen Namen das zweitausendjährige Verhängnis getauft ist. Ich muss hier auf schon Gesagtes zurückkommen. Nietzsche isoliert den Erlöser vollständig, er stellt ihn in Gegensatz zu jeder Realität, auch zu der Realität seines Welt-Erfolges, auch zu der Realität des „Christentums", er isoliert ihn, um ihn von Grund aus zu vernichten, um ihn in der Zahlenreihe der Lebenspotenzen gleich null

Digitized by Google

zu setzen. Indem er ihn schafft, tötet er ihn, lässt er ihn als Lebenswert verschwinden, indem er ihn beleuchtet, lässt er ihn vor unseren Augen zu Nichts verdunsten, indem er ihn zeichnet, löscht er ihn liebevoll aus. — O diese gütige Bosheit! — Wie mit Geisterhand sind diese zarten Linien gezogen! — Das „Nichts" in menschlicher Gestalt, verkörpert als unveränderliche Tendenz, zum Nichts, als Anti-Realist in des Wortes eigenster Bedeutung! — Die Allegorie der Allegorieen! — Welch entzückendes Luftgebilde! — ein Hauch — und es ist verflogen!

Hier ist ein teuflisch-göttliches Meisterstück sondergeichen ausgeführt. Bloss töten? — Das wäre Pfuscher-Werk! — Es darf auch nicht der Leichnam, auch nicht die Asche, es darf nichts übrig bleiben. Man möchte à la Macbeth ausrufen:

„So schön und furchtbar sah ich nie 'ne Rache!" — — — — —

Nicht weniger lehrreich als die „Psychologie des Erlösers" erscheint mir für die psychologische Beurteilung Nietzsches eigentümliche Stellungnahme zu dem welthistorischen Phänomen des Zusammentreffens der christlichen Lehre, Tendenz und Propaganda mit dem imperium Romanum. Ich stelle hier zunächst drei psychologische Erfahrungssätze auf um eine Basis für die Kritik zu gewinnen.

Gerade die Besten, die Edelsten und Auserwähltesten, d. h. die, welche mit einem Ausnahme-Intellekt eine Ausnahme-Stärke des Gefühls verbinden, laufen am leichtesten Gefahr, dass ihnen ihre höchsten Vorzüge in gewissen Fällen zu einem Hemmschuh der Erkenntnis werden. Es passiert solchen Bevorzugten bisweilen: erstens, dass eine aus einer tiefen und bedeutenden Kardinal-Erkenntnis entsprungene Leidenschaft, irgend eine grosse Liebe oder ein grosser Hass, zu einer herrschenden Gefühlsmacht heranwächst und dadurch nicht nur eine Reihe klarer und sicherer Einsichten und Erkenntnisse verhindert, sondern sogar, bei der aggressiven Tendenz jeder Leidenschaft, direkt zu schiefen Beobachtungen, zu falschen, der Thatsächlichkeit widersprechenden Urteilen und Schlüssen hinabführt. Es passiert ihnen zweitens, dass ihnen die unglaubliche Ziel- und Treff-Kraft ihres Intellekts zum Verhängnisse wird. Das klingt wie ein Widerspruch, ist aber keiner. Diese Ziel- und Treff-Kraft erzeugt immer ein starkes Kraftbewusstsein, ein souveränes Sicherheitsgefühl, das dort die bedenklichsten Folgen hat, wo der Intellekt selbst gelähmt ist, wo die Achillesverse des Denkers zum Vorschein kommt, wo dem Denker die eigne Natur einen bösen Streich spielt, den bösen Streich spielt, wo es sich handelt um die unbewusste, besser gesagt ungewusste Intellektualisierung eines persönlichsten Grundtriebes, um die Generalisierung und Erhebung eines solchen zur Universal-Formel, zur allgemeingültigen Wert- und Lebens-Macht. So kann in gewissen Fällen eine grossartige Einseitigkeit der Betrachtungweise entstehen, die leicht eine kühne Ueber- oder Unter-Schätzung hervorragender Lebenserscheinungen gebiert. — Es passiert ihnen drittens, dass sie, gemäss der Optik ihres Adlerauges, das durch seine Organisation gleichsam auf grosse Distanzen, auf Probleme ersten Ranges eingestellt ist, näherliegende Zusammenhänge, Probleme zweiten und dritten Ranges, z. B. die sogenannten „historischen", oft nur mit unvollkommner Deutlichkeit und Schärfe oder überhaupt nicht zu erkennen vermögen. Wenden wir diese Sätze auf Nietzsche an.

Digitized by Google

Nietzsche behauptet klar und bestimmt, dass das imperium Romanum nur durch das Christentum, am Christentum zu Grunde gegangen sei.

(S. 304. u. ff.) „Das, was aere perennius dastand, das imperium Romanum, die grossartigste Organisations-Form unter schwierigen Bedingungen, die bisher erreicht worden ist, im Vergleich zu der alles Vorher, alles Nachher Stückwerk, Stümperei, Dilettantismus ist, — jene heiligen Anarchisten haben sich eine „Frömmigkeit" daraus gemacht, „die Welt", das heisst das imperium Romanum zu zerstören, bis kein Stein auf dem andern blieb, — bis selbst Germanen und andre Rüpel darüber Herr werden konnten . . ."

. . . „Das Christentum war der Vampyr des imperium Romanum, — es hat die ungeheure That der Römer, den Boden für eine grosse Cultur zu gewinnen, die Zeit hat, über Nacht ungethan gemacht." —

. . . „Dies heimliche Gewürm, das sich in Nacht, Nebel und Zweideutigkeit an alle Einzelnen heranschlich und jedem Einzelnen den Ernst für wahre Dinge, den Instinkt überhaupt für Realitäten aussog, diese feige, femininische und zuckersüsse Bande hat Schritt für Schritt die „Seelen" diesem ungeheuren Bau entfremdet, — jene werthvollen, jene männlich-vornehmen Naturen, die in der Sache Rom's ihre eigne Sache, ihren eigenen Ernst, ihren eignen Stolz empfanden." — —

Es ist hier ein Fall, wo der Todhass gegen das Christentum den grossen Psychologen nicht nur für die thatsächlichen Verhältnisse blind gemacht, sondern sogar zu einer exakt nachweisbaren tendenziösen Geschichts-Konstruktion und Wirklichkeits-Entstellung verführt hat. Man braucht nämlich nur etwas kalten Blick zu besitzen, um in dem grossartigen Untergangs-Drama des imperium Romanum eine Gesamt-Degenerations-Erscheinung von ungeheuren Dimensionen zu erkennen, die weder über Nacht gekommen noch durch das Christentum hervorgerufen worden ist. Das Christentum hat höchstens den Verfalls-Prozess im letzten Stadium beschleunigt. Ein Volk als Rassen-Einheit, als lebendiges System gewisser körperlicher und seelischer*) Qualitäten hat ebenso seine mehr oder weniger beschränkte Blütezeit wie ein Einzel-Organismus.

Es ist überflüssig, Beweise dafür zu erbringen, dass gerade alle die männlichen, herben „Tugenden", denen das imperium Romanum, diese „grossartigste Organisations-Form unter schwierigen Bedingungen", seine Entstehung und seinen Bestand verdankte, überall auszusterben begannen, um gewissen andern, nichts weniger als „christlichen", Neigungen und Leidenschaften zu weichen, ehe noch an das Christentum zu denken war, dass „jene werthvollen, männlich-vornehmen Naturen, die in der Sache Roms ihre eigne Sache, ihren eigenen Ernst, ihren eignen Stolz empfanden", immermehr zu Seltenheiten, zu verschwindenden Einzelfällen wurden, schon ehe das „Kreuz" in Rom seine Herrschaft auszubreiten begann, dass die schlechten Kaiser, „die diese Organisation fest genug war auszuhalten", eben durchaus keine zufälligen Ausnahmen, sondern im Gegenteil die lebendigen Beweise des nationalen Verfalles, des allgemeinen Decadence-

*) „körperlich" und „seelisch" — von mir natürlich nur als Bezeichnungen eines graduellen Unterschiedes gebraucht.

Digitized by Google

Zustandes waren, dass sie gerade als echte Kinder ihrer Zeit, als charakteristische Typen ihres Zeitalters zu betrachten sind, die nur deshalb besonders hervortraten, weil sie die Krone trugen. — —

Nietzsche sagt den Römern die schmeichelhaftesten Dinge nach; er stimmt einen begeisterten Panaegyrikus an auf das imperium Romanum, das er als eine unvergleichliche Welt-That, als das grossartigste Werk menschlichen Schaffens hinstellt. Es ist keine Frage, wo der Entstehungsherd dieser Verherrlichung Roms, des römischen Geistes, zu suchen ist, die schon in der „Götzen-Dämmerung" vorklingt, in welcher Sphäre der Gedankenwelt Nietzsches diese Bewunderung des römischen Stils, der römischen Herrschaft — dieses militärisch-politischen Welt-Monstrums sondergleichen — sich gebildet hat, sicherlich nicht in jener Gedanken- und Gefühls- Region, in welcher die „raffinirten Kostbarkeiten des maurischen Lebens" gewürdigt werden, aus welcher auch die Worte entsprangen: „Das Gute ist leicht, alles Göttliche läuft auf zarten Füssen; erster Satz meiner Aesthetik", oder „Und nochmals: es ist leichter, gigantisch zu sein als schön" etc. Um es kurz zu sagen: bei der Kritik des imperium Romanum, des „römischen Stils", tritt der „Wille zur Macht" als einziger und oberster Richter, als einseitiges und alleinbestimmendes Wertungs-Prinzip auf. O dieser „Wille zur Macht". Dies unglückseligste Gespenst im Reiche Zarathustras! — Damit einem naheliegenden Einwand gleich von vorn herein die Spitze abgebrochen wird, will ich noch bemerken, dass der „Wille zur Macht" wohl als einziges Wertungs-Prinzip, nicht aber als einzige causa efficiens bei der römischen Frage zu nennen ist, dass vielmehr auch das Bedürfnis und die Absicht, ein lebendiges Gegen-Ideal, einen historischen Gegen-Pol znm Christentum aufzustellen, mit daran gearbeitet hat, dies goldne Kolossal-Bild des imperium Romanum herauszutreiben, wie es sich im „Antichrist" vorfindet.

So sehr man den Tiefblick, die Schärfe und Klarheit bewundern muss, mit der Nietzsche die psychologische, die physiologische Grundbedingung, die verborgene Grundtendenz des Christentums zu Tage fördert und formuliert, den nicht genug zu rühmenden Spürsinn, mit dem er dieselbe durch die verschiedensten und täuschendsten Verwandlungen, z. B. durch den Protestantismus bis in die Spitzen der „deutschen Philosophie", verfolgt und nachweist, so sehr muss es in Erstaunen setzen, dass ihm gerade bei der Entwicklungsgeschichte des Christentums, bei der historischen Beurteilung des christlichen Einfluss- und Macht-Wachstums, ein grosser Faktor von elementarer Wichtigkeit und Bedeutung entgangen ist.

Ich meine die Rolle, welche das imperium Romanum, als ungeheurer Propaganda-Herd, als stilgebendes, politisch-organisatorisches Welteroberungszentrum, in dem Riesen-Drama der christlichen Mission spielt. Ohne das imperium Romanum, ohne die Aneignung der Praxis und vor allem der Welt-Autorität Roms wäre der Siegeszug des Kreuzes über den gesamten Occident und schliesslich über den Erdball schon in seinen Anfängen durch die Hochflut indogermanischer und maurischer Völkerbewegungen gehemmt und zum schnellen Ende gebracht worden. Ich glaube, man versteht mich sofort. Das Christentum hat die Erbschaft des imperium Romanum angetreten; sein einzig dastehender „irdischer" Erfolg ist nur dieser Erbschaft zuzuschreiben. Erst aus dem imperium Romanum ist die „Kirche"

Digitized by Google

hervorgegangen. Mit dem Sich-Festsetzen, mit dem Sich-Einnisten der Priestergewalt in Rom zu einer Zeit, wo das Schicksal des „Römertums" längst besiegelt war, begann die entscheidende Wendung. Die Flut, die wirkungslos am Strande, im Sande verlaufen wäre, fand ein altes, grossartiges Kanal-Netz vor, in dem sie sich, da dessen lebendige Ströme versiegten, durch das ganze Land verzweigen und verbreiten konnte. Nur „von Rom aus", nicht „von Jerusalem aus", ist die Welt-Eroberung des Christentums zu verstehen.

Rom, als Mutter der „Kirche", das ganze imperium Romanum als Vorarbeit, als imposantes „Vorspiel" zum Christentum aufgefasst! Eine wahrhaft „göttliche Komödie", eine Welt-Posse grössten Stils! —

Von diesem grellen Gemälde der römisch-christlichen Universal-Macht-Entfaltung sei es mir vergönnt, zum Schlusse meiner Betrachtungen, den Blick noch für einen Moment auf ein andres Bild zu lenken, das in sanften und heitern Farbentönen strahlt und sich, artistisch beurteilt, im „Antichrist" ausnimmt wie etwa die Episode der Phäaken-Insel in der Odyssee, — ich meine das indische Welt-Idyll des Buddhismus. Psychologisch gerechnet, bedeutet die Charakteristik des Buddhismus, wie sie Nietzsche im „Antichrist" entworfen hat, eine wichtige Ergänzung der Kritik des Christentums, bedeutet sie ferner einen nicht zu unterschätzenden orientierenden Wink über den Autor selbst.

Nietzsche eröffnet uns einen wundervollen Einblick in die geistige Landschaft der buddhistischen Zone, für deren zarte Bildung, helle, milde Atmosphäre und duftige Vegetation er selbst ein ganz besonders feines Verständnis besitzt, für deren Zauberwirkung er selbst ganz besonders prädestiniert erscheint, weil er die gleichen Grund-Instinkt-Regungen in seiner eignen Person wiederfindet, aus denen die Lebensformen des Buddhismus herausgewachsen sind, nämlich: „einmal eine übergrosse Reizbarkeit der Sensibilität, welche sich als raffinierte Schmerzfähigkeit ausdrückt, sodann eine Uebergeistigung, ein allzulanges Leben in Begriffen und logischen Prozeduren, unter dem der Person-Instinkt zum Vorteil des „Unpersönlichen" Schaden genommen hat. (— Beides Zustände, die wenigstens Einige meiner Leser, die „Objektiven", gleich mir selbst, aus Erfahrung kennen werden)."

„Auf Grund dieser physiologischen Bedingungen" — fährt er fort — „ist eine Depression entstanden: gegen diese geht Buddha hygienisch vor." —

Das Bedürfnis nach einer Hygiene gegen die schädlichen Folgen einer allzuhohen, einer allzufeinen, einer allzulangen Geistigkeit! —

Diese eigenste Erfahrung Nietzsches muss man dreimal hervorheben: — sie geht bis in die Wurzel seines Wesens. Hätte man sie richtig verstanden und gewürdigt, dann wären wir von den plumpen und groben Interpretationen verschont geblieben, an denen die Nietzsche-Litteratur, die feindliche wie die freundliche, leider so reich ist.

Digitized by Google

# MARQUISE D'YÉMÉNA,

## EIN EPILOG.

VON

LOUIS COUPERUS.

AUS DEM HOLLÄNDISCHEN VON E. OTTEN.

### I.

In dem gläsernen Ausbau, der die Verbindung herstellte zwischen den Zimmern von Marinus und Hugo war es glühend heiss: er war überwärmt durch das Feuer, welches in einer Nische flackerte. Ein seltsamer Duft — merkwürdiges Gemisch von Cigarettenrauch, Lotus d'Egypte und Anisette — hing schwer wie eine Wolke unter der niederen Zimmerdecke. Sie wohnten dort sehr hoch, im fünften Stocke jenes „Hôtels" in der Avenue du Bois de Boulogne, welches, vollständig möblirt, nun schon seit acht Monaten — seit der Katastrophe — unbewohnt war. Ein Zufall hatte sie diese Etage, von welcher der Portier des „Hôtels" dem Diener einer ihrer Freunde erzählt hatte, mieten lassen. Sie hatten Glück gehabt. —

Ninette hatte ihren eleganten Pelzmantel ein wenig geöffnet; wie ein Kätzchen nippte sie aus ihrem Liqueurglase.

— War das ein Roman hier unten? frug sie.

Hugo zuckte die Achseln.

— Wir wissen nicht genau was es war! erwiderte er ausweichend.

— Wie hiessen sie?

— Marquis und Marquise d'Yéména, sagte Marinus. Er war Spanier; nun wohnt er in seinem Schlosse, irgendwo in Estremadura.

— Wie lange waren sie verheiratet? frug Ninette nun wieder.

— Einen Tag . . . . . .

— Einen Tag!

— Am Morgen fand man ihre Leiche, er sass neben dem Bette . . . . .

— Oh mein Gott, mein Gott!

Ninette war blass geworden; mit weitgeöffneten Augen starrte sie Marinus an, der gleichgültig seine Cigarette zu Ende rauchte.

— Aber warum denn? frug sie.

— Ich weiss es nicht, entgegnete Marinus. Vielleicht eine Desillusion . . . . . .

— Hatte er?

— Nein, sie . . . . . Selbstmord. Ein Revolverschuss durch den Mund Er war in Verzweiflung.



Digitized by Google

— Grosser Gott!

— Desillusion in der Ehe! wiederholte Hugo.

Regungslos lag er auf dem Divan, immer ins Leere starrend: draussen rasselten die aus dem Bois zurückkommenden Wagen über die hartgefrorene Avenue.

— Gott, Gott, oh du grosser Gott! wiederholte Ninette; sie rang die feinbehandschuhten Hände, ihre Augen wurden feucht.

— Was gehen dich denn eigentlich diese fremden Menschen an? frug Hugo endlich leise.

— Nichts nichts . . . . . erwiderte Ninette, noch immer verwirrt.

— Gehörte der Marquis d'Yéména etwa früher zu deinen Freunden? frug Marinus.

— Nein, wirklich nicht! antwortete sie offenherzig; aber es regt mich auf, solche Geschichten regen mich immer auf. Auch die „faits divers" in den Zeitungen regen mich auf.

— Bist Du ein so zartes Püppchen? lachte Marinus breit.

— Ja, ja! rief sie gekränkt. Ich bin ein zartes Püppchen, du dicker plumper Bär du. Ich bin ein zartes Püppchen . . . . . und was dann?

— Was?

— Was geschah weiter?

— Nichts, nur das Eine: sie waren verheiratet; noch in derselben Nacht erschoss sie sich und des Morgens fand man sie, und ihn, halb wahnsinnig, neben der Leiche . . . . . Er ging dann bald darauf fort und seit der Zeit wird das ganze „Hôtel" möblirt vermietet; ganz zufällig haben wir diese Wohnung hier ausfindig gemacht.

— Und du kannst hier wohnen? rief Ninette. Und Hugo auch?

— Warum denn nicht?

— Du kannst hier oben wohnen, während dort unten das grosse leere „Hôtel" ist mit dem Entsetzlichen, was darin geschah?

— Aber das, was darin geschehen ist, ist doch jetzt nicht mehr da! lachte Marinus.

— Nein, das nicht, aber doch, doch . . . . .

— Nun was denn?

— Ich könnte es hier keinen einzigen Tag aushalten!

— Warum nicht?

— Oh, ich hätte solche Angst!

— Unsinn! lachte Marinus wieder. Aber Ninette war aufgestanden.

— Ich gehe fort.

— Jetzt schon?

— Ja, ich muss fort . . . . . .

Sie hakte ihren Mantel zu und schaute dann in den Spiegel, schob das Hütchen zurecht, zupfte an den blonden Stirnlöckchen unter dem duftigen Schleier, besah sich von rechts, von links . . . .

— Wo ist mein Muff? . . . . . Adieu, ich gehe . . . . . .

— Warum so eilig, Ninette? sagte Hugo.

Sie sah ihn an und lachte, sie freute sich, dass er das sagte. —

— Wirklich, ich muss gehen, ich muss fort, ich müsste schon längst fort sein. Gehst du mit mir hinunter?

— Hinunter? Sechs Treppen, Ninette! Warum denn?

Sie wurde verlegen.

— Bitte, bitte, thue es . . . . . Der . . . der Portier sieht mich immer so bös an, gewiss sieht er es nicht gern, dass ich hierherkomme. Bitte, sei lieb.

Hugo erhob sich.

— Willst du es thun? frug Ninette.

— Gewiss, mit Vergnügen.

— Adieu, dicker Bär . . . . . .

— Sie reichte Marinus die Hand und eilte dann rasch, rasch zur Thüre hinaus.

Digitized by Google

— Sechs Treppen, sagst du? frug sie, auf dem Treppenabsatze stehen bleibend.

— Ja gewiss, sechs! lachte Hugo. Sieht dich der Portier denn wirklich so bös an?

— Ja, oh ja . . . . . .

Sie trippelte rasch die Stufen hinunter, während er ihr etwas langsamer folgte; die oberen Treppen waren recht schmal, verbreiterten sich indessen immer mehr nach unten zu. Der Läufer der grossen breiten Vordertreppe mit der vergoldeten Balustrade und dem blauen Plüsch-Geländer mit den unbeweglichen, glänzenden Bronze-Lampenträgern war aufgenommen. Sämtliche Thüren der verödeten Gemächer waren geschlossen. — Nicht hier herunter, Ninette! rief Hugo. Der Thorweg ist geschlossen. — Dabei deutete er auf die kleine Hintertreppe.

— Sind wir nun schon an den Schlafzimmern vorbei? frug Ninette.

— Natürlich. Die sind im zweiten Stocke.

— Geschah es dort?

— Ich glaube wohl. Fürchtest du dich, Ninette? —

Sie kamen an der Portierloge vorüber; sie reichte Hugo die Hand. Angesichts des Portiers mochte sie ihn nicht küssen.

— Adieu, mein Junge, wann kommst du?

— Ich weiss nicht, — bald.

— Du bist garnicht lieb.

Er schwieg und lächelte.

— Hast du mich denn nicht mehr lieb?

— Doch, natürlich . . . . . .

— So komm doch mal. Du weisst, wie lieb ich dich habe, du bist so weich, so zart wie ein kleines Lamm.

— Ein Lamm, ich?

— Ja, und gerade deshalb habe ich dich so gern; schau, ich habe dich ebenso lieb wie meine Freundinnen.

— Sind das auch Lämmchen? frug er. Sie lachte lauter, während sie noch einmal seine Hand drückte.

— Adieu, adieu, ich muss wirklich fort . . . . . oh, wie habe ich mich verspätet! Adieu!

Er öffnete ihr die Thüre und sie trippelte hinaus in die frierende Dämmerung, und plötzlich, ganz unerwartet, hörte er sie noch einmal wiederholen:

— Gott, Gott! . . . . . Gott, oh mein Gott! . . . .

## II.

Langsam ging er zurück, einen Umweg machend ohne zu wissen weshalb, im Grunde genommen, um über die Vordertreppe gehen zu können, und langsam schlenderte er hinauf. Seine Finger glitten über die nackten goldenen Lampenträger, die aussahen wie ringende Odalisken, auf ewig verdammt, mit erhobenen Armen eine erloschene Lampe über ihren Häuptern zu schwingen. Hugo war es, als würde er von einer eisigen Kälte umfangen, und als entstehe diese Kälte aus der Leblosigkeit der mächtigen, gewölbten Korridore. Hoch standen die geschlossenen Thüren: gleich wie Grabsteine, mit ihren Stuckornamenten, ganz bedeckt mit Engelchen, die, symbolisch, mit Blumen-Festons spielten. Laut hallten Hugo's Schritte in der Totenstille des Raumes wieder. —

Oben angekommen, fand er Marinus schon bei der Arbeit; seine Zimmerthüre war weit geöffnet, und die Lampe warf ihren hellen Schein über seinen mit Papieren, Büchern und Zeitungen besäeten Tisch. Marinus sass da, den breiten Rücken über die Arbeit gebeugt; sein Nacken war kurz, sein Kopf gross und plump. Wie er so dasass, in seinem grauen Flanellhemde, die Cravatte wie einen Bindfaden um den Hals geschlungen, lag in seiner



Digitized by Google

ganzen Erscheinung etwas ausserordentlich Nonchalantes, Unordentliches; auch sein Zimmer war unordentlich: sein Bett, auf dem er soeben geruht haben mochte, war durcheinander geworfen, hier und da fand man ein Häufchen hastig abgestreifter Cigarrenasche, Kleidungsstücke und Papiere lagen durch das ganze Zimmer verstreut. Es war etwas Ungemütliches, etwas, das von gejagter nervöser Arbeit sprach, in diesem Raume, dessen ganzes Mobiliar aus einem Waschtische, einem Bette und dem Schreibbureau bestand, an welchem Marinus so eifrig arbeitete.

— Gehst du nicht aus? frug Hugo.

— Nein, ich muss noch an meinem Feuilleton schreiben; ich bin ohnehin schon im Rückstande damit. Und dann habe ich eine Menge Briefe zu schreiben.

— Wann wirst du speisen?

— Ich glaube, ich werde lieber garnicht essen, ich habe keine Zeit; vielleicht heute Abend spät.

Hugo schloss die Verbindungsthüre — diese ewige Schreiberei seines Freundes fing an ihn zu langweilen — und trat auf den Balkon hinaus. Die Atmosphäre in dem Rauchzimmer war so beklemmend, so erdrückend; was war es? Aber bald schon kehrte er zurück, es wurde ihm draussen zu kalt, und wanderte dann unruhig im Zimmer auf und ab, die Thüre offenlassend, damit die frische Luft einströme. Endlich schloss er sie wieder, schraubte die Lampe etwas höher, setzte sich und starrte schweigend, trübe vor sich hin. —

Das Rauchzimmer war niedrig, breit, kuppelförmig ausgebaut, mit sehr viel Glas.

Bei verschiedenen Auktionen hatten Marinus und Hugo einige Eichenholz-Möbel und mehrere persische Teppiche gekauft, um sich für die Zeit, die sie in Paris zubringen würden, ein gemütliches Heim zu schaffen. Im Grunde genommen waren sie nicht sehr eng befreundet und ihr Zusammenleben entsprang mehr ihrem beiderseitigen Hange zur Gemütlichkeit als wirklicher Sympathie. Oft lebten sie tagelang ein Jeder für sich, ohne dass sich der Eine um den Anderen kümmerte.

Marinus schrieb viel: nachdem er mit zwei Romanen von exquisitester Kunst debütirt hatte — von jener Exquisität, die irgendwo unter seiner Dickhäutigkeit verborgen sein musste und ihn mit seinen breiten Fingern und schmutzigen Gänsefedern Sätze schreiben liess — Sätze, die an die feinste Spitzenarbeit aus der Sächsischen Porzellanmanufaktur erinnerten — fing er bald darauf, berauscht durch den ungeahnten, unerhofften Erfolg, durch seinen plötzlich erworbenen Ruf an, flüchtiger zu schreiben, leicht und viel, um des lieben Geldes willen.

Die Technik bereitete ihm auch nicht die geringsten Schwierigkeiten; in seinem unordentlichen, banal und wertlos werdenden Style erkannte man hier und da noch die Ueberreste einer einst hervorragenden Kunst, gleich wie plötzlich aufflackernde Lichtfünkchen: dem grossen Publikum war seine neue Schreibart lieber. Er schrieb ein Feuilleton von riesigem Umfange für ein indisches Blatt, dann noch eins und noch eins; er verstreute die Blätter seines Manuscripts über alle Zeitschriften, er übersetzte. Er liebte seine Arbeit nicht mehr — nur seine beiden Erstlinge behielt er lieb. Aus dem bischen Tinte in seiner Feder flossen die Sätze endlos fort, wurden sie ohne Liebe geboren.

— Wie um's Himmelswillen ist's nur möglich, dass du so schmierst? pflegte ihn dann Hugo zu fragen, worauf er, die breiten Achseln zuckend, stets nur eine einzige Antwort hatte:

— Was liegt mir daran! Ich brauche Geld, ebenso wie du! Sie finden's ja doch Alle schön. . . . . .

— Aber du selbst?

— Oh ich!! . . . ich habe Dies geschrieben und Jenes — und er nannte die Titel seiner ersten Werke — und . . . und mehr kann ich nicht Ich konnte nur Das und Das allein. Mein Können ist begrenzt. Sieh nur, ist

Digitized by Google

denn noch irgend etwas Gutes in meinem Feuilleton? — diese Szene hier, jene kleine Szene dort, — dieser Satz, schau, dieser Satz — und er lächelte mit einem leisen Anfluge von Glückseligkeit — das Alles sind nur Wiederholungen von Dem, was ich einstmals schrieb.

Mein Können ist begrenzt. . . . . .

Wohl urteilte er richtig; aber gerade diese Klarheit des Urteils verriet seine Bitterkeit. Im Grunde seines Herzens verachtete er sich selbst wegen einer solchen Handlungsweise: viel schreiben um des Geldes, des Erwerbes willen. Und doch konnte er nicht anders! Die Lebensbedürfnisse zwangen ihn, so wie sie Tausende Andere zwingen.

## III.

Hugo sah ganz gut, wie sich Marinus auf diese Weise schwächte, aber er verachtete ihn deshalb doch nicht; so sehr nahm er sich das Thun und Treiben seines Freundes nicht zu Herzen.

Er selbst war Künstler mit Leib und Seele: die Kunst seiner Poesie — kurze, meist reimlose Gedichte, deren zwangloser Rhythmus die Begleitung zu dem Worte zu bilden schien — war dürftig, meist düster und intim, zu intim für die grosse Menge.

Wenn Marinus sie las, dann sagte er gelegentlich:

— Wie kannst du Das veröffentlichen, wie ist's möglich, dass du Das den Menschen giebst? Behalte Das für dich! Weisst du, was man darüber sagen wird? — Dass es sehr schön ist, aber unverständlich; — und sie haben sogar ganz recht von ihrem Standpunkte aus. Aber von dir ist es unrecht, das drucken zu lassen.

Ja, wie konnte er sie den Menschen geben, jene Verse, bei deren Titel allein schon sie die Augen weit aufrissen: Essenzen, Symbole, Schatten des Lichtes . . . . . Das Heiligste, was in ihm lebte, war in jenen Versen verborgen, und die sandte er an Verleger, korrigirte die Proben davon und las die Kritiken darüber! Warum that er das? Um des Ruhmes, des litterarischen Ruhmes willen? Die Anerkennung in der einen oder der anderen Zeitschrift, die Erwähnung seines Namens hier oder dort? War das der Ruhm, um den Andere sich so bemühten? Und dann lächelte er und dachte im Stillen, dass er, wenn man noch Lorbeeren ernten könnte wie einst im Mittelalter — gleichwie Petrarca auf dem Kapitol mit Lorbeeren bekränzt worden war — auch gegen solchen Ruhm unempfindlich und gleichgültig sein und ihn nur als eine unangenehme, lästige Zeremonie beschauen würde.

Aber warum denn sonst? Aus Humanität etwa? Um den Menschen etwas Schönes zu geben, das Schönste, was er besass, die Atome seiner Seele? Oh nein, das wusste er ganz bestimmt: aus Humanität war es nicht. Für ihn waren alle Begriffe von Gemeinschaft, alle Gefühle Mythen, die in anderen Menschen keimten: so wenigstens liess er's sich sagen. Was ihn betraf: er schenkte die Atome seiner Seele nicht aus Liebe zu den Menschen, zu den Einzelnen, die einmal, wie zufällig, die Augen über seine Verse würden gleiten lassen, ohne sie zu Ende zu lesen. Aber warum denn? Und diese Antwort blieb er sich schuldig, er konnte sie nicht finden; er wusste nur, dass er gab, dass er, gleich wie Marinus, viel schrieb, weil er nicht anders konnte, auch ebenso wie Marinus. Und dann versuchte er sich mit dem Gedanken zu trösten, dass Das, was geschah, gut sei — in dem ganzen Wesen seines Entstehens — weil es sonst einfach nicht geschehen würde, und dass er schon allein aus dem Grunde nicht profanirte, weil in ihm niemals auch nur der Gedanke an Profanation aufgestiegen war.

Aber bei all diesen Philosophien litt er, litt unsäglich. Oh, er litt, weil er Künstler war, weil er in der Kunst sagen konnte, was er lebte, liebte und litt, und er litt sogar auch darunter, dass er dieses Leid aussprechen konnte. Er litt, weil er fühlte, dass seine Seele zerstob in alle Winde gleich wie die

Digitized by Google

[illegible] Blätter einer grossen Blume die vorbeikommen — dass sie jeden einzelnen dieser Blätter mit den Fingern greifen, sie betrachten, sie kosen, sie lange betrachten, lange kosen und sagen könnten: es ist ein schönes Blümchen, oder aber: es ist nicht allzu schön. So strömten die Tropfen seines Lebens ihm zurück und zerspritzten nutzlos: es war Verschwendung für ihn und sein Leid nicht mehr vermögend, aus dem tosenden, zerstiebenden Wasserstaub irgend welches Bild, irgend eine Gestalt, irgend ein Antlitz, irgend einen Traum aufsteigen zu lassen.

Er wusste ein riesiges Land, mehr allein, als Stadt und Häuserviertel jeden zu zählen, mehr Menschen zu kennen, als Namen in der Kartei das Land erkennen zu müssen ungesehen für Aller, dieses grausame Land Welt, und es existierten schon zu wenige, die auf der Bühne Ich und jene Illusion gemacht zu werden, entfalten zu können, zu verschwinden zu können, und wenn es kein Haus, kein Schloss zu finden.

## 27

Vor Tagen schon hatte Hugo einen Spaziergang nach jenem Wiesenplatz unternommen, wo in einer Laube, in welcher von den Spaziergängern ein Asyl zu finden pflegte, eine Nische war, die Wände in Spiegelform. Gegenüber jener Laube die Fähre, er hatte sie gesehen, wenn auch in weiter Ferne, auch heute war sie seinem Blicke. Alles wechselte und wechselte wieder, etwas fand in Wesen Veränderungen wie kaum möglich, denn es war nie ein Gleiches noch in seiner Seele. Er war in einer Periode, in welcher keine grosse Gemütsbewegung ihn berührte oder ihn zwang, verweilend zu gehen, er schien sich fern zu halten von jeder Katastrophe und nur ein wenig Leben zu schauen, wie eigentlich zu wissen wäre. Hinter sich sah er seine Vergangenheit und die Gemütsbewegungen, die mit ihr begraben worden, es war wie eine grosse, weite Grabstätte, in welcher weisse Grabsteine standen und engelweisse Marmorstatuen. Vor ihm schimmerte, undeutlich, wie auf die Zukunft wie ein gespenstischer Palast der Nacht mit Visionen der Flimmerung. Er wartete sehnsüchtig, verlangend, dass es Tag werde und schon verweilte, ungeduldig, ermüdungsvoll beinahe, verwöhnt gelassen wie ein willenloser und wortloser Federnschmuck, aber niemals tagte es. Stets neue Nächte erwachten, während der Palast zurücksank in die Unzugänglichkeit.

Während dieser Periode litt er nicht sehr unter seiner Künstlerschaft: wenig war in ihm und um ihn. Alles in ihm wartete, wartete fieberhaft, gespannt. —

Eines Tages ging er hinunter. Er hatte sich in der letzten Zeit angewöhnt einen Umweg zu machen, um über die Vordertreppe gehen zu können; er redete sich ein, dass er das thäte, weil er den Luxus liebte und diese Treppe schöner fand als die andere. Schon bei dem zweiten Stockwerke, in welchem die Schlafgemächer lagen, musste er seine Schritte in einen anderen Korridor lenken. Er sah eine geöffnete Thür und bemerkte zufällig, dass der Portier dort eben mit dem Lüften und Reinigen der Räume beschäftigt war.

Der Portier grüsste. Hugo ging ein paar Stufen hinunter, dann aber, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, kehrte er rasch um, ging wieder herauf und blieb vor der geöffneten Thüre stehen.

Kann ich Ihnen mit etwas dienen? frug der Portier dienstbeflissen.

Könnte ich mir vielleicht diese Zimmer mal ansehen?

Gewiss, bitte treten Sie gefälligst näher . . .

Hugo trat ein und durchschritt ein Vorzimmer, während der Portier die Vorhänge zurückbog.

Das grell-weisse Licht eines schneeigen Wintertages drang durch die Fensterscheiben.

Digitized by Google

Das Gemach war gross und hoch, hatte drei hohe Fenster, die, wie grosse mit Tüll verschleierte Glas-Vierecke etwas von der Avenue durchschimmern liessen: Façaden und Bäume. Hugo sah im ersten Augenblicke nicht Alles; nur gewann er den momentanen Eindruck einer grossen unendlichen Weissheit. Bald aber sah er es: das grosse Bett, wie ein Prunkbett, ungefähr in der Mitte des Zimmers, auf einer Estrade, die, gleich als wäre es ein Heiligtum, von einem vergoldeten Gitter umgeben war und zu welcher vier Stufen hinaufführten. Von dem Baldachin fielen die Vorhänge, weisser Atlasbrokat mit vergoldeten Kordeln und Quasten, aus einer Marquisenkrone in dicken, schweren, schneeweissen Falten hernieder. Schwere Bündel weisser Straussfedern kräuselten sich an den vier Ecken des Betthimmels empor: auf dem vergoldeten Gitter ruhte auf Chimären das weisse Plüschgeländer; weisser Sammet bedeckte die Stufen. Eine über und über mit Silberstickerei benähte Parade-Decke von weissem Atlas bedeckte das Bett und hing in schweren Falten an dessen Seiten nieder.

— Das Schlafzimmer? sagte Hugo fragend, obgleich er es sah

Der Portier nickte bejahend, ohne zu antworten; es lag etwas Feierliches in seinem ganzen Wesen und langsam, beinahe zögernd, schritt er vorwärts. Auch der weiche Teppich, auf dem jeder Schritt lautlos verhallte, war weiss; in der Mitte und in den Ecken waren Arabesken im Style Louis XV., die in ihrer Mattfarbigkeit etwas verschossen erschienen und deren Rosa und Gelb an die Nuancen welker Rosen erinnerte. Die Vorhänge, welche der Portier zurückzog, um die Fenster zu öffnen, waren aus demselben Atlasbrokat wie die Draperien des Bettes, mit denselben Goldquasten verziert; ein hoher Spiegel war mit einem Betttuche verhängt. Die Stühle, wahrscheinlich ebenfalls Weiss und Gold, waren auch mit Ueberzügen bedeckt. Alles war neu, unbewohnt, seelenlos.

— Hier sollten die Ankleidezimmer der gnädigen Frau Marquise sein! sagte der Portier, eine kleine Thüre öffnend, durch welche nun das volle Licht in das Nebengemach drang, in welches er soeben eintrat.

Aber noch konnte Hugo sich nicht entschliessen, ihm zu folgen; es war in diesem Schlafzimmer, in all diesem leblosen Weiss und Gold, in dieser schneeig-weissen, jungfräulichen und zugleich so streng und kaiserlich kalten Ueppigkeit etwas, das ihn zurückhielt, etwas Fremdes, wie ein Mysterium. — — —

Unwillkürlich fuhr er mit der Hand über den weissen Plüsch der Balustrade; und da, plötzlich, fiel sein Auge auf den sonst fleckenlosen Läufer, der die Stufen bedeckte und sah dort drei, vier grosse Flecken, ausgewaschenes Rot . . . . . .

Er wagte nicht zu fragen, ob es Das war. Er erbebte in eisigem Schauder. Er stellte sich vor, wie die arme Marquise, sehr jung, fast noch ein Kind, an ihrem Hochzeitstage durch den Marquis hineingeführt wurde in all diesen Schnee . . . . . Ihre Ehe, eine weltliche Ehe hochgefeiert wie ein Sakrament in der ganzen mystischen Pracht ihres Gottesdienstes, vom Erzbischofe eingesegnet; umglänzt von der Weltlichkeit der Prachtentfaltung ihrer Verwandten und Freunde, Träger hochadeliger Namen; in die Chroniken der fashionabelsten Zeitungen aufgenommen, mit genauen Beschreibungen des unschätzbaren Spitzenschleiers der Braut und dem Kataloge ihrer vollständigen Aussteuer, von den Brillanten bis zu den Schuhen. Eine halbe Nacht nur hatte sie hier gelebt, in all diesem weissen Atlas und weissen Plüsch, eine halbe Nacht nur geruht unter der Marquisenkrone und jenen Straussfederbündeln . . . . . .

Was war in ihrer Seele vorgegangen? Welche Verzweiflung konnte sie zu einem solchen Schritte getrieben haben? warum hatte sie den tötlichen Schuss gejagt zwischen ihre bleichen Lippen? Wie und was hatte sie gelitten?

Und da war keine Antwort; still, wie Leichentücher, hingen die Vorhänge; still kräuselten die Chimären des vergoldeten Gitters ihre Kopf- und Schwanzarabesken, und nur die ausgewaschenen Flecke auf dem Läufer sagten

Digitized by Google

vielleicht, dass sie dort niedergestürzt war, die arme Marquise. Aber Hugo hatte nicht den Mut zu fragen . . . . . .

Der Portier war weiter gegangen, von einem Zimmer zum anderen, lüftend und das Licht voll einströmen lassend. Hugo folgte ihm nicht. Ihn fror, wahrscheinlich durch die geöffneten Fenster — er wollte fort. An der Schwelle aber war es ihm, als könne er nicht gehen, als halte ihn etwas mit Gewalt, mit sanfter Gewalt, mit weichen Händen zurück. Endlich ging er, alle seine Willenskraft aufbietend.

## V.

Draussen sogar empfand er noch eine leichte Beklemmung auf der Brust, etwas wie den Druck jener Hände; er blieb den ganzen Tag aus, speiste mit ein paar Freunden, besuchte ein Theater, kam spät heim und dennoch wich sie nicht von ihm, die Empfindung jener sanften Gewalt. Es war nichts Fürchterliches, nur etwas sanft Trauriges, das an ihm hängen blieb, wie durch eine unsichtbare Umarmung der Trauer; es war etwas, das ihn anflehte, an Das zu denken, es nicht zu vergessen, sondern es zum Trost zu liebkosen in seinen Gedanken. Mit keinem Menschen sprach er darüber, sondern unterhielt sich gerade an jenem Tage, mit Aufbietung seiner ganzen Energie, über allerlei andere, über die widersinnigsten und ihm zum grössten Teile ganz gleichgültigen Dinge, und doch verliess ihn Das keine Sekunde. Und der Druck jenes hohen, weissen Schlafgemaches lastete auf ihm, so schwer, wie eine Schneeluft auf uns lasten kann, bevor die Flocken fallen. —

— Warum denke ich erst jetzt daran? frug er sich selbst, als er des Nachts heimkehrte.

Er wohnte doch bereits drei Wochen mit Marinus dort oben.

Und die kleine Seitenthüre des „Hôtels“ mit seinem Schlüssel öffnend, kam ihm plötzlich dieser Gedanke zum Bewusstsein, ein Gedanke, der ihn erschauern liess:

— Und . . . und was geht es mich an? Geht es mich denn überhaupt etwas an?

Er zündete die Kerze an, die für ihn bereit stand, machte den Umweg und stieg die grosse Treppe hinan; sein Schatten, hoch, mit Gliedern, die fremdartig zusammengefügt waren und sich elefantisch auf der Wand hin und her bewegten, begleitete ihn. Das flackernde Kerzenlicht floss vor ihm voraus, vorwärts, immer vorwärts, sodass er es nicht einholen konnte . . .

Was hatte er denn eigentlich zu schaffen mit Dem, was dort geschehen war, mit jenem Mysterium des Schmerzes, welches dort gelitten wurde in der Seele einer jungen Frau, die während einer halben Nacht unter einem mit einer Marquisenkrone geschmückten Prunk-Betthimmel geruht hatte? Hatte sein Seelenleben etwas gemein mit dem ihrigen? Warum aber floss denn jetzt etwas von seinen Gedanken mit Dem zusammen, was um sie gewesen war, warum waren seine Gedanken mit ihrem Schmerze verwandt, ohne dass er etwas wusste? Wie fremd doch, diese Alles durchschauende, Alles wissende Unerbittlichkeit, welche die Seelen der Menschen leitet, sie sich einander begegnen lässt, sie glücklich macht oder unglücklich, sie dann wieder trennt und so Schach mit ihnen zu spielen scheint auf einem geheimnissvollen Schachbrette!!? Was war das Endziel von all Diesem? Die Marquise war tot; sie hatte nichts von Hugo's Existenz gewusst und er nichts von der ihrigen, bevor sie tot war. Der Marquis war in Spanien . . ihm war, als hätte er sie Beide gekannt . .

Er war zwei Treppen hinaufgestiegen und nun bei dem Korridor angelangt, an welchem die Schlafgemächer lagen; noch immer spielten die Stuckengel, regungslos über den Thüren. Die Thür dort, das war der Eingang zu dem Fremdartigen, dem Seltsamen. Die Fenster waren nun geschlossen in jenem Zimmer; das Bett stand da, still und weiss. Nichts lebte dort. —

Digitized by Google

Dann ging er die übrigen Treppen; sein Schatten wich nicht von ihm. Wieder schien ihn der Druck jener weichen, unsichtbaren Hände zurückhalten zu wollen; er sah nach seinem Schatten, als glaube er auf der Wand auch den Schatten Dessen sehen zu können, was ihn zurückhielt. Aber er sah nichts.

## VI.

In dieser Nacht träumte er unaufhörlich; im Traume hörte er das Gemurmel einer Totenmesse in einer hohen Kathedrale, auf einem weissen Prunkbette lag eine weisse Frau. Dienend gingen die Priester um sie herum; Chorknaben schwangen an langen Ketten befestigte Weihrauchgefässe; alles war weiss, sogar die Trauerfarbe. Aber es war nicht so wie es im Leben sein würde, denn Alles war so dünn, so durchsichtig, als sei gar keine Materie darunter, und die Schatten der Priester schienen zu sagen: sieh, wir wissen wohl, dass wir nicht leben, aber wir zeigen uns dennoch und du siehst uns dennoch, und scheinbar gehen wir und singen wir und machen wir Kniebeugungen vor Einer, die tot zu sein scheint, es aber nicht ist; überhaupt ist sie nicht so wie wir. Und doch existiren wir und unser merkwürdiger Totendienst hat einen Zweck, aber den kannst du nicht erkennen; dazu ist dein Gehirn nicht fein genug. Wir können dir nicht erklären, warum und wie wir existiren: du würdest uns nicht verstehen, du würdest auch den Zweck unsrer Messe nicht verstehen; du kannst nicht Alles begreifen! Es giebt sehr feine Dinge von unaussprechlicher Heiligkeit, von denen du ab und zu eine leise Ahnung empfindest, aber auch nur eine Ahnung. Dein Gehirn ist so plump und deine Gehirnschädelhaut so dick; und du hast nichts Anderes als dein Gehirn oder bildest dir das wenigstens ein, was für dich auf dasselbe hinauskommt. Das, was wir haben, ist subtiler als Seelen; wir können es dir nicht erklären: es ist so fein, so fein, dass deine Sprache keine Worte dafür hat. Aber Mitleid haben wir mit dir, weil du uns nicht verstehen kannst; wir beklagen dich, wir bedauern dich! —

Die Priester schienen ihn spöttisch von der Seite anzusehen, lächelten einander dann zu mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung. Er kam sich in seinem Traume ziemlich erbärmlich vor; er fühlte, wie dick er war, mit einem Körper, der irgendwo dort draussen hing oder stand, ausserhalb all dieses nebelhaften Weiss der Totenmesse.

— Hörst du uns singen? frugen die Priester. Nein, nicht wahr? Du siehst uns nur singen, siehst es an unserem geöffneten Munde; du hörst die Klänge nicht; deine Ohren sind dazu zu grob. Was wir singen, ist eigentlich auch keine Musik, es ist sogar noch viel subtiler als die Seele der Musik. Es ist ein Geräusch des Lichtes, etwas, als ob Finger die Strahlen von Monden berührten, du spürst davon gar nichts . . .

Und hochmütiger noch wie zuvor erhoben sich die Priester über ihn und spotteten und lachten von Neuem; er fühlte sich dicker werden; ihm war als ob er plötzlich ganz grosse Glieder bekäme, als ob seine Hände anschwollen; plump streckten sie sich den zwei, drei Strahlen entgegen, die bleich und gespenstisch durch weisse Kirchenfenster fielen und die Priester und alles Andere durchdrangen; er wollte mit seinen dicken Fingern die Strahlen berühren, um die Musik herauszulocken, aber sie fühlten nichts: er griff mitten hindurch.

— Was ist denn der Zweck? frug er. Sagt mir, welchen Zweck hat diese Messe?

Die Priester antworteten nicht, sahen nicht mehr nach ihm, er war weit, weit fort von ihnen und schwere Dunstkreise schienen ihn von ihnen zu trennen: die Priester waren ernst geworden: das Heiligste der Messe schien nun vor sich zu gehen. Und Alle warfen sich auf die Kniee.

Digitized by Google

— Sagt mir, warum? rief er ihnen laut zu; sagt mir, warum starb sie? warum? oh, warum?

Die Dunstkreise zwischen ihm und der Kathedrale wurden immer dichter, undurchdringlicher; ein grosses Mysterium schien dort zu geschehen; er sah nicht was es war, und sein krampfhaft arbeitendes, bis aufs Aeusserste angespanntes Gehirn konnte es nicht erfassen. Und er fühlte, dass Alles von ihm weichen würde, bis in die Unendlichkeit.

— Wenn Ihr wisst, warum sie starb, so sagt es! schrie er laut; sagt es, rasch! Aber der Klang seiner rauhen Menschenstimme durchdrang die unermesslich weite Atmosphäre nicht mehr.

Dort, in jenem Schatten einer Kirche, knieten die Priester in Ekstase. Er sah nur, wie sie ihr Antlitz, in denen Augen wie Feuer glühten, gen Himmel erhoben, wie sie die Hände emporstreckten. Das Paradebett verschwand langsam; was mit der weissen Frau geschah, sah er kaum; er verstand es nicht. —

Kräftiger spannte er sein Denkvermögen an. Und dann — in weniger als einem Augenblicke — schien er etwas zu begreifen, in seinem Tiefinnersten, von den Priestern, der Messe und der weissen Frau.

— Der Schmerz! rief er aus. Es ist der Schmerz! der Schmerz ist heilig, darum . . .

Nun aber verschwamm Alles in Nebelkreisen, sogar die Intensität seines Traumbegriffes; er begriff nichts mehr; da war nichts mehr; ein einziger Nebelkreis noch drehte sich langsam herum . . .

Als er erwachte, kam ihm etwas von dem Schmerze zum Bewusstsein.

— Nein, es war doch nicht Das, was ich damals glaubte, dachte er, verzweifelnd, dass er es nicht hatte ausdenken können, selbst nicht im Traume . . .

Und er betrachtete seine Hände, ob sie denn wirklich gar so dick seien.

## VII.

— Ich habe etwas damit zu thun! dachte er seitdem, wenn er stilträumend am Kaminfeuer sass oder die Avenue nach den Boulevards zu entlang ging. Wie kam es, dass wir hier wohnen mussten? Wir waren mit unseren Zimmern nicht zufrieden und der Groom vom Bells kannte den Portier hier; der hatte Vollmacht die Wohnung zu vermieten . . . Wie banal! Ich wusste von der Geschichte, von dem Tode der Marquise. Kaum drei Wochen habe ich daran gedacht; — Ninette ist Schuld daran. Warum hat es so kommen müssen? Weil Ninette sich fürchtete . . .? In dem Hôtel „spukte" es doch nicht, wenigstens hatte es kein solches Renommée. Aber er meinte:

— Die Seele der Marquise ist der meinigen verwandt, durch Schmerz vielleicht . . . Es giebt Sympathien des Schmerzes . . .

Da plötzlich kam es über ihn wie eine Offenbarung: nun war es ihm klar, was er thun musste.

Eine Nacht wollte er dort zubringen, in dem Zimmer mit dem weissen Prunkbette; vielleicht würde er dann Gewissheit erlangen. Eine Nacht, eine ganze Nacht! Aber wie? die Thüren waren stets verschlossen; es konnte also nur durch Vermittlung des Portiers geschehen. Aber Der würde es niemals erlauben.

Tagelang quälte und peinigte ihn der Gedanke: eine Nacht in dem weissen Zimmer zubringen zu können — und er verliess ihn nicht mehr. Es war wie eine magnetische Kraft, die ihn zu dem Portier hinzog, um ihn Das zu fragen. Wieder war es wie ein leiser Druck unsichtbarer Hände, die ihn vorwärtsschoben, immer weiter, bis zu der Loge des Portiers.

Er fasste keinen Entschluss, er überlegte nichts. Aber eines schönen

Digitized by Google

Tages, als er Nachmittags heim kam und den Portier in der grossen Halle sah, ging er unverwandt auf ihn zu, ohne Zögern. Die Hände schoben ihn, mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt.

— Ich möchte Sie etwas fragen, begann er.

Höflich lächelnd sah ihn der Mann an.

— Ich möchte Sie etwas fragen, — unter vier Augen.

So bat ihn der Portier, auf einen Augenblick in seine Loge kommen zu wollen.

— Bitte, nehmen Sie Platz, sagte er, dort angekommen, zuvorkommend.

— Ich möchte Sie etwas sehr Sonderbares fragen! fuhr Hugo fort, mit fester, energischer Stimme, die sich wesentlich von seinem sonst sehr weichen Organe unterschied. Lassen Sie es mich vorausschicken, dass ich Künstler bin . . . . . Schriftsteller. Ich kann darüber jetzt noch nicht viel reden, aber ich muss Ihnen doch, um mein sonderbares Anliegen einigermassen zu rechtfertigen, erklären, dass ich gern vielerlei neue Eindrücke bekomme, verschiedenartige Gemütsbewegungen empfinde.

Der Portier fing an, ihn etwas eigentümlich von der Seite anzusehen, offenbar meinend, dass „der Herr wohl etwas sonderlich sei." Aber er schien doch sonst ein ganz anständiger Mensch, anständiger als der andere, der Dicke. Hugo sah, dass ihn der Portier so doch niemals verstehen würde und fuhr daher rasch fort:

— Und darum — . . um eine Gemütsbewegung durchzumachen, möchte ich gerne . . . . .

Damit der Portier am Ende nicht wirklich meine, dass bei ihm nicht alles ganz richtig sei, lächelte er, sprach leichthin, ohne zu ernsthaft zu erscheinen.

. . . . . Möchte ich gerne eine Nacht in dem Zimmer der Marquise, dem Zimmer mit dem weissen Bette, zubringen.

Der Portier schien verlegen, riss vor Staunen die Augen weit auf; ihm war das Alles ganz unverständlich.

— Aber mein Herr . . . . . ! stammelte er.

— Hugo lachte; sein Lachen klang rauh, gezwungen.

— Sie verstehen mein Anliegen wohl nicht, nicht wahr? Sie finden mich sonderlich? So sind wir Künstler nun halt einmal! sagte er theatralisch, sich ein „air de bohémien" gebend, das ihm übrigens nicht ganz leicht abzugehen schien. Haben Sie etwas dagegen, mich eine Nacht dort schlafen zu lassen?

— Aber, mein Herr, was . . . . . was wollen Sie . . . . . dort thun? stammelte der Mann unsicher.

— Oh, ich versichere Sie . . . . . nichts, gar nichts. Ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich in dem Zimmer nichts verderben werde. Kein Mensch soll jemals etwas von der Sache erfahren. Und da ich ganz gut begreife, dass Sie dem Herrn Marquis Rechenschaft schuldig sind, will ich Ihre Indulgenz, wenn sie mich eine Nacht in dem Zimmer schlafen lassen wollen, gerne entprechend vergüten.

— Darf ich . . . . dann . . . . . mit meiner Frau darüber sprechen, mein Herr? frug der Portier, dem die Sache immer rätselhafter wurde.

Hugo lachte.

— Gut, thun Sie das und sagen Sie mir dann, wie Sie beide darüber denken. Nehmen Sie dies einstweilen, eine Kleinigkeit für die Sparkasse Ihres Buben.

Er entnahm seinem Portefeuille einen Fünfzigfrankenschein und reichte ihn dem Manne; sich tief verbeugend nahm dieser das fürstliche Trinkgeld in Empfang.

— Ich werde also Näheres darüber hören, nicht wahr? sagte Hugo möglichst gleichgültig, und, mit seinem Stocke in der Luft herumfuchtelnd, ging er schnell, leichten Schrittes, hinauf, sich thatsächlich aus dem Staube

Digitized by Google

machend, nur um dem entsetzten Blicke dieses Mannes, der kein Künstler war, zu entrinnen.

Oben angekommen, musste er, obschon er ganz ausser Atem war, doch herzlich lachen.

— Er wird wahrhaftig denken, dass ich von Sinnen bin! lachte er belustigt in sich hinein.

Marinus war bei der Arbeit.

— Ich habe mein Feuilleton beinahe fertig! brüllte er Hugo entgegen, ausser sich vor Freude, dass er so viel geschafft hatte.

— So? sagte Hugo teilnehmend.

Sein Anliegen an den Portier erwähnte er mit keiner Silbe, und plötzlich fiel es ihm auch ein, dass er ganz vergessen habe, dem Manne einzuschärfen, er solle vor allen Dingen Marinus gegenüber nichts davon laut werden lassen. Sein Gespräch mit dem albernen Menschen da unten hatte ihn guter Laune gemacht; eiligst schürte er das Feuer, goss sich ein Glas weissen Portwein ein und wärmte sich dann die Hände am Ofen.

— Aufgeblasene Fratzen alle diese Kerls, diese Portiers in grossen Häusern! dachte er. Dieser da hatte mit einem Male seine ganze Würde verloren. Ich höre ihn schon mit seiner Frau raisonniren: Aber der Herr ist verrückt, der ist ganz entschieden verrückt!

Und vor unterdrücktem Lachen fast erstickend — er wollte Marinus nichts merken lassen — genoss er den Portwein und wärmte sich behaglich über der Glut, an die Komödie denkend, welche die Zwei da unten jetzt wohl spielen mochten.

Aber der Herr ist verrückt! er ist verrückt!! er ist verrückt!!!

## VIII.

— Das ist ein Narr! hatte die Frau des Portiers gesagt: er sieht aber ganz gutmütig aus, er wird wohl nichts Schlimmes anrichten, ich denke, wir können's wagen . . . .

Die Banknote und die Hoffnung auf eine zweite hatten sie günstig gestimmt.

Die folgende Nacht sollte Hugo in dem weissen Zimmer zubringen.

An diesem Tage waren seine Nerven auf's Aeusserste gespannt; fiebernd lief er auf den Boulevards umher, mit blitzenden Augen und einem ironischen Lächeln auf den Lippen: ein ganz klein wenig verspottete er den Portier. Er begegnete seinen Freunden und war in dem Café, welches sie besuchten, so aufgeregt, dass Einer derselben ihn frug:

— Glück gehabt, mein Lieber?

— Vielleicht! antwortete er und dachte dabei fröstelnd an das weisse Zimmer und an Das, was darin noch schweben mochte: ein Atom jener zarten Marquisenseele, vielleicht sogar noch mehr — jene Seele selbst! . . . .

Der erste November; in Notre-Dame wurde eine grosse Messe gelesen — es war Allerheiligen. Und sich seines Traumes erinnernd, in welchem er weisse Priester gesehen hatte, die waren wie Essenzen ihrer selbst, trat er mit der vorwärtsdrängenden Menge ein; er kniete auf einen Betstuhl nieder und bekreuzigte sich. In der Kathedrale war's düster; sie war, zwischen den gothischen Wölbungen, in einen bläulichen Dunstkreis gehüllt: dahinter, wie ein Traum, schimmerte der Altar, hoch, im bescheidenen Lichte der Heiligkeit, von unzähligen Kerzen beleuchtet, gleich als wolle es die Augen der Menschen nicht blenden: ein Chor von Bässen that schwer, voll, mit männlicher Stimme, nach einfach-eintöniger Melodie, eine fromme Frage, und

Digitized by Google

die glashelle Stimme eines einzigen Chorknaben, wie ein Glasstrahl aus dem Altarlicht dort drüben emporschiessend, antwortete mit seraphischer Sicherheit, ohne Zögern; dann wieder frugen die Bässe und schwer mischte sich der Klang der Orgel hinein, wie ein Wellenschlag auf hoher See; und wieder antwortete das Kind, silberhell und silbersicher, zart und allwissend, und leise murmelte die Orgel dazu, wie eine Ahnung unter dem Gesange des Kindes, als fürchte sie sich, jenes heilige Orakel mit ihrem Klange zu berühren. Hugo fühlte, wie sein Herz still stand, als das Kind begann zu singen, weil es mit so viel Sicherheit und Allwissenheit antwortete, und doch so zart, so fein, als müsse sich der Glasstrahl seiner Stimme an den Bogen der Kirche zerschellen. Aber die Bässe schienen zu wissen, dass der niemals brechen würde, denn kaum schwieg das Kind, dann ertönte ihre schwere Frage wieder, die ganze Kathedrale erfüllend, und die Orgel dröhnte mit und sie schienen so froh, diese Bässe, dass das Kind alles ganz sicher wusste und stets und immer wieder antworten würde, silberhell und silbersicher, was sie auch fragen mochten.

Dann pochte auch Hugos Herz mit, pochte bis in seinen Hals hinein vor Freude.

— Oh, wenn ich es fragen könnte, dieses Kind! dachte er. Es fragen könnte von dem Mysterium! Das Kind würde es wissen! Wie glücklich sind jene Männer, das Kind fragen zu können und dessen himmlische Antwort zu erhalten!

Thränen verdüsterten seinen Blick; in dem feuchten Lichte seiner Augen verschwamm der Glanz des Altares, wurde er mehr noch als ein Traum.....

## IX.

Als Hugo wieder hinaustrat, fühlte er sich erfrischt in dem Froste, welcher die Luft stählte; er war froh, dass er in der Kirche gewesen war und froh, dass er in dieser Nacht in dem weissen Zimmer sein würde ..... Und wieder spannte er seine Erwartung aufs Höchste und sah sich im Geiste, allein, in der Nacht, nach der Stimme eines Geistes lauschend, auf die Thüre starren, voller Erwartung, dass dieselbe geöffnet werden würde, durch Geisterhand. Seine lebhafte Phantasie zauberte in fabelhafter Geschwindigkeit unzählige Bilder hervor; schon im Voraus durchlebte er, in dem Gewühle der kalten Strassen, wo die Menschen in Pelze und warme Kleider gehüllt, einhergingen, das erste Gefühl von kaltem Entsetzen, das zweite vom Sicherwissen dieses Mysteriums, Alles, was er in dieser Nacht erleben würde; er dachte es sich aus in den verschiedensten Formen; sie würde aus dem Ankleidezimmer hervortreten, mit langen, blonden, bis auf den Boden herabwallenden Haaren, mit denen sie ihre Nacktheit verschleiern würde: mit einem Male würde dann das den Spiegel verhüllende Tuch hinunterfallen, und dann würde er sie plötzlich in ihrem Brautkleide oder in ihrem weissen Nachtgewande, im Spiegel sehen, er würde sie in dem Bette finden, sie würde dort schlafen, die Hände über der Brust gekreuzt, sie würde als Gespenst auf der Estrade liegen, bei dem vergoldeten Gitter, mit dem Revolver neben sich, — nicht greifbar, und auch die Waffe würde nicht greifbar sein. Sie würde es ihm anvertrauen, ihr Geheimniss des Schmerzes, und dann würde sie ihm auch sagen, dass ihre Seele mit der seinigen verwandt sei, dass sie ihn nun wieder verlasse, ihn aber auf einem anderen Sterne erwarte, in den Gärten der Venus oder in den weissen Landschaften des totenbleichen Mondes, in den Krystallkreisen des Empyräums oder auf den Rosenblättern der grossen mystischen Rose, in deren Herz Maria sitzt mit heiligen Frauen, von Heiligen umgeben, auf leicht gekräuselten Rosenblättern.

Digitized by Google

Leichten Herzens wanderte er vorwärts, durch das Gewühl der Strassen, als würde er von seiner Phantasie getragen, und ohne eigentlich recht zu wissen warum, wandte er sich nach der Rue de Sèze, wo Ninette wohnte, in seinen Träumereien den Unterschied zwischen Ninette, dem Chorkinde, der Kirche, dem Geiste der Marquise und der heiligen Rose nicht empfindend. In seinem durch den Frost gestählten Gehirne Alles zu einer unwahrscheinlichen Fantasmagorie durcheinanderwerfend und gerührt daran denkend, dass Ninette ihn sehr, sehr lieb hatte. Sein Gehirn war wie ein geschliffenes Facettglas und Alles glänzte und blitzte darin, sodass er keine Wahrheit, keine Unwahrscheinlichkeit mehr unterscheiden konnte, er war sich nur einer Sache bewusst: dass er sich selbst künstlich aufregte, dass nicht Alles freiwillig war in Dem, was er dachte und sich einbildete, und er beschaute seine Erregung wie mit dem Auge eines Dritten.

Auch bei Ninette hatte er keine Ruhe; er konnte nicht ruhig sitzen bleiben auf dem Stuhl, auf dem Divan, wo sie Unsinn mit ihm treiben wollte, und verspürte grosse Lust ihr zu erzählen, dass er in dieser Nacht dort in dem Zimmer mit dem weissen Bett sein würde. Und Ninette schwatzte über alle möglichen anderen Sachen, ganz konnte er sich nicht beherrschen und sagte plötzlich ohne irgend welchen Uebergang, mit einem Anflug von Lächeln:

— Sag mal, Ninette, kommst du bald wieder mal oder fürchtest du dich?

— Fürchten?

— Ja, vor dem Geiste der Marquise?

Da erblasste sie und flehte ihn an, über derartige Dinge nicht zu spotten; nun ja, wenn er's denn durchaus wissen müsse, sie sei sehr abergläubisch und würde niemals den Mut haben, in jenem „Hôtel" zu wohnen, auch dann nicht, wenn der Marquis sie heiraten, zur Marquise machen und ihr alle jene Herrlichkeiten schenken wollte. Es war kein gewöhnlicher Selbstmord gewesen, es war ein Mysterium dahinter verborgen; etwas, das Niemand wusste, das auch wohl niemals Jemand wissen würde, und besonders deshalb habe sie sich damals so sehr gefürchtet und würde sie sich auch nun fürchten, und deshalb käme sie nie mehr zu ihm. Oh, ihr schauderte angesichts solcher Mysterien! — Dinge, die den Lebenden immer unbekannt bleiben — Dinge von Tod und Leben und Gott und dem Teufel, und besonders vor dem Teufel fürchte sie sich und wenn sie allein schlafe, dann denke sie stets, er stände grinsend hinter ihrem Bettvorhange und sie werde die Spitze seines Schwanzes sich hin- und herbewegen sehen . . . . . .

Hugo lachte sie aus: und dann konnte er sich nicht mehr bezwingen und frug plötzlich:

— Und wenn nun einmal Jemand das Geheimniss von der Marquise und ihrem gewaltsamen Tode erfahren würde, Ninette?

— Wie denn? . . Papiere, ein Brief?

— Nein, so nicht, anders: durch sie selbst, durch ihren Geist . . . . . .

Er mochte sie wohl mit seltsam-lachenden, glänzenden Augen ansehen: denn sie erschrak heftig, entfärbte sich und stand auf.

— Ach bitte, Hugo, sag das nicht und schau nicht so drein!

— Wieso? frug er verwundert und er lachte und sein Lachen klang abgebrochen, satirisch, und seine Augen glänzten wie im Fieber.

Sie wurde totenblass, sah ihn mit grossen, bangen Augen an, Entsetzen um den halbgeöffneten Mund.

— Du siehst selber aus wie der Teufel! stammelte sie: ich fürchte mich vor dir, wirklich, du hast mich schrecklich bange gemacht!

Und plötzlich sprang sie auf, lief ins Schlafzimmer, warf die Thüre ins Schloss, und verriegelte sie.

— Ninette! rief er.

— Nein, geh nur fort! Ich fürchte mich! Du machst so schreckliche Augen, ich will dich nicht sehen! rief sie.

Er lachte und ging.

Digitized by Google

## X.

Als er des Abends heim kam, während des ganzen Abends sehnsüchtig die Stunde der Nacht erwartend, war Marinus fort: er schien Stunden auf Stunden geschrieben zu haben; auf seinem gewöhnlich recht unordentlichen Schreibtische lagen dicke Stösse Manuscript, von seiner grossen, deutlichen Schrift geschrieben, hübsch sauber geordnet, und er selbst war wohl ausgeflogen, nach einem so angestrengten Arbeitstage. So brauchte sich also Hugo Niemandem gegenüber zu verstellen: er war froh, sich nun endlich seinem Ziele zu nähern: eine Freude, mit etwas wie kalter Furcht vermischt, die ihn erschauern liess. Der Verabredung gemäss kam der Portier um halb zwölf, um ihn zu holen. —

— Ich muss Ihnen nur noch sagen, mein Herr, dass ich Ihnen eine Bedingung stellen muss. Sehen Sie, ich kenne Sie nicht, nicht wahr, oder sagen wir lieber: ich kenne Sie kaum. Verzeihen Sie gütigst, dass ich Ihnen das so sage, aber ich werde von dem gnädigen Herrn Marquis für Alles verantwortlich gemacht. Es ist ein sehr sonderbarer Gedanke von Ihnen, dort in dem Zimmer der armen, seligen Frau Marquise schlafen zu wollen. Ich weiss nicht, was sie dort treiben werden; ich, an Ihrer Stelle, würde es ein wenig unheimlich finden, und meine Frau auch! Die findet übrigens das ganze „Hôtel" sehr verdächtig und wenn uns der gnädige Herr Marquis nicht ordentlich bezahlte . . . .

— Und welche Bedingung denn? unterbrach ihn Hugo ungeduldig.

— Dass ich Sie ganz einfach einschliesse. Sodass ich Sie, wenn Sie dort irgend etwas Böses thun oder Hexereien machen würden, am Morgen finden könnte.

Hugo schien einen Augenblick darüber nachzudenken: im Grunde genommen war er ganz damit einverstanden, dass ihn der Portier dort einsperren würde.

— Schön, also ich gehe darauf ein, sprach er.

Der Mann warf noch einen flüchtigen, unsicheren Blick auf ihn, und zuckte dann etwas spöttisch die Achseln.

— Nun, wollen Sie mir dann gefälligst folgen? sprach er gelassen.

Sie gingen die Treppen hinunter. Nachtschwarz umfing sie die tötliche Weite des „Hôtels"; die Kerze des Portiers trieb die Finsterniss die Treppen hinunter, wie etwas Schwarzes, das entfloh. Im zweiten Stocke machten sie vor der Thüre des Vorzimmers Halt. Mechanisch liess Hugo den Blick über die Engelchen schweifen, die darüber spielten. Eines derselben schlief, während ein paar Andere ihm einen Schleier über den Kopf hielten und Sterne das Ganze überstrahlten. Es war eine Allegorie, wie geschaffen, um den Eingang zu einem Schlafgemache zu schmücken.

Der Portier hatte die Thüre geöffnet.

— Treten Sie ein, sprach er. Bitte warten Sie nur noch einen Augenblick, ich will Ihnen eine Kerze holen. Er ging fort, hinunter in seine Loge. Das Licht verschwand mit ihm und Alles ward schwarz und dunkel. Und dort, im Dunkeln, blieb Hugo stehen. Eine Sekunde später war der Portier schon wieder oben: er zündete die Kerze an, führte Hugo hinein und stellte den Leuchter auf den Tisch.

— Also . . . . ., sprach er, Sie wollen's durchaus?

— Gewiss, lächelte Hugo. Ich danke Ihnen für Ihre Mühe.

— Und ich schliesse Sie ein?

— Natürlich, das haben wir ja so ausgemacht.

Der Portier stiess einen Seufzer der Erleichterung aus, fest davon überzeugt, dass Hugo wahnsinnig sei.

— Darf ich Ihnen dann eine gute Nacht wünschen? sprach er vorsichtig, jedes einzelne Wort schwer betonend, wie man es einem Wahnsinnigen gegenüber zu thun pflegt.

— Ich danke Ihnen sehr! erwiderte Hugo höflich.

Digitized by Google

Der Portier entfernte sich, schloss die Thüre und verriegelte die des kleinen Vorzimmers. Hugo hörte seine verhallenden Schritte auf der Treppe, dann ward Alles still. Er schaute sich um. Merkwürdig klein und dunkel brannte die Kerze in dem grossen, weiten Raume; das weisse Bett stand da, majestätisch, in kaiserlichem Luxus: die Möbel und Spiegel blieben seelen- und leblos, mit Bettlaken und Ueberzügen bedeckt.

— Der Mond scheint, 's ist Vollmond, dachte Hugo, sich des hellen Abends in den Strassen erinnernd. Ich will die Fensterläden öffnen.

Er schlug von einem der dem Bette zunächst gelegenen Fenster die weiss-vergoldeten Läden zurück. Der Mond strahlte hinein: eine eintönig-weisse Klarheit, die das Bett beschien.

— Es ist sehr hell, dachte Hugo; ich will das Licht auslöschen: für alle Fälle habe ich Streichhölzer bei mir.

Und er blies die Kerze aus: da war es, als habe er mit einem Male den ganzen Kerzenschimmer zum Zimmer hinausgeblasen, aber weisser noch schien der Mond auf das Bett: es war wie ein Bühneneffekt und Hugo sah das.

— Es ist sehr schön so, dachte er: Dieses weisse Marquisenbett im Mondenscheine.

Wohlgefällig liess er den Blick darauf ruhen: und etwas wie ein Gedicht flog durch seine Phantasie, mit Klängen von Weiss und Silber, kaum Worte. Dann ging er auf das Bett zu.

— Nein, sie liegt nicht darin, dachte er lächelnd. Und auch nicht auf der Estrade. Dort sind die Flecken, das Blut. Im Spiegel? dann wird das Laken gewiss ganz von selbst herunterfallen. Wenn sie erscheinen soll, dann wird sie erscheinen, wie auch immer.

Schnell dachte er darüber nach, was er empfand: er fürchtete sich nicht, sondern es kam eine Ruhe über ihn, eine lächelnde Ruhe nach seiner Erregung von jenem Nachmittage, auf der Strasse, in der Kirche und bei Ninette. Nun war er in jenem Zimmer und — merkwürdig — eigentlich fühlte er sich müssig, zwecklos.

— Was thue ich hier? dachte er flüchtig; aber schon gleich wieder regte er sich derartig auf, als prickle er seine Einbildungskraft künstlich, mit aller Gewalt.

— Sie wird kommen, nach einem Weilchen wird sie kommen! meinte er.

Er setzte sich einen Augenblick auf einen der überzogenen Stühle; im Grunde genommen, fand er es recht langweilig, dort zu sitzen. Dann legte er sich hin, auf die Chaiselongue.

— Diese langweiligen Ueberzüge! dachte er; ich will doch mal sehen . . .

Er hob einen Ueberzug in die Höhe; die Chaiselongue, sowie das ganze Mobiliar war weiss, mit etwas Gold verziert.

—Es ist alles sehr schön, dachte er. Welch ein Geschmack in all diesem Luxus! Nichts überladen und doch sehr apart; das Bett auch. Halt, ich will mich mal hineinlegen.

Er bemerkte, dass er wiederholt gähnte, wollte es sich aber nicht eingestehen und verzog noch einmal krampfhaft den Mund, als habe er Zahnschmerzen.

— Ich werde im Bette auf sie . . . . . warten! dachte er und lächelte.

Er entledigte sich seines Rockes und seiner Stiefel, ging auf die Estrade, schlug die Atlasdecke zurück und streckte sich behaglich hin.

— Wie nett ist es, ein paar Stufen hinaufzugehen, wenn man schlafen geht, dachte er; das Gitter mit den Chimären ist sehr schön; wie ruhig tragen diese Tiere die weisse Balustrade und welch eine Ruhe in ihren Köpfen mit den hinunterblickenden, seltsam starren Augen. Es ist sehr schön.

Er schaute hinauf. Die weissen Spitzenvorhänge warfen ihre gleichsam aus dem Bande der Krone hervorquellenden Falten um ihn. —

— Wie merkwürdig liege ich hier, dachte er wieder, so vollständig gekleidet! Ich kann mich aber doch nicht ganz ausziehen; es ist schon sonder-

Digitized by Google

bar genug, dass ich meine Stiefel nicht anhabe. Eigentlich ist dies keine Toilette, um sie zu . . . . . erwarten.

Nun wartete er wirklich, horchend, ob er nicht ein langwallendes Gewand rauschen höre.

— Nichts, dachte er, ich höre nichts. Wie langweilig! Ich wollte nur, ich sähe oder hörte etwas; ich fürchte mich nicht im Geringsten. Aber nun fängt es wirklich an langweilig zu werden!

Ja, in der That, es war langweilig. Das Bett unter der Decke war nicht geordnet; eigentlich lag er dort recht unbequem und dann so fremd, langweilig fremd. Er fand, dass die Sache Alles in Allem doch nur wenig Reiz habe. Und er stand auf, zog seine Stiefel und seinen Rock wieder an und ging ein wenig im Zimmer auf und ab. Nichts erschien, nichts ertönte, alles blieb ruhig. Und das vom Mondschein beleuchtete Zimmer war nicht mehr gespenstisch, es war jetzt nur ungemütlich; ungemütlich mit all diesen Möbelschonern, mit dem Laken über dem Spiegel: sogar das Bett war ungemütlich.

Er setzte sich wieder, versuchte es sich ein wenig bequem zu machen und horchte dann von Neuem. Es kam nichts, gar nichts.

— Nichts, dachte er, und fing an sich über sich selbst zu ärgern. Was will ich denn eigentlich hier? Welch eine wahnsinnige Idee von mir, hier eine ganze Nacht bleiben zu wollen! Es ist so lang, eine ganze Nacht! Ich bin müde und möchte mich gern ein wenig schlafen legen, wenn doch nichts kommt. Ich hätte Lust, hier nun laut zu schreien. . . . Halt . . . . . ob mich der Kerl wohl wirklich eingeschlossen hat?

Er schritt durch das Vorzimmer und rüttelte an der Korridorthüre. Sie war verschlossen.

— Wahrhaftig! dachte er ärgerlich. Der verrückte Mensch! Er glaubte, ich sei wahnsinnig. . . . Aber was thue ich hier denn auch eigentlich? Es ist langweilig hier; oh Gott, wie schauderhaft langweilig und öde ist es hier!!!

Er versuchte, Alles war er erlebt hatte, ein zweites Mal in Gedanken zu durchleben; er dachte an Ninette's erstes Entsetzen bei Marinus' Erzählung, an Das, was er empfunden hatte, betreffs der Seelensympathie. Aber es ging nicht mehr; nichts spiegelte sich mehr wieder in den Facetten seines Gehirns; er war müde, abgestumpft, er empfand keine Furcht, kein unheimliches, sonderbares Gefühl, und am allerliebsten hätte er schlafen wollen, in seinem eigenen Bette.

Dann, ärgerlich, blieb er lange Zeit still dasitzen, immerfort auf die Verbindungsthüre starrend. Unwillkürlich erinnerte er sich der Szene aus der „Weissen Dame", in welcher Aveuel die weisse Dame erwartet:

Viens, gentille dame . . . .!

Er musste unwillkürlich darüber lachen, aber blieb doch standhaft in seinem Aerger; mit gerunzelter Stirne und wütendem Blicke starrte er noch immer auf die Thüre, die Thüre des Ankleidezimmers, und starrte solange, bis ihn seine Augen schmerzten . . .

— Kommst du nun bald? rief er plötzlich aufgebracht.

Dann hörte er etwas draussen: laute schwere Schritte auf der Treppe. Er horchte und erblasste. Die Schritte kamen näher, wurden lauter und schwerer; sie verklangen in der Höhe.

— Ich bin wirklich wahnsinnig! dachte er. Das ist Marinus, der gebummelt hat und nun heimkommt!

Er gähnte fürchterlich.

— Oh Gott, ich halte es nicht mehr aus! rief er laut.

Ich habe es satt . . . . . .

Und energisch streifte er seine sämmtlichen Kleidungsstücke ab, lief so die Estrade hinauf, warf sich auf das Bett und breitete mitleidslos die Atlasdecke über sich aus.

Anfangs fror ihn tüchtig — es war so kalt in dem stets unbewohnten Zimmer — aber schon nach einer Viertelstunde schlief er fest.



Digitized by Google

Er schnarchte leicht. Im Mondenscheine stand dort, fleckenlos weiss das prächtige Bett; silbern erglänzte die Marquisenkrone, und die Straussfedernbündel auf den Spitzen des Betthimmels waren wie mit silbernen Schaumspitzen leise angetippt.

Sonst blieb das Zimmer still und unbeseelt: nur Hugo's Kleider und Schuhe warfen dunkle hässliche Flecken über die weissen Sammetstufen der Estrade: durcheinandergeworfene Kleidungsstücke und eine umgekehrte Stiefelsohle — — —

## XI.

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, ging Hugo, vom Portier aus seiner Gefangenschaft befreit, hinauf; er fand Marinus, laut schnarchend, im Bette. Hugo ging in sein eigenes Schlafzimmer, entkleidete sich und legte sich in sein Bett; er war totenblass und seine Augen öffneten sich weit, vor Entsetzen. Noch immer starrte er unbeweglich nach der Zimmerdecke; ihn fror bis ins Mark hinein.

Als er in dem weissen Bette erwacht war, hatte der Morgen grau hereingeschienen durch den einen geöffneten Fensterladen. Und da hatte er gesehen, dass das Laken von dem Spiegel heruntergerutscht war, und nur noch mit einem Zipfel an einer der Glasspitzen des venetianischen Rahmens hing.

Wie war das geschehen? Durch Zufall? War er vielleicht daran vorbeigegangen? War das Laken erst ein wenig, ganz unmerklich, heruntergerutscht und dann, während er schlief, vollständig?

Oder . . . .? War es Das? War ihr Bild in dem Spiegel erschienen und hatte sie nach ihm gesehen? Und er, er hatte dort die ganze Zeit geschlafen, während seine Kleider auf dem Boden zerstreut lagen!?!

Nie würde er das erfahren: er hatte geschlafen!

Zitternd vor Furcht und Kälte hatte er fortwährend den entschleierten Spiegel angestarrt; dann war er aufgestanden, hatte sich angekleidet, das Bett geordnet, die Decke darüber gebreitet und sich dann ruhig, kleinlaut hingesetzt und gewartet, bis der Portier kommen würde. Während dieser ganzen Zeit rührte er sich nicht; er fühlte sich so klein, so gering in der Unendlichkeit des Lebens und des Mysteriums von dem Tode. So unwissend in dem Unbekannten.

Zum Glück war der Portier früh gekommen, früh am frühen Morgen.

Mit wahrem Entzücken hatte er den Schlüssel sich im Schlosse drehen hören. Er hatte zu dem Manne gesagt, dass er nicht wisse, wie das Tuch von dem Spiegel gefallen sei. Weiter hatte der Portier nichts Ungeordnetes entdecken können: nur hätten die Stiefel des Herrn die weiss-sammetenen Stufen der Estrade ein wenig schmutzig gemacht, das könne man aber leicht wieder abbürsten. Der Portier hatte erleichtert aufgeatmet: wer weiss, was solch ein Narr hätte anrichten können!! Mit Wonne hatte er Hugo zum Zimmer hinausgehen sehen und er hatte lieber gar nicht gefragt, ob denn der Herr etwas gesehen habe: der Herr war zwar wohl etwas blass . . . . .

Nun, in seinem eigenen Bette, dachte Hugo an das hinuntergerutschte Laken. Aber nie würde er darüber etwas erfahren. Und ein Frösteln durchlief seinen Körper.

Warum hatte es so sein müssen: dass er dort hatte schlafen müssen, müde, ärgerlich über sich selbst, sich wahnsinnig findend, auf dem Bette der Marquise, jener armen Dulderin, die sich dort getötet hatte, um nicht länger zu leiden?? Warum war die Wirklichkeit so gänzlich verschieden gewesen, von Dem, was er sich eingebildet hatte, und vor Allem . . . . . vor Allem warum dieses Faktum: warum hatte er dort schlafen müssen, dort, auf dem nämlichen Platze, wo sie geschlafen hatte, wie kurz es denn auch gewesen sein mochte? Was hatte er mit ihr gemein? Was geschah zwischen

Digitized by Google

ihm und ihr? welches Fluïdum strömte zwischen ihnen Beiden, welche Elektrizität verband sie, welche Sympathie? Denn nun, in dieser Vormittagsstimmung des vernünftigen Ueberlegens, nach dem Entsetzen über das heruntergerutschte Tuch, schien es ihm plötzlich ganz unläugbar, dass ihre beiden Seelen verwandt waren.

Und den Augenblick, in welchem sich diese Verwandtschaft vielleicht offenbart hätte, hatte er verschlafen, dumm wie ein Trunkener unter der Atlasdecke versteckt!!?!

Aber über all dem stand dieses Faktum, unumstösslich, entsetzenerregend, vor seinem starren Blicke:

Er hatte schlafen müssen an dem Platze, an welchem sie geschlafen hatte; er hatte dort schlafen müssen!! Erst versuchte er dies Alles für Unsinn zu halten; aber die Thatsache blieb bestehen, sie war unerbittlich. Denn er hatte dort geschlafen. Mag auch Alles zu ändern sein in dieser Welt, nur die Vergangenheit nicht, und nun gehörte es schon der Vergangenheit an, dass er dort in jener Nacht geschlafen hatte! Dort an jenem Flecke und sonst nirgends! In jener Nacht hätte er an keinem anderen Platze schlafen k ö n n e n als dort!! Das Nachspiel des geheimnissvollen Seelendramas der unglücklichen Marquise hatte sein müssen, dass er, Hugo, eine einzige Nacht auf ihrer letzten Ruhettätte schlief . . . . . !

Und nun erschien ihm das Nachspiel noch geheimnissvoller als das Drama selbst. — — — — —

## XII.

Er schlief nicht mehr ein; als es halb elf schlug, stand er auf, kleidete sich an und ging durch das Rauchzimmer zu Marinus. Der war gerade aufgewacht, lag aber noch behaglich unter den Decken.

— So! rief er. Wo hast du denn die ganze Nacht gesteckt, du Schalk?

Hugo lächelte.

— Ich bin mit Braams auf dem Bummel gewesen, fuhr Marinus fort; 's war recht fidel . . . . Mein Feuilleton ist fertig; heute schick' ich den letzten Teil des Manuscripts nach Indien.

— Ich möchte dir was sagen, begann Hugo.

— So, was denn?

— Ich ziehe aus; ich will wo anders wohnen.

— Anderswo? Du bist verrückt; das ist hier etwas ganz Besonderes, etwas Aussergewöhnliches, was Einem nicht alle Tage geboten wird.

— Wohl möglich, aber wir wohnen hier sehr hoch und dann so weit von den Boulevards. Und ich habe gerade die Boulevards so gern!

— Ach was, das ist doch nicht weit!

— Verhältnismässig, das mag sein; aber ich finde es doch ziemlich weit; mindestens zwanzig Minuten zu gehen.

— Nun, das ist doch ganz nahe.

— Verhältnismässig, wiederholte Hugo.

— Und wohin ziehst du denn, wenn man fragen darf? warf Marinus hin.

— Ich weiss noch nicht, jedenfalls näher zu den Boulevards. Vielleicht in die Nähe von St. Germain l'Auxerrois, da hat man eine nette Aussicht auf die Kirche gegenüber.

— St. Germain ist auch nicht näher bei den Boulevards.

— Nun, das geht so — — —

— Also du gehst bestimmt?

— Ja.

— Kindisch, wirklich!

Hugo lachte.

— Du weisst, ich liebe die Abwechslung.



Digitized by Google

— Wo bist du heute Nacht gewesen?

— Warum?

— Weil du gewiss seit heute Nacht so veränderlich geworden bist! lachte Marinus breit. Was steckt dort bei St. Germain l'Auxerrois?

— Komm nur hin und sieh dir's an.

— Ja, das will ich thun, du Narr . . . . . A propos, du siehst so blass aus . . . .

— Ich packe jetzt meine Sachen, sagte Hugo ausweichend.

— Um Gotteswillen, welche Eile!

— Ja, ich gehe heute Nachmittag.

— Aber du hast das Zimmer gegenüber der Kirche doch noch nicht?!

— Nein, das stimmt! lachte Hugo. Ich will erst mal hingehen, das wird das Beste sein. Na, also auf Wiedersehen!

Er wandte sich zum Gehen.

— Sag mal, einen Augenblick bitte! rief Marinus. Weisst Du, worüber ich eben nachdachte? Ueber mein neues Feuilleton. Weisst du was ich thun werde? Ich habe einen ganz famosen Stoff an der Geschichte von der Marquise d'Yéména, jenem Selbstmorde hier unten. So ein wenig sensationell, aber auch nur ein wenig. Es wird wohl packen, denke ich; ich weiss schon, wie ich's machen werde. Und es wird mich gewiss inspiriren, dass ich hier wohne; vielleicht spukt sie hier noch herum und kommt dann gelegentlich zu mir, um mir ihre Geschichte zu erzählen!

Er lachte laut auf, entzückt von seinem neuen Plane und froh, dass er so gelungen war.

— Es ist eine gute Idee! sagte Hugo zustimmend. Ich werde später wohl davon hören. Nun adieu. Ich komme noch mal zurück, wenn ich das Zimmer habe.

— Addio, mein Lieber.

Hugo ging hinunter.

Bei der Loge des Portiers sah er dessen Frau. Er redete sie lächelnd an.

— Ich komme, um Ihnen für Ihre Freundlichkeit eine kleine Vergütung zu geben. Sie wissen schon, das von heute Nacht. — Er gab wieder einen Fünfzigfrankenschein.

— Und gleichzeitig möchte ich meine Wohnung kündigen; ich ziehe aus. Heute Mittag noch. Unter uns gesagt: meiner Ansicht nach ist hier in dem „Hôtel" nicht Alles in Ordnung. Ich habe es schon lange gedacht und nun weiss ich es bestimmt. Darum gehe ich lieber fort; es würde mich zu nervös machen, wenn ich hier wohnen bliebe.

Die Frau erblasste und sah ihn ängstlich an.

— Was haben Sie denn gesehen, gnädiger Herr? frug sie stotternd.

Nichts, nichts, ich spreche lieber nicht darüber. Ich werde mit Niemanden darüber sprechen; es würde dem „Hôtel" nur schaden: es würden keine Mieter oder Käufer kommen. Sprechen Sie bitte auch nicht mit meinem Freunde darüber, dass ich heute Nacht dort gewesen bin. Er weiss es nicht; er redet immer über Alles. Er könnte den Mund nicht halten. Ich komme später wieder um meine Sachen zu packen. Adieu.

Digitized by Google

# MÜNCHENER KUNST-SOMMER.

VON

MICHAEL GEORG CONRAD.

Wenn ich meinen Bauernschädel aufsetze und über die Sommerflur blicke, hei, wie der Weizenacker mich anlacht. Alle Halme fast gleich hoch, alle Halme fast gleich gelb, alle Aehren fast gleich geneigt in wuchtender Körnerschwere. Das weisse Brot duftet mir förmlich aus dieser gleichmässigen, gleichförmigen, gleichfarbigen Getreidefläche entgegen.

Aber, wenn ich näher trete, was ist das Schönste an dem brotverheissenden Weizenacker? Das Unkraut, das zwischen den Halmen blüht, das rot und blau und weissgrün aus der uniformen Fläche hervorklatscht, hervorspottet, hervoräugelt oder, nachdenksam verschämt, wie mit bösem Gewissen, hervorliebelt: die lasterhaft-dekolettirte, frech rote Mohnblume, die übermütige Kornrade in kokettem, fleischwarmem Sammetglanz, die bescheidenthuende sternförmige Kornblume, die lüstern wilde Wicke mit dem links und rechts sich anschlängelnden Stengel — — Unkraut, Unkraut, wunderschön!

Natürlich hat der Teufel das entzückende nichtsnutzige Zeug zwischen den braven Weizen gesät, damit der Bauer eine Augenweide und zugleich einen Aerger habe, wie bei allen sündhaft lustigen Dingen, die den Sinnen schmeicheln, aber das Gewissen verletzen und schliesslich auch am Geldbeutel gespürt werden. Verdammter Unkraut-Luxus in deiner teuflischen Pracht und Verführung!

Wie's im Evangelium steht: „Herr, haben wir nicht guten Samen auf Deinen Acker gesät? Woher kommt denn das Unkraut? Willst Du, dass wir hingehn und es ausraufen?“ Er aber sprach: „Nein, lasset Beides mit einander wachsen, bis zur Erntezeit, auf dass ihr mir nicht zugleich den Weizen mit ausraufet.“ Und so weiter. Am jüngsten Tag wird dann das herrlich entwickelte, in erstaunlicher Schönheit und reichem Samen prangende Unkraut im „höllischen Feuer“ verbrannt, der Weizen aber gesammelt in die „ewigen Scheunen.“

Denn das ist biblischer Parabelwitz: Der moralische Erzähler spricht vom Diesseits und meint das Jenseits, er spricht von Ernte und will verstanden wissen „jüngster Tag.“ Unsere moralischen Kunstrichter bedürfen dieser Umschweife nicht. Sie haben auch nicht die himmlische Geduld. Sie warten auch nicht bis zur „Erntezeit.“ Sie greifen mit den gerechten Henkershänden sofort nach der unkräutlichen Jugend in der Sünden Maienblüte und raufen aus, so viel sie erwischen können.

Auf den Fluren oder meinetwegen auch in den „ewigen Scheunen“ unserer Kunst-Ausstellungen habe ich stets eine rechtschaffen dickköpfige Bauernfreude empfunden.

Digitized by Google

Dieser brave, blühende, nahrungverheissende Weizen, gleich lang, gleich hoch, gleich farbig, gleich leicht oder schwer, kurze Aehren auf massenhaftem Stroh — alle Wände voll bis zum Dach hinauf! Diese die weiten Säle füllende Frucht erzeugt aus lauter gleichmässigem, akademisch gesiebtem, gewaschenem und getrocknetem Samen, nach den bewährtesten Kunst-Bauernregeln!

Himmelsaperment, natürlich war das die gute, die sittliche, die erfreuliche und nahrhafte Kunst.

Und dazwischen hinein das ruchlose Unkraut, keins dem andern gleich in Gestalt und Farbe, aber durchaus gleich frech in die Augen fahrend, die Begierde nach Schönheit, Freiheit, Freude, Jubel und allen Teufelsdingen reizend, voll bald süsser, bald bitterer Kraft — gar nicht zu sagen, was alles an offenem und noch viel mehr an verborgenem Zauber darinsteckte!

Und die frommen Kunstgläubigen schielten so von der Seite darauf hin, wandten sich um, der weiten, braven, brotschaffenden Weizenfläche zu, dann drehten sie aber wieder die Füsse und den Kopf, es riss sie förmlich — nein, dieses schreiende, tolle, höllische, lächerliche Unkraut, so voll von thörichtem, ausschweifendem Saft, so ohne alle tiefen, nützlichen Gedanken. Pfui Teufel! Das war nämlich die neue, die moderne, unter vielerlei Benennungen, je nach den vielen Spielarten, immer die gleiche schlechte, verdammenswerte Kunst!

Da wurde denn den Teufeln, die diese schlechte Kunst gesät hatten, die Geschichte zu dumm, sie fanden, dass sie die weiten öden Weizenflächen gar nicht brauchten, um zur Geltung zu kommen, die Gläubigen zu ärgern, die Ungläubigen zu entflammen und zu entzücken — und sie begründeten in München die erste „Sezession". Der Weizen solle für sich sein und das Unkraut solle für sich sein, und es werde sich dann schon zeigen, wo am meisten Kraft stecke, die Seelen zu fangen durch die Kraft der Schönheit in Farbe und Gestalt — ob bei der gepriesenen Weizenkunst oder bei der verfluchten Unkrautskunst.

Und richtig hatten wir bald das unerhörte Schauspiel: im königlichen Glaspalast eine reine Weizenausstellung, in der Prinzregentenstrasse eine reine Unkrautausstellung. Die Regierung, die von Alters her mit der Kirche, mit den Frommen und Gläubigen geht, hielt's natürlich zuerst mit dem Glaspalast und sandte ausschliesslich dorthin ihre Medaillen, Orden, Titel und Kaufaufträge. Die Kunstschreiber waren eine Weile starr, dann probirten sie den etwas löcherigen Mantel ihrer „ästhetischen Anschauungen" nach dem Winde zu hängen, dann sezessionirten sie auch. Das Publikum gleichfalls. Nach einigen reinlichen Probejahren hielten's die im Glaspalast nicht mehr aus, immer reichlicheres Unkraut sprenkelten sie in ihre Weizenflächen, die Regierung irrte von einem Weg zum andern, blieb gnädig dem Glaspalast und wurde huldvoll in der Prinzregentenstrasse — und heuer, im Hochsommer der Kunst, hat sich das Wunderbare vollzogen: im Glaspalast sieht man vor Unkraut bald den Weizen nicht mehr, und in der Prinzregentenstrasse, bei den „Sezessionisten", beissen sich die Teufel vor Vergnügen in die Schwänze, denn die moderne, neue, aber ewig alte Kunst des Wildwuchses, der freien Schönheit, der natürlichen Eigenart und individuellen Offenbarung hat über die nahrhafte Schablone und akademische Spekulation gesiegt — das weite Kunstfeld steht in herrlicher Unkrautsblüte. So dass sich die Ausschweifendsten schon wieder zu freuen beginnen, wenn in der ungeheuren bunten Pracht für die Erholung der Sinne einige rettende Weizen-Strohhalme auftauchen, denn für die ganze, grosse, ewige Schönheit im Wilden reichen selbst den Stärksten die Kräfte nicht immer.

Die Schaffenden, selbst wenn sie den keimreichsten Samen im Leibe haben, werden gern ein wenig lendenlahm und matt, sobald sie immer nur nach einer Richtung sehen, immer in der gleichen Furche bleiben. Das spüren die „Phantasten" und „Seelenmaler" zuerst. Der weite innere Anschauungskreis eines Böcklin oder Max Klinger ist nicht jedem gegeben, der bloss aus seiner ästhetischen Persönlichkeit heraus in Farben dichten und in Formen fabuliren möchte. Man merkt es heuer schon ein wenig, dass die lyrische

Digitized by Google

Leidenschaftlichkeit und der koloristische Entdeckerfanatismus sich abkühlen und erschöpfen, wenn man immer nur den eigenen Träumen nachläuft. Um sich ein wenig Schonzeit herauszuschlagen, ist es gut, wenn man sich, statt im Bizarren weiterzutaumeln mit wirbelndem Gehirn, lieber eine Zeitlang auf das „Gediegene" wirft. Wie es z. B. Julius Exter, nach den wilden Phantasie-Orgien der letzten Jahre, diesmal mit Glück versucht hat. Sein dreiteiliges Bild „Charfreitag" ist eines der schönsten der Sezessionisten-Ausstellung. Im Mittelbild sieht man ein Häuflein knieender Bauernfrauen in inbrünstiger Anbetung vor einem Gekreuzigten, der als lichte Vision in der trüben, kalten Luft erscheint. Auf den Seitenflügeln sind anbetende Engel-Gruppen, erstaunlich schlicht, lieb und keusch. Das ganze Gemälde, dessen Rahmen gleichfalls in auserlesenem Geschmack zu dem Bildinhalte gestimmt ist, wirkt wie ein inniges Gebet aus tiefergriffener Seele. Aehnlich hat auch Otto Eckmann mit seiner sechsteiligen Allegorie „die vier Menschenalter" eine der Hauptzierden im Glaspalaste zustande gebracht. Die nackten Menschen sind zart und klar im Ton, männlich edel in der Auffassung, im besten Sinn modern, ohne Effekthascherei. Letzteres kann von Leempoels Allegorie „das Schicksal und die Menschheit" (bei den Sezessionisten) nicht behauptet werden. In der Mitte des Bildes, etwas nach oben, starrt in greller Beleuchtung aus schwarzer Wetterwolke ein Menschenantlitz, eine Art Diefenbach-Kopf, oder eine Art Bartkometenkugel mit eingezeichneten Augen, Nase und Mund — wie man will. Und unten aus dem Rahmen vom Vordergrund an und sich unabsehbar im lichteren, gelblichen Hintergrunde verlierend, strecken sich unzählbare Hände, mit gespreizten Fingern viele, viele andere im Gebetskrampf, andere wieder allerlei religiöse Symbole, wie Kreuze, Bischofsstäbe u. dergl. heftig emporreckend. Man erinnert sich sofort, dass Gabriel Max vor Jahren schon einmal etwas Aehnliches mit aus dem Rahmen emporstarrenden Händen, zu denen sich der Beschauer die übrige Körperlichkeit denken musste, gemalt hat. Nichts ist im Grunde einförmiger, als die allegorische Phantasterei. Die Katze, wenn sie noch so gewagte Sprünge macht, fällt immer auf die alten Füsse.

Fritz v. Uhde, der ewig Unermüdliche in der Entwicklung seiner Palette, sucht die Einförmigkeit seiner evangelischen Bilder dadurch zu vermeiden, dass er neue Dominanttöne für seine Farbenakkorde sucht. Mit seiner „Grabtragung", dann mit „der Auferstandene erscheint den Frauen im Garten" hat er als beherrschenden Ton ein eigentümliches Rot angeschlagen, das zuerst zart und zitterig einsetzte und zu immer stärkerer, strafferer Fülle anschwoll. Jetzt hat er ein imposantes Bild ausgestellt: „Um Christi Rock", würfelnde Kriegsknechte in lauter lebensgrossen Figuren, worin jenes Rot zu einer gewaltigen Harmonie entwickelt ist. Koloristisch erinnert dieses Bild auch in keiner einzigen Nuance an die früheren Werke des Meisters, an das „Abendmahl", den „Gang nach Emaus" u. s. w. — es ist etwas völlig Neues. Fritz v. Uhde ist einer von den Grossen, die sich vom rüstigen Laufen erholen, indem sie neue Wege einschlagen.

Franz Stuck ist noch bei vollem Atem. Seine Sphinxe und Centauren haben ihn noch nicht müde gemacht. Gross und einfach, stark und wuchtig, setzt er seine mythologischen Visionen hin, bald den neckischen, bald den leidenschaftlichen Phantasten herauskehrend. Seine „Sphinx" ist diesmal besonders energisch in der Farbe geraten. Sie neigt sich mit dem Oberleib vom Sockel, um mit den Lippen und Pranken einen verliebten Jüngling tot zu herzen. Das weiblich Sinnliche und überschwänglich Ueppige hat er prachtvoll getroffen. In der Ausstattung mit Brüsten ist er sogar zu verschwenderisch gewesen. Nicht nur die oberen Menschenbrüste, auch die Tierbrüste am Bauche sind in einem Stadium der vollen Reife gegeben, dass man bei der gefährlichen Rätselfrau auf reichlich genossene Mutterfreuden schliessen muss. Nun meinen wir Leute vom Lande, dass eine so gesegnete Mutterschaft sogar einer „Sphinx" die Lust zum ewigen Weiterrätseln etwas beeinträchtigen dürfte.

Digitized by Google

Rätsel giebt uns auch Böcklin mit seinem anderwärts schon vielbesprochenen Dreiflügelbilde „Venus genitrix“ auf. Da ist allerlei Bedeutsames zusammengeheimnisst. Hauptsache bleibt aber bei diesem Meister immer der wundersame Reiz seiner Farben. Und als Kolorist hat er noch kein Atom seiner Frische eingebüsst. Er ist im Glaspalast wie in der Prinzregentenstrasse mit einer Reihe herrlicher Werke vertreten.

Einer, der auch noch keine Zeit fand, müde zu werden, ist Karl Marr. Er rastet nicht und rostet nicht. Er hat diesesmal dem Glaspalast das räumlich grösste und das strahlendste Bild geschenkt, ein Riesendeckengemälde, eine Jubelsymphonie, ganz auf Gold und Blau gestimmt, mit plastisch erhöhten, fingerdicken' Sonnenstrahlen: „Ikarus“. Einen solchen „Unglücksfall“ vom lichtwogenden, mit den schönsten und glänzendsten Figuren bevölkerten Himmel herab kann man sich schon gefallen lassen. Nur wenig kleiner im Format und um nichts weniger kunstvoll und geistreich ist die Komposition „Die Nornen“ von dem Tiroler Delug. Bezüglich der Auffassung hat sich der Maler wohl der Wagnerschen „Götterdämmerung“ erinnert, aber was er an Farbenzauber an Eigenem dazu gespendet, ist aller Ehren wert.

Wie gesagt, im Phantastischen sind die Leute von einer Gediegenheit, dass die verbissensten Handwerksmeister diesmal vor den Modernen die Waffen strecken müssen, da verfängt die raffinirteste Nörgelkritik nicht mehr. Und wir dürfen nicht undankbar sein aus heiliger Freude über den Aufschwung unserer deutschen Kunst: das Beispiel der Ausländer auf unseren Ausstellungen, namentlich der technischen Mustermaler unter den Franzosen und Engländern, hat uns reiche Frucht getragen. Unsere wildesten Unkräutlinge verstehen sich jetzt auf eine Feinheit und Sauberkeit der Mache, auf eine vollendete Durchbildung des Handwerksmässigen, dass man staunen muss. Und man geht hin und her, vom Glaspalast in die Prinzregentenstrasse und von der Prinzregentenstrasse zum Glaspalast und weiss nicht, wo man das beste Lob verzapfen soll.

Schliesslich vielleicht doch im Palast der Sezession. Denn da hat man die ausserordentliche Bequemlichkeit, die ganze moderne Kunstbewegung wie im Extrakt beisammen zu haben. In übersichtlicher und vornehm intimer Anordnung hat man da die ganze Gesellschaft der Neuesten und Allerneuesten beisammen, und wer den Katalog auswendig lernt, hat alle Namen am Schnürchen, auf denen der Stolz unserer Gegenwart und die Hoffnung auf die Zukunft beruht. Und was unsere Leute jetzt schon am allerbesten können und worin sie am deutschesten, d. h. mit Volksseele am gesättigtsten sind, ist hier vollständiger und nachdrücklicher gegeben, als im Glaspalast: nämlich die Landschaft mit und ohne Vieh. Da sieht man Dinge, wo auch das internationalste Gemüt zu beben anfängt und ausruft: Das kann nur ein Deutscher so empfinden und mit solcher Inbrunst und Andacht, mit solcher suggestiven Seelengewalt wiedergeben!

Zum Beispiel diese lebensgrossen Ziegenböcke von Zügel, oder diese am bitterkalten Winterabend heimziehende Schafheerde von demselben, oder diese sonnige, wonnige Idylle „Im Saugarten“ von Hubert v. Heyden. Nein, diese Böcke und diese Säue malt uns keiner auf der weiten Welt nach, so nicht, mit dieser himmlischen Poesie im Gewöhnlichen, mit dieser idealen Herrlichkeit, dieser transzendentalen Seligkeit im Animalischen. Lange ist mir nicht so das Herz aufgegangen wie vor diesen Heydenschen Säuen, so viel rosiges Fett und Daseinsglück hab' ich in meinen optimistischsten Träumen nicht gesehen. Da wird aller Pessimismus jammervoll zu Schanden. In diesem „Saugarten“ muss man Schopenhauer und Nietzsche lesen — und dann wird dem Begriffstützigsten Alles, Alles klar. Ein überzeugenderer Hymnus an das Leben ward noch nicht gesungen, als von diesen olympischen Säuen.

Ja, unsere Landschaft und unser Vieh — das ist der Triumph unserer diesjährigen Hochsommer-Kunst in München. Was z. B. an kirchlichen, religiösen, patriotisch-soldatischen oder salonlebigen Darstellungen vorhanden

Digitized by Google

ist — es ist nach meinem Bauerngeschmack glücklicherweise nicht viel — muss vor Land und Vieh die Segel streichen. Das ist der Gipfel.

Der nächste Gipfel ist der nackte Mensch.

Von dieser von den Prüden und von der Polizei wenig beliebten Spezialität sind diesmal eine ganze Reihe ausserordentlicher Belegstücke vorhanden: „Adam" von Karl v. Ferenczi, „ein Menschenpaar" von Max Slevogt, „Adam und Eva" (von hinten gesehen, mit gottvoller Landschaft) von Max Pietschmann, die „Nacht" (grausig schön in Wohlbeleibtheit und Kraft, das Weib licht wie ein Engel, der Mann schwarz wie ein Teufel, aber sie werden schliesslich doch über die Couleur ihres nächtlichen Abenteuers einig werden), „Salomes Tanz" von Max Slevogt, „Idyll" (Knabe und Mädchen im Handgemenge des ersten Liebeserwachens, zauberhaft schön, unglaublich keusch) von Richard Riemerschmid, „Vor dem Bade" von Landenberger u. s. w. u. s. w.

Und dann das Menschliche in mehr oder weniger Kleidern, als Bildnis- und Charakterstudie, ist dabei auch nicht zu kurz gekommen. Lenbach hat natürlich wieder seinen alten Extrasaal im Glaspalast und er hat neue Sachen hineingebracht, u. a. einen blaugrauen Richard Voss, einen feierlich verzückten Johann Strauss, die ihn in ungeschwächter Kraft als Seelenschilderer und Gesichtsforscher zeigen. Aber auch die Jungen und Jüngsten sind mit Meisterstücken angerückt. So Leo Samberger mit vier Männerporträts, wie er noch wenige gemalt hat, und er hat doch schon ganze Reihen sehr guter gemalt, Karl Haider, Georg Sauter, Hans Anetsberger mit sehr eindringlichen, interessanten Charakterköpfen.

Also unsere Malerei ist auf der Höhe, auf der leuchtendsten Höhe.

Und unsere Plastik? Die wollen wir uns in einem nächsten Aufsatze besehen. Denn die eigentliche handfeste, augensichere Volks- und Bauernkunst ist und bleibt sie doch. Ihre Sprache ist rund, direkt, ohne koloristische Metapher. Da weiss der Ungelehrteste gleich wo und wie.

Digitized by Google

# RUNDSCHAU.

## UNSERE LITTERATURGESCHICHTE.

Von Dr. MAX OSBORN.

Als vor fünf Jahren die ersten Hefte dieser Zeitschrift der neuen deutschen Litteratur ein Heim gründeten, flüchteten in diese Freistätte modernen Lebens, wo Schablone und Konvention verpönt waren, auch andere Revolutionäre, die sonst in deutschen Landen nicht recht Unterkunft finden konnten. Die abtrünnigen, von Haus und Hof des deutschen Philisters und seiner Organe vertriebenen modernen Richtungen der bildenden Kunst, der Musik, der Philosophie, der Naturwissenschaften, der Staatsanschauung, der Ethik, der Pädagogik und sogar der Rechtswissenschaft — sie alle kamen und wärmten sich am Feuer der „Freien Bühne" die Hände. Da erschien auch, gereifter schon als die jugendlicheren Genossen die „neue Litteraturgeschichte" und setzte sich in den Kreis. Im 10. Hefte des 1. Jahrgangs (vom 9. April 1890) stellte sie sich vor; Otto Pniower geleitete und charakterisierte sie. Er zeigte, wie im Gegensatz zu einer älteren Art der Litteraturforschung, deren Hauptbestreben es war, den geistigen Gehalt der Dichtungen darzulegen und die Ideen der Werke herauszuschälen, eine jüngere Methode sich zur Herrschaft emporgearbeitet hatte, die unter dem Einflusse der Philologie einerseits und der Naturwissenschaften andererseits in alle Winkel und Eckchen der Dichtung selbst wie der Arbeit ihres Schöpfers hineinleuchtet, auch das Kleinste beachtet und eine genetische, analytische Betrachtung an Stelle der allgemeinen ethisch-ästhetischen setzt.

Gewiss hat diese „neue Litteraturgeschichte" viel Gutes gewirkt. Sie hat zunächst den unfähigen Nachahmern der grossen Vorbilder, den unwissenden Nachtretern der Gervinus und Hettner gründlich das Handwerk gelegt. Die Litteraturfaseler, die mit der allgemeinen Phrase „das Ideale" feiern, die mit einer dicken ästhetischen Gefühlsbrühe die Riesenlücken ihrer Kenntnisse zu verdecken streben, sind kaum mehr möglich. Die Litteraturgeschichte ist wissenschaftlicher geworden, exakter und gründlicher, sie dringt tiefer in die Geheimnisse ihres Forschungsgebietes, und an Stelle wohlfeiler und trivialer Bewunderung trat auch beim erhabensten Stoff objektive Beobachtung. Man sieht das Leben eines grossen Menschen an wie ein Organisches; man sucht die Gesetze, nach denen es sich entwickelt. Und ebenso wie dem Ganzen, ergeht es den selbständigen Teilen, den einzelnen Werken.

Als ein Muster für diese Art der Litteraturbetrachtung kann man die vor kurzer Zeit erschienene vortreffliche Goethebiographie Richard M. Meyers*) nennen. Sie dient, als eine preisgekrönte Arbeit der von Anton Bettelheim herausgegebenen Sammlung „Geisteshelden", von Hause aus halb-populären Zwecken. Das eigentliche grosse Werk über Goethe, das auf Grund des gesamten riesenhaften, im Weimarer Archiv aufgestapelten Materials und der historisch-kritischen Ausgaben von Goethes Werken, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen einmal geschrieben werden muss, ist es natürlich noch nicht und will es auch gar nicht sein. Wer weiss überhaupt zu sagen, aus wessen Händen uns dies einmal beschert sein wird. Gustav von Loeper war dazu ausersehen. Aber er starb, bevor er an die Arbeit gehen konnte. Und es ist wohl mehr als zweifelhaft, ob der kluge Goethe-Kenner trotz all seines Wissens, trotz all seines guten Geschmacks uns das geboten hätte, was

*) Goethe. Von Richard M. Meyer. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, Ernst Hoffmann & Cie. 1895.

Digitized by Google

wir erwarten. In dem kleineren Kreise, den sich R. M. Meyer gezogen hat, ist sein Buch eine ausgezeichnete Leistung. Mit feinem Sinne werden die „Vorbedingungen" dargelegt, Zeitumstände, Milieu, persönliche und litterarische Einflüsse gekennzeichnet, ohne dass bei der Zerlegung der Elemente einen Augenblick die grosse Individualität im Ganzen zu kurz kommt. Die innere und äussere Entstehungsgeschichte der Werke wird vor uns ausgebreitet, das Einzelne in den engeren Zusammenhang der Goethischen Dichtwelt und in den weiteren der deutschen und der Weltlitteratur gerückt. Verborgenen Fäden wird nachgespürt, und die grosse Einheit des Gewaltigen im Gange seiner stetigen Fortentwicklung festgehalten. Mit einem souveränen grossen Zug werden die Resultate der zersplitterten Specialforschung vieler hunderter fleissiger Männer zusammengepackt, und nur an einer Stelle, wie mir scheint durchaus mit Recht, im Kapitel über das Wachsen der Faustdichtung, wird dem Leser ein Blick eröffnet auf den Arbeitstisch des Goethe-Philologen. Es sei dem Verfasser verziehen, wenn er hie und da einmal seinem Heros zu Liebe eine höchst ungerechte Bemerkung auf die litterarische Entwicklung nach Goethes Tode macht.

Den ganzen Menschen zu schildern, seine Persönlichkeit in ihrem innersten Kern zu erfassen versucht auf ähnlichem Wege Georg Brandes*) in seinem soeben erscheinenden Werke „William Shakespeare". Er rafft von allen Seiten zusammen, was er von Überlieferungen finden kann, prüft alles mit scharfer Kritik und formt mit grosser Kunst aus dem spröden Material ein prächtiges, rundes, lebensvolles Bild. Von dem ruhigen, klaren Stil seiner Darstellung kann mancher lernen. Aber auch von seiner Art, Ergebnisse der Philologie zu behandeln, sie vorzubringen und zu dem Zwecke des Ganzen zu verwerten. Und Brandes hatte sich auch durch einen ungeheuren Wust von Einzelforschungen hindurchzuwinden. Sein Werk giebt der Shakespeare-Philologie der Berechtigungsschein zu ihrer Existenz, ebenso wie das R. M. Meyers ihn der Goethephilologie verliehen hat!

Die Goethe-Philologie steht seit Jahren auf dem exponiertesten Posten der „neuen Litteraturgeschichte." Sie hat die meisten Angriffe zu erfahren gehabt, berechtigte und unberechtigte, von allen Seiten. Von Unverständigen und von Verständigen. Von Unverständigen, die es nicht begreifen können, dass nun einmal die exakte, fast handwerksmässig anmutende Einzelforschung notwendig ist, wenn man dem Riesenobjekt von allen Seiten nahe kommen und es in alle Tiefen durchblicken will, dass die Kärrnerarbeit nicht zu entbehren ist, wenn einmal ein König kommen soll, der bauen kann und will. Von Verständigen aber, die mit Betrübnis sehen, wie die Gefahr wächst, dass der Kleinkram über Gebühr im Werte steigt, dass eine Überschätzung minder-wertiger Thätigkeit heranreift. Es ist ja das Unglück der Philologie überhaupt, dass ihre Jünger gar so leicht von einer bedenklichen Liebesleidenschaft für ihre speziellen Aufgaben gepackt worden, und, weil diese Liebe blind macht wie jede, nichts mehr sehen von dem, was dicht um sie herum vor sich geht, geschweige dass sie noch hoch oben, auf dem Gipfel des Berges, etwas erkennen könnten. Das ist das unselige Zaubertränklein, das den Philologen gebraut wird, und wer es nicht vertragen kann, der sieht Helenen in jeder Vettel. Bei den Bekennern der klassischen Sprachwissenschaft bemerken wir das gar nicht mehr sonderlich; da sind wir's leider schon gewöhnt. Bei der jüngeren Sekte der philologischen Litteraturhistoriker fällt das mehr ins Auge, und wir sind tief im Herzen empört, wenn ein ordentlicher Professor mit ernstem Gesicht nebensächliche Notizen von Goethes Diener über eine Reise des Dichters so sorgfältig behandelt wie etwa ein neu aufgefundenes geniales Fragment, das herrliche, bisher unbekannte Pläne ahnen lässt. Der Philologe hat die Pflicht und Schuldigkeit, wenn er nur ein kleines Beiwerk liefert, fortwährend dessen eingedenk zu bleiben, dass es eben nur Beiwerk ist. Auch für die deutsche Litteraturgeschichte hat die Philologie mit ihrem Segen ihren Fluch gebracht. Auch hier hat die unselige Doktrin F. Ritschls gewirkt, „dass es gleichgültig sei, wo der Philolog stehe, wenn er nur seine Pflicht tnue", dass alle Probleme für ihn gleich viel wert seien, das kleine so viel wie das grosse.

Mit äusserster Schärfe hat sich Wilhelm Scherer, einer der vornehmsten Vertreter der philologischen Litteraturgeschichte, gegen diese verderbliche Theorie ausgesprochen und warnend darauf hingewiesen, „wie grosse Gelehrte ihre Kräfte mutwillig an Nichtigkeiten verschwendet haben." Nur in der Überschätzung liegt das Gefahrvolle. Die kritischen Ausgaben unserer grossen Dichter beispielsweise sind gewiss höchst verdienstvolle und ungemein wichtige Thaten gewesen. Aber auch die Schätzung dieser Leistungen muss eine Grenze haben. Der Litteraturgeschichte Höchstes ist es nicht! Welch eine Unsumme von Zeit und Arbeitskraft haben nicht Gelehrte in den Jahren ihrer frohesten Begeisterung, ihres

*) G. Brandes, William Shakespeare. 1.—3. Lfg. Paris und Leipzig, Alb. Langen. 1895.

Digitized by Google

besten Könnens an „kritische Ausgaben“ gewendet, seitdem Karl Lachmann nach den Prinzipien der klassischen Philologie seine grosse Lessingausgabe veranstaltet hat! Und wie viele vor allem sind nicht ganz und gar stecken geblieben in dem Kleinkram, so tief, dass sie das Haupt nicht mehr erheben konnten! Wie wenige haben die Gabe mit auf die Welt gebracht, sich bei Gelegenheit so schütteln zu können, dass der ganze Bücherstaub abfällt, und der Blick wieder frei wird!

Nicht minder falsch indessen als die übertrieben philologische Methode ist ihr Gegenstück, die übertrieben ästhetische, die vor einigen Jahren Hugo Falkenheim*), ein begeisterter Schüler Kuno Fischers unter panegyrischen Lobpreisungen der Werke seines Meisters laut empfahl. Gewiss mag auf diesem Wege Erspriessliches geleistet werden, aber es ist immer nur ein Teil der Litteraturgeschichte, der im besten Falle geliefert wird, niemals Litteraturgeschichte selbst. Wird bei den Philologen den Einzelheiten ein zu grosser Wert für die endgiltige Betrachtung beigemessen, so hier ein zu kleiner. Die Litteraturgeschichte wird hier gewissermassen zu einem Teil der Geschichte der Philosophie gemacht, während sie in Wahrheit doch ein Teil der allgemeinen historischen Wissenschaft ist.

Das ist der Kern der Sache. Die Geschichte des geistigen Lebens eines Volkes gehört mit zum Bestand seiner Geschichte schlechthin. Darum giebt es nur eine einzige Grundlage für die Litteraturgeschichte: die historische. Das philologische Element einerseits, das philosophisch-ästhetische andrerseits gehören selbstverständlich untrennbar dazu, aber sie dürfen sich niemals in den Vordergrund drängen. Und soll eins von beiden gar das Fundament bilden, so kann der Bau, der sich auf ihm erhebt, nicht fest gefügt sein. Historiker im weitesten Sinne muss der sein, der mit Fug Litteraturgeschichte treiben und schreiben will. Alle Zweige der Historie muss er verfolgen. Mit gutem Recht zogen darum die Begründer der seit 1892 erscheinenden „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte“, Julius Elias, Max Herrmann und Siegfried Szamatólski, zahlreiche Grenzgebiete in den Kreis ihrer Betrachtung: politische Geschichte, Kulturgeschichte, Theatergeschichte, Geschichte des Journalismus, der bildenden Kunst, der Musik, der Philologie, Theologie, Philosophie, des Buch- und Schriftwesens, der Pädagogik, und mit Recht hat die ausgezeichnete vierteljährliche Bibliographie, welche die unter August Sauers vortrefflicher Leitung erscheinende Zeitschrift „Euphorion“*) zur Informierung der Litterarhistoriker bringt, diese Rubriken übernommen.

Nur so, auf der Grundlage umfassender historischer Kenntnisse, kann sich die Litteraturgeschichte kräftig entwickeln. Und nur Philologenhochmut oder Philologeneinseitigkeit kann das theoretisch bestreiten oder praktisch vernachlässigen. Nicht zufällig ist der glänzendste Historiker unserer Zeit zugleich einer der hervorragendsten Litterarhistoriker des 19. Jahrhunderts: Heinrich v. Treitschke, dessen klaren Blick freilich wieder seine ungebändigten Tendenzen verwirren.

Es ist seltsam, dass trotz der herrschenden Neigung, den Forderungen des exakten Erkennens vor den Forderungen des Geniessens den Vortritt zu lassen, dennoch die Geschichte des geistigen Lebens einer bestimmten Epoche heute meist ganz falsch behandelt wird. Nur der Mangel an echtem historischen Sinn kann es erklären. Aber man verletzt damit eigentlich die eigenen Prinzipien der strengen Wissenschaftlichkeit. Man beschreibt und bespricht nämlich fast stets nur eine Geschichte der Litteraten-Litteratur, nicht auch der Publikum-Litteratur. Und doch ist diese, wenn man das Ganze historisch auffasst, nicht minder wichtig als jene. Die Menschen und Werke, die in einer Zeit den grössten Einfluss ausüben, die jeder kennt, und die hunderttausendköpfige Bewunderung erreichen, die Dramatiker vor allem, deren Stücke mit tosendem Jubel beklatscht werden, sie kommen heute viel zu kurz. Iffland, Kotzebue, und ihre Leute z. B. werden viel zu wenig behandelt. Litterarisch mögen Sie uns zum Ekel sein, historisch hat Ekel und Verachtung nicht mitzusprechen. Diese Schriftsteller haben Jahrzehnte hindurch das Volk beherrscht, wie vorher und nachher andere Männer zweiten und dritten Ranges das Scepter geschwungen haben. Kotzebues Stücke sind nach einer genauen Statistik allein am Wiener Hofburgtheater im ganzen bis heute so oft gespielt worden, dass die Vorstellungen zehn runde Jahre, rechnet man die zwei Monate jährlicher Theaterferien mit, zwölf volle Theaterjahre ausmachen würden! Neben der Geschichte der Blüte des geistigen Lebens fehlt uns nahezu völlig die Beschäftigung mit der Entwicklung des übrigen geistigen Lebens. Die breiten und starken Unterströmungen liess man fast ganz unbeachtet oder man that sie nur negativ ab bei Betrachtung der Oberströmung. Gewiss ist diese letztere

*) Kuno Fischer und die litterarhistorische Methode. Von Hugo Falkenheim. Berlin, Speyer und Peters. 1892.

*) Euphorion. Zeitschrift für Litteraturgeschichte. Bamberg, Buchner. 1894 f.

Digitized by Google

glanzvoller und grossartiger, ihre Erforschung sicherlich genussreicher und praktisch wichtiger. Aber die eingehende Beschäftigung mit der Publikum-Litteratur ist wissenschaftlich ebenso wichtig und interessant. Man verstehe mich nicht falsch: ich will nicht eine Behandlung der kleinen Geister vorschlagen, wie ich sie bei den grossen zurückgewiesen habe, ich will keine Kotzebue-Gesellschaft gründen; nur die unumgängliche Notwendigkeit, diese Dinge in allgemeiner historischer Betrachtung mit heranzuziehen, sei betont! Nehmen wir unsere heutige Zeit und denken wir uns die litterarhistorische Darstellung, die sie nach Analogie der jetzigen Zustände in Zukunft finden wird. Die Herren Kollegen des nächsten Jahrhunderts werden die Entwicklung aus der Epigonenzeit verfolgen, sie werden von Wildenbruch reden, dem ehrlichen, letzten Jambendichter, von Sudermann, der lavierenden Übergangserscheinung, von Gerhart Hauptmann, dem fertigen Meister einer neuen grossen Kunst, und von der kleinen Schar, die sich um diese drei historisch hervorragenden Erscheinungen herumgruppieren lässt, um schliesslich bei denen um Hauptmann, wo die kraftvollsten und die für die weitere Entwicklung wichtigsten Talente sich befinden, zu verweilen; sie werden dann mit heiligem Eifer die verschiedenen Strömungen der Moderne zu trennen und zu charakterisieren suchen und ein mehreres von Realismus, Naturalismus, Symbolismus, von Naturkunst und Phantasiekunst reden. Aber wo bleiben die Leute, denen heute das Volk zujubelt, das Volk, d. h. nicht die Arbeiter, die Proletarier, die „Ungebildeten", sondern das sogenannte „gebildete Bürgertum", wie es sich in liberalen Wahlaufrufen so gern nennt, die Besitzenden bis in die höchsten Kreise hinauf. Ich möchte wetten, dass die Kadelburg und Schönthan und Blumenthal und Moser, die heute die Bühnen Deutschlands wirklich und wahrhaftig beherrschen, viel zu kurz kommen und ganz falsch beleuchtet werden. Ich bin überzeugt, dass man von „Charley's Tante", dieser Clown-Posse, an der sich das deutsche Volk von den tiefsten Schichten bis zu seinem höchsten Vertreter ergötzt hat, nicht einmal einen Text finden wird! Denn es giebt im Kultusministerium leider noch keine Abteilung für Litteraturgeschichte, die von Adolf Ernst Pflichtexemplare seiner Buhnenstücke einforderte, damit diese sehr wichtigen Dokumente in einem Archiv für die Geschichte deutschen Geisteslebens nicht fehlten! Und so wird voraussichtlich in der kommenden Litteraturgeschichte unserer Zeit, historisch genommen, ebenso die Hälfte fehlen wie in unsern jetzigen Betrachtungen früherer Epochen.

Der Mangel an historischem Sinn zeigt sich auch in der Stellung, die unsere zünftige Litteraturgeschichte mit geringen Ausnahmen zu den modernen Strömungen genommen hat. Es fehlt im Ganzen der Blick für die sozialen, politischen, philosophischen Vorbedingungen der neuen Dichtung, es fehlt die Freude an diesem grossartigen litterarhistorischen Schauspiel, das uns mit zu erleben vergönnt ist. Es ist zwar nichts neues, dass die Gelehrten von den Vorgängen ihrer Zeit nichts verspürten und kalt blieben inmitten all der Flammen, die um sie her fröhlich loderten; aber es ist doch nicht unbedingt nötig, dass die alte, schlechte Sitte immer gewahrt bleibt. Das eingewachsene Vorurteil, dass es nicht „wissenschaftlich" sei, sich mit der umgebenden Gegenwart zu beschäftigen, gewinnt hier wieder praktische Bedeutung. Ausgezeichnete Gelehrte, vortreffliche Kenner und feinsinnige Schilderer vergangener Zeiten haben heute wie früher oft gar keinen Sinn für das brausende Leben der Zeit, in der sie stehen. Zusammen hängt damit auch hie und da der verdammte Philologendünkel, der den Wissenschaftler am liebsten über den Künstler stellt, und der nicht die Ehrfurcht vor der schöpferischen Produktion kennt. Die jüngsten Jünger sind hier oft die Schlimmsten. Grüne Kerle, die kaum einen deutschen Satz schreiben können, die höchstens das Nibelungenlied präparieren und Goethes Fremdwörter zählen, zucken die Achseln über die Altersgenossen, die sich in heissem Durste nach dichterischem Schaffen verzehren, denen das Herz zerblutet in wilden inneren Kämpfen. Aber auch ältere Herren lassen es nicht an sich fehlen und sie, die Studium und Amt innig mit der Litteratur verknüpft, wollen, wie alle Philister, nichts wissen von den „Schreibenden" rings umher; nur die Toten lassen sie gelten. Und wie der Umgang mit den lebenden Litteraten nicht standesgemäss erscheint, so auch die Beschäftigung mit der lebenden Litteratur. Nur wenige Ausnahmen regen sich. Als August Sauer, Professor an der Universität Prag, einer unserer vortrefflichsten und schätzenswertesten Litterarhistoriker, das Programm zu seinem schon genannten „Euphorion" versandte, da schrieb ihm selbst ein guter Freund, Anton E. Schönbach, Professor in Graz, in einem offenen Briefe: „Dass ich's kurz sage, ich glaube, die moderne deutsche Litteratur ist in deinem Programm etwas dürftig bedacht. Sie wird erwähnt: du willst auch ‚ihre Ausbildung bis auf die Gegenwart heraus begleiten', aber mit einem Beisatze, aus dem ich lese, dass sie doch wie kleines

Digitized by Google

Strauchwerk, das wir vor ein mächtiges Denkmal pflanzen, mehr dazu dienen soll, uns die Grösse der alten Kunst recht ermessen zu lassen, als dass wir ihrer Blüten selbst uns erfreuen, ihre Früchte für sich geniessen sollen." Schönbach hat auch selbst seinem hübschen Büchlein „Über Lesen und Bildung"*) in erneuerten Auflagen sorgfältige Betrachtungen über die neuere deutsche Dichtung, über den Realismus, über Henrik Ibsen eingefügt. Man darf es weder ihm noch dem Bonner Professor Berthold Litzmann**), der seine Vorlesungen über das deutsche Drama der Gegenwart drucken liess, sonderlich übel nehmen, wenn gar so viele schiefe Urteile darin zu finden sind, wenn Sudermann dauernd überschätzt wird und Gerhart Hauptmann dauernd nicht den richtigen Platz erhalten kann. Man muss schon froh sein, dass es überhaupt akademische Lehrer giebt, welche der neueren deutschen Dichtung in ihrem Museum Aufnahme gewähren, die sich nicht scheuen, von gestrengen Fachgenossen vielleicht als „Feuilletonisten" gebrandmarkt zu werden. Die beiden Gelehrten sind überdies in der Lage, seit Jahren in kleinen Städten, in weiter Ferne von dem Mittelpunkt des wogenden Getriebes, zu sitzen. In Berlin, an der Stätte, wo die Dinge selbst geschehen, wo eine Persönlichkeit wie Erich Schmidt, dessen heller Geist allen Interessen offen steht, das Katheder inne hat, kann ein moderner Litterarhistoriker eher gedeihen.

Aber nicht nur äusserlich-stofflich kann die intime Beschäftigung mit der modernen Dichtung der Litteraturgeschichte neues Leben zuführen, sie vermag es auch, die Art der Betrachtung älterer Perioden zu modifizieren, von neuem Standpunkt aus neue Dinge sehen zu lassen. Es finden sich interessante Aufgaben, die bisher unbekannt waren. Zunächst in der Erforschung der historischen Zusammenhänge zwischen Gegenwart und Vergangenheit. So hat beispielsweise einmal Paul Schlenther in einem ausgezeichneten Vortrage „Goethe und der Naturalismus" gezeigt, wie die Fäden herübergehen vom Dichter des Goetz, des Werther, des Egmont, von den Sätzen des Weisen von Weimar zu modernen Dramen und Romanen und zu moderner Kunstanschauung***). Die Betrachtung Grillparzers, um nur ein Zweites zu nennen, wird eine ganz andere, wenn man die heutige Litteratur kennt und beherrscht; Emil Reich*) in seinem Buche über die Dramen des österreichischen Dichters hat das bewiesen.

Schliesslich aber und vor allem kann die Litteraturgeschichte, wenn sie will, reichen Gewinn ziehen aus der neuen Kunst, Menschen zu erfassen und darzustellen. Von den psychologischen Bestrebungen moderner Dichter, von ihrem unablässigen Bemühen, in die Tiefen der Seele hineinzuleuchten und alles, alles in ihr und um sie in Betracht zu ziehen, um das Gesamtbild zu gewinnen, kann der Litterarhistoriker lernen. Hier kann er seine Fähigkeit, zu analysieren und zu charakterisieren, bilden, hier kann er sich vervollkommnen für seine höchste Aufgabe, für die zusammenfassende Schilderung. Denn da ist sein eigenstes Reich, da baut er von neuem selbst wieder auf, da reproduziert er selbständig ein Stück geschichtlichen Lebens, da sieht er den Gipfel seiner Thätigkeit, weil es ihm vergönnt ist, sich dem schaffenden Künstler, gegen dessen gottbegnadetes Können ihm sein eigenes Thun oft recht erbärmlich vorkommen muss, einmal nahe zu fühlen.

*) Über Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. 4. Aufl. Graz, Leuschner u. Lubensky 1894.

**) Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berth. Litzmann. Hamburg und Leipzig, L. Voss. 1894.

***) Das Buch: Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf die Gegenwart von Eugen Wolff führt durch seinen Titelzusatz irre. Es kommt für uns wenig in Betracht.

## INTIMES THEATER.

Von WILHELM HEGELER.

Vor einigen Wochen, gerade in den Tagen als Ernst Possart mit einem neuen Plan kreisste, der in recht dicken Massen die Fremden nach der Stadt mit dem Hofbräuhaus locken sollte, als alle Litfasssäulen es durch die Strassen schrieen, dass man am Hoftheater eine Gesamtaufführung von Goethes „Faust" plane, mit noch nie dagewesener Pracht der Dekorationen, mit allem Spuk modernster Technik, also in diesen Tagen, wo ein jeder vom Faust sprach und von den ungeheuern Maschinen, die nötig waren, um ihn aufzuführen, da sassen in einem Bierkeller des nördlichen München, dort wo es an Schwabing grenzt, einige junge Dichter, zumeist Dramatiker, die über Kunst schwatzten und über alles, was drum und dran hängt. Von der Faustaufführung kam man aufs Theater im allgemeinen zu sprechen. Überall wo man hinblickte, goldene Misere. Überall Opern, Operetten, Possen und Ballets. Das ernste Schauspiel war fast verdrängt. Und wo es auftrat, musste es sich auch die

*) Grillparzers Dramen. Fünfzehn Vorlesungen von Dr. Emil Reich. Dresden, Pierson. 1895.

Digitized by Google

goldgestickten Lumpenfetzen moderner Dekorationstechnik umhängen, und die Dichtung herhalten zu einem Ausstattungsstück.

Während die Freunde schwatzten und schalten, brachte einer von ihnen, Max Halbe, einen Plan vor, den er schon lange bei sich herum getragen hatte.

Man sollte auch ein Theater gründen und selbst Theater spielen. Ein Theater wie man es wohl früher gekannt, wie es aber seit langem abgekommen war. Ohne festes Haus, ohne erhöhte Bretter, ohne Coulissen und Dekorationen. Eine Bühne, die man überall aufschlagen könnte, wo nur Platz war für die Zuschauer, im Salon, im Gartenhaus, im Park, auf Feld und Wiese. Und spielen sollte man alles, was nur des Auswendiglernens würdig sei. Die Stücke der jungen Naturalisten, symbolistische Stücke Maeterlinks, sogar die der alten Romantiker, wenn nur noch Leben darin sei, und ein Bröckchen Kunst.

Aber das sollte der Unterschied sein: dass man die nackte Dichtung gäbe, nichts minder, nichts mehr. Man sollte der Phantasie der Zuschauer wieder vertrauen, dass diese selbst die Scenerie, in die der Dichter seine Handlung verlegt, in ihrem Geist aufbauten, viel besser, viel glänzender und stimmungsvoller als der geschickteste Regisseur es könnte.

Es ist bezeichnend, dass gerade Halbe sich am meisten gegen die allzu aufdringliche und äusserlich naturalistische Ausstattungstechnik, wie sie seit den Meiningern auf der Bühne gebräuchlich ist, empört hat. Vor einigen Jahren als man noch von ihm nur in engeren Litteraturkreisen wusste, hat nach der Aufführung des „Eisgangs" eine Schriftstellerin darauf hingewiesen, dass durch ihn das Theater zum ersten Mal wieder einen Dichter bekommen habe, der in eminentesten Sinne ein Dichter der Stimmung sei. Wenn dies sich schon im „Eisgang" zeigte, so trat es noch mehr hervor in dem nächsten Stück, in der „Jugend".

Jugend — welch ein Stimmungsgehalt liegt nicht schon im Worte selbst!

Und der grosse Erfolg des Stücks, diese ewige Lebendigkeit kommt zumeist daher, dass man Jugend und Frühling auf den Brettern sah, die man mit verräucherten, roh gestrichenen Coulissen, mit unwahrer Atelierpracht ausgestattet zu sehn gewohnt war.

Blumendüfte, das Scharren der Hühner auf dem Mist, weiche, träumerische Sonnenstimmung, die wie ein laues Bad die jungen Herzen umfing und ihnen das bisschen Verstand in eitel Liebe auflöste — das alles war so frisch, so lebendig, dass man sich immer und immer wieder dem Zauber hingab.

Stimmung auf der Bühne aber ist immer das Werk des Dichters, nie das des Regisseurs oder des Dekorationsmalers. Mag die Burgruine noch so phantastisch zerbröckelt sein, und der Mond noch so silbern funkeln und die Kolophoniumblitze noch so natürlich scheinen, nie wird man von der Idee los kommen können, dass dies gemacht sei, dass es hübsch und schön gemacht sei. Aber lebendig weiss nur der Dichter zu gestalten. Und je aufdringlicher das tote Beiwerk der Dekoration ins Auge fällt, desto mehr ist die Wirkung der Dichtung bedroht.

Das ist der erste Grund, warum ein Dramatiker wie Max Halbe so gegen die Bühnentechnik der Meininger revoltierte. Er fühlte wie alles von ihm zart Angedeutete vergröbert wurde, dadurch dass es in allzu naher und greller Wirklichkeit dem Zuschauer ins Auge prallte. Dann aber kommt noch ein anderer Grund.

Maschinist und Regisseur sind keine Hexenmeister. Sie brauchen Zeit und Geld.

Daher konnten sie nur jedesmal wenige Szenen so glänzend ausstatten, wenn nicht jedes Stück ein Kapital kosten, und jeder Theaterabend durch die notwendigen Zwischenpausen auf das dreifache ausgedehnt werden sollte. Bei den Werken Shakespeares half man sich durch heillose Streichungen und Zusammenziehungen. Den modernen Dramatiker aber zwang die harte Notwendigkeit den Schauplatz seiner Handlung möglichst selten zu wechseln. Auch in Deutschland, dem Land der Lyriker und der regellosen Dichter, gewöhnte man sich an die straffe Technik der Franzosen. Aber diese straffe Technik ist im Grunde nichts als ein künstliches Zusammenpressen, auf Kosten der Lebendigkeit und des dichterischen Reichtums. Die saftig quellenden, glühenden Früchte der Phantasie quetschte man in die Konservenbüchse der drei oder vier Akte und pökelte sie dort ein, wodurch denn meistens die Frische und das Aroma zum Teufel ging.

Der Lyrismus verschwand mehr und mehr von der Bühne. Das Leben und Weben der Natur versuchte man nicht mehr zu verkörpern, weil man wusste, wie kläglich daran selbst die vollendetste Kunst des Regisseurs scheiterte. Und der Dichter, der früher über Himmel und Erde, über Meer, Wälder und Gassen hatte verfügen können, war beschränkt auf den Raum der vier Pfähle. Stücke, in denen der Schauplatz die freie Natur war, oder vielleicht eine Grossstadtstrasse, wo doch so viele Dramen des Lebens sich abrollen, schrieb man nicht mehr. Der Schauplatz wurde der Salon, allenfalls noch, bei den Naturalisten, eine Dachstube.

Digitized by Google

Aber einem Dichter wie Max Halbe, dem es nicht liegt, Salonmenschen zu schaffen, sondern Menschen, die den Erdgeruch mithereinbringen, und die Stimmung eines freien, unermesslich über ihnen sich wölbenden Himmels, musste diese Beschränkung eine quälende Fessel sein. Überall standen ihm die Schranken der festen Szene entgegen. Es war unmöglich in einem raschen Bild dem Zuschauer eine Stimmung aufschiessen zu lassen und ihn dann in eine andere zu tauchen. Wenn es dem Dichter möglich war, der Regisseur machte es wieder unmöglich. — Und so ist es bezeichnend, dass gerade in seinem Kopf die Idee sich bildete einer dekorationslosen Bühne.

Aber ich will zu dem Kreis der Freunde zurückkehren, die in dem Münchener Keller über Kunst schwatzten und gegen die Theaterverhältnisse loszogen. Ausser Halbe waren darunter: Oskar Panizza, der Verfasser des „Liebeskonzil", den man jetzt, weil er dem Herrgott nicht die nötige Reverenz erwiesen, auf ein Jahr ins Gefängnis stecken will, Joseph Ruederer, Ludwig Scharf, Georg Schaumberg und Julius Schaumberger.

Einmal hingeworfen, fand die Idee bei allen Beifall. Unternehmungslustig wie man war, wollte man gleich einen Versuch wagen, und fing an, den nur in breiten Zügen angedeuteten Plan, fester umrissen auf den Boden der Verwirklichung zu stellen.

Man war ein intimer Kreis. Vor Freunden und Freunden der Kunst, also vor einem intimen Publikum, wollte man spielen. Intim sollte die Kunst sein, die man bot — im Augenblick war der Name geschaffen für das neue Unternehmen: „Intimes Theater."

Je mehr man darüber redete, desto mehr merkte man, wie fruchtbar die Idee nach den verschiedensten Seiten hin war. Dadurch, dass man weder Theater, noch Dekorationen brauchte, entstanden keine Kosten. Man bedurfte also auch keines zahlenden Publikums, sondern konnte es sich auswählen aus den Reiten und Feinen. Auch konnte man Experimente mit allen möglichen Stücken machen, vor deren Aufführung die Geschäftstheater wegen der zweifelhaften Rentabilität zurückschreckten. Und schliesslich war man vor der Censur sicher, die seit kurzem in Berlin ihre kunstmörderischen Krallen auch über die „Freien Bühnen" ausgestreckt hat.

In zwei Proben hat sich die Lebensfähigkeit des „Intimen Theaters" bisher glänzend bewährt.

Im Salon der Fräulein Dery, einer jungen Schriftstellerin von hier, hat man die „Gläubiger" gespielt.

Der elegante Salon war überfüllt mit einer eleganten Gesellschaft. Und wenn man in München auch dankbarer und willfähriger künstlerischen Experimenten gegenüber ist, als in andern Grossstädten, so war doch bei den meisten eine etwas spöttische Zweifelsucht vorherrschend. Aber man stelle sich, bitte, auch vor! Die Crême des Publikums, das einige Tage vorher aus der Gesammtaufführung des „Faust" unzufrieden geschieden war, lud man zu einer Vorstellung ein, die einem in nächster Nähe, gerade unter der Nase gespielt werden sollte. Und als ganzes Requisit zwei Stühle, ein Tisch, ein Wasserglas und ein Aschenbecher, der jedoch, glaub ich, vom Regisseur noch vergessen wurde.

Es war also ungefähr so, als wenn Diogenes in seiner Tonne eine Aufführung hätte veranstalten wollen.

Teilnehmend hörte man den Vortrag von Halbe an, der das Ganze als ein Experiment hinstellte, dessen Wiederholung von dem Erfolg, den es fände, abhinge.

Dann traten die Schauspieler auf. Aber pardon, es waren keine Schauspieler, sondern sehr wohlbekannte Herrschaften, nämlich Fräulein Dery, Herr Dr. Halbe und Herr Schaumberger.

Einige Sekunden lächelte, einige Minuten zweifelte man, dann lebte man in dem Stück. Man sah den aufgezehrten, todesmatten, unter dem Raisonnement des Freundes, der ihm sein eignes Verderben bewies, zusammenbrechenden Ehemann. Man sah das Weib, die alternde, kokette Eva, wie sie das misogyne Genie Strindbergs so wahr in aller Verzerrung geschaffen hat.

In dieser Aufführung zeigte sich eines klar. Das moderne Seelendrama mit seinen haarscharfen Spitzfindigkeiten, seiner bis ins Minutiöse gehenden Analyse bedarf nicht sowohl geübter Schauspieler, die am liebsten mit ihrem grob pathetischen Maulwerk aus jedem Gedankenblitz einen Folianten machen möchten, als es vor allem der Intelligenzen und der Persönlichkeiten bedarf. Und es war eine ziemlich glückliche Wahl getroffen, insofern die Persönlichkeiten der Darsteller sich ungefähr wenigstens mit den Gestalten des Dichters deckten.

Schaumberger war der geschiedene Gemahl, der Büchermensch, dem die Rachsucht Willensstärke und Überlegenheit verleiht. Halbe war der zweite Gatte. Fräulein Dery aber war die Juliane, wie sie leibt und lebt. Man schüttelte ihr am Schluss die Hand, und es war eine allgemeine Gratulation: Nein, welch eine Cokette Sie sind! Nein, welche Intriguantin! . . Fräulein Dery verzog ihr allerliebstes, rundes Savoyarden-Gesicht,

Digitized by Google

halb schmollend, halb beglückt, als ein Compliment das nehmend, was, wenn es eine Grobheit war, jedenfalls keine sein sollte.

Interessanter noch war für meinen Geschmack die nächste Aufführung von Büchners „Leonce und Lena.“

Man spielte in einem Park, zur Zeit der Abenddämmerung. Hatten sich zur ersten Vorstellung ungefähr vierzig Geladene eingefunden, so waren es diesmal über Hundert. Ein fröhliches Leben herrschte unter den stillen schattigen Bäumen.

„Leonce und Lena“ ist, so lange Büchner lebte, nie gespielt worden, und es wäre wohl auch jetzt nicht gespielt worden, wenn er noch ein Lebender wäre, sondern man hätte ihm geraten es umzuarbeiten und zu vertiefen. So wie es ist, bleibt es ein glänzender Fetzen, aber kein abgerundetes Kunstwerk. Doch immerhin liegt Witz darin, Laune und grosse Stimmung.

Der Held ist ein träumerischer Prinz, gähnend vor todesmüder Langeweile, dann wieder geistsprühend wie eine Champagnerflasche. Halbe spielte ihn, und er zeigte sich als wirkliches schauspielerisches Talent, das zu gestalten verstand, in dem der Übermut lebendig war, ebenso wie die Todessehnsucht. Franz Held als Narr war ihm nicht ebenbürtig, doch war daran ebensosehr der Dichter schuld, wie er selbst. Aber wunderbar war E. v. Wolzogen als König Trottel. Wie er auf die Bühne kam, dieser philosophische König, da brach alles in Lachen aus.

Der Mensch muss denken! Ich muss denken, denn meine Unterthanen denken nicht. Wo ist mein System? Bringt mir den Anzug! Ihr knöpft mir ja die Kategorien verkehrt zu. Herr Gott, mein freier Wille steht ja offen! . . .

Diener stürzten herzu und nestelten an einer Stelle, wo, glaub ich, in Gesellschaft Damen einen Herrn noch nie haben nesteln sehn — das Publikum aber schüttete sein fröhliches Lachen darüber hin, und wenig fehlte, so hätte Wolzogen noch einmal seinen königlichen freien Willen aufknöpfen müssen.

Es war ein wunderbarer Abend. Laue Sommerschwüle sättigte die Luft. In den Zweigen girrten die Vögel. Geisblatt und Jasmin wehten schwere Düfte herüber. Dann ging die Sonne unter, mit glühender Farbenpracht hinter den Tannen verscheidend.

Und in diese Stimmung fiel mit wunderbarem Einklang eine Szene, die wohl die schönste des ganzen Stücks ist.

Der Abschied einer sterbenden Liebe.

Rosette, die ehmals Geliebte, klammerte sich an Leonce, der sie verstösst. Sie muss ihm einen Tanz aufführen, und ihre Leidenschaft bricht in ein wunderbares Klagelied aus. Der müde Prinz, die heiss flehende, wild kämpfende Rosette, an ihrer Todeswunde endlich verblutend, und hinter ihnen das brechende Auge der Sonne — das war ein hinreissendes Bild.

Rosette wurde von einem Fräulein Ensinger gegeben, einer jungen Anfängerin, die aber sich als eine grosse Schauspielerin bewies.

All die andern Darsteller kann ich nicht so loben. Und wenn ich meine eigene Leistung kritisieren wollte, so müsste ich zum Selbstmörder werden. Deshalb schweige ich lieber.

Nach dem ersten Akt zündete man Lampions an. Die Szene stand, wie sie der Dichter angegeben, auf ein Schild gedruckt, das ein Herold aufpflanzte. Dazu sprach er noch kurze Strophen, die die Stimmung jeder Szene ausgezeichnet wiedergaben. Eine, die des Schlusses fand besonderen Beifall.

Leonce hat sich entschlossen, allen Streichen zu entsagen, die ihm bestimmte Prinzessin heimzuführen und das langweiligste aller Geschäfte zu übernehmen, die Regierung.

Der kleine Prolog dieser Szene lautet:

Im Hexameter steigt der Liebe jungflüssiger Springquell
Im Pentameter drauf ebbt er sich ehelich ab.
(Franz Held.)

— — — — — — — — — — —

Zum nächsten Mal will das „Intime Theater“ Cäsar Flaischlens „Toni Stürmer“ spielen.

Möge sies bald thun, denn die Aufführung wird nicht nur einen grossen Erfolg bringen, sondern sie erfüllt auch eine Ehrenpflicht gegenüber einem allzulange schon harrenden Kunstwerk.

Der „Freien Bühnen“ hat man in Berlin genug. Aber wie lange wird es dauern, bis die Polizei sie ganz verschluckt. Das „Intime Theater“ ist sicher vor jeder Censur. Und um es zu gründen, bedarf es nur weniger Kräfte: einiger Dichter, einiger Enthusiasten der Kunst. Stücke wird man genug finden und Publikum mehr als genug.

## ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

Im Juniheft der Revue Socialiste erschien aus der geistvollen Feder von Pierre Boz ein längerer eingehender Artikel über unsere Zeitschrift und über den Charakter, den sie in all ihren Darbietungen trägt. Wir machen unsere Leser und unsere Mitarbeiter besonders darauf



Digitized by Google

aufmerksam, weil sie ihre Interessen und Ansichten da in einer eigentümlichen Beleuchtung wiederfinden werden. Nachdem Boz eine Reihe unserer Novellen und theoretischen Beiträge analysiert hat, kommt er zu folgendem Resumé.

Zwei grosse Richtungen durchdringen sich ständig: die individualistische und die sozialistische, fast immer in Streit, scheinbar unversöhnlich. Die „Freie Bühne" macht den Versuch einer vernünftigen Versöhnung. In dem Roman und in der Novelle herrschen der Neo-Mystizismus, der Präraphaelismus, der Satanismus und Nihilismus, der Egotismus, aber stark gefärbt von objektiver Kenntnis und sozialer Beschäftigung. Im Drama und Sittenstück tritt der Realismus zu Tage, aber ein Realismus getaucht in Metaphysik und Moral, selbst in Religion, um nicht zu sagen Tolstoi'sche Religiosität. Im Übrigen, unter rein litterarischem Gesichtspunkt, nimmt man die grossen Überlieferungen von Göthe und Schopenhauer wieder auf: Die feinsten und tiefsten Dinge werden in glatter und klassischer Sprache gesagt. Wir sagten: Göthe und Schopenhauer, nicht Heine; denn in seinen polemischen Prosaschriften scheint Heine die lebendige Art Voltaires ins Deutsche übertragen zu haben. Die gewöhnlichen Mitarbeiter der Freien Bühne aber unterwerfen sich niemals diesen Einflüssen, sie bewegen sich in der rechten Bahn deutschen Denkens und Gestaltens. Kant, Schelling und Hegel stossen sie nicht ab. Aber gleichzeitig scheinen sie an einer weit entfernteren und höheren Quelle zu schöpfen, an der alten und doch immer jungen Sprache Luthers, an seiner vollen und schlichten Art, die sich an hebräischer Härte abformte.

In dieser Weise generalisiert Boz aus unseren Beiträgen die „Stimmungen des Nordens." Wenn es unseren Anstrengungen gelungen sein sollte, auch für das Ausland das beste Echo dieser modernen Stimmen des Nordens geworden zu sein, so nehmen wir die Komplimente mit jenem Dank entgegen, der nichts weiter bedeutet, als das Versprechen, ständig, und vor allem immer frischen Mutes, auch fernerhin mit den modernen Zielen unseres litterarischen und sozialen Lebens Schritt halten zu wollen. Wir möchten nicht unter dem Massstab irgend eines -ismus beurteilt werden, weder in der Produktion, noch in der Theorie. Wir betrachten es als beste Frucht der modernen Erfahrungen, gelernt zu haben, dass nicht Tendenz und Strömung, sondern einzig und allein Grösse der Auffassung und Reife der Individualität, wohin sie sich auch immer richte, der Arbeit Wert und Dauer gebe. Wie wir es in unserm Ausstellungs-Artikel sagten: Zeitereignisse, die kommen müssen, soll man nicht abwarten, sondern herbeiführen, dies allein ist Kulturfortschritt. Wenn es gelingt, den gemeinsamen modernen Zug, welcher durch unser ganzes öffentliches, soziales, wissenschaftliches, litterarisches, künstlerisches Leben geht und den wir doch alle so sehr als gemeinsamen empfinden, in seinen reifsten und hoffnungsvollsten Erscheinungen zu erkennen und zu fördern, unter Ausschluss alles Grünen und Jungenhaften — so ist dies das beste und lehrreichste Bild des modernen Strebens, welches eine Revue bieten kann. In diesem Sinne, mit der einzigen „Tendenz" des allgemeinen Kulturfortschritts, fassen wir unsere Aufgabe auf, vielleicht hier und da anders als der französische Kritiker meint — aber die Empfindung, von unserm eigenen Hause nicht zu viel reden zu dürfen, muss uns von einer weiteren, noch so interessanten Auseinandersetzung mit dieser dankenswerten ausführlichsten Würdigung abhalten, welche unser Organ bisher wohl im Ausland erfahren hat.

* * *

Die englische Kunst ist zwar durch die Forschungen unserer jüngeren Kunstschriftsteller, wie C. Gurlitt und R. Muther, in ihrer ganzen grossen Bedeutung unserem Empfinden näher gebracht worden, aber ein rechter, fester Konnex will immer noch nicht werden. Wahres Leben sehen wir nur in Paris und München. Die Berichte über die englischen Ausstellungen lauten wenig ermutigend. In der Kunstlitteratur Englands bietet sich ein ähnliches Bild. Es scheint selbst, dass sich Franzosen und Deutsche mehr mit der englischen Kunst beschäftigen, als die eigenen Landsleute. Neben die Gurlitt'schen Studien über englische Malerei, welche in „Westermanns Monatsheften" erschienen, stellt sich Robert de la Sizeranne's Buch „La peinture anglaise contemporaine", das bei Hachette soeben erschienen ist. Die Ziele, die sich der Autor setzte, sind: auszuführen, worin die Originalität der englischen Malerei besteht, dieser lebenden Kunst, die wir ja weniger kennen als die der Pharaone, wie sie sich entwickelt hat, welches augenblicklich ihre Führer sind und ihre grössten Werke. Sieht man sich einmal in englischen Zeitschriften um, wie man sich dort mit Kunst beschäftigt, so erhält man eigentümliche Aufschlüsse. Man ist entweder praktisch oder moralisch — ganz im Gegensatz zu den ästhetischen Aufsätzen der französischen Zeitschriften, welche, wie z. B. Maurice Griveau's Une nouvelle définition de l'Oeuvre d'Art im Juniheft des Mercure, kühn an Systematik und blendend an künstlerischen Intimitäten

Digitized by Google

erscheinen. Im Maiheft von Nineteenth Century hat A. E. Wright eine Studie über die „Schatten der Farben“ und es liegt ihm viel an der Aufzeigung der Erkennungsmittel, unter denen er folgendes empfiehlt: es genügt einen schönen, roten Sonnenuntergang abzuwarten und auf ein Stück Papier den Reflex dieser roten Farbe aufzufangen in einem nach Westen gelegenen Fenster. Man hält dann die Hand zwischen Sonne und Papier, sodass sich der Schatten der Hand auf dem Papier zeigt. Dieser Schatten, der noch durch das weisse Reflexlicht des Fensters aufgehellt werden wird, erscheint stark grün. Der grüne Schatten ist also in diesem Falle der Farbschatten.

Nordau würde wahrscheinlich beweisen, dass die grünen Schatten Zeichen dieser oder jener Geisteskrankheit nach Schema F seien. Der praktische Engländer widerlegt ihn durch das Experiment. Und es ist interessant zu beobachten, wie der gesunde englische Sinn die Krankheitsnachweise von Nordau, die ja selbst die schönsten Krankheiten sind, aufnimmt.

Die „New Review“ bringt einen wütenden Ausfall Charles Whibley's auf Max Nordau und sein Buch „Entartung“, welches kürzlich in englischer Übersetzung erschien und raschen Absatz fand. Der Verfasser wundert sich, dass Nordau von so vielen ernst genommen werde und meint: „Hätte man seinerzeit das gelehrte Schwein um seine Ansicht über den Geisteszustand des Plato und und seiner Zeitgenossen befragt, so hätte es sich vermutlich eben so entschieden für Geistesstörung ausgesprochen, wie Nordau bezüglich der Lehrer und Führer unserer Generation.“ Überdies, sagt der Verfasser, weist gerade Nordau sämtliche Merkmale eines Entarteten auf. Er sei ein Mattoide, behaftet mit Graphomanie, Misoneismus und Echolalie, auch an dem Hauptgebrechen, der Ich-Sucht, sei durchaus kein Mangel, und somit für Nordau keine Hoffnung vorhanden, seinem eigenen Verdict zu entgehen. Auch das äusserliche Kennzeichen, der Gesichtswinkel von 45 Grad sei vorhanden, sowie die spitzzulaufenden, faunartigen Ohren. „Darum, sollte wirklich Wahrheit in seiner Schlussfolgerung sein“, schliesst Whibley, „dann wären Nordau und seine „Schule“ die ersten, die man hinter die Mauern eines Irrenhauses verbannen müsste.“

Und echt anglo-amerikanisch ist dann die weitere Frage: ist die Kunst fähig die moralische Kraft zu erhöhen und uns zu bessern? In der grossen amerikanischen Zeitschrift Harpers Magazine antwortet M. Charles O. Warner hierauf Folgendes: Im 15. Jahrhundert, im vollsten geistigen und künstlerischen Aufschwung, sank Italien mehr und mehr in Schwäche und Corruption. Die moralische Entartung, die den Übergang des Mittelalters in die Renaissance bezeichnet, fiel zusammen mit einer gar lebendigen litterarischen Thätigkeit und künstlerischen Vollendung. Existiert aber ein Widerstreit zwischen Kunst und Religion, wenn man darunter die Privatmoral versteht? Dieses Christentum hätte niemals die sinnliche Seite der Kunst beschränkt. Und so rät der Verfasser zur stillen Privatbeobachtung der zehn Gebote, im Übrigen aber die Kunst ihre Wege gehen zu lassen. Ist das nicht ein merkwürdiger Schluss?

* * *

Friedrich v. Hausegger, dessen grundlegende ästhetische, speziell musikästhetische Forschungen unsern Lesern bekannt sind, beginnt eine neue wichtige Arbeit an die Öffentlichkeit zu bringen: „Die Anfänge der Harmonie, ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung des musikalischen Ohres“, welcher Aufsatz in der Allgemeinen Musikzeitung von Nr. 21/25 an periodisch erscheint. Es ist gewissermassen eine Ergänzung zu Hauseggers früheren Schriften, welche die Musik als Ausdruck betrachteten, von der Erfahrung ausgehend, dass sich der Laut- und Gebärdenausdruck im Laufe der Zeiten wenig verändert, höchstens nur abgeschwächt habe, sodass hier eine geringere Schwierigkeit vorliegt, früheren Tonwerken gerecht zu werden, als hinsichtlich der einfachen physiologischen Ohrperception, die sich ja in den Jahrhunderten so gewaltig geändert hat.

„Die Veränderlichkeit der Bedürfnisse des Ohres, sagt Hausegger, seine Bildsamkeit, die Steigerung seiner Aufnahmefähigkeit im Laufe der Zeiten unterliegen keinem Zweifel. Wir brauchen zur Vergleichung nicht von einander weit abliegende Zeiträume in's Auge zu fassen. Ein Tonstück von Liszt, Berlioz oder R. Wagner wäre im Anfange dieses Jahrhunderts noch als ein Tonchaos empfunden worden. Der grundehrliche, Neuerungen auf harmonischem Gebiete gewiss nicht verschlossene Spohr findet die heute jedem Theaterbesucher geläufigen Modulationen in den Pilgerchören des Tannhäuser unnatürlich und äussert sich über das heute stets die Zuhörerschaft zu einmüthiger Begeisterung hinreissende Ensemble am Schlusse des zweiten Aktes dieser Oper, dass sich dieses an einigen Stellen zu einer wahrhaft schaudervollen Musik gestalte, besonders kurz vor der Stelle, ehe Elisabeth sich den auf Tannhäuser eindringenden Sängern entgegenwirft. Alle Grossen auf dem Gebiete der Musik haben



Digitized by Google

daran leiden müssen, dass ihr in der Entwickelung vorangeschrittenes Ohr für natürlich und seinen Anforderungen angemessen erkannte, was den Zeitgenossen noch verworren und unfassbar erschien."

Dazu kommt die einfache steigende Übung des Ohres, die ja Jeder an sich selbst erfährt.

„Dem ungeübten Ohr wird als hastiges Fortschreiten erscheinen, was dem geübten ein gemächlicher Gang ist. Umgekehrt wird ein Ohr, welches gewohnt ist, rasche und mannigfaltige Tonbewegungen zu verarbeiten, dieser seiner Fähigkeit den Durchschnittsmassstab zur Beurteilung gehörter Tonfolgen und Tonverschlingungen entnehmen. Tonformen, welche das ungeübte Ohr stark und vielfach in Anspruch genommen hatten, werden vom geübten mit spielender Leichtigkeit aufgefasst und der Charakter dieser leichten Aufnahm e teilt sich auch ihrer Wirkung als Ausdrucksform mit. So kann eine Bewegung, welche einmal aufregend, himmelanstürmend geschienen haben mochte, heute geradezu langweilig, abspannend erscheinen. Man wird daher bei der Wahl des Zeitmasses für Tonwerke aus alter Zeit stets auch dem Umstande Rechnung tragen müssen, dass das Ohr, welches ihnen heute begegnet, ein anderes ist, als dasjenige, für welches sie gedacht waren."

Unter diesen Gesichtspunkten wird an die Anfänge der Harmonie, d. h. an den Beginn jenes Kunstfaktors, der der ganzen modernen Musik Charakter und Leben verlieh, Kritik gelegt und ein Resultat zu gewinnen versucht wie es die nackte philologische Forschung niemals erreichen kann. So wird die moderne Ästhetik historisch fruchtbar.

* * *

Türkische Zeitschriften sind eine grosse Seltenheit auf dem europäischen Büchermarkt. In der Revue des Revues lesen wir nun folgendes: Die Türkei ist von allen Ländern dasjenige, welches uns die wenigsten Zeitschriften schickt. Die, welche wir zu sehen bekommen haben, sind übrigens von kleinem Format und bescheidener Ausdehnung. Man kann trotzdem in ihnen eine gewisse litterarische Thätigkeit feststellen, die sich vor allem in zwei periodischen Blättern zu erkennen giebt: zuerst der Mouârif, welchen Jsmaël-Seffa Bey redigiert, eine richtige, „Revue der Jungen", voller Feuer und Neuerungssucht. Sie stellt sich jener alten Litteratur gegenüber, welche eingeschnürt ist in arabische und persische Gewohnheiten und trotz der Angriffe einer Zahl von Schriftstellern nicht aufhört, die Gunst des ottomanischen Publikums zu besitzen. Unter Aufnahme eines Satzes, welchen Noureddin Férouh Bey, in seinem kleinen Buche „Chafak Sédeléri" aufgestellt hatte, möchte Jsmaël-Seffa, dass man die türkische Poesie von den arabischen Regeln der Prosodie befreie und sie, wie es in den Volksliedern der Fall ist, durch das Sylbenversmass verjünge. „Unsere Dichter, sagte er in der Mainummer, sind ganz damit beschäftigt die äusserlichen Schwierigkeiten des Rhythmus, der Assonanz und des Reimes zu besiegen und haben nicht Zeit ihre wirklichen Gedanken auszudrücken. Die Parteigänger der alten Litteratur werden verschwinden, und sie würden schon verschwunden sein, wenn unsere jungen Leute, statt ihre Zeit mit der Komposition sinnloser Gazelen zu verlieren, sich lieber etwas Kritik angewöhnt hätten."

Die Schriftsteller älteren Genres geben trotzdem das Terrain nicht auf und streiten heftig mit ihren unversöhnlichen Gegnern. In ihrer Zeitschrift Mekteb veröffentlichen sie eine endlose Serie arabischer und persischer Meisterwerke, begleitet von Erklärungen, die sehr oft recht interessant ausfallen. In seiner europäischen Abteilung giebt der Mekteb eine Gesamtübersicht der litterarischen Bewegung in den christlichen Ländern. Im Ganzen ist die Haltung dieser Revue respektvoll gegen die Vergangenheit und wenig enthusiastisch gegenüber der jungen Welt.

Tout comme chez nous.

* * *

Für die Thatsache, dass in den grössten Welten, wie in den kleinsten Teilchen eines Körpers dasselbe Naturgesetz unabänderlich waltet, hat Professor Quincke in Heidelberg, wie die Zeitschrift „Himmel und Erde" berichtet, neuerdings wieder eine bemerkenswerte Analogie beigebracht. Oelige Häutchen, die einzelne Stellen von Seifenhäutchen überziehen, gruppieren sich durch die Wirkung des Wassers zu so eigentümlichen Figuren, wie die Sterne und Nebenflecke im unendlichen Weltenraum. Das Streben der modernen physikalischen Wissenschaft geht dahin, irgend welche Qualitätsunterschiede zwischen unendlich grossen und unendlich kleinen Entfernungen zu ignorieren, und so darf man dreist annehmen, dass die grossen Massen der Fixsterne im Weltenraume, wie die unendlich nahen Moleküle in den Seifenhäutchen einander nach denselben ehernen Gesetzen beeinflussen müssen. Und auch das Material der organischen Natur, das Plasma, ähnelt in seiner Zusammensetzung und seinen Bewegungserscheinungen der Struk-

Digitized by Google

tur und den Bewegungserscheinungen, die man auf öligen Häutchen beobachtet hat.

* * *

Eine dem grossstädtischen Getriebe ferne Volkskunst, wie die Verse der Ada Negri oder der Johanna Ambrosius — vielleicht geht ein Zug unserer Zeit dahin, aus dem Bauern und Landmann und Provinzler wieder den Strom, wo er sandet und stagniert, frisch zu machen. Die Zeichen mehren sich und, wie ein geistreicher Feuilletonist, Hermann Bahr, diesen Gedanken fruchtbar ausführt, das dürfte unsere Leser, schon formell so interessieren, dass wir dem Aperçu, welches Bahr unter dem Titel „Orpheus" in seiner trefflichen „Zeit" veröffentlicht, auch hier einen Platz gewähren möchten. Bahr schreibt:

Am Anfange der Griechen sehen wir den Sänger Orpheus, um die Gattin klagend, in den thrakischen Bergen schweifen. Er rennt wie im Fieber, seine Locken flattern, ein Sturm scheint den unstet Schwärmenden zu jagen und so fremd, so trunken und so gewaltsam heilig tönt es über seine vom Schmerze verzauberten Lippen, dass die wilden Tiere kommen und ihm folgen; ja, die Wälder halten den rauschenden Atem ihrer Bäume an und horchen, die Bäche stehen still und wollen lauschen, und alle Natur ist rings begierig, aus ihm sich selber zu vernehmen. Er aber weiss von nichts, wandelt wie im Traume, brausend von Gefühlen, sich selber ganz entfremdet und entrückt, ein Knecht geheimer Mächte, und schaudert, wie Unbekanntes da, gross und herrisch, aus ihm verlautet. So zeigt der Mythus den ersten Dichter uns als einen Verzückten, der sich an die Gewalt dunkler Triebe verloren hat. Aus Wahn und Extase kommt sein Lied und es treibt in Wahn und Extase.

Als Benvenuto Cellini seinen Perseus, diesen zierlichen und eleganten Helden, vollendet hatte und nun der Herzog befahl, die Thüre nach dem grossen Platze zu öffnen, damit alles Volk von Florenz ihn sehen sollte, da lief ein ungeheurer Lärm von Lust und Jubel durch die Stadt, jeder verliess sein Geschäft und rannte herbei, Greise und Knaben, Krieger und Priester, Edle und Arme drängten sich und wurden nicht müde, das Werk zu preisen und den Meister zu ehren, dass es schon fast für einen Papst zu viel gewesen wäre. Und so heftig und ohne Mass tobte in allen die Freude an diesem Wunder, dass sie laut schrieen vor Glück und sich jauchzend küssten und taumelten vor Verzückung. Aber den anderen Tag fand er so viele Sonette, die Jünglinge und Schwärmer im Drange ihrer Wonne an seine Thüre geschlagen hatten, dass sie von oben bis unten mit Gedichten über und über bedeckt war.

Wenn die Grafen der Provence ihre Cours d'amour, wo schöne und sinnig leidenschaftliche Frauen galante Fragen delicat verhandelten, schmücken wollten, riefen sie Troubadoure herbei. Das waren oft grosse Herren, stolz zu Rosse, üppig gekleidet, von Vasallen beschirmt, wie Bertrand de Born oder jener Wilhelm von Poitiers, Herzog von Aquitanien, und oft waren sie auch ganz arm und gering wie der heisse Arnaud de Marveil, der das innige Wort der Liebe sprach: „Gott kann mir, die ich liebe, nicht nehmen; denn er wäre nicht imstande, mich zu trösten." Man bewirtete sich herzlich, sie vergalten es mit anmutigen Scherzen und Erzählungen seltener Sitten, alter Mären, bunter Abenteuer und während sie sprachen, während man hörte, verstummte die tägliche Sorge, die gemeine Existenz entschlief und feine, milde, festliche Gefühle, unirdisch helle und verklärt, schwirrten wie Libellen. Dann schwiegen sie von den Schwänken des Verstandes, redeten nicht mehr, sondern sangen, inneren Stimmen gehorsam, die scheu und leise aus der Seele stiegen. Aus der sanften Güte dieser lieblichen Extasen brachen sie die Knospen ihrer Lieder, die dann das Volk, vom Dufte trunken, durch das ganze Land trug.

Also: wohin wir sehen, immer sind es zwei Dinge, die zum lyrischen Dichter gehören. Er kommt aus Extasen und er führt in Extasen. Verzückungen treiben ihn von seiner täglichen Existenz weg in eine verborgene, tiefere Welt von unbekannten und heroischen Kräften, die ihn aus sich ermächtigen, nun auch die anderen, die ihn hören, in seine Verzückungen zu treiben. Er wird über sich hinaus, aus dem einzelnen Wesen weg ins Ganze gehoben und von dort kann er in alle Menschen dringen, um sie am Gemeinsamen zu sich zu ziehen. Es giebt allerhand, das den Dichter in Extase bringen mag: eine Erschütterung durch das eigene Leben, wie bei Orpheus, oder durch eine fremde Kunst, wie bei jenen Sängern an Cellini, oder auch die gewissentliche Selbstverzauberung der Troubadoure — sie lockten sich wissentlich, wie Derwische, selber in den holden Taumel hinein. Aber immer erst, wenn die Extase kommt, kann der lyrische Dichter beginnen, nur während die Extase ist, darf er walten und allein in Extase zu bringen ist immer sein Amt. Und nun braucht man bloss an die Leute zu denken, die heute Gedichte liefern, an dieses trockene und stumme Dichten in der Stube, mit unterlegten Contracten, von zehn bis zwei, das Lexicon in der Hand,

Digitized by Google

nach Gedanken, statt aus Stimmungen, und braucht blos zu denken, dass die Hörer Leser geworden sind, taube Leser mit den Augen, von der Zeitung weg, zwischen zwei Geschäften, um die ganze Unkultur und Verwitterung dieser armen und entarteten Zeit zu fühlen.

Viele bemühen sich, ihr zu helfen, und aus diesem guten, ängstlich hastigen und so unberathenen Drange kommen manche wunderliche Pläne her. So hat jetzt ein Franzose, Herr Adolphe Thalasso, ein merkwürdiges Buch geschrieben: „Résurrection des Cours d'Amour". Er preist da die Gloria der Troubadoure und mahnt, ihren Sitten zu folgen. So etwas, wie einst die Très Gayre Compagnie des sept troubadours de Toulouse gewesen, möchte er stiften: einen Verein für „Jeux littéraires publics". Ein Theater soll gemietet werden, jeder Dichter, der sich melden würde, dürfte seine Verse sprechen und die Menge hätte nach ihrer Begeisterung und Lust den Glücklichen zu wählen, dem eine schöne Frau lächelnd ein goldenes Veilchen reichen müsste. Es ist nur die Frage, ob aus diesem bunten und verführerischen Wunsche heute mehr als ein kurzer, anmuthig tändelnder Scherz werden kann. Es ist die Frage, ob die Gestalt, die das Leben der Menschen jetzt hat, sich je mit Poesie vertragen mag. Es ist die Frage, ob nicht der ganze Zustand zu unkünstlerisch ist, um jene innigen Extasen zu erlauben. Dann müssten alle, die in Schönheit leben wollen, sich erst von dieser so verdorbenen Ordnung zu befreien trachten und bis dahin hätten wir uns in gütiger und hoffendster Geduld zu fassen, zufrieden, wenn es uns gelingt, die leisen Reste der Vergangenheit, wo nur noch welche sind, getreu zu hegen und für bessere Tage zu bewahren.

In diesem Sinne können die Vereine wirken, die sich jetzt in den Provinzen zur Pflege der lokalen Dichtung bilden. Sie haben das Verdienst, die Achtung der Menge von der ungestalten und nichtigen Litteratur der grossen Städte weg, die sich immer mehr an den Journalismus und das Geschäft verliert, auf einfache und treuherzige Männer, die „singen, wie der Vogel singt", und so auf die ewige Bedeutung des Gesanges als einer Stimme aus der Seele der Natur zu lenken. Es mag ja sein, dass das manchmal auch einem zugute kommt, der kein Dichter ist, aber zuletzt kommt es doch dem Dichten zugute. Darum sollen die grossen Künstler diese kleinen Vereine nach Kräften fördern, und solche Arbeit, wie sie jetzt der Stelzhamer-Bund mit der neuen Ausgabe der Werke von Stelzhamer unternimmt, verdient alle Ermunterung und Hilfe; denn sie lässt in diesen Verwirrungen und Nöten den Trost nicht untergehen, dass der Vater der Dichter, am Anfange der Geschichte, doch Orpheus gewesen ist, jener hold berauschte, der wie im Traume, brausend von Gefühlen und geheimer Zauber mächtig, durch die thrakischen Wälder zog.

* * *

Zu den Gährungen, welche zur Zeit infolge der Unfähigkeit der die Ausstellung leitenden Behörden in Berliner Künstlerkreisen herrscht, finden wir einen Artikel in der Halbmonatsschrift „Atelier", welcher die Stimmung so genau zu treffen scheint, dass wir ihn unseren Lesern übermitteln wollen. Möchten wir die That erleben, da der Worte genug gewechselt sind.

Die Situation in Berlin, lesen wir, ist recht gespannt. Die leistungsfähige Berliner Künstlerschaft ist ärgerlich, dass sie sich überhaupt verleiten liess, die grosse Kunstausstellung zu beschicken, und die weit zahlreicheren Bilderfabrikanten sind entrüstet, dass diejenigen, die ihnen sonst immer die Kastanien aus dem Feuer geholt, mit der Hergabe aufsehenerregender Werke dieses Mal so überaus sparsam gewesen. Dazwischen hört man denn von höchst merkwürdigen Zurückweisungen, von denen gerade die betroffen wurden, deren Namen auch ausserhalb Berlins einen guten Klang haben. Unter den zurückgewiesenen Werken sind Arbeiten, die man in München oder Paris gern genommen hat, resp. gern nehmen wird. Man kann es unter solchen Umständen den besseren Elementen nicht verdenken, wenn sie es vorziehen, ihr Bestes dorthin zu geben, wo man es zu würdigen versteht und, um nicht den Schein der Unkollegialität auf sich zu laden, den Berlinern minderwerthige Sachen reservieren. Für das Ansehen Berlins als Kunststadt sind solche Verhältnisse natürlich nicht günstig; sie werden auch allmalich auf das Publikum wirken. Dieses wird sich zuletzt daran gewöhnen, die jetzt leider zu berechtigte Klage der Presse über die Unfähigkeit der Berliner Kunst als feststehend zu betrachten und seine Kunstbedürfnisse bei den übrigen Ausstellern zu befriedigen suchen. Alles das drängt zu einer gewaltsamen Aenderung der bestehenden Verhältnisse, und vielleicht war nie ein Zeitpunkt dazu günstiger, als der jetzige. Wir wollen nicht sagen, warum; aber die Kommission für die nächstjährige Ausstellung wird gut thun, bei Zeiten ihren guten Willen zu erkennen zu geben, sonst wäre es leicht möglich, dass die Berliner Künstlerschaft sich 1896 noch mehr blamiert, als in diesem Jahre. Es wäre dringend zu wünschen, dass man diesen Punkt ins Auge fasste, ehe es zu spät ist. Der Zusammenschluss der unzufriedenen Elemente zu einer deutschen Secession ist

Digitized by Google

nur noch eine Frage der Zeit und hängt im Grunde nur noch von der Klarstellung der Verhältnisse in Berlin ab. Es wäre für die Akademie nicht angenehm, wenn die reinliche Scheidung mit ihren decentralisierenden Folgen mitten in ihr Jubiläum hineinfiele; aber, wie gesagt, die Gefahr liegt um so näher, als die gewählte Ausstellungskommission mit Recht einem Misstrauen begegnet. Die Akademie ist in ihrer Zusammensetzung zu dürftig, um ohne Teilnahme jüngerer Kräfte die Berliner Kunst ausreichend zu repräsentieren, und dieser Mangel möchte ihr, wenn wirklich eine Katastrophe eintritt, gefährlich werden. Es muss irgend also eine Form gesucht werden, unter der man sich der ausreichenden Beteiligung der im Mittelpunkt der künstlerischen Bewegung Berlins stehenden Künstlerschaft sichert, sei es, dass man ihr bestimmte Räume verspricht, sei es, dass man ihr gestattet, eine Vertrauensperson in die Kommissionen zu entsenden; kurz, etwas muss geschehen, um die erbitterten Gemüter zu beruhigen. Gelingt es der Autorität des Grafen Harrach nicht, hier vermittelnd zu wirken, so wird sich die Akademische Ausstellung 1896 wahrscheinlich einer Freien Berliner Ausstellung gegenüber befinden, die nicht, wie die 1893er ein Possenspiel, sondern eine ernsthafte Sache ist, und der es nicht an der nötigen Unterstützung von auswärts fehlen wird.

Das vollständige Fiasko, das die ältere Düsseldorfer Künstlerschaft auf der diesjährigen Berliner Ausstellung erlebt hat, ist kräftig genug gewesen, um die Vertreter der Freien Vereinigung in die Kommission der 1896er Ausstellung zu bringen. Damit ist auch äusserlich entschieden, was innerlich längst entschieden war: dass die Bedeutung Düsseldorfs als Kunststadt jetzt nur noch auf seinem Nachwuchs beruht. In Düsseldorf ist man über die Beurteilung, die die diesmalige Vertretung der Düsseldorfer Kunst bei der Berliner Presse gefunden, wütend und sucht durch lügnerische Behauptungen die Berliner Berichte tendenziös hinzustellen, ja, man geht in diesen Bestrebungen sogar so weit, den einzigen Ankauf des Kaisers in der Düsseldorfer Abteilung als vernichtendes Moment heranzuziehen. Wer die Verhältnisse kennt, weiss freilich gut genug, dass es sich in diesem Falle nicht um die kaiserliche Anerkennung einer künstlerischen, sondern einer persönlichen Leistung handelt. Der Künstler sollte eine Belohnung für jahrelang ausgeübte Thätigkeit in der Jury und Hängekommission empfangen und da schien die vom Kaiser gewählte Form die geeignetste. Die Art, wie einige Düsseldorfer Zeitungen Kapital aus der Thatsache schlagen, ist nur ein Zeichen dafür, dass man, da sachliche Gegenbeweise fehlen, sich mit unsachlichen über die erlittene Niederlage zu trösten sucht. Die angegriffene Kritik kann sich umso beruhigter über die Angelegenheit äussern, als sie durch ihre energische Ablehnung mitgeholfen hat, die Kunst in Düsseldorf wieder in ihre Rechte einzusetzen. Die Düsseldorfer Künstler, so schlecht sie sich dieses Mal gebettet haben, sind intelligent genug gewesen, sich die empfangene Lehre zu Nutze zu machen. Das spricht für sie und bringt sie in einen erfreulichen Gegensatz zu ihren Berliner Kollegen, die nicht eher zur Vernunft kommen werden, als bis sie ernstlich Schaden erlitten haben.

## VERSCHIEDENES.

Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat soeben Band I der Biographie von Friedrich Nietzsche bei C. G. Naumann in Leipzig herausgegeben· wir kommen auf das Werk ausführlich zurück.

* * *

In einem an Schriftsteller und Bühnenleiter zur Versendung geiangenden Rundschreiben giebt Commissionsrath W. Hasemann in Wiesbaden Kenntniss von seinem „Theater der Zurückgewiesenen.“ Eine der vielen Klagen über die üble Behandlung der eingereichten Stücke durch die Bühnenvorstände gab ihm die Anregung. Er sagt u. A.:

„Bei der gesteigerten Productionsfähigkeit der Deutschen Dramatik ist es ein immer mehr hervortretender Uebelstand, dass den Theaterdirectoren, zumal denen der Provinz, selbst beim besten dahinzielenden Willen inmitten der lebhaften Forderung des Tages keinerlei Zeit und Ruhe bleibt, alle eingereichten Stücke einer genügenden Prüfung unterziehen zu können. Geleugnet soll keineswegs werden, dass sich die massgebenden berliner Theater diese Prüfung gewiss angelegen sein lassen; (ich gestatte mir, hier meine eigenen Erfahrungen sprechen zu lassen, die ich als Director des Wallner-Theaters gesammelt habe). Aber selbst in dem Falle der sorgsamsten Ausübung dieser Thätigkeit ist es schon aus praktischen Gründen unmöglich, die vielleicht als brauchbar erfundenen Stücke alle zu acceptiren! Es wird also unter diesen immer eine sehr beschränkte Auswahl getroffen werden müssen. —

Und was geschieht mit den Anderen?

Sie werden von den Autoren oder deren Vertretern an die Provinz-Theater versandt, an denen meistens, wie gesagt, keine Zeit erübrigt werden kann, um darauf zu reagiren und die, um den Anforderungen der Concurrenz und des Publikums nachzukommen, wohl oder übel gezwungen

Digitized by Google

sind, dem Vorgang der berliner (oder wiener) Bühnen bei der Aufführung neuer Stücke blindlings zu folgen. Auf das eigene Urtheil hin machen es nur gar wenige. Dass auf diese Weise manches unter Umständen Erfolg versprechende Stück dieses oder jenes bis dato noch unbekannten Autors aus Mangel an der nöthigen Förderung durch einen Fachmann im Schreibtisch oder in den Theaterkanzleien verstaubt, kann nicht bestritten werden!!

Wenn ich es nun unternehmen will, gestützt auf meine langjährige praktische Theatererfahrung jene oben bezeichnete Lücke im Beurtheilungsverfahren bei Bühnenwerken auszufüllen, so hege ich dabei die bestimmte Hoffnung, dass der Procentsatz brauchbarer Stücke kein so verschwindend geringer ist, wie man pessimistischer Weise meistens anzunehmen pflegt!

So manchem Stück mag zum erfolgreichen Bestehen der Lampenprobe weiter nichts fehlen, als etwas mehr oder weniger praktische oder technische Theater-Erfahrung seines Verfassers. Diese zu ergänzen, mit den Autoren eventuell in diesbezügliche Verbindung zu treten, an der Hand meiner Beziehungen der Bühnenwelt dafür zu sorgen, dass die einzelnen Directoren Kenntniss von einer beachtenswerthen Novität erhalten, das soll die Sorge meiner solchergestalt dramaturgischen Thätigkeit sein.

Ich will — vollständig unabhängig von allen Rücksichten, welche sonst durch geschäftliche Gesichtspunkte und Massnahmen auferlegt werden — die mir übergebenen Stücke gewissenhaft prüfen, darüber berichten und — von dem gleichen unbeschränkten Standpunkte ausgehend — den Autoren durch Rathschläge, Empfehlungen etc. den Weg zur Bühne zu ebnen suchen. Näheres über Honorar etc. steht auf Anfrage zu Diensten."

* * *

Mr. Antoine, der Begründer des „Théâtre Libre", hat bei der letzten Aufführung dieser Bühne, Abschied von seinen Abonnenten genommen. In einem Rundschreiben an die letzteren erklärt er, dass er definitiv in den Verband des „Gymnase-Theaters" trete, um die Schulden zahlen zu können, die er sich als Director aufgeladen habe. Er erwähnt auch, dass ihm zahlreiche Anträge von reichen, aber talentlosen Dilettanten gemacht worden wären, die sich seine Bühne durch Geld erkaufen wollten; er habe es jedoch verschmäht, sich auf diese Weise zu bereichern. Die Erbschaft Antoine's übernimmt ein Mr. Larochelle, der das Programm durch Schaffung eines „Théâtre Libre Musicale" zu erweitern gedenkt.

* * *

In diesen Tagen absolvirten die holländischen Schauspieler ihr Gastspiel im „Deutschen Theater". Die „Deutsche Wochenzeitung in den Niederlanden" schrieb über das „Repertoir der Chrispyn'schen Truppe für Berlin":

„Die Chrispyn'sche Bühne ist für Amsterdam das, was die Antoine'sche für Paris ist: Die Heimstätte des modernen Dramas. Gleich im Anfang ihres Auftretens hatte seine „Nederlandsche Tooneelvereeniging" mit Ibsen'schen, Hauptman'schen und einigen französischen Dramen Erfolge zu verzeichnen. Es lässt sich daher denken, dass es ihr nun schwer fällt, während der berliner Reise theilweise in das alte Geleise des Volksstückes zurückzukehren. Aber dies ist nöthig. Die Aufführung deutscher und nordischer Dramen in Berlin würde höchstens einige Neugierige ziehen, denen es darum zu thun ist, Vergleiche bezüglich Auffassung und Spiel anzustellen.

Scenen aus dem niederländischen Volksleben dagegen dürften voraussichtlich auf das Berliner Publikum grössere Zugkraft üben, da sie einen Einblick in die seelischen Vorgänge einer stammverwandten Nation gewähren und zwar solcher Stämme, welche im Laufe der Zeiten ihre Eigenart zum Theile zu bewahren verstanden haben. So führt uns „Anne Mie" (dieses Stück erhielt im Jahre 1878 in Antwerpen den ersten Preis Abtheilung „Nationales Schauspiel") von Rosier Faassen nach Seeland, inmitten eines Menschenschlags, dessen Repräsentanten, nach ihrer äussern Erscheinung und ihrem Temperamente, das im sechzehnten Jahrhundert zugeführte spanische Blut nicht zu verleugnen vermögen."

Neben ihren Volksstücken brachten die Holländer in Berlin auch Hauptmann's „Einsame Menschen" zur Aufführung. Ihr litterarischer Erfolg war ein grosser. Im Winter kehren sie wieder: dann mehr.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novellen verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

# DIE GEISTIGE ARBEIT UND IHR RECHTSSCHUTZ.

VON

Prof. J. KOHLER IN BERLIN.

## I.

Die alte Pandektenlehre kannte eigentlich nur körperliche Güter; denn was an unkörperlichen Sachen aufgestellt wurde, ging in dem allgemeinen Bereich der Körperlichkeit auf; sprach man von Verpflichtungen als unkörperlichen Dingen, so fanden diese Verpflichtungen in körperlichen Leistungen ihren Ausdruck, denn auch die Dienstleistungen kamen schliesslich nur nach ihrem Geldwerthe in Betracht, soweit sie sich in Geld schätzen und durch Geld vergüten liessen.

Ja, die Pandektenlehrer alter Zeit, sie waren so in ihrer Rechtstechnik versunken, dass sie nicht bemerkten, wie ihre Lehre einen bestimmten wirthschaftlichen Standpunkt verkörperte und ihm diente; der alten Zeit fehlte zu sehr das Verständniss für die sociale Seite und Aufgabe des Rechts und für die innigen Zusammenhänge zwischen Recht und Wirthschaft; die Auflösung eines scheinbaren Widerspruchs in den Aussprüchen zweier oder gar desselben römischen Juristen schien ihr wichtiger, als die ungeheure wirthschaftliche Tragweite eines Rechtssatzes, an dem eine ganze Welt der Kultur hängen kann.

Die Juristen früherer Zeiten, ja wie mühten sie sich ab, alle Details römischer Scholastik zu entwirren, — dass aber das Recht bestimmte Grundsätze der Ethik und Wirthschaft vertrat, war ein Gedanke, der kaum einmal als fremdes Mädchen flüchtig ihre Schwelle überschritt, und die byzantinischen Schnörkel des Kompilators Justinian mussten ihnen wichtiger erscheinen, als die Frage über die Gestaltung des heutigen Gesinde- und Werkvertrages.

So ahnten diese Juristen nicht, dass das römische Recht einen bestimmten wirthschaftlichen Standpunkt einnahm, den der Romanismus noch wesentlich verschärfte: den Standpunkt der körperlichen Güterlehre mit seiner Ueberschätzung der äusserlichen Güter und seiner ungemessenen Produktionslust, wonach die Anhäufung körperlicher Glücksgüter als das Ziel galt, das unbewusst den Satzungen des Rechts zu Grunde lag. Das römische Volk mit seiner Sclavenarbeit und seiner Missachtung des Griechenthums verstand es nicht anders; aber dass



Digitized by Google

nach der gewaltigen Herrschaft des kanonischen Rechts wieder eine Periode kommen konnte, die in der einseitigen Freude einer produktiven Weltwirthschaft das höchste Heil erblickte, die schliesslich selbst die Liebe nur als secundäre Erscheinung, hervorgegangen aus dem Gesammtegoismus, ansah, ist höchst auffallend. Zwar hatte Justinian mit all seiner Schwäche und kleinlichen Einbildung ein gewisses Gefühl für die wirthschaftlichen Gebrechen seiner Zeit, und eine Reihe von Bestimmungen suchte die Strenge des alten Schuldrechts zu mildern, — auch seine Theodora scheint manchmal ihr weibliches Gemüth in den Busen des selbstbewussten Eroberers ausgeschüttet zu haben — aber gerade diese Bestimmungen waren manchem Juristen älterer Zeit sehr ungelegen, und es wäre manchem lieber gewesen, wenn die Konsequenz des Rechts durchgeschlagen hätte, da solch Mitleid mit dem Schuldner nicht angebracht sei und jedenfalls das schöne Ebenmass juristischer Harmonie zu stören vermöge.

Dies war die alte Pandektenlehre;*) sie fand in Adam Smith und in der Manchesterschule ihren freudigen Wiederhall — das Weltall ist hiernach eine grosse Produktionsstätte äusserlicher Güter, und die Rechtsordnung ist dazu da, solche körperliche Güter zu schützen und ihren Verkehr möglichst zu erleichtern!

Dies zeigte sich auch schon in äusserlichen Dingen. Der Arbeitsvertrag nahm in den Pandektenvorlesungen eine dürftige Nebenstellung ein, während man sich mit dem Recht des Testamentserben monatelang beschäftigte; von einer Sicherung des Individuums im Vertragsabschluss gegen die wucherische Ausbeutung des Gegners war kaum die Rede — vom Wucher sprach man ja eigentlich nur in der Zinslehre, und auch hier in alterthümlicher Form; und, last not least, vom Rechte der Persönlichkeit als dem Centralrecht mit all seinen Ausläufern mochte man nichts wissen: richtig allerdings, dass ich gegen Verletzungen meines Leibes nicht bloss criminell, sondern auch durch Civilklage geschützt bin; aber dieser Schutz zerblätterte sich nach der alten Lehre in eine flüchtige Reihe unzusammenhängender, loser, im Winde flatternder Ansprüche, die nach einem festen Halt seufzten; und — bezeichnend genug — dieser Schutz betrachtete die Persönlichkeit fast nur nach ihrer Vermögensseite hin, und wenn ich verletzt wurde, gab man mir ein Anrecht fast nur, soweit ich dadurch im Vermögen und in der Vermögensfähigkeit beeinträchtigt war; nur mühsam suchte sich das deutsche Schmerzensgeld noch einen Platz zu behaupten, und wenn man vom Ersatz für den idealen Schaden, für seelische Schmerzen und Kränkungen der Gemüther sprach, so galt dies — als französisch und undeutsch. Willst du Entschädigung, so weise auf Heller und Pfennig nach, wie viel weniger Vermögen du jetzt hast, als du ohne deine Verwundung gehabt hättest! Das war die alte Rechtslehre.

Und in dieser Richtung hatte das Recht der geistigen Arbeit Jahrhunderte lang einen schweren Stand; das Produkt der geistigen Arbeit war nichts, für das die Rechtsordnung zu sorgen habe! Was ist geistige Arbeit? was ihr Resultat? ist es sichtbar und greifbar? Nein, und da nur Greifbares Gegenstand des Eigenthums sein kann, so fällt das Produkt der geistigen Arbeit aus der Rechtsordnung heraus!

*) Ueber ihre Irrthümer vergl. auch meinen Aufsatz in der Aula 1895 S. 43 f.

Digitized by Google

Allerdings frühere Jahrhunderte hatten noch einen richtigen Instinkt und liessen ihn walten. Ich habe an anderer Stelle dargelegt,*) wie seit dem 16. Jahrhundert die Idee des geistigen Eigenthums sich geregt hat: in der Vorstellung befangen, dass das Eigenthum die einzige Kategorie des Rechtsschutzes von Erdengütern sei, hat man das Resultat des geistigen Schaffens fiktiv zu einer Sache verdichtet und den Begriff des Eigenthums angewendet, um der geistigen Arbeit neben den körperlichen Gütern eine Stelle zu erobern. Allerdings die Pandektenlehre war dieser Anschauung nichts weniger als günstig, und auch bei den Germanisten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts fehlte es an richtigem Blicke und origineller Konstruktion;**) so wollte man auch vom geistigen Eigenthum nichts mehr wissen, so dass die geistige Arbeit öfters des Schutzes völlig entbehrte oder nur in Privilegien und Privilegiengesetzen eine geduldete Stellung erhielt.

So musste man oftmals mit Privilegien und Fiktionen mühsam nachhelfen, um den Autor in seiner Existenz zu sichern. Denn was war sonst sein Schicksal? Er schafft ein geistiges Werk, dieses ist aber nur sein in einer körperlichen Darstellung, und auch da musste man noch fragen, ob ihm auch wirklich der Stoff gehöre? und in den Pandekten lehrte man mit grossem Nachdruck, dass, wer einen Aufsatz auf fremdes Papier geschrieben, ihn dem Eigenthümer des Papiers ausfolgen müsse, und wenn Justinian für den Maler, der auf fremde Leinwand malte, etwas anderes bestimmte, so war dies eine Inkonsequenz — also höchstens das körperliche Ding ist sein, im übrigen, da die Idee zwar verkörpert, aber nicht körperlich eingeschlossen werden kann, ist sie, wie ein Vogel, der Herrschaftssphäre des Schöpfers entflogen, und ein jeder kann sie für sich verkörpern und diese Verkörperung für sich ausnützen, m. a. W. die Idee steht jedem offen, wenn er nur äusserlich in der Lage ist, sie körperlich darzustellen, das Buch drucken, das Gemälde nachstechen oder nachzeichnen zu lassen, und der Autor muss sehr erfreut sein, wenn er für die Erleichterung, die er dem Drucker bietet, der das Manuscript unmittelbar von ihm bekommt, so etwas wie ein Honorar erlangt; schliesslich hat man ihm durch ein Privileg eine Gnadengabe gewährt, die allerdings über die Konsequenz des Rechts hinausgehe, aber — wie so manches Privileg — eben geduldet werden müsse!

Dem Autor gab man noch als Trost das Bewusstsein einer bedeutenden Schöpfung und den Nachruhm, und das that man zu einer Zeit, wo man mit Recht den Dieb eines Blumentopfes und einer Tabaksdose ins Gefängniss sperrte und von allen gesellschaftlichen Menschen ausschloss und wo es Niemanden einfiel, den Eigenthümer damit abfinden zu wollen, dass er etwas geschaffen oder ererbt habe, was nun dem ganzen Publikum nützlich sein kann.

Noch schlimmer erging es dem Erfinder: sein Anspruch auf Erfinderrecht wurde nun gar als utopisch betrachtet, rechtlich nicht construirbar! Ausläufer des geistigen Eigenthums und darum juristisch verfehlt! Auch wirthschaftlich verfehlt: der Erfinder soll seine Erfindung der Menschheit erschliessen und dadurch eine billige Produktion erzielen! Dieselben Juristen also, die sich vor dem Gedanken

*) Idee des geistigen Eigenthums, im Archiv für civilistische Praxis 82 S. 144 ff.
**) Vgl. ebenda S. 190 f.



Digitized by Google

der socialen Preisgebung des Eigenthums mit Recht abgewandt hätten, verlangten nichts anderes, als die unentgeltliche Preisgebung der Erfinderidee, die vielleicht Millionen repräsentiren kann und die nur er, der Erfinder, in einem begnadeten Augenblick (und auch da vielleicht erst nach langer Arbeit und vielen Opfern) den uns feindlichen Mächten der Verneinung entreissen konnte! Schliesslich, warum ist der Erfinder so thöricht, seiner Idee nachzujagen, anstatt solide zu arbeiten, wie man's bisher gethan? Und zu guterletzt — Erfindungen werden ja doch gemacht, und wer den Drang in sich fühlt, muss ihm folgen, auch wenn er weiss, dass er dabei halb und halb verhungern muss; wozu also noch den Erfinder belohnen?

Auch hier half man allerdings durch Privilegien nach, aber diese galten nur als Ausnahmen oder Ausschreitungen, als eine Art von Unrecht gegen das Publikum, die man in die mässigsten Grenzen einengen müsse.

Ich wusste wohl, was ich that, als ich im Jahre 1877 den ersten Theil meines Patentrechts schrieb, in dem ich das Erfinderrecht auf juristische Grundlage zu stellen, es als dem Eigenthum analog zu erklären und in die Details hinein durch juristische Konstruktion auszuarbeiten suchte. Viele wunderten sich, warum ich dieses Thema ergriffen habe, da es ja so wunderschöne Pandektenfragen zu erledigen gebe! Andere erfassten mich am Grundgedanken und warfen mir vor, in der Konstruktion des Erfinderrechts auf das geistige Eigenthum zurückgegangen zu sein: das geistige Eigenthum aber sei ein überwundener Standpunkt, darum gebe es kein Erfinderrecht, sondern höchstens ein Recht aus einem Privileg, einer staatlichen Konzession — m. a. W., es gebe kein dem sonstigen Civilrecht gleichwerthiges Recht des Erfinders, sondern nur einen auf ausserordentlicher Gabe des Gesetzes beruhenden anomalen Schutz; weshalb denn von einer jeden Verbindung und Verknüpfung des Erfinderrechts mit der sonstigen Rechtsordnung abzusehen sei.

Natürlich, der Erfinder müsste sich eigentlich gefallen lassen, dass Jeder, der hinter seine Idee kommt (die meisten Erfinderideen sind schwer zu verheimlichen) damit wirthschaftet und flott für sich producirt, ohne sich um ihn zu kümmern! Dass ein solcher Ideenlauscher dabei seinen tüchtigen Gewinn macht, fand man recht in Ordnung; aber dass der Erfinder daran seinen Theil haben sollte, das galt als ausholendes Unrecht und als ein nur ausnahmsweise zu duldender Eingriff in die unverbrüchlichen Rechte des Menschengeschlechts.

Ich wusste also wohl, was ich that, und habe darum nicht nur dieses eine Werk vollendet, sondern in einer Reihe weiterer Darstellungen das Gebiet des „Immaterialrechts" zu fördern gesucht. In ungeahnter Weise ist im Erfinderrecht die Jurisprudenz und die Entwickelung des Patentamts zur Hülfe gekommen, und die ungeheure Macht des Erfindungsgedankens, der wie ein Herrscher das Kapital sich dienstbar macht, nach dem die Fabriken ängstlich ausspähen, und um den sie sich bewerben, wie die Theater um einen Heldentenor, ist allerorts hervorgetreten. Natürlich eine solche Kraft der Idee, ein solcher Erfolg des Erfinders musste zur Nachfolge spornen, und so ist die Erfindungsgabe des deutschen Volkes in einer Weise zu Tage getreten, die unser Erstaunen erregt, wie man sie kaum je erwartet hätte, am wenigsten die Jurisprudenz der alten Zeit.

Digitized by Google

## II.

Schon aus dem Obigen geht hervor, dass die vom immateriellen Rechte zu umfassenden geistigen Schöpfungen zweierlei Art sein können: es können technische Conceptionen sein, die man Erfindungen zu nennen pflegt, Ideen über die Kombination von Naturkräften; oder es sind ästhetische Schöpfungen, d. h. Schöpfungen, deren Verdienst gerade in der technischen Zwecklosigkeit beruht, deren Bedeutung darin liegt, dass sie gleichsam die Welt noch einmal schaffen, dass sie uns ein Bild der in der Welt lebenden Mächte gewähren.

Diese ästhetischen Schöpfungen können wieder mit den verschiedensten Mitteln, mit den verschiedensten Mittheilungsfaktoren operiren; so giebt es eine Kunst durch die Sprache, die theils durch Sprachbegriffe, theils auch durch Sprachlaute wirkt (Poesie im weiten Sinne), eine Kunst durch den Ton, seine Höhe, Länge und seine Intervalle (Musik) und eine Kunst, die durch das Augenbild wirkt, in Flächenform oder Plastik.*) Zu der ersten gehören auch die wissenschaftlichen Darstellungen, sofern kein Schriftsteller, wenn er verstanden sein will, ohne die künstlerische Gestaltung der Sprache zu wirken vermag: insofern ist jeder Schriftsteller ein Künstler, vom gelehrten Philosophen bis zum lyrischen Dichter.

Diese ästhetische Bedeutung der literarischen Schöpfung habe ich in meiner Schrift über das Autorrecht (1880) lebhaft betont. Gerade in dieser Beziehung bestand früher grosses Schwanken. Bald betrachtete man die verschiedenen Zweige des Urheberschutzes getrennt, als ob sie nur äusserlich mit einander verbunden wären, bald verwechselte man wissenschaftliche und ästhetische Produktion, als ob ein wissenschaftlicher Forscher nicht nur an seinem Werke oder an der besonderen Form seiner Gedankendarstellung, sondern auch an den wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Forschung ein Autorrecht haben könnte — ein offenbarer Irrthum, den ich in einer späteren Schrift über das „literarische und artistische Kunstwerk und seinen Autorschutz“ (1892) von neuem widerlegt habe. Erst wenn die literarische Produktion auf ihre ästhetische Bedeutung zurückgeführt ist, kann das literarische Autorrecht seine richtige Würdigung finden neben dem Urheberrecht am Ton- und Bildwerke; und wie beim wissenschaftlichen und beim rein poetischen Werke die innere Form, beim letzteren das „imaginäre“ Bild in Betracht kommt, ist ebenda weiter entwickelt worden.**)

In beide Sphären, in die technische wie die ästhetische, greift dasjenige ein, was man Musterschutz zu nennen pflegt. Muster ist

*) Vgl. darüber mein literarisch-artistisches Kunstwerk S. 7 f. und meine Darstellung in Schönbergs Handb. der polit. Oekonomie II S. 807.

**) Vgl. auch Ueber die Idee des geistigen Eigenthums, Archiv für civilistische Praxis B. 82 S. 154 f.

Wenn neuerdings Opet im Archiv für civilistische Praxis B. 84 S. 257 behauptet, dass der Gedanke des imaginären Bildes zwar philosophisch richtig sei, es ihm aber an juristischer Fassbarkeit fehle, so muss ich letzteres bestreiten. Dass die Feststellung des Begriffes ihre Schwierigkeit haben kann und dass das ästhetische Gefühl den Verstand mächtig unterstützen wird, ist richtig; aber der Begriff ist ebenso unentbehrlich wie der Begriff des Erfindergedankens und, wie dieser, völlig praktisch verwendbar. Es wäre ein unrichtiges Bestreben, eine Jurisprudenz schaffen zu wollen, bei welcher die in der Sache liegenden und zur richtigen Lösung der Rechtsfragen nothwendig zu überwindenden Schwierigkeiten weggedacht würden.

Digitized by Google

eine Form an sich, die eine Idee erregen kann, aber keine geschlossene Idee in sich enthält. Das Muster kann sich als Geschmacksmuster an das ästhetische, als Gebrauchsmuster an das technische Immaterialrecht anschliessen; das Muster lehrt *ad hominem* die Einheit des Immaterialrechts, da es, wie eine Arabeske, vom ästhetischen Urheberrecht ausgehend und zum Erfinderrecht hinübereichend, das ganze Gebiet des Immaterialrechts umschlingt und dem Ernst der Kunst und Technik einen leichteren, ich möchte sagen lebensfroheren Abschluss bietet.

In verschiedenen Gesetzen und zu verschiedenen Zeiten hat unser Recht diese Probleme des Urheberschutzes zu lösen versucht.

Unser Autorgesetz stammt vom Jahre 1870 und spricht vom Urheberecht an sprachlichen und musikalischen Erscheinungen; die Werke der bildenden Kunst fanden erst im Gesetz von 1876 ihre Regelung, ebenso die Muster und Modelle; von den Gebrauchsmustern handelt das Gesetz von 1891. Das zuerst im Jahre 1877 reichsgesetzlich geregelte Patentrecht hat gleichfalls im Jahre 1891 eine Neuordnung erfahren.

Mannigfache Unterschiede in der Technik dieser Gesetze ergaben sich aus der Nothwendigkeit, durch Anmeldung und behördliche Prüfung die entstandenen Rechte zu sichern, zu ordnen und zu fixiren.

Unsere literarischen, musikalischen und bildlichen Urheberwerke bedürfen regelmässig einer solchen Anmeldung nicht, denn die Möglichkeit, dass zwei Personen dasselbe Werk schaffen und sich ein Streit über das Zuvorkommen entwickelt, ist zwar nicht ausgeschlossen, liegt aber weit ab.*) Dagegen verlangt das Erfinderrecht dringend der Anmeldung, denn hier ist der Fall, dass dieselbe Erfindung von mehreren gemacht wird, alltäglich; auch bereitet die Abmessung und Grenzscheide der Erfindungen oft erhebliche Schwierigkeiten; darum wird hier bei uns eine eingehende Prüfung vorgenommen. Die Muster müssen gleichfalls angemeldet und eingetragen werden, wobei der Dualismus unserer Gesetzgebung es mit sich führt, dass die Geschmacksmuster anders behandelt werden als die Gebrauchsmuster.

Andere Verschiedenheiten ergeben sich aus der Dauer der einzelnen Rechte. Man hat von der Ewigkeit der Immaterialrechte abgesehen, denn es ist nicht nöthig, nach Analogie der körperlichen Güter auch die unkörperlichen auf immer dem individuellen Rechte vorzubehalten. Die Gründe, welche im Urheber- und Patentrecht für diese Behandlung sprechen, habe ich an verschiedenen Orten, so besonders in meiner Abhandlung über die Idee des geistigen Eigenthums (S. 225 f.) entwickelt. Ich kann wirklich bezüglich des literarischen, bildlichen und musikalischen Urheberrechts nicht annehmen, dass dem Autor mit einem ewigen Rechte so viel gedient wäre. Wir müssen uns bescheiden, für eine, zwei oder drei Generationen zu arbeiten: Schöpfungen, die darüber hinausgehen, bilden die seltene Ausnahme; und hätte es da eine grosse Wichtigkeit, nach etwa 100 Jahren die vielleicht ganz entfernten Erben aufzusuchen, um ihnen das Erträgniss auszufolgen? Unser Recht bestimmt bekanntlich für das literarische, musikalische und bildliche Urheberrecht die Frist bis zum Tode des Autors und noch 30 Jahre

*) Ueber diese Möglichkeit habe ich neuerdings im Archiv f. civ. Praxis B. 85 S. 116 gehandelt.

Digitized by Google

darüber; man könnte, anderen Gesetzen folgend, 50 Jahre nach dem Tode festsetzen: das wäre aber durchaus genügend. Es ist ja richtig: auch der Autor darf für sich die individuelle Rechtsordnung anrufen und kann verlangen, dass seine Arbeit nicht sofort im socialen Schlunde der Menschheit verschwinde, aber ich halte es für eine Uebertreibung, die socialen Postulate völlig abzulehnen und den Individualismus ohne weiteres zu verewigen.

Viel geringere Fristen haben die Rechte an technischen Conceptionen: die Erfindungen sind für 15 Jahre des Rechtsschutzes theilhaftig, und auch hier unterliegen sie einer progressiven Patentsteuer, so dass die meisten freiwillig vorher verschwinden; geringer noch sind die Fristen des Musterrechts: die Gebrauchsmuster dauern 3—6, die Geschmacksmuster 3—15 Jahre. Derartige Dinge lassen sich nicht auf Ewigkeit an einen Einzelnen binden, die Technik würde sonst in einem Wirrsal von Einzelrechten ersticken. Wohin käme man, wenn z. B. alle Patentrechte, die sich auf die Nähmaschine beziehen, noch neben einander beständen!

## III.

Nicht in allen Beziehungen entsprechen unsere Gesetze dem Zuge der Zeit; unser literarisches Urhebergesetz ist am meisten zurückgeblieben: es ist 25 Jahre alt, und fürwahr, es stammt aus einer Zeit, wo man für das literarische Urheberrecht noch kämpfen musste und die Idee des sog. geistigen Eigenthums sehr tief stand. Das Uebersetzungsrecht ist recht ungenügend geregelt, das Recht der Dramatisirung und „Utilisirung" des Romans, das Variationsrecht in der Musik u. a. sind so wenig entwickelt, dass die Jurisprudenz heutzutage nur mit Mühe entsprechende Verhältnisse schaffen kann; der Dichter ist dem Komponisten in unzutreffender Weise überantwortet,*) und jeder Lyriker muss sich gefallen lassen, dass ein Bänkelsängerkomponist seine Gedichte komponirt und den Text unter die Noten druckt; bei dramatisch-musikalischen Werken ist die Bühne zur Aufführung befugt, wenn auch nur der Komponist hierzu seine Zustimmung giebt — eine sehr eigenthümliche Bestimmung, die heutzutage, wo der Text einer Oper immer wichtiger wird, wo Verga's Schöpfung an dem Weltruhme Mascagni's einen so unzweifelhaft wichtigen Antheil hat, wo alles darauf ausgeht, dramatisch durchschlagende Texte für die musikalische Opernbearbeitung zu finden, eine Wichtigkeit erlangen kann, die man vor Jahrzehnten gar nicht geahnt hat. Allerdings lässt die Fassung des Gesetzes verschiedene Deutungen zu, namentlich auch die Deutung, dass dieses Bestimmungsrecht des Komponisten nur zutrifft, wenn Dichter und Komponist mit einander zusammen gearbeitet oder der Dichter dem Komponisten wenigstens den Text zur Oper geliefert — nicht aber, wenn der Komponist ihn ohne weiteres benützt hat; auch giebt das Recht des Komponisten, die Aufführung zu gestatten, ihm noch keineswegs das Recht, die ihm ausgefolgten Erträgnisse der Aufführung ohne weiteres für sich zu behalten.

*) Manche haben dies als einen Vorzug betrachtet. Vgl. aber hierzu meine Idee des geistigen Eigenthums S. 232 f., auch schon mein Autorrecht S. 243 f.

Digitized by Google

Ueber diese noch keineswegs völlig entwickelten Verhältnisse muss ich an anderem Orte handeln: sicher ist, dass ein Gesetz mit solcher, auch bei richtiger Deutung nicht völlig befriedigender, Bestimmung der Revision bedarf.

Viel grösser noch waren die Lücken auf dem internationalen Gebiete; denn das literarische, bildliche, musikalische Urheberrecht stand nur dem Inländer zu und dem, dessen Werk im inländischen Verlage erschien: in letzterer Beziehung konnte immerhin einiges für die ausländischen Schriftsteller ausgewirkt werden; im übrigen galt die Entnahme von Nation zu Nation als völlig correct und unanfechtbar, und es ist ja begreiflich, dass, so lange das Inland dem Ausland preisgegeben war, es sich im Interesse der Selbsterhaltung in gleicher Weise gegen das Ausland abschloss. Hier konnte nur durch internationale Vereinbarungen abgeholfen werden, und was hier seit den 80ger Jahren gewirkt worden ist, insbesondere durch die Berner Convention, ist ein ausserordentlicher Schritt zur Erreichung des Ideales, den Immaterialrechten einen allgemeinen, über den Kreis des inländischen Indigenates hinausreichenden Schutz zu verleihen. Noch fehlt manches, noch sind wichtige Momente zurückgeblieben, aber der Idee des allgemeinen Urheberschutzes gehört die Zukunft.

Ein Analogon für das Erfinderrecht bietet die industrielle Union, deren Ziel es vor allem ist, dem Erfinder die Erlangung eines in allen Kulturstaaten durchführbaren Weltrechts zu erleichtern. Hier hat sich aber bis jetzt gerade Deutschland noch nicht angeschlossen; doch können wir uns der Hoffnung hingeben, dass auch hier die Schwierigkeit überwunden und eine Vereinigung erzielt werde.*)

So finden wir im internationalen Leben immer noch unfertige Verhältnisse; der Gedanke, der die Völker früher beherrschte, dass nur der Inländer völlig rechtsfähig, der Ausländer mehr oder minder rechtlos sei, ein Gedanke, der noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf dem ganzen Gebiete des Civilrechts seine Kreise zog und z. B. die Erbschaft eines Ausländers in manchen Fällen wie ein erbloses Gut an den inländischen Staat fallen liess, dieser Gedanke hat sich in unserer Lehre noch nicht völlig ausgelebt.

Auch sonst zeigen sich Eigenthümlichkeiten. Der Deutsche, der in Frankreich auch nur ein Trinkglas gestohlen hat, kann dafür in Deutschland gestraft werden; dagegen bleibt der Deutsche, der in Frankreich eine gröbliche Patentverletzung beging, in Deutschland straflos, weil sich der Schutz unseres Rechtes nur auf deutsche Patente erstreckt.

Also hier hat man noch nicht die Abstraktion gezeitigt, wie auf dem Gebiete des Eigenthums: dass man das Eigenthum, auch wenn es in den verschiedenen Ländern verschieden aufgefasst und durchgeführt wird, doch als ein einheitliches Institut des Weltrechts erkennt, dessen Verletzung als Eigenthumsverletzung gilt, mag es sich um ein Eigenthum nach dem Code civil oder dem Preussischen Landrecht handeln — diese Abstraktion hat man im Erfinderrecht nicht in gleicher Weise vollzogen, und so kommt die Incongruenz. Man ist hier noch in der Entwickelung zurückgeblieben! Allüberall finden wir noch

*) Vgl. meine Bemerkungen in Schönbergs Handbuch der Politischen Oekonomie II S. 805.

Digitized by Google

Residuen früherer Zeiten; aber auf allen Punkten ist ein ganz riesenhafter Fortschritt zu erkennen, und der Tag, wo die geistige Arbeit ebenbürtig vor die Schranken der Rechtsordnung treten kann, ist nahe herangerückt.

## IV.

Die geistige Arbeit ist also ein dem körperlichen Gute vielfach gleichzustellender Faktor; und dieses Recht der geistigen Arbeit wird der Individualität, die, kapitallos aufgewachsen, in den Hülfsmitteln des eigenen Geistes ihren Schatz findet, dem Kapital gegenüber eine mächtige Stellung geben; eine mächtige Stellung auch den grossen Kapitalansammlungen und Kapitalmassen gegenüber. Auch das Staatskapital muss mit dem Einzelnen paktiren, will es an seinen Ideen theilnehmen, und gegenüber der grössten Vereinigung der Kapitalmächte wird die Individualität mit ihren neuen Ideen eine imponirende Selbstständigkeit einnehmen, zumal ihr der internationale Markt offen steht.

Allerdings wird es an Versuchen nicht fehlen, auch den Erfinder an eine Unternehmung zu ketten und Verträge abzuschliessen, wonach der Erfinder einem Unternehmen für die Dauer ausschliesslich dienstbar sein soll. Derartige Verträge kommen schon heutzutage vor, und sie müssen innerhalb der Schranken des Dienstrechts als giltig und bindend angesehen werden. Aber immer muss das Dienstrecht seine Sicherheitsventile haben, wo die allzustarke Gebundenheit dem Individuum wieder zur Freiheit verhilft. Es ist Sache der Rechtsordnung, derartige Verträge so zu gestalten, dass sie nur auf Zeit binden, so dass der Individualität zur rechten Zeit die Möglichkeit geboten wird, sich aus dem gebundenen Verhältniss zur selbstständigen Stellung zu lösen. Eine sociale Ordnung, die den geistigen Arbeiter unter Zerstörung seines individuellen Rechts dauernd zum Diener des Ganzen machen würde, wäre der menschlichen Natur zuwider, und den utopischen Bestrebungen, den Einzelnen in seiner freien wirthschaftlichen Bewegnng zu binden, wird das Recht der geistigen Arbeit ein festes Hinderniss entgegensetzen. Stets wird der individuelle Geist sein Recht für sich verlangen, und in der Stätte des Denkers reifen die grossen Ideen, mit denen das Individuum seinen individuellen Gang in der Kulturgeschichte und seine individuelle That bezeichnen wird: diese verlangt ihr eigenes Recht.

Ja, das sind Erwägungen, die weit über das ehemalige Pandektenrecht hinausführen; und wenn es uns gelungen ist, durch Gestaltung der modernen Rechte über die ehemaligen Kreise der Doktrin hinauszukommen, so dürfen wir es mit gerechtem Stolze den Lobrednern früherer Zeiten entgegenhalten. Erst durch Schöpfung des Rechts der geistigen Arbeit ist es der Jurisprudenz möglich geworden, die wichtigen Probleme zu bewältigen, welche die Neuzeit mit grösserer Macht an uns stellt, als jede frühere Periode der Rechtsgeschichte.

Digitized by Google

# DER UNSCHULDIGE.

VON

GABRIELE D'ANNUNZIO.

Soll ich mich dem Gericht stellen, sagen: „Ich habe ein Verbrechen begangen. Das arme Wesen würde nicht todt sein, wenn ich es nicht getödtet hätte. Ich, Tullio Hermil, ich selbst habe es getödtet. Ich habe den Mord mit Ueberlegung begangen und die That bei vollstem Bewusstsein und absoluter Geistesklarheit ausgeführt. Dann habe ich mit meinem Geheimnis in meinem Hause weitergelebt, ein volles Jahr, bis heute. Heute ist der Jahrestag. Jetzt gebe ich mich in Eure Hände. Höret mich an. Richtet mich.“ Kann ich mich dem Gericht stellen, kann ich so sprechen?

Ich kann nicht und will nicht. Die Gerechtigkeit der Menschen kümmert mich nicht. Kein Gerichtshof der Welt könnte mir gerecht werden.

Und doch muss ich mich anklagen, und doch muss ich beichten. Ich muss mein Geheimnis einem Menschen enthüllen.

W e m?

## I.

Hier meine erste Erinnerung:

Es war im April. Seit einigen Tagen waren wir, ich, Juliane und unsere beiden Kinder Maria und Natalia in der Provinz in dem Hause meiner Mutter, einem grossen alten Landhause, das La Badiola hiess, um hier das Osterfest zu verbringen. Wir lebten im siebenten Jahre unserer Ehe.

Und drei Jahre waren schon verflossen seitdem wir ein anderes Osterfest gefeiert, ein wahrhaftes Fest der Vergebung, des Friedens uud der Liebe in jener Villa, die, weiss und einsam, von Levkojen umduftet, einem Kloster glich. Damals versuchte Natalia, mein jüngstes Töchterchen, die eben erst, wie eine Blume aus ihrer Hülle, ihren Wickeln entnommen war, ihre ersten Schritte zu machen; und Juliane zeigte sich gegen mich voller Nachsicht, wenn auch ihr Lächeln ein wenig melancholisch blieb. Ich war zu ihr zurückgekehrt, demütig und reuevoll, nach meiner ersten, schweren Untreue. Meine Mutter, die von nichts wusste, hatte mit ihren lieben Händen einen Olivenzweig am Kopfende unseres Lagers befestigt und das kleine, silberne Weihwasserbecken an der Wand frisch gefüllt.

Aber jetzt, nach drei Jahren, wie anders war vieles. Zwischen mir und Juliane hatte eine endgültige, unüberbrückbare Trennung stattgefunden. Mein Unrecht ihr gegenüber hatte beständig zugenommen. In der grausamsten

Digitized by Google

Weise hatte ich sie gekränkt; ohne Rücksicht und rückhaltlos, war ich nur meiner Gier nach Zerstreuung, dem Rausche meiner Leidenschaften, der Neugier meines korrumpirten Geistes gefolgt.

Ich war der Geliebte von zwei ihrer intimen Freundinnen gewesen. Mit Teresa Raffo hatte ich einige leichtsinnige Wochen in Florenz zugebracht. Ich hatte mich mit dem falschen Grafen Raffo geschlagen und mein unglücklicher Gegner hatte sich in diesem Duell infolge gewisser sonderbarer Umstände vollständig lächerlich gemacht. Nichts von diesen Dingen war Juliana verborgen geblieben. Und sie hatte gelitten, stolz, fast ohne ein Wort zu sagen.

Nur wenige, kurze Auseinundersetzungen hatten wir. Nicht eine einzige Lüge war dabei über meine Lippen gekommen; ich glaubte durch meine Aufrichtigkeit, meine Schuld in den Augen dieses holden und edlen Wesens, dessen Klugheit ich kannte, zu mildern.

Ich wusste auch, dass sie die Ueberlegenheit meines Geistes anerkannte und dass sie die Unregelmässigkeit meiner Lebensführung zum Teil mit den blendenden Theorien entschuldigte, die ich mehr als einmal in ihrer Gegenwart aufgestellt hatte, zum Schaden der landläufigen Moral, zu der sich die Majorität der Menschen augenscheinlich bekennt. Das sichere Bewusstsein, von ihr nicht wie ein gewöhnlicher Mensch beurteilt zu werden, erleichterte vor meinem Gewissen die Last meiner Sünden.

„Also auch sie begreift — dachte ich bei mir — dass ich, da ich anders bin, als die anderen und eine andere Lebensauffassung habe, mich den Pflichten, die diese Anderen mir aufzwingen wollen, entziehen darf, da ich das Recht habe die Meinung der Anderen zu verachten, und so zu leben, wie es meine eigenste Natur verlangt."

Ich war überzeugt, nicht nur ein eigenartiger, sondern geradezu ein auserlesener Geist zu sein, und ich glaubte, dass diese Besonderheit meiner Eindrücke und Empfindungen jede meiner Handlungen veredelte und auszeichnete. Stolz auf diese meine Besonderheit, die mich gleichzeitig mit Spannung auf mein eigenes Thun erfüllte, war ich nicht imstande ein Opfer zu bringen, mir etwas zu versagen, wie ich nicht imstande war auch nur einen meiner Wünsche zu unterdrücken. Aber im Grunde beruhten all diese subtilen Empfindungen doch nur auf einem brutalen Egoismus: denn ich vernachlässigte die Pflichten, nahm aber die Vorteile meiner Lage wahr.

In der That hatte ich allmählig, mit Julianes Einwilligung, von einer Untreue zur anderen, meine ehemalige Freiheit wiedererlangt, ohne Heuchelei, ohne Ausflüchte, ohne erniedrigende Lügen. Im Gegensatz zu Anderen, die auf Ausflüchte sinnen, setzte ich alles daran, so aufrichtig wie möglich zu sein. Ich benutzte jede Gelegenheit, um zwischen Juliane und mir den neuen Vertrag der brüderlichen Liebe und reinen Freundschaft zu bekräftigen. Sie sollte meine Schwester sein, meine beste Freundin.

Meine Schwester Constanza, meine einzige Schwester, war mit neun Jahren gestorben und ihr Verlust hatte in meinem Herzen einen unendlichen Kummer zurückgelassen. Mit tiefster Melancholie dachte ich oft dieser kleinen Seele, die mir niemals den Schatz ihrer Liebe hatte erschliessen können, ein Schatz, von dem ich träumte, dass er unerschöpflich sein müsse. Unter all den Gefühlen der Liebe, deren der Mensch fähig ist, ist mir die Schwesterliebe immer als die höchste und trostreichste erschienen. An diesen grossen, mir verlorenen Trost, dachte ich oft mit einem Schmerzgefühl, das durch die Unwiederbringlichkeit des Todes einen fast mystischen Charakter trug. Wo sollte ich auf Erden eine andere Schwester finden?

Unwillkürlich wendete sich dieses sehnsüchtige Verlangen auf Juliane.

Zu stolz um mit Anderen zu teilen, hatte sie auf jede Zärtlichkeit, jede Hingabe verzichtet. Schon seit langer Zeit fühlte ich neben ihr auch nicht den Schatten einer sinnlichen Erregung. Ich hörte ihren Atem, ich empfand ihren eigentümlichen Duft, ich sah das kleine, braune Mal an ihrem Hals — und ich blieb gleichgültig. Es schien mir nicht möglich, dass dies dasselbe

Digitized by Google

Weib sei, das ich einstmals in der Glut meiner Umarmungen erbleichen, vergehen sah.

Ich bot ihr also meine Freundschaft an, und sie nahm sie in ihrer schlichten Weise an. Wenn sie traurig war, war ich es noch mehr bei dem Gedanken, dass wir unsere Liebe begraben hatten auf immer, ohne Hoffnung einer Auferstehung, bei dem Gedanken, dass unsere Lippen sich vielleicht nie, nie wieder vereinen würden. Und in der Blindheit meines Egoismus schien es mir, als müsse sie mir im Herzen dankbar sein für diese Trauer, die ich als eine unheilbare empfand, und es schien mir auch, als müsse sie eine Befriedigung darin finden und sich damit trösten, wie mit einem Wiederschein der vergangenen Liebe.

Eine Zeitlang hatten wir beide nicht nur von einer Liebe, sondern von einer Leidenschaft bis in den Tod geträumt, usque ad mortem.

Wir hatten beide an unseren Traum geglaubt und mehr als einmal hatten wir in der Trunkenheit der Leidenschaft die beiden grossen, trügerischen Worte ausgestossen: Ewig! Nie!

Wir hatten sogar an unsere körperliche Zusammengehörigkeit geglaubt, an jene seltene, geheimnisvolle Anziehungskraft, die zwei menschliche Wesen mit dem schrecklichen Bande der unersättlichen Begierde aneinanderkettet. Wir hatten daran geglaubt, weil die Stärke unserer Empfindungen dieselbe geblieben war, selbst nachdem wir einem neuen Wesen das Leben geschenkt hatten und der geheimnisvoll waltende Genius der menschlichen Gattung durch uns seinen einzigen und endlichen Zweck erfüllt hatte. Die Illusion war geschwunden; die Flamme war erloschen. Meine Seele (ich schwöre es) hatte aufrichtige Thränen auf den Trümmern vergossen. Aber wie kann man sich gegen ein notwendiges Phänomen auflehnen? Wie das Unvermeidliche vermeiden?

Es war demnach ein grosses Glück, dass wir, nachdem die Liebe durch unselige Naturnotwendigkeit — also ohne unsere Schuld — erstorben war, noch in demselben Hause, zusammen leben konnten, vereint durch ein neues Gefühl, das vielleicht nicht weniger tief als das alte, jedenfalls erhabener und seltener war. Es war ein grosses Glück, dass eine neue Illusion der alten folgen, und so zwischen unseren Seelen ein Austausch reiner Gefühle, zarter Empfindungen und unaussprechlicher Wehmut stattfinden konnte. Aber wohin führte in Wirklichkeit diese Art platonischer Rhetorik? Sie verlangte ein Wesen, das sich lächelnd zum Opfer darbot.

In Wahrheit beruhte das neue, geschwisterliche nicht mehr eheliche Verhältnis, auf einer Voraussetzung: Die absolute Entsagung der Schwester. Ich erhielt meine vollständige Freiheit zurück, ich konnte alle jene starken Sinnesreizungen aufsuchen, deren meine Nerven bedurften, ich konnte für eine andere Frau in Leidenschaft entbrennen, konnte meiner Geliebten jede Stunde die mir geeignet schien, widmen, ich konnte ausserhalb meines Hauses ein von niemandem gekanntes und ausschweifendes Leben führen, dann konnte ich in mein Haus zurückkehren, dort die Schwester finden, die auf mich wartete, in meinen Zimmern die sichtbaren Spuren ihrer Sorge für mich, auf meinem Tisch einen Becher, den ihre Hände mit Rosen gefüllt hatten, überall die Ordnung, die Eleganz und die strahlende Sauberkeit eines Ortes, in dem die Grazien wohnen. War mein Zustand nicht beneidenswert? Und war die Frau nicht ungewöhnlich edelmütig, die einwilligte mir ihre Jugend zu opfern, zufrieden nur mit einem Kuss der Dankbarkeit, fast der Ehrfurcht auf ihre stolze, reine Stirn?

Meine Dankbarkeit wurde zuweilen so inbrünstig, dass sie sich in einer Fülle zarter Aufmerksamkeiten und eifrigster Fürsorge erging. Ich wusste, dass es keinen besseren Bruder geben konnte, als mich. War ich abwesend, so schrieb ich Juliana lange, zärtliche, melancholische Briefe, die ich oft gleichzeitig mit denen an meine Geliebte absandte und meine Geliebte hätte nicht darauf eifersüchtig sein können, ebensowenig wie sie es auf die Anbetung, die ich dem Gedächtnis von Constanza weihte, sein konnte.

Digitized by Google

Wenn ich auch in der Intensität, mit der ich mein besonderes Leben führte, aufging, so konnte ich doch den Zweifeln, die dann und wann in mir aufstiegen, nicht entfliehen. Warum beharrte Giuliana in ihrer bewunderungswürdigen Aufopferungskraft? Sie musste mich mit einer allgewaltigen Liebe lieben, und wenn sie mich liebte und mir doch nur eine Schwester sein konnte, musste sie tödtliche Verzweiflung im Herzen tragen. — War der Mann nicht ein Wahnwitziger, der dieses so schmerzlich lächelnde, so aufrichtige, so mutige Wesen anderen unlauteren und eitlen Leidenschaften opferte? Ich erinnere mich (und meine damalige Verderbtheit verblüfft mich), ich erinnere mich, dass der stärkste unter den Vernunftgründen, mit denen ich mich selbst beruhigte, dieser war: „Die moralische Grösse hat ihren Ursprung in der Heftigkeit der ausgestandenen Leiden, also war es nothwendig, dass sie, um eine Heldin zu werden, das litt, was ich sie leiden machte."

Aber eines Tages gewahrte ich, dass auch ihre Gesundheit litt; ich gewahrte, dass ihre Blässe zunahm und zuweilen bläuliche Schatten auf ihrem Gesicht zu lagern schienen.

Mehr als ein Mal bemerkte ich in ihrem Gesicht krampfhafte Zuckungen. Mehr als ein Mal wurde sie in meiner Gegenwart von einem Zittern befallen, das ihren ganzen Körper schüttelte und ihre Zähne schlugen zusammen wie in einem plötzlichen Fieberschauer. Eines Abends drang von einem entfernten Zimmer ein herzzerreissender Schrei an mein Ohr: ich eilte dorthin und fand sie aufrecht an einen Schrank gelehnt, in konvulsivischen Zuckungen, als habe sie Gift genommen. Sie griff nach meiner Hand und hielt sie fest wie in einem Schraubstock.

— Tullio, Tullio, das ist entsetzlich, das ist schrecklich!

Sie blickte mich an, ganz nahe, ihre weitgeöffneten Augen starrten mich unverwandt an und erschienen mir in dem Halbdunkel unnatürlich gross.

Und ich sah in diesen grossen Augen das Kommen und Gehen eines unbekannten Leidens; und dieser starre, unerträgliche Blick erweckte in mir plötzlich einen furchtbaren Gedanken. Es war Abend, noch dämmerig, das Fenster war weit geöffnet, und die Vorhänge von dem Luftzug hin und herbewegt, blähten sich auf, gegenüber dem Spiegel brannte auf einem Tisch ein Licht, und ich weiss nicht warum, das Bewegen der Vorhänge, das Flackern des Lichtes, das der Spiegel reflektierte, nahmen in meiner Vorstellung eine unheimliche Bedeutung an, vermehrten mein Entsetzen. Der Gedanke an Gift blitzte in mir auf; und in diesem Augenblick entfuhr ihr von neuem ein Schrei und ausser sich vor rasendem Schmerz, warf sie sich an meine Brust.

— Tullio, Tullio, hilf mir, hilf mir!

Starr vor Entsetzen, blieb ich einen Augenblick wie gelähmt, nicht imstande ein Wort hervorzubringen.

— Was hast Du gethan? Was hast Du gethan? Juliane! Sprich, sprich . . . Was hast Du gethan?

Erstaunt über die tiefe Erregung meiner Stimme, zog sie sich ein wenig von mir zurück und blickte mich an. Mein Antlitz musste weisser, verzerrter sein, als das ihrige, denn hastig antwortete sie bestürzten Tones:

— Nichts, nichts, Tullio, erschrick nicht. Es ist nichts, sieh . . . Es sind nur meine gewöhnlichen Schmerzen . . . Weisst Du, einer von den gewöhnlichen Anfällen . . . das geht vorüber. Beruhige Dich.

Aber nachdem mir einmal dieser furchtbare Verdacht aufgestiegen, zweifelte ich an der Wahrheit ihrer Worte. Mir schien es, als ob alle die Dinge, die mich umgaben, mir das tragische Ereignis bestätigten, und als ob eine innere Stimme flüstere: „Für Dich, für Dich wollte sie sterben. Du, Du hast sie in den Tod getrieben." Und ich ergriff ihre Hände und fühlte, dass sie kalt waren und ich sah einen Schweisstropfen von ihrer Stirne perlen. — Nein, nein, Du willst mich täuschen — stiess ich hervor — Du täuschest mich. Juliane, mein Herz, um der Barmherzigkeit willen, sprich, sprich! Sage mir: was hast Du . . . Sage mir um des Himmels willen: Du hast . . .

Digitized by Google

Und bestürzt suchten meine Augen auf allen Möbeln, auf dem Teppich, überall, nach dem Beweisstück.

Nun verstand sie. Sie sank von neuem an meine Brust und schaudernd, machte sie auch mich erschaudern. Den Kopf an meine Schulter gelehnt, sagte sie (nie, niemals werde ich den unbeschreiblichen Ton vergessen), sie sagte: Nein, nein, nein, Tullio, nein.

Was in der Welt lässt sich mit jener rasenden Geschwindigkeit vergleichen, mit der sich unser inneres Leben abspielt. Wir verblieben in derselben Stellung, mitten im Zimmer, stumm. Aber eine Welt von Empfindungen und Gedanken, wogte in mir auf und ab, und nur ein Punkt stand mit entsetzlicher Klarheit vor meiner Seele. „Und wenn es wahr gewesen wäre?“ „Wenn es wahr gewesen wäre?“

Julianes Körper ruhte noch in unablässigen Zuckungen an meiner Brust, sie verbarg ihr Gesicht und ich wusste, dass sie, obwohl noch Schmerzen leidend, keinen anderen Gedanken hatte, als den an die Möglichkeit der von mir gefürchteten That, an mein wahnsinniges Entsetzen.

Und eine Frage schwebte mir auf den Lippen: „Ist Dir nie die Versuchung nahe getreten?“ Und dann eine andere: „Wäre es möglich, dass Du der Versuchung erlägest?“

Weder die eine, noch die andere Frage sprach ich aus, und doch schien es mir, als verstände sie mich. Beide standen wir jetzt unter dem Eindrucke des Gedankens an den Tod, dieser Vorstellung vom Tode. Wir waren beide in eine Art trauriger Extase geraten und hatten darüber das Bewusstsein der Wirklichkeit verloren und den Irrtum, der die Stimmung hervorgerufen, vergessen. Und plötzlich brach sie in Schluchzen aus und ihre Traurigkeit teilte sich mir mit und unsere, ach, so heissen Thränen flossen ineinander und sie konnten unser Schicksal doch nicht ändern.

Ich erfuhr später, dass sie schon seit einigen Monaten von einem komplicirten Unterleibsleiden heimgesucht wurde, eine jener schrecklichen Krankheiten, die bei den Frauen sämmtliche Lebensfunktionen in Mitleidenschaft ziehen. Der Arzt, mit dem ich eine Unterredung hatte, gab mir zu verstehen, dass ich für lange Zeit auf jede Annäherung an die Kranke verzichten müsse selbst auf die leisesten Liebesbezeigungen und er erkärte mir, dass eine Niederkunft für sie verhängnisvoll werden könne.

Obgleich diese Mitteilungen mich betrübten, so erleichterten sie doch mein Gemüt, sie überzeugten mich von meiner Schuldlosigkeit an Juliane's Leiden und rechtfertigten in den Augen meiner Mutter auf das einfachste die Trennung der Schlafzimmer und die anderen Veränderungen, die in unserem häuslichen Leben vorgegangen waren. Meine Mutter war gerade im Begriff aus der Provinz, wo sie seit meines Vaters Tode mit meinem Bruder Friedrich den grössten Teil des Jahres zubrachte, nach Rom zu kommen.

Meine Mutter liebte ihre junge Schwiegertochter von ganzem Herzen. Für sie war Juliane das Ideal einer Gattin, die Gefährtin, die sie für ihren Sohn geträumt hatte. Sie kannte in der ganzen Welt keine schönere, sanftere, edlere Frau, als Juliane. Sie begriff nicht, dass mir der Wunsch nach anderen Frauen kommen konnte, dass ich andere umarmen, an anderer Herzen schlafen konnte. Sie, die durch zwanzig Jahre von ein und demselben Mann, immer mit derselben Hingebung, mit derselben Treue, bis zum Tode geliebt worden war, sie ahnte nichts von dem Ueberdruss, dem Ekel, dem Verrat, all den Erbärmlichkeiten und Niedrigkeiten, die im ehelichen Schlafgemach sich — — heimlich abspielen. — — — — — — — — — Sie ahnte nichts von dem Schimpf den ich diesem lieben Wesen unverdientermassen angethan hatte und noch anthat. Durch die grossmütige Verstellung von Juliane getäuscht, glaubte sie noch an unser beiderseitige Glückseligkeit. Wenn sie die Wahrheit gewusst hätte!

Ich stand damals noch unter der Herrschaft von Teresa Raffo, dieser leidenschaftlichen Verführerin, die in mir das Bild der Geliebten des Menippus heraufbeschwor. Erinnert Ihr Euch in diesem wundervollen Gedicht der

Digitized by Google

Worte, die Apollonius zum Menippus sagt: „O beau jeune homme, tu caresses un serpent; un serpent te caresse!“

Der Zufall war mir günstig. Durch den Tod einer Tante war Terese gezwungen Rom für einige Zeit zu verlassen. Ich konnte die Lücke, die die Abreise der „Biondissima“ in mein Leben gerissen hatte, mit ungewohnter Ausdauer an der Seite meiner Gattin ausfüllen.

Noch war die Erinnerung an die grosse Bestürzung jenes Abends nicht erloschen, und zwischen mir und Juliane schwebte seit jenem Abend etwas neues, undefinirbares.

Da die physischen Schmerzen zunahmen, setzten es meine Mutter und ich mit vieler Mühe durch, dass sie sich einer Operation, die ihr körperlicher Zustand erforderte, unterwarf. Der Operation folgten vier bis fünf Wochen absoluter Ruhe im Bett und äusserste Vorsicht während der Rekonvaleszenz. Die Nerven der armen Kranken waren im höchsten Grade angegriffen und gereizt. Die langen und ermüdenden Vorbereitungen erschöpften und erbitterten sie so, dass sie mehr als einmal versuchte aus dem Bett zu springen, sich zu widersetzen, sich der brutalen Marter zu entziehen, die sie schändete, demütigte, erniedrigte . . . .

— Sage — fragte sie mich eines Tages mit bitterem Ton — wenn Du daran denkst, empfindest Du keinen Ekel vor mir? Ach, was für eine hässliche Sache! Und sie machte eine Bewegung des Abscheues vor sich selber, und verstummte.

An einem anderen Tage gewahrte sie, dass mich beim Eintritt in ihr Zimmer ein Geruch unangenehm berührte. Weiss wie ihr Hemd, schrie sie ausser sich:

— Geh hinaus, geh hinaus, Tullio. Ich flehe Dich an! Reise fort. Kehre zurück wenn ich genesen bin. Wenn Du hier bleibst, wirst Du mich hassen. Ich bin hassenswert — so wie ich jetzt bin, ich bin hassenswert . . . Sieh mich nicht an.

Und Schluchzen erstickte ihre Stimme. Dann, an demselben Tage, einige Stunden später, während ich schweigend sass, weil ich glaubte, sie schlummere, hörte ich sie mit seltsamer Stimme, wie im Traum sagen:

— Ach, wenn ich es wirklich gethan hätte!

Es war eine gute Eingebung . . .

— Was sagst Du, Juliane?

Sie antwortete nicht.

— An was denkst Du, Juliane?

Sie antwortete nur mit einem Zucken der Lippen das ein Lächeln vorstellen sollte, aber sie konnte nicht lächeln.

Ich glaubte sie zu verstehen. Und eine Flut stürmischer Empfindungen wogte in mir. Ich wurde von Reue, Zärtlichkeit und Mitleid ergriffen. Und ich hätte Alles darum gegeben, wenn sie in diesem Augenblick in meiner Seele hätte lesen können, denn dort hätte sie erkannt, was mich bewegte, und was ich ihr nicht zeigen, nicht aussprechen konnte.

Verzeihe, verzeihe mir. Sage mir, was ich thun muss, damit Du mir verzeihest, damit Du alles Böse vergisst. . . . Ich will zu Dir zurückkehren, nur für Dich leben — für immer. Nur Dich allein habe ich wahrhaft geliebt, Dich allein liebe ich. Meine Seele trachtet immer nach Dir und sucht Dich, und beweint Dich. Ich schwöre es Dir, niemals habe ich fern von Dir eine reine Freude empfunden, niemals einen Augenblick des völligen Vergessens gehabt, nie, niemals, das schwöre ich Dir. Du allein in der Welt bist voller Güte und Sanftmut. Du bist das beste und sanfteste Geschöpf, von dem ich je geträumt habe: Du bist einzig! Und ich konnte Dich beleidigen, konnte Dir Kummer verursachen, ich trug die Schuld, dass Dir der Tod als etwas wünschenswertes erschien! Du wirst mir verzeihen, aber ich selbst kann es mir nie vergeben; Du wirst vergessen, aber ich kann es nicht! Ich würde mich stets Deiner unwürdig halten. Ein ganzes Leben voller Hingabe könnte nicht wieder gut machen, was ich an Dir gesündigt. Von jetzt an wirst Du

Digitized by Google

wieder meine Geliebte, meine Freundin, meine Schwester, Du wirst wieder mein Schutzengel, meine Beraterin sein. Ich werde Dir Alles sagen, werde Dir mein Innerstes enthüllen. Du sollst mir das Höchste sein. Und Du wirst gesunden. Ich werde Dich heilen. Du wirst sehen, welch zärtlicher Sorgfalt ich fähig bin, um Dich gesund zu machen. Du kennst sie ja schon. Erinnere Dich nur! Weisst Du noch? Damals warest Du auch krank und verlangtest nur nach mir, Dich zu pflegen; und ich rührte mich nicht von der Seite Deines Lagers, weder Tag noch Nacht. Und Du sagtest: Das wird Dir Juliana nie vergessen, nie! Und dabei weintest Du, und zitternd trank ich Dir die Thränen von den Augen. — Du meine Heilige! Weisst Du das noch? Und wenn Du aufstehst, wenn Du genesen wirst, gehen wir wieder dorthin, kehren wir zurück nach Villalilla. Du wirst noch schwach sein, aber Du wirst Dich so wohl fühlen. Und ich werde meine Heiterkeit von ehemals wiederfinden, ich mache Dich lächeln, ich mache Dich fröhlich, Du wirst Dein helles Lachen wiederfinden, das mir das Herz erfrischte, Du wirst Deine Kinderlieder von neuem singen, und Du wirst Deinen Zopf wieder von den Schultern hängen lassen, wie ich es liebte. Wir sind noch jung. Wenn Du es wolltest, fänden wir unser Glück noch einmal. Wir leben von neuem, wir fangen noch einmal an. . . . .“

So sprach ich zu mir selbst und kein Wort kam über meine Lippen. Und obgleich ich im Innersten bewegt war und meine Augen thränenfeucht, wusste ich, dass meine Bewegung eine vorübgehende und meine Versprechungen trügerische waren. Und auch Juliane hätte sich keiner Täuschung hingegeben und hätte mir mit jenem schwachen, misstrauischen Lächeln geantwortet, das ich schon früher ab und zu an ihr wahrgenommen. Dieses Lächeln bedeutete soviel: „Ja, ich weiss, dass Du es gut meinst und dass Du mich nicht absichtlich quälst; aber Du bist nicht Herr über Dich. Du kannst dem Schicksal, das Dich fortreisst, keinen Widerstand entgegensetzen. Warum verlangst Du, dass ich mich einer Täuschung hingebe?

Ich schwieg an jenem Tage; und auch in den nächsten Tagen wagte ich nicht zu sprechen, trotz der häufigen Rückfälle in jenen wirren Zustand der Erregung, in dem ich Busse thun wollte, gute Vorsätze fasste und mich vagen Träumen hingab.

„Du musst, um zu ihr zurückzukehren, alles aufgeben, was Dir gefällt, das Weib, das Dich verführt. Wirst Du die Kraft dazu haben?“ Und von Tag zu Tag wartete ich auf die Kraft, die nicht kam; und von Tag zu Tag wartete ich auf ein Ereignis (ich wusste nicht auf welches), das meinen Entschluss reifen, ihn unvermeidlich machen sollte.

Und ich verweilte dabei mir unser neues Leben auszumalen; das langsame Wiedererblühen unserer ehelichen Liebe, den prickelnden Reiz neuerstandener Gefühle.

Ich sehe uns in Villalilla, dem Orte unserer schönsten Erinnerungen; ganz allein sind wir dort, Maria und Natalia sind in La Badiola, bei meiner Mutter geblieben. Die Jahreszeit ist milde, die Genesende stützt sich auf meinen Arm und wir suchen all die bekannten Wege und Stege auf, wo jeder Schritt Erinnerungen weckt. In ihrem bleichen Gesicht steigt dann und wann plötzlich eine leichte Röte auf. Wir sind Beide schüchtern, zuweilen in Gedanken vertieft. Wir vermeiden uns in die Augen zu blicken. Warum? Und eines Tages, da der Einfluss der Umgebung stärker auf uns wirkt, wage ich es, ihr von der Trunkenheit unserer ersten Liebe zu sprechen. — Weisst Du es noch? Denkst Du noch daran? — Und allmählig steigert sich unsere Unruhe, wir können nicht mehr an uns halten; und gleichzeitig sinken wir einander selbstverloren in die Arme und küssen uns und glauben zu vergehen in unseren Küssen. Ja, ihr schwinden die Sinne und ich halte sie in meinen Armen und rufe sie mit Namen, die nur die höchste Zärtlichkeit eingeben kann. Sie öffnet die Augen und sieht mich an mit einem Blick, in dem sie ihre ganze Seele offenbart; wie eine Verklärte erscheint sie mir. Und die alte Leidenschaft ergreift uns; die grosse Illusion kommt von neuem über uns. Beide sind wir nun von einem einzigen, immerwährenden Gedanken be-

Digitized by Google

herrscht; eine Angst, die wir uns selbst nicht eingestehen, beklemmt uns. Ich frage sie zitternd: — Bist Du genesen? — Und an dem Ton meiner Stimme versteht sie die Bedeutung dieser verschleierten Frage. Und ohne mir ihre Aufregung verbergen zu können, antwortete sie: — Noch nicht! — Und am Abend, wenn wir uns in unsere getrennten Zimmer begeben, überkommt uns ein tödtliches Angstgefühl. Aber eines Morgens sagen mir ihre Augen: — Heute, heute ... Und weil sie den himmlischen und doch schrecklichen Augenblick fürchtet, entflieht sie mir unter einem kindischen Vorwand und verlängert unsere Tortur. „Lass uns fortgehen .... sagt sie. — Und wir gehen fort an einem bedeckten Nachmittag, alles erscheint farblos, die Luft ist weich, ein wenig zu schwül. Wir gehen und gehen, bis zur Erschöpfung.

Es beginnt zu regnen, lauwarme Tropfen, Thränen gleich, fallen auf unsere Hände, auf unser Gesicht. „Wir wollen umkehren" sage ich mit rauher Stimme. Und auf der Schwelle nehme ich sie plötzlich in meine Arme, ich fühle, wie sie mir willenlos, fast leblos in den Armen ruht, ich trage sie die Treppe hinauf, ohne ihr Gewicht zu fühlen. Die Furcht, ihr weh zu thun, ihr einen Schmerzensschrei zu entreissen wird meine Begierde zügeln. — Endlich! Endlich!

Und in dem nie empfundenen und nie geahnten gleichzeitig köstlichen und schrecklichen Gefühl lösen sich unsere Wesen auf. Und danach wird sie mir fast wie eine Sterbende erscheinen, das Gesicht feucht von Thränen und weiss wie ihr Kissen."

Ja so erschien sie mir, eine Sterbende schien sie mir an jenem Morgen, als die Aerzte sie mit Chloroform betäubten und sie, indem sie fühlte, wie sie in die Empfindungslosigkeit des Todes versank, noch zwei, dreimal versuchte, die Arme mir entgegenzustrecken und mich zu rufen. Verwirrt verliess ich das Zimmer; mein Blick streifte die chirurgischen Instrumente, die Gaze, das Verbandzeug, das Eis und die anderen Gegenstände, die auf einem Tisch lagen. Zwei Stunden, endlose Stunden wartete ich, und durch das Uebermass meiner Einbildungskraft vermehrte ich meine Qual. Und bis in das Mark wurde ich von schrankenlosem Mitleid ergriffen für dies Geschöpf, dem von dem Messer des Chirurgen nicht nur das elende Fleisch verletzt, sondern auch das Innerste der Seele, das zarteste, von dem Weibe am sorgfältigsten gehütete Gefühl, entweiht, geschändet wurde: — von Mitleid für sie und die Anderen, die mit der grossen Sehnsucht nach idealer Liebe im Herzen getäuscht werden durch das Trugbild, das die Begierde des Mannes ihnen vorgaukelt, die inbrünstig nach Erhebung schmachten und doch so schwach, so krank, so unvollkommen, durch unabänderliche Naturgesetze, den weiblichen Tieren gleichgestellt sind. Die Natur legt ihnen die Fortpflanzung der Art auf, vergewaltigt ihren Körper, peinigt sie mit entsetzlichen Krankheiten und setzt sie der Degeneration aus. Und mit erschreckender Klarheit sah ich in jeder Fiber erschauernd bei ihr und bei den Anderen die Wunde, ich sah die schändliche immer offene Wunde, „die blutet und stinkt" ....

Als ich in das Zimmer zu Juliane zurückging, befand sie sich noch unter der Wirkung der Narkose, ohne Bewusstsein, ohne Sprache — noch immer einer Todten gleich. Meine Mutter war noch ganz bleich und aufgeregt. Aber es schien, als sei die Operation gelungen; die Aerzte schienen zufrieden. Der Geruch des Jodoform durchdrang die Luft. In einer Ecke füllte die englische Pflegerin eine Blase mit Eis, der Assistent rollte eine Binde zusammen. Allmählig kehrte alles zur Ruhe und Ordnung zurück.

Die Kranke verblieb lange Zeit in diesem Schlaf; die Fiebererscheinungen waren unbedeutend. In der Nacht wurde sie jedoch von Magenkrämpfen ergriffen, denen furchtbares Erbrechen folgte. Das Laudanum blieb ohne Wirkung. Und ausser mir bei diesem Anblick unmenschlichen Leidens, wusste ich nicht mehr, da ich glaubte sie müsse sterben, was ich sagte und was ich that. Ich lag mit ihr im Todeskampf.

Am folgenden Tage besserte sich der Zustand der Kranken; und dann ging es von Tag zu Tag besser. Langsam, langsam kehrten die Kräfte zurück.



Digitized by Google

Ich wich nicht von ihrem Lager. Mit einer gewissen Ostentation, wollte ich sie durch meine Handlungsweise an den Krankenpfleger von ehemals erinnern; aber meine Empfindung dabei war eine andere, sie war stets brüderlich. Oft war ich im Geiste preokkupirt durch ein paar Sätze aus einem Briefe der fernen Geliebten, während ich ihr aus einem Lieblingsbuche einige Seiten vorlas. Die Abwesende konnte ich nicht vergessen. Und zuweilen, wenn die Beantwortung eines Briefes mich ein wenig verstimmte, fast langweilte, in jenen seltenen Momenten, wo die Entfernung selbst die stärkste Leidenschaft beeinträchtigt, hielt ich dies für einen Beweis meiner schwindenden Liebe; und ich wiederholte mir selbst: „Wer weiss"! Eines Tages sagte meine Mutter in meiner Gegenwart zu Juliane:

Wenn Du wieder gesund bist dann gehen wir alle zusammen nach La Badiola. Nicht wahr, Tullio?

Juliane blickte mich an.

Ja, Mama, — antwortete ich ohne Zögern, ohne Nachdenken. — Juliane und ich, wir gehen sogar nach Villalilla.

Und sie blickte mich von neuem an; und sie lächelte mit einem unerwarteten, unbeschreiblichen Lächeln, das einen Ausdruck von fast kindlicher Gläubigkeit hatte, es ähnelte dem Lächeln eines Kindes, dem man ein unerwartetes Versprechen macht. Und sie schlug die Augenlider nieder; und sie fuhr fort zu lächeln, mit den halbgeschlossenen Augen, die in weiter, weiter Ferne irgend etwas sahen. Und das Lächeln wurde schwächer und schwächer, ohne doch ganz zu erlöschen.

Und wie gefiel sie mir in diesem Augenblick, wie betete ich sie an. Wie tief fühlte ich, dass nichts in der Welt dem Gefühl der Herzensgüte gleichkommt.

Eine unendliche Güte strömte von diesem Geschöpf aus, durchdrang mein ganzes Wesen und füllte mein Herz zum überfliessen. Sie lag von zwei oder drei Kissen gestützt, im Bett und ihr Gesicht, von einer Fülle kastanienbrauner Haare umgeben, war von einer solchen Feinheit, dass es fast unkörperlich erschien. Das Hemd war am Hals und an den Händen geschlossen, ihre schlanken Hände ruhten auf dem Betttuch, sie waren so weiss, dass nur die blauen Adern sie von dem Linnen unterschieden.

Ich ergriff eine dieser Hände (meine Mutter hatte inzwischen das Zimmer verlassen) und sagte mit leiser Stimme:

— Also, wir kehren zurück . . . . nach Villalilla.

Die Genesende sagte:

— Ja.

Und wir schwiegen um unsere tiefe Rührung auszukosten, um uns unsere Illusion zu wahren. Wir verstanden beide die tiefe Bedeutung die die wenigen halblaut gewechselten Worte bargen. Ein feiner Instinkt hielt uns ab bei dem Gegenstand zu verweilen. Wären wir auf Einzelheiten eingegangen, so hätten wir uns einer Wirklichkeit gegenüber befunden, die unvereinbar war mit der Illusion, in der unsere Seelen lebten und webten, und die allmählig in eine köstliche Erschlaffung hindämmerte.

Dieses Hindämmern begünstigte die Träume, begünstigte das Vergessen. Wir verbrachten einen ganzen Nachmittig, fast immer allein, wir lasen mit Unterbrechungen und neigten uns über dasselbe Blatt und verfolgten mit den Augen dieselbe Zeile. Es war ein Gedichtbuch, und wir legten den Versen eine tiefe Bedeutung bei, die sie nicht hatten.

Und stumm sprachen wir mit einander durch den Mund dieses liebenswürdigen Poeten. Mit dem Nagel bezeichnete ich die Strofen, die meinen geheimen Gefühlen entsprachen.

Je veux, guidés par vous, beaux yeux aux flammes douces,
Par toi conduit, ô main, où tremblera ma main,
Marcher droit, que ce soit par des sentiers de mousses
Ou que roes et cailloux encombrent le chemin;
Oui je veux marcher droit et calme dans la Vie . . . .

Digitized by Google

Und nachdem sie gelesen, liess sie sich ein wenig in ihre Kissen zurücksinken, und schloss die Augen mit einem fast unmerklichen Lächeln.

Toi la bonté, toi le sourire
N'es tu pas le conseil aussi
Le bon conseil loyal e brave . . . . . .

Aber ich sah das Hemd auf ihrer Brust sich heben und senken, und die Zartheit der Bewegung, und der schwache Irisduft, der ihren Kissen entströmte, begannen mich zu verwirren. Ich wünschte und hoffte, dass sie von plötzlicher Sehnsucht ergriffen, mir die Arme um den Hals legen, ihre Wange an die meine lehnen sollte, so dass mich ihr Mundwinkel leicht streifte. Sie legte ihren schlanken Zeigefinger auf das Blatt und zeichnete am Rande die Stelle, die ich lesen sollte:

La voix vous fut connue (et chère?)
Mais à present elle est voilée
Comme une veuve desolée . . .

Elle dit, la voix reconnue,
que la bonté c'est notre vie . . . .

Elle parle aussi de la gloire
D'être simple sans plus attendre,
Et de noces d'or et du tendre
Bonheur d'une paix sans victoire.

Accueillez la voix qui persiste
Dans son naif épithalame.
Allez, rien n'est meilleur à l'âme
Que de faire une âme moins triste!

Ich ergriff sie beim Handgelenk; und indem ich mein Haupt langsam neigte, bis ich ihre Hand fast mit den Lippen berührte, murmelte ich:

— Könntest Du vergessen?

Sie schloss mir den Mund mit der Hand und sagte nichts als:

— Schweige.

In diesem Augenblick trat meine Mutter ein und meldete den Besuch von Frau Talice. Ich las in Juliane's Gesicht den Verdruss über den ungelegenen Besuch und auch in mir stieg eine stille Wut auf. Juliane seufzte:

— Du mein Gott!

— Sage ihr, dass Juliane müde ist, — schlug ich meiner Mutter in fast flehendem Ton vor.

Sie machte mir ein Zeichen, dass der Besuch im Nebenzimmer warte. So müsse ich sie empfangen.

Diese Frau Talice war von einer unausstehlichen und boshaften Geschwätzigkeit. Sie blickte mich von Zeit zu Zeit mit einem neugierigen Ausdruck an. Als meine Mutter im Laufe der Unterhaltung erwähnte, dass ich der Kranken von Morgen bis Abend fast unausgesetzt Gesellschaft leiste, sah mich Frau Talice an und rief mit offenbarer Ironie aus:

— Dieser Mustergatte!

Ich wurde dadurch noch mehr gereizt und beschloss, mich unter irgend einem Vorwand zu entfernen.

Ich verlies das Haus. Auf der Treppe begegnete ich Maria und Natalia, die mit ihrer Bonne heimkehrten. Wie gewöhnlich, fielen sie mit stürmischen Liebkosungen über mich her; und Maria, die Aeltere, überreichte mir einige Briefe, die der Portier ihr gegeben hatte. Unter ihnen erkannte ich sofort die Handschrift der Abwesenden. Fast ungeduldig entzog ich mich den Liebkosungen und kaum auf der Strasse, blieb ich stehen um zu lesen.

Es war ein kurzer aber leidenschaftlicher Brief mit zwei oder drei so eindrucksvollen Sätzen, wie sie Teresa immer zu finden wusste, wenn sie mich



Digitized by Google

rühren wollte. Sie teilte mir mit, dass sie zwischen dem 20. und 25ten dieses Monats in Florenz sein würde und das sie mich „wie damals" dort zu treffen hoffe. Sie stellte mir noch genauere Nachricht inbetreff des Rendez-vous in Aussicht.

Alle Illusionen und Gemütsbewegungen der letzten Zeit, fielen plötzlich von meiner Seele, wie die Blüten des Baumes, den ein heftiger Sturmwind schüttelt. Und wie die abgefallenen Blüten für den Baum unwiederbringlich verloren sind, so wurden es für mich diese seelischen Empfindungen — nichts als mir fremdgewordene Fantome. Ich machte eine Anstrengung, ich versuchte mich zu sammeln; es gelang mir nicht. Ich begann in den Strassen herumzuirren, ohne Zweck, ohne Ziel, ich ging in eine Confiserie, ich trat bei einem Buchhändler ein; mechanisch kaufte ich Süssigkeiten und Bücher. Es fing an zu dämmern; die Laternen wurden angezündet; die Trottoirs waren überfüllt; zwei oder drei Damen erwiderten aus ihren Wagen meinen Gruss; einer meiner Freunde ging an mir vorüber an der Seite seiner Geliebten, sie trug einen Rosenstrauss in der Hand, und sie gingen dicht nebeneinander, lachend und plaudernd. Der berauschende Hauch des Stadtlebens hüllte mich ein; er erregte meine Neugier, meine Begierde, meinen Neid. Durch alle die Wochen der Enthaltsamkeit erregt fühlte ich wie eine Blutwelle plötzlich in mir aufstieg. Verlockende Bilder tauchten vor meinem Inneren auf.

Durch die Worte ihres Briefes hatte mich die Abwesende von neuem in Fesseln gelegt. Und all mein Sehnen galt nur ihr, ohne Rückhalt, ihr.

Aber als die erste Erregung sich gelegt hatte, begriff ich erst, während ich die Treppe zu meinem Hause hinaufstieg, die ganze, schwere Bedeutung dessen, was vorgefallen, was ich gethan hatte; ich begriff, dass ich in Wirklichkeit erst vor wenigen Stunden ein neues Band geknüpft, meine Treue verpfändet hatte; ich hatte ein Versprechen gegeben, ein stummes aber heiliges Versprechen hatte ich einem noch schwachen, kranken Wesen gegeben; und ich begriff, dass es infam sei es zu brechen. Und ich bedauerte, dass ich dieser trügerischen Gemütsbewegung getraut hatte, ich bedauerte, dass ich mich durch diese sentimentale Rührseligkeit so lange hatte aufhalten lassen! Ich prüfte meine Handlungen und Worte dieses Tages mit dem kühlen Scharfsinn eines unredlichen Kaufmannes, der einen Vorwand sucht, unter dem er sich der Ausführung des schon abgeschlossenen Vertrages entziehen kann.

Ach, aber meine letzten Wort waren zu bedeutsam gewesen. Das „könntest Du vergessen?" in diesem Tone nach der Lektüre jener Verse vorgebracht, trug den Stempel eines entscheidenden Geständnisses. Und Juliane's „Schweige" war gleichsam das Siegel darauf gewesen. Aber, dachte ich bei mir, hat sie dieses Mal wirklich an Deine Besserung geglaubt? Hat sie sich nicht sonst immer meinen guten Vorsätzen gegenüber skeptisch verhalten?

Und ich sah wieder jenes schwache, misstrauische Lächeln vor mir, das schon früher einige Male ihre Lippen umspielt hatte. Wenn sie nun innerlich ungläubig geblieben, wenn auch bei ihr die Illusion plötzlich geschwunden wäre, dann würde villeicht mein Rückzug nicht so bedeutungschwer sein, würde sie weder allzusehr verletzen noch empören; und der Zwischenfall würde ohne Folgen und ich frei, wie früher sein. Villalilla würde ein Traum bleiben. Und wieder erblickte ich das andere Lächeln, das neue, unerwartete, gläubige, das auf ihren Lippen erschienen war bei der Nennung von Villalilla. „Was soll ich thun? Was beschliessen? Wie soll ich mich zu ihr stellen?" Der Brief von Teresa Raffo brannte mich wie Feuer.

Als ich in Juliane's Zimmer trat, bemerkte ich beim ersten Blick, dass sie mich erwartete. Sie schien mir heiter zu sein, ihre Augen leuchteten und ihr bleiches Gesicht war lebendiger, frischer als sonst.

— Tullio, wo bist Du gewesen? — fragte sie mich lachend.

Ich erwiderte: — Frau Talice hat mich in die Flucht gejagt.

Sie fuhr fort zu lachen, mit einem leichten, jugendlichen Lachen, das sie verklärte. Ich gab ihr die Bücher und die Schachtel mit dem Confekt.

Digitized by Google

— Für mich? — rief sie aus, ganz befriedigt wie ein naschhaftes Kindchen; und sie beeilte sich die Schachtel zu öffnen mit kleinen, anmutigen Gesten, die in meinem Geiste schwache Funken ferner Erinnerungen weckten. — Für mich?

Sie nahm einen Bonbon und wollte ihn in den Mund stecken, zögerte aber dann, legte ihn wieder fort, stellte die Schachtel beiseite und sagte:

— Später, später . . .

— Weisst Du, Tullio — teilte mir meine Mutter mit — dass sie noch nichts gegessen hat. Sie wollte auf Dich warten.

— Ach, ich habe Dir noch garnicht gesagt — kam es plötzlich von Juliane's Lippen und ein rosiger Hauch überflog sie — ich habe Dir noch garnicht gesagt, dass der Arzt da war, während Du fort warst. Er fand mich viel besser. Am Donnerstag darf ich aufstehen. Denke Dir, Tullio? Am Donnerstag darf ich aufstehen . . . .

Dann fuhr sie fort:

— In zehn, spätestens vierzehn Tagen könnte ich reisen.

Nach einer nachdenklichen Pause, fügte sie mit leiserer Stimme hinzu:

— Villalilla!

Sie hatte also an nichts anderes gedacht, von nichts anderem geträumt. Sie hatte geglaubt; sie glaubte noch. Es kostete mich Mühe meine Angst zu verbergen. Mit überflüssigem Eifer betrieb ich die Vorbereitungen für ihre kleine Mittagsmahlzeit. Ich schob ihr das Tischchen über ihr Lager.

Sie verfolgte alle meine Bewegungen mit einem zärtlichen Blick, der mir wehe that. „Ach, wenn sie ahnen könnte!“ Plötzlich rief meine Mutter im Tone vollster Ueberzeugung aus:

— Wie schön bist Du heute Abend, Juliane!

Und in der That waren die Züge ihres Gesichtes ungewöhnlich beseelt, ihre Augen glänzten und sie schien ganz und gar verjüngt. Bei dem Ausruf meiner Mutter errötete sie und ein Widerschein dieser Röte blieb den ganzen Abend über auf ihren Wangen.

— Am Donnerstag stehe ich auf — wiederholte sie. — Am Donnerstag, noch drei Tage! Ich werde nicht mehr gehen können . . . .

Sie sprach von nichts anderem, als von ihrer Genesung, von unserer baldigen Abreise. Sie fragte meine Mutter aus über den jetzigen Zustand der Villa und des Gartens.

— Das letzte Mal, als wir dort waren, habe ich in der Nähe des Teiches einen Zweig von einem Weidenbaum gepflanzt. Erinnerst Du Dich, Tullio? Wer weiss, ob ich ihn wiederfinden werde . . .

— Gewiss, gewiss — unterbrach meine Mutter sie mit strahlendem Gesicht — Du wirst ihn finden; er ist gewachsen, ist ein Baum geworden. Frage nur Friedrich danach.

— Wirklich? ist's möglich! Aber sage mir doch, Mama . . .

Es schien, als ob dieser unbedeutende Umstand für sie in diesem Augenblick von unberechenbarer Wichtigkeit wäre. Sie wurde gesprächig. Ich wunderte mich, wie sie so vollständig in der Illusion aufging; ich wunderte mich, dass eine Wahnvorstellung sie so verwandeln konnte. Wie konnte sie sich einem solchen Taumel hingeben? Warum hat sie dieses Mal, gerade dieses Mal geglaubt? Woher kommt dieses ungewohnte Vertrauen? Und der Gedanke an meine bevorstehende, vielleicht unvermeidliche Infamie, machte mich zu Eis erstarren. „Warum unvermeidlich? Werde ich mich niemals frei machen können? Ich muss und muss mein Versprechen halten. Meine Mutter war Zeugin dieses Versprechens. Was es auch koste, ich werde es halten.“ Und mit einer inneren Kraftanstrengung, ich möchte fast sagen, einem Stoss, den ich meinem Gewissen versetzte, machte ich all den widerstreitenden Gefühlen ein Ende; und in heftiger Gemütsbewegung wendete ich mich wieder Juliane zu.

Sie gefiel mir noch immer wie sie war, jung und voller Leben. Sie erinnerte mich an die Juliane vergangener Zeiten, die ich so oft, mitten im

Digitized by Google

friedlichen Zusammensein wie in einem plötzlichen Anfall von Wahnsinn in meine Arme genommen, um sie im Laufschritt in den Alkoven zu tragen.

— Nein, nein Mama, lass mich nicht mehr trinken — bat sie, indem sie meine Mutter zurückhielt, die ihr Wein einschenken wollte. — Ich habe schon zu viel getrunken, ohne es zu merken. Dieser Chablis! Weisst Du noch, Tullio? —

Und indem sie die Erinnerung an die süssen Liebesstunden heraufbeschwor, über denen der Duft dieses leichten, herben, goldigen Weines, den sie allen anderen vorzog, schwebte, lachte sie und blickte mir tief in die Augen.

— O ja, ich weiss es noch — erwiderte ich.

Sie schloss die Augen halb, mit einem leichten Zittern der Lider.

— Es ist heiss hier — sagte sie dann. — Nicht wahr? Mir brennen die Ohren. Und sie drückte den Kopf mit beiden Handflächen, um zu fühlen, wie er brannte. Das Licht, das neben dem Bette brannte beleuchtete hell ihr Profil; in dem vollen kastanienbraunen Haar glänzten einige helle Goldfäden, durch die das kleine, feine Ohr, dessen oberer Teil beleuchtet war, schimmerte.

Während ich half den Tisch abräumen, (meine Mutter und auch das Mädchen waren einen Augenblick hinausgegangen und hielten sich im Nebenzimmer auf) rief sie plötzlich mit leiser Stimme:

„Tullio!"

Und mit einer verstohlenen Bewegung zog sie mich an sich und küsste mich auf die Wange.

Bedeutete dieser Kuss nicht, dass ich ihr von neuem angehörte, mit Leib und Seele, auf immer?

Bedeutete dieser Akt nicht bei ihr, die so stolz und zurückhaltend war, dass sie alles vergessen wollte, dass sie schon alles vergessen hatte, um mit mir ein neues Leben zu beginnen. Konnte sie sich mit mehr Zartheit, mit mehr Vertrauen der Liebe zu mir hingeben? Die Schwester wurde plötzlich wieder zur Geliebten. Die reine Schwester hatte in den geheimsten Winkeln ihres Herzens die Erinnerung an meine Zärtlichkeiten aufbewahrt, jene Erinnerung, die bei den Frauen so lebendig und zähe ist. Als ich mich allein befand und zurückdachte, stiegen abwechselnd vor meinem Geiste Visionen auf, Visionen entlegener Tage, entlegener Abende. „Es ist um die Dämmerstunde an einem Juniabend, alles in Rosenschimmer getaucht, die Luft heiss, durchwebt von geheimnisvollen Düften. Ein Abend, schrecklich für die Einsamen, für alle die, die verlorenes beklagen oder sehnsüchtig begehren. Ich trete in das Zimmer. Sie sitzt am Fenster, ein Buch auf den Knieen, kraftlos, leichenblass, wie jemand, der einer Ohnmacht nahe ist.

— Juliane! — Sie schaudert, sie kommt wieder zu sich. — Was fehlt Dir? — Sie antwortet: — Nichts. Und eine unbeschreibliche Veränderung, wie von einer unterdrückten, tiefinneren Bewegung, spricht sich in ihren tiefdunkelen Augen aus!! Wie oft mag sie seit dem traurigen Tage der Entsagung solche Torturen an ihrem armen Fleische erduldet haben? Meine Gedanken weilen bei Vorstellungen, die durch den letzten kleinen Vorgang hervorgerufen wurden. Die eigentümliche Erregung, in der sich Juliane befunden, rief bei mir die Erinnerung an ihre ausserordentliche physische Empfindlichkeit wach. Vielleicht hatte die Krankheit diese Empfindlichkeit noch erhöht, gereizt. Und in einem Gemisch von Neugierde und Verderbtheit, stellte ich mir vor, wie das schwache Leben der Genesenden unter meinen Liebkosungen erglühen und vergehen würde und ich stellte mir vor, dass diese Wollust fast einen Beigeschmack von Blutschande haben würde. „Wenn sie daran stürbe?" dachte ich. Einige warnende Worte des Arztes fielen mir wieder ein. Und aus jener Grausamkeit, die allen sinnlichen Menschen innewohnt, zog mich die Gefahr an, statt mich abzuschrecken. Ich prüfte mein Gefühl mit jenem Gemisch von Selbstzufriedenheit und Widerwillen das ich stets empfand bei der Analysirung derjenigen Seelenvorgänge, die mir einen Beweiss für die angeborene Schlechtigkeit des Menschen zu liefern schienen.

Digitized by Google

„Warum hat die Natur den Menschen mit der furchtbaren Fähigkeit ausgestattet, höheren Genuss zu empfinden, in dem Bewusstsein, dass das Geschöpf, dem er den Genuss verdankt, darunter leidet? Warum ruht in jedem Manne, der liebt und begehrt, ein Keim dieser verfluchten Verworfenheit?“

Es waren mehr diese verworfenen Gedanken, als das erste spontane Gefühl der Güte, und des Mitleids, die in dieser Nacht mich meinen Entschluss zu Gunsten der Getäuschten fassen liess. Noch in die Ferne wirkte das Gift der Abwesenden. Um den Widerstand meiner Selbstsucht zu besiegen, musste ich dem Bilde der verführerischen Verderbtheit dieses Weibes, ein anderes Bild gegenüberstellen von einer selteneren Depravation, die ich in der stillen Sicherheit meines Hauses gemächlich zu kultiviren mir vornahm. Und nun zergliederte ich, ich möchte fast sagen, mit der alchimistischen Kunst, die ich im Combiniren meiner verschiedenartigen Gehirnmanifestationen besass, die Reihe der besonderen Seelenzustände, die Juliane in den verschiedenen Epochen unseres gemeinschaftlichen Lebens in mir hervorgerufen hatte. Dann entnahm ich davon einige Elemente, die mir zur Herstellung eines neuen, künstlichen Zustandes dienen sollten, der mir besonders geeignet schien, die Stärke der Empfindungen, mit denen ich experimentiren wollte, zu erhöhen. So, z. B. um den „Beigeschmack von Blutschande“, der meine lasterhafte Fantasie anzog und erregte, noch pikanter zu machen, versuchte ich mir die Momente in das Gedächtnis zurückzurufen, in denen das „brüderliche Gefühl“ in mir besonders vorgeherrscht und mir Julianes Verhalten als Schwester besonders aufrichtig erschienen war.

Und derjenige, der sich jetzt mit den elenden Haarspaltereien eines Wahnsinnigen abgab, war derselbe Mann, dem noch vor wenigen Stunden einfache Herzensgüte, ein unerwartetes Lächeln, das Herz im innersten bewegt hatten. Aus widerspruchsvollen Crisen setzte sich sein Leben zusammen: unlogisch, fragmentarisch, zusammenhanglos. In ihm vereinigten sich die verschiedenartigsten Neigungen und die krassesten Gegensätze, innerhalb dieser Gegensätze alle möglichen Abstufungen und innerhalb dieser Neigungen alle möglichen Combinationen. Je nach der Zeit und dem Ort, je nach dem Zusammentreffen verschiedener Umstände, nach einer kleinen Begebenheit, einem Wort, je nachdem innere, unklarere Einflüsse sich geltend machten, nahm der stabile Kern seines Wesens eine veränderliche, sich verflüchtigende, fremdartige Gestalt an. Ein bestimmter organischer Zustand gab einer seiner besonderen Seelenstimmungen Nahrung, und diese Seelenstimmung wurde ein Mittelpunkt der Attraktion für alle dieser Stimmung unmittelbar verwandten Zustände und Neigungen, und allmählich nahmen diese Ideenassociationen von seinem ganzen Wesen Besitz. Der Schwerpunkt desselben wurde verschoben, und damit seine ganze Persönlichkeit eine andere. Ein paar Blutwellen, das stumme Auf- und Abwogen von Ideen liessen aus der Wurzel seines Wesens, allmählich oder plötzlich eine neue Individualität erwachsen. Seine Seele vervielfältigte sich. Ich verweile bei diesem Nebenumstand so lange, weil es der entscheidende Punkt in dem Seelenprocess war.

Am nächsten Morgen beim Erwachen hatte ich nur noch eine wirre Erinnerung an das, was vorgefallen war. Von neuem ergriffen mich Feigheit und Angst, als ich einen zweiten Brief von Teresa Raffo erhielt, in welchem sie unser Zusammentreffen in Florenz auf den 21ten bestimmte und mir genauere Anweisungen erteilte. Der 21te fiel auf einen Sonnabend und am Donnerstag, den 19ten, stand Juliane zum ersten Mal auf. Ich ging bei mir selbst alle Möglichkeiten durch. Mit mir selbst rechtend fing ich folgendermassen an zu überlegen: „Kein Zweifel, ein Bruch ist notwendig, ja unvermeidlich. Aber wie soll ich brechen? Unter welchem Vorwand? Kann ich Teresa meine Absicht in einem einfachen Brief mitteilen? Mein letzter Brief atmete noch heisse Leidenschaft, rasende Sehnsucht. Wie sollte ich diese plötzliche Sinnesänderung rechtfertigen? Verdient die arme Freundin eine so unerwartete, und brutale Abfertigung? Sie hat mich sehr geliebt, sie liebt mich noch; für mich hat

Digitized by Google

sie sich seiner Zeit mancher Gefahr ausgesetzt. Ich habe sie geliebt .... liebe sie. Man kennt unsere grosse und seltene Leidenschaft für einander; man beneidet uns; man stellt uns Fallen .... Wieviel Männer begehren meine Nachfolger zu werden! Unzählige " Ich ging in aller Eile die gefährlichsten Nebenbuhler, meine wahrscheinlichsten Nachfolger durch und stellte mir die Persönlichkeiten derselben vor.

„Giebt es etwa in ganz Rom ein blonderes, reizvolleres, begehrenswerteres Weib, als sie." Wie am Abend vorher, fühlte ich es plötzlich wie Feuer durch meine Adern rieseln. Und der Gedanke an freiwilliges Verzichten erschien mir abgeschmackt, unmöglich. „Nein, nein dazu werde ich nie die Kraft besitzen; ich werde es niemals wollen und niemals können ..."

Nachdem die Aufregung sich gelegt, fuhr ich in meinen nichtigen Grübeleien fort, obgleich ich im Grunde die Gewissheit hatte, dass ich im gegebenen Augenblick reisen würde. Ich fand trotzdem den Mut, als ich noch zitternd vor Erregung aus dem Zimmer der Rekonvalescentin kam, ich sage, ich fand den Mut, derjenigen, die mich rief, zu antworten: „Ich komme nicht." Ich ersann einen Vorwand; und ich erinnere mich, dass ich fast instinktiv einen solchen wählte, der ihr nicht gar zu plausibel erscheinen konnte. — Du hoffst also, — sagte mir eine innere Stimme — dass sie Deinen Vorwand nicht gelten lässt und die Abreise trotzdem von Dir verlangt. Ich konnte diesen ironischen Vorwurf nicht los werden; eine Reizbarkeit und eine furchtbare Angst bemächtigten sich meiner, und liessen mir keine Ruhe. Ich machte unerhörte Anstrengungen, um mich in Gegenwart Juliane's und meiner Mutter zu verstellen. Auf das sorgfältigste vermied ich ein Alleinsein mit der armen Betrogenen; und zuweilen wollte es mir scheinen, als lese ich in ihren milden, feuchten Blicken den Anfang eines Zweifels, als sähe ich über ihre reine Stirn einen Schatten gleiten.

Am Mittwoch erhielt ich ein gebieterisch drohendes Telegramm (kam es nicht eigentlich erwartet?): „Entweder Du kommst, oder Du siehst mich niemals wieder. Antworte." Und ich antwortete: „Ich werde kommen."

Nachdem ich dies gethan, mit der unbewussten Ueberreiztheit die alle für unser Leben entscheidenden Handlungen begleitet, empfand ich eine eigentümliche Erleichterung. Die Entscheidung war da. Das Gefühl meiner Unverantwortlichkeit, das Gefühl, dass es so kommen musste, wie es gekommen war, wuchs. „Wenn ich, trotzdem ich mir meines bösen Thuns bewusst bin und es verdamme. doch so handele, ist das nicht ein Beweis, dass ich einer höheren, unbekannten Macht gehorche? Ich bin das Opfer eines grausamen, höhnischen, unabwendbaren Geschicks.

Nichtsdestoweniger fiel es mir wie eine ungeheure Last auf's Herz, als ich auf der Schwelle von Juliane's Zimmer schwankend zwischen den Portieren, die mich vor ihr verbargen, stehen blieb. „Sie braucht mich nur zu sehen, um alles zu erraten" dachte ich in meiner Bestürzung. Und ich war im Begriff umzukehren. Aber mit einer Stimme, die mir nie so süss erschienen war, rief sie: -- Tullio, bist Du es?

Ich trat einen Schritt näher. Als sie mich sah, rief sie aus:

— Tuillo, was fehlt Dir? Bist Du krank?

— Ein Schwindel. Es ist schon vorüber — antwortete ich; und ich beruhigte mich wieder bei dem Gedanken: „Sie hat nichts erraten."

In der That war sie ahnungslos, und mir erschien es seltsam, dass es so war. Sollte ich sie auf die brutale Entscheidung vorbereiten? Sollte ich aufrichtig zu ihr sprechen oder ein fromme Lüge ersinnen? Oder sollte ich plötzlich abreisen, ohne sie vorher zu benachrichtigen und ihr einen Brief mit meiner Beichte zurücklassen? Welches war die beste Art mir meine Aufgabe weniger schwer und ihr die Ueberraschung weniger grausam zu machen?

Ach und in einem traurigen Instinkt beschäftigte ich mich mehr damit, mir Erleichterung zu verschaffen, als ihr. Und sicherlich hätte ich die plötzliche Abreise und den Brief allem anderen vorgezogen, wenn nicht die Rücksicht auf meine Mutter gewesen wäre. Es war immer und unter jeder Bedingung

Digitized by Google

notwendig meine Mutter zu schonen Und wieder hörte ich die ironische Stimme in meinem Inneren: „Unter jeder Bedingung? Welch grossmütiges Herz! Aber geh doch, es ist ja so bequem und auch so sicher für Dich unter der alten Bedingung .... Auch dieses Mal, wenn Du es wünschest, wird das Opfer sich zwingen noch sterbend zu lächeln. Vertraue ihr, Du grossmütiges Herz, und kümmere Dich um weiter nichts."

Zuweilen empfindet der Mensch an der aufrichtigen und äussersten Verachtung seiner selbst, eine seltsame Genugthuung.

— An was denkst Du, Tullio? — fragte mich Juliane, und berührte dabei mit harmloser Geberde meine Stirn zwischen den Augenbrauen mit ihrem Zeigefinger, wie um den Gedanken festzuhalten.

Ich ergriff diese Hand ohne zu antworten. Und das tiefe Schweigen genügte, um meine Seelenstimmung umzuwandeln. Der weiche Klang ihrer Stimme und die anmutige Bewegung der Ahnungslosen rührten mich, und erregten bei mir das entnervte Gefühl, dem die Thränen entspringen, ich empfand mit mir selbst Mitleid. Ich fühlte das tiefe Bedürfnis bemitleidet zu werden.

In demselben Augenblick suggerirte mir mein böser Geist: Mache vorläufig keine Enthüllung, benutze Deine Seelenstimmung, treibe sie auf die Spitze, so wirst Du leicht bis zu Thränen gelangen. Du weisst recht gut, wie Thränen des geliebten Mannes auf das Weib wirken. Juliane wird bestürzt sein und es wird den Anschein haben, als würdest Du von schrecklichen Qualen gepeinigt. Und wenn Du ihr morgen die Wahrheit gestehst, so wird die Erinnerung an die Thränen Dich in ihrem Geiste wieder erheben. Sie wird denken:

— Also darum flossen gestern so unaufhaltsam seine Thränen.

Armer Freund! — Und man wird Dich nicht, als einen hassenswerten Egoisten verurteilen, man wird glauben, dass Du mit allen Deinen Kräften gegen irgendwelche geheimnisvolle Macht angekämpft hast. Es wird den Anschein haben, als quäle Dich ein unheilbarer Schmerz und als trügst Du ein zerrissenes Herz in der Brust. Also benutze den Augenblick."

— Hast Du etwas auf dem Herzen? — fragte mich Juliane vertrauensvoll mit leiser, zärtlicher Stimme.

Ich neigte den Kopf, und sicherlich, ich war bewegt. Aber der Gedanke an die Nützlichkeit des Weinens, zerstreute meine Empfindungen, hemmte ihre Spontanität und verzögerte so das physiologische Phänomen der Thränen. „Wenn ich nicht weinen könnte? Wenn die Thränen nicht kämen? Mit lächerlicher und kindischer Angst glaubte ich, dass alles jetzt von diesem kleinen körperlichen Faktum abhinge, das hervorzubringen mein Wille nicht genügte. Und inzwischen flüsterte es in mir: „Wie schade! Wie schade! Die Stunde könnte nicht günstiger sein. In diesem Halbdunkel sieht man sich kaum. Wie eindrucksvoll wäre das Schluchzen!"

— Tullio, Du antwortest mir nicht? — fuhr Juliane nach einer Pause fort, indem sie mir mit der Hand über Stirn und Haare strich, damit ich aufblicken sollte. — Mir kannst Du alles sagen. Das weisst Du.

Und bei Gott, niemals hatte ich eine menschliche Stimme von so süssem Ton gehört. Nicht einmal meine Mutter hatte je so zu mir gesprochen.

Meine Augen wurden feucht und ich fühlte zwischen meinen Wimpern die Thräne. „Jetzt, jetzt ist der Augenblick zum Weinen gekommen." Aber es war nur eine Thräne; und ich (es ist eine beschämende, aber dennoch wahre Thatsache, dass sich bei den Menschen grosse innere Bewegungen fast immer in ähnlichen mimischen Armseligkeiten kundgeben), und ich erhob mein Gesicht, damit Juliane sie wahrnähme, und auf Momente überkam mich eine wahnsinnige Angst, dass sie die Thräne bei der Dunkelheit nicht glänzen sehen könne. Um ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, hielt ich den Atem an, wie man es thut um Schluchzen zu ersticken. Und sie näherte ihr Gesicht dem meinen, um mich sehen zu können, und da ich stumm blieb, wiederholte sie:

Digitized by Google

— Du antwortest nicht? —

Jetzt gewahrte sie die Thräne, und wie um sich zu vergewissern, nahm sie mich beim Kopf und drehte mich mit fast brüsker Bewegung herum.

— Du weinst?

Ihre Stimme klang verändert. Und ich machte mich plötzlich frei, machte mich los um zu fliehen, wie einer, der nicht mehr Herr ist über seinen Schmerz.

— Leb wohl, leb wohl! Lass mich gehen Juliane. Leb wohl.

Und eilig verliess ich das Zimmer.

Als ich allein war, empfand ich Ekel vor mir selbst.

Es war am Tage vor der Feier, die für die Rekonvalescentin veranstaltet werden sollte. Als ich mich einige Stunden später zu ihrer gewöhnlichen kleinen Mittagsmahlzeit wieder einfand, traf ich sie in Gesellschaft meiner Mutter. Kaum sah mich meine Mutter, rief sie aus:

— Also morgen, Tullio, ist Festtag. Juliane und ich, wir blickten uns an, beide voller Angst.

Dann unterhielten wir uns mit einem gewissen Zwang, etwas zerstreut, von der Stunde, in der sie morgen das Bett verlassen dürfe und von vielen kleinen Einzelheiten. Und ich dankte Gott, dass meine Mutter uns nicht allein liess.

Ich hatte Glück; meine Mutter verliess nur ein einziges Mal das Zimmer und kehrte gleich darauf zurück. Juliane benutze den Augenblick, um schnell zu fragen:

— Was hattest Du vorhin? Willst Du es mir nicht sagen?

— Nichts, garnichts.

— Siehst Du, so verdirbst Du mir das Fest.

— Nein, nein. Ich sage es Dir . . . Ich sage es Dir später. Denke jetzt nicht mehr daran; ich bitte Dich.

— Sei doch gut!

Meine Mutter trat wieder ein mit Maria und Natalia. Aber der Ton, in dem Juliane diese wenigen Worte gesprochen, hatten mich überzeugt, dass sie die Wahrheit nicht ahnte.

Glaubte sie vielleicht, dass der Schatten meiner unlöschbaren, unsühnbaren Vergangenheit jene Traurigkeit heraufbeschworen hatte? Glaubte sie, dass ich von Reue über all das Böse, dass ich ihr zugefügt, gequält wurde und von der Furcht nicht ihrer vollen Verzeihung würdig zu sein?

Am nächsten Morgen empfand ich eine lebhafte Rührung (auf ihren Wunsch wartete ich im Nebenzimmer) als sie mich mit ihrer hellen Stimme rief:

— Tullio, komm herein.

Und ich trat ein, und sie stand auf ihren Füssen und erschien mir grösser, schlanker, beinahe zerbrechlich. Sie trug eine Art weiter, fliessender Tunika, die in langen, geraden Falten fiel; sie lächelte, schwankte, konnte sich kaum aufrecht halten und streckte die Arme nach den Seiten aus, wie um das Gleichgewicht zu halten, indem sie sich abwechselnd mir und meiner Mutter zuwendete.

Meine Mutter blickte sie mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an, immer bereit sie zu stützen. Auch ich streckte meine Hände nach ihr aus.

— Nein, nein — bat sie — lasst mich, lasst mich. Ich falle nicht. Bis zum Fauteuil will ich gehen.

Sie setzte einen Fuss vor und machte vorsichtig einen Schritt. Aus ihrem Antlitz leuchtete kindliche Freude.

— Nimm Dich in Acht, Juliane.

Sie machte noch zwei oder drei Schritte, dann von einer plötzlichen Angst ergriffen, von einer schrecklichen Furcht hinzufallen, schwankte sie einen Augenblick zwischen mir und meiner Mutter und warf sich dann in meine Arme, an meine Brust, mit ihrem ganzen Gewicht auf mir ruhend zitternd, als ob sie schluchzte. Nichtsdestoweniger lachte sie, wenn auch etwas beklommen; da sie kein Corset trug, fühlten meine Hände durch den Stoff

Digitized by Google

ihren zarten biegsamen Körper, an meiner Brust fühlte ich sie weich und zitternd, ich atmete den Duft ihrer Haare, und ich sah das kleine, braune Mal an ihrem Halse.

— Ich hatte Furcht, — stammelte sie lachend und atemlos — ich hatte Furcht zu fallen.

Und da sie dabei den Kopf meiner Mutter zuwandte, ohne sich von mir loszumachen, bemerkte ich ihr blutloses Zahnfleisch, das Weisse ihrer Augen und etwas verzerrtes in ihrem ganzen Gesicht. Und ich erkannte, dass ich ein armes, krankes Wesen, in meinen Armen hielt, das durch die Krankheit vollständig verändert, mit geschwächten Nerven, blutlosen Adern, vielleicht nie wieder gesunden würde. Aber ich dachte an die Veränderung, die über sie gekommen war an jenem Abend des unerwarteten Kusses und noch einmal erschien mir das Werk der Barmherzigkeit, der Liebe und der Busse, auf das ich verzichten wollte als etwas herrliches.

— Führe Du mich bis zu dem Sessel, Tullio — sagte sie.

Ich stützte sie im Kreuz und führte sie ganz vorsichtig und langsam, und half ihr dann beim niedersetzen. Ich legte ihr Kissen in den Rücken und ich erinnere mich, wie ich mit besonderer Sorgfalt eines vom feinsten Farbenton auswählte damit sie ihren Kopf dagegenlehnte. Ich kniete nieder um ihr auch ein Kissen unter die Füsse zu legen; ich sah ihren graublauen Strumpf, ihren winzigen Pantoffel, der kaum mehr als die grosse Zehe versteckte. Wie an jenem Abend begleitete sie alle meine Bewegungen mit einem zärtlichen Blick. Und ich zauderte. Ich rückte ein kleines Theetischchen neben sie, stellte eine Vase mit frischen Blumen darauf, und legte einige Bücher und ein elfenbeinernes Falzbein zurecht. Ohne es zu wollen, verrichtete ich all die kleinen Dienstleistungen mit ostentativem Eifer.

Die ironische Stimme im Inneren begann von neuem. „Sehr geschickt! Sehr klug! Ausserordentlich praktisch, was Du da unter den Augen Deiner Mutter thust. Wie könnte in ihr ein Verdacht aufsteigen, nachdem sie Deine zarte Fürsorge mit angesehen? Das bischen Ostentation schadet auch nichts. Ihr Blick ist nicht sehr scharf. Fahre nur so fort. Alles geht aufs beste. Nur Mut!"

— Ach, wie schön sitzt sich's hier — rief Juliane mit einem Seufzer der Erleichterung aus, indem sie die Augen halb schloss. — Tullio, ich danke Dir.

Als einige Minuten später meine Mutter hinausging und wir allein waren, wiederholte sie noch einmal mit tieferer Empfindung:

— Ich danke Dir.

Und sie streckte mir die Hand entgegen, die ich ergreifen sollte. Da sie einen weiten Ärmel trug wurde bei der Bewegung der Arm fast bis zum Ellbogen entblösst. Und diese weisse und treue Hand, die Liebe, Nachsicht, Frieden, Traum, Vergessen, alle schönen und guten Dinge darbot, zitterte einen Augenblick in der Luft als sie sich mir entgegenstreckte, als zittere sie bei einer Botschaft höchsten Glücks.

Ich glaube noch in der Todesstunde, in dem Augenblick, wo ich aufhören werde zu leiden, werde ich nur diese eine Bewegung sehen; unter all den zahllosen Bildern meines vergangenen Lebens, wird mir einzig und allein diese Bewegung vorschweben.

Wenn ich daran zurückdenke, so gelingt es mir nicht mit Genauigkeit den Seelenzustand zu reconstruiren, in dem ich mich befand. Ich kann wohl behaupten, dass ich mir der ausserordentlichen Schwere des Augenblicks voll bewusst war und der ungewöhnlichen Bedeutung dessen, was geschehen war und noch geschehen musste. Mein Scharfsinn war, oder schien mir wenigstens, vollkommen. Ich verfolgte in meinem Inneren zwei Gedankenprozesse die ganz getrennt nebeneinander herliefen, ohne sich mit einander zu verbinden. Auf der einen Seite beherrschte mich neben dem Mitleid für das Wesen, dem ich eben den härtesten Schlag versetzen wollte, das Gefühl schmerzlichsten Bedauerns, dass ich zurückweisen musste, was sie mir bot.

Digitized by Google

Auf der anderen Seite machte sich neben der verhängnisvollen Sehnsucht nach der fernen Geliebten ein egoistisches Gefühl geltend, das sich durch die kühle Art, mit der ich alle die Umstände prüfte, die zu Gunsten meiner Schuldlosigkeit sprechen konnten, bethätigte; diese parallellaufende Gedankenfolge erhob mein inneres Leben zu einer unglaublichen Intensität und beschleunigte meine Denkfähigkeit in nie geahnter Weise.

Der entscheidende Augenblick war gekommen. Da ich am folgenden Tage abreisen musste, durfte ich nicht länger zögern. Noch an demselben Morgen beim Frühstück musste ich meiner Mutter meine Abreise melden und einen plausiblen Vorwand ersinnen, damit die Sache nicht unverständlich und allzu plötzlich erschien. Auch musste Juliane eher davon wissen, als meine Mutter, um ärgerliche Widersprüche zu vermeiden „Und wenn Juliane die Selbstbeherrschung verlöre? Wenn sie im Ungestüm ihres Schmerzes und ihrer Empörung meiner Mutter die Wahrheit enthüllte? Wie konnte ich von ihr das Versprechen zu schweigen, einen neuen Beweis ihrer Entsagung, verlangen?" Bis zum letzten Augenblick rechtete ich mit mir selbst. „Wird sie sofort, beim ersten Wort begreifen? Und wenn sie nicht verstände? Wenn sie mich harmlos nach dem Grunde meiner Reise fragen sollte? Was würde ich antworten? Aber sie wird verstehen. Es ist undenkbar, dass sie nicht schon von einer ihrer Freundinnen, z. B. von Frau Talice erfahren haben sollte, dass Teresa Raffo nicht in Rom ist. . . . .

Meine Kräfte fingen an nachzulassen. Länger hätte ich diesen Aufruhr in meinem Gehirn, der von Minute zu Minute wuchs, nicht ertragen können. Ich fasste mit Anspannung aller meiner Nerven einen Entschluss; ich hoffte, dass sie selbst mir die Gelegenheit bieten würde, den Pfeil loszudrücken.

Mit ungewohnter Redseligkeit sprach sie von allerhand Dingen, besonders zukünftigen. Das eigentümlich Verzerrte, was ich schon vorher an ihr bemerkt hatte, erschien jetzt noch deutlicher. Ich stand noch immer hinter dem Fauteuil. Bis zu diesem Augenblick war ich ihren Blicken ausgewichen und hatte mir absichtlich im Zimmer zu schaffen gemacht, immer hinter dem Lehnstuhl, bald hatte ich die Vorhänge am Fenster geschlossen, bald hatte ich die Bücher auf dem kleinen Bücherbrett geordnet, und bald vom Teppich die Blätter aufgesammelt, die einem welken Rosenstrauss ausgefallen waren.

Hinter ihr stehend, ruhte mein Blick auf ihrem Scheitel, ihren langen, gebogenen Wimpern, ich sah das leichte Heben und Senken ihres Busens und ihre Hände, ihre schönen Hände, die auf der Lehne ruhten, schlank wie an jenem Tage, weiss wie an jenem Tage, wo „nur die blauen Adern sie von dem weissen Linnen unterschieden."

Jener Tag! Nicht einmal eine Woche war seitdem verflossen. Warum denn schien er so fern zu liegen?

Als ich hinter ihr stand in dieser äussersten Spannung, gleichsam im Hinterhalt, dachte ich, ob sie wohl instinktiv das Damoklesschwert fühlte, das über ihrem Haupte schwebte; und ich glaubte bei ihr eine Art unbestimmten Unbehagens wahrzunehmen. Noch einmal zog sich mein Herz in unaussprechlichem Schmerze zusammen.

Sie sagte:

— Morgen, wenn es mir besser geht, trägst Du mich auf die Terrasse, in der frischen Luft. . .

Ich unterbrach sie:

— Morgen bin ich nicht hier.

Sie fuhr bei dem seltsamen Tone meiner Stimme zusammen. Ohne abzuwarten, fuhr ich fort:

— Ich verreise. . .

Und von Entsetzen erfüllt, wie jemand der noch einen Streich führen muss um das Opfer zu vollenden, löste ich nur mit Anstrengung die Zunge und fügte hinzu:

— Ich reise nach Florenz.

— Ah!

Digitized by Google

Plötzlich hatte sie verstanden. Sie drehte sich mit hastiger Bewegung um, bog alle Kissen weg, um mich anzublicken; und ich sah bei dieser heftigen Wendung, das Weisse ihrer Augen, ihr blutloses Zahnfleisch.

— Juliane! — stammelte ich, ohne zu wissen, was ich ihr sonst sagen sollte, mich zu ihr niederbeugend, weil ich fürchtete, sie möchte ohnmächtig werden.

Aber sie senkte die Augenlider, und kam wieder zu sich, sie zog sich von mir zurück und schauerte zusammen als sei ihr kalt. Einige Minuten verblieb sie so mit geschlossenen Augen, zusammengepressten Lippen, unbeweglich. Nur das sichtbare Pulsiren der Schlagader am Halse und die krampfhaften Bewegungen der Hände deuteten an, dass noch Leben in ihr war.

War das nicht ein Verbrechen? Es war das erste Verbrechen, das ich beging, und vielleicht nicht das geringste.

Ich reiste in schrecklicher Verfassung ab. Meine Abwesenheit dauerte länger als eine Woche. Als ich zurückkehrte und in den Tagen, die meiner Rückkehr folgten, wunderte ich mich selbst über meine fast cynische Dreistigkeit. Ich war wie behext, jeder Sinn für Moral war mir abhanden gekommen, und ich machte mich der schlimmsten Ungerechtigkeiten, der abscheulichsten Grausamkeiten schuldig. Juliane bewies auch dieses Mal eine wunderbare Geistesstärke, auch diesmal hatte sie verstanden zu schweigen. Und sie erschien mir in ihr Schweigen eingehüllt, wie in einem diamantenen, undurchdringlichen Panzer.

Sie ging mit den Kindern und meiner Mutter nach La Badiola. Mein Bruder begleitete sie dorthin. Ich blieb in Rom.

Nun begann für mich eine trübe, elende Zeit. Nur mit Scham und Ekel kann ich daran zurückdenken. Ganz in der Gewalt jener Empfindungen, die die niedrigsten Triebe im Menschen erregen, durchlitt ich alle Qualen, die ein Weib einem erschöpften, leidenschaftlichen, immer wachsamen Gemüt anthun kann. Durch einen Verdacht angeschürt, loderte in mir glühende, sinnliche Eifersucht auf, die alle guten Triebe zerstörte und Nahrung aus der tiefsten Hefe meines tierischen Daseins schöpfte.

Nie war mir Teresa Raffo begehrenswerter erschienen, als jetzt, da ich sie nicht mehr trennen konnte von sündigen, unreinen Vorstellungen. Und sie benutzte selbst meine Verachtung, um mein Verlangen nach ihr zu reizen. Grausame Todesbangigkeit, Genüsse der niedrigsten Art, entehrende Unterwürfigkeit, verächtliche Bedingungen, die ohne Schamröte vorgeschlagen und angenommen wurden, Thränen, bitterer, als alle Gifte, plötzliche Rasereien, die mich an den Rand des Wahnsinns brachten, heftige Rückfälle in einen Abgrund sinnlicher Ausschweifungen, die mich tagelang wie betäubt liessen, alle Erbärmlichkeiten und Niedrigkeiten, der durch Eifersucht gereizten sinnlichen Leidenschaft, alle, alle lernte ich kennen. Meinem Hause entfremdete ich mich; Juliane's Gegenwart wurde mir lästig. Ganze Wochen verflossen zuweilen, ohne dass ich ein Wort an sie richtete. Von meiner inneren Qual ausgefüllt, sah und hörte ich sie nicht. Wenn in gewissen Augenblicken, meine Augen auf ihr ruhten, staunte ich über ihre Blässe, über ihren Ausdruck, über gewisse Eigentümlichkeiten ihres Gesichts, wie über eine überraschende, seltsame Sache; und es gelang mir nicht völlig zum Bewusstsein der Wirklichkeit zu kommen. Ich wusste nichts von ihrem täglichen Leben. Ich empfand kein Bedürfnis danach zu fragen, davon zu erfahren; ich hegte ihretwegen keine Unruhe, keine Besorgnisse, keine Befürchtungen. Mit unerklärlicher Härte umpanzerte ich mein Gemüt gegen sie. Zuweilen empfand ich einen unbestimmten, unbegreiflichen Groll gegen sie. Eines Tages hörte ich sie lachen; und ihr Lachen reizte mich, versetzte mich fast in Wut.

An einem anderen Tage hatte ich Herzklopfen, weil ich sie in einem entfernten Zimmer singen hörte. Sie sang die Arie aus dem Orpheus: Ach, ich habe sie verloren . . .

Es war nach langer Zeit, das erste Mal, dass ich sie durch das Haus singen hörte, seit langer, langer Zeit, das erste Mal, dass ich sie hörte.

Digitized by Google

— Warum sang sie? Sie war also heitern Sinnes? Welcher Seelenstimmung entsprach dieser ungewohnte musikalische Erguss? — Eine unbeschreibliche Unruhe ergriff mich. Ohne zu überlegen, eilte ich zu ihr und rief sie bei Namen.

Als sie mich in ihr Zimmer treten sah, stutzte sie; einen Augenblick verharrte sie in einer Art inneren Lähmung.

— Singst Du? — fragte ich, um etwas zu sagen, selbst verlegen und erstaunt über meine eigentümliche Handlungsweise.

Sie lächelte mit einem unsicheren Lächeln, nicht wissend, was sie antworten und welches Benehmen sie mir gegenüber annehmen sollte. Und es schien mir, als lese ich in ihren Augen eine schmerzliche Neugier, die ich schon früher flüchtig wahrgenommen hatte; jene mitleidige Neugierde mit der man einen Menschen anblickt, den man im Verdacht hat gestört zu sein, einen Wahnsinnigen. Und wahrhaftig sah ich mein Ebenbild in dem Spiegel gegenüber, mein hageres Gesicht, meine tiefliegenden Augen, meinen geschwollenen Mund, das ganze fiebrige Aussehen, das mir schon seit einigen Monaten eigen war.

Du zogst Dich an, um auszugehen? — fragte ich noch immer verlegen, fast schüchtern, und nicht wissend, was ich sonst sagen sollte, um das Schweigen zu brechen.

— Ja.

Es war ein Vormittag im November. Sie stand neben einem mit Spitzen bezogenen Tisch, auf dem die zahllosen, modernen Kleinigkeiten die zur Pflege der weiblichen Schönheit dienen, zerstreut umher lagen. Sie trug ein dunkles Vigognekleid und hielt in der Hand einen hellen Schildpattkamm mit silberem Rand. Das Kleid, vom einfachsten Schnitt hob noch die schlanke Eleganz ihrer Erscheinung. Ein grosser Strauss weisser Chrysanthemen, der auf dem Tisch stand, reichte bis zu ihrer Schulter. Die Novembersonne schien durchs Fenster und in dem Sonnenlicht schwebte ein leichter Duft von Puder und Essenzen, die ich nicht kannte.

— Welches Parfum benutzt Du jetzt? — fragte ich sie.

Sie antwortete:

Crab-apple.

Ich fügte hinzu;

— Es gefällt mir.

Sie nahm vom Tisch ein Flacon und reichte es mir. Und ich roch lange daran, um irgend etwas zu thun, um Zeit für irgend eine andere Bemerkung zu gewinnen. Es gelang mir nicht, meine Verlegenheit zu verbergen, meine Sicherheit wiederzuerlangen. Ich fühlte, dass jede Intimität zwischen uns vorbei sei. Sie erschien mir wie eine andere Frau. Und während mir die Arie aus dem „Orpheus" noch in den Ohren klang, wurde ich noch unruhiger.

Ach ich habe sie verloren . . . .

In dieser gedämpften, goldigen Beleuchtung, in diesem weichen Duft, inmitten all dieser Gegenstände, die von weiblicher Anmut redeten, erschien der Widerhall dieser alten Melodie einem verborgenem Leben Atem einzuflössen, Schatten über irgend etwas geheimnisvolles auszubreiten.

— Wie schön ist das Lied, das Du vorher gesungen! — sagte ich, einem Impuls folgend, der meiner Unruhe entsprang.

— Wunderschön! — rief sie aus.

Und eine Frage schwebte mir auf den Lippen: „Aber warum sangst Du?" Ich unterdrückte sie; und ich suchte bei mir nach dem Grunde der Neugier, die mich stachelte.

Es folgte eine Pause des Schweigens. Sie spielte mit ihrem Daumennagel gegen die Zähne des Kammes, wodurch ein leichtes Geräusch, ein Knirschen verursacht wurde. (Dieses Knirschen ist eine der Einzelheiten, die mir am deutlichsten im Gedächtnis geblieben ist.)

— Du machtest Dich zum Ausgehen fertig. Lass Dich also nicht stören — sagte ich.

Digitized by Google

— Ich brauche nur noch Jacke und Hut anzulegen. Wie spät ist es?

— Es ist dreiviertel auf elf.

— Ach schon so spät?

Sie nahm Hut und Schleier und setzte sich vor den Spiegel. Ich blickte sie an. Wieder schwebte mir eine Frage auf den Lippen: „Wohin gehst Du?“ Auch diesmal sagte ich nichts, obgleich es ganz natürlich hätte erscheinen können. Und ich fuhr fort, sie aufmerksam zu betrachten.

Sie erschien mir wieder das, was sie in Wirklichkeit war: eine junge, äusserst elegante Dame, eine liebliche und vornehme Erscheinung, durchgeistigt und voll feinen Reizes, im ganzen eine anbetungswerte Frau, die eine herrliche Geliebte für Leib und Geist hätte sein können. „Wenn sie nun wirklich irgend jemandes Geliebte wäre?“ dachte ich. Sicher ist es unmöglich, dass sie nicht oft und von Vielen begehrt worden sein sollte. Man weiss zu gut, wie ich sie verlassen habe, man kennt meine Sünden zu genau. Wenn sie nun nachgegeben hätte? Oder wenn sie im Begriff stände es zu thun? Wenn sie nun das Opfer ihrer Jugend als überflüssig und ungerecht empfände? Wenn sie der langen Entsagung endlich müde wäre? Wenn sie einem Mann begegnet wäre, mir überlegen, einem feinfühlenden, temperamentvollen Mann, der sie gelehrt hätte, Freude an der Abwechslung zu empfinden und den Treulosen zu vergessen? Wenn ich nun schon ihr Herz vollständig verloren hätte; das Herz, das ich nur zu oft ohne Mitleid und ohne Reue mit Füssen getreten hatte?“ Ich wurde von einer plötzlichen Angst ergriffen, die mich so niederdrückte, dass ich bei mir dachte: „Jetzt beichte ich ihr meine Zweifel. Ich werde ihr in die Augen blicken und fragen: — Bist Du noch rein? — Und ich werde die Wahrheit erfahren. Einer Lüge ist sie nicht fähig.“ „Sie wäre keiner Lüge fähig?“ Oho! Ein Weib . . . . Was weisst Du davon? Ein Weib ist zu allem fähig. Unter dem Deckmantel des Heroismus stecken oft ein halb Dutzend Liebhaber verborgen. Aufopferung! Entsagung! Schein, Worte. Wer kann die Wahrheit je wissen? Schwöre, wenn Du kannst, auf die Treue Deiner Gattin: ich meine nicht, wie sie heute ist, sondern wie sie vor ihrer Krankheit war. Schwöre aus vollster Ueberzeugung wenn Du kannst.“ Und die boshafte Stimme, (ja, Teresa Raffo, Dein Gift wirkt gut) die tückische Stimme berührte mich eisig.

— Bitte, Tullio — sagte fast schüchtern Juliane zu mir. — Willst Du mir mit dieser Nadel den Schleier befestigen?

Sie bog die Arme über den Kopf und versuchte vergeblich mit ihren weissen Fingern den Schleier festzustecken. Ihre Haltung war voller Grazie. Beim Anblick ihrer weissen Finger, fiel mir ein: „Wie lange ist es her, dass wir uns nicht die Hand gedrückt haben! O, die kräftigen, warmen Händedrucke, die sie mir einstmals gab, wie um mich zu versichern, dass alle die Kränkungen keinen Groll bei ihr hinterlassen! Ist vielleicht ihre Hand jetzt unrein?“ Und während ich ihr den Schleier befestigte, empfand ich einen momentanen Widerwillen bei dem Gedanken der möglichen Unreinheit.

Sie stand auf und ich war ihr auch beim Umlegen ihrer Jacke behülflich. Zwei oder dreimal begegneten sich unsere Blicke flüchtig; aber noch einmal las ich in den ihren eine Art unruhiger Neugier. Sie fragte sich vielleicht selbst: Warum ist er hierhergekommen? Warum bleibt er hier? Was bedeutet seine befangene Miene? Was will er von mir? Was fehlt ihm?“

— Erlaube . . . ein Augenblick — sagte sie, und ging aus dem Zimmer.

Ich hörte sie Miss Edith, die Gouvernante, rufen. Als ich allein war, fielen meine Blicke unwillkürlich auf den kleinen Schreibtisch, der mit Briefen, Billets und Büchern bedeckt war. Ich näherte mich dem Schreibtisch und liess meine Augen über das Papier schweifen wie um etwas zu entdecken . . . „was? vielleicht den Beweis?“ Aber ich stiess diese niedrige und thörichte Versuchung von mir. Ich betrachtete ein Buch, dessen Deckel mit antiken Stoff überzogen war und zwischen dessen Seiten ein kleiner Dolch lag. Das Buch wurde augenscheinlich gerade gelesen, es war bis zur Hälfte aufgeschnittten. Es war der neueste Roman von Filippo Arborio: Das Ge-

Digitized by Google

heimniss. Auf dem Titelblatt las ich eine Widmung von des Autors eigener Hand: — Dir, Juliane Hermil, Turris Eburnea, widmet demütigst dieses Buch F. Arborio. Allerheiligen 1885.

Giuliana kannte also den Dichter? Bestand eine Seelenbeziehung zwischen ihnen? Und ich rief mir die vornehme, verführerische Persönlichkeit des Schriftstellers, den ich verschiedene Male an öffentlichen Orten gesehen hatte, ins Gedächtnis zurück. Sicherlich konnte er Juliane gefallen. Nachdem was man von ihm sagte, hatte er Erfolg bei den Frauen. Seine Romane die sich mit verwickelten psychologischen Problemen beschäftigten, zuweilen scharf, öfter falsch beobachtet, bewegten sentimentale Gemüter und reizten leicht erregbare Fantasien. Sie predigten in elegantester Form, Verachtung des alltäglichen Lebens. Ein Todeskampf, Die Katholikin, Angelika Doni, Giorgio Aliora, Das Geheimnis gaben ein bewegtes intensives Bild des Lebens, vergleichbar den flackernden, zahllosen Figuren einer gewaltigen, verglimmenden Feuersglut. Jede seiner Personen kämpfte für ihre Chimäre einen verzweifelten Kampf mit der Wirklichkeit.

Hatte nicht dieser Künstler, den seine Bücher, ich möchte fast sagen in einer reinen Geistes-Essenz sublimirt zeigen, hatte er nicht auch auf mich seinen Reiz ausgeübt? Hatte ich nicht seinen Giorgi Aliora ein mir „geistesverwandtes" Buch genannt? Hatte ich nicht in einigen seiner literarischen Gestalten gewisse, seltsame Aehnlichkeiten mit meinem innersten Wesen gefunden? Und wie wenn gerade diese seltsame Aehnlichkeit ihm das vielleicht schon begonnene Werk der Verführung erleichterte? Und wenn Juliane sich ihm hingab, gerade weil sie in ihm dieselben Eigenschaften fand, um deretwillen sie mich einstmals angebetet hatte?" dachte ich mit erneuter Angst.

Sie kam in das Zimmer zurück. Als sie das Buch in meinen Händen sah, bemerkte sie mit leichtem Erröten und verlegenem Lächeln:

— Was siehst Du Dir an?

— Kennst Du Filippo Arborio? — fragte ich sie plötzlich, aber ohne jede Erregung in meiner Stimme, in dem ruhigsten harmlosesten Ton der Welt.

— Ja — antwortete sie freimütig. — Er wurde mir bei den Monterisi vorgestellt. Er ist auch einige Mal hier gewesen, ohne Dich anzutreffen.

Eine Frage schwebte mir auf den Lippen. „Und warum hast Du mir nie von ihm gesprochen?" Aber ich unterdrückte sie. Wie hätte sie mir denn von ihm sprechen sollen, da ich durch mein Benehmen jeden Austausch freundschaftlicher oder vertraulicher Mitteilungen abgebrochen hatte.

— Er ist viel einfacher, als seine Bücher —, fuhr sie unbefangen fort, indem sie sich langsam die Handschuhe anzog. Hast Du das Geheimnis gelesen?

— Ja, ich habe es gelesen.

— Hat es Dir gefallen?

Ohne nachzudenken, aus dem instinktiven Bedürfnis heraus Juliane meine geistige Ueberlegenheit darzuthun, antwortete ich:

— Nein, es ist ein mittelmässiges Buch.

Und sie sagte weiter nichts, als:

— Ich gehe jetzt.

Und sie ging zur Thür. Ich begleitete sie in das Vorzimmer, immer dem leichten, kaum wahrnehmbaren Dufte ihres Parfüms folgend. In Gegenwart des Dieners, sagte sie nur:

— Auf Wiedersehen.

Und mit leichtem Schritt verliess sie das Haus.

Ich kehrte in meine Zimmer zurück. Ich öffnete das Fenster und lehnte mich hinaus, um sie auf der Strasse zu sehen.

Sie ging mit ihrem leichten Schritt auf dem Trottoir der Sonnenseite geradeaus, ohne den Kopf nur einmal umzuwenden. Der Spätsommer goss über das krystallklare Blau des Himmels einen ungemein zarten Goldton, eine weiche Lauheit lag in der Luft und gemahnte unwillkürlich an den Duft der Veilchen, die nicht mehr blühten. Eine ungeheure Traurigkeit überkam

Digitized by Google

mich und ich blieb niedergeschlagen an der Fensterbrüstung stehen; allmählich wurde meine Stimmung unerträglich. Selten in meinem Leben litt ich so wie bei dem Zweifel, der plötzlich meinen Glauben in Juliane erschütterte, ein Glauben, der so viele Jahre Stand gehalten hatte; kaum je hatte meine Seele einer fliehenden Illusion nachgeklagt, wie dieser. Aber war diese Illusion denn wirklich, unwiederbringlich verloren? Ich konnte und wollte mich nicht davon überzeugen. Mein ganzes verfehltes Leben war immer von dieser grossen Illusion begleitet gewesen, die nicht nur meinen persönlichen egoistischen Anforderungen, sondern auch meiner ästhetischen Vorstellung von moralischer Grösse entsprach. „Da die moralische Grösse in der Heftigkeit der ausgestandenen Leiden ihren Ursprung hat, so war es notwendig, um heldenhaft zu werden, dass sie das litt, was ich sie leiden machte.“ Dieser Sofismus mit dem es mir oft gelungen war meine Gewissensbisse zu beschwichtigen, hatte sich meinem Geist tief und fest eingeprägt, und mir ein phantomartiges Ideal geschaffen, dem mein besseres Selbst eine Art von platonischem Cultus widmete. Ich, der ich ausschweifend, auf Abwegen lebend, erschöpft war, liebte es, in meiner Umgebung ein Wesen zu wissen, das streng, aufrichtig und stark war, ein Wesen der Verführung unzugänglich, und von diesem Wesen geliebt zu werden, immer und ewig geliebt, das behagte mir. All meine Lasterhaftigkeit, alle meine Erbärmlichkeit und all meine Schwäche stützten sich auf diese Illussion. Ich glaubte, dass in mir sich der Traum aller geistig bedeutenden Männer erfüllt hätte: einer beständig treuen Gattin beständig untreu sein zu dürfen.

Was suchst Du? Den Rausch des Lebens? Hinaus, gehe, mache Dich trunken. In Deinem Hause, wie ein verschleiertes Bild im Heiligenschrank, wartet das schweigende und treue Wesen. Die Lampe, auf die Du nie einen Tropfen Oel giessest, brennt immer.“ Ist dies nicht der Traum aller intellektuellen Männer?

Oder: „Zu welcher Stunde, nach welchen Schicksalsfügungen Du zurückkehren magst, Du wirst sie wiederfinden. Sie war Deiner Rückkehr sicher, aber von ihrem Warten wird sie Dir nicht erzählen, Du wirst Deinen Kopf in ihren Schooss legen, und sie wird Deine Schläfen sanft mit ihren Händen berühren, und Deinen Schmerz bannen.“

Eine solche Heimkehr hatte mir immer vorgeschwebt: Die endgiltige Rückkehr nach einer jener inneren Katastrophen, die den Menschen umwandeln. Und all meine verzweifelten Stimmungen wurden gemildert durch das feste Vertrauen auf diese sichere Zuflucht. Und durch all meine Verworfenheit hindurch strahlte ein Licht aus von dieser Frau, die aus Liebe zu mir und durch mein Werk jenen Gipfel erklommen hatte, der der höchsten Vorstellung meines Ideals entsprach.

Genügte ein Zweifel, um dies alles in einem Augenblick zu zerstören?

Ich ging in Gedanken, alles was sich eben zwischen mir und Juliane zugetragen hatte, noch einmal durch, von meinem Eintritt in ihr Zimmer bis zu ihrem Fortgehen.

Obgleich ich einen Teil meiner inneren Unruhe auf einen besonderen, vorübergehend nervösen Zustand schob, so konnte ich doch den seltsamen Eindruck nicht loswerden, den ich am besten durch die Worte ausdrücke: „Sie schien mir eine andere Frau.“ Sicher, etwas neues war in ihr. Aber was? Hatte nicht die Widmung von Filippo Arborio eher einen beruhigenden Sinn? Bestätigte nicht gerade der Turris Eburnea ihre Unzugänglichkeit? War ihm dieser stolze Beiname eingefallen um der Reinheit des makellosen Rufes einer Juliane Hermil willen oder weil sie einen Angriff seinerseits auf ihre Tugend abgewehrt hatte, oder bedeutete es einfach eine Verzichtleistung auf die Belagerung? Der Turm von Elfenbein musste also noch unberührt sein.

Während ich so versuchte jeden Verdacht von mir zu weisen, fühlte ich im Innersten meines Herzens ein vages Angstgefühl, ich fürchtete fast, dass mir irgendwelche ironische Einwendungen aufsteigen möchten:



Digitized by Google

„Du weisst es, Juliane's Haut ist weiss. Sie ist weiss, wie ihr Hemd. Die heilige Benennung könnte auch einen profanen Sinn haben. . . .“ Aber welche Unwürdigkeit? „O Gott diese Sofismen!“

Ein Anfall von Zorn und Ungeduld unterbrach dieses erniedrigende und nichtige Selbstgespräch. Ich zog mich vom Fenster zurück, zuckte die Achseln, ging zwei, dreimal im Zimmer umher, öffnete mechanisch ein Buch und schob es wieder zurück. Aber die Beklemmung wich nicht. „Und wohin — dachte ich, und blieb stehen, als hätte ich einen unsichtbaren Gegner vor mir — und wohin soll das führen? Entweder, sie ist schon gefallen und der Verlust ist unwiederbringlich, oder sie ist im Begriff zu straucheln und ich bin in meiner augenblicklichen Lage nicht imstande sie zu retten; oder sie ist rein mit der Kraft sich rein zu erhalten; und dann ist alles, wie es war. In jedem Falle, bleibt mir nichts zu thun übrig. Das, was ist, ist notwendig, und das, was kommen wird, wird notwendig sein. Dieser Schmerzanfall wird vorübergehen. Man muss abwarten. Wie schön waren vorher die weissen Chrysanthemen auf Juliane's Tisch! Ich werde ausgehen und eine Menge eben solcher kaufen. Mein Rendez-vous mit Teresa findet heute um zwei Uhr statt. Es fehlen fast noch drei Stunden. . . Sagte sie mir nicht das letzte Mal, dass sie im Kamin ein Feuer wünsche? Es wird das erste winterliche Feuer sein, an einem so milden Tage. Sie ist in dieser Woche die Güte selbst. Wenn es von Dauer wäre! Aber bei der nächsten Gelegenheit werde ich Eugenio Egano provociren.“ Mit verschiedenen plötzlichen Unterbrechungen und Abschweifungen, folgten meine Gedanken nun der neuen Richtung. Unter den Bildern der bevorstehenden Sinnenlust, tauchte blitzartig eine andere, unreine Vorstellung auf, die ich fürchtete, der ich entfliehen wollte. Einige gewagte und leidenschaftliche Seiten aus der „Katholikin“ fielen mir ein. Und eine Qual entsprang der anderen. Und wenn auch mit verschiedenen Empfindungen, vermischte sich in meinen Gedanken die Ehrlosigkeit beider Frauen in eins und ich empfand denselben Hass für Filippo Arborio wie für Eugenio Egano.

Der Anfall ging vorüber und hinterliess mir eine unbestimmte, mit Groll vermischte Misachtung gegen die Schwester. Ich entfernte mich immer mehr von ihr, wurde immer gleichgültiger, härter, verschlossener gegen sie.

Immer ausschliesslicher gab ich mich meiner trostlosen Leidenschaft für Teresa Raffo hin, ihr gehörte meine ganze Kraft, nicht eine Stunde der Ruhe gönnte sie mir: Ich war in der That ein Verrückter, ein Mensch der von teuflischem Wahnsinn befallen, von einer unbekannten entsetzlichen Krankheit verzehrt wurde. Die Erinnerungen an diesen Winter sind verwirrt, unzusammenhängend, oft von seltsamen Dunkelheiten völlig ausgelöscht.

In diesem Winter begegnete ich niemals in meinem Hause Filippo Arborio; ab und zu sah ich ihn am öffentlichen Orten. Aber eines Abends traf ich ihn in einem Fechtsaal; dort lernten wir uns kennen, wurden von dem Fechtmeister einander vorgestellt und wechselten einige Worte mit einander. Das Gaslicht, der Widerhall der Holzbekleidung, das Aneinanderklingen und Funkeln der Klingen, die verschiedenen nachlässigen oder eleganten Posen der Fechter, die schnelle Wechselstellung der gekrümmten Beine, die warme, scharfe Ausdünstung all dieser Körper, die unterdrückten Schreie, die lauten Zwischenrufe, und das Gelächter stehen mir ganz besonders klar vor Augen bei der Erinnerung an die Scene als wir einander gegenüber standen und der Fechtmeister unsere Namen nannte. Ich sehe noch die Bewegung mit welcher Filippo Arborio die Maske lüftete und dabei ein erhitztes, schweisstriefendes Gesicht zeigte. In der einen Hand die Maske, in der anderen das Floret haltend, verneigte er sich. Er keuchte stark, war ermüdet und etwas verzerrt, wie jemand, in dessen Gewohnheit derartige Muskelübungen nicht liegen. Instinktiv dachte ich, dass er kein Mann sei, den man auf der Mensur zu fürchten habe. Ich affektirte einen gewissen Hochmut; absichtlich vermied ich es, auch nur ein Wort zu sagen, das sich auf seine Berühmtheit, auf meine Bewunderung für ihn bezog; ich benahm mich ihm gegenüber,

Digitized by Google

wie ich mich einem beliebigen Unbekannten gegenüber benommen haben würde

— Also — fragte mich lächelnd der Fechtlehrer — auf morgen?

— Ja, um zehn.

— Schlagen sie sich? fragte Arborio mit augenscheinlicher Neugier.

— Ja.

Er zögerte einen Augenblick und fuhr dann fort:

— Mit wem? wenn es nicht unbescheiden ist zu fragen.

— Mit Eugenio Egano.

Ich bemerkte, dass er wünschte etwas mehr darüber zu erfahren, dass ihn aber mein kühles und absichtlich unhöfliches Benehmen von weiteren Fragen abhielt.

— Maestro, einen Gang von fünf Minuten, — sagte ich und ging auf das Ankleidezimmer zu. Auf der Schwelle, blieb ich einen Augenblick stehen, um mich umzusehen und erblickte Arborio, der von neuem zu fechten begonnen hatte. Ein Blick genügte mir, um zu sehen, dass er ein kaum mittelmäsiger Fechter war. Als ich meinen Gang mit dem Maestro unter den Augen aller Anwesenden antrat, bemächtigte sich meiner eine nervöse Erregung, die meine Energie verdoppelte. Und ich fühlte, dass Arborios Blick auf mir ruhte.

Später trafen wir im Ankleidezimmer noch einmal zusammen. Der niedrige Raum war voller Rauch und es herrschte ein starker widerwärtiger Geruch nach Menschen. Ohne Ausnahme waren sie nackt in grosse weisse Kutten gehüllt, sie rieben sich gemächlich Brust, Arme, Schultern, rauchten dabei, trällerten mit lauter Stimme Melodieen und gaben ihrer Bestialität durch gemeine Reden Ausdruck. Das Geräusch der Douche wechselte mit dem unmässigen Gelächter ab. Und mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Widerwillens, mit einem Zusammenfahren, wie es wohl ein heftiger physischer Stoss verursacht, erblickte ich den hageren Leib Arborio's, auf den unwillkürlich meine Augen fielen. Und von neuem kehrte die widerwärtige Vorstellung zurück.

Nachdem hatte ich keine weitere Gelegenheit, weder mich ihm zu nähern, noch ihm überhaupt zu begegnen. Ich beschäftigte mich nicht weiter mit ihm und bemerkte auch in der Folge in Juliane's Benehmen nichts, was mir hätte verdächtig erscheinen können. Der Kreis in dem ich mich von nun an bewegte wurde immer enger, und ausserhalb desselben hatte ich keine klaren Empfindungen und Vorstellungen mehr. Alle Eindrücke von Aussen wirkten auf mich, wie Wassertropfen auf einen heissen Stein, die abprallen oder verdampfen.

Die Ereignisse überstürzten sich. Ende Februar kam es zwischen mir und Teresa Raffo, nach einem letzten schmählichen Beweis ihrer niedrigen Gesinnung, zu einem endgültigen Bruch. Ich reiste nach Venedig, allein.

Ich blieb ungefähr einen Monat dort, in einem unbeschreiblich unbehaglichen Zustand; in einer Art von Betäubung, die durch die dichten Nebel und das Schweigen der Lagunen noch erdrückender wurde. Unter all den müssigen Hirngespinsten, blieb mir nur das Gefühl meiner vereinsamten Existenz. Lange Stunden empfand ich nichts, als das beschwerliche, erdrückende Gewicht des Lebens und das leise Klopfen einer Arterie im Kopf. Stundenlang wurde ich von jenem sonderbaren Bann gefangen gehalten, der auf die Seele wie auf die Sinne den Eindruck eines beständigen, monotonen Vorübergleitens irgend einer unbestimmten Sache hervorruft. Ein leiser Regen rieselte vom Himmel. Die Nebel auf dem Wasser nahmen zuweilen klagende Gestalten an, und schritten Gespenstern gleich, mit langsamen, feierlichen Schritten einher. Oft in der Gondel, hatte ich die Vorstellung im Sarg zu liegen, todt zu sein. Wenn der Ruderer mich fragte, wohin er mich führen solle, so machte ich fast immer eine unbestimmte Geberde; und ich verstand die trostlose Wahrheit der Worte: „Irgend wohin, ausserhalb der Welt!"

In den letzten Tagen des März kehrte ich nach Rom zurück, mit einem neuen Sinn für die Wirklichkeit begabt wie nach einer langen



Digitized by Google

Zeit der Geistesabwesenheit. Mich befiel zuweilen ganz plötzlich eine Schüchternheit, eine Befangenheit, eine grundlose Furcht; ich fühlte mich schwach, wie ein Kind. Mit ungewohnter Aufmerksamkeit, blickte ich beständig um mich, um die wahre Bedeutung der Dinge wieder zu begreifen, um das richtige Verhältnis in dem sie zu einander standen, herauszufinden, um mir klar zu werden über das, was sich geändert hatte, und was verloren war. Und wie ich nach und nach wieder in das gewöhnliche Leben eintrat, stellte sich auch in meinem Gemüte das Gleichgewicht wieder her, von neuem erwachte die Hoffnung und die Sorge um die Zukunft.

Ich fand Juliane's Kräfte geschwächt, sie war von schwankender Gesundheit und traurig, wie nie zuvor. Wir sprachen wenig miteinander und auch dann nur, ohne uns anzublicken, ohne unsere Herzen zu öffnen. Beide suchten wir die Gesellschaft unserer Kinder;. und in ihrer glücklichen Unwissenheit liessen Maria und Natalie ihre frischen Stimmen in der schweigsamen Umgebung ertönen.

Eines Tages fragte Maria:

— Mama, gehen wir in diesem Jahr zu Ostern nach La Badiola?

Ohne zu zögern, antwortete ich an Stelle der Mutter:

— Ja, wir werden hingehen.

Da hüpfte Maria vor Freuden durch das Zimmer und zog ihre Schwester mit sich. Ich blickte Juliane an.

— Möchtest Du, dass wir hingingen? — fragte ich sie schüchtern, fast demütig.

Sie neigte zustimmend das Haupt.

— Ich sehe, dass Du leidend bist — fuhr ich fort. — Ich bin auch nicht wohl . . . . Die Landluft . . . der Frühling . . . vielleicht . . . .

Sie hatte sich in ihren Fauteuil gestreckt, die weissen Hände ruhten auf den Lehnen; und ihre Haltung rief in mir die Erinnerung wach an jenen Morgen nachdem ich ihr die Mitteilung gemacht, als die Genesende zum ersten Mal das Bett verlassen hatte.

Die Abreise wurde beschlossen. Wir trafen unsere Vorbereitungen. Im Innersten meiner Seele leuchtete ein Hoffnungsstrahl und ich wagte nicht ihm zu vertrauen.

(Fortsetzung folgt.)

# QUOD LICET JOVI.

## EINE STUDIE ZUR FRAUENFRAGE.

VON

Dr. JULIUS DUBOC.

### I.

In einigen kritischen Bemerkungen über Bebel's Buch „Die Frau und der Socialismus" meint Dr. A. Mülberger*), eine Zeit wie die unsrige sei am wenigsten dazu angethan in solchen Fragen — Stellung der Frau in der zukünftigen Gesellschaft, Familie u. s. w. — eine prinzipielle Direktive zu geben. Die deutsche Socialdemokratie würde klüger handeln, ihr ethisches Programm für diese idealsten Verhältnisse des Lebens zurückzuhalten, bis ihr wirthschaft-

*) Zur Kenntniss des Marxismus. Von Dr. A. Mülberger. Stuttgart 1894.

Digitized by Google

liches Programm erfüllt sei. Ich erlaube mir anderer Ansicht zu sein, einmal weil dies Zurückhalten des ethischen Programms so gut wie unmöglich sein würde, dann aber auch weil es für die propagandistischen Zwecke, die jede Bewegung verfolgt, unpraktisch, d. h. unvortheilhaft wäre. Unmöglich würde es aus dem einfachen Grunde sein, weil die socialdemokratische Bewegung ihrem Ursprung, ihrer Natur, ihrer unausweichlichen Richtung nach von der Betonung ethischer Tendenzen gar nicht abstrahiren kann. Darauf ist sie gegründet. Man vergesse doch nicht, dass, als die socialistische Tendenz auf wirthschaftlichem Gebiet vorwärts drängend zum erstenmal die bis dahin fest geschlossene Phalanx der älteren Volkswirthe auseinander sprengte und innerhalb ihrer Reihen selbst ihr Quartier aufschlug — es bekundete sich das hauptsächlich durch die Gründung der sog. „Kathedersocialisten" und den 1872 in Eisenach abgehaltenen Kongress der neueren Richtung — das damals ausgegebene, von der älteren Schule auf's lebhafteste bekämpfte Stichwort dahin lautete, dass es darauf ankomme, „die Volkswirthschaft auf ethische Grundsätze zu basiren", oder dass dieselbe „sich mit einem ethischen Inhalt erfüllen müsse". Diese Grundtendenz tritt daher hervor, wo immer die Socialdemokratie ihre Pflugschaar einsetzt, sie kann sich darin keine Zurückhaltung auferlegen. Sie würde aber auch sich selbst und ihre Zwecke schädigen, wenn sie es thun wollte. Was für sie wirbt, ist eben das unaufhaltsame Bedürfniss, das ihr in dieser Beziehung aller Orten und auf allen Gebieten entgegen kommt. Zu diesen Gebieten gehört aber sicher nicht in letzter Linie die Stellung der Frau innerhalb oder ausserhalb der Ehe, innerhalb oder ausserhalb des gegenwärtigen Staates, welches letztere gleichbedeutend ist: mit innerhalb einer zukünftigen Form der Gesellschaft.

Ich glaube daher, dass die Socialdemokraten, wenn sie dieser Materie schon jetzt eine prinzipielle Direktive zu geben versuchen, das „klüger handeln" besser verstehen als diejenigen, die ihnen davon abrathen und der ausserordentliche Erfolg, den das Bebel'sche Buch gehabt, scheint dies zu beweisen; dieser Erfolg beschränkt sich ja keineswegs auf eine ungewöhnliche Verbreitung innerhalb der Partei im engeren Sinne. Nichts weniger wie das. Zwei Drittel der gesammten lesenden und denkenden Frauenwelt, kann man vielleicht sagen, haben Bekanntschaft mit diesem Buch geschlossen. Nicht alle zustimmend natürlich, aber doch die meisten sehr geneigt, dem Schriftsteller von einer Etappe zur anderen zu folgen. Gewisse gewagte Schlussfolgerungen werden übersehen oder doch nicht einzeln vorgenommen und ausdrücklich in Erwägung gezogen, solange man das Gefühl hat, dass die gesammte Betrachtungsweise dem im eigenen Selbst dringend empfundenen Verlangen entgegenkommt. Und dies Gefühl ist vorhanden. Es ist vorhanden in zahlreichen Elementen der gebildeten Stände, in den Legionen des theils nothgedrungen, theils aus eigenem Impuls nach Selbständigkeit ringenden, weiblichen Nachwuchses, der dabei auf Schritt und Tritt der männlichen Ueberlegenheit, mindestens auf materiellem Gebiet, begegnet und sich seiner eigenen relativen Schutzlosigkeit bewusst wird; in denen, die entweder gar nicht in die Ehe hinein kommen und sich als Töchter Evas, — solange den legitimen Zugang zu Adam die Ehe bildet, — um ihren Antheil an Liebesfreuden und Liebesleiden gebracht sehen, wie in denen, welche den Ehebund erreichen, in demselben aber wieder dem Vorrecht des Mannes begegnen und sich über und wider dasselbe empören. Ihnen Allen und namentlich den letzteren beiden Abtheilungen scheint Bebel, indem er ihnen sympathisch die Hand entgegenstreckt, zu sagen: die Lösung der Frauenfrage ist unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen unmöglich, — die Frau ist das erste menschliche Wesen, das in die Knechtschaft kam, sie ist es bis heute,*) — die nach dem Sturz des Mutterrechts der Vorzeit auf-

*) Alle sociale Unterdrückung wurzelt in der ökonomischen Abhängigkeit des Unterdrückten vom Unterdrücker. In dieser Lage befindet sich von früher Zeit bis heute die Frau." (Bebel a. a. O. S. 7.)

Digitized by Google

kommende monogamische Ehe mit Vaterrecht bedeutete Herrschaft des Privat-Eigenthums und Knechtung der Frau, (B. S. 23), mit dem Vaterrecht wird der Frau strenge Enthaltsamkeit gegen andere Männer auferlegt, der Mann selbst übt sie nicht (Hetärenthum), — die heutige Ehe steht und fällt mit dem bestehenden socialen Zustand. Die bürgerliche Welt kann weder die Ehe befriedigend gestalten, noch kann sie für die Ehelosen befriedigend sorgen (B. S. 140), — die Frau in der neuen Gesellschaft ist social und ökonomisch vollkommen unabhängig, sie steht dem Mann als Freie, Gleiche gegenüber, sie ist Herrin ihrer Geschicke, — in der Liebeswahl ist sie so gut wie der Mann frei und ungehindert — die „vollkommen freie Liebeswahl" und „die Freiheit im Geschlechtsverkehr", die in der heutigen bürgerlichen Welt allgemein zur Geltung zu bringen unmöglich ist und die deshalb nur den materiell und geistig Auserwählten (z. B. Göthe und G. Sand) den „grossen Seelen" zu Theil wird und gestattet ist, wird möglich, sobald die Gesammtheit unter ähnliche sociale Bedingungen gesetzt ist. Sie ist alsdann etwas Selbstverständliches, denn diese Ermöglichung bedingt auch für die Gesammtheit die gleichen Rechte und Freiheiten, — die Zwangsehe mit der ihr anhaftenden „bürgerlichen Moral", welche die Freiheiten eines Göthe und einer G. Sand als „unsittliche" verwirft, ist eine Folge des Privateigenthums, welches „legitime" Kinder als Erben verlangt. Sie wird zur Erlangung solcher geschlossen. Für die neue Gesellschaft ist auch dieser Grund hinfällig, da in ihr nichts mehr zu vererben ist. „Der Mensch soll in der Lage sein, über seinen stärksten Trieb ebenso frei verfügen zu können als über jeden anderen Naturtrieb. Die Befriedigung des Geschlechtstriebs ist genau ebenso jedes Einzelnen persönliche Sache wie die Befriedigung jedes anderen Naturtriebs. Es hat Niemand darüber Anderen Rechenschaft abzulegen und kein Unberufener hat sich einzumischen. (B. 338).

Ich werde in den nachfolgenden Bemerkungen mich in der Hauptsache auf den Punkt der „Freiheit im Geschlechts-Verkehr" und der „vollkommen freien Liebeswahl", soweit dieselben für das weibliche Geschlecht in Anspruch genommen werden, beschränken. Es ist dies im Grunde doch der Kardinalpunkt, neben dem alles Andere an Wichtigkeit zurücktritt. Er bedeutete für die heutige europäische Menschheit Zweierlei, wobei Praxis und Theorie gleichzeitig betroffen werden: a) die Ueberwindung resp. den Zerfall der bisherigen ehelichen Form des geschlechtlichen Zusammenlebens - der sogen. „Zwangsehe" —, die mit der Verpönung der „Freiheit im Geschlechtsverkehr" für den weiblichen Theil steht und fällt, und damit den Zerfall der Familie; b) die Losschälung aus einer bisher für die Mehrzahl der Fälle, für die durchschnittlich geltenden Voraussetzungen, für das Durchschnittsmass der Menschennatur für richtig befundenen und streng gehandhabten sittlichen Disciplin.

Ich glaube, dass diejenigen, die mit den eben angeführten Voraussetzungen und Folgerungen auf diesem Gebiet nicht übereinstimmen und Einwendungen geltend machen möchten, nicht allzu glücklich operiren, wenn sie den Kampf in dem Sinne aufnehmen, dass sie die heutige Ehe, die heutige Familie, als ein noli me tangere, als sacrosanct für Zeit und Ewigkeit hinstellen. Mich dünkt, dass dabei einerseits unserem Vorausblick in die Zukunft zu viel zugetraut, andererseits übersehen wird, dass manche Zeichen der Zeit in der That darauf hinzudeuten scheinen, dass wesentliche Voraussetzungen, auf denen das Familienleben heute noch ruht, inneren und äusseren Erschütterungen unterliegen und sich abschwächen. B. verweist darauf, dass man in Amerika es bereits vielfach für überflüssig zu halten anfange, dass die Frau in der eignen Küche koche. „Die Privatküche wird durch die Speisegenossenschaft mit grosser Dampfküche und Maschinen ersetzt" — zum Vorteil der Kasse.*)

*) Bei der grossen Geneigtheit der Zeit den ökonomischen Standpunkt der Krafterspärung im engsten volkswirthschaftlichen Wortverstand zuerst zu berücksichtigen und die etwaigen ethischen Gesichtspunkte, die bei gewissen Einrichtungen, namentlich bei dem eignen Heerd, mitsprechen, gering anzuschlagen, halte ich

Digitized by Google

Aehnliche Aenderungen bereiten sich auf anderen Gebieten vor, die Ofenfeuerung wird nach und nach durch eine zweckmässige Zentralfeuerung, die Versorgung des Küchenheerdes durch eine Warmwasserleitung entbehrlich werden u. s. w., eine Menge zeitraubender und lästiger Arbeiten, deren Versorgung und Beaufsichtigung in letzter Instanz der Frau als Hausfrau obliegen, kommen dadurch in Wegfall, die Frau wird für andere Lebenszwecke disponibler, während die eigentliche häusliche Sphäre der Frau im alten Wortverstand eingeengt, damit aber auch der Schwerpunkt derselben von ihrer bisherigen Stelle mehr oder minder verrückt wird. Dass diese Abschwächung der Stellung und Thätigkeit der Frau als Mittelpunkt des ganzen Familien- und Hausstandsgetriebes auch eine Einbusse der daran anknüpfenden Autorität und Geltung im Gefolge haben dürfte, scheint nicht ausgeschlossen, vielmehr ziemlich selbstverständlich zu sein. Vielleicht ist es übertrieben, wenn Laveleye in seiner Betrachtung über die Hausgemeinschaft (das Ureigenthum, Kap. 20) schreibt: „In dem Masse, in welchem das, was wir als Zivilisation zu bezeichnen pflegen, zunimmt, schwächen sich die Gefühle der Pietät und die Bande der Familie ab und üben weniger Einfluss auf die Handlungen der Menschen aus. Diese Thatsache ist so allgemein, dass man in derselben ein soziales Entwicklungsgesetz erblicken kann." Aber, wenn dies auch vielleicht übertrieben erscheint, leugnen wird sich nicht lassen, dass das spezifische Ansehen, die Geltung, die Autorität der „Familienmutter" und andererseits die Gefühle der Dankbarkeit, der Anhänglichkeit der Familienmitglieder, namentlich der jüngeren, an dieselbe auf den Umfang ihrer directen Leistungen zu Nutz und Frommen des Hauses und der darin geübten Treue und Opferwilligkeit beruhen und dass an das Eine nicht berührt werden kann, ohne das Andere in Mitleidenschaft zu ziehen. Es lässt sich ja allerdings wiederum ein Ersatz für die so erlittene Einbusse als möglich denken, der der Frau von anderer Seite her zu Gute käme, falls ihre bisherige wirthschaftliche niedrig geartete Thätigkeit*) gewissermassen in eine höhere Sphäre

---

es durchaus nicht für übertrieben, wenn Herr B., sich darauf stützend, die Perspective demgemäss eröffnet. „Es gilt, mit der geringsten Aufwendung von Zeit, Kraft und Material das günstigste Resultat zu erzeugen. Das ist bei der menschlichen Ernährung besonders wichtig. Es ist also die kleine Privatküche, genau wie die kleine Werkstatt, ein überwundener Standpunkt, eine Einrichtung, bei der Zeit, Kraft, und Material in unsinniger Weise vergeudet und verschleudert werden. Die ganze Nahrungsmittelbereitung wird also in der Gesellschaft der Zukunft ebenfalls eine gesellschaftliche Einrichtung, die auf höchster Stufenleiter, in zweckmässigster, vortheilhafter Weise ausgeführt wird." Das brauchte gewiss im grösseren Massstab nur einmal vorgemacht zu werden, um sofort, selbst in der alten Gesellschaft, eine starke Propaganda für sich zu machen.

*) Gerhard von Amyntor wird von B. für seine Auffassung von der „an der gegenwärtigen Ordnung der Dinge elend zu Grunde gehenden Frau" citirt. Und er kann dies, da A. in sonderbarem Widerspruch mit sich selbst einerseits davon spricht, dass es unsere Pflicht sei, den Heerd heilig zu halten und andererseits hinzusetzt, „auf dem die pflichttreue deutsche Bürgerfrau einen langsamen Opfertod stirbt." Diese militärische Auffassung, bei der die Frau ungefähr wie ein Soldat betrachtet wird, der einen verlorenen Posten innehaltend, für die Ehre seiner Fahne unterzugehen bestimmt ist, ist natürlich Wasser auf die Mühle der gegnerischen Anschauung, welche mit Recht die Frage aufwerfen kann, wie sich denn die Auffassung, dass die Frau einen langsamen Opfertod zu sterben bestimmt sei, begründen und rechtfertigen lasse und ob darin nicht grade die stärkste Rechtfertigung für das Verlangen liege den zu Unrecht heilig gehaltenen Heerd, der Solches verschulde, zu zertrümmern. A. zieht diese ganz unvermeidliche Schlussfolgerung nicht, aber dann hätte er auch den Vordersatz nicht aufstelllen sollen, der in der That schwach genug begründet ist. Denn was heisst es, wenn A. sagt: „Die ewig neue Frage: „Was heute gekocht werden soll," die immer wiederkehrende Nothwendigkeit des Fegens und Klopfens und Bürstens und Abstäubens ist der stetig fallende Tropfen, der langsam, aber sicher, Geist und Körper verzehrt. — — wer erkennt in der alten gebeugten Köchin die einst blühende, übermüthige Braut? Auf dem flammenden Altar, wo der Suppentopf brodelt, wird Schönheit und frohe Laune geopfert..." Sonderbare Betrachtung! Man könnte

Digitized by Google

der Bethätigung verlegt würde, — darum handelt es sich aber hier nicht, sondern nur darum, zuzugeben, dass das gesammte Characterbild einer solchen Neugestaltung der häuslichen Verhältnisse incl. der Stellung der Frau dann etwas wesentlich Verschiedenes von dem, was man heute noch unter Familie versteht, darstellen würde. Eben desshalb scheint es mir nicht richtig, wenn Dr. Mülberger an einer anderen Stelle seiner erwähnten Schrift in kategorischer Weise versichert: „Das Haus und die Familie wird die wahre Veste der Freiheit, Wohlfahrt und Sittlichkeit sein, sich aber nicht, wie Bebel glaubt, auf die Gasse verflüchtigen." Erstens geht die letztere Abwehr, gegen Bebel gerichtet, wohl etwas zu weit, und andererseits soll man nicht die Garantie für etwas übernehmen, was in seiner jetzigen Wesenheit vielleicht doch unhaltbar ist. Dadurch greift man den Gegner nicht an seiner schwächsten sondern an seiner stärksten Seite an.

Auch die naheliegende und von den Freunden der heutigen Ordnung häufig erhobene Frage: wie sollte es wohl (bei der „Freiheit im Geschlechtsverkehr" und der „vollkommen freien Liebeswahl") mit den Kindern werden?, möchte ich am liebsten nicht erheben. Wenn auf der einen Seite zu Gunsten der verrufenen „bürgerlichen Moral" hervorzuheben ist, dass dieselbe den Kindern wenigstens insofern zu Gute kommt, als sie dem Weibe die Geneigtheit anerzieht und gewissermassen moralisch aufnöthigt, auch wo der eigene mütterliche Instinct vielleicht nicht ausreichte, eine ausserordentlich hohe Summe von Pflichten und Lasten für die eigenen Kinder zu übernehmen,*) so sind doch auch die Schattenseiten der bestehenden Kinderzucht, wie sie sich unvermeidlich gestaltet, nicht zu übersehen. Schon dass mittellose Eltern häufig beim besten Willen und der hingebendsten Selbstbeschränkung, bei dem äussersten Aufgebot ihrer Kräfte absolut ausser Stande sind, einer ihren Verhältnissen nicht entsprechenden Kinderzahl die nötige Fürsorge angedeihen zu lassen, ist ein so grasser Uebelstand, dass eine Kinderzucht, die auf dieser Basis verharrt und dafür keinen Ausweg kennt, in diesen Fällen zur Monstruosität wird.

Man kann also, wie Verfasser dieses, hinsichtlich der Kindererziehung zu denen zählen die B. als „Häuslichkeitsfanatiker" bezeichnet und zwar aus dem Grunde, weil, was das Mutterauge, die Elternfürsorge und die geschlossene Familie unter günstigen Umständen zu leisten vermögen, ihm unersetzlich und unvergleichlich dünkt und man kann sich doch zu der Annahme gedrängt fühlen, dass eine Modification des ganzen familienrechtlichen Zustandes in der Erziehung wohl im Schosse der Zukunft liegen mag. Jene oben erwähnten

wohl ebenso gut fragen, wer erkennt in dem durch 30 oder 40 jährigen Büreaudienst oder sonstigen schweren Lebenserwerb geschädigten und abgearbeiteten Mann den einst lebensfrischen Bräutigam wieder? Das sind doch Lebensbürden, die jeder trägt, wie er kann, um eben durchzukommen. Mir sind übrigens genug gebildete Familien bekannt, die es nicht „übrig haben", und in denen eben desshalb der Mann durchaus keinen Anstoss daran nimmt, soweit es seine Zeit erlaubt, durch willige Handleistungen im Haushalt denselben „Opfertod" wie die Frau zu sterben. Und ebenso Frauen, die wohl wissen und begreifen, dass in jeder Beschäftigung, auch der niedrigsten, die die Hausordnung erfordert, die Seele des Hauswesens — wenn eine solche Besitz davon ergriffen hat — steckt und dass die Seele unverwundbar ist.

*) Auch B. spricht irgendwo von der „wahrhaft heroischen Aufopferung, mit der die Mutter für ihr Kind eintritt und auf sich angewiesene Wittwen für ihre Kinder sorgen" — es hätte doch nahe gelegen zu erwägen, ob derartige blindlings, halb unbewusst, wie selbstverständlich geübte Leistungen schwerster Art nicht in etwas wenigstens mit der Gesammtauffassung der „bürgerlichen Moral", mit dem, was diese das Weib als ihre Ehre und ihre „verdammte Pflicht und Schuldigkeit" auffassen lehrt, zusammenhängen; zu erwägen, ob solche schwere, entsagende Opfer denen nicht vielfach unerträglich dünken würden, denen die „Freiheit im Geschlechtsverkehr" im Blute rumort, wobei die Mutter an die zweite Stelle tritt — aber davon kein Wort. Es liegt in der, wie wir annehmen, unwillkürlich einseitigen Betrachtung des Verfassers von „die Frau und der Socialismus", dass immer nur die eine Seite Betonung erlangt.

Digitized by Google

Uebelstände mit ihren vielfachen unseligen Folgen — Vernachlässigung der Keimpflege, Missbildungen, Acten der Verzweiflung, die sich an den Kindern vergreift u. s. w. — werden ihr Schwergewicht je länger desto fühlbarer, desto schwerer in die Wagschale werfen. Man kann nun mit B. der Ansicht sein, das alles dies sowie alles andere Schlimme in der Welt einfach durch Abschaffung des Privateigenthums, — nach ihm die Quelle alles Uebels beseitigt wird. Aber selbst wenn man sich hierzu skeptisch verhält — und dann eigentlich nur um so mehr — wird man eine theilweise Ablösung des bisher völlig auf sich selbst angewiesenen Familienantheils an der Aufgabe, die Kinder gross zu bringen, durch die Gesellschaft nicht ohne Weiteres von der Hand weisen mögen, weil sich nur durch sie ein Ausweg aus vielfach Unerträglichem zu bieten scheint. Mindestens wäre der Gegenbeweis erst aus der Erprobung zu erbringen. Dies aber einmal zugegeben, wird das ganze problematische der Frage: was soll aber aus den Kindern werden? auf eine neue Grundlage gerückt, über welche eine Discussion an dieser Stelle nicht zu eröffnen ist. Aus einer Sackgasse wird stets ein Ausweg gesucht werden und jeder darf einstweilen als ein solcher betrachtet werden, der sich noch nicht als eine Sackgasse erwiesen hat. Die Familienpflege müsste für die Herausbildung des Kindes zur Selbständigkeit, für die erforderliche materielle und geistige Verpflegung desselben mehr zu leisten im Stande sein als sie, wenigstens in den erschwerten Fällen, zu leisten im Stande ist, wenn man das Verharren bei ihr als die einzig mögliche Ordnung und jede Abweichung im Voraus als Anarchie zu bezeichnen sich getrauen dürfte.

Wenn ich mich nun mit B. noch einigermassen auf gleichem Boden befinde — soweit, dass ich weder der heutigen Ehe und Familie noch der privaten Kinderpflege eine innere Umbildung, für die manche Symptome zu zeugen scheinen, absprechen will — so endet doch diese Uebereinstimmung für mich da, wo er mir überhaupt den Boden unter den Füssen zu verlieren scheint, wo er sich gewissermassen in die Wolken erhebt. B. ist Idealist. Das würde in meinen Augen nun gewiss kein Fehler sein. Aber er ist es, wie mir scheint, manchmal in dem Sinn, den Schopenhauer ironisirend damit verband, als er sagte: „Der Franzose verbindet mit dem Wort idée, der Engländer mit idea einen sehr alltäglichen, aber doch ganz bestimmten und deutlichen Sinn. Hingegen dem Deutschen, wenn man ihm von Ideen redet, fängt an der Kopf zu schwindeln, alle Besonnenheit verlässt ihn, ihm wird, als solle er in den Luftballon steigen.“ B. hat die Idee ge- und erfasst — oder sollen wir umgekehrt sagen, die Idee hat ihn erfasst — dass des Weibes Geschlechts-, Liebes- und Herzensleben ebenfalls unter dem Gesichtspunkt der Verkümmerung durch die Einrichtung des Privateigenthums, dem sie auch zum Opfer gefallen ist, zu rücken ist. Mit diesem Gesichtspunkt, der dem Weibe den Stempel der Vergewaltigung aufdrückt, besteigt er den Luftballon und schwebt ruhig im Äther dahin. Die Psychologie, die er von diesem erhöhten Standpunkt aus vornimmt — denn man kann über ein solches Thema, welches die innersten Herzensnerven angeht, doch nicht ohne alle Psychologie discutiren — ist nothwendigerweise eine Psychologie der Vogelperspektive d. h. sie ist gar keine, weil für das eigenthümliche Forschungsgebiet der Psychologie die Vogelperspektive eben nicht ausreicht, weil es nur eine Psychologie der Lupe giebt. Wer die Geduld dafür nicht hat, bleibe ihr ferne.

In der That, ich kann mir bei aller Achtung vor Herrn B's vielseitiger Begabung, vor seinem fleissigen und häufig erfolgreichen Bemühen grosse Gebiete orientirend zusammenzufassen und sie mit Scharfblick, namentlich für die Schwächen, denen er grade auflauert, zu durchdringen, ich kann mir trotz dieser Anerkennung nicht helfen: an den Werthmessungen, an den feinen Unterscheidungen, die eine solche Untersuchung erfordert, fehlt es ihm nach meinem Dafürhalten durchaus. Ich werde das nachzuweisen versuchen. Nicht um Herrn B. zu widerlegen; daran wäre mir, da mir jede polemische Absicht fehlt, wenig gelegen, sondern um des Gegenstandes willen. Dass ich mich dabei auf ein sehr heikles Gebiet begebe, ist mir wohl bewusst. Meine Ent-

Digitized by Google

schuldigung, wenn es einer solchen bedarf, muss sein, dass sich die Untersuchung eben nicht anders führen lässt.

B. raisonnirt in den bereits vorher angeführten Sätzen*) — wenigstens lassen sie diese Deutung zu — über das Verhältniss der bürgerlichen Moral resp. der Gesellschaft zu dem, was sie einerseits verbietet und achtet, andererseits aber doch in ihrem Schoosse duldet, ohne demselben „Achtung und Ansehen" zu versagen, etwa folgendermassen: Die Gesellschaft entschuldigt, — ohne sie zu billigen — die Freiheiten, die z. B. Goethe und G. Sand sich nahmen und zwar bei Goethe aus einem doppelten Grund, weil er einerseits Mann und andererseits ein Genie war, bei G. Sand wenigstens aus dem letzteren Grund. Ihr wird vergeben, weil sie zu den „grossen, genialen" Seelen zählt.

Beide Gründe sind hinfällig. Der Mann hat kein Vorrecht zu beanspruchen und die „grosse Seele" ebensowenig. „Warum nur für die „grossen Seelen", — fragt B. — „und nicht auch für die anderen, die keine „grossen Seelen" sind und keine werden konnten? Für uns besteht dieser Unterschied nicht." Da aber auch die „bürgerliche Moral" hinfällig ist, weil sie dem Gebot der Natur (den Geschlechtsverkehr zu üben) vielfach hinderlich in den Weg tritt und künstliche, unheilvolle Absperrungen sanctionirt, so folgt für B., dass was sie als Ausnahme zulässt, die Regel bilden sollte. Dann wäre Allen geholfen und „eine der wichtigsten Pflichten des Lebenszwecks" würde, indem sie Alle erfüllten, in ihre gebührende Rechte eingesetzt. Ferner wäre erst dann Gerechtigkeit hergestellt, denn was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig.

Den Grundsatz „was dem Einen recht, ist dem Anderen billig" anzufechten, kann mir natürlich nicht einfallen. Nur darf man den nothwendigen Zusatz nicht vergessen, wenn nämlich der Eine und der Andere gleich sind. Sind sie nicht gleich, so kann, was für den Einen recht ist, für den Anderen höchst unbillig sein. Dasselbe Lob oder denselben Tadel auf zwei Arbeiter angewandt, deren Einer ebenso leicht wie der Andere schwer arbeitet, kann nicht für Beide recht und billig sein, weil eben ihre Leistungen ganz verschieden sind. Dass aber die Leistungen der Menschen, ihrem subjektiven Umfang, ihrer subjektiven Bedeutung und Eigenart nach, stets verschieden sind, das lehrte schon die Spruchweisheit der Römer in dem bemerkenswerthen Satz: wenn Zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Welches ist denn nun die Leistung, das Thun der beiden Geschlechter — um zunächst bei diesen stehen zu bleiben — in dem Geschlechtsverkehr, beziehungsweise in der Liebe? B. sagt einfach: beide folgen ihrem stärksten Triebe. Aber er sagt uns nicht, wie wirkt dieser Trieb in ihnen, welche Unterschiede springen dabei hervor. Ich will hier gleich die frappanteste Unterscheidung hervorheben, weil sie in der That diejenige ist, von der eine das ganze Vorstellungsgebiet, welches an die Geschlechtsempfindung anknüpft, spezifisch beeinflussende Wirkung ausstrahlt. In dem geschlechtlichen Verkehr ist für das Weib ein Moment enthalten, welches für den Mann gänzlich fehlt, das der Schwächung. Noch heute bezeichnet die Gerichtssprache den sexuellen Act in Bezug auf das Weib als „Schwächung" oder, wie der in diesem Fall poetischere Franzose es umschreibt, als die défloration (d'une fille.)

Umgekehrt characterisirt sich der geschlechtliche Verkehr für den Mann durch ein Moment, welches wiederum dem Weibe gänzlich entgeht, das der Kraftentfaltung. Diese Kraftentfaltung liegt — für die Bewusstseinssphäre, die derselben inne wird — nicht sowohl, wie man zu glauben geneigt sein könnte, in dem Umstand, dass dem überwiegend empfangenden Weib gewährt, geboten wird, während der Mann der Gewährende ist, dass ihm die active, dem Weib die passive Rolle zufällt. Denn in der That überwindet die Action des temperamentvollen Weibes nicht selten in gewissem Sinne die ihr auf diese Weise zufallende Passivität. Sondern der Umstand ist hier der eigentlich entscheidende, dass für den Mann im Geschlechtsverkehr eine Leistung ersteht,

*) a. a. O. S. 340.

Digitized by Google

welche ausnahmsweise eintritt und nur einer gewissen Zeitperiode im Leben als ausnahmsweiser Besitz angehört. Ein Vermögen, welches nur von Zeit zu Zeit und auch dann nur während einer gewissen Lebensperiode sich erneuert, um dann ganz zu verschwinden, ist eben dadurch aller Vergleichung mit den alltäglich, ununterbrochen functionirenden und schlechtweg mit der Lebensdauer identischen Kräften entrückt. Es scheint und ruft in dem Betreffenden den Eindruck hervor als ob es nicht eine der vielen Kräfte, die ihm fortwährend zur Verfügung stehen, sondern als ob es die Kraft selber, ganz allgemein genommen und vorgestellt, sei. Die Kraft selber in diesem Sinn ist aber nicht weniger als der Schlüssel zum höchsten Glück, denn nur für die Kraft verwandelt sich das Nichts in Etwas — der Gegensatz der Kraft ist eben das Nichts — nur der Kraft kann es gelingen, den Zugang zu Allem, also auch zum höchsten Glück, zu erschliessen. In diesem Sinn sagte selbst der durchaus conservative und rein idealistische Ideler in seiner „Allgemeinen Diätetik": „Wer Kraft besitzt, der hat Alles; wer keine hat, dem fehlt Alles."

Für den Mann fallen nun beide Momente in Eins zusammen. Indem ein ausnahmsweises Vermögen in ihn eintritt und sich bethätigt, welches sich gleichzeitig seiner geistig-sinnlichen Sphäre als den Schlüssel zum höchsten (Genuss-) Glück erweist, empfängt er den Eindruck, dass ihm selber in dem Augenblick sexueller Erregung die Kraft als solche, gewissermassen ein Stück Gottheit, innewohne, als ob er eben in Folge dessen „Alles habe". Wenn das Leben, individuell genommen, sich nur zu oft als ein precäres Gut erweist, so ist hier ein Leben des Lebens erstanden, welches als reine Erfüllung diesen precären Charakter von sich abgestreift hat. Das ist, was ich an dieser Stelle und in diesem Zusammenhang als Gefühl der Kraftentfaltung für den Mann bezeichnen möchte. Die Ableitung desselben, wie ich sie gegeben, erweist schon, dass sie durchaus auf den Mann beschränkt ist. Dem Weibe fehlt schon die eine wesentlichste Voraussetzung, die in dem ausnahmsweise und auf eine gewisse Zeitdauer beschränkter Besitz der Qualifikation zum geschlechtlichen Verkehr gelegen ist.

Eine kaum minder wesentliche Unterscheidung für beide Geschlechter macht der Umstand aus, dass dem Manne in viel höherem Grade als dem Weibe in seinem geschlechtlichen Gegenüber ein Schönes entgegen tritt Die Thatsache selbst ist ja nicht zu bestreiten. Die Poesien aller Völker bezeugen sie. Gleichgültig, wie viel dabei dem idealisirenden, vom Geschlechtstrieb befeuerten Gestaltungsdrang des Mannes, seiner „Benommenheit" im Sinnenrausch des Verlangens, oder der thatsächlich zu grösserer Harmonie veranlagten Formensprache des weiblichen Princips auf Rechnung zu setzen ist, — dass dem Mann mehr an einem schönen Weib als dem Weib an einem schönen Mann gelegen ist, steht unbezweifelt fest und wird täglich überall auf dem Erdenball erlebt. Dass dem Weib die Kraft am Manne imponirt und event. auch die äusserliche Ausprägung desselben als Schönheitsreiz empfunden werden kann, steht dazu keineswegs in einem auch nur annähernd gleich wichtigen und bedeutungsvollen Verhältniss. Denn einerseits kann die Kraft, auf die es dem Weibe in erster Linie ankommt, vorhanden sein, ohne eine sonderliche äusserliche Ausprägung zu erfahren und andererseits kann die Ausprägung, wo sie vorhanden ist, in anderer Gestalt als in einer schönen Formenbildung erscheinen. Die Schönheit wird also für sie zu einem secundären Moment und kann auch ganz entbehrt werden. Dagegen kann die Schönheit am Weibe dem Mann das Höchste bedeuten und sie bedeutet ihm unter allen Umständen Etwas. Bedeutet sie ihm das Höchste (was selbstverständlich von der resp. Empfänglichkeit und Ausstattung des einen wie des anderen Theils abhängt), so kann sich das Ereigniss der Liebe für den Mann unter Umständen so gestalten, dass er — wenn er einen solchen Aufschwung gewachsen ist — gewissermassen in ein Reich des Transcendentalen eingeht. Das Weib kann ihm alsdann nicht als eine einzelne Schönheit, sondern als eine Offenbarung der Schönheit selbst erscheinen, als eine in ge-

Digitized by Google

wissem Sinn abstracte, ideale Grösse, und sein Gefühl für sie wird sich in diesem Sinn zu der Höhe von einem Art Cultus steigern. Hierin, d. h. in dem Umstand, dass das Gefühl des Mannes vorwiegend zu einem solchen Aufschwung, natürlich in verschiedenen Abstufungen, neigt, ist es ja vor Allem gelegen, dass die Feier der Liebe in Wort und Ton weit überwiegend von der männlichen Seite ausgeht. Aber auch wo das Gefühl desselben völlig auf ebener Erde verbleibt, fern von aller Extase und „Verhimmelung", behauptet es doch seine Stelle, d. h. von dem Eindruck dessen, was als schön, als schmuck erscheint, geht für den Mann stets eine mehr oder minder grosse Anziehungskraft aus, mit der sich wenig andere Kräfte messen können. Sie ist für ihn der eigentliche Grundhebel der im sexuellen Sinn erfolgenden Annäherung. Wir kommen auf die ethische Bedeutung hiervon weiterhin zurück.

Endlich eine dritte Unterscheidung.

Von den beiden Geschlechtern steht in Bezug auf den Phantasieeindruck des Geschlechtsgenusses, den Vorgeschmack desselben — der Ausdruck möge gestattet sein! — den die Geschlechtsreife im Gesammtsystem emporquellen lässt, das junge unberührte Weib ahnungsloser da wie der junge unberührte Mann. Das Wie und Warum in dieser Beziehung zu ergründen, steht mehr der Physiologie wie der Psychologie zu, und es ist nicht meine Absicht, die Ermittelungen der ersteren über diesen Punkt, soweit solche vorhanden, im Einzelnen hier vorzunehmen. Nur einen Ausspruch von dieser Seite, der mir gerade vorliegt, will ich als hierher gehörig citiren, da er meiner Anschauung sehr nahe steht und sie aus physiologischen Erhebungen ableitet. „Auch die Liebe, die Art und Weise der Bethätigung ist eine andere;" sagt Professor Dr. H. Fehling*) „der poetische Theil der Liebe überwiegt sicher beim Weib gegenüber dem sexuellen Theil, der sehr zurücktritt, ja bei manchen trotz langer Ehe und gewissenhafter Erfüllung der ehelichen Pflichten nie zum lebendigen Ausdruck kommt. Es ist eine völlig falsche Vorstellung, wenn behauptet wird, das Mädchen habe ebenso viel Drang zum anderen Geschlecht als umgekehrt. Das Gefühl der Liebe bei der richtig erzogenen Jungfrau ist mehr der allgemeine Drang nach einem geliebten Gegenstand zur Ergänzung des eignen Ichs. Das Vortreten der geschlechtlichen Seite in der Liebe junger Mädchen ist etwas Pathologisches." Ich möchte den ersten Theil dieses Citats mit einem Fragezeichen insofern versehen als an Stelle von „poetisch" vielleicht besser „herzlich" zu sagen wäre. Man empfängt sonst leicht den Eindruck als ob des Verfassers Meinung sei, dass der „poetische Theil der Liebe", hauptsächlich beim Weibe (und im Gegensatz dazu der sexuelle beim Manne, wiewohl er dies nicht ausdrücklich sagt) vertreten sei. Dies würde den Thatbestand verrücken, der vielmehr das Liebesgefühl schon seiner nahen Beziehung zur Schönheit und der dadurch sich ergebenden Einwirkung auf die Phantasie wegen als eine unerschöpfliche Quelle poetischer Eindrücke grade für den Mann hinstellt und als solche bezeugt. Um so werthvoller ist mir das, was folgt, da hier ausdrücklich als völlig falsche Vorstellung die Annahme bezeichnet wird, das Mädchen empfinde ebenso viel Drang zum anderen Geschlecht als umgekehrt. Es heisst das — nur indirekt — eben nichts Anderes als dass das Mädchen nicht in gleicher Weise wie der junge Mann von einer Vorausempfindung des Geschlechtsgenusses afficirt wird, dass sie demselben ahnungsloser und daher auch indifferenter gegenübersteht. Träfe diese Voraussetzung nicht zu, so würde auch die Folge eine andere sein.

Daher sprach ich auch nur von dem jungen, noch unberührten Weibe. Wie derselbe sich später, nach erlangter Kenntnissnahme, verhält, ist eine Frage für sich, die hiermit nichts zu thun hat. Ihre Beantwortung ist hauptsächlich von der Stärke und der Eigenart des Temperaments der Betreffenden abhängig.

*) Die Bestimmung der Frau, ihre Stellung zu Familie und Beruf. Rektoratsrede von Professor Dr. H. Fehling zu Basel. Stuttgart 1892.

Digitized by Google

Auch in der poetischen Darsetllung wird diese Ahnungslosigkeit der Unberührtheit beim Weibe vielfach bezeugt: Ich erinnere nur an eins der ältesten derartigen Zeugnisse aus unserer eigenen Literatur, an H. v. Veldecks (um 1200) „Aeneit". In Lavinens Gespräch mit ihrer Mutter, das zu den wesentlichen Grundlagen der Minnepoesie zählt, wird diese ahnungslose Unbefangenheit anmuthig geschildert.*)

(Schluss folgt.)

# DIE KLEINE KOMÖDIE.

VON

ARTHUR SCHNITZLER.

## Alfred von Wilmers an Theodor Dieling in Neapel.

Mein lieber Theodor!

Besten Dank für Deinen Brief! Mensch, wie beneide ich Dich! Wie hat mir das entgegengesprüht und geglüht aus Deinen Zeilen, was für ein Leben lebst Du! Du verstehst Dich eben auf's Alleinsein, und wenn Du eine Stunde in's Blaue hineinschaust, hast Du mehr hinter Dir, als wenn unsereiner ein Jahr lang herum abenteuert.

Ich bitte Dich recht schön, nenne meinen Zustand nicht Weltschmerz — es ist ein ganz gemeiner Ichschmerz, aber nein, nicht einmal das, Langeweile ist's, — nichts weiter. Ich kann es mir nicht verhehlen, dass mir die Welt und ihre Leiden vollkommen egal sind. — Neulich bin ich durch den Fritz im Schreiben unterbrochen worden. Herr im Himmel, war das wieder

*) „Ob du sâlicliche
unde wol wollest tûn,
tohter, so minne Turnum."
„Wâ mite sol ich in minnen?"
„Mit den herzen unt mit den sinnen."
„Sol ich im min herze geben?"
„Ja dû!" — Wie solte ich dame selbe gileben?
„Du nesolt es ime so geben niht."
„Waz ob ez niemer geschiht."
„Und waz, tohter, ob ez tût?"
„Frowe, wie mohte ich minen mût
an einen man gicheren?"
„Din mime sol dich leren"
„Durch Got, wer ist diu minne?"

Nach einer längeren Belehrung Seitens der Mutter, sagt, die Tochter:

„Sô müze mir sie Got verbieten!"
„Tohter, nein! ja ist sie viel gût."
„Waz meinet daz danne, daz sie sô wê tût?"
„Ihr ungimach ist süze."
„Got gebe, daz sie mich müze
ferren unt erliden!
Wie solde ich die nôt alle erliden?" u. s. w.

Digitized by Google

ein Abend! Und ich wollte damals lustig sein. Es sollte einen letzten Versuch bedeuten. Ich trank, und ich bekam Kopfweh statt einen Rausch. Seine Geliebte kokettirte mit mir, es machte mich zornig statt mich zu amüsiren. Eine Leere, eine Leere sag' ich Dir!

Es steht fest; um mich aufzurütteln, muss etwas ganz besonderes kommen. Ob ich aber dieses ganz Besondere überhaupt noch auffassen kann, wenn es schon die Güte haben sollte, zu erscheinen! Und dann wird mich jedenfalls der Zweifel plagen: Ist dieses Besondere nicht das Gewöhnliche in irgend einer Verkleidung, die zu durchschauen ich schon zu stupid bin? — Siehst Du, jetzt kommt der Moment, wo ich es bedauere, kein Talent, aber auch zu gar nichts ein Talent zu haben! Ich erinnere mich jetzt mit einer Art Beschämung an die Zeit, wo ich zuweilen über Dich lächelte, weil Du Talent hattest. Das kam mir so gar nicht chic vor, — und ich hatte eine souveräne Verachtung für alle Leute, die etwas leisten wollten. Und jetzt, ich sage Dir, wenn ich nur Porträten malen könnte, wäre ich schon glücklich. Das Photographiren habe ich nämlich ganz aufgegeben, nicht einmal darin hab' ich's zu 'was gebracht. Meine zwei letzten Kunstwerke waren: Der Kahlenberg vom Leopoldiberg gesehen und der Leopoldiberg vom Kahlenberg aus gesehen. Und schau, jetzt ist mir mein einziges bescheidenes Talent verloren gegangen: mich zu unterhalten. Ja ich vermeide ängstlich jede Gelegenheit, wo es noch möglich wäre; — weil mich die letzten Enttäuschungen verstimmt haben. Kopfweh statt Rausch — das ist so die Signatur meiner ganzen Existenz. Also nur natürlich, dass ich mich vor dem Wein hüte. Heute ist Sonntag; und jetzt, während ich auf meinem Divan lümmle und diese Zeilen mit Bleistift kritzle, sind sie alle beim Rennen unten. Um zwei hat der Fritz heraufgeschickt, — ob ich nicht vielleicht doch mit hinunter möchte; ich bin zum Fenster gegangen und habe ihm abgewunken. Und dann ist er mit dem Fiaker davon gesaust, und der Stangelberger, sein Kutscher, wie er mich im Morgenanzug beim Fenster lehnen sieht, kneift ein Auge zu und denkt sich: Aha, ein nächtliches Abenteuer, das sich bis zum nächsten Mittag ausdehnt! — Oh wo sind die Zeiten, dass der Stangelberger Recht gehabt hätt'!! Jetzt ist's fünf. Noch ziemlich heiss und meine Rouleaux sind heruntergelassen. Und ganz still, ganz still. Nach Tisch hab ich eine Stunde geschlafen und jetzt werde ich mich anziehn und als gemeiner Fussgänger hinunter in den Prater und die Rückfahrt vom Derby anschauen.

Erinnerst Du Dich noch an den schönen ersten Mai mit den zwei süssen Geschöpferln da unten — das sind jetzt zehn Jahre her. Damals sind wir den zwei Mupipusserln volle anderthalb Stunden nachgestiegen, bis die Mama verloren gegangen ist. — Und dann haben wir ihnen den Weg gezeigt! — Erinnerst Du Dich? — — Allerdings haben sie den Weg schon gekannt! — Heut sollt mir einer vorschlagen, einem weiblichen Wesen anderthalb Stunden nachzulaufen! — Wo ist die, für die ich solch eines Opfers fähig wäre?

Auf dem Konstantinhügel habe ich Rendezvous mit Fritz, Weidenthaler u. s. w. Natürlich die Weiber dabei! — Ich geh nicht hin. Soll die Mizi den Fritz mit wem anderen betrügen; es kommt ihr doch sicher viel mehr aufs Betrügen an, als auf mich! — Nein, nicht auf den Konstantinhügel, in den Wurstelprater geh ich heut, mich so recht encanailliren. — Erstens mich vor'n Wurstel hinstellen, zuschauen, und wenn sie den Juden todtschlagen, werd' ich eine Freud haben wie ein Schneidergesell! Und dann geh ich in den Velociped-Circus, wo die käuflichen Damen mit den siebenfarbigen Strümpfen herumradeln — und dann gehe ich zum Wahrsager und zum Präuscher sammt Extracabinet. Und zum Calafatti.

Servus mein Lieber, schreib mir was, und ich lass die schönen Neapolitanerinen grüssen.

Dein

Alfred.

Digitized by Google

## Josefine Weninger an Helene Beier in Paris.

Meine liebe gute Helene!

Also eine grosse Neuigkeit. — Du ahnst es schon, mit dem Emil ist es nämlich aus. Nun ja, es macht doch immer ein bischen traurig, denn der Abschied ist nun einmal doch ein Abschied; und das Adieusagen, Adieu auf immerdar, wie ich schon oben gesagt, ist eine grosse Melancholie. Aber wenn ich grad nicht dran denke, befinde ich mich eigentlich viel wohler, als in der ganzen letzten Zeit. Es waren nämlich sehr unangenehme Tage, diese letzten, bevor es zum Bruche kam. Ich habe es schon lange bemerkt, wie ich Dir ja neulich schrieb, meine gute Helene. Wenn er Abends zu mir kommen sollte, Absagen, zwei in einer Woche, und dann hat er mich öfters allein in' Prater fahren lassen und mich sogar in's Theater geschickt, ohne dass er drin war! — Na, das kennt man, das ist dann schon nicht mehr die wahre Liebe! Ich nehme es ihm nicht übel; denn ich hab in der letzten Zeit wirklich schon gar nicht mehr für ihn geschwärmt. Aber ich muss Dir doch das Ganze erzählen, wie es schliesslich gekommen ist.

Letzten Dienstag, also heut vor acht Tagen, kommt wieder so ein Brieferl von ihm, Abends um ½8, er kann nicht erscheinen. Morgen zu Mittag wird er so frei sein, zu fragen, wie ich geruht. Du weisst, er hat immer solche Höflichkeitsformel gehabt, was mir sehr gut gefallen hat, nie was Rohes, nie, — immer, als wenn er mir höchstens die Hand küssen dürfte. — Ein schöner Abend war's auch, ich eine fürchterliche Langweil vor mir, — da denk' ich mir, nimmst dir einen Wagen und fahrst spazieren. Es war schon halb dunkel, also ich nehm mir einfach den Mantel um und lauf hinunter. Wie ich dann um den Ring fahre, wird mir riesig wohl, die Luft war so angenehm, so mild, und ich denk mir, es ist ganz gut, dass die ganze Geschichte endlich aus wird. In dem Moment waren mir alle Männer ganz gleichgiltig — aber vollkommen; nicht nur er, was ich ja schon gewöhnt war.

Ich lass den Kutscher langsam fahren, steig beim Stadtpark aus, lass ihn nachfahren, steig beim Museum wieder ein und dann um den ganzen Quai und Ring herum; und wie ich nach Haus' komme, ist richtig neun vorbei. Ich gemüthlich hinauf; da sagt mir die Lina: „Fräulein, der gnädige Herr ist schon seit einer Stund drin." Was? denk ich mir und geh in den Salon, da ist's aber dunkel, und dann in's rothe Zimmer. — Da sitzt er richtig auf dem Divan, mit dem Überzieher, und klopft mit dem Spazierstock auf dem Boden herum. Er schaut auf wie ich hinein komme und fragt: „Woher denn, mein Fräulein?" — Ganz ruhig. — Ich erwidere darauf, der Wahrheit gemäss, denn zum Lügen war ja kein Grund: „Nachdem Du mir geschrieben hast, dass Du nicht kommst, hab ich mir einen Wagen genommen, und bin rund um den Ring gefahren, weil's so schön war." — „So", sagt er, steht auf, und, immer noch mit dem Überzieher, spaziert er im Zimmer hin und her, ohne mich anzuschauen. „Was hast denn?" frage ich. — Keine Antwort. Ich lass ihn stehn, und geh in den Salon und hör ihn noch alleweil drin auf und ab laufen. Ich geb der Lina meinen Mantel und schick sie um Cigaretten, weil mir meine ausgegangen sind und gehe wieder zum Emil hinein, weil's mir schliesslich zu dumm war. „Lieber Emil", sage ich, „das vertrag ich nicht. Wenn's Dir nicht recht ist, dass ich spazieren fahr, so sag's grad heraus, liegt mir so wie so nichts daran. Im übrigen, wenn Du mir schreibst, dass Du nicht kommst, so hab ich ja nicht die Verpflichtung, mich in's Zimmer einzusperren und Trübsal zu blasen. Da schauet' ich gut aus, jetzt, wo ich das dreimal in der Woche erleben kann u. s. w." — Jetzt fängt er plötzlich zu reden an, bleibt mitten im Zimmer stehen und kreuzt die Hände hinter'm Überzieher, so dass das Spazierstaberl über seinen Kopf in die Luft schaut. „Du hast recht," sagt er, „es kann so nicht weiter gehn und ich kann es wirklich nicht über mich nehmen, von Dir zu verlangen, dass Du drei Tage in jeder Woche allein zu Hause bleibst; ich sehe das ein!"

Digitized by Google

Aha, denk ich mir und frag: „Also, was willst Du und warum schneidst Du ein Gesicht und warum kommst Du, wenn Du mir abschreibst, und warum schreibst Du mir ab, wenn Du dann doch kommst?“ Darauf sagt er: „Es war eine Zeit, Pepi, wo Du sehr glücklich warst, wenn ich unerwartet gekommen bin — das ist nun freilich vorbei.“ — Ich mach drauf einen Schnabel. — Er setzt fort: „Das ist der Lauf der Welt, ich merke es schon lange, und wenn ich nicht wüsste, dass es Dich sehr wenig kränkt, würde ich Dir wahrscheinlich seltener absagen. Aber ich vermuthe, dass Du mich nicht allzuschwer entbehrst.“ — So ungefähr war's und ich weiss nur, dass ich darauf gesagt hab: „Nachlaufen werd ich Dir nicht.“ „Das verlange ich auch nicht,“ meint er, „im Gegentheil.“ — Nun war's eigentlich beinah heraus und ich sage: „Im Gegentheil? Das heisst wohl, es ist Dir recht angenehm, dass ich Dir nicht nachlaufe?“ — Jetzt macht er eine ungeduldige Bewegung und stellt sich zum Fenster hin, mit dem Rücken zu mir. Dann murmelt er: „Verdreh mir doch nicht die Wörter im Mund.“ Auf das hin stell ich mich ruhig zu ihm und sage: „Ach, sag's lieber grad heraus, was Du mir mitzuteilen hast — es hat ja sicher seinen Grund, dass Du mir zuerst abschreibst, dann doch herauf kommst und jetzt so zuwider bist!“ Wie ich so neben ihm steh, nimmt er plötzlich meinen Kopf zwischen die Hände und küsst mich auf die Stirn; alles beim Fenster, aber die Rouletten waren zu. Er küsst mich einmal und noch einmal und wieder, und schliesslich sehr, sehr lang. Ich rühr' mich nicht, lass es ruhig geschehen und sag nur leise, während er mich noch immer küsst: „Du kommst heute, mir Adieu sagen?“ Da lässt er mich los. „Was ist das für eine Idee,“ fragt er mit einem gezwungenen Lächeln. Ich nehme seine beiden Hände und sage: „So sei doch froh, dass ich Dir's so leicht mache. Du hättest es nicht bald so gut treffen können!“ „Ja freilich“, platzt er heraus, „weil Du selber froh darüber bist, und weil Du mich selber los sein möchtest.“ Und jetzt fängt er an, mir Vorwürfe zu machen, wie er schon lang merkt, dass ich ihn eigentlich nicht lieb hab, und meine Zärtlichkeit ist eine Komödie, und was weiss ich noch! Und es hätte nicht so kommen müssen, durchaus nicht, aber ein Mann merkt das schon, und es ist schliesslich kein Wunder, wenn man dann noch von anderer Seite gedrängt wird, dass man sich nach einer wahren Liebe sehnt und sofort. — Ich war in einer Tour die ruhige. „Du hast ja ganz recht“, sag ich, „aber ich glaube nicht, dass ich die Schuld trage und wahrscheinlich hast D u sie auch nicht, sondern es hat ja schliesslich so kommen müssen, und das liegt in den Verhältnissen. Ich kann Dir nur sagen, dass ich Dich immer sehr lieb gehabt hab und Dir wünsche, dass Du ein Wesen findest, dass Dich so lieb hat, wie ich Dich gehabt hab und das Dich glücklich macht“ — und so weiter, was man in solchen Fällen sagt, aber ich hab in dem Moment gespürt, dass ich ihn wirklich sehr gern gehabt hab, und dass so ein Abschied immer was Rührendes hat, auch wenn man sich schon lang darauf freut. Dann haben wir uns auf den Divan gesetzt, und er zieht endlich den Überzieher aus, und wir kommen so recht in's Plaudern. Und ich erzähle ihm, wie ich ihm treu gewesen bin, die ganzen zwei Jahr, und wie schön es überhaupt war, und er sagt, er wird mir sein Lebenlang dankbar sein für alle Güte und Zärtlichkeit, die ich ihm entgegengebracht habe, und es ist eigentlich gar nicht wahr, dass man jemals aufhört, jemanden zu lieben, und es sind eben wirklich nur die Verhältnisse, und er wird für alle Fälle mein Freund bleiben und eben als wahrer Freund ist er aufrichtig und muss mir Adieu sagen. Und zieht mich an sich und streichelt mir die Haare und fängt wieder an mich zu küssen, aber nicht nur die Stirne. Ich muss Dir gesteh'n, ich hab sogar ein bischen geweint, meine gute Helene, Du wirst es begreifen, nicht wahr?

Und so ist es schliesslich zwölf Uhr geworden vor lauter Abschiednehmen, und rührend war's wie er später noch vor dem Divan gekniet ist und mir die Hand geküsst hat. Das ist meine letzte Erinnerung an ihn, denn während dem Handküssen bin ich eingeschlafen, und wie ich mitten in der Nacht aufwache, ist die Lampe heruntergedreht, und er ist weg, — auf und davon. —

Digitized by Google

Na, und seither hab ich ihn nicht gesehen und hab nichts gehört und die Geschicht ist aus. — Was sagst Du?? Und wenn Du mich fragst, was ich mach oder was ich machen will, ich weiss selber nicht. — Vorläufig bin ich ganz zufrieden. Ich ruhe mich aus, hab einen famosen Schlaf, rauch meine zwanzig Cigaretten im Tag und denk mir: Wenn's nur immer so bliebe! Es ist eben Alles nur Gewohnheit. Zwar sind es erst acht Tage, aber wenn's nach mir geht, leb ich den ganzen Sommer so. Ich lese jetzt den ganzen Tag Romane, neulich einen, den empfehle ich Dir wirklich an; da steht etwas, was ich mir schon lange denk, nämlich, dass eigentlich wir die anständigen Frauen sind. Ja, wir sind gar nicht weniger wie die andern, steht in dem Roman, wir sind mehr, weil wir natürlich sind, und er beweist's auch in dem Roman. Du musst ihn lesen, wart', ich lass ihn Dir von der Lina einpacken und schick ihn Dir.

Jetzt bin ich neugierig, ob Du mir auch einen so langen Brief schreiben wirst! Wie verbringt Ihr denn eigentlich Eure Zeit? Fleissig im Theater? Bist Du schön brav und kokettirst nicht viel mit den Herren Parisern?

Was, meine gute Helene, wer uns das prophezeit hätte! Gott, wenn ich so denk, die erste Zeit auf der Wieden, wie ich in allem Ernst zum Theater gegangen bin, weil ich mir gedacht hab, die fünzig Gulden monatlich kann ich gut brauchen! Und wie mich der Anton alle Abend abgeholt hat und wir sind in ein Wirthshaus gegangen und haben einen Rostbraten mit gestürzten Erdäpfeln gegessen! Meiner Mutter, wonach Du Dich erkundigst, geht es übrigens sehr gut, sie hat mich auch unter den letzten acht Tagen einmal besucht und sie lässt Dich grüssen. Aber jetzt ist's wirklich genug, glaub ich, und ich bitte freundlichst um eine ebensolche Antwort. Grüss den Deinigen!

Seid Ihr schon mit Euren Sommerplänen im Reinen? Und sei so gut mach nur keine Unvorsichtigkeiten. Ich habe so eine Ahnung: Du bist auf einem guten Wege, dass heisst, Du könntest eine Frau Gemahlin werden. Also spar Dir eventuelle schöne Pariser auf später auf. Oder auch gar nicht.

Eingebildet brauchst Du aber nicht zu werden, wenn er Dich heirathet, wirst in dem Roman schon lesen, dass Du dann eigentlich viel weniger bist als früher.

Also nochmals Gruss und Kuss. Deine alte

Josefine.

## Alfred von Wilmers an Theodor Dieling in Neapel.

Lieber Freund uud Dichter!

Ich hab mir's ja gedacht! Nicht ohne Grund bleibt man noch im Sommer in Neapel! Du drückst Dich zwar so discret aus, dass ich keine Ahnung habe, ob es sich um eine Prinzessin, oder um eine Orangenverkäuferin handelt und ob der durch Olivenzweige glänzende Mond oder das Licht einer blauen Krystallampel „Zeuge Deiner Seligkeiten" ist, aber das ist ja auch nebensächlich. Und diese Liebschaften in der Fremde haben einen so besonderen Reiz! Das Ende kommt so ungezwungen; — eines Morgens reist man ab, nachdem man am Abend vorher — keinen Abschied genommen. Nachreisen thun sie einem ja doch nicht: erstens ist es zu kostspielig und zweitens ist es der Verräther nicht werth und drittens giebt es ja noch andere Männer in der Nähe. Was mich anbelangt, mein verehrter Dichter, kann ich Dir kaum was neues mittheilen. Es sei denn, dass ich noch einsamer geworden bin seit dem Derbytage, an welchem ich Dir das letzte Mal schrieb. Du, damals bin ich richtig in den Wurstelprater gegangen, aber — es war ekelhaft. Bevor Dampfbäder und Parfüms ins niedere Volk gedrungen sind, werde ich mich kaum mit demselben befreunden können. Das ist wahrscheinlich eine Gemeinheit von mir; aber ich kann mir nicht helfen. Ich möcht ja so gern, dass



Digitized by Google

es allen Menschen gut ging', aber ich frag nur: wenn die Glücklichen auch in einem fort unglücklich darüber wären, dass es Unglückliche giebt, wo wären denn dann überhaupt die glücklichen Leut'! —

Glücklich, — das ist so gesagt. Ich gehöre zu der Sorte, die man dafür hält; in Wirklichkeit geht's manchen, welche sich für 4 Kreuzer Rum und damit Lebenslust kaufen können, viel besser. — Nämlich nach dem Wurstelprater bin ich doch noch auf den Constantinhügel. — Ach ja! Ich dachte anfangs, der Contrast müsste wirken! Ich machte mir das selbst möglichst deutlich. Siehst Du, jetzt warst Du unter lauter Menschen, mit zerfranzten Hosen, fettigen Hüten, rauhen Stimmen; — die „kurze" rauchen, die sich die ganze Woche gerackert haben und den muffigen Geruch ihrer Vorstadtwohnungen in den Haaren tragen, — unter Weibern, die sich in der Küche geplagt haben und mit den Kindern und mit allem möglichem „Häuslichen", — unter Dirnen, die sich heute Abends in den Praterauen werden liebkosen lassen; — — und jetzt kommst Du zu den wohlsoignirten Herren in eleganten Sommercostümen; — die leise sprechen, heute früh ihr Bad genommen haben, egyptische Cigarretten oder Pfosten à 2.50 rauchen und zwölf Glas Cognac trinken, ohne um eine Nuance röther im Gesichte zu werden, — zu den Damen mit gepflegten, rosigen Nägeln, — welche schwarze Seidenstrümpfe tragen, zum Theil auch schwarze Seidenhemden (Fritz behauptet es und Weidenthaler lächelt dazu in sich hinein); — die nach Violette de Parme dufteu und alle Gemeinheit nur in der Seele haben! — Wie hübsch, wie taktvoll das ist! Da ich mich um ihre Seele nicht kümmere, sind sie einfach entzückend. — Also wie gesagt, ich freue mich schon, und komme hinauf, und da, in einem der Zelte sitzen sie richtig alle beisammen, Fritz und die seine, Malkowsky und die seine, Weidenthaler alleine — und ausserdem haben sie sich noch den Fellner mitgebracht, Du kennst ihn ja, der den Girardi copirt und Krakauerische Couplets singt und überhaupt viel lustiger ist, als seine Nebenmenschen begreifen, welchen er je nach Rang und Alter zwischen 5 und 200 Gulden schuldig ist.

Also da bin ich plötzlich unter ihnen und mach mir den Contrast recht deutlich. Ich sauge den Duft ein, der von den knisternden Kleidern der Damen und ihren Haaren ausgeht, ich berühre mit meinem Fusse die reizend chaussirten Füsserln, alles so zu sagen aus wissenschaftlichem Interesse. Ich höre dem Fellner zu Couplets singen und lach mit und erkläre mir: Der ist doch wirklich ein lieber Kerl. Ich trinke mit der Kleinen vom Fritz Bruderschaft, während er mir immerfort zuredet: Na, gebt's Euch nur ein Pussel, — lächerlich, unter Kameraden! und ich lass' mir ein Pussel geben und spüre ihre Zahnderln an meinen Lippen, was ja eigentlich sogar unter Kameraden nicht mehr egal ist — ich trink vier Glas Cognac Prunier mit sechs Sternen und rauch einen Pfosten à 2.80, — und immerfort, immerfort hab ich das vertrackte Gefühl: Ja, amüsant ist das alles durchaus nicht! Und es wird später, und unten warten die Fiaker, und in einen setzt sich der Weidenthaler und der Malkowsky mit seiner, und der Fellner auf den Bock hinauf, als wenn's ein Witz wär, indessen hätte er sonst zu Fuss in die Stadt müssen, und in den zweiten ziehn mich Fritz und seine Donna, sie sitzt zwischen uns. Also jetzt, weil's gar so fidel war und ein gar so schöner Abend, noch einmal zum Lusthaus hinuntergerast, durch die dunkeln Alleen, so dunkel, dass man seine eigene Geliebte nicht sehen kann, was sich Mizi natürlich sehr zu Nutzen macht, und dann wieder zurück, und der Fellner auf dem Bock singt: „'s Herz von an echten Weana" — und die Kleine vom Malkowsky will tauschen, dass heisst nämlich, der Weidenthaler soll in den andern Wagen und ich zu ihnen und die Fritzi'sche will mich nicht hergeben. Kurz, es war ungeheuer fidel! Und jetzt zum Prater hinaus. Wohin? Noch zum Sacher, heisst es, in's Separée, ein bissel Clavier spielen und tanzen. Gut also, zum Sacher. Der Fellner springt vom Bock, spielt den Lakai, öffnet die Wagenschläge, die Weiber hüpfen heraus, wir finden den kleinen Salon frei, den mit dem Clavier, es wird Champagner und Cognac gebracht; der Weiden-

Digitized by Google

thaler setzt sich zum Clavier, spielt einen Walzer, Fritz wünscht dringend, ich möchte mit Mizi tanzen, Bruderschaft tanzen, Bruderschaft tanzen, es wird also gewalzt, Malkowsky's edle Dame empfindet Übelkeiten, liegt auf dem Canapee, Weidenthaler knöpfelt die Taille auf, und allgemein wird ihr rosa Mieder bewundert. — Plötzlich sagt sie: mir ist schon wieder gut, Kinder, und weiter wird gewalzt, und der Fellner macht grossartige Pirouetten, erfindet einen Solotanz, über den man sich kugelt. Er copirt die Cereale, die Rathner und schliesslich den Girardi. Fritz lümmelt in einer Ecke, schlägt nur noch zeitweise die Augen auf, Weidenthaler haut blödsinnig auf die Tasten los; ein besorgter Kellner erscheint an der Thüre. — Es wird still, in malerischen Gruppen sitzt man um den Tisch herum, Malkowsky, riesig elegant, entfernt sich und begleicht vor der Thür die Rechnung. Champagner hat man getrunken, Cognac auch, jetzt also noch Champagner mit Cognac, und das schöne Fest hat ein Ende. — Und nun treten wir alle hinaus. Die zwei Paare winken uns gnädigst aus den Fiakern Lebewohl zu, und Weidenthaler, Fellner und ich stehen da.

Wir wollen noch in's Scheidl, da stehen aber schon die Sesseln auf den Tischen, die Kellner kehren aus, und die Lichter sind zum Theil abgedreht. Bleibt also nur noch ein Nachtcaffé. Weidenthaler und Fellner können nicht anders; ich drücke ihnen freundlich die Hand und verlasse sie. — Hierauf folgt ein langer einsamer Spaziergang um den ganzen Ring. Der Morgen brach an, es war eine herrliche Luft, und ich fühlte: — das muss anders werden. Das geht nicht mehr so weiter, diese Gesellschaft, dieser Ton, diese Hohlheit, diese Verblödung, nein, nein, nein! — Die Weiber und die Männer sind mir gleich zuwider. Die Parfüms und die Seidenstrümpfe sind doch nicht alles, wenn sie alles sind! — Ich ging den Stadtpark entlang, der erste Dämmerschein des Tages lag schon drüber. Da sind nun die Erinnerungen gekommen. — An das, was ich Jugendliebe nenne. Ich meine nicht die platonische, wo man Fensterpromenaden macht, und sie einem dann weggeheirathet wird, weil man erst 17 Jahre alt ist. Nein, die andere, die nicht genug gewürdigte, die erste vernünftige Liebe, die zu irgend einem kleinen Mäderl aus der Vorstadt, die bei Tag im Geschäft ist, die man abends an der Strassenecke erwartet, und die man dann nach Mariahilf oder Fünfhaus begleitet, — und die nichts anderes will, als einen Ausflug am Sonntag oder einen Abend beim Volkssänger oder einen Sitz auf die dritte Gallerie zu der neuen Operette oder ein Bracelet um einen Gulden und sehr, sehr, sehr viel Liebe. Nein, wie das damals schön war! Fahrten im Omnibus, von Hietzing herein. — Spaziergänge im Weidlingau im Wald, tief im Wald. — Ja, das ist, was mir noth thut. Es ist unglaublich, wie mein Geschmack verdorben worden ist, seit ich so ungeheuer elegant bin, und den Ehrgeiz habe, die bestangezogene Geliebte in Wien zu besitzen. Wer weiss, an wie viel köstlichen Wesen ich achtlos vorbeigegangen bin. Und wer weiss, ob ich noch was für sie bedeuten würde, für sie, die viel, viel, sehr viel Liebe brauchen, und die mit dem feinen Instinct natürlicher Weiblichkeit meinen Augen und meiner Stirn die Müdigkeit und die Ueberreiztheit ansehen könnten. So ein frischer, junger Mensch sollte man wieder einmal sein, heiter, verliebt, mit der Sehnsucht nach Hollunderduft, Frühling und Zärtlichkeit. Oh, das sehen sie einem an, die süssen Mädeln, die den Frühling und die Liebe wollen, und plötzlich hängt einem so ein herziges Ding am Arm und man hat eine Geliebte statt einer Maitresse. — Diese Sehnsucht lehrt mich, dass ich jünger bin, als ich dachte, und darum befinde ich mich eigentlich wohler, als in der letzten Zeit. Wer weiss, ob Du mit Deiner Neapolitaner Liebe nicht mitschuldig bist an dieser Erkenntnis? — Es ist spät geworden, mein Lieber, ich hab Dir drei Stunden lang geschrieben. Nun gehe ich auf die Strasse hinunter bummeln. Wer weiss? — Es liegen Abenteuer in der Luft! Durch mein offenes Fenster weht ein Abendduft herein, der mich um zehn Jahre jünger und dümmer macht! Und jetzt — jetzt, in Fünfhaus oder in der Alservorstadt, steckt vielleicht eben vor einem einfachen Holzrahm-Spiegel



Digitized by Google

ein sechzehnjähriges Jungfräulein eine Blume an die Brust, ohne zu ahnen, dass sie für mich bestimmt ist!

Wenn ich nur wüsste, ob in der Alservorstadt oder in Fünfhaus? So gar kein festes Ziel zu haben! Lebe wohl!

Dein treuer Alfred.

Josefine Weninger an Helene Beier in Paris.

Meine liebe Helene!

Du fragst mich, was es neues giebt? Nun, seit ich den letzten Brief an Dich geschrieben, bin ich überhaupt kaum vor die Thür gekommen. Ich bin ein paar Mal spazieren gefahren und auch im Theater war ich, sogar gestern erst. Weisst wo? Balkon, erste Reihe, wo man doch eigentlich weniger genirt ist als unten, und die Komödie hat so eine grosse Zugkraft, und obwohl sie's schon sechs Wochen geben, wars noch ausverkauft. Ja, sogar nobles Publicum. Viele Bekannte, unten in der ersten Reihe einige nette Leute, und bei der Gelegenheit hab ich mich geprüft, wie's eigentlich mit mir steht. Weisst, ich hab sie so Revue passiren lassen, die ganze erste Reih. Und das war ganz merkwürdig. In der letzten Zeit vom Emil hat mir doch ab und zu der oder jener gut gefallen; einmal sogar, wie ich Dir heut im Vertrauen sagen kann, einer Deiner einstigen, der Karl Zabelberger, der wirklich ein nettes Gesicht hat, wenn auch sonst nicht viel an ihm ist. Und unter anderen war im Parket auch der Zabelberger Karl, welcher mich aber kalt liess, wie ich Dir gar nicht schildern kann. Neben ihm ist ein Freund von ihm gesessen, den ich auch gekannt hab, weiss aber seinen Namen nicht, sehr chic, chicer als der Karl eigentlich, dann ein Dragonerfreiwilliger, nicht übel, dann der Baron Zenger, lang, fad, hat geschlafen während dem Stück; dann zwei fremde, offenbar Rumänen oder Italiener, schwarz mit sehr weissen Zähnen und sehr elegant. Dann auch noch ein älterer Herr, den ich vom sehen kenne und der mir auch sonst ganz gut gefallen hat. Aber was soll ich Dir viel erzählen! Ich hab' mir die Frage vorgelegt: Wer von den allen hätt' jetzt eine Chance bei Dir? Und die Antwort, zu meiner eigenen Verwunderung, war: keiner.

Und mit dem Logenpublicum ist es mir auch nicht besser ergangen.

Ich sag Dir, ich hab mich so gefreut auf mein Nachtmahl zu Haus, allein, das ich mir bestellt gehabt hab, mit dem einen Gedeck und dem ruhigen Einschlafen darauf.

Der Girardi war grossartig, mir ist übrigens vorgekommen, er hat mich heraufgegrüsst. — Sonst bin ich ziemlich unbemerkt geblieben. Also wie's aus war, geh ich hinunter, wie alle, und es war ein schöner, warmer Abend! Und da hab ich mich wieder so deutlich erinern müssen, wie ich aus dem Bühnenthor hinten herausgekrochen bin vor so — na vor etlichen Jahren, und wie der Anton mich abgeholt hat. Es ist überhaupt unglaublich, was einem alles einfällt an diesen Abenden, wenn man so in die frische Luft kommt, heraus aus dem Theatergeruch. So gut kann ich mir so ein Abenteuer aus der damaligen Zeit denken, wo ich sogar vor Glück hab weinen können. Ich bin bei Gott nicht zu alt dazu. An mir kann's nicht liegen. Es muss halt was neues kommen; das ist klar, so ein Jugenderlebnis, dann werd ich schon wieder jung, und nehms mit allen Flitscherln von sechzehn und siebzehn auf. Ein interessanter Mensch müsst's sein. Einen hat der Emil vor ein paar Monaten mitgebracht, das heisst einen sogenannten interessanten Künstler, aber der war fad! — Hat genau so ausgeschaut wie die andern, nur dass er weniger geredet und immer gesagt hat, er hat Kopfweh. So einen Künstler mein' ich auch nicht, sondern ich denk' mir einen wirklichen, ohne Kopfweh, ungeheuer lebendig, meinetwegen mit sehr langen Haaren und ohne Geld. Kurzum ein Künstler wie in den früheren Romanen, ja, so einer hätte gestern Abend Chancen gehabt, aber frag die Künstler, wo sie gestern Abend waren! Und wer weiss, ob sich einer an mich herangetraut hätt, einer von denen,

Digitized by Google

wie ich sie meine, wenn er mich gesehen hätt, mit meinem ganzen Putz, und die blauen Steiner in die Ohren. Und gepudert war ich auch und sogar ein bissel geschminkt. Und wie ich mich so anschau, im Spiegel, jetzt, wo ich im Negligé bin, so muss ich mir selbst zugestehen, dass ich gar nicht so ohne bin, auch ohne Schmink und Puder. — Wär ein hübscher Versuch, einmal so auf Eroberungen auszugehen, wie? Es ist mir auch im Ernst weniger um's brav sein. In Wirklichkeit sehne ich mich nach irgend einer grossartigen Abwechslung. Weisst, dass ich schon daran gedacht hab, nach Paris zu kommen? Aber allein! — wie schauet das aus! Und den nächstbesten, nein, nein! Und wahrhaftig, auf die Leut, die nach Paris reisen können, grad auf die hab ich jetzt gar keine Schneid.

Hast Du den Roman gelesen, den Dir die Lina eingepackt hat? Schreibe dies und noch viel anderes

Deiner treuen

Pepi.

Alfred von Wilmers an Theodor Dieling in Neapel.

Guten Morgen, mein Lieber!

Heute giebts was zu erzählen! Ich bin wieder jung! Ich hab meine Sach auf nichts gestellt, juchhe. — Nun, ich nehme es Dir nicht übel, dass Du mich nicht verstehst! Es war am Sonntag. Das ist wenigstens ein Anfang. Also Sonntag, zwei, drei Uhr Nachmittag. Sehr warm, und über der Stadt lag die Sonne Und die Leute aus den Vorstädten zogen über die Linie hinaus, hatten alle eine riesige Lust in's Grüne, in's Freie, und waren fidel. Zu der Zeit, wo unsere kleine Geschichte spielt (was sagst Du zu meinem Styl?) war es in den Strassen nicht mehr sehr lebendig. Unter den Fussgängern, welche gemüthlich schlendernd ihren Weg gegen die Grenze der Stadt nahmen, befand sich . . . . nein, ich kann nicht, ich kann keine Novellen schreiben. Ich werde mich auf das Thatsächliche beschränken. Kurz und gut, ich hatte eine tolle Idee. Ich hatte Lust mich zu verkleiden. Ich wollte einmal ein anderer sein, weil ich mich mit mir selbst langweilte. So zog ich mir einen Sammtrock an, nahm einen liegenden Kragen, eine fliegende Cravate, setzte einen weichen Hut auf, liess meine Handschuhe zu Hause und spazierte so davon! Du hast keine Ahnung, wie verkleidet ich mir vorkam. Ich sah aus wie ein Anstreicher. Es war freilich nicht die Lust der Maskerade allein. Ich verband einen bestimmten Zweck damit. Ich wollte die Gewissheit haben, dass ich eine eventuelle Eroberung nicht etwa dem Glauben an meine Zahlungsfähigkeit und an meinen Schneider verdankte. Ich änderte auch meinen Gang. Ich „schlenderte", ich legte etwas Naives, Unbesorgtes, Leichtsinniges hinein. Ich war bei Gott nicht zu erkennen. Stell Dir nur vor, einen weichen Hut, ganz eingetäpscht, und eine lose Halsbinde! Um drei Uhr kam ich zur Linie, und da lehne ich mich ein paar Augenblicke an einen Laternenpfahl, zünd mir eine Cigarrette an und schau mir die braven Bürgersleut und die Liebespaare an, die vorbeispazieren. Auch einige Mädeln zu zweit oder dritt lass ich vorbei, ganz hübsch, ganz lieb. Da kamen eben wieder zwei, die winken zu einem Fenster hinauf, wo eine ältere dicke Frau vergnügt herunterschaut. Und ich seh, wie an so vielen Fenstern Leute herunterschauen, hemdärmlige Männer und schlamperte Weiber. Da, wo ich stehe, ist Sonne, und auf den Wällen spielen ein paar Kinder. Plötzlich wird's mir wieder etwas trübselig zu Muthe. Ich weiss kaum warum. Diese Sonntagsbürgerlichkeit strömte plötzlich ihre ganze widerwärtige Oede über mich. Die zwei Mädeln, die schon lange an mir vorbei waren, stelle ich mir in ihrem Heim vor, sehr beschäftigt in der Küche und mit der Wäsche und zur Unterhaltung das Weltblatt lesend. Und den Herrn Vattern, wie er über die Steuern schimpft, urd alles Mögliche. Diesen Unterschied, den sie da alle fühlen, dass heute Sonntag ist und sechs andere Tage nicht, — kurz, sehr zuwider! —

Digitized by Google

Da seh' ich plötzlich was ganz Entzückendes. Ein Mäderl, nicht mehr ganz jung, das heisst zwei- oder dreiundzwanzig. Wundervoll — und ganz allein. Einfaches geblümtes Kleid, famos gemacht, hübscher breiter Strohhut, wunderbare Augen, schlanke, schmiegsame, nicht grosse Gestalt, Sonnenschirm aufgespannt. Wie sie an mir vorübergeht, sieht sie mich gross an und lächelt. Dann wendet sie sich um, geht sogar zurück, an mir vorbei, ohne mich anzuschauen. Nur zwanzig Schritte, und dann wendet sie sich wieder um. — Ah, ein Rendezvous. Ich habe Zeit und warte mit. Das Unglaubliche geschieht, — und dieses Wesen wartet vergeblich! — Ich schau sie mir näher an; wirklich reizend! so lieb! Ueber die allererste Jugend und gottlob auch die allererste Unschuld hinaus. Kleine verrätherische Falten um die Augen und einen Zug um den Mund, der erst kommt, wenn man viel geküsst und gebissen hat. Die Gestalt schmiegsam und an das Anschmiegen gewöhnt. — Aber was Naives in dieser bewussten Erfüllung ihres Frauenlooses. So lieb! — Und er, er kam nicht! Ich schau ihr zu spazieren gehen, sie kümmert sich kaum um mich, wobei wohl etwas Koketterie war, und endlich, nach etwa zehn Minuten, verzieht sie halb ärgerlich, halb verächtlich den Mund und nimmt einen eiligen Schritt, aber nicht in die Stadt zurück, sondern hinaus gegen die Währinger Hauptstrasse. Da geh ich ihr nach, und ohne eine Sekunde zu verlieren, versuch ich mein Glück. Ich sag ein paar belanglose Worte, sie darauf, sich nach mir umwendend, beinahe finster: Was wollen denn Sie? Ich liess mich nicht abschrecken, und ein Gespräch war bald im Gange. Sie hatte die Absicht, „just" aufs Land hinauszugehen, weil es überhaupt mehr auf die gute Luft ankäme, als auf ihn, und von ihr aus könnt ich schon neben ihr weiterspazieren, wenn's mir Vergnügen machte.

Es war merkwürdig, wie rasch wir in das gemüthliche Plaudern kamen. Ich muss mir schon das Compliment machen, dass ich meine Rolle gut gespielt habe. Wie sie mich fragte: was sind 'S denn eigentlich? antwortete ich: Rathen Sie. Na, was sollen 'S denn sein, meint sie, — ein Künstler! Und was für einer? frage ich. Ich war wahrhaftig neugierig. „Dichter", sagt sie plötzlich ganz bestimmt. Ich schau' sie mit einem Blick an, der hiess: Du bist nicht nur ein sehr hübsches, sondern auch ein sehr gescheidtes Mädel. Na, hab ich's errathen? sagt sie lächelnd. Und dann fragt sie weiter, ob ich schon lang dichte, ob ich sehr schön dichte und ob's mir Freud macht und so fort. — Ah, jetzt fing ein vergnügtes Lügen an! Es ist unglaublich, was ich ihr alles erzählt habe, es muss aber nicht nur interessant, sondern auch glaubwürdig gewesen sein. Denn sie lauschte geradezu andächtig. Nun ja, die Kämpfe meiner Jugend, bis ich mich mühselig durchgerungen, und das Mütterlein, fern in einem Städtchen, und dann die Frauen, und die grossen Schmerzen, und die begrabene Liebe; — es war wirklich rührend, und es thut mir nur leid, dass ich mir nicht genau gemerkt, was ich alles erlebt habe. Und mit einem mal waren wir im Grünen. Wirklich draussen in der schönen Natur, und wir spazierten durch den Wald, und es wurde einsam und stiller. Wir setzten uns auf eine Bank. Ab und zu kamen Leute vorbei, und durch das Gesträuch konnte man auf eine Wiese sehen, drüben wieder Wald, und dort, weit, im Schatten unter aufgespannten Schirmen, lagen die braven Sonntagsausflügler. Zuweilen hörten wir von dort her lauteres Rufen und Lachen. Dann wieder wurde es ganz still, — schwüler, stummer Nachmittag. Nun fing sie auch an von sich selber zu erzählen, — die alte Geschichte; aber sie stand ihr gut zu Gesicht. Sie ist Kunststickerin, hat keine Eltern mehr; bis vor kurzem hat sie mit ihrer Tante gewohnt; aber das war nicht für die Dauer. Sie deutete an, dass irgend eine Liebesgeschichte, — gewiss nicht ihre erste, — mitgespielt habe. Die aber scheint auch zu Ende zu gehen. Haben Sie ihn sehr lieb? fragte ich. Sie schaute zu Boden. Oh ja, sagte sie; freilich, es ist auch viel Gewohnheit dabei, setzte sie hinzu. Und dann, plötzlich: Nun, Sie haben ja gewiss auch einen Schatz? Ich wollte den Schatz nicht ganz ableugnen; das hätte mir entschieden geschadet — aber auch bei mir war die Sache in langsamem Hinsterben begriffen.

Digitized by Google

Mehr wollte ich nicht sagen; — sie fragte auch nicht viel. Jedenfalls fanden wir bald, dass man das eigentlich nicht so schlechthin einen Zufall nennen dürfe, was uns zusammengeführt. Die Ähnlichkeit unseres Schicksals, der eigenthümliche Augenblick unserer Begegnung, beide gerade so müde von einer sterbenden Liebe, ja, wenn das nicht Bestimmung sei! — Und so plauderten wir im grünen Wald, und es war so schwül, so schwül! Endlich nach dem langen Plaudern kam das Schweigen. Sie sass, ganz nah an mich gerückt — und es war wirklich ganz wunderbar, was dieser süsse Mädchenleib für einen wohligen Duft ausströmte. Das ist so nett von diesen kleinen Vorstädtlerinnen, dass sie immer so soignirt sind. Die Kleine hat sich zum Namenstag jedenfalls einen sehr guten Parfüm schenken lassen. Aber aus ihren lockigen Haaren kam noch ein ganz eigener Duft. Ich zog sie an mich. Schläfrig? fragte ich? — Sie nickte und lehnte den Kopf an meine Brust und schloss wahrhaftig die Augen. Nun musste ich doch diese herzigen, geschlossenen Augen küssen, sie liess es geschehen, dann küsste ich ihre Wangen, ihren Mund. Sie sagte „aber!“ und küsste mich wieder. Es kamen Leute vorbei und wir standen auf. — Nun war es vollkommen entschieden, dass uns ein geheimnisvolles Walten des Schicksals zusammengeführt, welches, wie das Schicksal schon ist, durchaus unser Glück wollte. Für alle Fälle sagten wir uns Du .... Es ist nicht zu schildern, wie gut aufgelegt wir waren. Sie behauptete, dass ihre geheime Sehnsucht stets ein Dichter gewesen sei. Und meine? Ich war grossartig und behauptete, meine Sehnsucht war überhaupt nur sie, gerade sie, gerade diese kleine, süsse Pepi, die Sonntag, den so und so vielten Juni über die Währingerlinie spaziert kam mit einem Sonnenschirm und einem Strohhut. Und wie die Zeit verging! Es begann schon zu dämmern. Also was nun? Zusammen nachtmahlen natürlich! — Aber vor zehn wollte sie jedenfalls zu Hause sein. Also jetzt gings in ein Gasthaus, das gleich am Ausgang des Waldwegs lag. Eins dieser kleinbürgerlichen Wirthshäuser, welche ich sonst zu fliehen pflege. Aber wie hübsch war das Alles heut. Wir spazierten in den Garten hinein, wo unter den grossen Bäumen die Tische mit den Gartenlampen darauf, und in gemessener Entfernung grosse Laternen standen. Sehr voll war es nicht; an einzelnen Tischen sassen ganze Familien, fürchterlich müd und durstig; an anderen zärtliche Paare, die einander bei der Hand hielten, da und dort kleine Spiessergesellschaften. Und wie ich mich näher umsah, gab es auch nobleres Publicum; Sommerparteien an Stammtischen. Wir setzten uns an ein kleineres Tischchen ziemlich seitab, ich bestellte ein, haha, ein frugales Nachtmahl, — wir hatten Beide famosen Appetit, und waren enorm glücklich.

Es war nun ganz dunkel, und wir sassen im tiefen Schatten. Eine Art von Zärtlichkeit überkam mich! Eine Art von Mitleid, könnt' ich sogar sagen, das ja eigentlich immer in der Zärtlichkeit steckt. Sie erzählte mir von ihrem Heim. Stell Dir vor, ein kleines Zimmer im dritten Stock, Aussicht über die Höfe, ein sehr einfaches Zimmer natürlich; nur Eines darf nie fehlen: Blumen. Früher hat er ihr immer die Blumen geschickt; in der letzten Zeit ist er damit nachlässiger geworden. Da hat sie sich selbst manchmal Veigerln oder Flieder gekauft und hat sie in die kleine Vase gestellt, die bei ihr auf dem Fensterbrett steht. — Endlich gingen wir, sie hing sich in meinen Arm. Wie spät ist's denn? fragte sie. Es war halb zehn. Vor dem Gartenthor standen Einspänner; wir stiegen ein. Sie wollte sich durchaus nur bis an die Währingerlinie fahren lassen, in deren Nähe sie wohnt, will durchaus nicht mit dem Wagen in die kleine Gasse vorfahren, wegen der Nachbar'n und wegen des Hausmeisters — na und wohl auch wegen des Emil, meinte ich. Sie lag mehr im Wagen, als sie sass, hielt den Strohhut auf den Schoss, und ihr Kopf mit den duftenden Haaren lag auf meiner Schulter. Mit dem Emil ist's aus, sagte sie. Es ist eigentlich schon Wochen lang aus. Er will ja nichts mehr von mir wissen. Und es ist auch ganz gescheidt. Und wenn Du mich überhaupt wieder sehen willst, so red' von Emil nichts mehr. Ich frag Dich auch nicht. Und nun schwieg sie und so fuhren wir weiter und ich streichelte ihre Wangen.

Digitized by Google

In einer Viertelstunde waren wir bei der Linie. Da stiegen wir aus. Ich wollte sie bis zum Hausthor begleiten. — Was fällt Dir ein! rief sie. Jedes Kind kennt mich ja da! Und sie giebt mir einen Kuss und lässt mich steh'n und lauft davon.

Sehr wohl gelaunt spazier ich nach Hause. Zuerst aber setz ich mich in ein Kaffeehaus draussen, um meinen Schwarzen zu trinken — denn in meinem Aufzug konnt ich unmöglich in's Kremser oder Imperial. Also da sass ich und hatte das behagliche Gefühl, wie man es vor einer neuen Liebe hat, und freute mich auf die Küsse von morgen und auf alles Andere, was morgen oder, wenn's schlimm ist, übermorgen kommen wird. Dieses Morgen ist heute, und da es nun hohe Zeit geworden, meine Maske umzuthun, geliebter Freund und Dichter, beschliesse ich diesen langen Brief und freue mich, bald wieder von Dir zu hören.

Alfred, jugendlicher Liebhaber.

### Josefine Weninger an Helene Beier in Paris.

Meine liebe Helene!

Ich habe die Rouleaux heruntergelassen, sitze im Negligé da, um Dir ganz in Ruh' eine grosse Neuigkeit schreiben zu können.

Hast Du meinen Brief bekommen? Na, dann weisst Du auch, was mir so die letzte Zeit durch den Kopf gefahren ist, und wie ich plötzlich gar keine Freud' mehr an den Drahereien gehabt habe. Nein, hab ich mir gedacht, schön soll er sein, der Nächste, aber nur um Gottes willen nicht nobel. Und ich möcht' wieder einmal so ein liebes, kleines Abenteuer haben, wie früher einmal. Also denk Dir, da komm ich so nach und nach auf die Idee, ich zieh die alte Pepi wieder einmal an und nehme mir aus meinem Kasten ein Kattunkleid, was ich vor ein paar Jahren einmal in einer Stubenmädlroll getragen hab, setz mir einen einfachen Strohhut auf, kurz, richt' mich so à la Mädel aus der Vorstadt her. Die Lina hat ein über das andere Mal ausgerufen: Nein, so schön, aber so schön! — Und ich selbst, wie ich in den Spiegel geschaut hab, war ganz zufrieden. Im übrigen lass' ich mich in dem ganzen Costüm photographiren und schick Dir ein Bild; ich zieh mir's so wie so noch ein paar Mal an, wie Du gleich hören wirst. Gestern, Sonntag, hab ich's das erste Mal angehabt. Und mein fester Vorsatz war: Heute zwick ich mir einen auf, aber einen für's Gemüth! Ich geh' durch die Währingerstrasse — rein zufällig, es hätt ebenso gut die Alserstrasse sein können — und unter meinem Sonnenschirm schau ich mir die Leut' an. Na, ich muss Dir sagen, im Anfang hab ich fast die Lust an der ganzen Geschicht verloren. — Endlich komm ich zur Linie, schon sehr schlecht aufgelegt eigentlich. Da steht ein junger Mann bei einer Laterne angelehnt, der schaut mich an, so mit einem gewissen naiven bewundernden Blick. Mein erster Eindruck war, der wartet auf wen. Mein zweiter, der ist ein hübscher Kerl. Künstler, das war ganz klar. Brauner sammtener Rock, fliegende Cravatte, absolut nicht elegant, aber einen hübschen, wohlgepflegten Teint, kleinen Schnurrbart, sehr nette Haltung. — Das wär's, was ich brauchte! — Na, denke ich mir, einen Versuch ist er werth! Ich thu' also auch, als wenn ich auf wen warten möchte, spazier auf und ab, endlich geh ich weiter. Er mir nach und spricht mich an. Ich muss Dir sagen, es war mir sehr angenehm. Ich war nur ein ganz kleines bischen grob, dann hab ich ihn neben mir gehen lassen und die Geschicht hat sich gemacht. Natürlich hab ich mit meiner Vermuthung Recht gehabt und er war riesig erstaunt, wie ich ihm auf's Gesicht zugesagt habe, dass er ein Dichter ist. Er hat eine wunderbar angenehme Art zu reden, so weich, so einschmeichelnd, dabei immerfort mit einer gewissen Hochachtung. Er hat sicher schon viel erlebt, und in der letzten Zeit muss ihn eine schaudervoll zum Narren gehalten haben — oder ich verstehe mich gar nicht mehr auf die Männer. — Reichthum hab ich bei dem nicht zu fürchten und die Soupers beim Sacher sowie brillantene Geschenke sind ausgeschlossen. Na und über das, was ich ihm erzählt hab, war er ganz

Digitized by Google

gerührt! Du hättest es aber auch nur hören müssen! Eine Räubergeschicht von einem Liebhaber, der mich nicht mehr gern hat, von einer alten Tant', mit der ich mich überworfen hab und von einem kleinen Zimmer, und was ich für eine brave arme Person bin und alles Mögliche. Denk Dir, zu Fuss sind wir hinaus nach Pötzleinsdorf und im Wald sind wir stundenlang gesessen und ich habe mich keine Minute gelangweilt, und wie er mich auf der Bank im Arm gehalten und geküsst hat, da hab ich eine so angenehme Empfindung gehabt, wie schon lang, lang nicht. Ich weiss nicht, was ich alles im Stand gewesen wäre, wenn's nicht helllichter Nachmittag gewesen und jeden Moment Leut vorbeigegangen wären. Eigentlich hab ich auch so eine Art Rührung gehabt. Es ist mir eingefallen, was so ein armer Schriftsteller alles durchzumachen hat, der noch dazu sein halbes Einkommen für seine Mutter aufbraucht und natürlich von den Concurrenten verfolgt wird und angefeindet.

Am Abend waren wir in einem kleinen Gasthausgarten, und da war er von einer Zärtlichkeit! — Und die Augen! — Sein Blick allein hat mich um Jahre jünger gemacht. Und dabei diese Bescheidenheit. Ich war ganz froh, dass er so bescheiden und still geblieben ist den ganzen Abend, es war eigentlich schön. Ich glaub, er hätte seine Braut nicht anders behandeln können wie mich. Wunderschön ist's auch gewesen, wie wir im Comfortable nach Haus gefahren sind. Ob Du mir's glaubst oder nicht — es wär mir schrecklich gewesen, wenn er jetzt zudringlich geworden wäre. Aber kein Wort davon. Nur um ein Rendezvous hat er mich gebeten für den nächsten Tag, das war alles. Bei der Linie bin ich aus dem Wagen gesprungen. Nämlich für ihn wohne ich da in irgend einer Seitengasse im vierten Stock. — Mindestens eine Viertelstund' hab ich zu Fuss rennen müssen, bis ich einen Fiaker gefunden hab! — In meiner Wohnung war mir ganz merkwürdig zu Muth. Wie umgewechselt. Und dann, das besondere Glück, dass er nicht nur ein armer Teufel ist, sondern auch ein Dichter! ein Künstler! Siehst Du, das wird einmal eine Komödienspielerei sein, von der ich was hab! Ich muss aufhören zu schreiben, denn in einer Stunde tret ich wieder auf.

Es küsst Dich

Deine treue Josefine.

## Alfred Wilmers an Theodor Dieling in Neapel.

Mein lieber Theodor!

Wie lange hab ich Dir nicht geschrieben? Einen Tag oder acht? Oder einen Monat? Oder eine halbe Jugend lang? Und warum setze ich jetzt die Feder an? Warum lieg ich nicht lieber, wie ich jetzt so oft und ganze Stunden thue, auf meinem Divan, die schönen Augenblicke weiterträumen, deren Erinnerung ich mit mir nach Hause bringe. Wer es mir vor einer Woche prophezeiht hätte! Ach, nun bin ich doch wenigstens wieder in der Zeitrechnung drin. Heute ist wieder Sonntag. Ja, ja, es ist nicht länger als acht Tage, dass es begann. Nun ja, mein lieber Theodor, ich lebe ein zärtliches Idyll, in dessen Verlauf ein Tag ist, wie der andere, das kein Ende zu haben scheint, von dem man sich kaum einen Anfang vorstellen kann. Ja, ich lebe es, denn ich fühle nicht mehr, dass ich es spiele. Wenn ich des Abends den breiten weichen Hut und den Sammtrock nehme, so ist mir, als könnt es gar nicht mehr anders sein, und wenn ich mit dem süssen Geschöpf ins Freie hinausspaziere, und Arm in Arm mit ihr weit draussen an der Grenze der Stadt oder im Wald herumflanire, dann weiss ich kaum mehr, dass es lauter Lügen sind, die ich ihr von mir erzähle, denn die Hauptsache ist ja doch wahr: dass ich mich nämlich seit einer unsäglich langen Zeit nicht so wohl befunden wie jetzt.

Ja, es ist wieder einmal die Jugendliebe, die erste Liebe, wenn Du willst, die man ab und zu wieder erlebt, wenn man ein Sonntagskind ist, oder wenn das Schicksal einen für einen guten Einfall belohnen will. —

Digitized by Google

Weisst Du, dass ich zuweilen glaube, ich bin die letzten Jahre verkleidet durch die Welt gegangen und habe jetzt die Maske abgelegt? Ich begreife selbst nicht, was mir für Worte über die Lippen kommen, wenn ich mit ihr bin und was für Stimmungen mich einhüllen. Was das für Stunden sind Abends auf dem Lande! Und neulich einmal, am Morgen, als wir irgendwo, nicht weit von Wien, aber in einem jener Orte, wo nie ein Wiener hinkommt, in einem kleinen Gasthof erwachten und durch's Fenster herein ein himmelblauer Tag lachte! Wie wir uns den Tisch in dem kleinen Obstgarten rücken liessen und unsern Kaffee tranken, während der Morgenwind leise durch die Bäume rauschte. — Wenn wir getrennt sind, und sie zu ihrer Arbeit zurückkehrt, so wie ich angeblich zu der meinigen, — da habe ich ein kindisches Bedürfnis, vor ihrem Fenster auf- und abzugehen, um nur in ihrer Nähe zu sein. Und dabei ist das Komische, ich weiss erst seit gestern, wo ihr Fenster ist. Die Gasse, wo sie wohnt, kannte ich. Aber das Fenster, hinter dem sie arbeitet, — das war auch so eine der zärtlichen Ideen, die sich in ihrem Kindskopf tummeln, — das sollt ich selbst heraussuchen, und ich musste es finden, wenn ich sie wirklich lieb hätte. Und da bin ich denn vor den sechs undsiebzig Fenstern im dritten Stockwerk, die sich in jener Gasse befinden, auf und ab gegangen und habe das ihre, nun magst Du lachen, wenn Du willst, richtig aus den sechsundsiebzig (ich habe sie gezählt) herausgefunden. Sie war selig, wie ich ihr's sagte. An den Blumen hatte ich es erkannt. Und nun muss ich Dir sogar gestehen, dass ich heute Nacht in dieser Gasse auf und ab gegangen und im Mondschein vor dem Fenster gestanden bin, wie ein dummer Bub! — Das ist, was die Sache so sonderbar und neu für mich macht: Dieses Ineinandergleiten von Stimmungen keuscher Jugendliebe und reifen Schwelgens. Und denke nur: vollkommen um meiner selbst willen werd ich geliebt. Die Veilchen, die ich ihr bringe, küsst sie tausend Mal. Und unsere Abende in den kleinen Wirthsgärten der Vorstadt! Und wie ich ihr dann, wenn wir so zusammen zu sitzen, vor dem Glas „Gespritzten," von meiner früheren Existenz erzähle! Du bist gewiss nicht böse, wenn ich Dir gestehe, dass ich theilweise Deine Biographie und ganz speziell Deine Lehr-, Studien- und Liebesjahre in München mit jenen Veränderungen, welche mein schwaches Gedächtnis nothwendig macht, benütze und mir auch gestatte, Deine Fusswanderungen durch Thüringen und die Schweiz und insbesondere Dein Genfer Abenteuer mit der englischen Malerin für meinen Gebrauch zu bearbeiten. Ach, wie sie da an meinen Lippen hängt! Wie man ihr die Rührung ansieht! — Und dann lass ich mir wieder von ihr erzählen; da kommen mir wirklich manchmal die Thränen! An wie viel Traurigkeit und Süssigkeit wir doch vorübergehen, um lustiges und schales dagegen einzutauschen. Denn meine Verliebtheit macht mich durchaus nicht blind, und ich bin überzeugt, dass es noch hundert solcher Geschöpfe wie meine kleine Josefine giebt. Aber mir ist manchmal, als würde es jetzt erst der Kleinen klar, was bisher mit ihr geschah, und ich fühle, wie dankbar sie mir für die Art und Weise ist, in der ich sie behandle! Und mit eigenthümlicher Wehmuth erfüllt es mich, wenn ich an ihre Zukunft denke, denn, siehst Du, dass ich sie verlassen werde, dass weiss ich ja doch! Und es wird vielleicht nicht einmal besonders traurig sein. — Aber gerade das thut mir weh, - ist das nicht sonderbar?

Manchmal denk ich mir, wie ihr geschähe, wenn ich plötzlich in meiner wahren Gestalt vor sie hinträte. Ob da nicht der ganze Zauber vorbei wäre? Ob sie nicht eben meine Maske liebt? Sie würde es schmerzlich empfinden, wenn sie entdeckte, wie fern wir uns eigentlich im Leben stehen, denn sie hat manche Erlebnisse meiner Vergangenheit liebgewonnen. Es giebt Dinge, die sie sich gern wieder erzählen lässt. So hab ich ihr schon drei oder vier mal eine ganz unglaubliche Geschichte von ein paar verzweifelten Tagen erzählt, in denen ich dem Selbstmord nahe war, weil ich fast verhungert wäre. Denn unsere Armuth bringt uns einander nahe. Nun, ich glaube, sie verdient sich genug, und hat augenblicklich keinen Mangel zu leiden. Aber Du hast gar

Digitized by Google

keine Ahnung, wie rasend mich zuweilen die Lust erfasst, das Leben dieses süssen, armen Geschöpfes reich und sorgenlos zu gestalten und wie ich es doch nicht wagen würde, auch nur eine Andeutung in diesem Sinne zu machen. Ja, dann wär Alles vorbei. Blumen lässt sie sich schenken. Nächstens will ich's einmal mit einer Kleinigkeit versuchen, z. B. ein winziges Herzchen aus Gold, das sie sich um den Hals hängen kann. Aber nun ist's genug, denn ich kann Dir ja doch das Rechte nicht sagen. Jugendliebe, ich finde kein anderes Wort! Ich beneide Dich selbst um Dein Neapel nicht mehr und um Deine Neapolitanerin. — Heute Abends wollen wir wieder auf's Land. Da weiss ich nun wirklich nicht, was dann entzückender ist: Die zärtlichen Stunden im Wald oder die Heimfahrt. Jetzt sind wir ein paar mal mit dem Omnibus vom Land zurückgekommen, — natürlich — weil's billiger ist, — und ich sollte nicht so viel Geld ausgeben, sagte sie neulich, als ich wieder einen Einspänner nehmen wollte. Nach dem, was sie vor mir erlebt, frag ich sie wenig. Mir genügt die Empfindung, dass ich eine Art Erlösung für sie bedeute. Ich wollte gar nicht, dass sie gar nichts zu vergessen hätte! Da wäre sie ja nicht die, welche ich eigentlich suchte. Nein, ich wollte nicht das Mädchen, das ich verführe und das mir nachweint, nein, eines ihrer reifen Erlebnisse will ich bedeuten, aber das beste, das sie weder sich noch mir einmal vorzuwerfen hat. Ich werde eines Tages aus ihrer Existenz verschwinden, wie ich gekommen bin. Wie ich fühle, dass das Ende kommt, reise ich ab und schreibe ihr dann von da oder dort, aber ohne ihr zu sagen, dass ich eigentlich eine Komödie gespielt. Ich werde ein schöner Traum für sie gewesen sein. — Aber genug, genug. Du hörst bald wieder von mir, vielleicht nicht von Wien aus. Denn wir haben die Absicht, uns auf ein paar Tage auf's Land zurückzuziehen, ganz in die Einsamkeit — unter Bäumen, süss zu träumen, wie der Dichter der Gräfin Melanie sagt.

Lebe wohl für heute und schreibe mir doch auch bald wieder.

Dein Alfred.

### Josefine Weninger an Helene Beier in Paris.

Liebste Helene!

Nein, was hab' ich über Deinen Brief lachen müssen! Ja, wenn Du eine solche Angst um mich hast, da trau ich mich ja kaum mehr, Dir was zu schreiben! — Aber ich riskir's. Ich bin verliebt, ja, ja, sogar riesig. Er ist ein so süsser Kerl. — Hast Du schon einmal ein Verhältnis mit einem Dichter gehabt? Ich meine, mit einem wirklichen, nicht mit einem, von dem die Stück' oder die Operetten aufgeführt werden, sondern mit so einem, der nichts ist und nichts hat und wahrscheinlich nichts wird, so mit einem echten Dichter, der Gedichte macht und einen anschwärmt! Ah, das ist doch eine eigene Race. Von der Liebe will ich ja gar nicht reden, aber die Hochachtung! Wenn wir mitsammen am Abend spazieren gehen, da ist's rein als wie eine Braut mit ihrem Bräutigam. Neulich haben wir einmal eine Nacht auf dem Land verbracht, und da hat's uns so gut gefallen, dass wir beschlossen haben, auf eine Woche oder zwei uns ganz in die Einsamkeit zurückzuziehen. Hoffentlich wird was daraus, ich hab nur eine Angst, dass er sich das Geld dazu irgendwo ausleihen muss. Denn wie der Mensch kein Geld hat, das ist geradezu komisch. Ich merk's ihm an, wie wohl es ihm thut, wenn ich ihn von grossen Ausgaben zurückhalte, wie zum Beispiel — jetzt wirst Du lachen — von einem Comfortable! Na, ich kann ihm natürlich nichts antragen, das wäre gefehlt! Ich, die arme Kunststickerin. Oh, Du wärst erstaunt, wenn Du meine Lebensbiographie kennen möchtest. Na, ich war doch schon früher verliebt und hab oft gelogen — aber so viel gelogen und so verliebt doch noch nie! Freilich, so rührende Sachen, wie er mir, kann ich ihm nicht erzählen — das lässt sich eben nicht erfinden! — Ich bin zu faul zum vielen schreiben, aber wenn wir wieder einmal beisammen sind, muss ich Dir die Geschichte erzählen, wie es ihm in Berlin ergangen ist. Ich bin wirklich so

Digitized by Google

froh, dass ich ihn ein bischen glücklich machen kann, nachdem ihm die Menschen und besonders die Weiber so schändlich mitgespielt haben. Und er ist mir dankbar und sagt mir, wie er merkt, dass ich eine ganz andere bin. Es hätt aus mancher was ganz anderes werden können ... Na, Helentscherl, hab keine Angst, Der ist auch viel zu gewissenhaft, als dass er mein Loos an sein „ungewisses" ketten möchte. Denn er redet oft von seinem ungewissen Loos und wird ganz traurig. Und ewig hab ich ja doch noch nie geliebt und Deine Angst, liebe Helene, hat keinen Sinn. Schön wär's freilich, aber sein ganzes Leben kann man doch nicht im Omnibus vom Land hereinfahren? — Also leb wohl für heute und grüss mir den Lixl. Aber sag' ihm nichts von der Geschicht! es ist wegen später.

Deine Josefine.

Alfred von Wilmers an Theodor Dieling in Neapel.

Mein lieber Theodor!

Schau Dir den Poststempel nur genau an — Du weisst doch nicht, woher der Brief kommt. Erstens ist hier keine Post. Den Brief holt der Bote ab. Wir sind kaum zwei Stunden von Wien und doch so versteckt, als wären wir hundert Meilen weit. Ein gemüthliches Gasthaus, seitab von der Landstrasse, im Wald; eigentlich zu einer Mühle gehörend. Einsam, Leute vom Land kehren zuweilen ein; gewöhnlich aber sind wir ganz allein, und am Mittag setzt sich höchstens der Wirth an unsern Tisch. Wir stehen in aller Gottesfrühe auf (hier kann man „Gottesfrühe" sagen!) und da kommt vom Wald, der gleich hinter dem Hause anfängt, der ganze herrliche Morgenduft herein. — Den halben oder ganzen Vormittag sind wir dann im Wald oben, liegen zusammen auf einem grauen Plaid, schauen in die Luft und athmen den süssen Frieden ein. Ja wir haben uns sehr lieb, denn, wie Du zugeben wirst, man muss sich sehr lieb haben, um es in einer solchen Einsamkeit auszuhalten. Aber es ist wirklich schön, und ich kann mich auch über die Verpflegung nicht beklagen. — Am Nachmittag sind wir gewöhnlich lang auf unserm Zimmer, und da schläft sie. So ein Moment ist jetzt zum Beispiel. Und ich hab mich an's Fensterbrett gesetzt und lasse den Duft vom Wald her auf mich niederwehen, was eigentlich auch die einzige Unterhaltung ist, die man hier haben kann. Aber das schöne ist, man empfindet gar nicht das Bedürfnis nach was anderem. Wenn sie aufwachen wird, machen wir wieder einen Spaziergang, in den Wald, natürlich, denn es giebt hier keine anderen Spaziergänge. Da führt ein netter schattiger Weg ins nächste Dorf, das recht ärmlich ist, mit lauter halbstockhohen Häuschen — ohne Sommerparteien. Aber das ist ja grad das schöne. Weit und breit keine Menschenseele, nichts als Bauern, Landleute und so fort. Und wenn wir durch den Wald hingegangen sind, kehren wir Abends, wenn's sehr schattig ist, auf der Landstrasse in unser Wirthshaus zurück. Auf der Landstrasse begegnen wir Postwagen und Leiterwagen und hauptsächlich Müllerburschen. Im Garten nehmen wir dann das Nachtmahl ein. — Nur an Sonntagen sollen sich ab und zu Ausflügler aus Wien her verirren. Da fliehen wir natürlich, denn wir sind nur hergekommen, um vollkommen allein zu sein. Das hat auch wirklich einen wunderbaren Reiz! Besonders am ersten und zweiten Tag hat es einen ganz unbeschreiblichen Reiz gehabt. Wenn man sich lieb hat, erträgt man eben alles. Was mich ein bischen genirt hat, war der Umstand, dass mein Zimmer gemalt und nicht tapeziert ist. Das ist unangenehm, wenn man so mit der Hand über die Mauer fährt. Aber ländlich ist es, und ausserdem sind wir ja so wenig im Zimmer — wir haben ja den Wald. Mit einem Wort: es ist eine sehr glückliche Zeit, die wir hier verleben, und mein süsses Lieb (hier kann man sagen „mein süsses Lieb") ist zärtlich und schön. Wenn ich sie jetzt so ansehe, wie sie da liegt, lächelnd im Schlummer — es thut wirklich weh, wenn man denkt, dass es da ein Ende, einen Abschied giebt. — Sie bewegt sich; ich muss diesen Brief schliessen. In ein paar Minuten

Digitized by Google

wird sie wach sein und mich fragen, was ich heute gedichtet. — Denn während sie schläft, dicht' ich angeblich. Ja, ich habe es am ersten Tag wirklich versucht, um ihr eine Freud zu machen, — aber Du, das ist wirklich schwer. — Und dabei habe ich mir ein ganz populäres Thema gewählt — die Liebe. Aber es geht nicht. Sie ist jetzt schon ganz gekränkt, dass sie einen Dichter zum Geliebten hat, und noch immer —. Sie schlägt die Augen auf. Lebwohl!

Dein Alfred.

### Josefine Weninger an Helene Beier in Paris.

Meine gute Helene!

Nur in Eile, denn ich bin keine Sekunde allein. Wir sind auf dem Land, ganz verlassen. Wir haben uns noch immer ungeheuer gern, und deshalb sind wir ja aufs Land herausgezogen, wo wir ganz ungestört sind und unserer Liebe leben können. — Land ist zu viel gesagt. Wir wohnen in einem Wirthshaus, tief im Wald, hundert Meilen von allen Menschen. Die Gegend ist prachtvoll. — Eine ausgezeichnete Luft, nur etwas drückend; ich schlafe halbe Tage lang. Aber für Leute, die sich lieb haben, wie geschaffen. Ungestört ist man, das ist schon unglaublich. Es ist ein wahres Glück, dass wir uns so lieb haben; sonst müssten wir vor Langeweile rasend werden. Aber er ist ein süsser Kerl, wirklich. Und ich fühle, es thut ihm so gut, nach allen seinen Schicksalen, sich da erholen zu können, in der Waldeinsamkeit. Mir thut er nur leid, dass er so gar kein Geld hat. Denn eigentlich stell ich mir wunderschön vor, mit ihm zu reisen, das wär so eine Ueberraschung, wenn ich plötzlich mit meinem Dichter bei Euch in Dieppe auftauchen möcht! Aber es geht halt nicht! — Es ist ein wahres Glück, dass ich ihn so lieb hab, sonst führ' ich vielleicht doch im Sommer nach Dieppe. Nein, es ist sehr gut so. Geliebt werden und lieben, das ist das wahre Glück! — Da gefällt's einem überall. Da hält man's auch in der Wüste aus; davon bin ich fest überzeugt. Nur regnen dürft's nicht, das muss ich schon sagen — denn da muss es hier trostlos sein. Schreib mir nur wieder nach Wien, denn lang bleiben wir ja nicht hier — wir sind so arme Teufel! —

Leb' wohl, viele Küsse!

Deine Pepi.

### Alfred von Wilmers an Theodor Diehling in Neapel.

Mein lieber Theodor!

Wieder in Wien, seit zwei Tagen nämlich. Wir waren eine ganze Woche draussen, und wenn ich jetzt so daran zurückdenke, so muss ich wirklich sagen: es war sehr hübsch. Nur am letzten Tag war es etwas ungemüthlich, stell Dir vor — einen Guss von Morgens bis Abends — daher war es wohl auch der letzte Tag. O, — sonst! Aber denk Dir nur, so stundenlang in dem miserablen Zimmer beim Fenster stehen, sich nicht hinausrühren können, weil man in Koth versinkt. — Abscheulich! Da fassten wir den Entschluss heimzufahren. Ich sag Dir, wie wir unsere Habseligkeiten einpackten, ach ich glaube, so lustig waren wir eigentlich die ganzen acht Tage nicht. Es scheint überhaupt, allzugrosse Zärtlichkeit schliesst die Fidelität aus. — Hat ja entschieden etwas für sich, die Schwermuth in der Liebe und ich hatte ja recht, mich wieder einmal nach diesem Genre zu sehnen. Schwermuth, das kann man eigentlich nicht sagen. Na, was hilft die Theorie — es war ja wunderschön, das steht fest. Es war? Hm, nein es ist, und wird sogar hoffentlich noch lange sein, wie Du sofort begreifen wirst. Eines wurde mir nämlich da draussen klar, dass sich die Geschichte mit den liegenden Krägen und dem Omnibus und den Versuchen zu dichten, auf die Dauer unmöglich halten würde. — Auch das Dritte-Klassfahren ist nicht meine Schwäche. — Also, jetzt hör einmal! Wie wir am Abend nach Wien hineinfahren, riskier ich's und nehm Billets erster Klasse. Ja, das Ge-

Digitized by Google

sicht von dem Mädel hättest Du sehen sollen. Wie nun der Zug hält und ich sie vorbeiführe, — an allen Wagen ruhig zu einem erster Klasse, der natürlich leer war! Ja, was machst denn? ruft sie. Ich ungefähr in dem Ton, als wenn ich ihr ein Fest geben wollte: Komm nur, komm nur. — Und nun sitzen wir mit einem Mal in den behaglichen sammtenen Fauteuils mit den weissen Spitzenüberzügen, und sie schaut sich nur so um. — In dem Moment war sie das echte Vorstadtmädel, das in den Salon kommt. Ja, was fällt Dir denn ein, ruft sie aus; aber, statt zu schmollen, wie ich's eigentlich für den ersten Moment erwartet, fällt sie mir um den Hals, küsst mich ab, und springt wie ein kleines Kind in dem Coupé hin und her, so dass sie schliesslich, wie sich der Zug stark bewegt, in meine Arme sinkt. Er war eine der schönsten Stunden, die wir je miteinander verbracht hatten. Jetzt konnt ich schon muthiger sein, in Wien am Bahnhof; — ich riskir's und nehm einen Fiaker. Sie sah mich an, und sagte mir: Ja, bist Du verrückt? — Ich glaubte, eine Erklärung versuchen zu müssen: wir hatten ja durch unsere frühere Abreise ein paar Tage auf dem Lande erspart. — An der Ecke ihrer Strasse nahm sie zärtlich Abschied; natürlich durfte der Fiaker nicht bis vor ihr Haus fahren. — Das war gestern. Und heute soll Folgendes geschehen: In einer Stunde trete ich vor sie hin — und zwar diesmal in meiner wahren Gestalt. Ich riskir's — denn sie liebt mich. Wir haben unser Rendezvous wie gewöhnlich draussen — nahe der Linie. Heute aber komme ich nicht mit fliegender Cravate, zu Fuss und mit einem schwärmerischen Blick; nein, mit dem Fiaker komm ich angefahren und einem namenlos eleganten Sommeranzug, einer Echarpe um 8 Gulden, einem englischen Strohhut, und werde Fräulein Pepi mit einem freundlichen Neigen des Kopfes einladen, an meiner Seite Platz zu nehmen und ihr gestehn, dass ich ein schändliches Spiel mit ihr gespielt, und dass ich ein wohlhabender Mann bin, der leider gar nicht dichten kann. — Es wird ein harter Schlag für sie sein; aber ihr Benehmen im Coupé erster Klasse lässt mich hoffen, dass es mir gelingen wird, sie zu trösten. Alles liegt bereit — ah, ich bin eigentlich glücklich, dass ich heute Abend wieder wie ein vernünftiger Mensch auf die Strasse gehen kann.

Jetzt eben legt sie die Arbeit weg und macht sich zum Spaziergang bereit. Armes Kind! Mir thut es eigentlich wohl, dass ich nun hoffentlich in die Möglichkeit versetzt sein werde, ihre Lage ein wenig zu verbessern. Und ich bin eine ganze Zeit, nämlich vierzehn Tage lang, um meiner selbst willen geliebt worden; was kann mir jetzt noch schlimmes geschehen? Es wird spät, lieber Theodor, morgen schreib ich Dir wieder!

Dein Alfred.

### Josefine Weninger an Helene Beier in Paris.

Meine gute Helene! — Vor allem bitte ich Dich recht schön um eins: schau Dir nicht die letzte Seite von diesem Brief an, bevor Du die erste gelesen hast; sonst ist der ganze Spass verdorben. Aber wart', ich muss mir überlegen, was ich Dir zuletzt geschrieben. Ja, vom Land. Also denk Dir, wie wir eine Woche draussen sind, auf dem Land, fangt's richtig zum regnen an. Jetzt stell Dir unsere Verzweiflung vor. Aber gottlob — es giebt ja Wagen und Eisenbahnen, und am selben Abend noch beschliessen wir nach Wien hineinzufahren. Jetzt, stell Dir aber vor, — nimmt mein armer Dichter, wie wir zur Bahn kommen, Billets erster Klass'. Ich denk mir natürlich, er spendirt das, damit wir sicher allein sind und hab mich auch im Coupé darnach benommen. Wie wir aussteigen, winkt er einem Fiaker. Ja, ich war paff. Aber ich muss sagen, es war auffallend, wie wohl mir wieder unter diesen besseren Verhältnissen war. — Also wie ich aussteige in der Näh der Linie, und mir wie gewöhnlich einen anderen Wagen nehmen muss, um zu mir zu fahren, und wie ich endlich wieder zu Haus bin in meinem lieben schönen tapezirten gemüthlichen Zimmer mit dem Himmelbett, da kommt mir eine Idee. So geht das nicht weiter, hab' ich mir gedacht. Die Komödie muss aus werden, ja —

Digitized by Google

aber warum denn auch das Wahre von der Komödie? Und das Wahre, das war halt, dass ich in meinen Dichter eigentlich noch immer sehr verliebt war, was ich besonders bemerkt hab, wie ich plötzlich nach acht Tagen so mutterseelenallein in meinem Zimmer gewesen bin. — Also, da hab ich mir gedacht, demaskiren muss ich mich ja doch einmal, also lieber früher als später. Und besonders hat mich eine Idee immerfort geplagt, dass ich ihn nämlich einmal da, bei mir, gerad in meinem gemüthlichen Zimmer haben müsste, um ihm so recht zu zeigen, wie gern ich ihn habe. Na, zum Schluss, noch vor dem Einschlafen bin ich fest entschlossen gewesen, ihm am nächsten Tag alles aufzuklären. Also was thut Dein Pepi am nächsten Tag, vielmehr Abends? Sie zieht sich nicht mehr das Stubenmädelkleid an, sondern eine elegante Strassentoilette (die dunkelgrüne, die Du kennst), setzt sich einen chicen Hut auf (einen, den Du nicht kennst, ich hab ihn mir im Juni gekauft), nimmt den Schirm mit Schildkrotgriff vom Baron Lenghausen, setzt sich in einen Fiaker und fährt zur Linie — dorthin, wo ich eben mit ihm das Rendezvous gehabt hab. — Es war halb acht, schon fast dunkel, und ich lass den Wagen halten; bleib aber drin sitzen. Weisst Du, das Herz hat mir geklopft, das muss ich sagen, denn es hätte ja auch schief gehen können. Ich habe mir vorgestellt, er kommt mit der Sammtblousen dort um die Ecke, und wie er mich erkennt, zieht er ein finsteres Gesicht und verachtet mich — oder er macht mir wenigstens einen Skandal . . . Also ich sitz da und warte. Er kommt nicht. Es ist schon fast ganz dunkel. Ich versteh das nicht, ich denk mir, er hat mich vielleicht schon gesehen und ist gleich auf und davon. — Denn dass er mich warten lässt, ist nie vorgekommen. Da merk ich, dass so vielleicht zwanzig Schritt weit von mir auch ein Wagen hält — er muss schon einige Zeit da stehn, denn ich hab in den letzten Minuten nicht gemerkt, dass einer gekommen wäre. Und aus dem Wagen steigt einer aus. Ein eleganter Herr; ein sehr eleganter Herr. Er geht auf dem Trottoir auf und ab, anfangs kann ich sein Gesicht nicht recht ausnehmen; wie er aber knapp an meinem Wagen vorbeikommt — ja ich trau' meinen Augen nicht, ist er's! — Er, mein Dichter, der elegante Herr! Und aus dem Fiaker dort ist er ausgestiegen. Ja zuerst verschlagt es mir die Red und ich lass ihn vorbeigehn. Aber er dreht sich gleich um, als hätte er nur vergessen, in den Wagen hineinzuschauen, in dem ich sitz, und macht grosse Augen — und sagt nur — Ja Pepi!!! — Und ich: Alfred! Alfred! Und dann fangen wir laut zum lachen an, aber so zum lachen, dass die Leut stehen geblieben sind. — Und dann er: Ja, ist's denn möglich? Pepi! Pepi! — Weisst Du Helene, froh waren wir zwei — das kann ich Dir gar nicht beschreiben! Dann lässt er mich aussteigen, schickt meinen Wagen fort, und wir steigen in den seinen ein, ohne eigentlich noch ein vernünftiges Wort gesprochen zu haben. Wie wir im Fiaker sitzen — indessen ist's fast ganz dunkel geworden — sagt er: Ah, das ist aber die reine Operett! Ah, das ist die reine Operett!! Und wiederholt das zehn Mal. Der Kutscher schaut herein zu uns mit einem fragenden Gesicht — Ja richtig! ruft mein falscher Dichter, wohin fahr'n wir denn? Und ohne zu warten, was ich sag: In den Prater! — Und jetzt, im Fahren, ist das Erzählen angegangen. Also denk Dir, dieselbe Komödie, wie ich ihm, hat er mir vorgespielt. Wir haben uns gegenseitig die schönsten Complimente gemacht. Einen leisen Verdacht hab ich zwar immer gegen ihn gehabt. Im Prater war's wunderschön. Bis zum Lusthaus sind wir gefahren. Da sind wir die ganze Geschicht von dem Sonntag an, wo wir uns das erste Mal getroffen haben, so zum Spass wieder durchgegangen. Und dann, um neun, sind wir auf den Constantinhügel hinauf.

Es sind jetzt wenig Leute mehr in Wien, die meisten, die oben gesessen sind, waren Fremde. Wir haben uns in einem Zelt ein nobles Souper auftragen lassen, wie schon lange nicht. Und riesig lustig sind wir geworden. Beim Champagner hat er mir versprochen, dass wir zusammen nach Dieppe fahren. — Das ist für Dich eigentlich das Wichtigste — denn ich hoffe bestimmt, dass Du auch mit dem Deinigen hingehst. Dann werden wir wohl auch nach Paris

Digitized by Google

kommen. — Überhaupt glaub ich, — der ist eine gute Acquisition und wenn Du jetzt noch bedenkst, dass ich ihn wirklich gern hab, so bin ich bei meiner kleinen Komödie wirklich auf die Kosten gekommen. Ach, wenn ich mich erinnere, dass ich ihn noch vorgestern für einen Dichter gehalten habe!!

Mit dem Souper auf dem Constantinhügel will ich meinen Brief an Dich beschliessen; denn wie wir nach Haus gefahren sind, bin ich von dem vielen Champagner an seiner Brust beinah eingeschlafen.

Also leb wohl, meine gute Helene, erwarte keinen Brief von mir, ich werde Dich telegraphisch avisieren, wann ich abreise.

Es küsst Dich

Deine Josefine.

Alfred von Wilmers an Theodor Diehling in Neapel.

Mein lieber Freund!

Die Koffer sind gepackt — ich reise ab. Nicht allein. Sende Deine Briefe nach Dieppe, ich will Dir nur das in Kürze melden; von dort erfährst Du, was mit mir geschehen ist seit fünf Tagen. Heut hab ich keine Zeit dazu. Das Abenteuer mit der kleinen Stickerin ist aus: An jenem Abend, wo ich meine Maske abwarf, ging es zu Ende. Wir haben damals viel gelacht, denn sie hat mir eine ähnliche Komödie vorgespielt, wie ich ihr. Oh, Theodor, sie hat ebensowenig je gestickt, als ich je gedichtet habe. Sie ist Toiletten von 500 bis 1000 Gulden und Hüte um 80 gewohnt. Sie hat Brillanten und Perlen. Sie hat eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich. Ich fahre mit ihr nach Dieppe und zahle ihre Rechnungen. Ich halte sie aus und übermorgen wird sie mich betrügen. Halte mich für keinen Optimisten, weil ich übermorgen sage; auf der Eisenbahn ist ja wirklich keine Gelegenheit. — Die kleine Komödie ist aus, wie Du siehst, aber aus dem Trauerspiel, das sich entwickeln könnte, werde ich mich rechtzeitig zu flüchten wissen. Nach Schluss des ersten Aktes (Scene: Dieppe) werde ich lächelnd hinter den Coulissen verschwinden.

Dein Alfred.

# FRAGEN.

VON

BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON.

Manchen Ohren werden meine Fragen klingen wie Einwürfe von Jemandem, der dem Gespräch nicht gefolgt ist und nun mit dem herausplatzt, was längst abgethan ist.

Aber es sollte mich wundern, wenn ich damit allein dastände. Es sollte mich wundern, wenn nicht Tausende von Unwillen über den allzuraschen Schluss erfüllt wären, den die Wissenschaft hier gemacht hat: denn für uns widerspricht er längst bekannten Thatsachen.

Die Triumphe, die Herr Weismann vor einiger Zeit in England gefeiert hat, haben die Fragen wieder in mir geweckt.

Digitized by Google

Es handelt sich darum, ob wir aufhören sollen zu glauben, dass das, was die Eltern erlebt, d. h. verloren oder gewonnen haben, bevor sie ihre Kinder zeugen, in keiner Weise auf die Kinder vererbt wird.

Dieser Glaube, den Darwin (vielleicht in zu hohem Grade) hatte, ist jetzt „gänzlich verworfen". Was besonders Weismann und die Weismannianer weiter auf diese ihre neue „Gewissheit" aufbauen — bis zu der neuen Hypothese vom Tode — berühre ich hier nicht. Mancher wird sich darüber wundern.

Ich habe nur eine Anzahl Fragen zu stellen und thue es in Form von Beispielen.

Eine Verwandte von uns sass an einer Tafel, an der die Stimmung während des Desserts so lebhaft geworden war, dass sie nicht hören konnte, wie ihr Herr und Gatte wiederholt ihren Namen rief. Da fliegt ihr ein Kirschkern in's Gesicht; er traf sie im Mundwinkel, — und die Tochter, mit der sie schwanger war, hat heutigen Tags noch einen roten Klumpen an dieser Stelle.

Meine Frau fuhr mit mir in einem Eisenbahncoupé, wo ich in's Gespräch mit einem Manne kam, der uns gegenüber sass. Er hatte einen Fleck, einen kleinen Auswuchs an dem einen Ohr, und meine Frau vermochte nicht, den Blick davon zu wenden, während sie dachte: es wäre doch zu ärgerlich, wenn das Kind, mit dem ich schwanger bin, diesen kleinen Auswuchs an derselben Stelle bekäme. Sie hatte richtig gedacht: unser Sohn bekam ihn.

Bevor unser jüngster Sohn geboren werden sollte, gingen wir in's Ausland; an dem Orte, wo wir uns aufhielten, bekamen wir oft den Besuch eines schielenden Mannes. Meine Frau sagte: „Ich kann nicht anders, ich muss immer daran denken, ob es nur mit dem Schielen nicht grade so gehen wird wie mit dem Auswuchs!" Ihre Ahnung bestätigte sich: der Knabe schielte. Später musste er operiert werden. Ich füge hinzu, soweit wir unsere Familie kennen, haben wir keinen Schielenden darin, ebensowenig haben wir gehört, dass es jemals einen gegeben hätte.

Die Älteren unter uns erinnern sich noch des Küsters Reitan in Koikne, des poetischen, musikalischen Mannes, der Leben in's Kirchspiel von Koikne brachte. Er war Storengs Erzieher; er war auch sein Vorgänger im Storting. Aber wir alle, die wir uns dieses klaren Geistes und dieser prächtigen Gestalt erinnern, besinnen uns auch darauf, dass sein halbes Gesicht feuerrot war. Dies kam daher, dass seine Mutter, während sie ihn unterm Herzen trug, in der heissen Flamme eines Brandes gestanden hatte.

Eine Frau unserer Bekanntschaft hatte in der Speisekammer zu thun, als eine Maus ihr über den blossen Arm lief. Wenn die Tochter, mit der sie damals schwanger war, später als erwachsenes Mädchen kurze Ärmel trug, musste sie jenen Teil des Armes stets bedeckt tragen, denn er hatte einen braunen, haarigen Fleck.

Wir alle, die wir während meiner letzten beiden Jahre die Schule von Molde besuchten, erinnern uns der Köchin mit einem „Mausefleck" im Gesicht. Sie hatte ihn durch eine ähnliche Veranlassung bekommen.

Ich bin fest überzeugt, dass Jeder, der dies liest, ähnliche Erfahrungen hat oder doch ähnliches gehört hat. Ich bin sicher, wenn dieser mein Aufsatz die Runde durch die Welt machte, so würden fast Alle, die ihn lesen, etwas ähnliches erzählen können.

Und nun kommt die „Wissenschaft" und erzählt uns, dass das, was die Eltern erlebten, keine Spur von Einfluss auf das Kind habe?!

Diesen äusseren, sichtbaren, greifbaren Einflüssen könnte ich eine Reihe innerer und daher anfechtbarerer hinzufügen. Kürzlich las ich von einem Verbrecher, der noch im Gefängnis gefährlich für seine Umgebung war. „Kein Wunder", wurde hinzugefügt, „als seine Mutter mit ihm schwanger war, hatte sie Tag und Nacht ein geladenes Gewehr bei sich, um wo möglich seinen Vater zu erschiessen!" Der Knabe tötete später Vater und Mutter. Wer von uns hat nicht von Diesem oder Jenem sagen hören: „O ja, man kann sich ja nicht wundern, dass es so geworden ist; als die Mutter mit ihm schwanger



Digitized by Google

war, weinte sie Tag und Nacht", oder, „als sie mit dem Kinde ging, war sie ja halbverrückt!" Jedem dieser inneren Einflüsse gegenüber ist man bereit zu antworten: Ja, es kann doch auch ebenso gut von der langen Vererbung durch die vielen Generationen kommen.

Dies passt aber nicht, wenn ich daran erinnere, was ja auch die Ärzte zugeben müssen, dass Aussprüche, wie: „O ja, man kann sich nicht darüber wundern, dass er (oder sie) so geworden ist; denn das Kind wurde ja in völliger Trunkenheit gezeugt", ihre Richtigkeit haben.

Bei Gelegenheit des deutsch-östreichischen Naturforschertages in Wien las ich von den Folgen der Syphilis bei der Nachkommenschaft.

Und nun frage ich: warum sollen nur solche äusseren Einflüsse ihre Spur in dem Kinde hinterlassen? Welche Bürgschaft hat man dafür?

Wir haben gesehen, dass ein während der Schwangerschaft empfangener gewaltsamer Eindruck etwas auf das Kind zu übertragen vermag; mich dünkt, dies kann nicht mehr geleugnet werden. Warum sollen denn nicht Seelenzustände übertragen werden können? Und weshalb nicht das Produkt von fortgesetzten Eindrücken, von ungeheuren Anstrengungen, — warum soll das nicht als Anlage übertragen werden können? Ich spreche hier sowohl vom moralischen wie vom intellektuellen.

Die Mehrzahl der Beispiele, die uns davon abbringen sollen, dies zu glauben (was unserer Generation doch so viel Kraft für die Arbeit an sich selbst verleihen würde) scheint mir schlecht aufgestellt.

Allein schon ein so greifbarer Irrtum wie dieser, dass alle Menschen und alle Tiere gleich empfänglich sein sollen! Man hat Versuche mit so und so vielen Meerschweinchen gemacht, und wenn das nicht geht, dann ist nichts an der Erblichkeit. Man hat Versuche mit so und so vielen Pferden und mit den und den Menschen gemacht, — nichts zu merken, kein Einfluss, keine Übertragung! Da fällt mir der verstorbene Institutsdirektor Heltberg ein, der Einem antwortete, welcher fürchtete, dass er in einem Jahr nicht zum Examen bereit sein könne. „Die Thür da," entgegnete Heltberg, „hat mich nun schon zehn Jahre gehört und ist auch noch nicht Student." Es kann doch gewiss von Meerschweinchen sowohl wie von Pferden und Menschen behauptet werden, dass das, was bei neunundneunzig von ihnen nicht anschlägt, für den hundertsten entscheidend wird.

Nur durch die Empfänglichsten, die Feinstbesaiteten pflanzen sich die Eindrücke auf das Kind fort, — wenn wir nun vorläufig von dieser Annahme ausgingen, ob dann die Versuche nicht anders aufgestellt würden? Und andere Resultate erreicht würden?

Was eng hiermit zusammen hängt: nichts anderes vermag hierfür Zeugnis abzulegen als das, was am stärksten auf das Nervenleben wirkt; nicht das, was nur auf die niedrigeren Funktionen geht.

Diese beiden Regeln genau befolgt, — und der grösste Teil des Beweismaterials fällt zusammen.

Ein weiterer Irrtum — wie mich dünkt — ist der, dass man fortwährend Anlagen und Fertigkeit verwechselt. Nach meinem Dafürhalten giebt es viele, viele Anlagen, die aus mehreren Gründen, (angeborenen und überkommenen) nicht zu einer Fertigkeit, d. h. nicht zu einem Talent werden. Aber die Anlage ist trotzdem da.

Hier fragen die Leugner nun laut nach den Genies, — was wird aus der Erbfolge der Genies? Die existiert ja beinahe gar nicht! Nein, — wer kann dafür bürgen, dass dieselbe Verbindung zwischen den ersten beiden Generationen, die hier zusammen kamen und den Funken entzündeten, in dem nächsten Paar sich wiederholt? Es kann ja doch grade das dazu kommen, was hemmend wirkt? Wer bürgt dafür, dass andere günstige Verhältnisse sich noch ein Mal wiederholen? Denn es ist nun einmal nicht genug, dass wir geboren werden.

Ferner kommt es mir vor, als ob in Betreff dieser „Anlagen" hier eine Analyse zu machen ist, die nicht gemacht worden. Was ist z. B. Anlage

Digitized by Google

zur Kunst? In erster Reihe Schönheitssinn; dann das Bedürfnis zu formen. Aber dieser Schönheitssinn und dies Bedürfnis zu formen kann ja von anderen Fähigkeiten und anderen Verhältnissen anders wohin geleitet werden und ganz unkenntlich werden, obgleich es nicht verloren gegangen ist. Ich will hier eine Erfahrung anführen, die ich glaube, während meines wiederholten Aufenthalts in fremden Ländern gemacht zu haben. Diejenigen, welche eine oder mehrere fremde Sprachen gut (d. h. fein, literarisch) sprechen, thun dies Kraft eines musikalischen Sinns für Zusammengehörigkeit — mehr als aus grammatikalischem Sinn für Formen. Oder jedenfalls aus dem einen Grunde sowohl wie aus dem anderen. Aber es ist ganz sicher, dass ihre Kinder oft künstlerisch veranlagt sind. Ebenso wie die Kinder der Künstler seltsam feinen Sinn für Sprachen haben, wenn sie nur Gelegenheit bekommen, durch das Ohr zu lernen.

Ich muss auch noch von der ungeheuren Verwunderung der Leugner darüber sprechen, dass die Denker, Dichter so oft von „ursprünglichen" Geschlechtern geboren werden, von solchen, die in Generationen nicht geschult waren.

Nun ja, wieviel Denker gehen denn nicht im Bauernrock umher? Wieviel Fähigkeiten, das Folgerichtige herauszufinden und zu beobachten, wieviel Kraft, diese Beobachtungen zusammen zu fassen, ist nicht die Voraussetzung für einen gut geleiteten Grundbesitz, für einen ausgezeichnet tüchtigen Handwerker, der sich selbst herangebildet hat?

Ebenso mit den Dichtern. Ich habe bei Bauern und anderen, die keine Schulbildung haben, Dichteranlagen gefunden. Weshalb nicht glauben, dass diese Anlagen durch Kreuzung von Ererbtem und von Verhältnissen frei gemacht werden können, die noch hemmen, und ererbten Anlagen und Verhältnissen zugeführt werden können, die sie erlösen? Die Anlagen des Seemanns Verkland wurden zum Teil im Sohn, dem Probst Vergeland, frei gemacht; durch ihn wurden sie vermehrt und endlich vollständig frei durch die Kreuzung mit dem Geschlecht der Thaulows.

Alles dies haben die gelehrten Männer nicht mit in Betracht gezogen, wenn sie behaupten, dass nahe Vererbung keine weitere Bedeutung hat.

Ich glaube doch, dass Darwins Instinkt ihn tiefer in die Werkstätten der Natur geführt hat, als die Kritiker durch den ihren geführt wurden. Ich wünschte von Herzen, dass hier ein Forscher oder mehrere Forscher mit feinerem Spürsinn erständen, als jene, die konsequent mit Vorschlägen so roher Art enden, wie Wallace sie bekämpft.

Vermag des einzelnen Individuums Selbstentwickelung nichts auf den Nachkommen zu übertragen, so ist es ja ganz natürlich, dass „in Zukunft einmal" an alle Kinder ein und dasselbe Mass gelegt wird: ist er oder sie gesund an Körper, so dürfen sie leben; sind sie's nicht, dann fort mit ihnen!

Unter denen die auf diese Weise fortgeworfen werden, wird der Spinoza der Zukunft sein. Von dem alten erzählt Harald Höffding (in der „Geschichte der neueren Philosophie") dass er an einer Brustkrankheit starb, „die in seiner Familie erblich war." Aber er sagt auch von ihm, er sei „der centrale Denker des siebzehnten Jahrhunderts" gewesen.

Ferner der — Descartes der Zukunft, „der kränkliche Knabe." Den alten Descartes nennt Harald Höffding im selben Werk: „Den Grundleger der neueren Philosophie".

In dem Augenblick, wo ich meinen Namen unter diese meine Fragen schreiben will, fällt mir ein, dass ich vor mehr als dreissig Jahren hier in Schwaz einen jungen Doktor gesehen habe, der sich bei einer Operation eine Blutvergiftung zugezogen hatte. Alle Augenblicke durchfuhr ihn ein Zittern, während er sich zugleich mit beiden Händen nervös ins Gesicht fuhr. Hier in Schwaz bekam er einen Knaben, — der sowohl das Zittern als die Handbewegungen geerbt hatte.

Und doch behauptet die „Wissenschaft", dass die Erlebnisse der Eltern kein nennenswertes Erbteil auf die Kinder übertragen.



Digitized by Google

# OTTO ERICH HARTLEBEN.

## BEITRAG ZU EINER GESCHICHTE DER MODERNEN DICHTUNG

VON

CÄSAR FLAISCHLEN.

Otto Erich Hartleben ist 1864er, und steht somit seinem Alter nach an dem grossen Wendepunkt, den das dreissigste Jahr, so oder so, in fast jedem Leben bildet. Die Sturm- und Drangzeit der zwanziger Jahre ist vorüber. Man ist allmälich über die so süss sein sollenden „Jugendeseleien“ hinaus und sehnt sich nach etwas Gleichmass und Stetigkeit. Die frühere Gährung hat einer gewissen Klärung Platz gemacht. Vor allem einer Klärung über sich selbst. Man ist vernünftiger, einsichtiger und ruhiger geworden; gegen Vieles auch gleichgültiger. Man weiss nicht mehr blos, was man möchte, man weiss auch, was man will, und erkennt, was man kann und was man nicht kann. Man strebt in bestimmte Gleise zu kommen und sucht aus dem mehr Negativen der bisherigen Wünsche und Hoffnungen nach etwas Positivem. Man will nicht mehr blos Dichter sein, man will auch was Ordentliches zu essen haben.

Bei dem einen tritt diese Wendung etwas früher, bei dem andern etwas später ein — immer aber bleibt das dreissigste Jahr der eigentliche Angelpunkt. Die erste Hälfte des Lebens ist vorbei und der Übergang zur zweiten vollzieht sich. Den meisten freilich wird dieser Wechsel kaum recht bewusst und die Änderungen, die sich vorschieben. Wer sich jedoch die Mühe nimmt, den Entwicklungsgang seines Lebens daraufhin anzusehen, wird hundert Momente finden können, die das Gesagte belegen und bestätigen, und wenn es nur in ganz kleinen, geheimen Gewohnheiten zu Tage träte. Am auffälligsten nach aussen hin kennzeichnet es sich im allgemeinen Alltagsleben dadurch, dass der Mensch um diese Zeit sein Chambre-garnie-Dasein überzukriegen pflegt und entweder in den heiligen Stand der Ehe tritt oder sich doch wenigstens eine eigene Wohnung mietet.

Man schlage die nächste beste Biographie auf, die man zur Hand hat. Es sind hauptsächlich zwar innere Wandlungen, an die dabei zu denken wäre, und unsere Biographienschreiber kümmern sich um solche verteufelt wenig, in der Regel aber ziehen diese inneren Wandlungen ganz von selbst auch äussere nach sich.

Goethe beginnt seinen Faust und wird Minister. Schiller heiratet und wird Professor. Nicht weil man ihn gerade nach Jena beruft, sondern weil er in festere Gleise zu kommen wünscht, weil er seine Herumhungerei satt hat und ein bischen mehr Ruhe haben möchte. Lessing macht sich an eine Übersetzung der zwei Diderot'schen Dramen, nachdem er vier Jahre lang

Digitized by Google

nur noch kritisch thätig gewesen, — ein Umstand, der für die ganze Literatur-Entwicklung bis auf heute von grundlegender Bedeutung wird. Alles, was er vorher nur dunkel und andeutungsweise mehr empfunden als bewusst erkannt hat, nimmt jetzt feste Gestalt an und bildet sich an Diderot zu klarem zielsicherem Selbst-Schaffen aus. Bürger verliebt sich in Molly, Herder wird Hofprediger in Bückeburg. Lenau fährt europamüde nach Amerika. — Und so weiter.

Das Alles aber ist keineswegs etwas Wunderbares oder Absonderliches, sondern erklärt sich ganz einfach aus natürlichen psychischen und physischen Entwicklungsprozessen heraus. Leider allerdings haben wir trotz all den zahllosen Biographien, die jedes Jahr über Gott und Welt zusammengeschrieben werden, nicht eine einzige, die auf dergleichen Rücksicht nähme und eine Darstellung einmal derart von innen heraus versuchte.

In den weitaus meisten Fällen hängt die Wandlung oder besser die Entscheidung, die dieses dreissigste Jahr zu bringen pflegt, mit einem je nach dem langsameren oder plötzlicheren Über-sich-selbst-klar-werden zusammen, wie ich schon vorher bemerkt habe. „Was willst du eigentlich?!“ blitzt es eines Tages wie ein flammendes Mene-Tekel vor einem auf. Was man bis dahin gegeben und geschaffen, schuf man, — ich möchte sagen: rein intuitiv, „im holden Wahnsinn des Genies“, mit einem Mal aber erwacht nun die Kritik, und gebiert sich einem aus der Seele, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, kampfgewappnet mit Schild und Speer.

Und es giebt keinen furchtbareren Feind für den Künstler, für den Künstler wenigstens von Gottes Gnaden, der von Publikums Gnaden bleibt davon verschont sein Lebtag lang — als eben die in der eigenen Brust erwachende Kritik. Der Zehnte fast erliegt in dem Kampf oder er verblutet sich dabei. Einmal ist jeder Dichter, aber das genügt nicht. Es handelt sich darum, es zu bleiben; es handelt sich darum, zu können, was man will, nicht blos zu können, was man kann oder was einem gerade Freude macht.

Und hierin liegt meines Erachtens auch der Unterschied zwischen dem Berufenen und zwischen dem Auserwählten, zwischen dem wirklichen Künstler und dem Dilettanten. Es giebt Dichter und Komponisten, von denen jeden Tag was in der Zeitung steht und die die Theater füllen, dass die Direktoren zu ihnen wie zu Halbgöttern emporblicken, und es giebt Maler, denen die Bilder abgekauft werden, ehe sie überhaupt gemalt sind — und die alle doch nur Dilettanten sind. Angefangen hat — cum grano salis verstanden — jeder als Dilettant, selbst Goethe. Es frägt sich nur: rang er sich in Späterem darüber hinaus oder versagte ihm die Kraft. Mit dem blossen Wollen ist nichts gethan. Gewollt hat wohl jeder das Höchste — aber das gilt nur vor Gott. Der Mensch ist rücksichtsloser. Man überlege einmal: wie wenige nur von allen, die vor zehn Jahren in der Begeisterung ihrer zwanzig Frühlinge zum Kampf auftraten gegen die Stagnation der damaligen Dichtung, und eine neue, moderne Kunst, eine Kunst ihrer Wünsche und ihres Lebens auf den Schild erhoben haben wollten, — wie wenige von ihnen haben das Feld behauptet, wie wenige haben sich durchgerungen!

Man könnte sie an den Fingern aufzählen. Und wie viele dagegen haben . . . umgesattelt! Der eine Teil wandte sich reumütig einem ehrbaren, festen, bürgerlichen Beruf zu und verkaufte seinen Pegasus um hundert und fünfzig Silberlinge monatlich weiss Gott an wen! Der andere versuchte es noch eine zeitlang, und abenteuerte auf gut Glück an den Abhängen des Parnass herum, trieb zuletzt jedoch mit müdem Gaul in den grossen Sumpf des deutschen Journalismus und war heilfroh, wenn es ihm gelang, sich an seinem Haarzopf noch einmal hoch zu kriegen. Das Tier ging wohl drauf! Äussere Momente und in erster Linie ganz gemeine Geldsorgen sind allerdings zunächst bestimmend, wie ich sehr wohl weiss; im Geheimen ausschlaggebend aber bleibt trotz allem und allem, und ob es den meisten nicht einmal völlig zum Bewusstsein kommt — jenes innere Moment langsam erwachter Selbsterkenntniss!

Digitized by Google

Und die wenigen dann, die diesen Kampf in sich aufgenommen und gekämpft und bestanden — ganz wundenlos ist keiner davongekommen! und kommt auch keiner davon. Es gilt dann nur: wie weiter? Aufwärts oder abwärts? Hat man noch Kraft für ein paar Jahre oder — hat es einen flügellahm gemacht?!

Hartleben ist einer von den wenigen, die sich durchgerungen und die da gesiegt haben. Und zwar auf psychologisch höchst interessante Weise —: indem er sich keinen Geringeren als Goethe zum Bundesgenossen heranholte, „den Grössten seiner Herren Kollegen."

Es war vor ungefähr zwei Jahren, ehe er, berlinmüde, eine grössere Reise nach Marokko antrat, im Herbst 1893; eines Abends in der Kneipe. Otto Erich, wie öfters, plötzlich still und wortkarg und vor sich hin versunken. Wer ihn nicht kennt, glaubt irgend eine Dummheit gesagt zu haben und geräth, das abgebrochene Gespräch mit Gewalt weiterführen wollend, dieser plötzlichen Einsilbigkeit gegenüber mitunter fast in Verzweiflung — wie ich wenigstens oft genug miterlebt habe — bis Hartleben dann an irgend einem Punkt ganz mit der vorigen Gemütlichkeit wieder einsetzt.

Auf einmal sagte er: Weisst Du, ich möchte Goethes Gedichte herausgeben! . . . Eine Auswahl wenigstens! . . . Es sind wundervolle Sachen darunter, Sachen, die man gar nicht kennt, die man in den gewöhnlichen Ausgaben auch gar nicht findet!

Ich sah ihn an und dachte an seine „Erziehung zur Ehe", die kurz vorher auf der Bruno Wille'schen Neuen freien Volksbühne aufgeführt worden war, und glaubte, er mache einen Scherz, obwohl ich seine Verehrung für Goethe kannte.

Er rückte sich im Stuhl zurück und zog die Augenbrauen etwas hoch: Ohne Scherz, ich versichere Dich! aber . . . keine Philologenauswahl, sondern . . . Nicht: Goethe's Gedichte, sondern: Goethe in seinen Gedichten.

Aber wie kommst Du darauf?

Ich habe Goethe immer für einen feinen Kerl gehalten . . . von dem man noch unendlich viel lernen kann! . . . Büttenpapier natürlich! und . . . chronologisch geordnet! —

Hartleben und Goethe! Der Dichter der Angele und der Dichter der Iphigenie! — Arm in Arm!

Nach und nach jedoch begriff ich, wie das zusammenhängen möchte.

* * *

Hartleben begann seine literarische Thätigkeit, wie man so schön zu sagen pflegt, womit auch andere, die es später zu etwas gebracht, begonnen haben und womit eigentlich jeder beginnt: mit einem kleinen Bändchen Lyrik. Lyrik ist heute freilich eine Kunst geworden, deren sich ein anständiger Schriftsteller beinahe schämen muss — selbst vor Mitlyrikern. „„Kann ja jeder!"" Ich persönlich jedoch habe immer ein leises Aber gegen Dichter, deren episches und dramatisches Genie so mächtig und so zwingend war, dass sie es unter ihrer Würde erachteten, der Welt auch einmal lyrisch zu kommen. Man braucht nur an Sudermann oder an Gustav Freytag zu erinnern. Das mag ein Vorurteil sein. Doch ich habe immer die Empfindung irgend eines geheimen Mangels. Wer was kann, kann auch als Lyriker etwas, mögen seine Reime noch so schlecht sein.

Selbst Ibsen hat solche gesündigt.

Das Bändchen betitelte sich: „Studententagebuch, 1885—86" und erschien unter dem halben Pseudonym Otto Erich 1886 bei J. Schabelitz in Zürich — dem damaligen Verleger „Gründeutschlands". Ein Jahr darauf folgte: „Zwei verschiedene Geschichten"; 1889 dann „der Frosch — von Henrik Ipse; 1891 „Angele"; 1892 der „Pierrot Lunaire", „der abgerissene Knopf" und „Wie der Kleine zum Teufel wurde" sowie auch „Hanna Jagert"; 1893 „Die Erziehung zur Ehe" und „Ein Ehrenwort"; 1894 das „Goethe-

Digitized by Google

Brevier" und jetzt, vor wenigen Wochen eine Gesammtausgabe seiner Gedichte, unter dem Titel: „Meine Verse." Alles im Verlag von S. Fischer in Berlin.

Ich weiss nicht, welche Aufnahme das „Studententagebuch" damals fand: wahrscheinlich gar keine, wie das ja Leuten gegenüber, für die von anderer Seite her keine Reklame gemacht wird, so Sitte ist; mögen ihre Verse noch so gut sein. So recht verständlich wird in diesem „Studententagebuch" Vieles freilich erst im Zusammenhang mit späteren Werken, im Rückblick gleichsam von diesen aus, wie man so viele Dinge seiner Kinderzeit erst lange Jahre nachher eigentlich recht versteht. Trotzdem zeigt das dünne, nur 89 Duodez-Seiten umfassende Bändchen etwas ungemein Fertiges und Selbständiges, was im Vergleich mit Karl Henckell's erstem „Poetischen Skizzenbuch" zum Beispiel, das ungefähr um dieselbe Zeit erschien, in dem jedoch alles wild und wirr durcheinanderbraut, ausserordentlich auffällt. Etwas ungemein Formulirtes, zunächst in sprachlicher Beziehung, ungeachtet vieler formaler Unfertigkeiten; etwas Ruhiges, Zielbewusstes und Abgeschlossenes. Ich möchte beinahe sagen, etwas Klassisches, wenn ich nicht fürchtete, dass man dies missverstehen würde.

Die Hartleben'sche Lyrik ist durchaus lyrische Lyrik. Der Systematiker von Beruf bestreitet zwar die Berechtigung einer Einteilung der Lyrik in lyrische, epische und dramatische Lyrik, vermag aber selbst keine bessere vorzubringen. Die lyrische wäre die eigentliche, reine Empfindungslyrik, die keinerlei Situation giebt, sondern nur eine Stimmung oder eine Reflexion zum Ausdruck bringt; wie also Goethe's „Ueber allen Wipfeln ist Ruh," und A. m. Ein Beispiel epischer Lyrik wäre „Die Braut von Korinth"; ein Beispiel dramatischer „Der Wandrer" oder „Trost in Thränen"; auch „Der Zauberlehrling".

Hartleben hält sich selten mit einer Schilderung der Situation auf. Er giebt meist nur ihren Gedanken oder ihre Stimmung, und überlässt es dem freundlichen Leser, sich diese selbst zurechtzulegen. Er verzichtet namentlich auf alles, was man unter Pointirung zu verstehen pflegt (im landläufigen Sinn des Wortes). Jeder Vers hat gleiches Gewicht und gleiche Bedeutung. Und das giebt seiner Lyrik mitunter etwas Schweres und Dunkles; zumal die meisten Gedichte auch, der Tagebuchform entsprechend, ohne Überschrift in den Seiten stehen. Man muss Einzelnes erst durchdenken und ein zweites Mal lesen, um herauszufinden, was alles darin steckt. Dieser Mühe wird dann allerdings „ein Lohn, der reichlich lohnet."

Ein paar Belege, kleine Zweistropher:

In Deinen Armen, an Deiner Brust
verträumt' ich die heiligsten Stunden:
Ich habe die Liebe, ich habe die Lust
in Deinen Armen gefunden!

O diese Arme blütenweiss,
o dieses Busens Wogen . . .
Träum' ich vom Glücke, so fühl' ich mich heiss
von Dir in die Arme gezogen!

Wer dergleichen liest, wie man im Allgemeinen zu lesen pflegt, der wird vielleicht nicht einmal den aussergewöhnlichen Reim: Brust und Lust bemerken.

Wer aber dann und wann noch ein bischen Zeit übrig hat für so zwei Strophen, entdeckt in jeder Zeile, ja in jedem Wort fast, Feinheiten, die ihn immer auf's Neue festhalten und entzücken. Man mache einmal die Probe und schreibe das Gedicht ab. Es giebt kein besseres Mittel, um echt und unecht zu unterscheiden. Man sieht bis in die geheimsten Falten dabei, und was Phrase und Flickwerk ist, zeigt sich mit erschreckender Deutlichkeit. Oder:

Digitized by Google

Die jubelnd nie den überschäumten Becher
gehoben in der heiligen Mitternacht,
und denen nie ein schönes Mädchenauge
zur Sünde lockend, sprühend zugelacht —

Die nie den ernsten Tand der Welt vergassen
und freudig nie dem Strudel sich vertraut —
o sie sind klug und bringen's weit im Leben:
ich kann nicht sagen, wie mir davor graut.

* * *

Nun reicht den vollen Humpen
im Kreise der Zecher herum!
nun lasse sich keiner lumpen:
das Leben ist gar zu dumm!

Mein Lieb glich den Pokalen!
die gehn im Kreise um,
Vorletzter muss bezahlen —
Vorletzter sein ist dumm!

Es giebt zweifellos eine Menge Leute, die solche Verse, namentlich Verse, wie die letzten, viel zu — studentisch finden. Sie haben völlig Recht damit. Eines schickt sich nicht für alle, und es wäre die vergeblichste Liebesmühe, ihnen auseinandersetzen zu wollen, dass so etwas eben auch nur für Leute ist, die nicht schon von vornherein alles gemein nennen, selbst wenn es ihnen auf den ersten Blick auch so vorkommt. Gerade die letzten zwei Strophen sind ganz und gar Otto Erich: wie er sich mit Spott und Ironie über den Schmerz verlorener Illusionen hinwegzuhelfen sucht, halb lachend, halb weinend. — „Vorletzter muss bezahlen — vorletzter sein ist dumm!" Warum muss ich gerade derjenige sein, an dem es hängen bleibt! Warum hab ich gerade das Pech davon und Andere die Freude!

Man steht zum grossen Teil übrigens — im Publikum — der ganzen modernen Dichtung mit einem derartigen Skeptizismus gegenüber; obwohl sie lange nicht so gefährlich ist, als sie gewöhnlich gemacht wird. Aber der alte Satz, das man seinem lieben Nebenmenschen zehnmal eher die grösste Gemeinheit zutraut, als etwas Gutes, bewahrheitet sich auch da, und giebt der Betreffende auch noch einen scheinbaren Anlass, so — ist gar Nichts dagegen zu wollen. Und man hat in dieser Beziehung gerade Hartleben grosse Vorwürfe gemacht. Jedoch mit Unrecht. Er mag noch so — „studentisch" sein, er mag die gröbste Grobheit sagen, er ist dennoch nie und nirgends cynisch oder frivol. Ich kenne ihn nun etwa fünf Jahre und wir sassen manchen Abend beieinander, so dass sich oft genug Gelegenheit geboten hätte, dergleichen zu bemerken. Mensch und Dichter ist bekanntlich aber sehr zweierlei, wird man da einwenden, und hat so gut wie nichts mit einander zu thun, wie vor einiger Zeit aus Anlass des Oskar Wilde-Skandals in London wieder gross und breit in allen Zeitungen zu lesen war. Dieser Satz aber ist der vollendetste Blödsinn, den ich jemals durch die Welt habe hinken sehen. Mensch und Dichter hat meines Erachtens nicht nur sehr viel miteinander zu thun, sondern ist etwas durchaus Untrennbares. Ich weiss, man kann dem mit Leichtigkeit tausende von Fällen entgegenhalten, die die Richtigkeit der herkömmlichen Ansicht scheinbar belegen. Aber auch nur scheinbar. In Wirklichkeit und wenn man auf den Grund geht, beweist dieses ganze Beweismaterial nur: wie wenig unseren Literaturhistorikern daran liegt, ein bischen tiefer zu gucken und einen Charakter einmal rein psychologisch zu fassen zu suchen.

Der Dichter, der Künstler schafft nicht wie ein Schuhmacher, der jemand das Maass nimmt und nach diesem einen möglichst gut sitzenden Stiefel aus seinem Leder herausschneidet, sondern aus seinem Ich heraus und aus der

Digitized by Google

Welt- und Lebensanschauung, die er als Mensch hat. Es ist daher falsch, Mensch und Dichter unter verschiedene ethische Gesetze stellen zu wollen, und so gleichsam jeder Verantwortlichkeit zu entziehen. Nur ein rein manuelles Können ist vom Charakter unabhängig. Zum Dichten aber gehört glücklicherweise noch etwas mehr — obgleich die Kunst so mancher hochangesehener Herren oft nur blosse Federgeschicklichkeit ist. Nein! wer als Mensch nichts nutz, ist auch als Dichter nicht viel wert. Das zu entscheiden freilich ist mitunter schwer; jedenfalls aber ist es grundfalsch, einen Menschen immer nur nach der Moral zu beurteilen, die man von ihm haben möchte, anstatt nach der, die er hat und die er — seiner ganzen Entwicklung und der ganzen Entwicklung der Zeit nach haben muss.

Um auf Hartleben zurückzukommen, so ist er viel zu stolz und viel zu sehr Aristokrat, um so frivol zu sein, wie man ihm schon zum Vorwurf gemacht. Merkwürdig allerdings in seinem Charakter ist ein Nebeneinander zweier durchaus verschiedener Naturen: einer ironisch-satirischen und einer naiv-sentimentalen. Derselbe Hartleben, der die „Angele" schreibt, mit dem Motto: „Verachte das Weib", der dem tragischesten Konflikt ein lächerliches Moment absicht, derselbe Hartleben hat ein wahres Kindergemüt, zart und schüchtern, ja mimosenhaft schüchtern beinahe, und hat die Menschen viel zu lieb, um so grob und rücksichtslos gegen sie zu sein, wie mitunter angebracht wäre. Wer Augen hat zu sehen, sieht das überall in seinen Schriften; oft dicht beieinander. Und in diesem schroffen Gegensatz des eigenen Wesens liegt, und vielleicht auch für Hartleben selbst, das geheime Problem seines Schaffens. Woraus solche Charakter-Eigentümlichkeiten entstehen und wie weit sie zurückgreifen, ist schwer zu finden. Es kann etwas ganz Plötzliches sein. In den meisten Fällen jedoch bilden sie sich, wie ich glaube, aus hunderterlei kleinen Kindheits- und Schulzeit-Erlebnissen heraus, die für den Augenblick vielleicht ganz unwichtig sind und rasch vergessen werden, die sich allmählich aber aufsammeln und bei irgend einem äusseren Anlass sich geltend machen und von direkt bestimmendem Einfluss werden.

Hartleben ist trotz aller Ironie im Grunde seines Wesens „Gemütsmensch", wie eigentlich ja jeder künstlerisch produktive Mensch. Aber er hat zweifellos schon in frühen Jugendjahren die Erfahrung gemacht, dass der Gemütsmensch selten zu Recht kommt in diesem schnöden Jammerthal und höchstens Spott erntet für seine Naivetät. Er braucht nur einmal ein paar Gedichte gezeigt zu haben und irgend ein gutmeinender Vetter, wie es deren ja überall giebt, braucht nur bemerkt zu haben: ob es nicht gescheidter wäre, wenn der Junge mehr auf gute Censuren als auf schlechte Verse bedacht sei! worauf dann die Andern lachten — so genügt das vollständig, um daraus die Erfahrung ziehen zu lassen, dass der faulste Kalauer einem weit innigeren Verständniss begegnet, als das Heiligste, das man im Busen trägt, als die tiefgefühltesten Gedichte, die einem durch das Herz glühen. Nichts aber macht verschlossener und scheuer, als Spott, und zumal wenn man ihn völlig wehrlos und womöglich noch mit schlechtem Gewissen gegenübersteht, und Spott über etwas, das einem so unantastbar heilig erscheint, wie einem lebhaft veranlagten Knaben die Träume, die er sich ausspinnt. Man sucht sich dagegen zu schützen, versteckt sein Innenleben und zwingt sich, der Aussenwelt sich anzupassen.

Nach irgend einer Seite hin spielen sich derartige Wandelungen in jedem Jugendleben ab. Sie bilden die Grundlinien des ganzen späteren Charakters und wiederholen sich mutatis mutandis oft genug in allen Lebenslagen.

Von Natur aus ist niemand weder Spötter noch Satiriker. Das ist immer etwas, das sich erst später herausarbeitet. Je feiner und empfindsamer aber jemand veranlagt, um so leichter wird er dazu kommen, sich mit Ironie zu wappnen zu suchen, eben weil Ironie das ist, das ihn von Anfang an am meisten verletzt hat. Es ist ein Umschlagen ins Gegensätzliche. Später allerdings strebt ein Jeder wieder aus diesem Gegensatz heraus, und sucht der eigenen Natur gerechter zu werden, falls ihm diese inzwischen nicht verloren

Digitized by Google

ging. Wer hätte nicht Freunde, die aus bloser Schüchternheit grob und dreinschlagend und so unschüchtern, als irgend möglich sind?!

Ob dies in Allem auch auf Hartleben zutrifft, weiss ich nicht. Aber ich vermag mir das Ironische und Satirische seiner ganzen Dichtung nur aus solchen Anfängen und Momenten heraus zu erklären. Er eignete es sich zunächst als eine Art Waffe gegen die Überlegenheit der Aussenwelt an, zum Schutz seines Innenlebens, das um so mehr Kränkungen und Täuschungen ausgesetzt sein mochte, je feingestimmter es war und je lebhafter es darnach drängte, sich zu äussern. Je schärfer sich dann aber sein Verstand entwickelte, um so schärfer empfand er die Trivialität der Wirklichkeit als Ironie auf das, was ihm die Seele bewegte und um so mehr suchte er sich dagegen zu rüsten, bis er sich mit dieser Waffe gleichsam verwuchs. Es ist der alte, aber ewig neue, grosse Kampf der Jugend um die Illusionen und Ideale, die man sich vom Leben macht und die man erfüllt sehen möchte. Der eine kämpft ihn so, der andere so; der eine auf diesem, der andere auf jenem Gebiet; der eine früher der andere später. Wer stark ist, siegt, wer schwach ist, fällt.

Anstatt sich verspotten zu lassen, spottet man lieber selbst. Man lese einmal das Gedicht: „Liebe und Lyrik", auf Seite 58 der neuen Gesammtausgabe. So gering sein „ästhetischer" Wert, so hoch ist sein psychologischer. Und gerade nach der Seite, die ich zu analysieren versucht habe.

Man vergleiche ferner die nachstehenden zwei Gedichte, aus denen man in extenso den ganzen Entwicklungsgang Hartlebens erkennen kann. Das erste stammt aus dem Jahr 1885, seiner ersten Berliner Zeit, und Berlin scheint ihn demnach, anfänglich wenigstens, sehr enttäuscht zu haben; das zweite fällt acht Jahre später, 1893, und gehört zu seinen Pierrot-Gedichten.

### „Die Welt ist bunt!"

Denkst Du daran, wie Du zum erstenmal
aus Deiner Heimatberge düstrem Forst
als Knabe niederschautest in die Ebene?
„Die Welt ist bunt!" so riefst Du jauchzend aus.
Da dehnten sich die farbigen Felderstreifen
vor Dir hinab wie Blätter eines Fächers,
entfaltet an dem runden, sanften Hügel —
und also farbig rings die weite Welt?
Und reichlicher und dreimal leuchtender,
als drinnen in den schwarzen Tannenwäldern,
schien drüber hin das Sonnengold zu gluten . . .
„Die Welt ist bunt!" — O wär sie bunt geblieben!

### Die Hörner.

Wenn die Hörner abgelaufen
und der Jugend Lust gebüsst ist,
wird Pierrot, der lastermüde,
kriechen in den heiligen Ehstand . . .

Columbine, jung und lustig,
wollt ihn anfangs nicht mehr haben,
wenn die Hörner abgelaufen
und der Jugend Lust gebüsst ist.

— Aber schliesslich ward sie milde,
reicht am Altar ihm das Händchen,
und wie tröstend sprach sie leise:
neue werden wieder wachsen,
wenn die Hörner abgelaufen!

Diese beiden Gedichte stehen in der neuen Ausgabe („Meine Verse") etwa 160 Seiten auseinander. Aber es liegt nicht blos der äusserliche Zeitraum von acht Jahren, sondern eine ganze Welt liegt zwischen ihnen, mit

Digitized by Google

hundert Freuden und aberhundert Entäuschungen und Wandlungen. Wer ein bischen tiefer sieht, kann das Alles zwischen den Zeilen darin finden, und darum glaube ich, ist dieses Versbuch, von allem anderen abgesehen, eins der intessantesten Bücher der ganzen modernen Dichtung. Mir persönlich ist es auch das liebste von allen Hartleben'schen Werken. Denn er tritt einem nirgends mehr so vielseitig, so impulsiv und subjektiv und unmittelbar, als Mensch und Dichter zugleich, entgegen. Er ist später, in anderen Sachen, weit mehr Künstler und weit reifer und weit mehr durch, aber er ist nirgends mehr so herzenswarm und hoffnungsfroh. Der Skeptizismus der erwachten Kritik gewinnt immer mehr Macht über ihn und hemmt ihm den freien Flügelschlag freier Begeisterung. Es drängt ihn einer immer feiner gestaltenden Technik entgegen, kompositionell und formell, aber selbst der vollendetsten Technik fehlt etwas, wenn sie den Künstler die naive Unmittelbarkeit seines Jugendschaffens gekostet hat. „Zum höchsten Ziele führen keine Leitern!" Das ist eine Klippe, der mehr als einer von den Modernen entgegentreibt und mit vollen Segeln, und an der jeder rettungslos scheitern wird, falls es ihm nicht gelingt, sein Steuer herum zu bringen. Nicht im Hinblick auf irgend ein Publikum, sondern im Hinblick lediglich auf die eigene Entwicklung. Die blosse Genialität des Verstandes siegt nirgends — die Genialität des Herzens ist das Entscheidende. Mathematik ist keine Kunst und wird es nie werden.

Auf das „Studententagebuch" folgte 1887: „Die Serényi. Zwei verschiedene Geschichten." Die Serényi ist eine Berliner Soubrette, die sich mit dem Freiherrn Herbert von Hartenstein verlobt. Die Verlobung aber wird von seiner Seite wieder rückgängig gemacht, da er infolge verschiedener Zuflüsterungen und Vorkommnisse nicht an ihre Reinheit zu glauben vermag.

Die zweite Geschichte betitelt sich „Der fidele Hof" und ist ein ironisch-satirisches Märchen. Man sieht auch wieder die Zweinaturigkeit Hartlebens, Arm in Arm gleichsam. In der ersten Geschichte ein erschütternd tragischer Konflikt, in der zweiten übermutfroher, lachender Spott.

Erbprinz Alexander — um den Inhalt des „fidelen Hofes" kurz zu skizzieren — läuft seinem königlichen Vater davon, da es von jeher sein heissestes Sehnen war, in Verhältnisse zu kommen und Menschen aufzusuchen, unter denen er lediglich als Gleichberechtigter, d. h. als Mensch und Dichter leben und wirken könnte. Er kommt unter dem Pseudonym Konstantin an den Hof eines Nachbarkönigs und sieht seinen Wunsch erfüllt: ‚Hier wusste keiner, dass er Erbprinz war. Er war nicht mehr königliche Hoheit und die Menschen waren auf einmal keine Lakaien.' Am Hoftheater daselbst wird nach einiger Zeit und nach mehreren Verhandlungen mit Minister Albert Träger ein Stück von ihm aufgeführt, das so schön ist, dass sich die königliche Prinzessin sterblich in den bescheidenen Dichter verliebt. Und der Herr Papa, dessen ganzes Streben es ist: das Wort der Dichter zu grösserer volkspädagogischer Wirkung zu bringen, will ihm eben die Erbprinzessin zur Frau geben, als sich infolge eines königlichen Steckbriefes herausstellt, dass der so hoch gefeierte Dichter Konstantin ein „ganz gemeiner Prinz" ist. Das empört ihn aufs Tiefste, denn „er hatte sich so darauf gefreut, eine poetische Neigungsheirat zu stiften"; schliesslich aber beruhigt er sich wieder, da ihm seine Tochter gesteht, dass sie ohne Konstantin nicht leben möge.

Rein literarhistorisch genommen, erinnert mich dies Märchen in Vielem an Georg Büchner's „Leonce und Lena". Verfasser und Stück sind leider Gottes ebenso unbekannt, als sie bekannt sein sollten, denn Büchner ist einer der genialsten Kerle des ganzen damaligen „Jungdeutschlands" und „Leonce und Lena" halte ich trotz Prutz's „politischer Wochenstube" für die einzige wirkliche Komödie, die unsere deutsche Literatur nach dieser Seite hin aufzuweisen hat, und ich freute mich herzlich, als ich las, dass Max Halbe sie auf seiner „Intimen Bühne" in München einmal aufzuführen versuchte.

„Die Serényi" ist in Tagebuchform geschrieben. Etwas umständlich und wortreich, doch tagebuchführende Frauen und Fräulein pflegen hierbei

Digitized by Google

ja im Allgemeinen etwas breit und redselig zu Werke zu gehen. Man ist durch die Sorgfalt, die Hartleben in allen späteren Werken auf das Formale verwendet, jedoch schon so verwöhnt, dass man hier vielerlei Unbeholfenheiten und Flüchtigkeiten bemerkt, über die man sonst ohne weiteres hinweggehen würde. Würde er die Geschichte umarbeiten — was sie meines Erachtens wohl wert wäre — so glaube ich, gelänge ihm mit seinem heutigen Können gewiss ein Meisterstück. Ich stelle sie aber auch deshalb um so höher, als es die einzige Arbeit ist, in der er sich ein direktes, positives Lebensproblem stellt, wenn ich so sagen darf. Die Szene, in der die Serényi, in die Wohnung Treskow's gelockt, nach und nach erkennt, was dieser eigentlich von ihr will, und so thut, als gehe sie drauf ein, da sie keine andere Rettung sieht, bis sie plötzlich die Gelegenheit ergreift und Treskow eine von den Pistolen, die er ihr scherzweise zeigt, vor die Brust hält — hinterlässt selbst in ihrer jetzigen etwas primitiven Form einen bleibenden Eindruck.

Das Ganze knüpft an das allgemein bekannte tragische Ende einer jungen Berliner Schauspielerin an, die sich vor einigen Jahren im Tiergarten erschoss — aus denselben Motiven. Aber Hartleben hat es verstanden, die gegebenen Momente zu völlig Eigenem umzugestalten. Dennoch meine ich, dass es sich sehr wohl lohnen würde, den Versuch zu machen und diesem ganzen, psychologisch so ausserordentlich feinen und interessanten Problem eine bedeutendere Form zu geben. Echte Perlen verlangen auch echte Fassung.

Zwei Jahre später, 1889, kam dann das prächtige „Familiendrama" „Der Frosch, von Henrik Ipse" — eine der gelungensten Parodieen auf Ibsen; jeder Satz voll unergründlichster Spottlaune und voll malitiösester Bosheit.

Gleich zu Anfang, wenn Christine, die zweite Frau des von Nora verlassenen Oberlehrers Möhlmann, in ihrem kalten Hause hoch im Norden, in einer kleinen, kalten Fjordstadt in echt Ibsensch-tragisch verdrückter Stimmung mit dem Blasebalg am Ofen sitzt und das Feuer anbläst, denn „in diesem Hause brennt ein Feuer nur, wenn man es anbläst"! — oder wenn der Musiklehrer Jessen seiner Schülerin darthut, wie er mit ewig ungestilltem Durst herumlaufe und so die stumpfsinnige Enthaltsamkeit seines Vaters büssen müsse, der da Kantor gewesen und es für eine Hauptsünde gehalten hätte, seinen Durst zu löschen — oder wenn Carl Meiners, der jetzige Gatte Nora's, ein kräftiger Mann in der Mitte der Dreissiger, mit strohgelbem Kopfhaar, plötzlich auf der Terrasse erscheint und durch die Glasthür ins Zimmer starrt — — man muss es freilich aufgeführt gesehen haben, um die ganze aristophanische Ironie dieser Scenen zu fassen! Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, gehörte dann allerdings Ibsen selbst noch ins Parterre; nach berühmten Mustern!

Der Schluss fällt ein wenig ab und das ist schade. Emils Furcht vor dem „Schauderbaren", das heisst vor den Prügeln, die ihm sein Herr Papa in Aussicht stellt, wirkt mehr ulkig als wuchtig und stimmt das „Drama" von seiner anfänglichen Höhe etwas herunter. Nichts destoweniger bleibt das Stück in seiner Art geradezu klassisch. Es ist freilich weniger Satire, als Parodie, wie ich schon oben gesagt habe.

Bald darauf erschien „Angele", 1891, durch deren Aufführung auf der von Brahm und Schlenther seiner Zeit gegründeten „Freien Bühne" Hartleben auch in weiteren Kreisen bekannt wurde.

„Komödie" steht auf dem Titelblatt, sonst nichts, und als Motto: „Verachte das Weib!" Der Inhalt ist bekannt. Und wenn er nicht bekannt wäre, liesse er sich auch nicht erzählen — obgleich es vollständig zuträfe, wenn man sagte: Im ersten Akt streiten sich Vater und Sohn darum, wer mehr Recht auf Angele habe. Viktor, der Sohn, hat sie entdeckt und hat ihr 250 Mark monatlich versprochen, die Hälfte dessen, was er auszugeben hat, sein Vater aber erklärt, dass er doch zweifellos der wohlhabendere sei und dass demnach, wenn man von Rechten reden wolle, doch wohl er das grössere Recht habe. Dass er es in der That auch hat, zeigt sich. Drei Wochen später, im zweiten Akt,

Digitized by Google

hört Viktor, dass ein Greis, dessen „Haupt voll Silber, doch dessen Hände voller Gold“ so Tag wie Nacht zu Angele wandle. Da Viktor sie so wie so längst satt hat, so liegt ihm wenig daran. Aber ein Predigtamtskandidat, der Angele auf einer Hochzeit kennen gelernt und dem sie erzählt hat, sie sei Viktors Braut, kommt zu ihm, ihn zu bitten, diese Verlobung zu seinen Gunsten rückgängig zu machen, wenn er Fräulein Buchwald, das arme, junge unerfahrene, alleinstehende Mädchen, nicht ebenso heiss und aufrichtig liebe, wie er, und wie sie verdient habe. Viktor nimmt ihn, er heisst Franz Kerner, ohne weitere Antwort zu einem „Kollegen“ mit, mit dem er was zu besprechen hat, was „zufälliger Weise“ ebenfalls Angele betrifft. Er selbst erfährt hier, dass der ominöse Silbergreis sein verehrter Herr Papa ist. Diesem aber hat Angele inzwischen solange vorgeredet, sie liebe nur ihn, sie hätte immer nur ihn geliebt und würde immer nur ihn lieben, und Viktor und seine lumpigen 250 Mark monatlich seien ihr immer gleichgültig gewesen, und hat ihn damit auch so gerührt, dass er sie in allem Ernst zu seiner legitimen und standesamtlichen Frau zu machen gedenkt. Er erklärt dies Viktor. Nun aber gehen auch dem Predigtamtskandidaten, der dies mit anhört, die Augen auf: wess Geistes Kind die arme, unerfahrene Angele, die er zur Frau Pastorin zu machen gedachte, eigentlich ist, und das bringt schliesslich auch Papa wieder zur Vernunft.

Das wäre so ungefähr das, was man landläufiger Weise den Inhalt des Stückes nennen würde. Von dem, was auf den 47 Seiten wirklich aber steht, ersieht man daraus so gut wie nichts. Und das ist charakteristisch für die ganze moderne Kunst, dass man eigentlich niemals einen Inhalt erzählen kann, wenn man nicht gleich ganze Bogen darüber schreiben will. Vorausgesetzt, dass man sich nicht à la Professor Kirchner, jenem famosen Haruspex und Eingeweidebeschauer der Modernen darauf beschränkt, als Inhalt von Ibsens Nora etwa anzugeben: eine Frau laufe darin ihrem Mann davon. Es kommt dabei eben weniger auf das Was, auf die sogenannte „Handlung“ — von der übrigens noch kein Mensch eine vernünftige Definition zu geben vermocht hat — als auf das Warum und Wie an. Und bei Hartleben ganz besonders. Was er giebt, hat eigentlich nie das, was man unter Inhalt zu verstehen pflegt. Man muss sich diesen fast immer erst zwischen den Zeilen herausholen. In „Hanna Jagert“ ist das noch weit mehr der Fall. Er sagt nichts direkt, er entwickelt auch keine Charaktere und lässt einen fast nur erraten, was geschieht und was er eigentlich will, und oft blos aus halben Andeutungen heraus. Das ist die Art und Weise Ibsens und die Technik Holz's, Schlaf's und Hauptmann's. Und dennoch ist Hartleben wieder ganz anders und in Vielem Ibsen diametral entgegen. Ibsens ganze Technik und Darstellungskunst ist im Grund analytischer Natur, die Hartleben's, Holz's, Schlaf's und Hauptmann's — trotz allem — synthetischer: darin aber liegt es auch, dass Ibsen bei uns immer und immer Widerspruch finden wird. Er ist mehr Denker als Dichter, er ist mehr abstrakt als konkret. Der Deutsche jedoch will eine konkrete, synthetische Kunst. Er will eine Kunst mehr aus dem Herzen als aus dem Verstand heraus. Das erklärt auch, weshalb Lessing nie so viel gilt und nie so hoch gestellt wird im Allgemeinen, als Goethe und Schiller, weil er weniger aus dichterischer Intuition als aus kritischem Können heraus schuf. Man darf das freilich nicht missverstehen. Herz allein thut's nicht, es muss auch Kopf dabei sein, und je mehr von Beidem, desto besser. Das grosse Publikum hat trotz aller Dickhäutigkeit hierfür mitunter einen merkwürdig feinen Instinkt. Allerdings lässt es sich von einem, der's geschickt macht, andererseits auch wieder leicht an der Nase herumführen.

Hartleben nennt seine „Angele“ eine Komödie. Ich halte das für einen ausserordentlich glücklichen Griff. Nicht als ob er damit eine neue Gattung, oder wie man sagen will, geschaffen hätte, aber er hat einem alten Begriff dadurch eine für uns neue und feste Ausprägung gegeben. Es sind seitdem eine Masse ‚Komödien‘ geschrieben worden; für die meisten jedoch hätte eine der hergebrachten andern Bezeichnungen ebenso ausgereicht, während auf

Digitized by Google

„Angele“ nur diese eine zutrifft. Er nennt auch „Hanna Jagert“ so und giebt dem Begriff damit eine noch feiner ausgeführte, eine noch sorgfältiger ciselierte Fassung. Man mag mir das als Wortklauberei auslegen: auf dergleichen Nebensächlichkeiten komme überhaupt nichts an, „Hanna Jagert“ würde nie als Komödie, sondern immer als Schauspiel wirken! Gewiss! Für das meiste, was so zusammengedichtet wird, ist es thatsächlich auch gleichgültig, unter welchem Titel und Nebentitel man es drucken lässt. Das Publikum frägt wenig oder nichts darnach. Für den aber, der ein bischen mehr will, für sich, nicht für ein Publikum, sind derlei Nebensächlichkeiten keineswegs gleichgültig, sondern höchst wesentliche Momente des Ganzen. In Bezug auf Titel wird überhaupt ganz niederträchtig gesündigt. Man könnte eine ganze Broschüre lang darüber loslegen.

Bei Hartleben kommt noch etwas anderes dazu. Die Bezeichnung Komödie ist das einzige Subjektive an all seinen Stücken, sein drittes „Die Erziehung zur Ehe“ inbegriffen. Er strebt wie Gerhart Hauptmann darnach, seine Charaktere mit möglichst absoluter Objektivität zu zeichnen. Er verzichtet auf jede subjektive Gestaltung. Seine Persönlichkeit kommt lediglich durch die Idee des Ganzen zum Ausdruck. Sein dramatisches Schaffen ist — cum grano salis verstanden — das des Bildhauers, der seine Figuren aus einem Marmorblock herausmeisselt. Er giebt nicht sich, wie in seiner Lyrik, sondern Andere, thunlichst „naturgetreu“. Das also Gegebene soll dann durch seinen Inhalt wirken. Der Autor tritt völlig zurück und sein Können äussert sich — sichtbarer Weise wenigstens — fast ausschliesslich nach technischer Seite hin. Das bildete und bildet einen Fundamentalsatz der realistischen Bewegung überhaupt. Hartleben hat ihn namentlich in seiner „Hanna Jagert“ ebenso konsequent durchgeführt, wie Gerhart Hauptmann. Dennoch aber vermeine ich, durch Alles hindurch es wie einen heimlichen Drang zu fühlen, aus dem Bann dieses Satzes loszukommen, einen Drang, subjektiv zu sein, sich geben zu können und die eigene Weltanschauung, nicht die irgend welcher fremder Individuen. Der Umstand, dass er nur „Komödien“ schrieb und dass er auch „Hanna Jagert“ als solche bezeichnet, ist ein schlagender Beweis dafür. Wer das Stück kennt, weiss, was ich meine. Die Aufführung, mit der Oskar Blumenthal sich damals zweifellos ein literarisches Verdienst erwarb, was man wohl von keiner Novität des Lessingtheaters der letzten zwei Jahre sonst sagen könnte, abgesehen von Max Dreyers „Drei“, — die Aufführung wirkte in der That nicht im Geringsten „komödienhaft“, und niemand hat die drei Akte als Komödie in Erinnerung. Auch beim blossen Lesen ist das der Fall. Wenn Hartleben seinen Stücken aber dennoch diese Bezeichnung giebt, so will er damit ausdrücken, wenn ich ihn recht verstehe, das ihm dieses ganze Getriebe, das er schildert, mit seinem Hokus-Pokus um Hunger und um Liebe im letzten Grund eigentlich unsagbar kleinlich und armselig vorkommt und dass man über den Ernst, mit dem die Menschen sich um ihr elendes Alltagsdasein quälen, eher lachen als weinen sollte. — „Er hat eben Humor!“

Einen Einwurf, den man hier erheben kann, möchte ich doch nicht unerwähnt lassen. Man kann sagen, es sei ausserordentlich billig, sich durch eine derartige Bezeichnung ein Mäntelchen hoher Wichtigkeit umzuhängen und seiner Arbeit dadurch nachträglich wesentlich andere Zeitpunkte unterzuschieben und ihre Schwächen zu maskieren. Wie zum Beispiel Hauffs „Mann im Mond“ bekanntlich auch erst post festum zur Satire wurde. Es läge etwas Wahres in einer solchen Bemerkung.

Man könnte mit ebensoviel Recht, als Hartleben „Hanna Jagert“ Komödie nennt, — auch Sudermanns „Ehre“ oder Hauptmann's „Weber“ — Komödien nennen und brauchte kein Wort sonst daran zu ändern. Ich meinerseits glaube sogar, dass dadurch bei Sudermanns „Ehre“ viele Mängel verdeckt würden, vor allem die Mängel der ganzen Problemlösung, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann. Auch die Tiraden Graf Trast's wären dadurch etwas möglicher. Bei den „Webern“ läge die Sache etwas anders; obgleich nicht das Geringste dagegen zu sagen wäre, wenn man das Stück

Digitized by Google

zu einer — Komödie umtaufen würde, so komisch es auf den ersten Blick aussähe. Der Dichter hätte es dann eben so gewollt und man müsste sich dem beugen.

Ganz verständlich freilich wird diese Bezeichnung nur, wenn man sie versteht — für „Angele" als aus dem Charakter des Vaters herausgenommen und für „Hanna Jagert" aus dem des Dr. Alexander Könitz. Namentlich der letztere ist wohl der eigentliche Vertreter von Hartlebens persönlicher Lebensanschauung. Herauszumerken ist das allerdings nur sehr schwer, sucht man jedoch nach Belegen, so stehen sie auf jeder Seite. Den Schlüssel dazu giebt der Schlusssatz, mit dem Könitz sich abfindet — „sie hat eben Humor!" Eine der schönsten und ergreifendsten Stellen des ganzen Stückes. Könitz aber hat diesen Humor, nicht Hanna!

Er hat sie gleichsam von der Strasse aufgelesen, hat sie aus den armseligen Verhältnissen ihrer armseligen Herkunft losgemacht, er hat den Geist eines „freien Menschentums" in ihr geweckt, er hat ihr dann die nötigen Geldmittel vorgeschossen, sich selbständig zu machen, ein Geschäft anzufangen. Sie hat es ihm gedankt, so gut sie konnte, sie hat ihm dafür gegeben, was sie zu geben vermochte, Alles, bis auf jenes letzte, entscheidende Wort, nach dem er hofft: dass sie seine Werbung annähme und seine rechtmässige Frau werde. Aber nichts vermag sie anders zu stimmen. Und die Ruhe und der Humor, den er erheuchelt, täuscht sie vollends. Er sieht, wie das, was er ihr gelehrt, einem immer stärker werdenden instinktiven Egoismus in ihr Bahn gebrochen, wie sie sich immer mehr von ihm abwendet, Schritt für Schritt. Er tröstet sich so gut es geht, mit lachender Resignation. Er ist nicht der Mann, irgend welchen Schmerz zu äussern. Er spottet sich darüber hinweg, so weh es ihm thun mag. Er führt ihr einen reichen adligen Freund zu, der sich in sie verliebt und in Kurzem von ihr hat, was Könitz auch hatte, und diesem schliesslich bekennt, er wolle Hanna heiraten. Könitz lacht, aber Hannas Antwort ist eine neue grosse Enttäuschung. Sie überträgt, was er sie gelehrt, ins Praktische, während er in der Theorie stecken bleibt: Sie sagt ja! — „Sie hat eben Humor!"

Es ist, wenn man auf den Grund geht, ein erschütternd tragischer Konflikt, der in den drei Akten zum Austrag kommt und in diesen vier Worten einen so lachenden Abschluss findet. Kein tragischer Konflikt allerdings, wie ihn Aristoteles und seiner Vorschrift gemäss unsere professoralen Dramaturgen würde gelten lassen. Glücklicherweise sind diese Leute längst tot, obzwar mehrere von ihnen immer noch leben sollen. Aber es ist ein Stück Tragik unseres Lebens und unserer Weltauffassung. Meines Erachtens kommt das Alles nur viel zu wenig heraus. Und das ist schade. Denn neben Hanna selbst ist gerade dieser Könitz ein Charakter, wie er in solcher Feinheit und Vielseitigkeit und Grösse keinem Zweiten mehr gelungen ist.

Aus ihm heraus verstanden erklärt sich die Bezeichnung Komödie dann ganz von selbst.

Im Zusammenhang mit „Hanna Jagert" bildet „Angele" gleichsam eine kleine Vorarbeit dazu. Die Gruppirung ist ganz dieselbe. Könitz entspricht hier dem Vater; Hanna — Angele. Die einzelnen Charaktere liegen ganz in derselben Richtung. Aber es würde zu weit führen, hierauf näher einzugehen. Wiederholen möchte ich jedoch, dass von einer Entwickelung der Charaktere bei Hartleben kaum gesprochen werden kann, er entwickelt auch keine Vorgänge, aus denen heraus die Charaktere sich erklären. Er verlegt das alles hinter die Szene. Er giebt nur den Reflex, das Resultat, die daraus sich abhebende Idee.

Zu diesen beiden kommt nun noch als drittes: „Die Erziehung zur Ehe — eine Satire". Es steht genau in der Mitte zwischen „Angele" und „Hanna Jagert", auch seinem inneren Werte nach.

Leider muss ein deutscher Dichter immer mindestens schon hundert Jahre modern, ehe unsere zünftige Literaturforschung ihn der Ehre für würdig

Digitized by Google

hält, sich mit ihm zu beschäftigen. Sonst aber wüsste ich kein interessanteres Thema für eine Dissertation oder dergleichen, als eine Darlegung dieser drei Hartleben'schen Stücke in ihrem psychologischen Zusammenhang. Wie eines aus dem andern herauswuchs, Angele sich zu Meta Hübcke und diese wieder in stets aufsteigender Linie sich zu Hanna Jagert entwickelt und ausbildet. Alle drei Gestalten sind im Grund genommen nur eine einzige, in drei verschiedenen Phasen ihres Lebensganges geschildert. Die Gestalt des mit rücksichtslosem Egoismus sich aus dem Schlamm ihrer Herkunft befreienden Weibes der untern Stände. Aber nicht aus reineren Instinkten heraus sich befreiend, sondern aus blosser Begehrlichkeit, aus blosser naiver Begierde nach Genuss. Mit welchen Mitteln ist ganz gleichgültig — wie denn auch „Hanna Jagert" ursprünglich „die Begehrliche" heissen sollte.

Angele illustrirt die unterste Stufe, Meta steht schon ein gut Stück höher und fängt schon an, sich zu verteidigen und aus ihren Wünschen heraus sich eine Art Lebensphilosophie zurecht zu machen, während Hanna Jagert alles schon klipp und klar in ein richtiges System gebracht hat.

Auch hier sind es wie in „Angele" und in „Hanna Jagert" wieder drei Männer, die um Meta's Liebe werben und der Siegende ist überall der, der — neben anderen individuellen Momenten — „die grösste Macht" hat, also „der Wohlhabendere".

Als Stück an sich lässt mich diese „Erziehung zur Ehe" etwas kühl. Auch als Satire. Es fehlt — ich weiss nicht recht, ich glaube aber, vor allem an einer richtigen und sicheren Konzentration des Ganzen. Der in Meta's Wohnung spielende Mittelakt — zweifellos der bedeutendste der drei — bildet eine völlig abgeschlossene „Handlung" für sich und hätte ebenso gut als besonderes Stück erscheinen können; wie auch Akt 1 und 2 ebenfalls ohne weiteres für sich allein bestehen könnte. Ausserdem aber fehlt es der Haupthandlung an den gerade für eine Satire meiner Meinung nach unbedingt notwendigen positiven Momenten. Es mag sehr fein sein, dass Hartleben den Onkel seines Helden Hermann in sächsischem Dialekt reden lässt, — so wie er ihn gefasst hat, ginge es vielleicht gar nicht anders — aber er verliert dadurch an Ernst. Es mag noch feiner ersonnen sein, dass dieser Onkel Otto, der von Hermanns Mutter aus Leipzig herbeitelegraphiert wurde, um Hermann einmal den Standpunkt klar zu machen, zum Schluss mit diesem und dem eben entlassenen Dienstmädchen kneipen geht — aber das alles wirkt, und auch beim blossen Lesen, mehr komisch als satirisch, zumal dieser Onkel von vornherein weit mehr nach komischer Seite hin charakterisiert ist. Hier hätte ein Onkel hergehört, der die Sache tragisch genommen und Hermann mit allem Ernst ins Gewissen geredet hätte, und zum Schluss dann aber trotzdem den lustigen Augen der lustigen Jenny ebensowenig widerstanden hätte als Hermann.

Gerade für dieses Stück wäre, so wie es ist, die Bezeichnung Komödie vielleicht angemessener gewesen.

Der Vollständigkeit wegen sei auch noch ein Schauspiel erwähnt, das sich „Ein Ehrenwort" betitelt und voriges Jahr erschien.

Es ist ganz offenbar eine Jugendarbeit Hartlebens und ich glaube, man darf es nur unter diesem Gesichtspunkte beurteilen. Vielleicht aber wäre es klüger gewesen, er hätte es überhaupt lautlos im schweigsamen Pult behalten. Man könnte ja mit der alten Phrase kommen: es berge im Keim bereits alles, was Hartleben in seinen späteren Werken ausgebildet habe, man könnte zur Not auch einen Beweis dafür erbringen, mit viel grösserem Recht aber liesse sich das gerade Gegenteil davon behaupten und beweisen. Ich weiss nicht, was Hartleben veranlasst hat, es noch nachträglich auf den Markt zu bringen — immerhin aber enthält es einen Kern, der satirisch gefasst, gewiss von ausgesprochenerer Wirkung sein würde als der der „Erziehung zur Ehe", und es bedürfte nicht einmal — grosser Umarbeitung!

Die beiden Geschichten, die 1893 in Buchform erschienen: die — „vom abgerissenen Knopfe" und „wie der Kleine zum Teufel wurde" drehen

Digitized by Google

sich — um Hartleben kurz noch auch als „Novellisten" zu skizziren — wieder um ein der „Angele" ähnliches Milieu; diesmal allerdings von der heitern Seite genommen. Und hier kommt Hartlebens liebenswürdiger Humor in vollstem Maasse zur Geltung. Die beiden Geschichten sind in ihrer Art zwei Meisterstücke, voll entzückendster Grazie und launigster Scherzlust, wenn man von der für zaghafte Gemüter vielleicht in Frage kommenden Bedenksamkeit des Milieus absieht. Die „Betreffende" heisst Lore; ein Name, mit dem Hartleben auch die verschiedensten seiner besten Gedichte überschrieben hat. Es ist der ganze lachende Leichtsinn der Quartier-latin-Liebe, die hier das Wort hat — Eintagslust, Eintagsleid! Eine leise, wehmütige Unterströmung verleiht namentlich der zweiten Geschichte: „wie der Kleine zum Teufel wurde" einen undefinirbar feinen, immer auf's Neue wieder gewinnenden Reiz.

Den „abgerissenen Knopf" hat Hartleben vor ein paar Jahren einmal dramatisirt und er erlebte gegen 20 Aufführungen. Im Buchhandel erschien diese Fassung leider aber nicht.

Dieses Alles war bereits geschrieben und sollte in Druck gehen, als mir der eben zur Ausgabe gelangende neue Band Geschichten: „Vom gastfreien Pastor" zuging. (Ebenfalls im Verlag von S. Fischer.)

Er enthält drei Stücke: das erste, das dem Ganzen den Titel giebt, sodann den „Einhornapotheker" und endlich eine kleine Skizze: „Ich erbte".

Der „gastfreie Pastor" ist, wie ich glaube, schon vor zwei Jahren entstanden, der „Einhornapotheker" erst in der letzten Zeit; „Ich erbte" ist — Knochenbeilage. Der ganze Band schliesst sich sowohl in Anlage als in Ausführung auf's Engste an den eben besprochenen vom „abgerissenen Knopf" an, nur dass jede der vier Geschichten das Thema nach einer andern Seite hin ausspinnt.

Ich muss es mir auch hier wieder versagen, den Inhalt zu erzählen. Es wäre auch unrecht, und man gewänne doch keine rechte Vorstellung, denn es ist auch hier gerade wieder das Wie, die Darstellung, der einzelne Satz, der einzelne Ausdruck oder noch mehr eigentlich das, was nicht gesagt wird, was diesen Geschichten ihren ganz eigenartigen Reiz giebt und sie, man mag dagegen einwenden, was man will, zu kleinen Kunstwerken macht.

„Geschichten" — diese Bezeichnung ist freilich so wenig zutreffend, als wenn man etwa von „Erzählungen" oder „Novellen" oder „Skizzen" reden wollte. Es wären eher noch „Plaudereien" oder „Erlebnisse", aber das eine wäre zu nichtssagend und das andere viel zu schwerfällig. Es ist eine völlig neue Form, die Hartleben da für sich gefunden und geschaffen hat und die vielleicht auch nur ihm zu Gesicht steht. Eine Form freilich so frei und so tagebuchartig subjektiv, wie sie sich eben nur jemand gestatten darf, der ein so feines und so bis ins Kleinste durchgebildetes Stilgefühl hat, wie Hartleben mit jeder Seite beweist, und dem dies dergestalt zur eigensten Natur geworden ist. Herumgedacht an dem all diesen Geschichten zu Grund liegenden Milieu haben zweifellos schon viele — womit der Originalität Hartlebens nicht das geringste Abbruch gethan werden soll — aber sie haben keine Form, keine ihnen zusagende wenigstens, dafür gefunden und Hartleben fand sie und fand sie so, dass sie meines Erachtens ebensowenig mehr überdichtet werden kann, als — meinetwegen etwa Goethe's Faust oder Heine's Loreley noch überdichtet werden kann, wenn man versteht, was ich damit sagen will. Versucht wurde es ja oft genug und Brentano hatte auch eine Loreley gereimt.

Zweifellos aber ist dies das Höchste, das einem gelingen kann: eine bleibende Formel für etwas zu finden.

Nur den Schlusssatz des „Einhornapothers" möchte ich beanstanden, gerade als Schlusssatz und da Hartleben sonst so sorgfältig zu Werke geht. Er könnte ohne Weiteres bleiben, wenn der Name der Einhornapotheke vorher irgendwie einmal erklärt wäre, wenn Fräulein Hannchen, „an der das Charakteristischste war, dass sie aus Bremen war," nach der Belehrung, die sie über die verschnittenen Buchen erhalten, sich vielleicht noch erkundigt



Digitized by Google

hätte, wie so die Apotheke eigentlich zu diesem — eigentümlichen Namen gekommen sei. Refendar Erich hätte ihr alsdann irgend eine wunderbare Geschichte von einem Einhorn aufbinden können, die an dieser Stelle einmal vor sich gegangen, irgend einem früheren Adolf gegenüber, so dass . . . . da nirgends aber von dergleichen vorher die Rede ist, so wirkt der Schlusssatz nach der Wendung, die die Geschicke des Apothekers nahmen, für mein Empfinden wenigstens etwas matt und platt.

Doch das sind kleine Nörgeleien, die dem Ganzen und seinem so prächtig überlegenen Humor gegenüber kaum in Betracht kommen können.

Als Konfirmationsgeschenk allerdings wird der Verleger diese beiden Bände ja wohl ganz von selbst nicht empfehlen und auch nicht gerade zum Lehrgebrauch in höheren Töchterschulen. Um so grössere Freude aber werden die betreffenden Herren Papa's daran haben. Und sie können das auch, denn dieser wunderbar ironisirende Humor, mit dem Hartleben sich über seine lieben Stolberger und ihre Stolbergereien und über sich selbst lustig macht, bricht jeder Zweideutigkeit die Spitze. Man muss die Sache eben nur harmlos nehmen, dann aber glaube ich, würde selbst der feierlichste Pastor — vielleicht nur im Stillen und in verschwiegener Studirstube, aber um so herzlicher — sich über seines verehrten Kollegen Viehmeyer Magdeburger Morgen-Abenteuer freuen können.

Anhangsweise noch — denn ich bin schon viel zu breit gewesen mit meinen Ausführungen — ein paar Worte über den 1892 erschienenen Albert Giraud'schen „Pierrot lunaire".

Hartleben zeigt sich hier von einer neuen Seite — als Übersetzer. Übersetzer und Übersetzer ist freilich sehr zweierlei. Hartleben ist mehr der congeniale Dichter, und man kann die Leichtigkeit, mit der er diese Verse nachgeschaffen, nur aufs Höchste bewundern. Das Ganze aber ist ein Buch, nur für — Verrückte, würde der gewöhnliche Mensch wahrscheinlich ohne jedes Zögern mir ins Wort fallen. Ich selbst jedoch vermag mich auch nicht so recht dafür zu begeistern, wenigstens nicht in dem Maasse, den das unstreitig hervorragende Können, das diese Verse auf jeder Seite beweisen, verdient hätte. Es sind wunderbar schöne Sachen darunter, das Ganze aber ist in letzter Linie doch -- Seiltänzerei! Seiltänzerei allerdings in ihrer vollendetsten Ausbildung. Noch mehr — läge jenseits von Gut und Böse. Die besten Stücke, wie zum Beispiel: „O alter Duft — aus Märchenzeit . . . ." sind eigentlich kaum wirkliche Pierrot-Gedichte und das ist die schlagendste Kritik für die andere. Falls das citirte Gedicht gerade von Hartleben selbst herrühren sollte — er hat mehrere Originale mit eingeschmuggelt — so würde mich das nur freuen. Die Stimmung, aus der er dazukam, an solchen Bizarrerien Geschmack zu finden, verstehe ich sehr wohl, aber einen wirklichen, innerlichen Dank wird er selbst kaum davon gehabt haben. Es ist eine vollständig sterile, seelentote Kunst. Ein Freund erklärte neulich diese ganze Richtung für eine Art Gigerltum in unserer modernen Dichtung. Ich möchte nicht so weit gehen, obgleich diese Bezeichnung in vielerlei Beziehung den Nagel auf den Kopf trifft.

Mich selbst erinnern diese Gedichte weit mehr an jene bekannten japanisch-chinesischen Porzellanfigürchen. Man hat Freude an der kunstvollen, fremdartigen Ausführung, an ihrer grotesken Seltsamkeit, an ihrer phantastischen Farbenzusammenstellung, irgend einen „brauchbaren Zweck" jedoch hat dergleichen nicht. Es ist Spielerei und Nipptischzierat. —

Hartleben selbst ist seitdem wohl schon längst darüber hinausgekommen und nicht blos über den „Pierrot lunaire". Ich glaube fast auch über das ganze Angele-Thema und — sowohl in seinen dramatischen als auch in seinen novellistischen Ausführungen. Der „gastfreie Pastor" erschien allerdings ja erst jetzt in Buchform, entstand aber nichtsdestoweniger schon vor längerer Zeit, und den „Einhornapotheker" möchte ich im Zusammenhang von Hartlebens ganzer Entwicklung beinahe nur als sogenannte Aufräumungsarbeit rechnen. Man muss sich dann und wann einmal Platz schaffen auf seinem

Digitized by Google

Schreibtisch, um an etwas Anderes gehen zu können, und da liegt denn manchmal noch allerlei, das so liegen blieb, das man aber doch nicht gern in den Papierkorb wirft und desshalb fertig macht.

Und verschiedene Anzeichen scheinen mir bei Hartleben auf eine solche Wandlung: an etwas Anderes gehen zu wollen, hinzudeuten. Zunächst die — eigentlich völlig unmotivirte Herausgabe des „Goethebreviers“ mit seiner Vorrede, in der zehnmal mehr gesunde Keim- und Lebenskraft steckt, als in allem, was Albert Giraud jemals gemacht haben mag. Und das ist ein Umstand, der mir gerade an der Wende seiner dreissiger Jahre von ausschlaggebender Bedeutung zu sein scheint. Sodann aber die Gesammtausgabe seiner eigenen Gedichte: „Meine Verse“. Die Mehrzahl derselben gehört ja durchaus in den Ideenkreis des Hanna Jagert-Stoffes, der den eigentlichen Centralpunkt von Hartlebens Dichtung abgiebt, enthält im Allgemeinen jedoch weit positivere Momente, als dieser.

Es mag sein, dass ich mich täusche, aber ich fühle aus dem Allem — und vielleicht hängt auch die Veröffentlichung des „Ehrenworts“ damit zusammen — einen leisen, doch immer deutlicher werdenden Drang, sich aus dem Negativen, dass den charakteristischen Grundzug seines ganzen bisherigen Schaffens abgiebt, zu positiverem Gestalten loszuringen. Das wäre kein Rückschritt. Im Gegenteil. Es früge sich nur, ob es ihm hierbei, der eigenen satirischen Laune gegenüber, am Ende nicht gilt, wie dem Goetheschen Zauberlehrling?! Er hat sich allerdings gleich den Altmeister selbst zu Hülfe gerufen. Und in diesem Sinn bedeutet sein „Goethebrevier“, und ob es auch im Publikum bei der endlosen Sündflut unserer Goetheliteratur vielleicht ganz unbeachtet bleiben mag, im Verein mit der Gesammtausgabe seiner eigenen Lyrik einen entscheidenden Sieg. Und zwar einen Sieg im schwersten Kampf, den der Dichter zu kämpfen hat, in dem Kampf gegen die in ihm erwachte Kritik und in dem Kampf gegen die eigene Jugendwelt — in majoris dei gloriam!

# ZÜRICHER STUDENTINNEN.

VON

Dr. KÄTHE SCHIRMACHER.

Die Stadt ist ja bekannt, und über die Universität ist bereits viel geschrieben, aber es bleibt doch immer noch etwas über dies sehr eigenartige Stück der Welt zu sagen übrig. Eigenartig, weil hier ein Experiment seit Jahren versucht wird, vor dem man in Deutschland immer noch zurückscheut: das Zusammenarbeiten von Frauen und Männern.

Ich glaube nicht, dass es ideale Erwägungen waren, aus denen der Kanton Zürich den Frauen seine Universität eröffnete: man rechnet in der Schweiz sehr gut und hat sich sicher gesagt, dass hier ein grosser, materieller Vortheil mit einer liberalen Massregel zusammenfalle; die liberale Massregel war kein Hinderniss, aber der materielle Vortheil war, meiner Ansicht nach, das Ausschlaggebende. — Uebrigens macht Keiner der Betheiligten ein Hehl daraus, und man kann es öfters in Zürich mit einem behaglichen Schmunzeln



Digitized by Google

sagen hören: „Lassen Sie die deutschen Damen nur zu uns kommen" — mit dem Schlussgedanken: das bringt ja Geld ins Land. —

Und warum sollten die Schweizer nicht so denken? Ist doch eine Liebe der andern werth. Zugleich muss nachdrücklich betont werden, dass die Universität als Behörde und Verwaltung ihrer gemischten Hörerschaft mit vollster Gerechtigkeit begegnet und nie einen Unterschied zwischen Männern und Frauen macht. So kennt die Züricher Amtssprache denn auch nur „Studirende", nicht etwa — wie das in Deutschland Usus geworden — Studenten und Studentinnen. — Kurz, von oben herab ist der studirenden Frau in Zürich nichts in den Weg gelegt, und von Amtswegen kann sie sich dort ebenso als „akademischer Bürger" fühlen wie ihre männlichen Collegen.

Aber die Stadt selbst denkt schon ganz anders; sie zerfällt ja auch in zwei ganz scharf geschiedene Theile: die alte Stadt unten am See, und die Universität mit Studenten- und Professorenviertel oben am Berge. Und beide haben sehr wenig Gemeinsames. Unten am See wohnt der Züricher Gross- und Kleinhandel, hält sich der Schweizer Patricier reich und ablehnend in schönen, alten Häusern; oben am Berg wohnt ein buntes, internationales Völkchen in Miethshäusern, und selbst der Verkehr der Universitätsprofessoren — sofern sie nicht eingesessne Schweizer sind — geht selten in das untere Zürich hinab. —

Denn dieses untere Zürich ist streng conservativ: nimmt es den studirenden Mann als ein Culturerforderniss, so hält es die studirende Frau (gemeinhin) für eine unzulässige Neuerung, und da es diese nicht abthun kann, so dreht es ihr den Rücken. Folgende kleine Geschichte, die thatsächlich passirt ist, lässt das deutlich erkennen: Eine junge Deutsche, die ihre Pensionszeit mit zwei jungen Zürcherinnen in Lausanne verlebt hat, erhält die Erlaubniss zu studiren. Sie schreibt freudestrahlend an ihre Freundinnen „dass sie nach Zürich kommen werde", und erhält ebenso freudestrahlende Einladungen, die jungen Damen in ihrem Elternhause aufzusuchen. — In ihrem Dankbrief fügt die kleine Deutsche bei, dass sie als Studirende nach Zürich kommen werde. — Darauf von der einen Seite eisiges Schweigen, von der anderen die schüchterne — wahrscheinlich von Mama inspirirte Antwort: man werde sich sehr freuen, Hildegard auf der Strasse zu begegnen. — Also das ehrwürdige Patricierhaus wäre durch den Eintritt eines so ungeheuerlichen Wesens wie eine „Studirende" entweiht worden. Das lässt tief blicken.

Und diese Ueberzeugung, dass man wohl mit einer Studirenden amtlich und sachlich verkehren, sie aber gesellschaftlich trotzdem nicht für voll gelten lassen kann, diese Ueberzeugung ist nicht nur in Züricher Patricier-, sondern auch in Züricher Professorenkreisen noch anzutreffen, und es kann geschehen, dass derselbe Mann, der im Seminar oder Vorlesungszimmer seiner Schülerin vollste Gerechtigkeit widerfahren lässt, sie, wenn er ihr im Ballsaal begegnet, kaltblütig schneidet. Warum? Nicht etwa, weil er, sondern einfach, weil ein Theil der kleinen Züricher Welt schlecht von ihr denkt, und er — über seine Amtspflicht hinaus — sich nicht berufen fühlt, für „Frauenrechte" einzutreten. —

Ueberhaupt ist damit, dass die Universität als solche die Frauen zum Studium zuliess, weder eine Garantie für das gerechte und taktvolle Behaben eines jeden Lehrers der Hochschule im Einzelnen gegeben, noch der moralische und intellectuelle Sieg der studirenden Frau endgültig entschieden worden. — Wie könnte das auch sein! Setzt sich solch ein Universitätscollegium doch aus den verschiedensten Persönlichkeiten und Richtungen zusammen, und die Art, wie ein Jeder sich im Einzelnen zu seiner weiblichen Hörerschaft stellt, wie er Etiketten- oder Taktfragen löst, ist ungemein interessant zu beobachten. — Schon die Anrede dieser gemischten Versammlungen z. B. giebt zu den verschiedensten Variationen Anlass, und jede ist einem Glaubensbekenntniss in Sachen Frauenemancipation gleichzuerachten.

Der Eine, die Saalthür aufreissend und mit Bergsteigerschritten das Katheder erklimmend ruft laut: „Geehrte Anwesende" und setzt sich so einfach über die Schwierigkeit weg.

Digitized by Google

Der Andere, am historischen Rechte festhaltend, das doch die Universitäten zuerst für den Mann schuf, sagt milde und ernst: Meine Herren und Damen. —

Ein dritter — obgleich die Hälfte seiner Zuhörerschaft aus Frauen besteht, schleudert ein: Meine Herren — in den Saal, und ein vierter sagt mit ebenso bewusster Absicht: Meine Damen und Herren. —

Eine schlaflose Nacht soll es einmal einem Privatdocenten, der 3 Hörer und 1 Hörerin hatte — gekostet haben, ob er nun: Meine Herren und meine Dame, oder umgekehrt oder einfach: Geehrte Anwesende sagen sollte. — Sie sehen, es ist gar nicht so leicht, in Zürich zu dociren.

Sei dem aber, wie ihm wolle, und mögen solche Privatmeinungen sich in dergleichen Kleinigkeiten äussern, es ist wiederum nachdrücklich hervorzuheben, dass in Erledigung der grossen Züge seiner Amtspflicht und im wissenschaftlichen Verkehr der Züricher Universitätsprofessor — auch wenn er nur „Meine Herren" sagt, einen Unterschied zwischen weiblichen und männlichen Studirenden nicht macht. — Er ist nicht höflicher und nicht nachsichtiger, nicht schroffer und nicht unzugänglicher gegen die Eine als gegen den Anderen, und das ist ja das Wünschenswerthe, — denn gleiche Rechte, gleiche Pflichten.

Ein anderes Wünschenswerthes giebt es freilich noch, und das ist der persönliche Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, ein Verkehr, der ja zu dem besten Schatz der Studienjahre gehört, und der an kleinen Universitäten wie Zürich — es hat etwa 800 Hörer, wohl möglich ist, besonders an den weniger zahlreich besuchten Facultäten, d. h. allen, ausser der medicinischen. Dabei kommt nun anscheinend — für einen Theil der Schweizer Professoren wieder das Züricher: Qu' en dira-t-on? ins Spiel und verhindert eine der besten akademischen Früchte, am Baume der Erkenntniss zu wachsen. Soweit meine Erfahrung reicht, geht der persönliche Verkehr zwischen Schweizer Professoren und ihren ausländischen Schülerinnen über den Hörsaal, das Seminarzimmer, einen gemeinsamen Nachhauseweg nicht hinaus: stets bereit eine sachliche Frage schnell und gewissenhaft zu beantworten, und in allem Wissenschaftlichen zu helfen, schieben sie die Individualität, die vor ihnen steht und das Problem, das sie verkörpert, vollkommen von sich ab. —

Mit ihren Schülern kommen sie von Zeit zu Zeit in einem Bierhause zusammen, was gewiss keine ideale Vereinigung, immerhin aber besser als gar keine ist. Hiervon nun ist die Frau ausgeschlossen und wird es bleiben, bis nicht eine andere Form der Privatgeselligkeit erwählt wird, die nämlich im Professorenhause. — Man findet diese Art der Geselligkeit und des Verkehrs von Lehrer und Schülerin aber auch in Zürich und zwar — so weit meine Erfahrung reicht — gerade in den Häusern deutscher Professoren, die, wenn sie einmal dies „Land der Freiheit" betreten, anscheinend besonders freisinnige Anschauungen haben. Man trifft diese schöne und reiche Geselligkeit in den kleinen, rosen- und rebenumrankten Professorenhäusern der Universitätsstadt, in denen neben einem grossdenkenden Manne eine hochsinnige Frau das Regiment führt. Denn diese „Gehilfin" kann ein Züricher Universitätsprofessor dabei absolut nicht entbehren, und sie muss hochsinnig sein, weil sie sich sonst niemals in die eigenartigen Verhältnisse hineinfinden kann, die daraus entstehen, dass Mann und Frau sich auf wissenschaftlichem Gebiet als Lehrer und Schülerin begegnen. Wer aber ein solches Haus findet und wird der Ehre gewürdigt, dort frei aus- und eingehen zu dürfen, der vergisst das sein Lebelang nicht und trägt den reichsten Gewinn für alle Zeit davon. Die intime Berührung mit einer bedeutenden Persönlichkeit ist ja an und für sich schon viel werth; sie wird einer Frau aber selten auf einem Fusse der Gleichheit gewährt, selten mit dem Wunsche von Seiten des Mannes, ihr wissenschaftlich zu der eignen Höhe zu verhelfen; darum ist dieser Verkehr so besonders viel werth: es ist nicht, sozuzagen „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", auch nicht die „Correspondenz mit Frau von Stein"; es ist etwas ganz Neues, ganz Modernes, oder wenn Sie wollen, etwas ganz Altes, es sind etwa die Beziehungen einer Hypatia zu ihren Lehrern.

Digitized by Google

Und auch das noch nicht ganz, denn die gelehrte Hypatia hat sich blutwenig um Frauenfrage gekümmert; bei dem modernen Verkehr aber zwischen Professor und Schülerin tritt dies Problem in den Vordergrund: dem Lehrer, der die Welt kennt und die moderne Entwicklung übersieht, ist diese kämpfende Frauenindividualität, dieser neue Typus, der sich erst durchringen will, gerade das Interessante. Und mehr sogar als ein Gegenstand des Interesses, ein Gegenstand der Sympathie und des thätigen Wohlwollens, da der gereifte Mann das Leben so gut kennt und weiss, wie vielen Kämpfen und Enttäuschungen die Frauen entgegengehen, die er da voller Hoffnung und Energie ihre Studien beginnen sieht. Ein solcher Verkehr mit einem gütigen und einsichtsvollen Lehrer gehört zu dem Edelsten, was Zürich bieten kann.

Dicht daneben steht dann der Verkehr mit gleichgesinnten Kollegen beiderlei Geschlechts. Sie werden gewiss schon lange wissen wollen, wie sich die männliche Studentenschaft denn eigentlich zu dem Frauenstudium stellt. Das ist nicht so mit einem Wort zu sagen; der ganze Charakter Zürichs als Universitätsstadt spielt da mit. Denn wer kommt nach Zürich? In erster Linie Schweizer, in zweiter Linie Deutsche, und zwar letztere hauptsächlich während des Sommersemesters, um die Schweiz kennen zu lernen und Ausflüge zu machen. Die Stadt selbst bietet im Winter sehr wenig, etwas Theater, etwas Conzert, einige akademische Feste, das Bier ist nicht sehr gut — die Naturschönheiten auch im Winter noch die Hauptsache. Da zieht sich denn selbstverständlich weder ein sehr lärmendes, noch ein sehr flottes Publikum nach Zürich; im Gegentheil, wenn stramme Münchner Corpsbrüder einmal Ernst machen und fürs Examen pauken wollen, so kommen sie nach Zürich. Und auch die Deutschen, die im Sommer hingehen, sind meist ruhigere Elemente, die sich an Sport und Natur vergnügen wollen und weniger auf Frühschoppen und Zechgelage geben. So kommt es denn, dass die weisse Stadt am Bergeshang gar ein ruhiges Leben führt und den Namen einer „Arbeitsuniversität" vollauf verdient.

Ein paar bunte Bänder und Mützen trifft man wohl auch unter den hellen Frauenkleidern in den Sälen und Wandelgängen; sie gehören einigen Schweizer schlagenden Verbindungen an, „Zofingia", „Helvetia" etc. und die Mitglieder dieser Verbindungen sind es auch, die noch einen stillen Protest gegen das Frauenstudium erheben, indem sie — ich bitte nicht zu lachen — die studierenden Frauen von den Einladungen zu ihrer alljährlichen „Maifahrt" ausschliessen, und sich ihre Damen nur aus der „guten Züricher Gesellschaft" wählen. Aber da scheint ihre Feindseligkeit auch aufzuhören, und dass sie sonst roh gegen ihre Kolleginnen aufgetreten seien, habe ich nie gehört. Man wird überhaupt in der Form fast nie einen Verstoss auf der Universität wahrnehmen, das geht alles ganz glatt. Aber wer länger dort ist und mitarbeitet, der merkt mit der Zeit doch, dass Brodneid, Uebelwollen, Hass und Neid durchaus noch unter der Asche schlummern, dass sie in Zürich ebenso bestehen wie die Gefühle achtungsvoller Freundschaft und fröhlichen Zusammenstrebens.

Die aber kennt man dort auch, und nichts giebt der Universität einen eigenartigeren Zug als dies kameradschaftliche Nebeneinander von Männern und Frauen. Die Vorlesungen sind auf allen Facultäten gemeinsame, und ein Professor, der einmal für seine weiblichen Studirenden einen besonderen Curs las, hat durchaus nicht allgemeine Dankbarkeit geerntet. Denn gerade die Haltung in den medizinischen Vorlesungen und Uebungen ist eine vortreffliche; das können besonders deutsche Mediziner, die herüber kommen, nicht genug rühmen, und mehr als einer, der diesen sachlichen Ernst der gemischten Hörerschaft wahrnimmt, erklärt unumwunden, dass deutsche Hochschulen auf dieser Höhe noch nicht ständen. Das ist bedauerlich, denn die Züricher Vorlesungen sind, so viel ich weiss, nur in einem von anderen verschieden: in ihrer Sauberkeit. Fast durchgängig haben die Professoren es sich abgewöhnt, ihrem Auditorium jene Anzüglichkeiten und zweideutigen Witze vorzusetzen, die, scheint es, früher einen Theil der gepriesenen „Männerfreiheit" oder gar

Digitized by Google

„Männlichkeit" bildeten. Man sagt heute sachlich dasselbe, man sagt es aber rein sachlich, das ist der ganze Unterschied — und er ist entschieden ein Fortschritt. Ganz ebenso ist es in den Seminaren: seit die Frauen dort sind, liest man die Schriftsteller auch nicht in den Schulausgaben, man übersetzt und commentirt eben ganz einfach, was da ist; aber auf dem Hässlichen und Anstössigen verweilt man nicht mehr mit Behagen, und ich kann darin keine „Einbusse der akademischen Lehrfreiheit" oder „Herabsetzung der Wissenschaftlichkeit" finden.

Auch die billigen Witze über Frauen und Frauenart haben abnehmen müssen; bis dahin theilten sie das Loos der Abwesenden, sie hatten Unrecht; heute sind sie da, um sich, im Nothfall, gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen; auch das ist sehr wichtig, denn wie Gaston Paris einmal bei Gelegenheit der französischen Fabliaux sagt: la femme y joue un si mauvais rôle, parce que c'étaient des contes faits aux hommes après boire, quand elle avait quitté la table. Daran, dass so viel über die Frauen und so wenig mit ihnen geurtheilt worden ist, hängt ja das meiste alte Vorurtheil.

Die deutschen Studenten — und meistens sind es Mediciner — haben uns überhaupt oft ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, dass die weiblichen Studirenden sich äusserlich so wenig von anderen Frauen unterscheiden. — Drei Freunde z. B., die daheim fabelhafte Mähr von den „Studentinnen" gehört, erzählten später mit Lachen, wie sie, kaum angekommen, sich in die Universitätsstrasse gestürzt hätten, um die Fabelwesen zu studiren; sie hätten wohl alle möglichen Frauen und Fräulein dort gesehen, nichts aber, was ihren Erwartungen von Emancipirtheit entsprochen, und so seien sie zu dem Schluss gelangt, die Studentinnen seien überhaupt noch gar nicht wiedergekommen.

Und doch giebt es in Zürich des „Emancipirten" genug, man muss nur einen Blick dafür haben und der Gelegenheit nicht aus dem Wege gehen. Da lange Zeit die „russische Studentin" für Zürich typisch gewesen, will ich auch zuerst von ihr sprechen. Ich weiss nicht, wie und wann gerade sie in einen so schlechten Ruf gekommen ist; was ich von Russinnen in Zürich gesehen habe, waren weit mehr rührende und oft bedauernswerthe Gestalten als flotte Umstürzlerinnen. Wie manche habe ich tagtäglich mit blassen Gesichtern, dünnen Jäckchen und dürftigem Schuhwerk pünktlich ins Colleg trotten sehen; von anderen erfuhr ich, dass sie ein monatliches Einkommen von 45 Fr. hatten und davon alles bestreiten mussten, was von Bedürfnissen und Ansprüchen an sie heran trat. Dabei mochten dann allerdings Zustände herauskommen, die Westeuropäern ungewohnt sind, und thatsächlich kommt es vor, dass Mitglieder der polnisch-russischen Colonie sich zusammenthun, im Winter gemeinsam die Studentenbude des Einen heizen lassen, gemeinsam einen Samovar aufstellen, gemeinsam Brot und Rüben oder sonst was Gutes — kaufen und gemeinsam bis in die tiefe Nacht hinein Cigaretten rauchen und in gewaltigen Reden die Welt verbesseren, — die Mädchen dabei immer mit. — Gewiss, das sind uns fremdartige Zustände und um sich in ihnen zu gefallen, um ein solches Leben überhaupt führen zu können, muss man vielleicht russische Gewohnheiten und asiatisches Hordenwesen im Blute haben. Aber ist das uns Ungewohnte auch gleich schlecht? Gewiss nicht, und in dieser polnisch-russischen Studentencolonie, die ehrlich zusammenhält und ihre Frauen als durchaus gleichberechtigt betrachtet, liegt viel stiller Heroismus und viel reine Güte.

Dass uns an diesen zum Theil halbasiatischen Gestalten vieles befremdet, soll immer wieder zugegeben werden: Ordnung, Reinlichkeit, Geschmack werden in russischen Dörfern und Städten andere sein als in deutschen oder schweizer Bürgerhäusern. Auch dass diese oder jene einen koketten Augenaufschlag nicht zu unterdrücken vermag und die dritte oder vierte vielleicht lieber heirathen als studiren möchte, soll nicht in Abrede gestellt werden. Wer aber dürfte denn von den Züricher Studentinnen verlangen, dass es alles Muster sämmtlicher Tugenden und die wahren Ebenbilder Gottes seien? Doch nur der, welcher eine in Sitten, Gesinnung und Wissenschaftlichkeit ganz

Digitized by Google

tadellose, männliche Studentenschaft aufzustellen im Stande wäre — und wer vermöchte das?

Nein, des Seltsamen, Befremdenden giebt es in Zürich manches; Freches und Unanständiges von Seiten der Studentinnen habe ich jedoch nie gesehen. Und kommt es einmal vor, dass ein Temperament durchgeht, so sind die Behörden lautlos und schnell bei der Hand, und in der Studentenschaft sorgt ein unerschütterlicher Corpsgeist dafür, dass Fernerstehende nichts davon erfahren.

Fern aber von aller Frechheit und allem Uebermass kann eine studirende Frau in Zürich ein ungewöhnlich reiches und freies Dasein haben.

Es ist heute doch schon soviel gemeinsames Terrain erobert worden, dass die beiden Geschlechter darauf ganz bequem stehen können. So hat sich die obere Stadt in erster Linie daran gewöhnt, dass Studenten und Studentinnen gemeinsam privat arbeiten. Im Winter versammelt man sich um eine Tasse Thee, im Sommer um eine Schale Obst und treibt dabei, was der Geist gerade eingiebt oder die Nothwendigkeit verlangt. Damit ist für Zürich-Oberstrass auch die Etikettenfrage erledigt, ob ein junger Mann — ohne Beisein einer Anstandsdame — das Zimmer eines jungen Mädchens betreten darf. Die Antwort lautet schlankweg: Ja, und man würde in Zürich glauben, sich gegenseitig das schlimmste Misstrauensvotum zu geben und einander an die Ehre zu greifen, wollte man an diesem kameradschaftlichen Gebrauch etwas ändern. Wer in Zürich auf der Universität gut Freund geworden, der kann sich in die zweitheilige Weltanschauung, bei der alle Gedanken, Gefühle und Sitten entweder Hosen oder Röcke anhaben, später nicht mehr zurück denken; er steht darüber und freut sich an der Breite und Fülle, die sein Leben dadurch gewinnt. Dann sagen Sie selbst, ist das nicht ein gewaltiger sozialer Fortschritt, wenn junge Männer und Frauen, die einander naturgemäss suchen, naturgemäss aneinander Freude haben, sich ungehindert, ehrlich und auf zentralem Gebiet begegnen dürfen? Ist es nicht eine Wendung zum Bessern, wenn das Mädchen, das bis dahin immer hat warten und ihre frischesten Begehrungen in das Corsett des „Schicklichen" hat einpressen müssen, nun einmal ihrerseits heraustreten, einem jungen Manne, der ihr gefällt, ihr Gefallen zeigen darf, ohne dass er oder sie nun gleich deshalb ans Heirathen denken?

Und glauben Sie nicht, dass es auf die ernsteren jungen Leute — und es sind nur solche, die mit den ernsteren Frauen in Berührung treten, einen nachhaltigen Eindruck macht, wenn sie beim Lösen gemeinschaftlicher Aufgaben sehen, dass Frauenverstand durchaus nicht kürzer ist als Männerverstand, wenn sie in wissenschaftlichem Verkehr eine Wahrheit aus weiblichem Munde ebenso ruhig annehmen lernen wie bisher das Weib vom Manne? Oh, sicher, Zürich spielt in dieser Hinsicht eine bedeutende Rolle in der Erziehung des Menschengeschlechts, und von Herzen kann man wünschen, dass Aehnliches bald auch an deutschen Universitäten geschehen möge.

Einen anderen Vereinigungspunkt bildet die Musik. Wenn man die Woche über ordentlich gearbeitet hatte, so waren ein paar Stunden behaglichen Zusammenseins am Klavier eine wahre Erholung. Da von den Musikfreunden oft nur einer ein Piano besitzt, ist es ganz natürlich, dass man sich bei Diesem zusammenfindet. Ehe man zur Tagesordnung übergeht, wird meist gemeinsam ein kräftiger Thee oder Kaffee gebraut, wobei die jungen Leute das Hauswirthschaftliche übernehmen, und dann wird es still im Zimmer, jeder macht es sich bequem und während die Lampe in dem gemüthlichen und oft sogar kokett eingerichteten Raum freundlich brennt und die frische Stimme des lustigen Kameraden bald Wagnersche Opern, bald Müllerlieder, bald den neuesten Gassenhauer singt, feiert jeder Sonntag, indem er an sein Liebstes auf Erden, an seine Ziele, Pläne oder Hoffnungen denkt. Auch dadurch, glaube ich, werden junge Menschen nicht schlechter.

Endlich sind die gemeinsamen Ausflüge in und um Zürich zu nennen, die an reinigender und erhebender Kraft alles andere übertreffen, gemeinsames Forschen ausgenommen. — Was kommt wohl den lieblichen Abenden

Digitized by Google

gleich, die wir auf dem Züricher See verbracht haben? Es war eine Gewohnheit bei uns geworden, jeden Abend zum See hinunterzugehen. Zuerst war es ein unfreiwilliger Entschluss gewesen, da der Zürichberg in erster Linie unsere Sympathien hatte. Aber der war diesem Sommer so unsicher geworden, man erzählte soviel Mordgeschichten und auf unsere schlagfertige Revolverbewaffnung hin baten die väterlichen und brüderlichen Freunde, die Kameraden und Freundinnen so inständig, dass wir beschlossen auf einige Zeit das Gebiet der Strolche zu meiden und uns endgültig dem Wasser anzuvertrauen. So wurden wir Stammgäste bei dem der studentischen Jugend wohlbekannten „Meienhofer"; der lieferte uns jeden Abend ein kleines Boot mit 2 Paar Rudern, der dritte Mann (thatsächlich war es seine Frau) steuerte und so ging es hinaus in den glatten See, auf dem ferne Alpenketten, Uetliberg und Sonnenuntergang in wunderbaren Linien und Farben sich spiegelten. Und es that gut, sich nach einem über den Texten oder im Laboratorium verbrachten Tag so recht aus- und in die Riemen zu legen; es that gut, die frische Seeluft zu athmen, ein Lied zu singen, wenn es uns gerade gefiel, einen Jauchzer zu thun, wenn es uns gerade passte und wenn wir nachher die lange Rünistrass hinauf nach Hause gingen, plaudernd Kirschen zu essen und die Steine übermüthig nach rechts und links zu werfen. Dabei mochte es ruhig zehn und nach zehn werden, hatten wir doch unsern Hausschlüssel und waren freie Leute, die ihr Thun und Lassen zu verantworten im Stande waren. Und auch das ist ein Fortschritt, dass Frauen lernen nach ihrem Ermessen und nicht nach dem Urtheil der Welt zu handeln; so, und so allein, indem sie selbst sich ihre Gesetze und Gewohnheiten schaffen, können sie sich nach allen Richtungen auswachsen und ein massgebender Faktor werden.

Waren aber schon die Kahnfahrten erquicklich, so noch weit mehr die grösseren Touren in die Umgegend. So wird uns allen ein Pfingstspaziergang über den Albis unvergesslich bleiben, der von unsrem kleinen Kreis in aller Morgenfrühe und aller guten Freundschaft unternommen uns bis zum Abend in derselben lieblichen Stimmung hielt, bei der kein Missklang und kein Missverstehen war, wir uns alle aneinander freuten, aneinander Antheil nahmen, einander zu Gefallen lebten und doch 10000 Meilen von der verliebten Landpartiegeselligkeit entfernt waren, die sonst unter jungen Leuten üblich ist.

Und nun noch ein Wort über das Verhältniss der studirenden Frauen untereinander. Mag sein, dass ich besonders Glück hatte, aber ich habe gar liebe Gesellen darunter getroffen, die zufälligerweise den verschiedensten Facultäten angehörten: da waren zwei stud. und ein Dr. med; ein stud. jur., und ein stud. hist., und Philosophie trieben wir alle, und die Philologie war gleichfalls vertreten. Tagsüber hatte kaum Eine von uns viel Zeit für andres als die Vorlesungen und Studien — von manchen der Mädchen wurde sogar ganz unverständig gearbeitet, und ihrem Feuereifer war auch mit gar keiner Warnung, keinem Rathe beizukommen. Ich habe sie — um Versäumtes nachzuholen, Rationen von Mathematik und Griechisch verschlingen sehen, die einem wohlgedrillten Gymnasiasten eine Zumuthung gewesen wären. Und so giebt es deren viele, die Anfangs in ihrer Universitätserziehung vorerst nur den zu bewältigenden Lernstoff, den Kampf mit dem Object sehen, die von Eifer glühen, das alles zu bewältigen, was man ihnen als Frauen bisher vorenthalten hat und in Allem zu thun, „was die Männer thun". Das ist auch nur ganz folgerichtig und als ein Durchgangsstadium vortrefflich. Denn wohl giebt es eine bisher ausschliesslich Männern anerzogne Eigenschaft: die Achtung vor den Thatsachen und die Sachlichkeit, die jeder Frau dringend anzuempfehlen ist.

Nur muss es nicht das dauernde Ideal bleiben „zu thun, was Männer thun", sondern im Gegentheil, die studirende Frau soll auch sich studiren und sich über sich klar werden, sie soll mit ihrer grösseren Frische an das überlieferte System der herkömmlichen Studien herantreten und sich klar machen, was davon überlebt, verzopft und unkräftig ist. „Kritik üben lernen" das ist eine zweite Aufgabe der Studentin.

Digitized by Google

Endlich ihre dritte Aufgabe ist, „das Leben kennen zu lernen“ und dafür ist Zürich eigentlich ein wenig zu klein und ein grosses Centrum, wie Paris, vorzuziehen. Denn die Frauen, die wir brauchen, dürfen nicht allein Buchwissen haben, sondern wichtiger ist Erfahrungswissen und Kenntniss des praktischen Lebens; nur Frauen, die vieles durchgemacht haben, und die alles verstehen, werden mit Erfolg die Hand an eine so unendlich verwickelte Frage wie die Frauenfrage legen können; jede Einseitigkeit rächt sich da schwer, und wer z. B. den Mann aus der Frauenfrage streichen, wer die Arbeiterfrage unberücksichtigt lassen, wer die politischen Consequenzen übersehen will, der wird stets nur viertel und halbe Schritte thun. Wir aber brauchen heute etwas Ganzes.

Wie oft haben wir dies und Aehnliches in langen Sitzungen erörtert, spät Abends, wenn wir nach einem Gang durch die schweigende Schneelandschaft und die kräftige Winterluft noch zu einer der Freundinnen auf die Bude stiegen. Wir fanden sie dann oft bei ihren Büchern und in lustigen Scharmützeln warfen wir unser Wissen gegen ihres, unsere Tagesneuigkeiten gegen ihre, bis wir zuletzt, bequem auf dem Sopha gelagert, anfingen ferne Horizonte und grössere Perspectiven aufzurollen, in übermüthigem Spott, oder ehrlichem Zorn alte Fesseln verlachten, alte Götzen umstürzten und uns in junger Kraft an ihre Stelle setzten. Oft wurde es spät, aber das konnte uns wenig kümmern, gingen wir doch auch Nachts unsren Weg nach Hause mit eben dem Gefühl des Hausrechts wie am Tage: denn das gehetzte Hinschiessen, das weibliche Wesen gemeinhin befällt, sowie es dunkel auf den Strassen ist, dies Gefühl der Unsicherheit, das kennt die Zürcher Studentin nicht, und auch das ist ein Fortschritt.

War es doch gerade Nachts, wenn wir in unsre grossen Mäntel gehüllt bald ruhig sprechend, bald in fröhlichem Galopp nach Hause stiegen, dass wir uns in unsrer freien Selbständigkeit besonders fühlten; war es doch beim Nachhausekommen von solch freundschaftlichem Conclav oder von einer unsrer Bootfahrten, dass wir so recht empfanden, wie reich unser Leben war, wie viel Kräfte an und in uns schafften, wie frei und jung wir waren, und wie Recht wir daran gethan, aus alter Enge in diese grössere und edlere Welt zu gehen.

So etwa denken wir über Zürich und seine soziale Mission. Diese Meinung wird in wie ausserhalb der Schweiz von vielen nicht getheilt: „verbummelte Studenten-Stadt“ und „Anarchistenstadt“ sind Namen, die man Zürich häufig giebt. Dass verbummelte Studenten dort sind, soll nicht geleugnet werden; und dass man dort Sozialisten, Anarchisten und Nihilisten antreffen und sie reden sehen kann, ist gleichfalls zuzugeben. Aber man findet ja auch manchmal ein Haar in der Suppe und eine Fliege im Bier, und trotzdem wird noch täglich Suppe gegessen und Bier getrunken.

Doch ist eine Schilderung von Zürich nicht vollständig, wenn man bei Besprechung der Universität das Polytechnikum auslässt. Es setzt einen sehr characteristischen Zug in das Bild. Es ist eine eidgenössische Hochschule, während die Universität nur cantonal ist; daher ist es denn an Mitteln der Universität bei weitem überlegen, es ist auch weit zahlreicher besucht, ja — die Universität wohnt sogar im Polytechnicum nur zur Miethe. Sie können sich denken, dass die Studirenden beiderseits sich deshalb öfter in den Haaren liegen, jeder nach Kräften versucht, seine Alma Mater herauszustreichen. Nun sind die Studirenden an der Universität meist ältere und ruhigere Leute als die Besucher des Technicums, zu dem eine sehr internationale und meist sehr junge Jugend herbeiströmt. Die Organisation im Polytechnicum ist denn auch eine durchaus schulmässige, und wer mit Polytechnikern verkehrt, kann sie weidlich über „Repe“ stöhnen hören, womit einfach die Repetitorien gemeint sind, die von Zeit zu Zeit wie ein Damoklesschwert über diese jugendlichen Köpfe gehängt werden, ein wüthendes Arbeitsfieber während 8 Tagen hervorrufen und dann den „Geprüften“ in einem Zustand sehr milder Thätigkeit zurücklassen.

Digitized by Google

Aber glauben Sie mir, diese übermüthigen Polytechniker, die sich in erster Linie amüsiren wollen und bei jeder Gelegenheit gegen die allerdings peinliche Schulzucht angehen, die ihrem missliebigen Direktor so lange die Fenster eingeworfen und Katzenmusiken gebracht haben, bis er es verzog sich in einer Vorstadt anzusiedeln, die bringen jedenfalls mehr Geld ins Land und mehr Leben in die Bude — wie man so zu sagen pflegt, als die sehr stille und ernste Universität Zürich. Viele der jungen Leute vom Technikum sind reich oder sehr wohlhabend, sie wollen sich geradezu amüsiren und thun es, sei es, indem sie akademische Bälle veranstalten und blühende Reden schwingen, oder Regatten abhalten und Komödien aufführen. Und das geht, als ob es alle Tag' Sonntag wär.

Da kann die Universität natürlich nicht mithalten, die feiert alljährlich ein paar Gedenktage und ein paar Commerse (bei denen die „Damen" von der Galerie aus theilnehmen dürfen) und das ist alles.

Auch in Hinsicht der Lehrmittel ist das Polytechnicum weit voraus, besonders im chemischen Laboratorium, das im Technicum vorzüglich ausgestattet, in der Universität dagegen dürftig ist. Zu meiner Zeit befand sich in letzterem eine Waage, von der die Studenten behaupten, sie stamme noch aus der Zeit des Paracelsus. Und es bedurfte einer Spötterei darüber bei einem Fest der Chemiker, um den Professor zu jenem Zustand hinauf zu ärgern, in dem er — das Spottlied in der Hand, beim Erziehungsrath „dieserhalben" vorstellig wurde.

Uebrigens studiren nicht nur an der ernsthaften Universität, sondern auch unter den „wilden Polytechnikern" Frauen, ja das Polytechnicum hat es bereits — so wie das Cantonshospital zu einem weiblichen Assistenten gebracht. Und diese Neuerungen, diese Versuche, dieses Vorwärtsgehen sind die charakteristischen Kennzeichen von Zürich. Wer irgend einen lebhaften Geist hat, wer wissen will, was alles in der Welt passiren kann, und welche neuesten Früchte der Baum der modernen Entwicklung zeitigt, der gehe auf eine Zeit nach Zürich und schaue sich das Leben dort an. Es ist ein sehr interessanter Ort, weil die meisten Menschen, die dort hinkommen, um zu studiren, eine Geschichte haben, weil sie durch irgend etwas von dem Hergebrachten abweichen. Es ist ein sehr interessanter Ort, weil dort so viele Nationalitäten zusammenkommen, weil dort alle politischen Meinungen vertreten und geduldet sind, weil man mit einem Fuss in den geordneten bürgerlichen Verhältnissen stehen und den anderen — ohne Gefahr und Anstoss — auf das Neuland sozialistischer Verhältnisse setzen kann. Es ist interessant, weil es einen Kernpunkt bildet, an dem neue Sitten und Gewohnheiten im Verkehr zwischen Frauen und Männern geschaffen werden; — das Ganze gleicht einem chemischen Kolben, in dem eine neue Mischung probirt wird, von der heute noch Niemand sagen kann, ob sie nicht eine grosse Zukunft hat.

# PSYCHE.

## LEGENDE

Von S. SAFONOFF.

### I.

Madame, Ihnen allein gilt meine Erzählung. Zartheit und Träumerei sind ja heutzutage nicht mehr Mode. Wir beide sind mit unserer Romantik ein wenig zurückgeblieben, so etwa auf — 30 Jahrtausende. In jener

Digitized by Google

wundervollen Zeit hätten wir leben sollen, als es weder Geschichte noch Ueberlieferungen, ja nicht einmal die geringste Wurzel gab, welche die Sanscritologen hätten beanspruchen dürfen. Denn ich denke trotz allem besser von der Schöpfung als die moderne Wissenschaft, und bin überzeugt, dass es eine derartige Zeit einmal gegeben.

Doch ich habe Eile! Seither ist die Welt oft grau, schwach und alt geworden und hat sich immer wieder verjüngt. Selbstverständlich wäre ihr besser gewesen sich nicht zu verjüngen, denn ein solches Zeitalter wie das, von dem ich rede, erlebt sie doch nicht wieder.

Es war der ganzen Schöpfung Jugend. Die Oceane hatten sich eben in ihre steinernen Wiegen bequemt. Die Oberfläche der Erde, die noch kürzlich von so glühenden Leidenschaften erschüttert worden, dass ich selbst sie darum beneide, beruhigte sich allmählich und zuckte nur noch ermüdet von Zeit zu Zeit. . . . Sie können sich eine derartige vulkanische Erschöpfung gar nicht vorstellen? Ich auch nicht, denn dazu muss man Krater sein. Der Himmel. Ich glaube, er war noch tiefer als Ihre Augen, jener Himmel. Aus der Erde heissem Innern schossen ungeheuerliche Nadelhölzer, riesige Farren in die Höh. Und welche Ichthyosauren krochen aus den siedenden Meereswellen hervor! Wie niedlich sie die Rachen aufsperrten, von denen ein jeder alle heutigen Poeten mit den Gesammtausgaben ihrer Werke auf einmal hätte verschlingen können. Es genügt Ihnen mitzutheilen, dass diese heiteren Geschöpfe über je tausend Zähne verfügen, hierüber hat mich ein Brahmane, während meiner Fahrt durch Indien in letzter Nacht aufgeklärt.

Diese Ichthyosauren krochen also an das Ufer und rollten sich mit melancholischem Geheul auf dem glühenden Sande. Und die Sonne, die dazumal sich selbst weit ähnlicher war als heute, briet ihre stählernen Lenden, ihre lächelnden Schnauzen und gelblichen Bäuche, und es stieg von ihnen ein heisser Dunst in die Lüfte! Habe ich nicht einen kühnen Pinsel, Madame?

Ja, damals gab es alles im Ueberfluss. Die Natur geizte mit nichts. Und alles wäre vorzüglich gewesen, wenn die Natur nicht einen Fehler begangen. Nämlich — es erschien der Mensch!

Ich bevorworte, dass ich nur von Brahmanen vernommenes wiederhole, ohne selbst ein haarbreit von alledem zu glauben. Es ist einfach ein Märchen, das zufälliger Weise in keines der orientalischen Sagenbücher gekommen.

Also der Mensch erschien auf der Erde und zwar ganz plötzlich und auf unbekannte Weise. Man kann nur feststellen, dass die Affen ihn durchaus nicht als einen der ihren anerkennen wollten und bei seinem Erscheinen mit Geheul nach allen Seiten auseinander stoben. So feinfühlend war damals die Natur und so klug die Affen.

Das erste, was der Mensch that, ohne erst ordentlich um sich zu schauen — war, sich der Melancholie zu ergeben. Ein geborener Poet, meine Gnädige! Er liess sich auf einem Abhange nieder, richtete den Blick in die räthselvolle Ferne und begann zu seufzen.

— Wonach? fragten zu seinen Füssen die brausenden und schäumenden Wellen.

— Wonach? fragten Himmel, Wolken, Wind und die übrigen Theile der Landschaft.

— Wonach? fragten die Ichthyosauren traulich mit den Kinnladen klappend.

Ach . . . . es fehlte ihm etwas, Gnädigste, er war unglücklich.

## II.

Als die Natur selbst (meine Legende reicht nicht weiter, wofür ich ihr unendlich dankbar bin) eine derartige Dissonanz in ihrer Musik wahrnahm, wurde sie nachdenklich; sie ahnte, wonach eigentlich des Menschen Herz sich sehnte, doch . . . . unter uns sei es gesagt, sie schätzte die über alles er-

Digitized by Google

gossene Poesie, Harmonie und Schönheit zu hoch. Alle diese guten Dinge nämlich haben Wert und Sinn nur solange sich der Mensch aus der Entfernung an ihnen freut. Sobald er mit irgend etwas in persönliche Berührung tritt, schwindet das Entzücken. Auf unsern legendären Menschen wenigstens passt diese Weisheit vollkommen. Konnte nach so reiflicher Ueberlegung die Natur das Weib schaffen, dieses Wesen, dessen direkte Bestimmung es ist, alle Illusionen zu zerstören? Doch der Mensch war einsam und sehnte sich, wenn auch unbewusst mit allen Fibern seines Seins nach einer Freundin.

Madame, wenn Sie an der Stelle der Natur gewesen, hätten Sie sich des Unglücklichen erbarmt?

Die Natur erbarmte sich. Denn sie wusste besser, als irgend jemand, welch natürlicher Zustand Liebe sei und ahnte doch zugleich, dass niemand dies himmlische Gefühl so zu zerstümmeln und zu trüben im Stande wäre, als der Mensch. Nicht wahr, das Weib schaffen, hiess eine Katastrophe herbeiführen? Nach allen diesen ur-romantischen Reflexionen richtete die Natur es folgendermaassen ein.

Als der Mensch einst seinen gewohnten Seufzerfelsen bestieg, fand er ein junges Wesen vor, bezaubernd, wie ein Traumbild, unschuldig und sonnig, wie ein Frühlingsmorgen. — Hier, sprach die Natur zum Menschen, — liebe, seufze, bete an, bewundere und entzücke Dich, doch nimm Dich in Acht! beim ersten von irdischer Leidenschaft diktierten Kuss verlierst Du Deine Freundin, und Dich selbst ereilt ein fürchterliches Geschick. Dixi.

Und die Natur retirierte.

Nun stellen Sie sich die Gefühle vor, mit denen der Mensch, und es war ein junger Mensch, seine schöne, zitternde Freundin betrachtete! Ich schwöre es bei Ihren Tugenden, Madame, das erste, was ich an seiner Stelle unternommen, selbst, wenn alle Elemente des Himmels und der Erde mich bedroht, — ich hätte sie geküsst.

Er that auch so, dieser Mensch, denn er war nicht dumm. Kaum lächelte sein verkörpertes Ideal ihm zu und streckte ihm die rosenfarbenen Fingerchen entgegen, so schloss er sie in seine Arme und drückte auf ihre halb geöffneten, unbewusst flüsternden Lippen einen wahnwitzigen Kuss.

Kein Theater-Maschinist ist imstande, das darzustellen, was nun erfolgte. Die keusche Erde erbebte. Die Wogen des Ozeans erhoben sich mit Geheul auf die Hinterbeine und warfen sich auf das Festland. Die lustigen Ichthyosauren verschwanden 100 Meter unter die Erde und verwandelten sich daselbst sofort in Ausgrabungsobjekte. Das junge Wesen ward vom Sturm den Armen des Menschen entrissen und in das Gebiet der Phantasie entrückt. Und der Mensch selbst? Die einzige Spur, die von ihm geblieben, ist diese Legende.

## III.

Sie glauben, das sei alles? Gedulden Sie sich noch ein wenig. Jahrhunderte zogen vorüber. Abermals verjüngte sich die Erde und abermals ging verschiedenes vor sich — doch das alles war uninteressant. Einst geschah es, dass nach einer ungeheuerlichen Evolution eine Handvoll Menschen übrig blieb. Sie fing an sich zu vermehren. — Doch das ist eine langweilige Geschichte. Hier beginnt schon die Scholastik. Uns ist nur wichtig zu wissen, dass auf irgend eine Weise sich da ein Stamm bildete, Griechen genannt. Ein prächtiges Volk war das, plastisch, künstlerisch! Wenn sie ein richtiges Bild davon haben wollen, denken Sie sich einen jetzigen Griechen, legen Sie ihm die diametral entgegengesetzten Eigenschaften von denen bei, die er besitzt, — — — und es wird ähnlich! Ein höchst originelles Volk war es; so ersann es z. B. eine unzählige Menge Götter und die heutigen Gymnasiasten müssen deswegen eine unendliche Anzahl Nullen bekommen, denn alle ihre Benennungen zu behalten, ist nicht die geringste Möglichkeit vorhanden. Ich zeige Ihnen einmal meine erhaltenen Schulatteste und Sie werden sofort verstehen, warum ich mich jetzt nicht näher auf den griechischen Olymp einlasse.

Digitized by Google

Allgemein gesprochen liebten die Griechen sehr die Schönheit; in jedem von ihnen steckte mein sagenhafter erster Mensch. Doch glauben Sie ja nicht, dass sie Psyche erdacht hätten. Dieses liebe, keusche Ideal existierte vor ihnen, was die Mythologie auch darüber berichten möge. Denn, sehen Sie, nach dem von mir erwähnten tragischen Kuss befand sich das junge Wesen zwischen Himmel und Erde ohne ihren Anbeter in einer sehr eigenthümlichen Lage. Als unbeflecktes Ideal war es unsterblich. Zu jener Seligkeit aber, für die es allein geschaffen war, konnte es nicht gelangen. Denn die Natur, als sie die erste Idylle einrichtete, hatte um die Harmonie zu wahren in die Seele des kleinen, reizenden Geschöpfs den Keim der Liebe versenkt. Und nun, nach der Katastrophe, begann die Unglückliche den Geliebten zu suchen, dem sie ungestraft ihr Herz schenken könne. Sie lebt in jeder Frau und wartet. — — Vielleicht kommt endlich der Ersehnte! Aber — ein Fluch scheint über sie verhängt zu sein — noch ist der Mann nicht geboren, der fähig wäre, in den Augen der Frau die kleine, keusche, körperlose Psyche zu entdecken und ihre stumme Bitte zu erfüllen. Kaum empfindet der Mensch einen Hauch von Liebe und Schönheit, so tritt auch schon die ewige Katastrophe ein, es erfolgt der erste Kuss und — — — — die arme Psyche muss traurig entweichen, in den Armen des Mannes aber bleibt ein Weib, nur ein Weib, Madame! Und das ist nicht viel, ich versichere Sie!

Wissen Sie nun, warum die erste Liebe so göttlich, und worin ihr eigentliches Geheimniss besteht? Verstehen Sie, warum diese erste Liebe nur bis zum ersten Kusse dauert, warum ihre Seligkeit niemals mehr wiederkehrt?

Entsinnen Sie sich noch, dass es Schopenhauer einst vorkam, als betrüge die Natur den Menschen auf irgend eine Weise. Doch was Schwärmer, Romantiker und Poeten begreifen, ist Philosophen niemals zugänglich.

Ich beeile mich, Sie zu versichern, dass ich selbst nicht im entferntesten Romantiker bin, möge dieser Vorwurf den verrückten Brahmanen treffen, der mir diese Legende mitgetheilt. Ach, ich denke, die Natur hätte besser gethan dem ersten Manne etwas zu seiner materiellen und prosaischen Natur passenderes zu verschaffen. So wenigstens spricht aus mir eine menschliche Stimme. Und noch mehr will ich Ihnen sagen: wenn sich jemals in ihrem Busen das wunderbare geheimnisvolle Gefühl der Liebe regt, wenn ein gewisser Jemand in Ihre Augen blickt und darin das liebende, schmachtende, keusche Kind Psyche entdeckt, verlangen Sie, dass er Sie küsse, küssen Sie ihn selbst: — und möge Psyche entweichen! Wir leben nicht zu Zeiten der Ichthyosauren!

Das ist meine Legende von der Psyche. Ihr Hauptverdienst besteht darin, dass sie moderner ist, als jene abgenutzten, alle Köpfe ermüdenden griechischen Mythen.

Digitized by Google

# RUNDSCHAU.

## MAARTEN MAARTENS UND SEINE WERKE.

VON

M. H. SPIELMANN.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von E. Otten

(Nachdruck verboten).

Als Maarten Maartens vor etwa fünf Jahren am literarischen Horizonte Englands auftauchte, wurde er sofort als ein Stern allererster Grösse begrüsst. Zwar war er jung und ungeübt, allein, was sein Talent anbetraf — über dessen Existenz konnte kein Zweifel bestehen. Und obschon man von ihm nicht sagen konnte — wie es einst Thackeray von Dickens sagte — dass er „bescheiden kam und gleich den ersten Platz in der englischen Literatur einnahm", so konnte man doch ruhig behaupten, dass er schon damals den modernen englischen Schriftstellern ersten Ranges vollkommen ebenbürtig war.

Seine Lebensgeschichte ist sehr einfach; einige seiner Jugendjahre verlebte er in England, wo er die Schule besuchte, und gerade in jenen Jahren war es, dass der Grund gelegt wurde zu seiner ausserordentlichen Sympathie für die englische Literatur und zu jener vollständigen Beherrschung der Sprache, welche ihm sobald schon nützlich werden sollte. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, kam er nach Deutschland, besuchte die Städtische Schule zu Bonn und kultivirte, indem er sein späteres Leben in Frankreich und in Holland zubrachte (er promovirte an der Universität zu Utrecht, welche sich eine so scharfe strenge Kritik seiner beiden Werke „The greater glory" und „An old Maid's love" anmasste) und seiner Leidenschaft für die Literatur aller Länder, in deren Grenzen er sich aufhielt, die Zügel schiessen liess, jenen vollendeten Geschmack, jene Toleranz, jenen weiten Blick und jene vielseitigen Sympathieen, welche allein den einzig wahren Kosmopolitismus in der Kunst ausmachen und die zu dem grossartigen Erfolge, welchen er heute zu verzeichnen hat, nicht unwesentlich beigetragen haben.

Er sollte sich der politischen Carrière widmen, für welche sich allerdings in seinen Werken eine gewisse Geringschätzung deutlich kundgiebt. Wie er mir sagte, weigerte er sich ganz entschieden, Rechtspraktikant zu werden, nachdem er seinen „Doktor" gemacht hatte, da er sich niemals dazu würde entschliessen können, „weiss" „schwarz" zu nennen und das dann auch zu beweisen — zur Befriedigung des Richters und der Geschworenen — denn, alles in allem bestehe daraus doch, einige ideale Momente ausgenommen, die Laufbahn des Advokaten. — Auf dem von ihm selbst gewählten Wege kam er dann rasch vorwärts, (zu jener Zeit hatten seine „cacoethes scribendi" ihn schon darauf hingewiesen, sich der Literatur für Rechtsgelehrsamkeit zu widmen) als der andauernd leidende Zustand seiner jungen Frau ihn zwang, sich nach einem Aufenthaltsort mit etwas milderem Klima, als es Holland bieten konnte, umzusehen. Er wählte die Riviera und griff dort, nach den anhaltenden Perioden gezwungenen Nichtsthuns, zur Feder. Zu jener Zeit aber war er noch nicht „Maarten Maartens", der hübsche junge Mann von einnehmendem Aeusseren — man würde ihn für einen jungen Offizier oder Diplomaten und jedenfalls viel eher für alles andere als für einen Schriftsteller halten — war nur seinem eigenen Namen nach bekannt, und heute noch haben viele seiner Bekannten keine Ahnung davon, dass sie in ihrem Freunde die geheimnissvolle Identität mit dem berühmten Anglo-Holländer zu suchen haben, dessen Pseudonym nun in den Haupt-

Digitized by Google

städten zweier bedeutender Länder einen allbekannten guten Klang hat. —

Es ist mehr als zweifelhaft, ob Maarten Maartens, wäre ihm nicht von seiner Jugend an Luxus und Comfort beschieden gewesen, jemals eine „literarische Persönlichkeit" geworden wäre, denn die erste Erfahrung, welche er bei seinem „début" machte, war die jener orthodoxen Verwerfung, welche die allgemein vorgeschriebene herkömmliche Beurteilung des Genies zu sein scheint. Alle seine Versuche waren und blieben vergeblich: nirgends fand er Gehör. Trotz alledem gelangte seine Erzählung endlich zum Abdrucke, und „The Sin of Joost Avelingh" hatte einen überraschenden und durchschlagenden Erfolg.

Von jenem Augenblicke an ging Alles über Erwarten gut; sechzehn Monate nach dem Erscheinen seines ersten Romanes veröffentlichte er „An old maid's love" (April 1891), und wieder ein Jahr später „A Question of Taste" — eine kleine Skizze, welche der Verfasser gern „Mayonnaise" genannt hätte, da die ganze Geschichte eigentlich nur an einer einzigen Speise hängt. Endlich aber gab er doch den Vorstellungen seines Verlegers nach, welcher ihm klar machte, dass der „Durchschnitts-Engländer" gegen Fremdwörtertitel schon von vornherein stets etwas einzuwenden hat. Im Jahre 1892 erschien „God's Fool" in den Spalten des „Temple Bar" und wurde im Oktober des nämlichen Jahres in Buchform herausgegeben; von 1893—94 erschien „The greater glory" in derselben Zeitschrift — meiner Meinung nach zählt dieses Werk mit zu seinen allerbesten Schöpfungen —

Nur wenige moderne Schriftsteller können sich, was Vornehmheit der Gesinnung und literarische Aufrichtigkeit anbetrifft, mit Maarten Maartens messen. Mit Ausnahme von „An old maid's love" (diesen Roman schrieb er „at home" in seinem Lustschlösschen während der in Holland verlebten Sommermonate), schuf er seine sämmtlichen Werke, während er sich in Gesellschaft seiner Frau und seiner kleinen Tochter in Nizza oder in Cannes, in Latour, Wiesbaden oder in den Alpen aufhielt; und er hat in seiner jungen Frau, welche unsere Sprache fast ebenso vollkommen beherrscht wie er selbst, einen verständigen und stets liebenswürdigen Kritiker gefunden.

In der Regel bringt er seine Gedanken — nach vorhergegangener reiflicher Ueberlegung — unverhältnissmässig rasch zu Papier. Diese Methode ermöglicht es ihm, nach sechsmonatlicher Arbeit eine ebenso lange Ruhepause eintreten zu lassen. Es mag für die verehrten Leser von ganz besonderem Interesse sein, zu erfahren, dass Maarten Maartens niemals bis spät in die Nacht hinein arbeitet, sondern eine ausserordentlich rationelle Lebensweise führt. Er holt seine „witzigen Einfälle", seine „glücklichen Gedanken", nur dann hervor, wenn er sie braucht, und macht die Notizen über neugewonnene Eindrücke etc. — im Gegensatze zu Charles Reade — nur an seinem Schreibtische. Am meisten frappiert uns an diesem jungen hervorragenden Schriftsteller, dass er den Mut, den Verstand und den nötigen Takt hatte sich in einer Sprache, welche er so vollständig beherrscht, an ein Publikum zu wenden — ein Publikum, weit grösser, als es jemals hätte sein können, wenn er seine Muttersprache als Vermittlerin gewählt hätte. Und doch war bei diesem Entschlusse „das zahlreichere Lesepublikum" nicht allein ausschlaggebend; in „A Question of Taste" erzählt uns Maartens, „wie es kein Land gäbe, in welchem die Literatur so hoffnungslos der Ungnade und der Geringschätzung verfallen wäre wie in Holland. Sie wird — möglicherweise — auch in den anderen Ländern nicht allzu hoch in Ehren gehalten; eines aber ist sicher: nirgends sind ihre Anhänger, resp. Vertreter, im Prinzipe schon, derartig zur Entbehrung und zu allen möglichen Schmähungen verdammt. Und der verwegene Mensch, welcher den Mut hat, ihren schwarzen Altar zu berühren, muss eine soziale Stellung bekleiden, welche über jede Kritik einfach vollständig erhaben ist." — So entwickelte sich Maarten Maartens, und die englische Literatur hat Hollands literarischer Apathie einen bedeutenden Rekruten zu verdanken. — Kurze Zeit nach der Veröffentlichung bereits wurde „Joost Avelingh" in mehrere fremde Sprachen übersetzt — darunter natürlich auch die holländische — sowie auch die übrigen Romane in kurzen Zwischenräumen. Sie finden stets einen ausserordentlich grossen, wenn auch nicht gerade festen Leserkreis und die scharfgezeichneten famos beschriebenen Szenen holländischen Lebens, mit ihrem sprudelnden Humor und ihrem komischen Pathos, sind auch weit unter dem Durchschnittsmasse des englischen Romanlesers stehenden Männern und Frauen leicht verständlich. Die weitaus grösste Zahl seiner Anhänger hat Maartens in Amerika, wo Engländer und Holländer — so war es wenigstens seligen Angedenkens — in enge freundschaftliche Beziehungen zu einander treten. —

Es liegt nicht in der Natur der Dinge, dass das Pseudonym des Verfassers noch lange unaufgeklärt bleibe; sein Erfolg hat das nahezu unmöglich gemacht. Und die Thatsache, dass er, zugleich mit Herrn Zola, zum Ehrenmitglied des „Londoner

Digitized by Google

Schriftstellerklubs" und mit dem verstorbenen Robert Louis Stevenson zum Ehrenmitglied des „New-Yorker Schriftstellerklubs" ernannt wurde (Auszeichnungen, welche er ausserordentlich schätzte) hat das Ihrige dazu beigetragen, den Schleier der Anonymität zu lüften.

Das bemerkenswerteste Resultat seiner Entdeckung ist, dass die Holländer plötzlich auf seine Existenz aufmerksam gemacht, seine Romane geradezu verschlingen, weniger aus Stolz auf den hervorragenden jungen Schriftsteller, als um „Porträts" zu entdecken, persönlichen Skandal und Aehnliches, in der Hoffnung oder Furcht, sich selbst und ihre Freunde „mit hineingebracht" oder „daraus weg gelassen" zu finden. Ich muss hier an dieser Stelle noch ganz besonders hervorheben, dass der Schriftsteller vollständig unparteiisch ist. „Ich kann wahrheitsgetreu berichten und es als Thatsache bestätigen", schrieb er mir vor einigen Monaten, „dass in allen meinen Büchern nicht ein einziger Charakter mir irgend einen anderen Namen ins Gedächtniss ruft, als den erdichteten, welchen ich demselben beilegte. Diese Behauptung, welche doch wiederholt öffentlich aufgestellt wurde, wird von dem holländischen Publikum ganz einfach ignoriert."

Die Thatsache, dass der Name irgend eines Charakters mit einem der Buchstaben aus dem Alphabet beginnt (und man sollte meinen, dass dies unvermeidlich wäre!!!), genügt, um alle diejenigen, deren Name zufällig mit demselben Buchstaben anfängt, ausrufen zu lassen: „Er meint mich!" — Ihnen ist es absolut gleichgültig, dass der Verfasser das Gegenteil beschworen hat; sie haben nun einmal die feste Ueberzeugung, — und unter keiner Bedingung lassen sie sich von dieser Ueberzeugung abbringen, — dass der Romanschreiber unter allen Umständen lügt und erdichtet. Sie lesen ihn, um das Unauffindbare auffindig zu machen, und sie hören nur deshalb erst auf ihn, um ihm dann nachher keinen Glauben zu schenken. Möglich, dass das als Charakteristikum einer kleinen Gemeinschaft gelten kann! „Je kleiner unsere Welt", sagt Maarten Maartens an irgend einer Stelle, „desto länger sind ihre Ohren."

Angesichts dieser Erklärung gewinnen seine Schöpfungen noch bedeutend an Interesse; der cholerische Baron in „Joost Avelingh", Alers und the Lossels in „Gods Fool", der alte Baron von Rexelaer, der Marquis de la Jolais in in „The greater glory", die „Morel" und Vater Bulbius, Susanne Varelkamp und die Comtesse de Mougelas — alle diese und unzählige andere erstehen mit einer solchen Lebendigkeit von unserem geistigen Auge, dass es uns schwer wird zu glauben, dass sie nur als Typen und ausschliesslich als solche existiren. Sogar die grosse Firma von „Volderdoes Söhne" erscheint uns greifbarer, realer als die unsterbliche Firma von „Dombey und Sohn" — und doch: Mann und Frau, Geschichte und Nebensächliches, diese ganze Umgebung niederen Ehrgeizes und edlen Strebens und Charakters oder doch des Bedürfnisses dazu — diese ganz neue Gesellschaftssphäre, die uns erst nun wirklich bekannt wird, all dieses ist freie Erfindung eines jugendlichen Geistes, das Ergebniss der schöpferischen Einbildungskraft und der vornehmen Philosophie dieses genialen Schriftstellers.

Maarten Maartens liebt sein Vaterland, wenngleich es ihm durch sein Klima, seine Sprache, seine Dimensionen, seine Gleichgiltigkeit auf literarischem Gebiete, und seine kleinen Koopstadter Schwätzerei-Tendenzen ottmals Veranlassung zu Spötteleien bietet. Obgleich er sich über die Engländerin lustig macht, welcher ihre Versuche, die holländische Sprache zu erlernen, um ein Haar schlimme Halsschmerzen verursacht hätten, obgleich er erklärt, wie Holland das angenehmste und wohnlichste Land sein könnte, wenn es nur bewohnbar wäre; obgleich er sich gegen die, vielleicht angeborene, Kleinlichkeit eines numerisch kleinen Volkes auflehnt: so ist er doch auf seine Grösse ebenso stolz wie irgend einer seiner Landsleute und bewundert die herrliche Geschichte seines Vaterlandes wie kaum ein anderer „New Englander". Unzählige Male verrät sich sein Nationalstolz, — „jene ruhmvolle Erbschaft von Abkunft und Familie" wie er es zu nennen pflegt, deren kein Mensch — auch nicht der ärmste beraubt werden kann. Und gerade darin offenbart sich sein Geschmack an feiner Lebensart, der angeborenen sowohl als auch der anerzogenen; und hier an dieser Stelle möchte ich es den verehrten Lesern mitteilen, dass er einst mit wahrer Leidenschaft Wappenschilder aufstöberte, um sie dann zu zeichnen, zu malen und auszuarbeiten.

Nur wenige unserer modernen Schriftsteller — sehr wenige seit Thackeray — haben Geschmacklosigkeiten aller Art mit einer so tüchtigen Dosis verächtlicher Satire oder, wenn sie auch deren unwürdig waren, mit einem einfachen Scherze erwidert; auch Maartens' Cynismus ist — ebenso wie das bei Thackeray der Fall war — aus seiner starkentwickelten Neigung zum Rechte, zur Gerechtigkeit und zur Selbstachtung entstanden. „Ich glaube nicht an menschliche Güte", sagt er einmal, „gezwungen mag sie vielleicht



Digitized by Google

existiren, solange es nicht allzu lästig ist; aber wir gestatten der Tugend niemals zu nahe zu kommen, denn das können wir nicht vertragen." Ferner sagt er: „ein s. g. „sharp young man" ist ein solcher, dessen moralisches Empfinden bereits abgestumpft ist." An vielen Stellen finden wir die famosen Späße eines Mannes mit ausgezeichnetem, reifentwickeltem Verstande und ausserordentlich weitem Blicke — mit einer Welt liebenswürdigen munteren Humors und gutmütigen Mitleids, welcher sogar die verderbtesten unter uns Gesellschaftssündern mit einem gewinnenden Lächeln einladet, Freundschaft mit ihm zu schliessen; ein leiser Anklang an den alten Geist eines Dickens und eines Thackeray — zweifellos jetzt noch nicht auf voller Höhe.

Seine glücklichsten Gedanken und sein bestes Können hat Maartens der Religion und der Liebe zu verdanken. „Die Liebe" — „das Wohlfeilste auf dieser Welt, welches wir am Ende am Teuersten bezahlen müssen," — und die Religion, welche er in ihrer ganzen Grösse empfindet, sie ist der Grundfelsen, auf welchem seine ganze Arbeit ruht. Er selbst — ich werde das kaum besonders hervorzuheben brauchen — steht weit über jenem engherzigen religiösen Standpunkte, welchen „Father Bulbius" z. B. in Krankheitsfällen anempfiehlt: „Vertraue auf Gott und lege einen kalten Umschlag auf die schmerzende Stelle." —

Fast will es uns erscheinen, als müsse Maartens Kenntniss der Regungen des menschlichen Herzens instinktiv sein: er fühlt mehr als er jemals gelitten und ist sich mehrerer Erfahrungen bewusst, als er selbst erlebt haben kann. Unseren Schwächen begegnet er entweder mit zartem Mitgefühl oder er bespöttelt sie mit sanfter Ironie, indem er für das Laster und die Gemeinheit seine schärfsten Pfeile, für Grausamkeit und Tyrannei seinen heftigsten Zorn und für Irreligiosität seine derbsten Streiche bereithält. Obgleich seine Romane — das lässt sich nicht leugnen — einzig und allein um der Schäden willen geschrieben sind, welche sie mitleidslos bloslegen und weder „Probleme" noch „fin-de-siècle-Sensationen" genannt werden können, so sind sie doch von ganz ungewöhnlichem psychologischen Interesse, enthalten dazwischen manche Commentare über Menschen, Dinge, und Beweggründe, welche, Alles in Allem, eine mehr „sprichwörtliche" Philosophie repräsentiren, und sind, durch ihren seltenen Gedankenreichtum, unvergleichlich interessant und unterhaltend.

Und seine Frauen, gute und schlechte, junge und alte, „grandes dames" und Dienstboten, Liebende, Hassende, Zankteufel — sie bilden eine Gallerie lebender Wesen, mit allen ihren Tugenden und ihren Fehlern und wiegen — die meisten wenigstens — da sie lebende Geschöpfe mit ihren eigenen Schwächen darstellen alle jenen geschmacklosen Kates und Amelias der früheren Literatur reichlich auf. Maartens ist fest davon überzeugt, dass bis jetzt noch kein einziger guter Mann eines guten Weibes wirklich vollkommen würdig war; und bessere Frauen, zarterbeseelte, oder auch seichtere und weltlicher gesinnte, wird man ausserhalb seiner Romane kaum wiederfinden können. Unter einer Fülle oberflächlichen Scherzes verbirgt der Autor die Tiefen seiner schwärmerischen Verehrung für das schönere Geschlecht — er vereinigt die moderne Anbetung unserer Zeit mit der Ritterlichkeit der Vergangenheit.

So sind seine Gedanken und so ist er selbst, er, der in verhältnissmässig kurzer Zeit fünf bedeutende Werke geschrieben hat, lange bevor seine Lebenssonne ihren Höhepunkt erreicht hat. Erst ganz kürzlich haben sich die Spuren seiner Jugend in seinen Werken verraten: und zwar in einem jugendlichen, stellenweise sogar unreifen Humor. Der Mangel an einem treuen zuverlässigen Ratgeber ist hier recht fühlbar. In graziös-nervöses Englisch kleidet er seine Gedanken ein, in einen feinen literarischen Styl, seinem mächtigen, wahrhaften und grossartigen dramatischen Sinne, seinem Genie freien Spielraum lassend, da, wo es sich um starke Verschürzung und scharf gezeichnete Charaktere handelt — hie und da, wie es die heutige Mode erheischt, nur skizzenhaft andeutend. Und wir sind ihm dankbar, denn er hat unserer Nation und unserer Sprache das denkbar grösste Compliment gemacht, indem er unsere schöne Literatur durch sein hervorragendes und zugleich liebenswürdiges Talent so bereichert hat.

## ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

Der Pan hat sein zweites Heft herausgegeben. Es ist zwar rot gebunden, aber viel gemässigter als das erste. Es ist vor Allem einheitlicher geraten und es weist nicht solche künstlerische Verstösse oder Missverständnisse auf, wie man sie im Aprilhefte beobachtete: z. B. die Kittelsenschen banalen Bilder zu dem Gedicht Garborgs oder die Nachbildung der Klingerschen Kassandra oder die Dumontsche perspektivelose Glyptorelieftechnik oder den gewaltigen Renaissancedruck für eine wissenschaftliche Notiz zur Herausgabe Dürerscher Holzschnitte. Es ist nur, offen gestanden, immer noch etwas wenig, was einem da geboten wird. Die illustrativen Beigaben im Text spielen eine grosse

Digitized by Google

Rolle und doch sind nur die Th. Th. Heine'schen von einigem Interesse, die anderen zwar sehr modern, aber nicht immer geschmackvoll. Von grossen bildlichen Beilagen ist die Wiedergabe der herrlichen Dampt'schen Gruppe vom Ritter und der Melusine hervorragend gelungen und in dem blaugrauen Druck von äusserst vornehmer Wirkung. Auch die Lithographie des Thoma'schen Geigers ist eine Herzensfreude. Das Alles, wie gewiss auch die gern mitgenommenen Blätter des tragikomischen Klinger'schen Philosophen, des Stuck'schen Studienkopfes und der alten, von Huysmans besungenen Kasseler Grünwald-Kreuzigung, ist von bleibendem Werte. Und ich meine, eine Zweimonats- und Dreimonatsschrift muss noch mehr, als eine Monatsschrift, darauf sehen, dass ihre Beiträge sozusagen Buchwert haben An Sattler z. B. und an Strathmann wird man sich schnell satt sehen; so hoch ich die Künstler schätzen möchte, ich glaube, ihre Arbeiten stehen doch noch viel zu sehr unter einer gewissen fatalen Manier der Mode. Andere wieder, wie Eckmann, der eine bunte Lithographie seines Frühlings bietet, sind zwar voll guten Willens, aber nicht kräftig und intensiv genug; ich habe von ihm immer einen zu frisirten Eindruck. Um so mehr ist die rein technische Ausführung der Lithographie zu loben und wirklich, es ist ein Verdienst des Pan, endlich auch dem deutschen Publikum eine vornehme und auf der Höhe unserer Fertigkeiten stehende Reproduktion von Kunstwerken gegeben zu haben, die sich nicht auf die Schwarz-Weiss-Verfahren beschränkt. Diese ganze Art sich zu geben, die man „Ausstattung" nennt, ist wirklich bei uns noch nicht dagewesen. Sie hat freilich die Gefahr, dass man durch bedeutenden Druck und breite Ränder auch minderwertige Dinge wichtiger erscheinen lassen kann und dass der Leser zu leicht in die Bilder und Äusserlichkeiten sich verliert, ohne für den Genuss des Textes Musse zu finden. Um so mehr hat man Recht gethan, diesmal das zweite Kapitel der Fontane'schen Selbstbiographie vorweg zu stellen. Das ist ein so herrliches Stück Lektüre, dass man es mit der Musse lesen muss, mit der es geschrieben ist. Zu dem Andern ist dann eine Meile.

* * *

Über die grosse moderne Bewegung, welche besonders die Engländer angeht, eine phonetische Orthographie einzurichten, die keinen Buchstaben schreibt, der nicht gesprochen wird, finden wir einen erschöpfenden Aufsatz, des Amerikaners Karl Knortz in den „Internationalen Litteraturberichten", einer auch sonst sehr zweckentsprechenden Wochenschrift.

Der Verfasser weisst auf die allseitigen Wünsche der Pädagogen hin, endlich sich zur phonetischen Schreibweise entschliessen zu wollen, ein Weg, auf dem ja selbst Puttkammers Rechtsschreibung einen Fortschritt bedeute.

Man hat, sagt er, in neuerer Zeit den Mahnworten der Pädagogen in dieser Hinsicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als früher, wo man dieselben geringschätzig ignorierte. Die Anforderungen an die Schule haben sich von Jahr zu Jahr gemehrt und da man der Leistungsfähigkeit derselben zu viel zutraute, kommen nun von allen Seiten die gerechtfertigtsten Klagen über die Überbürdung des Schülers und die daraus entspringende physische Degeneration. Die Erfindung neuer, die Schularbeit erleichternder Lehrmethoden hat mit den Anforderungen der Schule nicht Schritt gehalten und es sollte daher jede Gelegenheit, die Vereinfachung, Erleichterung und Zeitersparnis beim Unterrichte gewährt, mit Freuden begrüsst werden. Eine solche Zeitersparnis wäre hauptsächlich den englischen Schulen gerade in der Vereinfachung der Orthographie geboten, denn in der englischen Sprache befinden sich 25 Prozent stiller Buchstaben als historische Überreste verschwundener Herrlichkeit. Doch noch eine andere Ursache zwingt den Pädagogen, für eine lautgetreue Schreibung in die Schranken zu treten. Bisher hat man sich beim englischen Leseunterricht noch vielfach an die veraltete und den Schüler verwirrende Buchstabiermethode gehalten; jetzt aber treten die einflussreichsten amerikanischen Schulmänner für die Einführung der analytischen Lesemethode, gewöhnlich „word-method" genannt, auf, und weil derselben die gebräuchliche Orthographie hindernd im Wege steht, dringen sie auf Abschaffung dieser und verlangen für jeden Laut ein bestimmtes Zeichen.

Wir leben hier im Lande des Fortschrittes; fortschreiten aber heisst, beständig reformieren. Der nichtdenkenden Masse ist stets eine jede Neuerung ein Gegenstand des Spottes und der Geringschätzung gewesen, aber dieselbe hat auch niemals Anspruch auf Berücksichtigung gehabt. Eine friedliche Reform bedarf übrigens bis zur allgemeinen Anerkennung mehr Zeit, als eine, der Blut und Eisen zur Verfügung stehen; denn ohne einen gewaltigen äussern Anstoss ist es schwer, die Menschheit von eingenisteten Vorurteilen und Gewohnheiten zu befreien.

Wir leben hier fernerhin in dem Lande, wo der Grundsatz „Zeit ist Geld" jede öffentliche Thätigkeit beherrscht; warum soll man also demselben in Bezug auf die alte, unsinnige Orthographie, die doch



Digitized by Google

viele überflüssige Opfer an Zeit und Geld verlangt, nicht auch zur Geltung verhelfen? Elihu Burritt behauptet, dass England jährlich für das überflüssige u in Wörtern wie favour, labour, neighbour u. s. w. an Papier, Tinte und Zeit die Summe von 10,000 Pfund Sterling verschwende. Wir in Amerika haben jenen Makel längst beseitigt und somit jenes Kapital gespart.

Die englische Sprache der sogenannten angelsächsischen Periode wurde phonetisch geschrieben; die vor und nach dem Kriege der weissen und roten Rose adoptierten französischen Wörter wurden ohne Rücksicht auf die im Munde der Engländer veränderte Aussprache in französischer Orthographie geschrieben und somit das phonetische Prinzip untergraben. Nun aber kommt der Sprachforscher — glücklicherweise aber nicht jeder — und sagt: Jedes Wort hat seine Geschichte und diese Geschichte lese ich aus der Orthographie heraus; sie muss also bleiben, wie sie ist. So? Die Aussprache, die Bedeutung und die Schreibweise der Wörter haben sich, ohne auf die Sprachforscher Rücksicht zu nehmen, fast in jedem Jahrhundert verändert, und die Frage ist nun, welches Jahrhundert der Sprachentwicklung herausgelesen werden soll! Soll vielleicht das deutsche Wort „Tochter" duhitar geschrieben werden, weil es im Sanskrit so hiess? In jener Sprache aber bedeutete es einfach Melkerin, und diesen Begriff wird man wohl dem deutschen Wort nicht mehr zu indizieren wagen. Im englischen Zahlwort two soll das überflüssige w an das angelsächsische twa erinnern, aber dies weiss doch nur derjenige, der die Sprache unserer nach England ausgewanderten Vorfahren versteht. Nur wer griechisch gelernt hat, nur der sieht ein, dass das deutsche „Almosen" und das englische „alms" von dem griechischen „eleemosyne" stammt; unter Tausenden jedoch, die da lesen lernen, bildet sich höchstens einer zum Sprachforscher aus, während den übrigen die Abstammung eines Wortes eine höchst uninteressante Sache ist. Dieselben also dazu zwingen, ihre Schrift mit historischem Moder zu überladen, ist einfach eine Ungerechtigkeit. Weiter aber ist die herrschende Orthographie nur in verhältnismässig wenigen Fällen ein Bild der Geschichte des Wortes; ja, sehr oft führt die Schreibung zu einer falschen Etymologie. Bei dem Worte „Maulwurf" werden wir leicht zu der Annahme verführt, dieses Tier verdanke seinen Namen dem Umstande, das es die Erde mit dem Maule aufwerfe, was jedoch nicht der Fall ist. Der professionelle Sprachforscher nun erklärt uns, dass das Wort „Maul" hier „Molte", d. h. staubartige Erde, bedeutet. Bei „Fellеisen" denken wir an ein mit Fell überzogenes Eisen, und doch ist dieses Wort eine „Verdeutschung" des französischen valise.

In keinem dieser Fälle, die wir leicht um das Hundertfache vermehren könnten, fällt es jedoch selbst nicht dem sanguinischen Etymologen ein, von der einmal eingeführten Schreibweise abzuweichen. Wie gesagt, die Kenntnis der Abstammung eines Wortes ist für den Naturforscher von Wichtigkeit; das grosse schreibende und lesende Publikum findet keinen Gefallen daran, sich seine Orthographie zu Gunsten Weniger mit stummen Zeichen zu überladen. Es neigt sich entschieden der Ansicht Benjamin-Franklins zu, dass dasjenige, was wir als die Orthographie des Ungebildeten zu bezeichnen pflegen, im Grunde die richtige Schreibung sei.

Als sich der japanesische Kommissionär Mori in den Vereinigten Staaten aufhielt, machte er die Bemerkung, dass seine Regierung gerne die englische Sprache zum allgemeinen Gebrauch in Japan einführen würde, wenn die herrschende Orthographie umgeändert werden könne. Dass dieser Übelstand der Verbreitung der englischen Sprache von jeher hinderlich gewesen ist, hatten übrigens schon viele eingesehen und auch Reformvorschläge gemacht, die jedoch so wenig beachtet wurden, dass die Urheber derselben zuletzt an jedem Siege verzweifelten. Wäre auch nur das geringste wissenschaftliche System in der englischen Schreibung, so könnte man sich schon eher mit den Befürwortern derselben aussöhnen. Doch da schreibt man five und dann fifty, bow und dann bough, four und dann forty, prove und dann proof u. s. w. Man hat sich aber daran gewöhnt und findet es daher nicht besonders auffallend.

Dass aber trotz dieser Gewöhnung die englische Schreibweise nicht zum Gemeingut des Publikums geworden ist, ist eine unbestreitbare Thatsache, und wie könnte es auch anders sein? Der gemeine Mann, dem kein Webster zur Disposition steht, schreibt die ihm nur vom Hörensagen bekannten Wörter nach seiner Auffassung phonetisch nieder, und wenn diese Niederschrift nun nicht mit der Bücherorthographie stimmt, so ist es nicht seine Schuld. Wie schwierig es ist, unbekannte und zum ersten Mal gehörte Wörter richtig, d. h. nach der herrschenden Orthographie zu schreiben, haben die sogenannte „spelling matches" zur Genüge gezeigt.

Die „Princeton Review" schrieb vor kurzem, dass der letzte Zensus der Vereinigten Staaten die schreckliche Thatsache ans Licht gefördert habe, es gebe in diesem Lande gegen 6 Millionen, die weder lesen noch schreiben können. In England gestaltet sich diese Frage noch

Digitized by Google

viel ungünstiger, denn nach einem offiziellen Bericht des Dr. Morell, „her majesty's inspector of schools," sind dort 33 Prozent des Lesens und Schreibens unkundig. Max Müller hat dies nicht mit Unrecht der englischen Orthographie zum grössten Teile zugeschrieben; dieselbe ist vorzugsweise eine Sache des Gedächtnisses und erfordert daher eine vielfach längere Zeit zur Erlernung, als wenn sie auf rationeller Grundlage beruhte.

Napoleon III. sagte in seiner Thronrede vom 15. Februar 1865, dass im Lande des freien Stimmrechtes ein jeder Bürger lesen und schreiben können solle; aber dieses schöne Wort ist bis jetzt blos ein frommer Wunsch geblieben. Auch giebt es zuletzt nur sehr wenige Länder der Erde, wo sich die Bürger eines wirklich freien Stimmrechtes rühmen können. Amerika aber, das auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit dem Fortschritte huldigt und das ein öffentliches Schulsystem besitzt, wie keine andere Nation, sollte auch in der angedeuteten Richtung als Bannerträger auftreten, und da es keinen Schulzwang kennt und infolgedessen die Eltern ihre Kinder nur sehr kurze Zeit zur Schule schicken, für seine Kinder dadurch Zeit gewinnen, dass es auf Vereinfachung der Orthographie dringt. Die Mormonen sind schon längst auf diesen Einfall gekommen und haben ein phonetisches Alphabet für ihre aus allen Himmelsgegenden stammenden Anhänger aufgestellt; leider war dasselbe jedoch derart, dass es sich keiner günstigen Aufnahme erfreuen konnte und bald von seinen Urhebern aufgegeben werden musste.

Ein italienisches Kind lernt aus leicht begreiflichem Grunde im zehnten Teile der Zeit seine Muttersprache lesen, als ein englisches die seinige. Zeit gewonnen aber heisst, das Leben verlängern. Man hat zwar in einigen amerikanischen Schulen mit grossem Erfolge Lesetafeln gebraucht, die nach einem modifizierten phonetischen Prinzipe ausgearbeitet waren, und die Kinder lernten das Lesen viel schneller, als nach der alten Methode; doch führte dies den Übelstand mit sich, dass sie sich späterhin wieder die alte Orthographie angewöhnen mussten, und die Zeitersparnis war somit eine imaginäre. Sir William Jones hat sicherlich recht, wenn er (works, London 1807, III. 269) sagt: „Our englisch alphabet and orthography are disgracefully and almost ridiculously imperfect". Wenn Harnisch von der deutschen Orthographie sagt, dass sie uns lehre, ein X für ein U zu machen, so gilt das in viel höherem Grade von der englischen. Dass P. A. Chadbourne, der christliche Philosoph und Präsident des Williams College, in seiner 1875 zu Washington auf Kosten der Bundesregierung gedruckten Broschüre „Waste of labor in the work of education" kein Wort über das zeitraubende Erlernen der englischen Orthographie zu sagen hat, nimmt uns Wunder.

Dass wegen der mangelhaften und unzuverlässigen Lautdarstellung der englischen Schreibung sich die betreffende Sprache sehr schlecht zur Aufzeichnung von Aboriginalsprachen eignet, ist von den Philologen und den Lehrern an Missionsschulen sehr oft schmerzlich genug empfunden worden. Wenn auch die Verfasser von englischgeschriebenen Grammatiken und Wörterbüchern bisher unbekannter Aboriginalsprachen sich in Einleitungen jedesmal über ihre Auffassung der Aussprache ausliessen, so konnte man trotzdem doch nur höchst selten ein lautgetreues Bild der betreffenden Ursprachen erwarten; denn die einzelnen Lautunterschiede waren doch in vielen Fällen zu ungenügend dargestellt. Statt dass sie für ihre Zwecke entweder das Alphabet von Lepsius oder Max Müller adoptiert hätten, glaubten sie meistenteils besser ihrem eigenen Gutdünken folgen zu müssen. Dieser Umstand oder vielmehr Übelstand hat viele der älteren, die amerikanischen Ursprachen behandelnden Werke, zum grossen Teile für den Sprachforscher wertlos gemacht.

Weiterhin verfolgt der Verfasser die interessante Geschichte dieser phonetischen Bewegung in der Orthographie, welche ja auch nichts anderes will als jede moderne Forderung: traditionelle Gewohnheiten wieder mit vorhandenen Bedürfnissen in Einklang bringen.

* * *

Auch in der neugriechischen Litteratur spielen die grossen Gegensätze der modernen Welt ihre beachtenswerte Rolle. Da sind die Alten, welche auf Nationalität pochen und die Jungen, welche in der Nachahmung Westeuropas das Heil sehen. Vor kurzem starb aber der letzte dieser Alten, Achilleus Paraschos, der einzige, welcher noch einen rechten populären Ruhm besessen hatte. Wie J. K. v. Höplin in einem interessanten Aufsatze der „Gesellschaft" sagt, war er in seinem Charakter noch durch und durch Hellene: ein Mann mit lärmender Phantasie, grossen Leidenschaften, tönenden Worten, grosser Einbildung und beispielloser Seichtigkeit. Seine Gedichte sind Liebesgedichte und Patriotika. Seine Liebesgedichte sind geschminkt, sie haben den krankhaften byronischen Pessimismus, der die Liebe als Untreue enthüllt, nicht den dithyrambischen Schmerz des echten Hellenen. Seine patriotischen Gedichte

Digitized by Google

sind echter, selbst in der Phrase, die bei den alten Griechen nur fehlt, wo die Leidenschaft fehlt.

„Mit Paraschos, fährt nun Höplin fort, ist der letzte Dichter jener patriotischen Generation hingeschieden.

Die neuen Schriftsteller beschränken sich auf die Nachahmung fremder Richtungen. Jede poetische Schule in Frankreich hat auch ihre Nachahmer in Athen. Romantiker, Realisten, Idealisten, Symbolisten, Naturalisten, alles ist vertreten; keine Schule fehlt.

Die vorwiegendste Bedeutung dieser nachstrebenden Schriftstellerei ist, dass dadurch die Technik und die Kunst des Schreibens erlernt wird. Die Sprache hält mit dem Fortschritt der Technik Stich.

Eine wesentliche Frage für die griechische Litteratur ist die der Sprache. Die alten Dichter haben sich entweder der Volkssprache, oder einer gekünstelten, an das Altgriechische sich anlehnenden, bedient. Die Volkssprache aber konnte, trotz der Dienste, die sie den Lyrikern leistete, nie zu einer allgemeinen und offiziellen Schriftsprache werden. Ihr fehlte nicht nur der Reichtum an Wörtern, sondern auch die notwendige Ausbildung von Formen und die schöpferische Elastizität. Der *Καθαρεύουσα* andererseits fehlte, trotz des altgriechischen Sprachschatzes, der ihr zur Verfügung steht, die Berührung mit dem Gemüt des Volkes. Sie klang trocken und steif, wie das Lateinische im Mittelalter.

Die Aufgabe der Modernen ist nun, eine vollkommene Sprache zu schaffen; entweder die Volkssprache zu bereichern und sie gediegener und bildungsfähiger zu machen, oder das Hochgriechische an die Seele des Volkes heranzuziehen. Es ist nicht zu leugnen, dass in dieser Hinsicht Fortschritte gemacht worden sind. Leider ist das innere Leben der Nation viel zu unbedeutend, als dass wir mit dem Fortschritt der Sprache auch einen grossen Aufschwung der Litteratur erhoffen könnten. Das patriotische Gefühl ist unter den Enttäuschungen der letzten drei Jahrzehnte völlig erloschen; das soziale Leben schläft, die politischen Interessen sind nur persönlicher Natur, und religiöse oder philosophische Regungen sind im modernen Griechenland noch unbekannt. Kurz: es fehlt die Gährung, es fehlt der Kampf und die Bewegung des Gemüts, welche dem Dichter seine Stoffe liefert. Der Nachklang des Fremden kann nie zur Grösse führen. Was in anderen Ländern das notwendige Produkt der geistigen Bedürfnisse ist, muss hier als „neueste Mode“ eingeführt werden. Es entsteht eine Litteratur, die nicht aus den Tiefen der gebärenden Mütter der Seele entquillt, sondern, wie jeder Pariser Salonbrauch, zum Renommée getrieben wird.

Symbolismus! Naturalismus! Decadence! . . . Weh dem, der mit einem Chapeau claque unter dem Arm in einem Salon erscheint! und wehe dem, der nicht weiss, dass das allerneueste in der Litteratur die verfeinerte psychologische Art Bourgets ist.

Unter den griechischen Schriftstellern der jüngeren Generation sind die bedeutendsten: Palamas, Drossines, Xenopoulos, Eftaljotes und der jüngste und allermodernste in seiner Richtung, Nicolaos Episkopopoulos.

Palamas und Drossines sind durch ihre lyrischen Gedichte bekannt, und Xenopoulos ist der Hauptvertreter des naturalistischen Romans. Im Schauspiel hat sich jüngst Argyres Eftaljotes, der sonst nur durch seine Erzählungen bekannt war, hervorgethan. Sein „*Βουρκόλακας*“, der vor wenigen Wochen in der Zeitschrift „*Ἑστία*“ erschienen ist, gehört zu dem poetisch Besten, was die moderne griechische Litteratur besitzt. Stil und Art dieses Dramas sind von der französischen Neuromantik genommen. Aber die Poesie, die durch seine Scenen weht, ist die des duftenden, müden und schwermütigen Orients, mit seinen blütenschweren und sinnenbetäubenden Orangengärten, mit den phantastischen Träumen seines Aberglaubens und mit dem Klang seiner melancholischen Musik. Als Drama beurteilt ist der *Βουρκόλακας* beinah wertlos. Die Handlung ist kindisch. Sie ist folgende: Aretula wird gegen den inneren Wunsch ihrer Mutter, die ihr Lieblingskind bei sich haben will, und obwohl Aretula eine Neigung für einen anderen hegt, von ihren Brüdern an einen befreundeten Kaufmann in Babylon vermählt. Stefanes, der unglückliche Geliebte, nimmt aus Verzweiflung, und durch die Traumerscheinung der heiligen Maria bestimmt, die Mönchskutte. Da zieht die Seuche über das Land. Die Brüder Aretulas sterben an der Krankheit, und Konstantes, der ältere, der der Mutter geschworen hatte, um jeden Preis Aretula zurückzuführen, wenn ein Unglück eintreten sollte, führt sie nun als *Βουρκόλακας*, eine Art Gespenst, auf seinem Wolkenrosse zurück. Und Aretula stirbt vor der Thür ihres Vaterhauses. — Die Fabel also ist kindisch. Aber auch die psychologische Motivierung der Handlungen, selbst die der Unmystischen, lässt vieles zu wünschen übrig. Und dennoch ist „*Βουρκόλακας*“ voll von lyrischen Schönheiten. Die einzelnen Scenen sind nicht nur von zarter Empfindung und traumhafter Poesie durchdrungen, sondern in ihrem besonderen

Digitized by Google

Aufbau, im Gegensatz zum Aufbau des Ganzen, auch psychologisch richtig.

Der jüngste unter den Modernen ist, wie gesagt, Nikolaos Episkopopoulos. Er ist bekannt geworden im letzten Jahre durch seine „*Τρελλὰ διηγήματα*“, „Verrückte Erzählungen“, eine Reihe von Novelletten, die er in verschiedenen Schriften veröffentlicht. Seine erste, durch welche er in die litterarische Welt eingetreten ist, ist seine „*Ζωὴ μετὰ θάνατον*“. Das ist eine Phantasie, welche die Gedanken der Seele eines Gestorbenen schildert, die ihren verwesenden Leib betrachtet. Dort sieht sie, wie der ewige Lebensprozess auflösend zersetzt, was er zusammengefügt hatte. Sie verfolgt die Atome, aus denen ihr Körper bestand, in ihrem Wandern. Sie sieht, wie sie in den Blumen, den Rosen, auf dem Grabe, zum süssen, lieblichen Dufte werden, dann verfolgt sie diese Atome bis in die Brust einer Jungfrau, wo sie als warmes Blut wieder pulsieren, bis in die Handmuskel des Mörders, die den Dolchstich ausführt, und bis in das Gehirn des Genius, wo sie zur Bildung eines grossen Gedankens mitwirken. Die Seele schwebt dann über den Wolken, und in einem Zustande, in dem keine Zeitverhältnisse herrschen, betrachtet sie das ganze erbärmliche Treiben der Welt, bis sie endlich, von einem mächtigen Daseinsdrang gezogen, von einem wilden Druck getrieben, wieder herabsinkt und in einem Moment höchster Lust Materie um sich sammelt, um von vorn den ekligen Lebensprozess zu beginnen. Und das Seltsamste in dieser kleinen Novellette ist, dass sie trotz ihres reflektierenden Charakters nur ein farbiges Bild ist, dass der Fortgang der Erzählung durchweg von nervösem Temperament durchdrungen ist, dass nirgends eine kalte Abstraktion sich vorfindet und alles Nerv, alles Temperament ist. Diese Skizze ist meines Erachtens das Beste, was Episkopopoulos geschrieben hat. — — Seine späteren Novelletten weisen nur einen Fortschritt in der Kunst des farbigen Zeichnens auf; sie sind aber im übrigen minderwertig. In ihren Schilderungen sind oft diese Novelletten, in denen Poe zum Vorbild genommen worden ist, wirklich mustergültig; aber es sind nur übernervöse, hysterische, harte Stimmungen, die darin zum Ausdruck kommen. Man glaubt, geschnitzte, kleine Figuren von blutrotem Korall vor sich elektrisch zucken zu sehen. Und dann knicken diese Novelletten meistens in der Mitte ab. Obwohl sie sehr kurz sind, mangelt ihnen die Einheit in der Entwickelung der Handlung.“

Wer durch selbständige Lektüre ein Muster neugriechischer Litteratur kennen zu lernen wünscht, findet im 1. Juniheft der Revue des Revues eine französische Übersetzung der Novelle „Die Sünde meiner Mutter“ von Georgios M. Bizyenos, auch einem der erfolgreicheren jüngeren Schriftsteller, jetzt im Alter von 45 Jahren, welcher — nicht unähnlich wie Knut Hamsun — zuerst bei einem Schneider arbeitete, dann Diener in einem Lyceum geworden war und schliesslich der grosse Schriftsteller wurde. Er fand frühzeitig Wohlthäter, die ihm eine ordentliche Bildung zukommen liessen. Er hat ein Buch veröffentlicht, „Philosophie des Schönen bei Plato“ und daneben reizende lyrische Gedichte unter dem Titel „Attische Brisen“ — seine Sprache ist der thracische Volksdialekt mit Ausnahme der türkischen und slavischen Barbarismen. Jene Novelle aber zeigt auch ein hervorragendes Erzähler-Talent und, wenn man unter ihrem Eindruck die neugriechische Litteratur beurteilen will, bekommt man einen guten Appetit danach.

* * *

Im Anschluss an die künstlerisch so hervorragende Novelle von Couperus, welche wir im Juliheft bringen konnten, wird es interessieren einige Bemerkungen über die holländische Litteratur zu hören, welche ein gewiegter Kenner, Paul Raché, in der „Gegenwart“ veröffentlicht.

Es ist erst wenige Jahre her, lesen wir dort, dass man anfängt, der neueren holländischen Litteratur bei uns einen Theil des Interesses zuzuwenden, das man allem, was aus Frankreich, Russland und dem Norden kam, bisher so reichlich entgegenbrachte. Der Grund, dass die uns sprachlich und geistig so nahe verwandte holländische Litteratur so wenig Beachtung in Deutschland gefunden hat, liegt in erster Linie in dem eigentümlichen Charakter, den die litterarische Produktion Hollands Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit hinein zur Schau trägt. Der ängstlich conservative Sinn des Holländers, sein Haften am Althergebrachten, die gemütliche Behäbigkeit, aus der er sich nicht gern aufrütteln lasst — alles das spiegelt sich in der Litteratur getreulich wieder und gab der Mehrzahl ihrer Schöpfungen einen etwas monotonen, an's Langweilige streifenden Beigeschmack. Mit ihrem Überfluss an moralisierenden und didaktischen Reimereien, ihrer oft unerträglichen Breitspurigkeit und Detailmalerei und dem völligen Mangel an warmeren, tiefergehenden Gefühlstönen, war die holländische Litteratur lange Zeit für Jeden ungeniessbar, der ausserhalb des eigentümlichen, specifisch holländischen Empfindungskreises von Mynheer und Mevrouw stand.

Erst in den achtziger Jahren kam ein

Digitized by Google

frischer, belebender Zug in die holländische Litteratur, nachdem schon vorher mancher gelungener Versuch gemacht war, sie aus ihrem alten Schlendrian herauszureissen. In erster Linie war es die Lyrik, die einen erfreulichen Aufschwung nahm. Während man bis dahin von einer holländischen Lyrik kaum sprechen konnte, nimmt dieselbe gegenwärtig eine Stellung ein, die den Vergleich mit keiner anderen Lyrik zu scheuen braucht.

Das eigentlich moderne Gepräge aber kommt in der holländischen Litteratur weniger in der Lyrik, als im Roman zur Geltung, der in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre auftritt. Der Einfluss von aussen ist nicht zu verkennen. Namentlich ist es Frankreich, mit dem Holland von jeher im regsten geistigen Verkehr gestanden hat, das befruchtend auf die junge Litteratur einwirkte. Flaubert, Zola, die Goncourts, zum Teil auch Bourget und Huysmans übten im Verein mit den nordischen und russischen Dichtern, die vielfach übersetzt wurden, einen weitgehenden Einfluss auf die Gestaltung des modernen holländischen Romans aus. Von all' den Schriftstellern aber, die in neuerer Zeit in Holland aufgetreten sind, hat keiner einen solch nachhaltigen Erfolg zu verzeichnen gehabt, wie Louis Couperus, sicherlich die hervorragendste und zukunftreichste Erscheinung der gegenwärtigen holländischen Litteratur. Couperus steht noch nicht in der Vollkraft seiner Entwickelung, die höchste Höhe des litterarischen Könnens liegt noch vor ihm, aber sein letzter Roman „Majestät", der soeben in einer deutschen Übersetzung erschienen ist (Dresden, H. Minden), beweisst, dass er diese Höhe nahezu erreicht hat.

Couperus wurde 1863 in Haag geboren, verlebte seine Jugend in Batavia und kehrte dann nach Holland zurück, wo er mit zwanzig Jahren seine erste Gedichtsammlung „Een Lent van Vaerzen" (Liederfrühling) veröffentlichte, der er 1887 eine zweite „Orchideen" folgen liess. 1889 erschien sein zweibändiger Roman „Eline Vere" und der ausserordentliche Erfolg dieses Romans veranlasste Couperus, sein Schaffen gänzlich auf dieses Gebiet zu konzentrieren. Eline Vere, „een Haag'ssche Roman", führt uns mitten in das gesellschaftliche Leben der niederländischen Residenz hinein. Es ist ein Städteroman, wie er bei uns vielfach existiert. Aber für Holland bedeutete Eline Vere etwas ganz neues und stellte den jungen Autor mit einem Schlage in die erste Reihe der holländischen Romanschriftsteller.

Eigenartiger in Form und Handlung und litterarisch ungleich bedeutender ist Couperus' zweiter Roman „Noodlot" (Schicksal) 1890, der von allen Schöpfungen des Dichters die Eigenartigkeit und Stärke seines Talentes wohl am deutlichsten zum Ausdruck bringt. Eine deutsche Übersetzung dieses Romans erschien 1892 (Stuttgart, Verlagsanstalt). Die beiden nächsten Jahre brachten eine Erzählung „Ekstase, ein Buch vom Glück", und einen Novellenband „Eene Illuzie". Was zunächst das erstere Werk anlangt, so scheint mir der grosse Beifall, den es in Holland gefunden, weniger gerechtfertigt als bei „Noodlot". Dazu ist das Werk in Stoff und Ausführung zu apart, zu gesucht, dazu schmeckt es zu sehr nach Schule. Auch Couperus hat dem Schicksal nicht entgehen können, einer —ismus-Gruppe zugezählt zu werden. Man betrachtet ihn in Holland als das Haupt der Sensitivisten. Der Sensitivismus, wie alle die neueren Formen aus dem Naturalismus erwachsen, ist eine Weiterentwickelung des Impressionismus und im Grunde von dem Symbolismus der Jean Moréas, Maurice Barrès, Stephane Mallarmé u. s. w. nur durch den Namen verschieden. Der Entwickelungsgang, den Couperus von seinem Erstlingsroman „Eline Vere" an bis zu „Ekstase" durchgemacht hat, tritt am deutlichsten in dem erwähnten Novellenbande hervor. Es ist zwar nur ein Zeitraum von wenigen Jahren, aber die Veränderung ist doch deutlich genug, die Vorliebe des Dichters für das Geheimnisvolle, Ungewöhnliche im Seelenleben des Menschen, sein fein tastendes Nachspüren abnormer psychischer Vorgänge, seine virtuose Kraft im Secieren der Gedanken und Empfindungen kommt immer mehr zum Ausdruck. Das Innenleben seiner Personen geht ihm über alles, durch äussere Geschehnisse Interesse zu erwecken, verschmäht er vollständig. In seinem zweiten Roman „Schicksal" verband sich noch die Schilderung psychologischer Zustände in harmonischer Weise mit den Handlungen, in „Ekstase" tritt die letztere bereits ganz in den Hintergrund. „Ekstase" ist die Geschichte zweier Menschen, die ihr höchstes Glück in einer über alles Körperliche erhabenen Seelenharmonie suchen, und die sich trennen, als das physische Liebesbedürfnis das ekstatische Ineinanderschmiegen ihrer Seelen zu zerstören droht. Wir haben hier, ebenso wie in der Novelle „Illusion" nur noch Stimmungsmalerei und weiter nichts als diese. Ekstase ist ebenfalls ins Deutsche übersetzt worden (Stuttgart, Verlagsanstalt).

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novellen verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

# THOMAS HUXLEY.

VON

Dr. ALEXANDER TILLE (GLASGOW).

## I.

Seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts beginnt sich die mittelalterliche Weltanschauung aufzulösen, zuerst nur in dem kleinen Kreise von Gelehrten und Vornehmen, dann seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auch in weiteren Schichten. Diese Auflösung ist kein Verfall im äusserlichen Sinne, sondern eine Umbildung unter dem Einfluss einer Reihe mächtiger Faktoren. Die grossen Entdeckungen seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dehnen das Gebiet des Wissens über die ganze Erde, ja über unser Planetensystem aus, und die physiologische Forschung dringt im siebzehnten in das Innere des Menschen und der anderen Lebewesen ein. Descartes kommt zu der Theorie, dass die Tiere Automaten seien. Diese Erweiterung des Wissenskreises führt sofort zu einer Einschränkung der einzelnen mythologischen Begriffe der Vergangenheit und namentlich des Gottesbegriffes. Der mittelalterliche Theismus, dessen Gott jeden Regenschauer sandte und jede Sünde bestrafte, wird in der Frühzeit des siebzehnten Jahrhunderts zum Deismus, dessen Gott die Welt zwar geschaffen hat, sie aber nicht mehr zu erhalten braucht, da sie nunmehr von selbst wie ein Uhrwerk abschnurrt. Hatte sich das Mittelalter abgemüht, die magischen Formeln zu erkunden, mittels deren der absolute Gewaltherrscher der Welt die Elemente sich unterthan erhielt, so suchte das siebzehnte Jahrhundert nach den Gesetzen, die der pensionierte Schöpfer dereinst in seiner Amtszeit dem Stoffe eingeprägt habe, damit er sich nun nach ihnen richte, und so wirkte der Deismus, selbst ein Erzeugnis der fortschreitenden Erkenntnis, wieder zurück auf dieselbe und bereicherte sie um den Begriff der Gesetzmässigkeit.

Die Reformation hatte den mythologischen Dualismus der Kirchenüberlieferung unverändert beibehalten, da sie der Meinung war, derselbe sei durchaus biblisch. Als jedoch im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts der Gespensterglaube unter den Gebildeten Westeuropas niederging, erhielt die theologische Wissenschaft die Anregung zur Prüfung dieser Anschauung. Als am Ende des Jahrhunderts Balthasar Bekker in seiner „Bezauberten Welt" mit dem Teufelsglauben scharf ins Gericht ging, stiess er allerdings noch auf hartnäckigen Widerstand.



Digitized by Google

Bald darauf machte der Dualismus aber in der führenden Volksschicht eine bedeutsame Wandlung durch. Der Teufel als persönliche böse Gottheit ward ganz aufgegeben und an die Stelle des Gegensatzes: Gott und Teufel trat der andere: Gott und Welt, Geist und Materie. So war man wieder bei Plato angelangt. Aber statt der Metaphysik traten ethische Probleme in den Vordergrund. Bis dahin hatte man das Böse in der Welt auf Rechnung des Teufels gesetzt; als dessen Gestalt jetzt aufgegeben wurde, konnte es nur auf Rechnung des Stoffes fallen, und da Gott diesen Stoff geschaffen hatte, auf Rechnung Gottes. Damit setzte die Literatur der Theodiceen ein, die Leibnitz eröffnete, denn es galt, Gott für diese That zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung bestand schliesslich in dem Dekret, eine bessere Welt sei nicht möglich gewesen, und Gott habe die beste aller möglichen Welten geschaffen. Diese Antwort ist bedeutsam als philosophische Einschränkung der Allmacht Gottes; mit ihr war aber die Frage keineswegs abgethan, sondern die moralisierende Anschauung, mit der das achtzehnte Jahrhundert die ganze theoretische Weltanschauung durchtränkte, schritt weiter. In die Natur trug sie unter dem Einfluss des römischen Rechtes Rechte hinein, und für die Menschenwelt schuf sie jene sittliche Weltordnung, die zu einem Teil des gebildeten Glaubensbekenntnisses wurde, in der Dramatik Schillers ihren poetischen Höhepunkt und in der Philosophie Fichtes ihre philosophische Begründung erhielt. Mit der Zurückführung alles Uebels auf „Schuld", oder wie die Kirche sagte, auf „Sünde" schien die Lösung des Rätsels gefunden, und zwischen der Welt des Geistes, d. h. Gottes und der Menschen einerseits und der Natur andererseits eine grössere Kluft befestigt, denn jemals. Und diese Kluft wäre wahrscheinlich für das Bewusstsein nahezu unübersteiglich geworden, hätte sich nicht seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der Naturwissenschaft ganz langsam ein Begriff ausgebildet, den das griechische Altertum in seinen philosophischen Spekulationen gekannt hatte, ohne ihn jedoch aus der Wirklichkeit ablesen zu können: der Begriff der Entwicklung. Auf dem Gebiete der organischen Natur taucht er zuerst auf, bei Buffon; dann springt er, in der Kant-Laplaceschen Weltentstehungshypothese auf das Gebiet der Astronomie über, und von da in Frankreich auf das Feld der Geologie und Zoologie zurück. Aber Lamarcks „Philosophie Zoologique" von 1809 verhallte, und noch 1830 unterlag Geoffroy Saint Hilaire seinem Gegner Cuvier. Einen weiteren Schritt that die Idee der Entwicklung vorwärts, als Lyell in seinen „Prinzipien der Geologie" die Katastrophentheorie durch die Kontinuitätstheorie ersetzte und so für die Erklärung der bekannten geologischen Erscheinungen mit den bekannten und noch heute wirkenden Ursachen auskam. Dadurch kam der Stein der alten Stillstandsweltanschauung beträchtlich ins Schwanken, aber noch fand er immer wieder seinen alten Schwerpunkt. Ins Rollen geriet er erst 1859, als Charles Darwin in seinem „Ursprung der Arten" die Entwicklung der organischen Welt durch die natürliche Auslese im Kampf um die Daseinsmittel erklärte. Mit dem Jahre 1859 erst beginnt der Einfluss der Naturwissenschaft auf die Fortbildung der allgemeinen Weltanschauung, die bis dahin im wesentlichen von der Spekulation der Philosophie besorgt worden war. Unter den Männern, die in England die wichtigsten Folgerungen für die allgemeine Weltanschauung aus der Entwicklungslehre Darwins gezogen haben und ihrer Zeit zu

Digitized by Google

Führern in ihren Weltanschauungskämpfen geworden sind, steht Thomas Henry Huxley voran, der am 29. Juni dieses Jahres seine Augen geschlossen hat, und seine Stellung ist eine so eigenartige, dass ihm keine Betrachtung, die ihn nur als Naturforscher oder nur als Philosophen ansieht, gerecht werden kann. Seine Bedeutung lässt sich allein an seinen Leistungen für die Fortbildung der allgemeinen Weltanschauung messen.

Wenn in irgend einem Punkte, so unterscheiden sich England und Deutschland in der Stellung, welche die Wissenschaft im Geistesleben der Gebildeten einnimmt. In Deutschland emsige Einzelarbeit, emsiges Aussprengen und Zuhauen der Bausteine und scheue Zurückhaltung mit Plänen und Rissen. Daher neben den eigentlich schöpferischen Gelehrten noch eine Art halbgelehrter Zwischenhändler, die einem grösseren Publikum die Ergebnisse der Geistesarbeit jener vermitteln, nicht selten unter schweren Missverständnissen. Daher soviel Wissen und Halbwissen aus zweiter, aus dritter Hand. In England rasche Einordnung neugewonnener Kenntnis in die herrschende Weltanschauung, und diese Einordnung versucht und oft auch geleistet von den führenden Männern der englischen Wissenschaft. Wo der deutsche Akademiker sich scheu zurückhält, da tritt der englische mit all seinem Wissen vor die Oeffentlichkeit und klärt in einer der grossen Reviews den Stand einer Frage auf oder schafft eine neue Fragestellung. Ohne darum zu sorgen, dass er eine ihm gehörige Idee auch gleich fertig ausgebaut in einem abgeschlossenen Werke dem Publikum unterbreite, wirft er auf jenem Wege einen neuen Gedanken unter die Gebildeten, damit er weiter Frucht trage und andere anrege. In den englischen Monatsschriften haben Lyell und Darwin, Wallace und Spencer, Galton und Stephen ihre wissenschaftlichen Fehden ausgefochten, aber keiner von ihnen hat einen Einfluss auf die Weltanschauung der Gebildeten ausgeübt wie Huxley; denn keiner von ihnen hat diesen Kampfeseifer, diese Schlagfertigkeit, diese rückhaltlose Offenheit bewiesen, keiner ist mit diesen Keulenschlägen drein gefahren, und keines Blitze sind gefürchtet gewesen wie die des Donnerers von South Kensington. Keiner von ihnen hat seinem Volke in diesem Masse zu Gemüte geführt, was die neugewonnene Erkenntnis von der natürlichen Entwicklung alles Organischen eigentlich für die allgemeine Weltanschauung bedeutet, was es für uns heisst, dass wir nicht aus einem Jenseits herabgeschneit sind, sondern

„Schritt für Schritt mit schwer erkämpften Siegen
Vom Wurm empor zum Menschentum gestiegen."

Wer Huxleys Bedeutung gerecht werden will, der darf ihn nicht als den Spezialisten fassen, der über die Hälfte seines langen Lebens einen Lehrstuhl der Biologie innegehabt hat, sondern als einen der geistigen Führer der Zeit. Wie so viele andere weniger grosse Zeitgenossen hat er das Grundmotiv seines bedeutungsvollsten Schaffens erst in der Mitte seines Lebens erhalten, im Jahre 1859. Bis dahin, bis zu seinem 34. Lebensjahre, fehlt seinen Arbeiten nicht nur der einheitliche Mittelpunkt, sondern auch seiner Auffassung der Dinge und Gedanken die erhabene Grösse. Erst die Entwicklungslehre Darwins giebt ihm den würdigen Gegenstand für weitere 36 Jahre rüstigen Streitens und den Kampfruf gegen die ihrem Ende zuneigende mythologische Weltanschauung. Erst sie weckt in ihm den frohen Sieges-



Digitized by Google

mut und giebt ihm die unermüdliche Spannkraft, die es ihm ermöglicht, neben seiner akademischen Thätigkeit auch jedes Jahr ein paar mal zu seinem ganzen Volke zu reden. An allen geistigen Kämpfen, die in England seit 1860 ausgefochten worden sind, hat er Anteil genommen, nicht nur zuschauend und aufnehmend, sondern allenthalben mit Hand anlegend und nicht selten dreinschlagend. Wer diese Kämpfe und die eigenartige Spannung nicht kennt, von der sie getragen wurden, der kann auch die Ziele des Tapfersten der Kämpen nicht voll würdigen. Als er auf den Kampfplan trat, da war die Naturwissenschaft „eine Modifikation der schwarzen Kunst, dem Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts angepasst und in Blüte hauptsächlich infolge des Verfalls der Inquisition", und als er die Augen schloss, da befand sich die Theologie und in ihrem Gefolge all die reinen „Geisteswissenschaften" wenn nicht auf der Flucht, so doch auf einem strategisch wohl angeordneten Rückzuge von der Walstatt, da hatte die neue Erkenntnis vom unendlichen Werden alles Lebendigen alles reine Sein geschlagen, hatte nicht nur das Gesammtgebiet der organischen Naturwissenschaft durchdrungen, sondern schrieb auch der Geschichte, der Sprachwissenschaft, der Soziologie, der Ethik ihre Gesetze vor, und hatte die Grundlage für eine neue Weltanschauung geschaffen, indem sie den anthropozentrischen Irrtum wohl für immer beseitigte. Es wäre eine Thorheit, diesen Umschwung auch nur auf dem engen Gebiete eines Landes einem einzelnen Manne zuschreiben zu wollen, und zugleich eine grosse Ungerechtigkeit gegen die andern Streiter. Aber unter allen, die in Grossbritannien an diesem Kampfe thätigen Anteil genommen haben, steht Huxley voran, und die wenigen, die sich überhaupt mit ihm vergleichen lassen, werden ihm nur allzugern den Vorrang einräumen. Lyell und Tyndall haben eine Wirkung auf weite Kreise niemals erreicht. Darwin imponierte den Fachgenossen durch die ungeheure Fülle seines gesammelten Materials und seine unbezwingbare Ausdauer und Geduld in der Durcharbeitung schwieriger Stoffgebiete, aber seinen Schriften fehlt der starke persönliche Eindruck auf den Geist des Lesers ebenso vollkommen wie die Meisterschaft in der Beherrschung des Stiles. Der liebenswürdig bescheidenen Gestalt von Alfred Russel Wallace fehlt nicht bloss der Mutterwitz, der Huxley eignet, sondern ein doktrinärer Zug, der ihn sich auf Dinge wie Bodenverstaatlichung und andere sozialistische Träumereien versteifen lässt, hindert ihn von vornherein daran, sich das Vertrauen der Gebildeten seines Volkes als Weltanschauungsberater zu gewinnen. Herbert Spencer aber, der einzige Grosse, der dieser Generation sonst noch angehört, ist viel zu einseitig spekulativ in seinem Denken, viel zu schwerfällig philosophisch in seinem Ausdruck, und zu wenig naturwissenschaftlicher Fachmann, um hinsichtlich des rein Thatsächlichen als unbedingt zuverlässiger Gewährsmann gelten zu können. Jede Seite in Huxleys Arbeiten für sein Volk trägt den Stempel seiner Persönlichkeit. Mag er von Jack und der Bohnenranke erzählen, uns Affenschädel beschreiben, als Bibelkritiker fungieren, sein konservatives Staatsideal verteidigen, für die Volksbildung ins Feuer geraten oder die letzten psychologischen Probleme behandeln, niemals geht einem der Eindruck des Persönlichen verloren, nirgends empfindet man sich bloss einer Sache gegenüber, nichts wird bei ihm langweilig, und wo der Stoff trocken ist, da würzt ihm seine glückliche Dialektik oder

Digitized by Google

sein einziger Humor. Ein Kämpfer von Natur, hat er sich viele Gegner aber schwerlich einen Feind gemacht. Um 1870 hat es allerdings eine Zeit gegeben, in der die englische Geistlichkeit sein Wohl schwerlich in ihre Gebete einschloss, aber er hat Hass, Hohn und Spott siegreich überwunden und ist nachmals vielleicht von keiner Seite mehr bewundert worden. Für Dinge, die ihm über den Spass gingen, wie Henry Georges „Fortschritt und Armut" hatte er Keulenschläge, für andere wie Spencers Philosophie, über die er sich bloss erhaben fühlte, nur ein Streicheln gegen das Fell, so dass sich die Haare emporsträubten, für noch andere wie Gladstones Theologie ein Hohngelächter der Hölle. Er konnte alles vergeben, nur nicht Unlogik und Gespreiztheit. Mit Mücken hat er sich niemals abgegeben, aber wenn eine kräftige Hummel halbwegs laut summte, dann konnte sie ihn schon veranlassen, die Fliegenklappe zu heben. Aber wehe, wenn sie es bis zum Niedersausenlassen kommen liess! Nicht alle dachten ja wie jener treuherzige Theolog, der da bemerkte: „Es ist ein Vergnügen, sich von Huxley eins draufgeben zu lassen; man lernt allemal so viel, und ausserdem weiss man, dass er aufrichtig ist!"

Thomas Henry Huxley war 1825 in einem Städtchen bei London als der Sohn eines Lehrers geboren und studierte in London Medizin, obgleich er sich weit stärker zur Physiologie und vergleichenden Anatomie hingezogen fühlte. Das entscheidende Ereignis seines Lebens ward eine Reise nach den australischen Meeren, die er nach Vollendung seines Studiums als Schiffsarzt des Kriegsschiffes „Klapperschlange" unternahm und die vier Jahre, von 1846 bis 1850, dauerte. Sie gab ihm, wie Darwin die seine, reichliche Muse zu zoologischen Studien. Eine Reihe kleinere Arbeiten entstanden in dieser Zeit, vor allem aber eine grössere Abhandlung über die Verwandtschaftsverhältnisse der Medusen, die er der Royal Society einsandte. Von 1850 bis 1854 blieb Huxley in London, und seitdem hat er sich niemals entschliessen können, London zu verlassen. Zeitweise ist er allerdings anderweitig thätig gewesen, so als er Sir Wyville Thomson in Edinburgh während seiner Teilnahme an der Challenger Expedition vertrat. Schon 1854 erhielt er eine dauernde Anstellung in London als Dozent der Naturgeschichte und Paläontologie an der Londoner Bergakademie, der er einunddreissig Jahre treu geblieben ist.

Seine Stellung überbürdete ihn keineswegs mit Lehrthätigkeit, sondern liess ihm reichlich Zeit zu Laboratoriumsarbeit und der Vorbereitung der volkstümlichen Vortragszyklen, die seinen Ruhm als populärwissenschaftlicher Redner begründeten und ihm in London einen Einfluss auf weite Kreise sicherten, wie ihn unter den Naturforschern der Gegenwart keiner erreicht hat. Bald ward er der Physiolog der Royal Institution und 1880 beim Tode Frank Bucklands Fischereiinspektor des Vereinigten Königreiches, eine Stelle, die ihm hundertfältige Anregungen bot. So gab sie ihm Gelegenheit, merkwürdige Studien über alte soziale Organisationen und Eigentumsrechte zu machen, die ihm nachmals bei der Aufzeigung des rein spekulativen Ursprungs von Rousseaus Menschenrechten und allen Bodenverstaatlichungstheorien treffliche Dienste leisteten, und wurden der Anlass zu seinen Arbeiten über die Parasiten der Fische, die neue Einblicke in die Krankheiten des Meerbewohner eröffneten. Der Saprolegnia Parasit, die Ursache des Schwammes bei Lachsen und anderen Fischen,

Digitized by Google

verdankt ihm seine Berühmtheit. An anderen Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Zahlreiche Universitäten sandten ihm Ehrendiplome, die Universität Aberdeen erwählte ihn zu ihrem Lordrektor, die Regierung zum Mitglied der Universitätsreformkommission für Oxford und Cambridge, der School Board für Marylebone in London zum Mitglied und zum Präsidenten des Unterrichtsausschusses, die Regierung zum Geheimrat der Königin, und die Royal Society erwies ihm die höchste Ehre, die sie zu vergeben hat. Sie machte ihn 1883 zu ihren Präsidenten, ein Amt, das er bis an seinen Tod bekleidet hat.

Schon bei seiner Rückkehr von der Reise in den australischen Meeren hatte Huxley in der Heimat Anerkennung, ja Ruhm gefunden. Seine Denkschrift über die Verwandtschaftsverhältnisse der Medusen hatte beträchtliches Aufsehen erregt, da ihre Ergebnisse weit über die von Edward Forbes hinausgingen. Bereits 1851 wurde er Fellow der Royal Society und 1852 erhielt er deren goldene Medaille. Als das „Science and Art Department" der South Kensington School von der Regierung eingerichtet wurde, da erhielt Huxley die Professur der Naturgeschichte daran und ihm blieb es überlassen, das ganze Gebiet zu organisieren und auszubilden. Die South Kensington School of Biology verdankt Huxley nicht weniger als alles. Was dort für die Förderung des naturwissenschaftlichen Studiums geschehen ist, das ist von ihm gekommen. Er ist ihr eigentlicher Gründer, und ihre Lehrmethode gehört ihm. Er hat ihre Laboratorien und Sammlungen eingerichtet, er hat selbst in ihr alle seine bedeutenderen Arbeiten geschaffen und er hat ihren Studenten Jahr für Jahr die grossen Thatsachen der Biologie vorgeführt, und den Lehrern aus allen Teilen des Landes, die zu den Ferienkursen nach London kamen, einen Unterricht geboten, wie ihn schwerlich jemand anderes zu geben imstande gewesen wäre. Ja sein Einfluss reicht unendlich viel weiter. Die Professuren der Zoologie an der London University, der Tiermorphologie in Oxford, Cambridge, am Owens College in Manchester und am Royal College of Science sind das direkte Ergebnis seines Wirkens und seines Erfolges als akademischer Lehrer, wie seine „Elemente der praktischen Biologie", das Ergebnis seiner eigenen langjährigen Lehrthätigkeit, die Grundlage des gesamten akademischen Unterrichts in der Biologie in Grossbritannien geworden und in zahlreichen Leitfaden ausgeschrieben worden sind.

Daneben ging ununterbrochen die eigene wissenschaftliche Thätigkeit her. 1857 unternahm er gemeinsam mit Tyndall eine Untersuchung über die Ursachen, welche Gletscher erzeugten und 1858 hielt er seine Croonian Lecture über die „Theorie des Wirbeltierschädels", mit dem sich Owen damals schon längere Zeit beschäftigt hatte. Huxley ging weit über Owen hinaus. 1859 folgten dann seine Ozeanischen Hydrozoen, eine bedeutsame Erweiterung seiner Arbeit über die Medusen in den Veröffentlichungen des Royal Society.

Bis hierher ist Huxley der wissenschaftliche Spezialist, der eine Reihe Gebiete durch selbständige Untersuchungen anbaut, und das Jahrfünft von 1854 bis 1859 ist dasjenige, in dem er die weitreichende Grundlage für sein riesiges biologisches und physiologisches Wissen gelegt hat. Wie im Leben seines Jahrhunderts bedeutet auch in seinem Leben das Jahr 1859 den bedeutendsten Wendepunkt.

Am ersten Juli 1858 hatte Charles Darwin in der Linnaean

Digitized by Google

Society seinen berühmten Vortrag über den Ursprung der Arten gehalten, und für denselben Abend Alfred Russel Wallaces Vortrag über ein ähnliches Thema eingereicht, und noch ehe am 24. November 1859 die erste Auflage des Werkes „Der Ursprung der Arten" erschien, — im Juli 1859 — hatte Huxley in der Royal Institution seinen Vortrag über „Dauernde Typen des Tierdaseins" gehalten, in dem er sich zu der neuen Anschauung über den Ursprung der Arten durch Veränderung früherer Formen bekannte, und von diesem Tage an bis an seinen Tod ist er der Hauptverkünder der grossen von Darwin entdeckten Thatsachen und der Herold der Ideen geworden, die sich unmittelbar aus ihnen ergaben und noch an der Arbeit sind, die gesammte moderne Weltanschauung umzubilden. Infolge seiner einseitigen Begabung und seiner Umständlichkeit des Denkens wäre Darwin, auch wenn er keinen Huxley gefunden hätte, ganz ausser Stande gewesen, diese Arbeit selbst zu leisten, und auch Wallace war nicht der Mann, der ihre allgewaltigen Folgen für das gesammte Geistesleben der Zeit gesehen hätte. Was die Entwickelungslehre Darwin verdankt, das ist heute bereits leidlich abschätzbar; was sie Huxley schuldet, ist weit schwerer zu sagen. Denn er ist mehr als der Mann, die ihm gegebene Entdeckungen in volkstümlicher Sprache den Menschen schenkt und so sie ihnen noch einmal entdeckt. Wie sich Lyell nach kurzem Zaudern, überwältigt von der Riesenmasse des: Beweismateriales für die Entwicklung erklärt hatte, so auch Huxley. Sein 1859 geschriebener Aufsatz „Die Darwin'sche Hypothese" zeigt ihn bereits völlig auf Darwins Boden, aber keineswegs als blinden Verehrer. Bei aller Achtung vor den zwanzig Forschungsjahren, die Darwin seinem Stoffe gewidmet hatte, bemerkt er kritisch: „Vielleicht wird die Gesammtforschung weiterer zwanzig Jahre die Naturforscher instand setzen zu unterscheiden, ob die verändernden Ursachen und die Auslesekraft, die es, wir Darwin genügend bewiesen hat, in der Natur giebt, fähig sind, alle jene Wirkungen hervorzubringen, die er ihnen zuschreibt". Dabei war er sich über die Tragweite von Darwin's Entdeckung völlig im Klaren und leitete 1860 sein Essay „Der Ursprung der Arten" mit der Bemerkung ein: „Jedermann hat Darwin's Buch gelesen oder mindestens seiner Anschauung über seine Vorzüge und Schwächen Ausdruck verliehen. Pietisten, Laien und Geistliche reissen es mit dem milden Hohn herunter, der so barmherzig klingt; Frömmler schmähen es mit unwissendem Geschimpfe, alte Jungfern beider Geschlechter halten es für ein entschieden gefährliches Buch und selbst Gelehrte, die keinen andren Schmutz haben, mit dem sie es bewerfen könnten, citieren veraltete Schriftsteller zu dem Erweise, dass sein Verfasser selbst nichts Besseres als ein Affe ist; dagegen bewillkommnet es jeder philosophische Denker als wahre Whitworth-Kanone in dem Zeughaus des freien Denkens, und alle urteilsfähigen Naturforscher und Physiologen erkennen ganz abgesehen von ihren Anschauungen über das endgiltige Schicksal der darin vertretenen Lehren, an, dass das Werk, das sie enthält, ein gediegener Beitrag zu unserer Kenntnis ist und eine neue Epoche in der Naturgeschichte einleitet." Ja er vergleicht Darwin's That bereits mit der des Kopernicus und stellt sie mitten in den Fluss der Entwicklung der allgemeinen Weltanschauung hinein, sie von dem abseits stehenden biologischen Sockel, auf den Darwin sie gestellt hatte, herunterhebend.

Digitized by Google

Auch weiterhin folgt er der Ausbreitung und Fortentwicklung von Darwin's Theorien mit gespannter Aufmerksamkeit. Schon 1864 hat der Verfasser des Buches über die Medusen die Bedeutung von Haeckels Monographie über die Radiolarien klar erkannt und behandelt Köllikers Vortrag „Ueber die Darwin'sche Schöpfungstheorie (1864) und Flaurens „Examination du Livre de M. Darwin sur l' Origine des Espèces" in einem kritisch feinen, vielseitigen Essay. Aber das war nur seine Nebenarbeit. Im Jahre 1860, als Darwin und alle seine Gesinnungsgenossen noch mit ihrer Anschauung über die letzte Folgerung der Entwicklungslehre, über die Abstammung des Menschen zurückhielten, hielt Huxley sechs Vorträge vor einem Arbeiterpublikum „Ueber die Beziehungen des Menschen zu den nächstniederen Tieren" und nahm 1862 dasselbe Thema wieder auf, um sich vor der „Philosophical Institution of Edinburgh" darüber zu verbreiten. Damit brachte er die Frage zugleich vor das grosse Publikum, und der Sturm der Entrüstung über diese lästerlichen Anschauungen, der ihn dafür umheulte, wurde für ihn die Veranlassung, 1863 diese Vorträge nebst zwei anderen Vortragscyclen über die Naturgeschichte der menschenähnlichen Affen und über einige fossile Menschenreste unter dem Titel „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur" zu veröffentlichen. Seine „Vorlesungen über vergleichende Anatomie" folgten 1864 und sein ausgezeichnetes kleines Lehrbuch über die Physiologie des Menschen 1866. Dazwischen gab Huxley eine Zeitlang eine Wochenschrift The Reader heraus, von der jede Nummer mit einem kleinen, lebendigen Leitartikel von ihm eröffnet wurde, und hatte fortwährende heftige Kämpfe auszufechten. Hatte der Mensch vordem weder ins Tierreich noch ins Pflanzenreich, sondern ins Himmelreich gehört und sich somit einer völligen Ausnahmestellung erfreut, so war er jetzt mit einem Schlage zum Wipfel des Stammes der Säugetiere geworden, und diese Veränderung seines Standortes konnte die Theologie nicht gleichgiltig mit ansehen. Was vordem nur ein törichtes Gezänk der Biologen gewesen war, das ward mit einem Male ein Vorstoss auf das Feld, das die Kirche seit anderthalbem Jahrtausend so gut wie unbestritten behauptet hatte, und die Behauptungen, welche die wahnwitzigen Naturwissenschaftler aufstellten und die man verhältnismässig ruhig hatte hingehen lassen können, so lange sie Kühe und Gänse betrafen, liefen plötzlich nicht mehr blos dem mosaischen Schöpfungsberichte, sondern ebenso dem innersten Kern des christlichen Dogmengebäudes zuwider. Hatte der Mensch wirklich mit den Affen, Vögeln und Fischen einen gemeinsamen Stammbaum, dann war für ihn wenig Aussicht vorhanden, der christlichen Erlösung teilhaftig zu werden oder ins Himmelreich zu kommen, dann fielen all die Voraussetzungen zusammen, mit denen das Christentum seine Lehre aufbaute, Paradies und Erbsünde, die Gotteskindschaft des Rabbi von Nazara, die persönliche Unabhängigkeit und Unsterblichkeit der Seele, die göttliche Gnade, die Vergebung der Sünden und das jüngste Gericht. Hier galt es mehr als ein blosses Gezänk um eine nebensächliche, untergeordnete Frage. Hier galt es die Verteidigung der christlichen Weltanschauung, des ganzen Rahmens von Vorstellungen, in den die christliche Ueberlieferung, zum Teil mit biblischer Grundlage, zum Teil ohne sie, das Menschendasein auf der Erde einspannt. Die Entdeckung Köpernicks war demgegenüber eine verhältnismässig bedeutungslose gewesen. Ob sich die Sonne um die Erde, oder die Erde um die

Digitized by Google

Sonne drehte, was that's schliesslich? Die Sonne blieb ja doch so gut wie der Mond ausschliesslich zur Beleuchtung der Erde gemacht. Die zahlreichen Versuche, welche seit etwa 1870 gemacht worden sind, von den kirchlichen Dogmen aus eine Brücke hinüber nach den Lehren der Entwicklungstheorie zu schlagen und die verschiedenartigen Kompromisse zwischen beiden, die sich für kurze Zeit der Gunst der fortgeschrittensten kirchlichen Kreise erfreut haben, verdunkeln uns heute nur allzuleicht jenen scharfen Widerspruch zwischen der christlichen Weltanschauung und derjenigen der Entwicklungslehre. Aber wir dürfen dem theologischen Instinkt der sechziger Jahre schon glauben: die beiden Anschauungswelten sind wirklich unvereinbar. Zwischen beiden giebt es nur ein Verhältnis, und das ist ist der Kampf bis auf's Messer. Die Biologie hat in der Anbauung ihres eigensten Gebietes unbewusst der alten Weltanschauung den Fehdehandschuh hingeworfen; die berufenen Vertreter dieser haben ihn aufgehoben, und so oft sie auf ihrem nachmaligen Rückzuge auch Versöhnungsvorschläge gemacht und allen Widerspruch für in Harmonie aufgelöst erklärt haben, -- es ist nicht anzunehmen, dass die Wissenschaft sich auf das Nachgeben in irgend einem Punkte einlassen wird, und wäre es der geringste; denn sie steht nicht unter Konsistorien nnd Synoden, sondern in ihrem Reiche ist jeder einzelne autonom, und das Dogma gilt nichts gegenüber den durch Beobachtung feststellbaren Thatsachen.

Wie Huxley in all seinen naturwissenschaftlichen Einzelarbeiten immer aufs Ganze ging, und sich nicht damit begnügte, den Baustein zuzuhauen, sondern ihm immer auch gleich seine Stelle in dem Bau der Gesammtwissenschaft anwies, dessen Mauern unsere Zeit höher und höher steigen sieht, so auch auf all den Grenzgebieten, die sein Denken und seine Forschung berührten. Ihm war es nicht weniger klar als seinen theologischen Gegnern, dass es sich hier um unversöhnliche Gegensätze handle. Aber während es für jene die Abwehr eines frechen Angriffes auf altgeheiligte Dogmen und die höchsten religiösen Güter der Menschheit galt, galt es für ihn die endgiltige Abrechnung mit einem wirren Gebäu unlogischer, widersprechender und veralteter Einbildungen, die in der Menschheitsgeschichte unendliches Unheil angerichtet haben; und mit dem kühnen Vertrauen, dass es seinem klaren Kopfe möglich sein müsse, sich bei Benutzung ihrer wissenschaftlichen Hilfsmittel auch im Lande der Theologen zurechtzufinden, unternahm er jene Bibelstudien, und jene Durchforschung der modernen Bibelkritik, deren reife Ergebnisse er nachmals in den beiden Bänden „Naturwissenschaft und hebräische Ueberlieferung“ und „Naturwissenschaft und christliche Ueberlieferung“ zusammengestellt hat. Die unbescheidene Zumutung, dass er, der Vorkämpfer für die neue Heilslehre der Entwicklung, nun gleich über alle und jede Weltanschauungsfrage eine fertige Meinung bereit habe, dass er allein den ganzen Dom der neuen Weltanschauung aufbauen solle, brachte ihn 1869 zu dem Entschlusse, es ein für allemal niederzulegen, dass er und jeder andere das gute Recht habe, eine zuwartende Stellung gegenüber Ideen und Anschauungen einzunehmen, die sich wissenschaftlich nicht beweisen lassen, so glaubenseifrig die Kirchenfrommen sie auch annehmen nnd so eigensinnig sie sie als die allein richtige Lösung hinstellen. Der Mensch hat ein Recht zu sagen „dass weiss ich nicht“ und am allermeisten in jenen höchsten und letzten Fragen jeder Weltanschauung, die Antwort

Digitized by Google

heischen über das Verhältnis von Stoff und Geist und über das, was etwa hinter der Welt der Erscheinungen liegen mag. Wahre Ehrfurcht vor dem All und allem Grossen und Hohen, — wahres religiöses Gefühl, bekundet sich nicht in dem sorgfältigen Aufbewahren von auf Flaschen gezogener Urväterweisheit oder -Thorheit, sondern in dem lebendigen Gefühl der eigenen Kleinheit und Unwissenheit gegenüber dem Ganzen des wunderbaren Getriebes um uns und in uns, so viele Einzelheiten wir auch erforschen und erkennen mögen. Das Ganze vermögen wir ja niemals zu beobachten und zu untersuchen, sondern zum Ganzen hilft uns immer nur unser Schlussvermögen. Dem Positivismus Auguste Comtes, der in England ganz unverdient zu hohen Ehren und weitem Einfluss gekommen ist, ist Huxley gründlich abgeneigt. Der versteckte Theolog in dieser Philosophie positive war ihm zuwider, und er sagt von ihr „sie wird von einem gründlich unwissenschaftlichem Geiste durchzogen, und ihr Verfasser besitzt keine genügende Bekanntschaft mit der Naturwissenschaft selbst seiner eigenen Tage." Die bedeutendsten Philosophen der modernen Zeit sind für Huxley Hume, Berkeley und Descartes, deren Werken er seine Liebe zugewendet hat. Humes Leben und Philosophie hat er 1878 für die Serie „English Men of Letters" dargestellt. Seine beiden Studien über Berkeley von 1871 und 1879 hat er leider nicht zu einem vollständigen Ganzen fortgeführt. Sie sind Bruchstück geblieben. Ueber Réné Descartes hat er uns zwei Essays geschenkt, eins über seinen Discours de la Méthode von 1637, das Werk, mit der er in gewissem Sinne die moderne Wissenschaft begründete, und eins über die Hypothese, dass die Tiere Automaten seien und ihre Geschichte. Die lebendige Teilnahme für die Weltanschauungsgeschichte der letzten Jahrhunderte liess ihn mit Vorliebe sich der Geschichte von Ideen und Tendenzen zuwenden, und auf diesem Gebiete hat er Grundlegendes geleistet. Ob er den Begriff der Entwicklung in der Biologie von Harveys Zeit bis zur Gegenwart verfolgt, ob er für „The Reign of Queen Victoria" die Fortschritte der Naturwissenschaften von 1837 bis 1887 schildert, oder ob er die Entwicklungsgeschichte des „Liberalen Nihilismus" oder des „Bevormundungssozialismus" schreibt, ob er den Werdegang der Idee der angeborenen Menschenrechte durch drei Völker verfolgt, immer bleibt er der Weltanschauungshistoriker mit der gleichen Weite des Blickes und der durchdringenden Verstandesschärfe, die die einzelnen Entwicklungsphasen scharf zu kennzeichnen weiss.

Dabei bleibt sein Blick immer der eigenen Zeit zugewandt, und er verfolgt ihre Weiterbildung mit gespanntem Interesse. Auf Ideen und Tendenzen ist auch hier sein Augenmerk gerichtet, aber die Personen vermag er ebenso zu lieben. Den meisten grossen Naturforschern seiner Zeit ist er ein treuer Freund gewesen, und diese Freundschaft steht auf mehr als einem Blatte der Geschichte der Entwicklungslehre geschrieben. Tyndall und Lyell waren seine intimen Freunde, Herbert Spencer ist ihm trotz mancher Meinungsverschiedenheiten niemals entfremdet worden. Auch auf das Festland reichten seine freundschaftlichen Beziehungen. Karl Vogt stand ihm nahe und verdankte ihm vieles, und Darwins grösstem Jünger und Fortsetzer Ernst Häckel war er aufrichtig zugethan. 1866 bei Gelegenheit eines Besuches in London lernte dieser ihn kennen. Häckel hatte damals gerade seine „Generelle Morphologie der Organismen" vollendet, jene „allgemeinen Grundzüge der organischen Formenwissenschaft, mecha-

Digitized by Google

nisch begründet durch die von Charles Darwin reformierte Deszendenztheorie." Obwohl Huxley sich für die Aufstellung der Stammbäume der Phylogenie niemals hat aus vollem Herzen begeistern können (ihm fehlte die kühne ergänzende wissenschaftliche Phantasie, die zu solchem Entwerfen von Grundrissen notwendig ist), so nahm er doch an der Arbeit des deutschen Fachgenossen lebendigen Anteil und erkannte seine Grösse neidlos an. Huxley hat niemals ein systematisches Werk von der Bedeutung der „Generellen Morphologie", der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" oder der „Anthropogenie" geschrieben, noch grundlegende Spezialuntersuchungen von dem Umfange der Siphonophoren-, Radiolarien-, Kalkschwämme-, Geryoniden- und Medusen-Monographien Häckels gemacht, und auf diesem Felde planmässigen Anbaues der Forschung über das sogenannte Reich des Lebendigen ist Häckel fraglos der Grössere. Aber Huxley vermochte doch Werke wie diese in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft zu schätzen. Den Begründer der Entwicklungslehre, Darwin, hatte Huxley schon gekannt, als derselbe noch nicht der Verfasser des „Ursprungs der Arten" war. Beide verband eine innige Freundschaft fast ein Menschenalter, und als Darwin 1882 die Augen schloss, widmete ihm der Freund einen herzlichen Nachruf in „Nature". Drei Jahre später hatte er im Auftrage des Darwin Memorial Commitee als Präsident der Royal Society dem Britischen Museum die Statue Darwins von Brehm zu übergeben, die seitdem in einer der Eingangshallen steht, und 1888 hatte er für die „Proceedings of the Royal Society" Darwins Biographie zu schreiben. Allgemach wurde es still um Huxley. Sein Freund Tyndall war Darwin voraus gegangen, und sein Freund und Mitarbeiter Lyell folgte ihm bald. Mit seiner Ernennung zum Präsidenten der Royal Society zog sich Huxley vom Lehramte zurück und wandte sich mehr literarischer Arbeit zu.

Zufrieden und glücklich in seinem Beruf und seiner Umgebung sagte er schon 1887 mit Savage Landor: „Beide Hände hab' ich mir am Feuer des Lebens gewärmt." Er fühlte seine Laufbahn ihrem Ende zugehen, und schaute in fröhlichem Bescheiden zurück. Aber so sehr ihm auch seine Kränklichkeit zu schaffen machte, so sehr er namentlich unter häufigen Erkältungen litt; er blieb trotzdem fleissig bei der Arbeit. In den letzten acht Jahren seines Lebens hat er noch eine ganze Fülle bedeutsamer Essays geschaffen, die keineswegs von abnehmender Geisteskraft zeugen, und hat an der Spitze der Bewegung gestanden, die der Weltstadt London eine Lehruniversität geben will statt eines blossen Prüfungkörpers akademischen Ranges. In dieser Eigenschaft unternahm er auch die Führung der Deputation, die Lord Roseberry um Staatsunterstützung bitten sollte. Seinen siebigsten Geburtstag feierte Huxley am 4. Mai 1895 auf dem Krankenlager, aber der Sommer brachte ihm Genesung. Da traf ihn Anfang Juni ein heftiger Influenzaanfall, und er konnte es, — mit einer zweiten Kritik von Arthur James Balfours Buch „Die Grundlage des Glaubens" beschäftigt, das seinen Kampfesmut aufs neue entflammt hatte, trotz aller eindringlichen Mahnungen nicht über sich gewinnen, die Arbeit zu verlassen und das Bett zu hüten. Der Anfall verschlimmerte sich wider Erwarten plötzlich, und am 29. Juni schlief der grosse Kämpfer in den Armen seiner Gattin und einer Tochter friedlich ein. Sein Sohn kam zu spät. Er fand den Vater bereits als Leiche. (Schluss folgt.)

Digitized by Google

# DIE REVOLUTION.

## EINE UNBEKANNTE DICHTUNG VON RICH. WAGNER.

MITGETHEILT VON

Dr. WILHELM KIENZL.

(Nachdruck verboten.)

Im Gegensatze zur lange Zeit allgemein verbreiteten Ansicht, Richard Wagner sei ein politischer Revolutionär und ein Umsturzgeist schlimmster Art gewesen, gelangte man allmählich zur Ueberzeugung, dass man in dieser Annahme viel zu weit gegangen war. Ja, es wurde selbst von dem Meister feindselig gestimmter Seite die Ansicht ausgesprochen, derselbe sei kein eigentlicher „gefährlicher" Revolutionär, sondern stets nur ein „harmloser Idealist" gewesen, der in der Veränderung der bestehenden staatlichen Zustände nur die Möglichkeit erblickt habe, die Verwirklichung seiner anspruchsvollen Ideale in der Kunst herbeizuführen. Dass Diejenigen, welche in scheinbar unparteilicher und gleichsam wohlwollender Weise den grossen Meister und Menschen zu einem „harmlosen" Musikanten herabdrücken wollen, mit ihrem Urtheile nicht den Nagel auf den Kopf getroffen haben, dafür dürfte nachfolgendes Gedicht des Meisters, dessen Authenticität kaum einen Zweifel zulässt, Beweis genug sein. Dasselbe besingt in flammender und übersprudelnder Begeisterung den Dresdener Aufstand von 1849.

Es ist darin wenig von der späteren dichterischen Ausdrucksweise Wagner's zu finden (vielleicht nur in den Versen 25, 85, 86), aber das unverkennbare Feuer der Wagner'schen Dichtergluth, welches besonders in den letzten sechszehn Versen sich offenbart, schliesst jeden Zweifel aus. Dazu kommen noch folgende sachliche Beweise.

Als Richard Wagner am 7. Mai 1849 aus Dresden fliehen musste, übergab er dem ihm befreundeten Kammermusiker N. N. einen Koffer, in welchem verschiedene dem Meister am Herzen liegende Schriftstücke, theils von seiner, theils von anderer Hand geschrieben, enthalten waren. Unter diesen befand sich auch das folgende Gedicht, und zwar in Wagner's eigener Handschrift. Es ist nicht anzunehmen, dass Wagner ein fremdes Gedicht, welchem an und für sich keine überragende Bedeutung zugeschrieben werden kann, abgeschrieben habe. In der Form ist das Gedicht durchaus nicht musterhaft. Es springt

Digitized by Google

von einem Versmaasse in's andere, fügt fünffüssige an vierfüssige Trochäen, Jamben an Daktylen, bringt männliche und weibliche Endungen in buntem Wechsel, ja enthält sogar einige völlig unklare Stellen (siehe Vers 44 bis 46 und 71 bis 73). Die Unruhe der Versbehandlung, die Cumulation von überschwänglichen Attributen, die kühnen Bilder, Alles dies entspricht gar wohl dem tumultuösen Charakter der besungenen Idee. Andererseits hat man vielfach die Empfindung einer Improvisation, einer im unaufhaltsamen Sturme der augenblicklichen Begeisterung zu Papier gebrachten Gefühls-Eruption. Und solchermaassen muss das Gedicht für uns als ein Beitrag zur Erkenntnis der Wagner'schen Natur doppelten Werth haben, nicht minder aber als meines Wissens einziges uns überliefertes Dokument der wirklich hingebungsvollen Betheiligung des Meisters an den grossen Bewegungen der damaligen Zeit.

* * *

Scheuen Blickes durch die Gassen
Schleicht das Volk, und ohne Gruss
Geht der Nachbar an dem Nachbar,
Geht der Freund am Freund vorbei,
Einen Blick verstohl'nen Grimmes
Rasch hinauf geschickt zum Thurm,
Wo die Männer eingekerkert,
Die ein glühend Wort gesprochen,
Und dafür verdammt, zu seh'n
Erd' und Himmel eingegittert,
Nicht hinein mehr in die gold'ne,
Gold'ne Gotteswelt zu strecken
Ihre Hand, zu fassen nur
Eine schweisseskalte Mauer.
„Giebt's denn Recht? Es spricht so laut die Stimme
„Mir im Innern — und ich horche, horche
„Nach dem Echo.
„Giebt es einen Gott? Die Sterne zogen
„Gestern noch gen West — ich frage, frage!
„Keine Antwort!

Digitized by Google

„Keine Antwort? Dann erlahme, Stimme!
„Brich, du stolzer Nacken! Nicht mehr aufwärts
„Trag' die Stirne! Hoffen, Wünschen, Streben —
„'s ist doch Alles, Alles nur die Mutter
„Trüber Zweifel, Dunstgewölk des Wahnes!"

— — — — — — — — — — — —

Horch, es erhebt sich rings in den Lüften,
Rings in der Erde weiten Gemächern
Mächtiger Klang, es spricht durch die Wetter
Wieder die Stimme der alten Beherrscher
Unserer Welten.
Plötzlich erstanden, fordern gebietend
Freiheit zurück und Rechte die Völker.
Nieder mit Thürmen, Mauern und Ketten!
Eilet nur, eilet, Glocken im Münster,
Rufet zusammen weit aus dem Lande,
Rufet die Schläfer, ruft sie zum Leben,
Rufet zum Streite, rufet zum Tode!
Keiner dahinten! Nach der Standarte!
Jauchzet hinein in das Toben der Waffen,
Jauchzet! Es sind die Posaunen der Freiheit,
Welche begrüssen Stürmer der Wälle,
Welche Triumph noch tröstend Getroff'nen
Scheidend versichern!

Weg ist der Trug! Es verstummen die Läugner,
Welche die Menschen scheu von den Menschen
Arges erdichtend Fremde (?) vertrieben:

Digitized by Google

Weinend am Halse, Auge in Auge
Findet der Bruder wieder den Bruder.
Lächelnd zur Erde schauen die Götter;
Alte Erzeuger glücklicher Menschen
Kehren zurück sie, die Hütte zu theilen
Friedlich vereinter lieblicher Kinder.
Jubelnde Grüsse ihnen entgegen
Schallen aus wehrhafter Männer und Streiter
Tönenden Chören.
Lieblich dazwischen, schüchtern nur wagend,
Schmiegen sich hellere, weichere Stimmen.
Wie von den Thälern, Wänden und Schluchten
Mächtig erwiedert Schlagen des Wetters,
Blasen der Winde, Stöhnen der zähen
Ringenden Tanne weit in das Flache
Tönet, wie wilde Griffe der Orgel,
Also empfänglich ist auch die Welle
Heimlichen Seees, die mit den Kieseln,
Die mit den Rohren schwesterlich flüstert.
Alle sie dienen grossem Empfinden
Jener geheimen, wirkenden Kräfte,
Deren melodisches, klagendes Sehnen
Zwischen den Saiten goldener Harfen
Zitternd hervorschlüpft.
D'rum, was auch immer Männer erfasse,
Thaten erheischen, Leiden bereitend,
Alles es findet, auch in der Kinder,
Auch in der Jungfrau prophetischen Stimmen
Seinen melodischen, lieblichen Ausdruck.

Doch hemm't die Lust! Ich seh' ein ernst Gepränge.
Es sind die Brüder, die mit uns gefochten,

Digitized by Google

Die Brüder, die an uns'rer Seite fielen,
Die Brüder, deren Blut als schweres Siegel
Dem Pergamen(t) der Freiheit aufgedrückt.
O stör't sie nicht! Sie träumen Kommendes.
Dämpf't Eu're Klagen, mässig't Eu'ren Jubel!
Lass't sie, begleitet von den Freiheitstönen,
In's Reich der Geister sanft hinüberschweben:
So nehmen sie das seligste Erinnern
Von irdischem Bestreben mit hinüber.
Und nun, ihr freien Bürger, senk't die Fahnen,
Schwör't bei den frischen Hügeln, heb't die Rechte:
Zu dulden nicht mehr Herren oder Knechte,
Als Menschen jeden Menschen gleich zu achten,
Als Bruder jeden Menschen zu betrachten!

DRESDEN, 1849.

RICHARD WAGNER.

Digitized by Google

# DER UNSCHULDIGE.

VON

GABRIELE D'ANNUNZIO.

(Fortsetzung.)

## II.

Hier meine erste Erinnerung.

Ich meinte damit, als ich die Erzählung begann, das ist meine erste Erinnerung, die sich auf das furchtbare Ereignis bezieht.

Also es war im April. Wir befanden uns seit einigen Tagen in La Badiola.

— Ach, meine Kinder — hatte meine Mutter in ihrer grossen Harmlosigkeit gesagt — wie elend Ihr seid! Dieses Rom, dieses Rom! Ihr müsst hier bei mir auf dem Lande recht lange bleiben, um Euch zu erholen, sehr lange. — —

— Ja — hatte Juliane lächelnd geantwortet — ja Mama, wir bleiben so lange als Du uns haben willst.

Dieses Lächeln umspielte häufig ihre Lippen in Gegenwart meiner Mutter; und wenn auch der melancholische Blick nicht aus ihren Augen schwand, so war doch dieses Lächeln so süss und von so inniger Herzensgüte, dass auch ich mich täuschen liess. Und ich nährte die Hoffnung meinem Ziele näher zu kommen.

In den ersten Tagen wich meine Mutter nicht von der Seite ihrer lieben Gäste. Es war, als wollte sie sie mit zärtlichster Fürsorge sättigen. Zwei oder dreimal bemerkte ich, wie sie in unbeschreiblicher Rührung mit ihrer Hand über Julianes Haare liebkosend strich. Einmal hörte ich, wie sie fragte:

— Liebt er Dich noch immer so wie früher?

— Der arme Tullio! Ja — antwortete die andere Stimme.

— Dann ist es also nicht wahr. —

— Was?

— Das, was man mir erzählt hat.

— Was haben sie Dir erzählt?

— Nichts, nichts . . . Ich dachte nur Tullio habe Dir irgend welchen Kummer verursacht.

Sie unterhielten sich an einer Fensteröffnung, hinter den Vorhängen, die sich hin- und herbewegten, während draussen die Blätter der Ulmen rauschten. Ehe sie mich bemerkten, trat ich näher, hob einen Vorhang in die Höhe und zeigte mich ihnen.

— Ach Tullio! — rief meine Mutter.

Und sie wechselten einen verlegenen Blick.



Digitized by Google

— Wir sprachen von Dir — fuhr meine Mutter fort.

— Von mir! Schlechtes? — fragte ich mit heiterer Miene.

— Nein, gutes — sagte Juliane schnell; und ich fühlte in ihrer Stimme die Absicht, mich zu beruhigen.

Die Aprilsonne schien auf die Fensterbrüstung, leuchtete in den grauen Haaren meiner Mutter und liess einen schwachen Schimmer auf Julianes Schläfen. Die schneeweissen Vorhänge flatterten im Winde und spiegelten sich in den leuchtenden Fensterscheiben. Die grossen Ulmenbäume auf dem freien Platz, die mit kleinen neuen Blättchen bedeckt waren, säuselten bald lauter bald leiser im Winde und in demselben Masse bewegten sich die Schatten, bald stärker bald schwächer hin und her. Von der Mauer des Hauses, die mit zahllosen Levkoien bewachsen war, stieg ein osterlicher Duft auf, fast wie unsichtbarer Weihrauch.

— Wie stark dieser Geruch ist, — murmelte Juliane, indem sie die Hände an ihre Stirn legte und die Augenlider senkte. — Betäubend.

Ich stand ein wenig im Hintergrund, zwischen ihr und meiner Mutter. Und mich überkam die Lust, mich über die Fensterbrüstung zu neigen und alle beide in meine Arme zu nehmen. Ich hätte in diese einfache Vertraulichkeit alle Zärtlichkeit gelegt, von der mein Herz überfloss, ich hätte Juliane eine Anzahl Dinge zu verstehen gegeben, die ich nicht auszudrücken vermochte, mit dieser einzigen Bewegung hätte ich sie mir wiedererobert. Aber noch hielt mich ein Gefühl fast knabenhafter Scheu zurück.

— Sieh dort Juliane — sagte meine Mutter und zeigte auf einen Punkt auf den Hügeln — Dein Villalilla. Kannst Du es sehen?

— Ja, ja.

Sich mit der offenen Hand gegen die Sonne schützend, strengte sie ihren Blick an Und ich, der ich sie beobachtete, nahm ein leises Zittern ihrer Unterlippe wahr.

Kannst Du die Cypresse erkennen? — fragte ich sie, in der Absicht, mit dieser verfänglichen Frage ihre Verwirrung zu vermehren

Und im Geiste sah ich die alte, ehrwürdige Cypresse vor mir, an deren Fuss ein Rosenstrauch blühte und in deren Wipfel die Nachtigallen sich ihr Nest gebaut.

— Ja, ja, ich sehe sie . . . aber kaum.

Ganz in der Ferne, in halber Höhe auf einem Plateau leuchtete Villalilla weiss hervor. Die Hügelkette entfaltete sich vor uns in edler ruhiger Linie, auf der die Olivenwälder von ausserordentlicher Zartheit erschienen, gleichsam ein grünlich-grauer Nebel, der sich zu festen Formen verdichtete. Blühende Bäume gleich weissen und rosigen Triumphzeichen der Natur unterbrachen die Einförmigkeit.

Der Himmel schien immer weisser zu werden, als ergösse sich in seiner flüssigen Atmosphäre unaufhörlich ein Milchstrom, der verdunstete.

— Nach Ostern gehen wir nach Villalilla. Dann steht alles in Blüte — sagte ich und versuchte noch einmal in ihrer Seele das Traumbild zu beleben, das ich so grausam zertrümmert hatte.

Und ich wagte es, mich ihnen zu nähern, meine Arme um Juliane und meine Mutter zu schlingen und mich zur Fensterbrüstung zu neigen mit meinem Kopf zwischen ihren beiden Köpfen, so dass die Haare der Einen, so wie der Anderen mich leicht berührten. Der Frühling, die Reinheit der Luft, die Schönheit der Landschaft, die friedliche Verwandlung aller Geschöpfe durch den mütterlichen Trieb der Natur und dieser Himmel, dieser in seiner Zartheit göttliche Himmel, und je zarter desto göttlicher, alles dies erzeugte in mir ein Gefühl neuen Lebens, so dass ich mich zitternd fragte: Ist es denn möglich? Ist es denn möglich? Nach all dem, was vorgefallen, nach all dem, was ich gelitten, nach so viel Schuld, nach so viel Scham, kann mir das Leben noch solche Reize bieten? Ich darf noch hoffen, darf noch von einem Glücke träumen! Welcher Segen ruht auf mir!

Digitized by Google

Es schien mir, als ob mein ganzes Wesen leichter würde, sich ausbreitete, über seine Grenzen ausdehnte mit leisen, schnellen, unaufhörlichen Schwingungen. Nichts in der Welt kann einen Begriff von dem Gefühl geben, das ein Haar, das meine Wange streifte, in mir wach rief.

Einige Minuten blieben wir in dieser Stellung, ohne zu sprechen. Die Ulmen rauschten. Das Zittern der unzähligen blauen und gelben Blumen, die sich unter dem Fenster an der Mauer emporrankten, entzückte meine Augen. Der starke, warme Duft stieg in der Sonne rhytmisch wie Atemzüge auf.

Plötzlich richtete sich Juliane auf, zog sich zurück, bleich und mit unheimlichen Augen und zusammengepressten Lippen, wie von aufsteigendem Ekel, sagte sie:

Dieser Geruch ist entsetzlich. Mir schwindelt der Kopf. Ist er nicht auch Dir unangenehm, Mama?

Und sie wandte sich um hinauszugehen, machte einige unsichere, schwankende Schritte, und verliess dann, gefolgt von meiner Mutter, eilig das Zimmer.

Ich blickte ihnen nach, wie sie sich durch die Flucht der Zimmer entfernten, noch befangen von einem Rest der träumerischen Frühlingsstimmung.

## III.

Von Tag zu Tag sah ich der Zukunft vertrauensvoller entgegen. Meine Erinnerung war wie ausgelöscht. Meine allzu müde Seele verlernte zu leiden. In gewissen Stunden völliger Erschöpfung löste sich alles in mir auf, dehnte sich, zerschmolz, versank in den Urzustand und wurde unkenntlich. Nach dieser seltsamen, geistigen Auflösung schien es mir dann, als beginne in mir ein neues Leben, als ergriffe eine neue Kraft von mir Besitz.

Meine wirkliche Existenz setzte sich aus einer Anzahl unwillkürlicher, spontaner, unbewusster, instinktiver Empfindungen zusammen. Zwischen meinem inneren Empfinden und äusseren Leben entstand eine beständige Wechselwirkung, die mich ohne Aufhören durchzitterte; und jede dieser unzähligen Wechselwirkungen setzte sich in ein erstaunliches psychisches Phänomen um.

Jeder Vorgang in der Natur, ein Lufthauch, ein Schatten, ein Sonnenschimmer beeinflussten mein ganzes Wesen. Die grossen Krankheiten der Seele, wie die des Körpers, schaffen den Menschen neu; und die geistige Reconvalescenz ist nicht weniger wohlthuend und nicht weniger wunderbar als die physische. Vor einem blühenden Strauch, vor einem mit kleinen Knospen bedeckten Zweig, vor einem Schössling, der einem beinahe abgestorbenen Stamme entspross, vor den unbedeutendsten unter den Schöpfungen der Natur, vor den bescheidensten Verwandlungen des Frühlings blieb ich stehen in ungekünsteltem, aufrichtigem Staunen.

Häufig ging ich mit meinem Bruder Friedrich in den Morgenstunden aus. Um diese Zeit war alles frisch, leicht, ungebunden, Friedrich's Gesellschaft läuterte und stärkte mich, wie die reine, frische Waldluft. Friedrich war damals siebenundzwanzig Jahre alt, er hatte fast immer auf dem Lande gelebt, und ein enthaltsames, arbeitsames Leben geführt, es schien, als ob die Erde ihm von ihrer Unverfälschtheit mitgetheilt hätte. Er hatte von der Natur die Weihen erhalten. Tolstoi hätte ihn auf die Stirn küssen und seinen Sohn nennen können.

Ziellos durchstreiften wir die Felder, selten miteinander sprechend.

Er rühmte die Fruchtbarkeit unserer Güter, erklärte mir die Neuerungen, die für die Bewirthschaftung eingeführt waren und zeigte mir die Verbesserungen. Die Häuser unserer Bauern waren geräumig, luftig und sauber. Unsere Ställe waren mit gesundem, gutgenährtem Vieh gefüllt. Unsere Milchwirthschaften befanden sich in einem vorzüglichen Zustande. Oft blieb er auf dem Wege stehen, um eine Pflanze zu betrachten. Seine starken Hände berührten die kleinen, grünen Blättchen an den Spitzen der neuen Zweige mit der äussersten



Digitized by Google

Zarthheit. Zuweilen gingen wir durch eine Obstpflanzung. Die Zweige der Pfirsichbäume, Birnenbäume, Äpfelbäume, Kirschbäume, Aprikosenbäume waren mit Millionen von Blüten bedeckt, und durch die rosigen und silberweissen Blütenblätter gesehen, verwandelte sich das Licht, ich möchte fast sagen, in eine himmlische Flüssigkeit, in eine unbeschreiblich sanfte, unbestimmte Materie und durch die winzigen Zwischenräume der leichten Blumengewinde war es als blicke der Himmel mit seiner ganzen Milde nieder.

Während ich die Blumen bewunderte, sagte er, indem er an den hängenden, zukünftigen Reichtum dachte: — Du wirst die Früchte sehen.

„Ich werde sie sehen" wiederholte ich bei mir selbst. „Ich werde die Blüten fallen, ich werde die Blätter kommen, die Früchte wachsen sehen, ich werde sehen, wie sie sich färben, reifen, abfallen." Diese Versicherung meines Bruders war für mich von ausserordentlicher Bedeutung, es war, als handle es sich um, ich weiss nicht welch versprochenes und erwartetes Glück, das sich gerade zu der Zeit der Fruchtreife entfalten sollte, in der Zeit, die zwischen Blüte und Frucht liegt. „Ehe ich meine Absicht ausgesprochen, scheint es meinem Bruder schon ganz selbstverständlich, dass ich jetzt auf dem Lande, bei ihm, bei der Mutter bleibe; denn er sagt, ich werde die Früchte seiner Bäume sehen. Er ist sicher, dass ich sie sehen werde! Es ist also wirklich wahr, dass für mich ein neues Leben angefangen und dass das Gefühl, das ich in meinem Innern trage, mich nicht täuscht. In der That vollzieht sich jetzt alles mit einer eigentümlichen, ungewohnten Leichtigkeit, mit einem Reichtum an Liebe. Wie sehr liebe ich Friedrich. Nie habe ich ihn so lieb gehabt."

So ungefähr lauteten meine Selbstgespräche, unzusammenhängend und zuweilen kindisch, infolge einer eigentümlichen Seelendisposition, die mich dazu verleitete, in jeder geringfügigen Thatsache ein günstiges Merkmal, ein freundliches Anzeichen zu sehen.

Mein intensivster Genuss aber lag darin, mich meiner Vergangenheit so fern zu wissen, so fern von bestimmten Orten, so fern, so unzugänglich für gewisse Menschen. Zuweilen fand ich einen Genuss darin, mir in dem Frieden des Landaufenthalts die Entfernung vorzustellen, die mich von der dunklen Welt trennte, in der ich so viele schwere Qualen durchlitten. Eine unbestimmte Furcht quälte mich noch dann und wann, und ich suchte sorgfältig um mich her nach der Ursache meiner augenblicklichen Sicherheit, ich schob meinen Arm unter den Arm meines Bruders, um in seinen Augen die sichere, schützende Liebe zu lesen.

Ich hatte blindes Vertrauen zu Friedrich. Ich hätte gewünscht, von ihm nicht nur geliebt, sondern auch beherrscht zu werden; ich hätte ihm, dem Würdigeren, gern meine Erstgeburtsrechte abgetreten und ich hätte mich seinem Rate unterworfen, hätte ihn als meinen Führer betrachtet, ihm Gehorsam geleistet. An seiner Seite wäre ich nicht mehr Gefahr gelaufen, mich zu verirren, denn er kannte den wahren Weg und beschritt ihn mit unfehlbarer Sicherheit; und er hatte auch starke Arme und konnte mich schützen. Er war der Mensch, wie er sein soll: gut, stark, weise. Beim Anblick dieser Jugend, die sich der Religion der „gewissenhaften Arbeit" aus Liebe zum Erdreich ergeben, fand ich nichts, was ich dieser edlen Gesinnung an die Seite stellen konnte. Man konnte meinen, dass seine Augen durch das anhaltende Betrachten grüner Dinge, eine helle, grünliche Farbe angenommen hatten.

— Jesus, als Landmann, — nannte ich ihn lächelnd eines Tages.

Es war an einem Morgen voller Klarheit, ein Morgen, der die Vorstellung an jene Urdämmerung im Anfang der Weltschöpfung wachrief. An der Grenze eines Feldes sprach mein Bruder zu einer Gruppe Feldarbeiter. Er sprach stehend und überragte mit seinem Körper alle Umstehenden, und seine ruhige Stellung bezeugte die Einfachheit seiner Worte. In Weisheit ergraute alte Leute und reife Männer, die die Grenze des Alters streiften, lauschten den Worten dieses Jünglings. Alle trugen an ihren verknöcherten Leibern die

Digitized by Google

Spuren der grossen, gemeinsamen Arbeit. Da kein Baum in der Nähe und das Korn erst niedrig in den Furchen stand, so hoben sich in der Reinheit des Morgenlichtes klar und deutlich ihre Gestalten ab.

Als mein Bruder sah, dass ich auf ihn zukam, verabschiedete er seine Leute, um mir entgegenzukommen. Da war es, dass meine Lippen ihn unwillkürlich begrüssten: — Hosiannah, Jesus als Landmann!

Für alle Pflanzen hatte er eine unendliche Sorgfalt. Nichts entging seinen scharfen, beinahe allsehenden Augen. Bei unseren morgendlichen Gängen blieb er jeden Augenblick stehen, um ein Blättchen von einer Schnecke, einer Raupe, einer Ameise zu befreien. Eines Tages schlug ich gedankenlos beim Gehen mit der Spitze meines Stockes das Gras; und die zarten, grünen Spitzen bogen sich bei jedem Schlag zurück. Ihm that es weh; denn er nahm mir mit sanftem Griff den Stock aus der Hand; und er errötete, weil er glauben mochte, dass mir seine Barmherzigkeit als übertriebene sentimentale Weichheit erschienen sei. Oh, dieses Erröten, auf diesem so männlichen Gesicht!

An einem anderen Tage, als ich einige blühende Zweige von einem Apfelbaum brach, bemerkte ich in Friedrichs Augen einen Schatten von Bedauern. Sofort hörte ich auf, zog meine Hände zurück und sagte:

— Wenn es Dir missfällt. . .

Er lachte laut:

— Aber nein nein. . . Meinetwegen kannst Du den ganzen Baum plündern.

Inzwischen hing der schon gebrochene, noch von einigen Fasern gehaltene Zweig längst des Stammes hinunter; und gerade diese gebrochene, von dem Safte der Pflanze gefeuchtete Stelle, gewährte einen traurigen Anblick; und diese zarten, rosigen und weissen Blüten, die Büscheln von Heckenrosen glichen, und die einen nun verlorenen Keim in sich trugen, zitterten unaufhörlich in der Luft. Um die Rohheit meiner Handlungsweise zu mildern, sagte ich darauf:

— Es ist für Juliane.

Und die letzten Fasern zerreissend, löste ich den schon gebrochenen Zweig ab.

## IV.

Nicht nur diesen, noch viele andere Zweige brachte ich Juliane. Ich kehrte immer mit Blumen beladen nach La Badiola zurück. Als ich eines Morgens mit einem Büschel Weissdorn im Arm nach Hause kam, begegnete ich meiner Mutter im Treppenhaus. Ich war atemlos, erhitzt und innerlich erregt.

— Wo ist Juliane? — fragte ich.

— Oben in ihren Zimmern — antwortete sie lachend.

Ich lief die Treppe hinauf, ging über den Corridor, trat unerschrocken bei ihr ein und rief:

— Juliane, Juliane wo bist Du?

Maria und Natalia liefen mir jubelnd entgegen, entzückt, aufgeregt, närrisch bei dem Anblick der Blumen.

— Komm, komm — riefen sie — die Mama ist hier im Schlafzimmer. Komm!

Und noch erregter überschritt ich diese Schwelle, ich stand vor Juliane, die verlegen lächelte und warf ihr den Strauss vor die Füsse.

— Sieh nur!

— Oh, wie schön — rief sie aus und neigte sich über den frischen, duftigen Schatz.

Sie trug eines ihrer weiten Lieblingsgewänder von grüner Farbe, einem grün, das der Farbe der Aloeblätter glich. Sie war noch nicht frisirt und die Haarnadeln hielten ihr Haar nur mühsam zusammen, in dicken Strähnen bedeckte es den Nacken und versteckte die Ohren. Der Duft des Weissdorn,

Digitized by Google

ein Gemisch von Thymian und bitteren Mandeln, hüllte sie ganz und gar ein und erfüllte das Zimmer.

— Nimm Dich in Acht, dass Du Dich nicht stichst — sagte ich zu ihr. — Sieh nur meine Hände an.

Und ich zeigte ihr die noch blutigen Schrammen, als wollte ich dadurch meine Gabe wertvoller machen. „Ach wenn sie jetzt meine Hände nehmen wollte", dachte ich. Und an meinem Geiste zog eine unbestimmte Erinnerung vorbei an einen weit entlegenen Tag, an dem sie mir die von Dornen zerrissenen Hände geküsst hatte und die Blutstropfen, die einzeln hervorsickerten, aufsaugen wollte. „Wenn sie jetzt meine Hände ergriffe und mir durch diese eine Bewegung volle Verzeihung gewähren und all ihre Liebe offenbaren wollte."

In all diesen Tagen lebte ich in steter Erwartung eines solchen Momentes. Ich weiss nicht, woher mir dieses Vertrauen kam; aber ich wusste sicher, dass früher oder später, Juliane sich mir so wiedergeben würde, mit einer einzigen einfachen stummen Geberde, mit der sie mir ihre volle Verzeihung gewähren und all ihre Liebe offenbaren würde.

Sie lächelte. Ein leidender Zug zeigte sich auf ihrem allzu blassen Gesicht und in ihren tiefliegenden Augen.

— Fühlst Du Dich nicht ein wenig wohler, seitdem Du hier bist? — fragte ich sie, indem ich mich ihr näherte.

— Ja, ja, wohler — antwortete sie.

Nach einer Pause:

— Und Du?

— Siehst Du nicht? Ich bin schon gesund.

— Ja, es ist wahr.

Wenn sie in diesen Tagen mit mir sprach, geschah es immer mit einer eigentümlichen Zurückhaltung, die für mich voller Anmut war, aber die ich jetzt unmöglich beschreiben kann. Es machte den Eindruck, als hielte sie immer das Wort, das ihr auf den Lippen schwebte, zurück und sagte statt dessen etwas anderes. Ausserdem hatte ihre Stimme, wenn man so sagen kann, etwas weiblicheres angenommen, sie hatte die frühere Festigkeit und teilweise die Klangfülle verloren; sie klang verschleiert, wie der Ton der Geige, wenn der Dämpfer aufgesetzt ist. Da sie in ihrem ganzen Wesen für mich so voller Güte war, was hielt uns noch zurück uns wieder aneinander anzuschliessen? Warum noch immer diese Entfremdung zwischen ihr und mir?

In dieser Zeit, die mir für die Geschichte meiner Seele immer rätselhaft bleiben wird, schien mich mein angeborener Scharfsinn vollständig verlassen zu haben. Die schreckliche Fähigkeit alles zu analysiren, die mir so grossen Schmerz bereitet hatte, war erschöpft. Die Macht dieser beängstigenden Gabe gebrochen. Zahllose Empfindungen und Eindrücke jener Zeit sind mir jetzt unbegreiflich, unerklärlich, mir fehlt der Wegweiser zur Aufspürung ihrer Veranlassungen, zur Bestimmung ihrer Natur. Zwischen dieser und anderen Perioden meines psychischen Lebens besteht eine Diskontinuität, ein Mangel an Zusammenhang.

Ich hörte einmal ein Märchen erzählen von einem jungen Königssohn, der nach langer, abenteuerreicher Pilgerfahrt endlich die Frau erblickt, die er gesucht. Die Frau lächelt dem hoffnungsstrahlenden Jüngling ganz aus der Nähe zu. Aber ein Schleier verhindert jedes Berühren der lächelnden Frau. Es war ein Schleier aus unbekanntem Stoff und so fein, dass er sich von der Luft nicht unterschied, und dennoch konnte der Jüngling die Geliebte durch den Schleier nicht an sein Herz drücken.

Diese Geschichte hilft mir ein wenig, die eigentümliche Lage, in der ich mich damals Juliane gegenüber befand, zurückzurufen. Ich fühlte, dass zwischen ihr und mir noch etwas unbekanntes stand. Gleichzeitig vertraute ich fest auf „die einfache, stumme Geberde", die früher oder später, jedes Hindernis beseitigen und mich glücklich machen musste.

Wie gefiel mir indessen Juliane's Zimmer! Es war mit einem hellen, antiken Stoff mit stark verblichenen Blumenmustern tapezirt, daneben lag

Digitized by Google

ein geräumiger Alkoven. Wie duftete das ganze Zimmer nach dem Weissdorn. Sie war ganz bleich geworden und sagte:

— Dieser Geruch ist betäubend. Er steigt zu Kopfe. Fühlst Du es nicht?

Und sie ging zum Fenster, um es zu öffnen. Dann fügte sie hinzu:

— Maria rufe Miss Edith.

Die Gouvernante kam.

— Bitte, Edith, tragen Sie diese Blumen in das Musikzimmer. Stellen Sie sie in die Vase. Nehmen Sie sich in Acht, dass Sie sich nicht stechen.

Maria und Natalia wollten einen Teil des Strausses tragen. Wir blieben allein. Sie ging wieder zum Fenster und lehnte sich gegen die Brüstung, den Rücken dem Licht zugekehrt.

Ich sagte:

— Bist Du beschäftigt? Wünschst Du, dass ich gehe?

— Nein, nein. Bleibe nur. Setze Dich. Erzähle mir von Deinem heutigen Morgenspaziergang. Wie weit bist Du gegangen?

Sie brachte diese Sätze ein wenig hastig heraus. Da das Fensterbrett ihr bis an das Kreuz reichte, stützte sie ihre Ellenbogen darauf, ihr Oberleib war nach hinten geneigt und bildete mit dem Fenster ein Rechteck. Das Gesicht, das mir voll zugewendet, war tief beschattet, besonders um die Augenhöhlen; aber ihre Haare, auf die von oben das Licht fiel, bildeten einen zarten Heiligenschein, auch die Schultern waren von oben beleuchtet. Der eine Fuss, auf dem besonders das Gewicht des Körpers ruhte, war unter dem Saum des Kleides etwas vorgestreckt und liess ein wenig von dem aschfarbenen Strumpf und dem schimmernden Pantoffel sehen. Die ganze Erscheinung in dieser Stellung, in dieser Beleuchtung hatte etwas wunderbar verführerisches. Ein Stück bläulicher, wollüstiger Landschaft bildete zwischen beiden Pfeilern den Hintergrund für diesen Kopf.

Da kam es wie eine plötzliche Offenbarung über mich, ich erblickte wieder in ihr das begehrenswerte Weib, und in meinem Blute regte sich die Erinnerung und der Wunsch nach ihren Liebesbezeugungen.

Während ich zu ihr sprach, betrachtete ich sie unverwandt. Je länger ich sie anblickte, je erregter wurde ich; und sicher musste sie in meinen Augen lesen, denn auch sie wurde unruhig. Mit schneidender Angst, dachte ich bei mir: „Soll ich es wagen? Soll ich zu ihr gehen und sie in meine Arme schliessen?“ Selbst die scheinbare Harmlosigkeit, die ich meiner leichten Unterhaltung zu geben versuchte, liess mich im Stich. Ich wurde verwirrt. Diese Verwirrung steigerte sich ins Unerträgliche.

Undeutlich tönten die Stimmen von Maria, Natalia und Edith aus den Nebenzimmern zu uns herüber.

Ich stand auf, ging zum Fenster, stellte mich an Julianes Seite und war im Begriff mich zu ihr zu neigen, um endlich die Worte auszusprechen die ich schon so oft in meinen erträumten Zwiegesprächen zu ihr gesagt hatte. Aber die Furcht vor einer möglichen Unterbrechung hielt mich zurück. Vielleicht, dachte ich, ist dieser Augenblick nicht günstig, vielleicht würde ich nicht Zeit haben ihr alles zu sagen, ihr mein ganzes Herz zu öffnen, ihr mein ganzes inneres Leben der letzten Wochen zu erzählen, die geheimnisvolle Genesung meiner Seele, das Wiedererwachen meiner zartesten Empfindungen, die Wiederkehr meiner lockendsten Träume, die Stärke meines neuen Gefühls, die Zähigkeit meiner Hoffnung. Ich fürchtete, mir würde die Zeit fehlen ihr all die kleinen Erlebnisse der letzten Zeit zu berichten. Diese kleinen harmlosen Beichten, die dem Weibe, das liebt, eine Wonne sind, und überzeugender wirken, als alle Beredtsamkeit. Es musste mir gelingen, sie nach all den Enttäuschungen, von einer grossen und vielleicht ihr unglaublich scheinenden Thatsache zu überzeugen: dass meine Rückkehr zu ihr kein Irrtum sei, sondern aufrichtig, endgültig, ein Lebensbedürfnis meines ganzen Seins. Kein Zweifel, sie traute mir noch nicht; und zweifellos lag in diesem Mistrauen der Grund für ihre Zurückhaltung. Zwischen uns stand noch der Schatten einer furcht-

Digitized by Google

baren Erinnerung. Ich musste diesen Schatten verjagen, musste meine Seele mit der ihrigen so eng vereinigen, dass nichts mehr dazwischen treten konnte. Und das musste in einer günstigen Stunde geschehen, an einem heimlichen, stillen Ort, wo nur Erinnerungen wohnten: in Villalilla.

Wir schwiegen beide, Seite an Seite an der Fensteröffnung stehend. Die Stimmen von Maria, Natalia und Edith tönten aus den Nebenzimmern undeutlich zu uns herüber. Der Duft des Weissdorn war verschwunden. Die Vorhänge, die an dem bogenförmigen Eingang des Alkoven hingen, liessen im Hintergrunde das Bett sehen, zu dem meine Augen in dem Halbdunkel oft neugierig, fast lüstern wanderten.

Juliane hatte das Haupt geneigt, vielleicht empfand auch sie die süsse und bange Bürde des Schweigens. Der leichte Wind bewegte eine gelöste Haarsträhne auf ihrer Schläfe. Das Flattern dieser dunklen, bräunlichen Locke, deren einzelne Fäden goldig durch das Licht schimmerten, auf der Schläfe, die weiss, wie eine Hostie war, erregte ein tiefes Verlangen in mir. Und wie ich sie betrachtete, sah ich wieder auf ihrem Hals das kleine, dunkle Mal, von dem in früheren Zeiten so oft der Funke der Versuchung ausgegangen war.

Nun konnte ich nicht mehr an mich halten, mit einem Gemisch von Angst und Kühnheit versuchte ich mit meiner Hand die Haarsträhne zu ordnen, und meine Finger zitterten auf ihrem Haar und streiften leicht ihr Ohr und ihren Hals, aber so leicht, so leicht, nur der Hauch einer Liebkosung.

— Was thust Du? — sagte Juliane erschreckt zusammenfahrend, sie warf mir einen bestürzten Blick zu und zitterte vielleicht stärker als ich. Und sie entfernte sich vom Fenster; und da sie fühlte, dass ich ihr folgte, machte sie einige Schritte, als ob sie fliehen wollte, in Verzweiflung.

— Ach warum, warum dies Juliane? — rief ich und blieb stehen.

Aber gleich darauf fuhr ich fort:

— Es ist wahr: ich bin noch nicht würdig. Verzeihe mir!

In diesem Augenblick begannen die beiden Glocken der Kapelle zu läuten. Und Maria und Natalia stürzten jubelnd vor Freude in das Zimmer auf ihre Mutter zu, und eine nach der anderen hing sich an ihren Hals und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen; und von der Mutter kamen sie zu mir, und ich hob sie in meine Arme, eine nach der anderen.

Die beiden Glocken läuteten immer ungestümer; ganz La Badiola schien von dem Leben des tönenden Erzes mit ergriffen zu sein. Es war Ostersabbath, die Stunde der Auferstehung.

## V.

Am nachmittag desselben Sonnabend hatte ich einen sonderbaren Anfall von Traurigkeit.

In La Badiola war die Post angekommen; und mein Bruder und ich warfen im Billardzimmer einen Blick in die Zeitungen. Zufällig fielen meine Augen auf den Namen Filippo Arborio, der in einer Lokal-Chronik erwähnt wurde. Eine plötzliche Unruhe bemächtigte sich meiner. So rührt ein leichter Stoss den Bodensatz einer schon geklärten Flüssigkeit auf.

Ich erinnere mich genau: es war ein nebliger Nachmittag, eine Beleuchtung wie von einem matten, weisslichen Reflektor. Draussen, vor den Fenstern die nach dem Rasenplatz lagen, gingen Juliane und meine Mutter, Arm in Arm, plaudernd vorüber. Juliane trug ein Buch und ging mit erschöpfter Miene. Unzusammenhängend, wie Traumbilder, stiegen vor meinem Geiste Bruchstücke aus dem vergangenen Leben auf. Juliane vor dem Spiegel, an jenem Novembertag, der Strauss weisser Crysantemen; mein Angstgefühl, als ich die Arie aus dem „Orpheus“ hörte. Die Worte, die auf dem Titelblatt des „Geheimnis“ geschrieben standen. Die Farbe von Julianes Kleid; mein innerer Kampf am Fenster; Filippo Arborios schweisstriefendes Gesicht; die Scene im Ankleideraum neben dem Fechtsaal. Ich dachte an diese Dinge mit

Digitized by Google

schaudernder Angst, wie jemand, der sich plötzlich über den Rand eines Abgrundes beugt: „Bin ich denn rettungslos verloren?“

Von Angst überwältigt fühlte ich das Bedürfnis allein zu sein, Einkehr bei mir zu halten, um der Gefahr trotzen zu können; ich grüsste meinen Bruder, verliess den Saal und begab mich in meine eigenen Räume.

In meine Unruhe mischte sich zornige Ungeduld. Mir ging es, wie einem Menschen, der mitten im Wohlgefühle einer scheinbaren Genesung, in der wiedererlangten Sicherheit des Lebens plötzlich das alte Uebel schmerzen fühlt, der wahrnimmt, dass er das unheilbare Leiden noch mit sich herumschleppt und der sich gezwungen sieht sich zu beobachten, zu bewachen, um sich von der furchtbaren Wahrheit zu überzeugen. „Bin ich denn rettungslos verloren? Und warum?“

In der seltsamen Vergessenheit, in die meine ganze Vergangenheit versunken war, in der Dunkelheit, die sich gleichsam über eine Schicht meines Bewusstseins gelegt, hatte sich auch der Zweifel an Juliane, der hässliche Zweifel verloren, aufgelöst. Meine Seele fühlte allzusehr das Bedürfnis sich in Illusionen zu wiegen, zu glauben, zu hoffen. Die geheiligte Hand meiner Mutter hatte, indem sie liebkosend über Julianes Haare strich, für mich wieder den Heiligenschein um dieses Haupt gelegt. In einer jener sentimentalen Verblendungen, die in der Periode der Schwäche so häufig sind, hatte ich die beiden Frauen, weil ich sie in so süsser Harmonie zusammen leben sah, auf die gleiche Stufe der Reinheit gestellt.

Nun hatte eine kleine, zufällige Thatsache, ein einfacher Name, durch Zufall in der Zeitung gelesen, das Erwachen einer trüben Erinnerung genügt, mich ausser Fassung zu bringen, in Angst zu versetzen, einen Abgrund vor mir zu öffnen; und ich wagte nicht einen entschlossenen Blick hineinzuwerfen, weil mein Glückstraum mich davon abhielt, mich rückwärts zog, sich fest an mich klammerte. Ich schwebte zunächst in einer dunklen, unbeschreiblichen Angst, in die auf Augenblicke das gefürchtete Licht fiel. Ist es möglich, dass sie nicht rein ist? Und dann? — Filippo Arborio oder ein Anderer. . . Wer weiss! Würde ich ihr verzeihen können, wenn sie schuldig wäre? Was, Schuld? Was verzeihen? Du hast nicht das Recht zu richten, Du hast nicht das Recht die Stimme zu erheben. Zu oft hat sie geschwiegen; jetzt wäre es Deine Pflicht zu schweigen. Und das Glück? Träumst Du von Deinem Glück oder von Eurer Beider Glück? Selbstverständlich von Beider Glück, denn der Schatten ihrer Traurigkeit würde Dir jedwede Freude trüben. Du nimmst an, dass auch sie zufrieden ist, sobald Du es bist; Du mit Deiner Vergangenheit der unausgesetzten Ausschweifungen und sie mit der Vergangenheit des beständigen Märtyrertums. Das Glück, das Du erträumst, hat zum Fundament das Auslöschen der Vergangenheit. Warum also könntest Du nicht, wenn sie wirklich nicht mehr rein wäre, um ihre Schuld den Schleier der Vergessenheit hüllen, sie begraben, wie die Deine? Warum würdest Du, der doch wünscht, dass man vergesse, nicht vergessen können? Warum könntest Du, der ein neuer Mensch sein will, vollkommen losgelöst von der Vergangenheit, sie nicht unter denselben Bedingungen, als ein neues Wesen betrachten? Diese Verschiedenheit des Massstabes ist vielleicht die schlimmste Deiner Ungerechtigkeiten. — Aber das Ideal? Das Ideal? Mein eigenes Glück wäre also nur möglich, wenn ich in Juliane ein unbedingt höheres Wesen erkennen könnte, ein Wesen, unfähig zu sündigen, der Anbetung wert und gerade in diesem heimlichen Gefühl der Ueberlegenheit, in dem Bewusstsein dieser moralischen Grösse müsste sie ihr grösstes Glück empfinden. Es würde mir nicht gelingen, weder von meiner, noch von ihrer Vergangenheit abzusehen, denn dieses besondere Glück hatte zur Vorbedingung Verworfenheit meines früheren Lebenswandels und den unüberwindlichen, fast übermenschlichen Heroismus, vor dessen Bilde sich meine Seele immer neigte. — Aber weisst Du auch wieviel Anteil der Egoismus an Deinem Traum hat und wieviel die ideale Forderung? Verdienst Du vielleicht das Glück, diesen höchsten Lohn? Welches

Digitized by Google

Vorrecht hast Du? So hätte Dich Dein langes Irren nicht zur Busse, sondern zum Lohne geführt. . . .

Ich schüttelte mich, um diesen inneren Zwiespalt loszuwerden. „Es handelt sich doch nur um einen alten, vagen Zweifel, der jetzt durch Zufall wieder aufgestiegen ist. Diese unverständige Unruhe wird sich legen. Einem Schatten verleihe ich Wesen. In zwei oder drei Tagen, nach Ostern, gehen wir nach Villalilla, und dort werde ich unzweifelhaft die Wahrheit erfahren, ich werde sie fühlen. — Aber diese tiefe, immer gleiche Melancholie, die in ihren Augen liegt, ist sie nicht verdächtig? Diese fassungslose Miene, dieser sorgenvolle Ausdruck, der beständig zwischen ihren Augenbrauen lagert, diese übergrosse Müdigkeit, die sich oft in ihrer Haltung ausdrückt, das Angstgefühl, das ihr nicht gelingt zu verbergen, wenn ich mich ihr nähere, ist dies alles nicht verdächtig?“ Die Zweideutigkeit dieser Anzeichen konnte man ja auch in günstigem Sinne auslegen. Nichtsdestoweniger wurde ich von einem heftigeren Schmerzgefühl übermannt und ich erhob mich und ging zum Fenster, mit dem instinktiven Wunsch, mich in den Anblick der äusseren Welt zu vertiefen um dort etwas zu finden, was meiner Seelenstimmung entsprach: eine Offenbarung oder eine Beruhigung.

Der Himmel war ganz weiss, er glich einem Gewebe übereinandergelegter Schleier, durch die der Wind fegte und grosse bewegliche Falten erzeugte. Dann und wann schien sich einer dieser Schleier loszulösen, sich der Erde zu nähern, streifte fast die Wipfel der Bäume, zerriss, verwandelte sich in hängende Fetzen, zitterte an der Erdoberfläche hin und verschwand. Die Hügelketten hoben sich vom Horizont nur unbestimmt ab, in fantastischer Ferne verschwanden sie und tauchten wieder auf wie eine Traumlandschaft, ohne Wirklichkeit. Bleierne Schatten bedeckten das Thal, und der Assoro, dessen Ufer unsichtbar waren, belebte es durch seinen Glanz. Der sich schlängelnde Fluss, der in diesem Schattenmeer leuchtete, unter den sich langsam und beständig am Himmel auflösenden Wolkenbildern, zog den Blick auf sich und hatte für die Seele den Reiz einer symbolischen Erscheinung, es schien, als trüge er die geheime Bedeutung dieses unbestimmten Schauspiels in sich.

Allmählich verlor sich die Bitterkeit in meinem Schmerz, er wurde ruhiger, sanfter. „Warum mit solcher Leidenschaft ein Glück ersehnen, dessen man nicht würdig ist? Warum das ganze Gebäude des zukünftigen Lebens auf einer Illusion errichten? Warum so blind an ein Privilegium glauben, das garnicht existirt? Vielleicht stehen alle Menschen im Laufe ihres Lebens einmal an dem Wendepunkte, an dem es den Scharfsinnigsten gegeben ist, zu begreifen, was ihr Leben sein müsste. Du hast dich schon an diesem Punkt befunden. Denke an den Augenblick, in dem diese weisse und treue Hand, die dir Liebe, Nachsicht, Frieden, Traum, Vergessen, alle schönen und guten Dinge darbot, in der Luft zitterte, als sie sie dir entgegenstreckte, wie bei einer Botschaft höchsten Glücks . . . .“

Mein Herz war von Kummer thränengeschwellt. Ich stützte die Ellbogen auf die Fensterbrüstung und meinen Kopf in die Hände; meine Augen folgten den Windungen des Flusses bis zu dem Ende des bleiernen Thales, während das Wolkengebilde am Himmel ohne Rast sich zerteilte und einige Minuten blieb ich unter dem Eindruck einer bevorstehenden Sühne, fühlte ich ein unbekanntes Unglück über mir schweben.

Als jetzt unerwartet der Ton eines Instrumentes aus dem Zimmer, das unter dem meinigen lag, an mein Ohr drang, schwand dieser schwere Druck plötzlich von mir, und ich wurde von einem wirren Angstgefühl ergriffen, in das sich alle Träume, alle Wünsche, alle Hoffnungen, alle Reue, alle Gewissensbisse, alle Schrecken von neuem in unbegreiflicher, beklemmender Schnelligkeit mischten.

Ich erkannte die Musik. Es war ein „Lied ohne Worte“, für das Juliane eine Vorliebe hegte und das Miss Edith oft spielte; es war eine jener verschleierten aber tiefen Melodieen, in denen die Seele an das Leben in immer

Digitized by Google

verschiedenen Tönen, immer dieselbe Frage zu thun scheint: „Warum hast du meine Hoffnung getäuscht?“

Einer fast instinktiven Eingebung folgend, verliess ich eilig das Zimmer, ging über den Corridor die Treppe hinunter und blieb vor der Thür, aus der die Töne kamen, stehen. Die Thür war nur angelehnt, ohne Geräusch zu machen, schlich ich mich hinein und blickte durch die Oeffnung zwischen den Vorhängen. War Juliane dort? Zuerst sahen meine Augen, noch vom Licht geblendet, nichts, bis sie sich an das Halbdunkel gewöhnt hatten; aber der starke Duft des Weissdorns, dieser Duft, der ein Gemisch von Thymian und bitteren Mandeln ist, fiel mir auf. Das Zimmer war kaum durch das grünliche Licht, das die Stäbe der Jalousien durchliessen, erhellt. Miss Edith sass allein vor dem Klavier und fuhr fort zu spielen, ohne mich zu bemerken. Der Kasten des Klaviers schimmerte in dem Halbdunkel, die Zweige des Weissdorn leuchteten weisslich. In dieser schönen Ruhe, in diesem Duft, der von den Zweigen ausströmte und die Erinnerung an meinen morgendlichen Rausch und Julianes Lächeln und meinen Schrecken wieder erweckte, erschien mir das Lied noch trostloser als sonst.

Wo war Juliane? War sie hinaufgegangen? War sie noch im Freien? Ich zog mich zurück, stieg die anderen Treppen hinunter, durchschritt das Vestibül, ohne jemanden zu begegnen. Ich empfand das unabweisbare Bedürfnis sie zu suchen, sie zu sehen; ich hoffte, dass ihr blosser Anblick mir die Ruhe, das Vertrauen wiedergeben würde.

Als ich auf den Rasenplatz trat, bemerkte ich Juliane unter den Ulmen in Friedrichs Gesellschaft.

Beide lächelten mir zu. Als ich mich ihnen genähert hatte, sagte mein Bruder lächelnd zu mir:

— Wir sprachen von Dir. Juliane meint, dass Du bald des Lebens in La Badiola überdrüssig sein wirst . . . Was wird dann aus unseren Plänen?

— Nein, Juliane weiss es nicht — erwiderte ich, indem ich mich bemühte, meine gewöhnliche Unbefangenheit wieder zu gewinnen. — Aber Du wirst schon sehen. Im Gegenteil, Rom's bin ich überdrüssig und all des übrigen.

Ich blickte Juliane an. Und eine wunderbare Veränderung ging in meinem Inneren vor. All die traurigen Dinge, die mich bis zu dieser Minute bedrückt hatten, versanken jetzt, wurden verdunkelt, verschwanden, um dem gesunden Gefühl Platz zu machen, das ihr blosser Anblick und derjenige meines Bruders in mir hervorrief. Sie sass in hingegossener Stellung und hatte ein Buch im Schooss, das ich kannte, das Buch, dass ich ihr erst vor wenigen Tagen gegeben hatte: Krieg und Frieden. Alles an ihr, ihre Haltung, ihr Blick, atmete Sanftmut und Güte. Und auch in mir regte sich ein Gefühl, ähnlich demjenigen, welches ich vielleicht empfunden haben würde, wenn ich an demselben Ort, unter den vertrauten Ulmen, die ihre welken Blüten verloren, die arme Schwester Constanza als erwachsenes Mädchen an Friedrichs Seite erblickt hätte.

Bei jedem Windhauch regnete es zahllose Blüten von den Ulmenbäumen: Es war in dieser weissen Beleuchtung ein unaufhörliches und langsames Fallen durchsichtiger, kaum greifbarer Blättchen, die in der Luft flatterten, zögernd, zitternd, wie die Flügelchen der Libellen, von einer unbestimmten grünlich-goldigen Färbung, deren Anblick durch das unaufhörliche Fallen eine Art Schwindel hervorrief. Sie fielen in Julianes Schooss, auf ihre Schultern; von Zeit zu Zeit machte sie eine leichte Bewegung um einige zu entfernen, die in ihren Haaren hängen geblieben waren.

— Wenn Tullio in La Badiola bleibt — sagte Friedrich und wandte sich zu ihr — dann unternehmen wir grosse Dinge. Wir veröffentlichen die neuen Ackerbau-Gesetze; wir legen den Grund zu einer neuen agrarischen Verfassung . . . . Du lächelst? Du wirst auch an unserm Werke arbeiten helfen. Wir werden Dir die Ausarbeitung von zwei oder drei Geboten unseres Katechismus anvertrauen. Du musst auch arbeiten. Uebrigens Tullio,

Digitized by Google

wann beginnst Du Deine Lehrzeit? Deine Hände sind zu weiss. Und die Schrammen gewisser Dornen genügen nicht . . .

Er sprach mit seiner klaren, festen Stimme, die jedem, der ihn hörte, ein Gefühl von Vertrauen und Sicherheit einflösste. Von seinen alten und neuen Plänen sprach er, von der Auslegung des ursprünglichen christlichen Gebotes über die Feldarbeit, und ein tiefer Ernst der Gedanken und Empfindungen sprach aus ihm, der durch eine frohsinnige Heiterkeit gemildert wurde, die er gleichsam, wie einen Schleier von Bescheidenheit über die Bewunderung und das Lob derjenigen, die ihm zuhörten, breitete. Alles in ihm erschien einfach, selbstverständlich, spontan. Dieser Jüngling hatte, einzig durch die Kraft seines Geistes und die eingeborene Güte seines Herzens, schon vor Jahren die sociale Theorie gefunden, die der moujik Timoteus Bondreff dem Grafen Leo Tolstoi inspirirt hat. Und damals hatte er nicht einmal das grosse Werk dieses Dichters „Krieg und Frieden", das eben im Osten erschienen war, gekannt.

— Das ist ein Buch für Dich, — sagte ich und nahm Juliane den Band aus den Händen.

— Ja, gieb es mir, ich will es lesen.

— Gefällt es Dir? — fragte ich Juliane.

— O sehr. Es ist zugleich traurig und tröstend. Maria Bolkonsky liebe ich schon, ja und Peter Besoukhow auch . . .

Ich liess mich neben ihr auf dem Sitz nieder. Mir schien es, als ob ich nichts dächte, als ob ich keinen bestimmten Gedanken hätte; aber meine Seele wachte und sann. Es war ein merklicher Kontrast zwischen der Stimmung dieser Stunde, dieser Umgebung und den Empfindungen, die durch Friedrichs Gespräche, durch jenes Buch und durch die Namen, die Juliane liebte, hervorgerufen waren. Die Luft floss leise und lind, fast träge, in weisslichem, unbestimmtem Dunste, in dem die Ulmen nach und nach ihre Blüten fallen liessen. Von fernher drang der Ton des Klaviers, kaum vernehmbar; er wiegte gleichsam die Schlaftrunkenheit der Luft noch ein und erhöhte die Melancholie der Beleuchtung.

In Gedanken vertieft, ohne weiter zuzuhören, öffnete ich das Buch, durchblätterte es und las hin und wieder den Anfang irgend einer Seite. Ich bemerkte, dass einige Blätter an den Ecken umgebogen waren, wie zur Erinnerung; andere waren, nach der Gewohnheit der Leserin, am Rande mit dem Fingernagel eingezeichnet. Nun wollte ich lesen, neugierig, beinahe angstvoll. In der Scene zwischen Peter Besoukhow und dem unbekannten Alten, in dem Posthause von Towjok, waren viele Sätze unterstrichen.

— . . . . So schau mit dem Geistesauge auf Deinen inneren Menschen und frage Dich, ob Du mit Dir zufrieden bist. Was hast Du, nur durch Verstand geleitet, erreicht? Was bist Du? — Sie sind jung, klug, reich, gebildet, mein Herr! Was haben Sie aber mit allen Ihnen verliehenen Gaben gethan? Sind Sie mit sich und Ihrem Leben zufrieden?

— Nein, nein! ich hasse mein Leben.

— Du hassest es! Nun so ändere es! Läutere Dich und in dem Grade, wie Du Dich läuterst, wirst Du die Weisheit erkennen. Betrachten Sie Ihr Leben, mein Herr! Wie haben Sie es geführt? In Wollust und Schwelgerei und dass Sie alles von der menschlichen Gesellschaft annahmen, aber nichts wiedergaben. Sie haben Reichtum erlangt und wie haben Sie ihn angewandt? Was haben Sie für Ihre Mitmenschen gethan? Haben Sie an die Tausende Ihrer Leibeigenen gedacht? Haben Sie ihnen leiblich und geistig geholfen? Nein, nein und abermals nein! Mit Lungern und Müssiggang haben Sie Ihr Leben verbracht. Dann haben Sie geheiratet, Herr! und die Verantwortung eine junge Frau zu leiten, übernommen. Und was haben Sie gethan? Sie haben ihr nicht geholfen, den Weg der Sitte zu wandeln, sondern Sie haben sie in den Strudel von Sünden und Wollust mit hineingezogen . . . .

Von neuem legte sich jenes unerträgliche Gewicht auf mich, zermalmte mich; und die Qual war diesmal noch grausamer als sonst, denn die Nähe

Digitized by Google

Julianes erhöhte den Sturm der Leidenschaft. Die abgeschriebene Stelle war mit einem Zeichen nur angestrichen. Sicher hatte Juliane dabei an mich gedacht und an meine Irrungen. Aber bezog sich denn auch die letzte Zeile auf mich, auf uns? War sie wirklich in einen Abgrund von Lüge und Unheil gefallen — hatte ich sie hinein geschleudert?

Ich fürchtete, sie und Friedrich könnten das wilde Schlagen meines Herzens hören.

Eine andere Seite war umgebogen und trug ein deutliches Merkzeichen: die vom Tode der Prinzess Lisa zu Lissy-Gory.

— . . . . Auch im Sarge war das Antlitz, obschon die Augen geschlossen waren, dasselbe und sie schien immer noch zu sagen — Was habt Ihr aus mir gemacht? — Fürst Andrei fühlte einen Riss in seiner Seele und erkannte, dass er einen Fehler begangen, der sich nicht mehr sühnen, nicht mehr vergessen liess. Der alte Fürst trat gleichfalls heran und küsste ihre wächserne Hand, die sanft auf der anderen lag, und auch ihm war's, als ob ihr Gesicht spräche: Ach, was habt Ihr aus mir gemacht . . . .

Die sanfte und doch schreckliche Frage traf mich wie ein Dolchstoss. — Was habt Ihr aus mir gemacht? — Ich hielt die Augen fest auf die Seite gebannt und wagte nicht, mich umzudrehen und Juliane anzusehen; und doch brannte ich darauf, sie anzusehen. Und ich hatte Angst, sie und Friedrich könnten das wilde Schlagen meines Herzens hören, und sie könnten sich umdrehen und mich ansehen und meine Verstörung entdecken. Ich war so verstört, dass ich mir einbildete, mein Gesicht sei entstellt, und ich könnte weder aufstehen, noch eine Silbe hervorbringen. Einen einzigen raschen, verstohlenen Blick warf ich auf Juliane, und so prägte sich mir ihr Profil ein, dass ich vermeinte, es nun immer fort zu sehen, hier auf der Seite, neben dem „armen, abgezehrten Gesicht" der todten Prinzessin. Es war ein trauriges Profil, das durch die gespannte Aufmerksamkeit noch ernster erschien, von langen Wimpern beschattet; und die festgeschlossenen Lippen, mit den ein wenig hängenden Winkeln, sprachen unfreiwillig von tödtlicher Ermüdung, von tiefster Traurigkeit. Und die Stimme meines Bruders klang undeutlich an mein Ohr; sie schien mir aus weiter Ferne zu kommen, obgleich er mir so nahe war; und alle jene Blüten, welche von den Ulmen herunter rieselten, ohne Aufhören herunterrieselten, alle jene todten Blüten, so unwahrscheinlich, so wesenlos — sie verursachten mir ein unaussprechliches Gefühl, als ob diese äussere Erscheinung sich mir in ein seltsames, inneres Erlebnis umwandele und als ob ich das Vorüberziehen jener zahllosen, geheimnisvollen Schatten an dem vertrauten Himmel eigentlich im Innersten meiner Seele erlebe. — Was habt ihr aus mir gemacht? — wiederholten die Todte und die Lebende, beide ohne die Lippen zu bewegen. — Was habt ihr aus mir gemacht?

— Aber was liesst Du eigentlich, Tullio? — fragte Juliane. Und sie nahm mir das Buch aus den Händen und legte es wieder auf ihre Kniee, mit einer Art nervöser Ungeduld.

Und gleich darauf, ohne irgend welchen Uebergang, als ob sie die eben gezeigte Bewegung verstecken wollte:

— Warum gehen wir nicht herauf zu Miss Edith und musiciren ein bischen? Hört Ihr nicht? Mir scheint, sie spielt den Trauermarsch aus der Eroica, den Du so liebst, Friedrich . . . .

Und sie horchte. Wir lauschten alle drei. Einige Töne drangen zu uns, in dem tiefen Schweigen. Sie hatte sich nicht getäuscht. Sie erhob sich und fügte hinzu:

— Also, gehen wir. Kommt ihr?

Ich stand zuletzt auf, um sie vor mir gehen zu sehen. Sie vergass, die Ulmenblüten von ihrem Kleide abzuschütteln: sie hatten rund herum um uns einen weichen Teppich gebildet, und sie fuhren fort, herunter zu rieseln, ohne Aufhören herunter zu rieseln. Einige Augenblicke blieb sie stehen mit gesenktem Kopf und betrachtete den Blüten-Teppich und bohrte die zierlichen Spitzen ihrer kleinen Schuhe hinein, während auch auf sie neue Blüten und

Digitized by Google

immer neue Blüten hernieder rieselten, ohne Aufhören hernieder rieselten. Ich honnte ihr Gesicht nicht sehen. Verfolgte sie wirklich aufmerksam dies müssige Treiben? oder war sie in ratloses Nachdenken versunken?

## VI.

Am nächsten Morgen kam, mit den andern, die österliche Gaben brachten, auch Calisto nach la Badiola, der alte Calisto, der Hüter von Villalilla, mit einem mächtigen Strausse von frischem, duftigem Flieder. Und er wollte selbst, mit seinen eigenen Händen, Juliane den Strauss überreichen, und sie an die schöne Zeit unsres Aufenthalts erinnern, und sie um einen Besuch bitten, und wenn er auch nur kurz ausfiele. — Die gnädige Frau schien da unten doch so heiter, so zufrieden! Warum kam sie denn nicht wieder? Das Haus wäre unangetastet geblieben, auch nicht die kleinste Veränderung. Und der Garten so dicht angewachsen, der Flieder, ein richtiger Wald! in voller Blüte. Ob denn der Duft, gegen Abend, nicht bis la Badiola dränge?

Haus und Garten warteten förmlich auf den Besuch. All' die alten Nester unter dem Dach wären voller Schwalben. Wie es die gnädige Frau ja gewünscht, seien die Nester immer geschont worden, wie Heiligtümer. Aber fast seien ihrer wirklich zu viele. Jede Woche müsse man die Balkone und alle Fenster-Vorsprünge mit der Schaufel reinigen. Und das Gekreisch, von Morgens bis Abends! Wann würde die gnädige Frau nun kommen? Bald?

Ich fragte Juliane:

— Wollen wir Dienstag gehen?

Ein wenig zögernd, während sie sich mit dem Riesen-Strauss, der ihr Gesicht fast ganz verdeckte, zu thun machte, erwiderte sie:

— Wenn Du willst, ja, gehen wir Dienstag.

— Also dann kommen wir am Dienstag, Calisto — sagte ich zu dem Alten, mit einem solchen Ausdruck von Freude, dass ich selber darüber erstaunte — so heftig und so plötzlich war meine Gemütsbewegung gewesen. — Erwarte uns Dienstag Morgen. Das Frühstück bringen wir mit. Bereite garnichts vor; hast Du verstanden? Und das Haus lass verschlossen; ich will selbst die Thür öffnen; und alle Fenster will ich selbst öffnen, eins nach dem andern. Verstehst Du mich?

Eine sonderbare, ganz ungewollte Lustigkeit kam über mich und flösste mir kindische, beinahe tolle Bewegungen und Worte ein, die ich mich bemühte, zurück zu halten. Ich hätte Calisto umarmen und seinen schönen, weissen Bart liebkosen mögen: ich hätte ihn am Arm nehmen und mit ihm von Villalilla sprechen mögen, lange und ausführlich, von vergangenen Dingen, die zu „unserer Zeit" gewesen — in dieser herrlich warmen Ostersonne. — Da ist doch noch einmal ein einfacher, aufrichtiger Mensch, ganz aus einem Stück: eine treue Seele! — dachte ich, indem ich ihn ansah. Und wieder fühlte ich mich beruhigt, als ob die Zuneigung dieses Alten für mich ein Talisman gegen das Geschick gewesen wäre.

Und wieder richtete nach der tiefen Niedergeschlagenheit des vorigen Tages meine Seele sich auf und wurde angesteckt von der grossen Heiterkeit, die in der Luft lag, die aus allen Augen leuchtete, die alle Dinge ausstrahlten. La Badiola schien an diesem Morgen das Ziel einer Wallfahrt zu sein. Niemand aus der Umgegend hatte es versäumt, sein Geschenk und seinen Glückwunsch zu bringen. Meine Mutter empfing auf ihre gebenedeiten Hände unzählige Küsse von Männern, Frauen und Kindern. Zu der Messe, die in der Kapelle gefeiert wurde, hatte sich eine dichte Menge eingefunden, die über die Schwelle hinaus auf den freien Platz flutete, fromm auch unter dem Himmelsdom. Die silbernen Glocken tönten hell, mit reinem Klang, fast musikalisch, hinaus in die regungslose Luft. Die Inschrift auf der Sonnenuhr des Turmes lautete: Hora est benefaciendi. Und diese drei Worte schienen förmlich zu singen, an diesem glorreichen Morgen, an dem die ganze

Digitized by Google

Dankbarkeit, die man ihm schuldete, gegen mein liebes, mütterliches Haus aufzusteigen schien.

Wie hätte ich da in mir die Qualen des Zweifels und Argwohns, wie unreine Bilder und trübselige Erinnerungen festhalten sollen? Was konnte ich noch fürchten, nachdem ich gesehen hatte, wie meine Mutter zu verschiedenen Malen ihre Lippen auf die Stirn der lächelnden Juliane gepresst? nachdem ich gesehen hatte, wie mein Bruder mit seiner stolzen und ehrlichen Hand das zarte weisse Händchen derjenigen gedrückt, die ihm wie Konstanzas Ebenbild erschien.

## VII.

Der Gedanke an den Ausflug nach Villalilla beschäftigte mich ausschliesslich den ganzen Tag und auch den folgenden. Ich glaube, selbst die erste Zusammenkunft mit einer Geliebten hatte mich niemals mit so erwartungsvoller Bangigkeit erfüllt. „Böse Träume, böse Träume, die gewöhnliche Wirkung solcher Täuschungen!“ so urteilte ich über die Beklemmungen des trübseligen Sonnabend: mit einem ungewöhnlichen Leichtsinn, mit einer wankelmütigen Vergesslichkeit, ganz in dem Banne jener hartnäckigen Vorstellung, die, eben verjagt, immer zurückkehrte, eben zerstört, immer wieder auflebte.

Dieser Aufruhr meiner Sinne trug auch dazu bei, mein Gewissen zu verdunkeln, es abzustumpfen. Ich gedachte, nicht nur Julianens Seele, sondern auch ihren Körper zurückzuerobern; und an meiner Bangigkeit hatte die sinnliche Glut einen starken Anteil. Der Name Villalilla erweckte in mir wollüstige Erinnerungen: Erinnerungen nicht an ein sanftes Idyll, sondern an glühende Leidenschaft, nicht an Seufzer, sondern an Schreie. Ohne es zu bemerken, hatte ich vielleicht mein Verlangen gestachelt und korrumpirt durch die unvermeidlichen Vorstellungen, die der Zweifel in mir entfacht hatte; und ich trug verborgen in mir den vergifteten Keim. Thatsächlich war bis jetzt die Gemütsbewegung in mir vorherrschend gewesen, und ich hatte mir, in Erwartung des grossen Tages, darin gefallen, phantastische Zwiegespräche mit der Frau, deren Verzeihung ich erringen wollte, zu halten. Nun aber sah ich nicht sowohl die pathetische Scene zwischen mir und ihr, als die wollüstige, die ihre unmittelbare Folge sein musste. Die Verzeihung verwandelte sich — in meinem Traum — in Hingabe, der schüchterne Kuss auf die Stirn in einen lüsternen auf den Mund. Die Sinne trugen den Sieg über den Geist davon. Und nach und nach, mit schneller und unaufhaltsamer Ausschliesslichkeit, verjagte die eine Vorstellung alle andern, und bemächtigte sich meiner und beherrschte mich, ganz scharf, ganz deutlich, genau bis in die kleinsten Einzelheiten. — Es ist nach dem Frühstück. Ein kleines Glas Chablis hat genügt, um Juliane, die fast niemals Wein trinkt, zu verwirren. Der Nachmittag wird immer heisser, der Duft der Rosen, der Schwertlilien und des Flieders immer stärker; die Schwalben fliegen mit betäubendem Gezwitscher hin und wieder. Und wir sind allein, beide von unsäglichem inneren Beben befallen. Und plötzlich sage ich zu ihr: „Willst Du, dass wir gehen und unser Zimmer ansehen?“ Es ist unser Brautgemach, und ich habe mit Fleiss unterlassen, es bei unserm Gang durch die Villa zu öffnen. Wir treten ein. Drinnen ists wie dumpfes Brausen, — dasselbe Brausen, das man im Innern gewisser hohler Muscheln zu hören glaubt — und es ist nichts anderes als das Toben meines Blutes. Und vielleicht hört auch sie das Brausen; und es ist nichts anderes als das Toben ihres Blutes. Alles übrige ist Schweigen: die Schwalben scheinen nicht mehr zu zwitschern. Ich will sprechen; und bei dem ersten heiseren Ton fällt sie mir in die Arme, halb ohnmächtig . . . . . —

Diese phantastische Vorstellung erweiterte sich beständig, sie glich absolut der Wirklichkeit, sie erreichte eine unglaubliche Sinnfälligkeit. Es gelang mir nicht, ihre Macht über meine ganze übrige Gedankenwelt zu

Digitized by Google

brechen. Der alte Wüstling wurde wieder in mir lebendig, so tief war das Vergnügen, das ich beim Betrachten und Ausmalen des wollüstigen Bildes empfand. Die Enthaltsamkeit, die ich während einiger Wochen, in dieser blühenden Frühlingszeit geübt, wirkte in meinem neugestärkten Körper. Ein einfacher physiologischer Vorgang veränderte vollständig mein moralisches Gefühl, gab meinen Gedanken eine völlig neue Richtung, machte einen völlig anderen Menschen aus mir.

Maria und Natalia hatten den Wunsch geäussert, uns auf der Fahrt zu begleiten. Juliane hätte gern eingewilligt. Ich widersetzte mich; ich wendete meine ganze Geschicklichkeit, meine ganze Liebenswürdigkeit an, um mein Ziel zu erreichen.

Friedrich hatte folgenden Vorschlag gemacht: „Ich muss am Dienstag nach Casal Caldore. Ich begleite euch im Wagen bis Villalilla: ihr bleibt dort und ich fahre weiter. Abends hole ich euch im Vorbeikommen mit dem Wagen wieder ab, und wir kehren gemeinsam nach Badiola zurück.“ Juliane hatte in meiner Gegenwart angenommen.

Ich dachte, dass mir Friedrichs Gesellschaft, für die Hinfahrt mindestens, garnicht ungelegen käme, dass sie mir sogar aus einer gewissen Verlegenheit helfen könne. In der That: von was hätten wir sprechen sollen, wenn wir beide, ich und Juliane, allein gewesen wären, während der zwei- bis dreistündigen Fahrt? Welche Haltung hätte ich ihr gegenüber einnehmen sollen? Ich hätte sogar die Sache verderben, den guten Ausgang in Frage stellen oder zum mindesten unsrer Gemütsbewegung alle Frische vorweg nehmen können. Hatte ich nicht geträumt, dass ich mich plötzlich, wie durch Zauberei, mit ihr in Villalilla befinden und dass ich dort das erste zärtliche und demütige Wort an sie richten würde? Friedrichs Gegenwart gab mir die Möglichkeit, alle ungewissen Präliminarien zu vermeiden: das lange qualvolle Schweigen, die mit Rücksicht auf die Nähe des Kutschers leise hervorgestossenen Sätze, kurz all die kleinen Bitternisse, all die kleinen Martern. Wir würden in Villalilla absteigen, und dort, erst dort, würden wir uns endlich finden, Seite an Seite, vor der Pforte des verlornen Paradieses.

## VIII.

Und so geschah es. Es ist mir unmöglich, mit Worten die Empfindung zu schildern, die mich ergriff, als ich das Geläute der Schellen und das Geräusch des Wagens hörte, der davon fuhr, um Friedrich nach Casal Caldore zu bringen. Ich sagte mit offenkundiger Ungeduld zu Calisto, indem ich ihm die Schlüssel aus den Händen nahm:

— Du kannst jetzt gehen. Ich werde Dich später rufen. — Und ich verschloss selbst das Gitter hinter dem Alten, der wie ein bischen erstaunt und unzufrieden über diesen beinah barschen Abschied schien.

— Da wären wir endlich — rief ich, als ich mit Juliane allein war. Die ganze Flut von Glückseligkeit, die mich erfüllte, klang in meiner Stimme.

Ich war glücklich, glücklich, unaussprechlich glücklich. Ich war gleichsam in einem Rausch von grossem, unerwartetem, unverhofftem Glück befangen, der mein ganzes Wesen umwandelte, der alles, was noch gut und jung in mir geblieben war, wieder erweckte und vervielfältigte, mich loslöste von der Welt und mein Leben auf einmal in den Kreis der Mauern, die diesen Garten umschlossen, bannte. Worte drängten sich mir auf die Lippen, ohne Zusammenhang, unaussprechlich; meine Vernunft verwirrte sich in einem blitzartigen Aufleuchten von Gedanken.

Wie konnte Juliane das, was in mir vorging, nicht erraten? Wie konnte sie mich nicht verstehen? Wie konnte sie durch den gewaltigen Strahl meiner Freude nicht mitten ins Herz getroffen werden?

Wir betrachteten uns. Noch sehe ich den ängstlichen Ausdruck dieses Gesichtes, über das ein unsicheres Lächeln irrte. Sie sagte mit ihrer ver-

Digitized by Google

schleierten, leisen Stimme, die mir jetzt immer so seltsam zu zögern schien, gleichsam als ob sie sich beobachten müsse, um das Wort, das sich ihr auf die Lippen dränge, zurückzuhalten und ein andres auszusprechen; sie sagte:

— Wir wollen ein wenig im Garten spaziren gehen, ehe wir das Haus öffnen. Wie lange schon habe ich ihn nicht so in voller Blüte gesehen! Das letzte Mal waren wir vor drei Jahren hier, entsinnst Du Dich? auch im April, in den Ostertagen . . . .

Sie wollte vielleicht ihre Verwirrung beherrschen, aber sie konnte nicht, sie wollte vielleicht das Ueberströmen der Zärtlichkeit zügeln, aber sie konnte nicht. Sie selbst hatte, mit den ersten an diesem Orte gesprochenen Worten, angefangen, die Erinnerungen herauf zu beschwören. Eine unbeschreibliche Erregung spiegelte sich, unter dem Zwange der Zurückhaltung, in ihren schwarzen Augen.

— Juliane! — brach ich heraus. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen, ich fühlte aus dem Innersten meines Herzens eine Flut von leidenschaftlichen, süssen Worten quellen, ich empfand einen tollen Drang auf dem Kies vor ihr niederzuknieen, und ihre Kniee zu umfassen und ihr Kleid, ihre Hände, ihre Arme zu küssen, wütend, ohne Ende.

Sie gab mir, mit flehender Geberde, ein Zeichen, ich möge schweigen. Und mit rascherem Schritt setzte sie den Weg ins Innere des Gartens fort.

Sie trug ein hellgraues Tuchkleid, das mit etwas dunklerer Spitze garnirt war, dazu einen grauen Filzhut und einen Sonnenschirm aus grauer Seide mit kleinen, weissen Kleeblättern. Ich sehe noch ihre elegante Figur vor mir, wie sie, in diese feine und diskrete Farbe gekleidet unter den dichten Massen der Fliederbüsche dahinschreitet, die sich unter der Last ihrer unzähligen zwischen Blau und Violett schimmernden Dolden vor ihr neigten.

Es fehlte noch fast eine Stunde an Mittag. Der Morgen war heiss, von einer vorzeitigen Hitze, der Himmel war blau, aber von vereinzelten, weichen Wolken durchschifft. Die süss duftenden Fliedersträucher, von denen die Villa ihren Namen hatte, blühten allüberall, sie beherrschten den ganzen Garten und bildeten einen dichten Wald, der kaum hier und da durch einen Busch gelber Rosen oder durch eine Gruppe von Schwertlilien unterbrochen wurde. Hin und wieder rankten sich die Rosen an Stämmen empor, durchdrangen die Aeste und fielen vermischt in Ketten und Kränzen, in Gehängen und Dolden, wieder herunter. Zu Füssen der Stämme erhoben zwischen den Blättern Schwertlilien die edlen und hochstrebenden Formen ihrer Blüten, gleich himmelblauen Schwertern. Die drei Gerüche vermischten sich zu einem einzigen Akkord, den ich wieder erkannte, denn von jener fernen Zeit war er mir im Gedächtnis geblieben, deutlich, wie ein musikalischer Zusammenklang von drei Noten. In dem tiefen Schweigen hörte man nichts, als das Gezwitscher der Schwalben. Das Haus war zwischen den Cypressen kaum zu sehen, und unzählige Schwalben umschwärmten es, wie Bienen ihren Bienenkorb.

Nach und nach verlangsamte Juliane ihren Schritt. Ich ging an ihrer Seite, so nahe, dass von Zeit zu Zeit unsre Ellbogen sich berührten. Sie sah mit lebhaften, aufmerksamen Blicken um sich, als fürchtete sie, es könne ihr etwas entgehen. Zwei oder drei Mal überraschte ich auf ihren Lippen die Bewegung des Sprechens. Der Anfang eines Wortes zeichnete sich, aber lautlos. Ich fragte sie, schüchtern, mit leiser Stimme wie ein Liebhaber:

— Was denkst Du?

— Ich denke, dass wir niemals von hier hätten fortgehen sollen . . . .

— Das ist wahr, Juliane.

Zuweilen schossen die Schwalben ganz nahe bei uns vorbei, mit einem Schrei, schnell und glänzend, wie gefiederte Pfeile.

— Wie habe ich diesen Tag herbeigesehnt, Juliane! Du wirst niemals erfahren, wie ich ihn herbeigesehnt habe! — brach ich jetzt heraus, in einer so starken Erregung, dass meine Stimme ganz unkenntlich sein musste. — Nie in meinem Leben habe ich ein solches Bangen, siehst Du, ein solches



Digitized by Google

Bangen empfunden, wie das, was mich seit vorgestern verzehrt, von dem Momente an, als Du einwilligtest, zu kommen. Erinnerst Du Dich an das erste Mal, als wir uns im geheimen sahen, auf der Terrasse der Villa Oggeri, und als wir uns küssten? Ich war verrückt nach Dir: Du erinnerst Dich daran. Nun wohl, die Erwartung jener Nacht erscheint mir nichts im Vergleich . . . . Du glaubst mir nicht; Du hast Recht mir nicht zu glauben, zu misstrauen; aber ich will Dir alles sagen, ich will Dir erzählen, was ich gelitten habe, was ich gefürchtet habe, was ich gehofft habe. O ich weiss: das, was ich gelitten habe, ist vielleicht gering, verglichen mit dem, was ich Dich leiden machte. Ich weiss es, ich weiss es: alle meine Schmerzen wiegen wohl Deinen Schmerz nicht auf, wiegen Deine Träume nicht auf. Ich habe meinen Fehltritt nicht gesühnt, ich bin Deiner Verzeihung nicht würdig. Aber sage mir Du, sage mir, was ich thun muss, damit Du mir verzeihst. Du glaubst mir nicht, aber ich will Dir alles sagen. Dich allein habe ich wirklich in meinem Leben geliebt; Dich allein liebe ich. Ich weiss, ich weiss: diese Dinge sagen alle Männer, wenn sie um Verzeihung bitten; und Du bist im Recht, wenn Du mir nicht glaubst. Und dennoch siehst Du, wenn Du an unsre frühere Liebe denkst, wenn Du an jene ersten drei Jahre ununterbrochener Zärtlichkeit denkst, wenn Du Dich erinnerst, siehst Du, wenn Du Dich daran erinnerst, dann ist es ja unmöglich, dass Du mir nicht glaubst. Auch in meinen schlimmsten Verirrungen musstest Du mir immer unvergesslich bleiben; und meine Seele musste sich zu Dir wenden und musste Dich suchen und musste um Dich weinen, immer, verstehst Du? immer. Hast Du selbst es denn nicht bemerkt? Während Du für mich eine Schwester warst, hast Du es nicht zuweilen bemerkt, dass ich vor Traurigkeit verging? Ich schwöre es Dir: fern von Dir habe ich niemals eine wahre Freude genossen, habe ich niemals eine Stunde vollen Vergessens gehabt; niemals, niemals: ich schwöre es Dir. Du warst meine beständige, meine tiefe, meine heimliche Anbetung. Mein besseres Teil hat immer Dir angehört; und eine Hoffnung hat immer in mir gebrannt: die Hoffnung, mich von meinen Fehlern zu befreien, und meine erste, meine einzige Liebe unversehrt wieder zu finden . . O sage mir, Juliane, dass ich nicht vergebens gehofft habe!

Sie ging jetzt ganz langsam, ohne um sich zu sehen, mit geneigtem Kopf, zu bleich. Ein kleines, schmerzliches Zucken erschien von Zeit zu Zeit um ihre Mundwinkel. Und da sie schwieg, fing in meinem Innern eine ungewisse Unruhe an, sich zu rühren. Ein unbestimmtes Gefühl von Beklemmung begann mir aus dieser Sonne, aus diesen Blumen, aus dem Geschrei dieser Schwalben, aus dem ganzen nur zu offnen Lachen dieses triumphirenden Frühlings entgegen zu kommen.

– Du antwortest mir nicht? — fuhr ich fort und nahm ihre Hand, die sie an ihrer Seite nieder hängen liess. Du glaubst mir nicht, Du hast jedes Vertrauen in mich verloren; Du fürchtest, dass ich Dich wieder täusche, Du wagst es nicht, Dich mir wieder zu schenken, weil Du immer an jenes eine Mal denkst . . . Ja, es ist wahr: das war die brutalste meiner Schandthaten. Ich bereue sie, wie ein Verbrechen; und selbst, wenn Du mir verzeihen solltest — ich könnte mir nie verzeihen. Aber hast Du es denn nicht bemerkt, dass ich krank war, dass ich wahnsinnig war? Ein Fluch verfolgte mich. Und seit jenem Tage hatte ich keine ruhige Minute, keinen lichten Augenblick mehr. Erinnerst Du Dich denn nicht? Erinnerst Du Dich denn nicht? Du musst es sicher gewusst haben, dass ich ausser mir, in einem Zustand von Wahnsinn war; denn Du hast mich angesehen, wie man einen Verrückten ansieht. Mehr als einmal überraschte ich in Deinem Blick schmerzliches Mitleiden, Neugierde und Furcht. Erinnerst Du Dich nicht, wie heruntergekommen ich war? Unkenntlich . . . Nun wohl, ich bin geheilt, ich bin gerettet, für Dich. Ich habe die Augen öffnen, ich habe das Licht sehen können. Endlich ist es Licht geworden. Dich allein habe ich in meinem Leben geliebt; ich liebe Dich allein, versteht Du?

Ich sprach die letzten Worte mit langsamerer, festerer Stimme, wie um

Digitized by Google

sie der Frau Wort für Wort in die Seele zu prägen; und ich drückte fest die Hand, die ich schon in der meinigen hielt. Sie blieb stehen, keuchend, in der Haltung jemandes, der niederstürzen will. Später, erst später, in den folgenden Stunden, verstand ich die ganze tödtliche Angst, die in diesem Keuchen zum Ausdruck kam. Jetzt aber verstand ich nichts anderes als dieses: die Erinnerung an den schrecklichen Verrat, die ich heraufbeschworen, erneut ihr Leiden. Ich habe Wunden berührt, die noch offen sind. Wenn ich sie doch überreden könnte, mir zu glauben! Wenn ich das Misstrauen, dass sie beherrscht, überwinden könnte! Fühlt sie denn nicht die Wahrheit in meiner Stimme?

Wir waren an einem Seitenwege, dort stand eine Bank. Sie murmelte:

— Setzen wir uns ein wenig.

Wir setzten uns. Ich weiss nicht, ob sie sofort den Platz erkannte. Ich erkannte ihn nicht sofort, ich war verwirrt, wie einer, der einige Zeit eine Binde um die Augen getragen hat. Wir sahen uns beide um; dann sahen wir uns an und hatten in den Augen denselben Gedanken. Viele zärtliche Erinnerungen waren mit dieser alten Steinbank verknüpft. Mir schwoll das Herz, nicht vor Weh, sondern vor einer ängstlichen Begierde, gleichsam einer Wut, zu leben, die mir wie in einem Blitz eine phantastische und verführerische Vision der Zukunft zeigte. — Sie weiss nicht, welcher neuen Zärtlichkeiten ich fähig bin, ich habe in meinem Herzen ein Paradies für sie! — Und die Glut der Liebe flammte so stark in mir, dass ich in Verzückung geriet.

— Du leidest. Aber welches Geschöpf auf Erden ist so geliebt worden, wie Du geliebt wirst? Welches Weib konnte je einen Beweis von Liebe haben, der den aufwiegt, den ich Dir gebe? Wir hätten niemals von hier fortgehen sollen, hast Du vorher gesagt. — Und vielleicht würden wir glücklich gewesen sein. Du hättest nicht dies Martyrium erlitten, hättest nicht so viel Thränen vergossen, hättest nicht so viel von Deinem Leben verloren; aber Du hättest auch meine Liebe nicht kennen gelernt, meine ganze Liebe. . .

(Fortsetzung folgt.)

# VERBRECHERSTUDIEN.

VON

RUDOLF ECKERT (Hamburg).

Wenn heute irgend wo in der Welt ein Aufsehen erregendes Verbrechen, ein politisches Attentat, ein gemeiner Mord, oder eine sinnlose Abschlachtung unschuldiger Menschen durch moderne Mordwerkzeuge, Dynamit- oder Pikrin-Bomben, verübt wird, dann kann man gewiss sein, auch bald nachher einer Studie des Professors Lombroso über diesen Casus zu begegnen. Mit dem Fleisse und dem Eifer eines auf eine bestimmte Idee kaprizirten Forschers untersucht er seine „Objekte“ und fast immer kommt er zu dem Ergebniss, dass seine Theorie die richtige ist und dass das von ihm aufgestellte Rechenexempel Null für Null aufgeht. Deshalb erregt auch jedes seiner neuen Werke



Digitized by Google

weit über die Grenzen Italiens hinaus Aufsehen, und es lohnt sich wohl der Mühe, sich auch mit seiner neusten Arbeit*) eingehender zu beschäftigen. Wenn man auch nicht auf die „Worte des Meisters“ schwört, so kann man doch sicher sein, mancherlei Neuem, Paradoxem und Interessantem zu begegnen.

Es ist nicht leicht, sich durch das Buch des Turiner Professors hindurch zu winden. Die Form, in der er wissenschaftliche Dinge behandelt, ist wenig befriedigend. Wirr und kraus durcheinander bietet er uns ein Simmelsammelsurium von Einzelheiten, einen Wust von unvollständigen Statistiken, Einzelfällen, Krankengeschichten, Auszügen aus Werken Anderer; zuletzt müssen wir noch einen grossen Nachtrag überstehen. Aber nirgends findet sich ein Zusammenfassen, nirgends eine einheitliche Darstellung seiner Theorien! Die Schlüsse zu ziehen, und sich den Kern herauszuschälen, überlässt er seinen Lesern; dazu hat der vielschreibende Mann, wenigstens in seinem neuesten Werk, keine Zeit.

Im Grunde genommen, hat er das freilich auch nicht mehr nöthig. Die Dogmen der anthropologisch-kriminalistischen Schule, deren Hauptvertreter er ist, kennt heute die gesammte gebildete Welt. Die an Halsstarrigkeit grenzende Consequenz, mit der er und seine Schüler bei jedem einzelnen Falle darauf hinweisen, dass Genie wie Verbrechen auf Naturanlage, erbliche Belastung, Erziehung und sonstige psychologische und naturelle Motive zurückzuführen sind, hat schliesslich Eindruck gemacht, obwohl die Theorie nicht einmal neu ist.

Und doch ist die Theorie Lombrosos verkehrt, weil sie einseitig ist! Lombroso betrachtet das Verbrecherthum nur vom medizinischen, nebenbei vielleicht auch vom juristischen Standpunkt, um die volkswirthschaftlichen und sozialen Einwirkungen auf die Entstehung der Verbrechen kümmert er sich fast gar nicht. Wie ein echter, moderner Mediziner geht er nur auf die Bazillenjagd und treibt nebenbei noch anatomische Studien. Dass die Verbrechensbazillen und die anatomischen Anlagen sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben, das weist er uns haarklein nach, aber um die fluktuirenden Verhältnisse des Wirthschafts- und Gesellschaftslebens, welche den Hauptnährboden dieser Bazillen bilden, kümmert er sich ebenso wenig wie um die Möglichkeit, der verheerenden Thätigkeit der Bazillen Einhalt zu thun, ohne den Gesammtorganismus zu zerstören.

Bis auf die Affen, unsere „Urahnen“, geht Lombroso mit seinen Forschungen zurück. Aus anatomischen Anomalien der Schädel-, Hände- und Fussbildung, welche die Verbrecher mit ihren atavistischen Vorfahren gemein haben, zieht er den Schluss, dass Erstere körperlich und geistig zurückgeblieben, dass sie sich noch „im Jugendzustand embryonaler Entwicklung“ befinden. Deshalb können die Verbrecher gleich den Affen auch nicht zwischen Gut und Böse, Mein und Dein unterscheiden, sie gehorchen ihren angeerbten Naturtrieben. Als Hauptmerkmale des „geborenen“ Verbrecherthums gelten nach Lombroso folgende: überzählige Wirbel und Knochen, überzählige Nasenbeine, das Fehlen einer Rippe, übergrosses Herz, Anomalien in der Gehirnsubstanz, unregelmässige Leber, Nieren, Eingeweide, vorspringender Unterkiefer, starke Backenknochen, zurückfliegende, schmale, niedrige Stirn, kleine, zusammengekniffene, unstäte Augen, schielender Blick, beschränktes Gesichtsfeld, vorspringende starke Augenbrauen, verbogene oder stumpfe Nase, dicke wulstige oder sehr dünne Lippen, breiter oder schiefer Mund, affenähnliche, Spitz- oder Henkelohren, breite Zähne, Hypertrophie oder Atrophie der Genitalien, weibischer Gesichtsausdruck bei Männern und männliche Züge bei Frauen, anatomische Linksseitigkeit, abstehende grosse Zehe, Plattfuss, Missbildungen an den Fingern, abnorme frühzeitige Runzeln u. s. w. Die Unsymmetrie des Körpers soll mit der des Geistes in Wechselwirkung stehen, in verkrüppelten Körpern ein verkrüppelter Geist stecken, die falsche körperliche Klaviatur soll auch falsche Töne in die seelische Harmonie bringen.

*) „Neue Fortschritte in den Verbrecherstudien.“

Digitized by Google

Alles Anormale ist nach Lombroso ein charakteristisches Zeichen verbrecherischer Anlage. Deshalb sind auch Leute, die sich tätowiren, nach seiner Meinung Kandidaten des Verbrecherthums. Lombroso beschreibt uns eine ganze Reihe tätowirter Verbrecher, von denen viele mit unzüchtigen Zeichnungen, sehr viele aber auch mit harmlosen Dingen, wie Namen, Inschriften, Kreuzen, durchbohrten Herzen, Ankern, gekreuzten Schwertern oder Beilen tätowirt waren. Dass das Tätowiren unter den Seeleuten und Fleischern gang und gäbe ist, stört ihn nicht im Mindesten in der Aufbauung seines Systems, ebenso wenig die von ihm selbst mitgetheilte Thatsache, dass in Kopenhagen ein Matrose zahlreiche Prostituirte mit Tätowirungen versehen. Würde sich der gute Professor einmal in unseren Küstenstädten wie Hamburg, Stettin, Danzig oder Kopenhagen unter den Seeleuten nach Tätowirungen umsehen, dann würde er zu seinem Schrecken gewahr werden, dass fast Jeder irgend eine Tätowirung trägt. Und wollte er gar diese durchweg für ehrlich gehaltenen Kernnaturen als „geborne Verbrecher" anreden, dann würde ihm die schwielige Faust dieser braven Seebären eine gebührende Antwort „aufs Fell" geben. Er kann daher froh sein, dass er in Turin weitab vom Schuss sitzt. Auch der Prinz von Wales, der sich mit seiner ganzen Familie hat tätowiren lassen, wird sich für die Ehre bedanken, als erblich belasteter Verbrecher zu gelten.

Mit den Behauptungen, dass die Frau für das Verbrecherthum ein geringeres Kontingent stellt, als der Mann, dass die weiblichen Verbrecher meist jung oder steinalt sind, und dass Fruchtabtreibungen, Engelmacherei, Prostitution und Kindesmord in kultivirten Ländern häufiger sind, — damit stösst Professor Lombroso nur offene Thüren ein. Die eigentliche Ursache der Verbrechen der Frauen wie überhaupt aller Verbrechen streift er wohl flüchtig mit dem Satze: „Je mehr die Frau gezwungen wird, am Kampfe um den Lebensunterhalt theilzunehmen, um so leichter wird sie zur Verbrecherin", allein er, der Mediziner, weiss aus dieser Behauptung des Volkswirthes keine weiteren Schlüsse zu ziehen.

Das instinktive Verbrechen, die verbrecherische Belastung durch Erblichkeit und Naturanlage, das ist der eine Punkt, auf den er sein ganzes Denken konzentrirt und für den er seine ganze Beweiskraft aufbietet. Uneheliche Erzeugung, Charakterschwäche, Nervosität, Epilepsie, Lasterhaftigkeit, Verlogenheit, Sinnlichkeit, Alkoholismus, Wahnsinn und Selbstmord der Eltern, das Alles soll von besonderem Einfluss auf die Verbrecherlaufbahn der Kinder sein. Bis ins dritte und vierte Geschlecht wird an Beispielen einzelner Familien nachgewiesen, dass der Keim des Lasters im Blute steckt.

Ebenso anormal, wie der gewöhnliche Verbrecher ist nach Lombroso auch der politische. Dass die Revolution eine nothwendige Entwicklungsphase politischer, sozialer und wirthschaftlicher Verhältnisse sein kann, vermag auch Lombroso nicht zu bestreiten. Mit Recht macht er auch keinen Unterschied zwischen einem erfolgreichen Aufstand, der Revolution und der niedergeschlagenen Volkserhebung, der Rebellion; denn das ist Auffassungssache der Gesellschaft. Die Führer aber dieser Volksaufstände, die vor Jahrhunderten als „Heilige" und jetzt als geniale Menschen sich an die Spitze stellten, und einen zauberartigen suggestiven Einfluss auf ihre Mitmenschen ausüben, rechnet Lombroso auch zu den Kranken. Sie bilden ebenso wie der Verbrecher „ein Studienobjekt des Irrenarztes"; „auch das Genie ist eine Degenerationserscheinung, ähnlich dem Idiotismus."

Da haben wir also in wenigen, knappen Zügen die Quintessenz der Lombrososchen Lehre. Für ihn ist nur der Durchschnittsmensch gesund, jeder nach oben oder unten durch Körper und Geistesbildung von der normalen Linie abweichende Mensch ist krankhaft belastet und wird schliesslich auf abschüssige Bahnen gerathen, ihm ist auch auf keine Weise zu helfen. Das Einfachste ist, man sperrt ihn zeitlebens ein, oder schlägt ihn todt und macht ihn so für die menschliche Gesellschaft unschädlich. Man muss zugeben, es liegt System in dieser Theorie, und doch ist sie verkehrt!

Digitized by Google

Zunächst ist uns Lombroso den Beweis schuldig geblieben, dass die Durchschnittsmenschen, die „ehrlichen“ Leute, keine körperlichen und geistigen Unregelmässigkeiten aufweisen, ja dass überhaupt auch nur zwei Menschen im ganzen Erdenrund sich vollständig gleichen. Er lässt grosse Statistiken aufmarschiren über vorkommende Henkelohren, thierische Gesichtsbildung, missgestaltete Zehen, Hände und Körpertheile bei Verbrechern. Einmal ist ihm sogar das böse Versehen untergelaufen, dass er, um zu beweisen, dass das Dorf Artena in der Provinz Rom ein Verbrechernest ist, die Verbrechen-Durchschnittsziffern von 12 Jahren für ganz Italien und von 36 Jahren für Artena schlankweg nebeneinanderstellt und daraus allerlei falsche Schlüsse zieht. Aber alle diese Statistiken sind so lange werthlos, als uns Lombroso nicht den Beweis erbringt, dass nicht bestrafte Durchschnittsmenschen keinerlei Unregelmässigkeiten des Körpers und des Geistes aufweisen. Die Untersuchungen, die Lombroso und seine Schüler an Tausenden von Verbrechern vorgenommen haben, hätten sich auch auf ebenso viele Tausende von „ehrlichen“ Leuten aus allen Ständen erstrecken müssen, ganz besonders aber auf diejenigen Kreise, aus denen erfahrungsmässig die Mehrzahl der Verbrecher hervorgeht. Dann hätte sich vielleicht das Lombroso'sche System als begründet, wahrscheinlich aber als verfehlt herausgestellt! Unsere Leser können aber die Untersuchungen, die Lombroso lediglich an Verbrechern in Gefängnissen vorgenommen hat, selbst einmal an ihren Mitmenschen anstellen. Sie brauchen nur alle die Leute, die ihnen an einem Tage auf der Strasse begegnen und die doch keine Verbrecher sind, da sie noch frei herumlaufen, sich einmal auf die von uns mitgetheilten charakteristischen, Lombroso'schen Merkmale der Verbrecher hin anzusehen. Wer hat da nicht eine schiefe, oder Stumpfnase, wer nicht einen breiten Mund, kleine Augen, eine niedrige, zurückfliegende Stirn, abstehende Henkelohren, vorspringende Augenbrauen, dicke oder dünne Lippen, welcher von unseren jungen oder alten Lebemännern hätte nicht ein „übergrosses“ Herz? Ja, sind denn diese Tausende und Abertausende von unnormalen Menschen alle Verbrecher? Kommt nicht vom Normalen abweichende Körper- und Geistesbildung bei Allen vor?

Gewiss haben einzelne Verbrecher einen bestialischen Gesichtsausdruck, aber den haben Andere auch und sind keine Verbrecher! Gewiss sind gewisse Naturanlagen, Dummheit, Verschlagenheit, List etc. erblich. Allerdings werden Nervenkrankheiten, Hysterie, Epilepsie, Migräne, Blödsinn, Steifheit der Muskeln, Krebs, Schwindsucht, Syphilis, Skrophulose und andere Krankheiten von Generation zu Generation fortgepflanzt. Aber lediglich auf die Anschauungen des Arztes lässt sich doch kein philosophisches wissenschaftlich begründetes System basiren.

Was Lombroso fast ganz übersieht, das sind die Einwirkungen der wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse und ganz besonders der unserer Rechtspflege auf die menschlichen Schicksale. Falsche und unvollkommene Ernährung im Säuglingsalter, hervorgerufen durch die mangelhaften Erwerbsverhältnisse der Eltern, lenken die normale Entwicklung des Kindes von vorn herein in krankhafte Bahnen; Armuth und Unwissenheit, mangelnde Erziehung und Pflege, gesundheitsschädliche Berufsarbeit, elende Wohnungsverhältnisse und nicht zum Wenigsten Trunksucht, das sind die Elemente, die das Mark des Volkes auszehren und seine Kinder schliesslich dem Verbrechen zutreiben! Von 600 Kindern, welche in ein New-Yorker Hospital im Jahre 1893 eingeliefert wurden, waren 568 bei der Geburt gesund, 12 erträglich gesund und nur 20 ungesund. Das spricht doch gar sehr gegen Lombrosos Theorie der Vererbung!

So lange es Leute giebt, die arbeiten wollen, aber keine Arbeit finden, bleibt eine der wichtigsten Ursachen der Verarmung und des Verbrechens bestehen. Ob erbliche Belastung, oder nicht, — wer Hunger hat, der wird sich Brot zu verschaffen suchen. Ist er erst ein- oder zweimal beim Betteln abgefasst, dann ist es auch um seine „ehrliche“ Existenz geschehen, mag er eine schiefe, oder gerade Nase, hohe oder niedrige Stirn

Digitized by Google

haben! Das Verbrechen ist eine Krankheit der Gesellschaft, nicht des Verbrechers!

Nicht der Schuldige verdient unser Studium, sondern die Zustände, die ihn zu dem gemacht haben, was er ist. Kommt dann noch hierzu eine veraltete und verkehrte Gesetzgebung, die statt zu erziehen und zu bessern, nur immer straft und richtet, dann kann man es wohl begreifen, wenn unsere Moralisten über die Zunahme der Verbrecher Zeter rufen, aber diese Zunahme nicht entschuldigen.

Unsere Gesellschaft aber geht an den sozialen Missständen gefühl- und herzlos vorüber! Unsere Justizpflege aber ist seit dem Mittelalter dieselben Bahnen gewandelt. Die Hygiene, die Verhütung der Krankheiten der Zeit ist ihr gleichgültig. Sie starrt grade wie Prof. Lombroso nur immer in dasselbe Loch. Lombroso hat sich in die Idee der erblichen Belastung verrannt und damit immerhin noch ein Körnchen Wahrheit gefunden, unsere Justizpflege aber will alle Leiden der Zeit nur aus dem Gesichtspunkte des Strafgesetzbuches kuriren und ist damit an dem todten Punkt angelangt.

Wer ist ein Verbrecher? Jeder, der sich gegen die von der Gesellschaft normirten Strafbestimmungen vergeht. Diese Antwort ist leicht gegeben, und doch ist sie objektiv falsch. Denn nicht das Vergehen an sich macht bei uns einen Menschen zum Verbrecher, sondern es muss auch noch das Erwischtwerden hinzukommen. Die Strafthat muss zur Kenntniss der berufenen Richter kommen, und dieser muss auch die Neigung haben, einzuschreiten. Das geschieht aber nicht immer, und auch selbst bei Erhebung der Klage sprechen Utilitätsrücksichten, das Staatswohl und ähnliche Imponderabilien entscheidend mit. Der „Kladderadatsch" hat thatsächlich seiner Zeit die Freunde des deutschen Kaisers, den Dichter und Botschafter Grafen Philipp Eulenburg und den Meister im Skatspiel, den preussischen Gesandten in den Hansastädten Graf Kiderlen-Wächter beleidigt, und doch ist die Staatsanwaltschaft gegen die Redakteure des Witzblattes nicht eingeschritten.

Und wie sehr hat erst die Gesellschaft im Laufe der Jahrhunderte ihre Anschauungen über strafwürdige Verbrechen gewechselt, wie grundverschieden beantworten die Rechts- und Sittlichkeitsanschauungen der Völker die Frage, wer ist ein Verbrecher? Was dem Kanzler Leist von der gesammten zivilisirten Welt zum Vorwurf gemacht worden ist, danach würde kein Hahn krähen, wenn er selber ein Kameruner wäre. Und passirt nicht bei uns „besseren Menschen" dasselbe alle Tage! Die armen „Dirnen", die Gewinnsucht, Eitelkeit, Leichtsinn und verkehrte Erziehung zu Priesterinnen der venus vulgivaga gemacht hat, werden durch Polizei- und Strafgesetze den „Verbrechern" gleichgestellt, während die eigentlichen Verbrecher straffrei ausgehen. Auch der Geist der Gesetze, die Anschauungen über Gut und Böse sind eben Kinder ihrer Zeit, und erst die Gesellschaft verleiht ihnen Gestalt und Form. Vor der französischen Revolution sperrte man jeden Königsfeind ein, nach der Revolution riskirte jeder seinen Kopf, der nur eines königstreuen Gedankens fähig war. Vor vier Jahren noch galt in Deutschland die Sozialdemokratie für eine harmlose, gleichberechtigte politische Partei, mit der der Kaiser nach seinen eigenen Worten „allein fertig werden wollte", heute ist sie die Partei des Umsturzes, die Religion und Sitte gefährdet, und gegen die alle Machtmittel des Staates aufgeboten werden sollten. Wie im „finsteren" Mittelalter Tausende von Hexen und Ketzern „zur Ehre Gottes" durch Feuer und Schwert dem Tode überliefert wurden, die unsere heutige „aufgeklärte" Gesellschaftsanschauung für unschuldige Opfer hält, so wollte man jetzt wieder Ideen durch Polizei und Staatsanwalt austreiben. Wer ist da der Verbrecher? In England kann heute noch Jeder über die Königin sprechen und schreiben, was er will, dort hält man die Stellung der Monarchie für so erhaben über das politische Tagesgezänk, dass keine Beleidigung an sie heranreicht. In Deutschland steht der Majestätsbeleidigungsparagraph sogar einer Kritik von Kunstleistungen und Kunstanschauungen des Herrschers im Wege. Bei uns gilt die Vielweiberei als ein strafwürdiges Verbrechen, im Orient ver-

Digitized by Google

leiht sie Ansehen. Die Gesellschaft urtheilt bei uns über Ehebruch noch milder als das Strafgesetz, in anderen Ländern gilt die Zurückweisung der dem Gaste angetragenen Ehefrau als eine nur mit Blut zu tilgende Beleidigung. So wechselt mit den Ansichten der Gesellschaft auch die strafrechtliche Form. Die Frage: wer ist ein Verbrecher? lässt sich also nur relativ beantworten. Prof. Lombrosos Charakteristik der Verbrechertypen passt demgemäss auch nur für die abendländische, zivilisirte, europäische Welt, für andere Nationen müsste er ganz andere Charakteristiken des Verbrecherthums aufstellen. Unserer Ansicht nach laborirt freilich seine Theorie an dem einen prinzipiellen Grundfehler, dass er Ursache und Wirkung verwechselt. Alle die von ihm photographirten und beschriebenen Verbrechertypen sind nicht Verbrecher geworden, weil sie Gaunerphysiognomien haben, sondern sie haben Gaunerphysiognomien, weil sie Verbrecher geworden sind. Das Gefängnissleben mit seiner schlechten Luft, mangelnden Beschäftigung und ungenügenden Nahrung und die sozialen Verhältnisse haben ihnen das Kainszeichen des Verbrecherthums auf's Antlitz gedrückt. Ebenso wie die Gesetze sind auch körperliche und geistige Bildungen durch die Verhältnisse und die Anschauungen der Gesellschaft bedingt.

So kommen wir denn ganz von selbst dazu, bei unseren „Verbrecherstudien" zu unterscheiden zwischen den erstmaligen, zufälligen und Gelegenheitsverbrechern und den gewohnheitsmässigen Rückfälligen. An den ersteren begeht unsere so bitterstrenge und doch selbst nicht fehlerfreie Gesellschaft so manchen argen Missgriff, sie kennt nur das Gebot der Selbstvertheidigung und schlägt erbarmungslos Jeden nieder, der das Leben, die Ehre, die Sittlichkeit und das Eigenthum angreift, das sie schützen will. Frau Themis ist blind, und blind schlägt sie darauf los. Sie kennt nur die Schablone der fixirten Gesetzesparagraphen, trifft sie doch nur sehr selten einen aus den Kreisen derer, die die Gesetze geschaffen. Sie zuckt mit keiner Wimper, wenn der Spruch fällt. Dem Rechte ist Genüge geschehen, damit basta! Was aus dem Menschen wird, der einmal im Leben einen Fehltritt begangen hat und nun ausgestossen wird aus der menschlichen Gesellschaft, dem als einzige Zuflucht die Landstrasse, die Verbrecherkneipe, der Sarg oder wieder das Gefängniss bleibt, ob dieser Unglückliche nicht noch für die Gesellschaft zu retten gewesen wäre, wenn Frau Themis nicht gar so verknöchert, alt und zu bequem, zu denken gewesen wäre, wer fragt danach? Höchstens so ein sozialpolitisch denkender Federfuchser wie Unsereiner, und über die Einwürfe solcher Leute ist Frau Justitia erhaben. Freilich hat sich auch hier und da schon mancher ihrer eigenen Jünger gedacht, dass Frau Gerechtigkeit mit ihrem blinden Wüthen unrecht thut, dass sie nicht bloss richten und rächen soll, sondern dass sie als Weib die Aufgabe habe zu erziehen, dass sie Liebe säen müsse, um Liebe zu ernten, dass es nicht gut sei, den Bruder, der strauchelt und fällt, einfach niederzuschlagen und in den Sammelhöhlen des Schreckens und der Lasterhaftigkeit hinter eisernen Gittern unschädlich zu machen, sondern dass man ihn stützen und ihm wieder aufhelfen müsse. In Kongressen und Büchern ist manches schöne Wort darüber gesprochen und geschrieben worden, dass man den zum ersten Mal Bestraften nicht gleich einsperren müsse, dass man ihm ganz gut etliche Jahre Zeit lassen könnte, sich zu bessern, und dass man ihm schliesslich sogar die Strafe schenken könnte, wenn er sich brav hält. Allein wenn man Frau Justitia mit so modernem Kram wie mit der bedingten Verurtheilung kommt, dann wird die alte Dame unwirsch, fährt gewaltig auf, nennt jeden Wunsch nach Aenderung staatsgefährlichen Umsturz und klopft mit ihren knöchernen Fingern auf ihr Strafgesetzbuch: „Wozu haben wir denn die schönen Paragraphen, wenn wir sie nicht anwenden dürfen! Es ist solange gegangen und von Euch naseweisen Buben, Euch „Revolutionären" lasse ich mir in meine Rechtsprechung nicht hineinreden!"

Freilich ist es so lange gegangen. Verlorene Jugend und Elend waren der Urgrund, auf dem das Verbrecherthum üppig emporwucherte, und die Gefängnisse waren seine Treibhäuser und Zuchtanstalten. Alle unsere Hand-

Digitized by Google

lungen, ob gut, ob böse, sind die Folgen äusserer Einwirkungen. Die Gelegenheit macht nicht blos Diebe, sondern ebenso auch Verbrecher und Sünder. Ist es etwa ein Zufall, dass 92 bis 96 Prozent aller Verbrecher sich aus den niederen Klassen rekrutiren? Je mehr eben die schlimmen Neigungen, die krankhaften Anlagen durch die Erziehung und die menschliche Gesellschaft gefördert werden, desto mehr erliegt das Einzelwesen und ein ganzer Stand der Versuchung. Ueberall haben wir Thierschutzvereine, aber wo bleiben die Kinderschutzvereine? Wer kümmert sich um die körperliche und geistige Entwicklung jener unschuldigen Geschöpfe, die, obgleich gesund geboren, unter mörderischen und vernichtenden ungünstigen Verhältnissen entweder frühzeitig sterben, oder auf der finsteren Strasse und in den schmutzigen Hinterhöfen die ersten Eindrücke ihrer Jugend empfangen? Frau Themis sollte nur einmal hinuntersteigen in die elenden Kellerwohnungen mit ihrem Schlafburschenwesen und hineinschauen in das Familienleben und die elenden Lebens- und Wirthschaftsverhältnisse der Kreise, die ihr das „Material" für ihre Rechtsprechungen liefern; die menschliche Gesellschaft sollte sich nur einmal eingehender beschäftigen mit der sozialen „Noth des vierten Standes,"*) dann würden beiden wohl die blinden Augen aufgehen, dann würden sie erschreckend gewahr werden, dass mit dem Richten und Rächen die Sache nicht abgethan ist, sondern dass ein wirksamer Selbstschutz erst dann zu erreichen ist, wenn man die Gründe beseitigt, aus denen in jenen Kreisen die Angriffe gegen die Rechtsnormen erfolgen! Aber Frau Gerechtigkeit und Frau Gesellschaft sind viel zu vornehm, um sich mit solchen „ekelhaften" Dingen abzugeben, man sperrt die „Schuldigen" ein wie bisher und fragt wenig danach, warum sie schuldig geworden sind! Wenn man allen diesen Millionen regelmässige Arbeit, ein menschenwürdiges Dasein und gesunde Wohnungen verschaffen wollte, hätte man viel zu thun! Wenn sie aber hungrig sind und betteln gehen, oder ihren Leib für ein Sündengeld einem Wollüstling preisgeben, dann rümpft man die Nase über die Bettelei und die Prostitution und weiss nur ein Heilmittel: das Gefängniss. So wird durch die „moderne" Justizpflege und die Gesellschaft das Verbrecherthum gezüchtet!

Und wie geht es denn nun eigentlich in den Strafanstalten zu? Ein französischer Deputirter**) hat über die „Welt der Gefängnisse" ganz interessante Studien gemacht. Er kommt dabei zu dem Ergebniss, dass durch das Leben in dem engherzigen Formalismus der Strafanstalten jede Individualität vernichtet und die Willenskraft verflacht wird. Jeder Halt, jedes Ehrgefühl geht verloren. Der Mensch wird lediglich seinen eigenen nichtigen, inhaltlosen Gedanken, seinen niedrigen Instinkten überantwortet. Jede körperliche und geistige Spannkraft schwindet. Und wenn sich dem armen Verurtheilten die Gefängnisspforten schliesslich öffnen, dann stösst man ihn schwach und waffenlos in den schweren Daseinskampf hinaus. Ist es da ein Wunder, wenn der einmal Bestrafte nachher nicht mehr im Stande ist, sein in die Brüche gegangenes Dasein wieder zusammen zu flicken? Ist es ein Wunder, wenn er sich wieder nach der „klösterlichen" strengen Einsamkeit des Zuchthauses sehnt? Dort führt er ein ruhiges, friedliches und stilles Dasein. „Sein sicheres Brot haben", so schreibt Gauthier mit Recht, „sich weder um Obdach, noch Nahrung, noch um den nächsten Tag zu sorgen, überhaupt nichts zu thun zu haben, als sich willig den anbefohlenen Verhaltungsmassregeln zu fügen, schliesslich nichts Anderes mehr zu sein, als der gelehrige Pudel, der nur die Pfoten zu rühren braucht, um den Bratspiess zu drehen, nichts zu sein, als ein kleines Rädchen in einem grossem Mechanismus, ist das nicht das Ideal aller Denkfaulen und Feiglinge? Das Nirvana, das Automatenthum ist ja auch das Paradies des Hindu! Und das Gefängniss ist noch dazu ein Nirvana, wo man gefüttert wird! Allerdings speist man da nicht allzu fein und muss auch ab und zu mal eine Demüthigung, oder etwas rohe Behandlung mit in den

*) Von einem Arzte. Berlin-Grunow 1894.
**) Gauthier. Le monde des prisons. Paris 1888.

Digitized by Google

Kauf nehmen. Wie viel ehrliche Leute aber müssen viel härter um ihr Dasein kämpfen und sind noch lange nicht so sicher geborgen! Sobald die anfängliche erste Abneigung einmal überwunden ist, gelingt es Dem und Jenem (sie bilden wohl die Mehrzahl), im Zuchthaus eine Art Carrière zu machen."

Es sind bittere Worte, aber sie sind leider wahr! Ist erst einmal die Peripherie jenes Höllenkreises überschritten, dann sind die Insassen durch das Gefängniss bis ins innerste Mark hinein verdorben, dann sind sie zu Veteranen, zu unverbesserlichen Rückfälligen geworden. Unheilbar! Dann bilden sie jene Verbrechertypen, an denen Lombroso seine Studien macht, die ein paar Jahre Gefängniss nicht mehr als eine Strafe ansehen, sondern als ein ärgerliches Missgeschick, als eine Geschäftsunannehmlichkeit, die man mit in Kauf nehmen müsse.

Und doch hätte die Gesellschaft gar viele von ihnen vor dieser Laufbahn noch retten und bewahren können! Ist denn wirklich so viel verloren, wenn man diejenigen, welche zum ersten Male dem Strafrichter anheimfallen, noch einmal laufen lässt, wenn man ihnen durch die bedingte Verurtheilung Zeit giebt, in sich zu gehen und sich zu bessern? Wenn man sie vor dem „Gymnasium", wie das Zuchthaus in der Gaunersprache heisst, so lange als möglich behütet?

Was soll aber mit den Veteranen des Zuchthauses, den Rückfälligen, den eigentlichen Ungeheuern geschehen? Lombroso meint einmal, das Einfachste wäre, man sperrte sie zeitlebens ein oder schlüge sie todt. Das ging wohl früher, wo jede Stadt, jeder Adlige eigene Gerichte hatte, und wo man einen Dieb einfach am ersten besten Baum oder am Galgen aufhing. Aber heute haben wir genau kodifizirte Strafgesetze, deren Allheilmittel in Geld- und Gefängniss- oder Zuchthausstrafen besteht. Durch das Gefängniss aber werden die vielleicht noch zu Rettenden verdorben, die unrettbar Verlorenen aber nicht gebessert. Obenein kostet das Einsperren dem Staat viel Geld. So sind denn einzelne reformlustige Köpfe zu dem Aushülfemittel der Deportation gekommen. Lombroso ist freilich kein Freund davon. Er weist an zahlreichen Beispielen nach, dass in den wenigen Strafkolonien, die bestehen, Verbrecher Verbrecher bleiben, dass sie ihre Frauen umbringen, allerlei scheussliche Dinge verüben, dass ehemalige Prostituirte schon wenige Tage nach der Hochzeit ihren Männern untreu werden u. s. w. Einen um so begeisterteren Vertheidiger findet die Deportation in dem Breslauer Universitätsprofessor Felix Bruck.*) Auch dieser juristische Fachmann tritt dafür ein, die Unverbesserlichen unschädlich zu machen. Aber nicht in die Zuchthäuser sollen sie kommen, sondern in die deutschen Kolonien. Dort sollen sie — Greise, Jugendliche und Kranke ausgenommen — mit Waffen und Arbeitsgeräth versehen, ein neues Leben beginnen. Man soll ihnen Arbeitsgelegenheit, Saatgut, Ackerland, eine Hütte verschaffen und sie dann sich selbst überlassen. Vielleicht wird dann noch aus Manchem von ihnen ein vernünftiger Kerl, und gehen auch Viele zu Grunde, so ist es doch gleichgültig für sie, ob sie in den Kolonien oder in den Zuchthäusern verkommen. Vor allen Dingen würde der Staat viel Geld sparen, denn die Kosten der prinzipiell durchgeführten Einzelhaft würden in Deutschland gegen 300 Millionen Mark oder 5—6000 Mark pro Gefangenen betragen, während die Kosten der Deportation sich nach seiner Schätzung nur auf 200—300 Mark stellen würden.

Was die Juristen vorschlagen, bedingte Verurtheilung und Deportation, das sind beachtenswerthe Aushilfemittel, aber die Wurzel des Uebels treffen sie nicht. Wer „Verbrecherstudien" treiben will, kann sich nicht blos mit den Heilmitteln beschäftigen, er muss auch die Ursache der Krankheit zu erforschen suchen. Da wird uns denn der richtige Weg ganz von selbst in die Hütten der Armuth führen. Die Erziehung und Besserung der Lage der heranwach-

*) „Fort mit den Zuchthäusern." Breslau. W. Köbner. 1894.

Digitized by Google

senden Generation und die Beschaffung von Arbeit für die Eltern, das ist der Punkt, bei dem die Gesellschaft einsetzen müsste. Durch die Fabrikarbeit ist der Zusammenhang der Familien längst gelockert, die Erziehung im Hause fehlt, die wenigsten Kinder der Arbeiter machen noch eine Lehrzeit durch, gerade in der entscheidendsten und unheilvollsten Periode ihres Lebens wird für die Söhne unseres Volkes zu wenig gethan. Sich selbst überlassen, gleiten „unsere prächtigen Jungen, mit den ehrlichen, treuen Augen mit dem wackeren Herzen auf der schiefen Ebene hinab, verlottern, verkommen, verbittern, verderben".*) Unzufrieden mit sich und der Welt kennen sie nur den Hass gegen das Bestehende, und früher oder später fallen sie dem Strafrichter anheim. Das Zuchthaus vollendet das, was die menschliche Gesellschaft kalt und gefühllos an ihnen verschuldet hat.

Und seien wir einmal ganz ehrlich! Fast jeder ältere Mensch, der seinen Lebenswandel aufrichtig und genau bis in die frühe Jugend nachprüft und an der Hand der einzelnen Paragraphen des Strafgesetzbuchs durchforscht, findet einige Klippen und versteckte Untiefen, an denen sein Lebensschiff angestossen ist, ohne dass es ein Leck bekommen. Wir sind allzumal Sünder. Nicht jeder wird ertappt, und nicht jeder Ertappte gleich vor den Richter geschleppt. Drum seien wir milde Richter den armen Unglücklichen, die Noth oder Zufall zum ersten Male auf Abwege geführt, drum suche man gerade diese zu stützen und wieder in geordnete Erwerbsverhältnisse zu bringen. Auch damit ist schon Mancherlei gebessert!

# DAS KIND.

## NOVELLE

VON

IGNAZ WEISBERGER.

Eine ganz gewöhnliche Geschichte. Handelt von einem leichtsinnigen Dienstmädchen und ihrem Liebhaber. Das sei gleich zu Anfang bemerkt, damit der, dem solch ein Vorwurf nicht behagt, schon bei den ersten Worten wisse, woran er ist, und sich das Weiterlesen erspare. Alle diejenigen aber, welche noch daran glauben, dass in der Brust eines jeden Menschen, wess Standes er auch sei, ein lebendiger Funke schläft, der nur angefacht zu werden braucht, um alsbald in reiner Flamme empor zu lodern, — alle diese, sage ich, mögen mir getrost zuhören, wenn's gleich nur eine schlichte, ja alltägliche Begebenheit ist, die ich zu erzählen habe.

Also: Sie ist vom Lande, aus einem weltvergessenen Dorfe des Waldviertels nach Wien gekommen, mit einem Bündel in der Hand und einem Dienstbotenbuche, dessen Blätter noch unbeschrieben waren. Dumm, unbe-

*) v. Massow, Reform oder Revolution? Berlin 1894.

Digitized by Google

holfen, unerfahren, und doch mit jener Dosis bäuerischer Schlauheit beschlagen, die ihrem Träger die Zuversicht eingibt, dass er sich auch in fremden Verhältnissen bald zurechtfinden werde, da er ja ganz gut weiss, wie es in der Welt zugeht, und es den Städtern nicht leicht machen wird, ihn übers Ohr zu hauen. Dazu drall, hübsch, im Bewusstsein dieser Eigenschaften und mit dem durstigen Verlangen nach Genuss, nach Verwirklichung alles dessen, was ihr seit jeher vor dem Einschlafen im Kopfe gespuckt hatte, wozu sie aber da draussen bei harter Arbeit, bei dem gänzlichen Mangel an Freiheit und Gelegenheit nie so recht gekommen war . . . . In der Stadt, in der grossen Stadt winkte ihr ein bequemeres und lustigeres Leben. Dort gab es Mannsleute die schwere Menge, dort — kaum hatte sie es glauben können, als sie es zum erstenmale vernahm — wurde das ganze Jahr hindurch getanzt, bald da, bald dort, sozusagen jede geschlagene Stunde, die Gott gab. Und die Arbeit? Nicht der Rede wert; gar kein Vergleich zu dem Schinden da draussen auf dem Dorfe, wo das mühselige Tagwerk schon im Gange war, eh' es noch Tag wurde. Die Städter sind Spätaufsteher, das bischen Kram in ihren Wohnungen ist im Handumdrehen in Ordnung gebracht; für ein so starkes Mädchen eine blosse Spielerei. Es hiess nur einen Platz bekommen, auf dem man nicht allzustreng ans Haus gebunden war. Dann aber die Freiheit benützen, und leben, und geniessen!

Daher kam es, dass sich die Blätter des Dienstbotenbuches rasch füllten: Treu, fleissig, redlich, sittlich, wurde gesund entlassen. Was lag ihr daran? Gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft hatte sie sich einer Landsmännin beigesellt, welche sie mit den Freuden der Grosstadt bekannt machte und auch sonst an ihr eine gelehrige Schülerin fand. Auf Tanzböden ging es, in Vergnügungslokale, wo zwischen Bierdunst und Tabaksqualm die mit heiserer Stimme gebrüllten Zoten der Volkssänger lärmend bejubelt wurden. Das war neu, das behagte ihr. Auch einen Liebhaber hatte sie bald gefunden, einen Soldaten, einen schnurrigen Kerl. Der nahm, wie es schon Soldatenart ist, das junge Ding so nebenher mit, als passenden Zeitvertreib zwischen Befehlsausgabe und Retraite. Noch wusste sie nicht recht, wie es gekommen war, da hatte sie ihm schon ihr Bestes geopfert. Einige kopfhängerische Tage voll bohrender Reue folgten, allein das war bald überwunden. Einmal müsse es doch geschehen, hatten ihre Kameradinnen gesagt — je nun, so war es geschehen! Was sollte ihr auch dies dumpfe Grübeln, das nichts half und nur den Sinn beschwerte!

Dem Soldaten folgte ein Schreiner, auf den ein Schriftsetzer, zuletzt kam ein Eisendreher an die Reihe. Diesen hatte sie auf eigentümliche Weise kennen gelernt. In einem Tanzlokale weit draussen in der Vorstadt, war ihr seine kräftige Erscheinung gleich beim Eintreten aufgefallen. Er sass hinter dem Bierglase an seinem Tische und rührte den ganzen Abend keinen Fuss. Aber seine Augen waren unablässig auf sie gerichtet, das fühlte sie, selbst wenn sie nicht hinsah. Als mit vorrückender Stunde auch die Stimmung der Tanzenden sich hob, kam es, wie dies bei solchen Anlässen beinahe die Regel, zwischen zwei Männern zu einem Wortwechsel, der sogleich in eine allgemeine Prügelei ausartete. Sie stand mitten im Knäul, wurde gepufft und gestossen. Kreischend suchte sie zu entkommen, doch das Gedränge war zu arg, sie fand keinen Ausweg. Plötzlich fühlte sie sich von kräftiger Hand umfasst und ins Freie geführt. Erst draussen erkannte sie den Mann. Es war derselbe, der sie die ganze Zeit her nicht aus den Augen gelassen hatte.

„Was suchen Sie hier, in dieser ordinären Spelunke," herrschte er sie an, „da gehören Sie nicht hinein. Geschieht Ihnen aber ganz recht! Wenn Sie nur sehen könnten, wie Sie ausschauen!"

Erschrocken fuhr sie mit der Hand nach dem Kopfe und ordnete eilig ihr Haar.

„Warten Sie hier," befahl er, „ich werde Ihre Sachen holen."

Er kehrte um und brachte die Jacke und das Kopftuch.

Als sie diese Kleidungsstücke angelegt hatte, hub er wieder an: „Jetzt kommen Sie, ich werde Sie nach Hause führen"; und nachdem sie eine Zeit-

Digitized by Google

lang neben einander hergeschritten waren: „Das sag' ich Ihnen, in solchen Lokalen lassen Sie sich nicht mehr blicken. Ich dulde das nicht!"

Sie wagte es nicht eine Antwort zu geben, stumm senkte sie den Kopf. So kurz er mit ihr verfahren war, die eine deutliche Wahrnehmung drängte sich ihr dennoch auf, dass er es gut mit ihr meine. Das und sein entschlossenes Wesen verschafften ihm Macht über sie.

So hatte die neue Liebschaft begonnen, welche sich dauernder erwies, als alle vorhergehenden. Der Grund dieses Bestandes lag zunächst nicht in einem plötzlichen Erwachen ihrer besseren Gefühle, sondern vornehmlich darin, dass sie völlig unter dem Einflusse des Mannes stand. Er war ganz anders als die früheren Liebhaber. Nicht so lustig, viel ernster, geradezu wortkarg. Schnurren und Allotria waren ihm fremd, auch schien er kein Freund lärmender Vergnügungen zu sein. Aber er lag ihr auch nicht im Beutel, wie es die anderen gethan, sein Verhalten ihr gegenüber war vielmehr ein durchaus uneigennütziges. Bisher hatte sie mit ihrem Lohne nie das Auslangen gefunden; jetzt hätte sie — wäre ihr das Geld nicht zwischen den Fingern zerronnen — nahezu nichts ausgeben müssen, denn er hatte es auf sich genommen, alle ihre Bedürfnisse von seinem Verdienste zu bestreiten. Andererseits verstand er es vortrefflich, sie in strenger Zucht zu halten. Er litt es nicht mehr, dass sie ihren Dienstplatz oft wechselte, und mit der Zeit war sie, ohne es zu merken, daran gewöhnt worden, ihm über ihr ganzes Thun Rechenschaft abzulegen. Beinahe fürchtete sie ihn. Wenn sie vor ihm stand, unter seinen wohlwollenden und doch ernsten Blicken, dann war es ihr — der doch die bäuerischen Winkelzüge förmlich in der Natur staken — schlechterdings unmöglich, etwas Anderes, als die Wahrheit hervorzubringen. Und sie gewahrte trotz ihres Leichtsinnes mit steigendem Respekt und wachsender Neigung, was sie an diesem Manne gefunden, und es wurde ihr klar, dass es ihr sehr hart fallen würde, ihn jemals zu missen . . . .

Das Verhältnis blieb nicht ohne Folgen. So lange sie ihren Zustand verbergen konnte, that sie es, aus natürlicher Scheu, zumal der Liebhaber gerade in diesem Punkte wie mit Blindheit geschlagen war. Endlich, als es nicht mehr anders ging, beschloss sie, obschon schweren Herzens, sich ihm zu entdecken. An einem Abend, da er ihr besonders aufgeräumt schien, machte sie ihm das Geständnis. Sie that es zagend, mit niedergeschlagenen Augen, als wäre sie sich einer Schuld bewusst, die nur ihr allein zur Last fiel. Dennoch war sie betroffen über die Wirkung, welche ihre Mitteilung auf ihn hervorbrachte. Freudige Ueberraschung würde er nicht zeigen, das wusste sie, vielleicht aber Teilnahme. Dass er jedoch plötzlich seine gute Laune verlor, die Brauen finster zusammenzog, unwirsch und erregt wurde, ja sogar einen Fluch murmelte, darauf war sie nicht gefasst, — das gab ihr einen Stoss. Nur mit Mühe kämpfte sie gegen das Weinen an, etwas wie Frösteln, wie ein Gefühl des Verlassenseins überkam sie. Fand er denn gar kein Wort des Zuspruches, dachte er blos an sich selbst? Und sie hatte immer grosse Stücke auf ihn gehalten. Nun stellte es sich heraus, dass er nicht anders, nicht besser war, als alle Männer. Eine Liebschaft mögen sie sich gern gefallen lassen; aber von dem, was daraus entspringen kann, wollen sie schon nichts mehr wissen. Um diese Dinge soll sich das Mädchen allein kümmern!

Ihre Stimmung schlug in Trotz um, nachdem sie sich getrennt hatten. Wenn er ihr nicht beistehen wollte, gut denn, so mochte er es bleiben lassen; sie wollte darüber kein Wort mehr verlieren. Was sie zu thun hatte, lag klar vor ihr, ein Weg stand ihr immer offen: Denselbe den die meisten Mädchen ihres Standes in solchem Falle wandern, der Weg ins Gebärhaus. An das keimende Leben unter ihrem Herzen dachte sie nicht weiter. Sie war ja in Niederösterreich heimatsberechtigt, also wurde ihr das Kind abgenommen und in Pflege gegeben. Natürlich auf Landeskosten.

Bei der nächsten Zusammenkunft der Beiden war er es selbst, der von der Sache zu sprechen begann, herzlich, mit der unverkennbaren Absicht, ihr seine Hilfe anzubieten. Sie schnitt ihm kurz das Wort ab und erwies sich

Digitized by Google

auch weiterhin derart hartnäckig, dass er es aufgeben musste, den in der ersten unliebsamen Ueberraschung begangenen, aber gleich darauf erkannten Fehler gutzumachen.

Wie sie nun ihre Stunde herannahen fühlte, knüpfte sie ihr Bündelchen zusammen und begab sich in jenes Haus der Barmherzigkeit. Dort brachte sie einen Knaben zur Welt, ein schönes, starkes Kind. Aerzte und Wärterinnen staunten bei der üblichen Feststellung des Gewichtes über die Höhe der erhaltenen Ziffer, der Neugeborene ging von Hand zu Hand. Währenddem lag die Mutter unter der Nachwirkung der ausgestandenen Schmerzen apathisch da. Als aber dann das Kind in ihren Arm gelegt ward, durchfuhr sie ein bisher nie gekannter, warmer Strom. Sie drückte ihre Lippen auf den von weichem Flaumhaar bedeckten Kopf des Säuglings und eine überquellende Zärtlichkeit drang ihr vom Herzen herauf, welche ihr die Thränen in die Augen trieb. Ihr Kind! Es war schön, darüber konnte kein Zweifel obwalten. Selbst wenn die eigenen Augen sie getäuscht hätten, die Bewunderung ihrer Zimmergenossinnen, von denen doch jede ein Neugeborenes hatte, sprach deutlich genug. Und es schmeichelte ihrem Mutterstolze nicht wenig, dass sogar von anderen Abteilungen junge Assistenten herüberkamen, um den Prachtbuben anzuschauen.

Neun Tage durfte sie das Kleine bei sich behalten, ehe es in fremde Pflege kam. Es waren neun Tage voll ruhigen Glücks. Alle, die um sie beschäftigt waren, erwiesen sich liebreich und gaben ihr gute Worte, nie in ihrem Leben hatte sie sich so wunschlos und behaglich gefühlt. Der Vater des Kindes stellte sich regelmässig ein. Wohl gestattete es ihm die Hausordnung nicht, sie zu sehen; dafür erschöpfte er sich in Aufmerksamkeiten jeglicher Art, so dass ihre verhaltene Misstimmung gegen ihn gänzlich schwand.

Die Stunde der Trennung von ihrem Kinde rückte heran und das Herz wurde ihr schwer. Wie würde es dem armen Würmchen weiter ergehen? Man hörte soviel von gewissenlosen Kostfrauen, welche die ihnen anvertrauten Kinder arg vernachlässigten und nur darauf bedacht waren, dass das Kostgeld regelmässig einlief. Wie, wenn der Kleine in solche Hände gerieth? Nein, das musste verhütet werden. Sie wollte die Augen schon offen halten und sich diejenige gründlich beschen, der ihr Kind übergeben werden sollte. Täglich kam eine Anzahl solcher Weiber, welche sich um Ueberlassung von Pfleglingen bewarben, doch nur wenige gefielen ihr. Da war indess eine darunter, aus Ungarn, ältlich schon, die recht bieder und vertrauenerweckend dreinblickte. Zudem sah das Kind, welches sie zurückbrachte, dick und blühend aus. Das mochte die Richtige sein. Sie trat an diese Frau heran und begann sie über Alles, was ihr zu wissen nöthig schien, vorsichtig auszufragen. Die erhaltenen Antworten lauteten befriedigend, wenigstens standen sie in keinem Widerspruche mit dem ersten Eindruck, den man von dem alten Weibe empfing. Deshalb wandte sich die junge Mutter entschlossen an den diensthabenden Beamten mit der Bitte, es möge ihr Kind der Frau da aus Ungarn zugetheilt werden. Ihrem Ansuchen wurde gern willfahrt, und nachdem die nöthigen Formalitäten erledigt waren, küsste sie ihren Buben noch einmal herzhaft ab und legte ihn dann in den Arm der Alten. Dabei leerte sie ihre Geldbörse in die zum Empfange bereit gehaltene, knochige Hand und beschwor die Frau schluchzend, sie möchte den Kleinen ja nur gut betreuen, es würde schon noch ein Uebriges geschehen. Die biedere Alte versicherte unter vielen Betheuerungen, dass sie es dem Kinde an nichts fehlen lassen werde, berief sich auf ihre bisherigen Erfolge, auf die gesunde Landluft, die gute Milch in ihrer Heimath, und nachdem sie die Weinende in solcher Weise getröstet hatte, zog sie mit dem Kinde von dannen.

Wenige Tage hernach ging es wieder zurück in den Dienst, zurück zur gewohnten Arbeit. Und mit den alten Verhältnissen lebte der alte Leichtsinn, die frühere Sucht nach Zerstreuung wieder auf. Der Liebhaber zeigte sich jetzt auch viel nachsichtiger als je. Sei es, dass er mit dem Wachsen seiner Zuneigung den scharfen Blick für ihre Fehler verlor, oder dass er in der Er-

Digitized by Google

kenntnis seiner damaligen Schroffheit und deren Wirkung nicht mehr energisch genug aufzutreten wagte, Thatsache blieb, dass er die Zügel lange nicht mehr so straff in Händen hielt, und gegen ihre Vorschläge, wie die gemeinsamen freien Stunden durchzujubeln wären, nur selten Einwand erhob. Unter solchen Umständen gewann ihr Hang zum Geniessen immer neue Nahrung, und es war nur natürlich, dass die Erinnerung an das Kind immer mehr verblasste. Nach etwa drei Monaten war es für sie so gut wie vergessen. Nur er sprach noch zuweilen von dem Knaben, wie es ihm wohl ergehen möge, und ob nicht zu befürchten sei, dass er vernachlässigt werde. Ihre leichthin gegebene Antwort lautete stets, das Kind sei auf dem Lande am besten aufgehoben und befinde sich in verlässlichen Händen, darüber wäre sie ausser Sorge. Von Zeit zu Zeit, nicht gerade regelmässig, sandte der Liebhaber eine kleine Zulage an die Kostfrau. Dann pflegte ein schwer zu entziffernder Brief einzutreffen, aus dem sie entnahmen, dass der Kleine gedeihe, stärker und immer hübscher werde. Damit gaben sich beide zufrieden.

Einigemal war auch vom Heiraten zwischen ihnen die Rede gewesen. Er konnte es wohl auf sich nehmen, eine Familie zu erhalten, denn sein Verdienst war verhältnismässig reichlich. Allein zur Gründung eines Hausstandes ist immerhin ein gewisser Betrag erforderlich, und diesen besass keines von Beiden. Darum riet er wiederholt zum Sparen, des guten Beispieles halber machte er selbst den Anfang damit; und weil sie sich nachgerade seiner redlichen Absicht nicht verschliessen konnte, begann auch sie auf sein Zureden einen Teil ihres Lohnes zurückzulegen, ohne jedoch ihren sonstigen Neigungen zu entsagen. Freilich mochte es noch lange Zeit währen, ehe sie auf solche Art zum Ziele gelangten. Das verschlug ihr im Grunde wenig. Trotzdem sie ihn recht lieb hatte, war sie aufs Heiraten nicht allzusehr erpicht. Das Los einer Arbeitersfrau bot wenig verlockendes; diese Beobachtung konnte sie täglich machen, und im Vergleiche zu jener lebte jedes Dienstmädchen ungebundener, mindestens sorgloser. Mithin war es ihr nicht unerwünscht, dass es mit der Heirat noch gute Wege hatte. Fand sie doch den gegenwärtigen Stand der Dinge ganz erträglich.

Mehr als zwei Jahre waren in dieser Weise dahingegangen, da wollte es ein Zufall, dass sie in den Besitz einer nach ihrem Dafürhalten beträchtlichen Summe gelangte. Ihre Tante, eine sparsame Bäuerin, in deren Hause sie einen Teil ihrer Kinderjahre verbracht hatte, war gestorben, und bei der Testamentseröffnung fand es sich, dass ihr ein Legat von neunhundert Gulden zufiel. Diese Summe im Zusammenhalte mit ihren bisherigen Ersparnissen dünkte ihr ein ganzes Vermögen, mit dem sich allerhand beginnen liesse. Verschiedenes ging ihr durch den Kopf, zumeist nebelhafte Pläne, nichts Bestimmtes. Nur das Eine stand fest in ihr: dienen wollte sie nicht mehr. Seit sie so viel Geld besass, war es ihr verleidet, fremden Leuten gehorchen, für fremde Leute arbeiten zu müssen. Der Liebhaber freilich, der schwankte keinen Augenblick darüber, was zu geschehen habe. Zuerst heiraten, meinte er, da man nun doch einmal in der Lage sei, es zu thun, alles weitere werde sich dann schon finden. Bald hatte sie sich auch mit diesem Gedanken befreundet, die Sache erschien ihr jetzt in einem besseren Lichte. Wenn man Geld hat, kalkulierte sie, so ist selbst das Heiraten kein Wagnis mehr, da man es sich dann nach Gutdünken einrichten kann. Sie willigte daher ein, unter der Bedingung, dass sie aus dem Dienste treten und eine Wohnung aufnehmen dürfe; er könnte dann gleich zu ihr ziehen. Ihm war es so recht, und drei Wochen später lebten sie zusammen, wie Mann und Weib.

Mit dem Anschaffen und Zurechtstellen des Nötigsten an Einrichtungsgegenständen vergingen ihr die ersten Tage des selbständigen Haushaltes; dann gab ihr noch das Weisszeug zu thun. Schliesslich oblag ihr ausser der Zubereitung der Mahlzeiten keine andere Beschäftigung, so dass sie, während er in der Arbeit war, viel Musse hatte und sich recht einsam fühlte. In solchen Stunden des Alleinseins überkam sie die Erinnerung an das Kind, welche sich rasch bis zur Sehnsucht steigerte. Es war doch endlich an der

Digitized by Google

Zeit, sich durch eigenen Augenschein zu überzeugen, wie es ihm erging, und es fiel ihr auf die Seele, dass sie dies nicht schon längst gethan. Am liebsten hätte sie den Knaben gleich bei sich gehabt. Warum nicht? Sie brauchte ihn ja blos kommen zu lassen. So gehörte es sich eigentlich auch. Schnell war ihr Entschluss gefasst und unverzüglich wollte sie ihn ins Werk setzen. Hiezu bedurfte es jedoch der Einwilligung des Liebhabers, der da auch ein Wort mitzusprechen hatte. Sie konnte es diesmal kaum erwarten, bis er heimkam, so sehr brannte sie auf Erfüllung ihres Wunsches.

„Franz", bat sie sofort, als er eintrat, „wir sollten doch nicht erst warten bis nach der Hochzeit, sondern das Kind jetzt schon zu uns nehmen. Wozu soll es noch länger bei fremden Leuten bleiben, wenn es nicht mehr nötig ist?"

„Ich habe auch schon daran gedacht", meinte er zustimmend, „Du hast recht, es wird so am besten sein. Gehe also gleich morgen hin und verlange den Buben zurück. Ich möchte ihn selbst schon gern sehen. Bin nur neugierig, wie er ausschaut. Ob er Dir noch so ähnlich sieht?"

An diesem Abend sprachen sie viel von dem Kinde.

Tags darauf begab sie sich ins Findelhaus. Zu ihrer Legitimation hatte sie den sogenannten Kopfzettel mitgenommen, dessen andere, dazu passende Hälfte die Kostfrau vorzuweisen verpflichtet war, wenn sie das Kind brachte. Ein freundlicher, bejahrter Herr nahm ihr Ansuchen in Vormerkung und beschied sie für acht Tage später um dieselbe Zeit. Als sie wieder in der Hausflur stand, fiel ihr Blick in den Garten, wo mehrere Frauen mit je einem Kinde an der Hand lustwandelten. Sie ging hinein und erfuhr, dass dies Pfleglinge seien, die heute abzuliefern waren. Wenige dieser Kleinen waren gut gekleidet, aber fast alle sahen gesund und wohlgenährt aus, eine Wahrnehmung, die ihr zu nicht geringer Beruhigung diente.

Diese acht Tage, welche sie noch von dem Wiedersehen mit dem Kinde trennten, dünkten ihr ebensoviele Wochen. Sie dachte an nichts anderes, als an den Knaben und sprach auch nur von ihm. Ob er wohl gross und stark geworden sei? Laufen könne er jedenfalls schon. Ob aber auch sprechen? Wenigstens das Wort „Mutter" würde er doch sagen können! Und hübsch sei er gewiss auch, das war er schon in der Stunde seiner Geburt. Wie er wohl gekleidet sein würde, wenn er zurückkam? Wahrscheinlich schlecht, wie alle Kinder auf dem Dorfe. Aber dafür wollte sie schon sorgen. Er sollte dieselben Kleider haben, wie die Kinder der Leute, bei denen sie gedient hatte. Einen Matrosenanzug kaufte sie ihm und einen dunklen Sammtanzug mit kurzen Hösehen und weisser Spitzenkrause. Wenn sie dann mit ihm auf der Strasse spazieren ging, blieb wohl auch bei ihrem Kinde zuweilen ein eleganter Herr stehen, klopfte ihm auf die dicken Backen und frug, wem es gehöre. Dann brauchte sie nicht mehr den Namen fremder Leute zu nennen, sie konnte mit Stolz sich selbst als die Mutter vorstellen. Sie wurde ganz rot vor Vergnügen bei diesem Gedanken.... Doch was stand sie da und träumte? An die Wäsche hatte sie ja beinahe vergessen! Gar kein Zweifel, daran würde es dem Kleinen mangeln. Also schnell Wäsche eingeschafft, und zwar die hübscheste und feinste.

Am Morgen des Tages, da sie das Kind abholen sollte, stand sie schon sehr früh auf. Sie war voll Unruhe, es litt sie nicht auf einem Fleck. Vom Zimmer ging sie in die Küche, aus der Küche ins Zimmer; fasste bald diesen, bald jenen Gegenstand an und stellte ihn wieder an den unrechten Ort. Der Liebhaber beobachtete sie lächelnd eine Zeit lang; dann suchte er sie zu beruhigen. Noch bei seinem Weggehen sprach er ihr zu, sie solle nicht so aufgeregt sein.

Sie hatte sich vorgenommen, nicht früher hinzugehen, als zur festgesetzten Zeit, sie wollte dort nicht warten. Aber schon eine Stunde vorher war sie auf dem Wege. Ungeduldig schritt sie vor dem Gebäude auf und nieder. Endlich, als es von der nahen Kirche neun Uhr schlug, ging sie hinein.

Durch den Korridor gelangte sie in einen grossen Saal, in welchem mehrere Beamte sassen; auch viele Frauen waren dort, offenbar Mütter, die

Digitized by Google

auf ihre Kinder warteten. Es herrschte ein fortwährendes Kommen und Gehen, eine rege Geschäftigkeit, in welcher sich der Einzelne verlor. Nachdem es ihr gelungen war, sich zurechtzufinden, näherte sie sich einem der Herren, nannte ihren Namen und legte den Kopfzettel hin. Der Beamte warf einen Blick auf das Papier. „Das Kind ist schon eingetroffen," sagte er, „warten Sie einen Moment." Er rief einige Worte ins Nebenzimmer und kehrte dann zu seiner Beschäftigung zurück.

Sie trat vor bis in die Mitte des Saales, wo sie klopfenden Herzens stehen blieb.

Nach wenigen Augenblicken öffnete sich die Thür und herein kam die ihr wohlbekannte Kostfrau. An der Hand führte sie ein in Lumpen gehülltes Etwas, ein kleines Scheusal. Mit eingezogenen Schultern, mit einem Hängebauch und schlottrigen Gliedern. Der Mund des kläglichen Geschöpfes stand weit offen, wodurch die Schlaffheit der Züge noch mehr hervortrat, ausdruckslos und blöde stierte es vor sich hin.

„Grüss Ihna Gott, Fräul'n!" begann die Alte mit gemachter Freundlichkeit, „da bring' ich Ihren Buben. Gelt, der ist gross geworden?"

Das junge Weib stand da, wie vom Donner gerührt. Ihre Augen weiteten sich in ungläubigem Schrecken, gleichsam hilfesuchend irrten sie im Saale umher. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen. Die Kehle schnürte sich ihr zusammen, vergeblich rang sie nach Worten.

„Na, wollen Sie ihrem Buben kein Bussel geben?"

Sie erschauerte. „Das ist ja nicht mein Kind!" stiess sie in wilder Angst hervor.

„Was plauschen S' denn da!" knurrte die Alte beleidigt. „Nicht Ihr Kind! Ich werd' Ihnen doch kein fremdes Kind bringen. Da ist der Kopfzettel."

Sie sah nicht auf das vorgehaltene Papier, sie starrte ins Leere. Ein heftiges Zittern hatte ihren Körper befallen. Die Glieder versagten ihr den Dienst, sie konnte sich nicht von der Stelle regen.

Einer der Beamten, dem der Vorgang aufgefallen sein mochte, trat herzu. „Hm, das muss ich sagen," nahm er das Wort, als er die Gruppe besah, „eine solche Art, wie eine Mutter ihr Kind empfängt, ist mir noch nicht vorgekommen. Sie stehen ja da, als ob sie die ganze Sache gar nichts anginge!"

„Das ist nicht mein Kind," schrie sie verzweiflungsvoll, „ich will mein Kind haben!"

Der Alten war augenscheinlich daran gelegen, jedes Aufsehen zu vermeiden, denn sie lenkte jetzt ein.

„Aber Fräul'n", sagte sie begütigend, „so schau'n S' doch nur das Linserl da am Arm an. Das werden S' doch erkennen!"

Sie kniete hastig nieder und heftete ihre Augen auf das kleine Muttermal.

„Jesus, Maria, Josef!" kreischte sie plötzlich auf, riss das Kind an sich und stürzte hinaus.

Durch die Strassen lief sie in atemloser Hast, immer vorwärts, ohne Aufenthalt, bis sie zu Hause war. Dort stellte sie das Kind mitten in die Stube und begann es zu entkleiden. Heilige Mutter Gottes, was musste sie sehen! Der Kopf des Kleinen wimmelte von Ungeziefer, sein Körper war mit einer Schmutzkruste, mit schwärenden Beulen bedeckt. Grässlich!

Ein Schrei kam aus ihr, dumpf und heiser, wie der Schrei eines verwundeten Tieres. Zweimal, dreimal wiederholte sich der unheimliche Laut, immer schärfer, immer durchdringender. Der Knabe erschrak und fing zu weinen an. Und da sie seine Thränen sah und sein Wimmern vernahm, erhob sich jetzt ein anderer Ruf in ihrem Busen, gedämpfter zwar, aber rein und tönend. Das war der Ruf des erwachenden Muttergefühles, der leise anhebende, doch mit einemmale voll erbrausende Grundton der hehrsten Seelenregung, die nun sieghaft durchbrach, in tiefer, unendlicher, erbarmungsvoller Liebe zu dem hilflosen Wesen da vor ihr. Inbrünstig umschlang sie



Digitized by Google

das Kind und zog es an ihr Herz, als wollte sie es hier bergen vor fernerer Unbill und Marter.

Sowie der Kleine sich beruhigt hatte, bereitete sie ihm ein Bad und strählte ihm mit sanfter Hand das verfilzte Haar. Darauf hüllte sie ihn in blütenweisse Wäsche und trug ihn zum Fenster, um seine Züge besser zu betrachten. Jetzt lächelte der Knabe. Wenn er lächelte, war er wirklich hübsch. Und je länger sie ihn ansah, desto deutlicher fand sie seine Aehnlichkeit mit ihr selbst heraus. Dieselbe Form des Mundes, dieselben blauen Augen. Es war doch nur ihr Kind. Barmherziger Himmel, ihr armes, armes Kind!

Es fiel ihr ein, dass er Hunger haben müsse. Sie setzte ihn auf ihren Schoss und reichte ihm Milch. Der Kleine trank gierig, wiederholt musste sie ihm den Napf füllen. Als er endlich gesättigt war, fiel er um und entschlief sofort in ihrem Arm. Sie erhob sich leise, legte ihn aufs Bett und deckte ihn sorgfältig zu.

Mechanisch ging sie daran, das Badwasser wegzuschütten. Die Wanne war schon lange leer, und sie stand immer noch da mit gesenktem Kopf und schlaff herabhängenden Armen. Erst als das Gefäss polternd umfiel, erwachte sie aus ihrem Brüten und kehrte an das Bett zurück.

Da lag er, der kleine Märtyrer, ruhig atmend, das Köpfchen müde auf die Seite geneigt. Der Ausdruck eines friedlichen Behagens, das er vielleicht seit langem nicht gefühlt, verschönte das schmale Gesicht. Aber um die herabgebogenen Mundwinkel, da war ein Zug, so schmerzlich, so klagend, wie eine ganze Leidensgeschichte. Sie konnte nicht mehr hinsehen, das Herz wollte ihr springen vor schneidendem Weh. Laut aufschluchzend brach sie in die Knie, ihr Kopf fiel auf die Bettkante. In der grimmigen Pein, die sie durchschütterte, verkrallte sie die Hände in der Bettdecke, stromweise flossen ihr die Thränen, heiss und bitter.

Man sagt, dass Thränen erleichtern. Hier war es nicht so. Sie hatte sich nachgerade in eine Art dumpfen Zornes hineingeweint. Den Kopf zurückwerfend sprang sie auf und ballte die Fäuste. Wäre ihr jetzt das elende Weib, welches ihr Kind so zugerichtet hatte, unter die Hände geraten, sie hätte sie erwürgt, zerrissen! Ihre Augen blitzten, ihr Atem ging schneller. Zunehmende Erregung trieb sie auf und nieder.

Darüber wurde es Mittag, der Liebhaber kam zum Essen nach Hause. Sie hatte während der ganzen Zeit keinen Augenblick an ihn gedacht; auch jetzt, da er schon in der Thür stand, sah sie ihn befremdet an.

„Nun was ist's mit dem Buben", war seine erste Frage, „hast Du ihn gebracht?"

„Ja", erwiderte sie, indem sie ihn bei der Hand nahm und zum Bett führte, „da ist er".

Er prallte zurück. „Das ist doch nicht möglich?"

„Was denn", fuhr sie auf, „was ist nicht möglich?"

„Aber das kann ja nicht sein, das ist doch nicht unser Kind!"

„Was sagst Du da? . . . Nicht unser Kind? . . . Wessen Kind soll es denn sein? Ich werd' Dir was sagen. Wenn es nicht unser Kind ist, so ist es mein Kind. Verstehst Du mich? Du aber hast hier nichts mehr zu suchen . . . Du gehst hinaus . . . hörst Du? . . . gleich . . . nur hinaus . . . mach', dass Du fortkommst . . . . Und das sag' ich Dir, dass Du Dich nicht unterstehst, mir noch einmal unter die Augen zu kommen!"

Ehe er noch ein Wort der Erwiderung finden konnte, drang sie voll Wildheit auf ihn ein, packte ihn und schob ihn hinaus. Krachend warf sie die Thür hinter ihm ins Schloss und drehte den Schlüssel zweimal herum.

So, jetzt war ihr leichter. Sie hatte ihrem Zorne Luft gemacht. Tief aufatmend dehnte sie die nervigen Arme. Vorüber, nun war sie wieder mit ihrem Kinde allein. Der Knabe schlief noch, die Scene von vorhin hatte ihn nicht aufgeweckt. Sie schob sich einen Sessel zum Bett, stützte den Kopf in die Hände und versank in Nachdenken.

Digitized by Google

Am Abend, als der Liebhaber wiederkam, fand er seinen Koffer vor der Thür. Auf sein wiederholtes Klopfen erhielt er keine Antwort. Schliesslich erschien eine Frau, welche die Thür nebenan auf demselben Flur wohnte, und bedeutete ihm, er möge das Klopfen nur einstellen, sie hätte ihm blos auszurichten, dass der Koffer alle seine Sachen enthalte. Das war deutlich genug, und er verstand es auch. Zuerst wollte es in ihm aufkochen, aber er unterdrückte diese Wallung. „Sie wird schon wieder zu sich kommen", meinte er gutmütig, „man muss ihr nur Zeit lassen". Darauf belud er sich mit seiner Habe und ging ruhig fort.

Sie war aber in der That nicht zu Hause gewesen. Sie hatte nur das Erwachen des Kindes abgewartet, um sich dann sogleich mit ihm auf den Weg zu machen — von einem Arzt zum andern. Wo sie nur das Schild eines solchen erspähen konnte, sprach sie vor. Ueberall wurde ihr derselbe Bescheid zu Teil: Das Kind sei schrecklich herabgekommen, zweifellos deshalb, weil es ihm an Allem gemangelt hatte, was zu seinem Gedeihen notwendig war. Sie solle indess den Mut nicht sinken lassen. Reinlichkeit nebst sorgfältiger Pflege, verbunden mit kräftiger Nahrung und möglichst andauerndem Aufenthalt im Freien würden den Knaben mit der Zeit schon wieder emporbringen. Er sei nicht eigentlich krank, nur schlecht genährt und arg vernachlässigt; es handle sich mithin in erster Linie darum, die Bedingungen für seine Fortentwicklung nach Thunlichkeit günstig zu gestalten, dann werde er allmählig zu voller Frische gelangen. Das sei Alles, was derzeit gesagt werden könne, und das möge sie als Mutter wohl im Auge behalten.

Müde und zerschlagen kam sie spät am Abend heim, dabei angelegentlich bestrebt, die von den Aerzten empfangenen Weisungen ihrem Gedächtnis einzuprägen. Die heftige Erregung des Tages war von ihr gewichen, sie fühlte sich ruhiger und auch zuversichtlicher. Wenn es nur mit dem Knaben besser wurde, Alles, Alles wollte sie aufbieten, um dieses Ziel zu erreichen, auf alles Andere verzichten. Ihn einst so zu sehen, wie er ihr im Geiste vorgeschwebt, war ihr glühendster Wunsch, und dieser gebar den unerschütterlichen Entschluss, sich fortab ganz dem Kinde zu widmen, komme, was da wolle.

Anfangs war es so, als könne sich das kümmerliche Geschöpf nicht recht erholen, die plötzlich geänderte Lebensweise mochte ihm nicht zusagen. Dann, als zu ihrer Freude die ersten Anzeichen körperlicher Zunahme sich bemerkbar machten, wurde der Kleine durch schwere Krankheit wieder zurückgeworfen. Ein Scharlachfieber befiel ihn und raste wochenlang in dem dürftigen Körperchen, als wollte es noch den letzten Rest der ohnehin spärlich vorhandenen Lebenskraft vollends vernichten. Was sie in jenen qualvollen Tagen durchgemacht, was sie an hingebender Pflege geleistet hatte, überstieg schier das Maas dessen, was ein Mensch zu tragen im Stande war. Sie kam nicht mehr aus den Kleidern, sie schlief keine Stunde, jedes Bedürfnis des eigenen Leibes schien ihr geschwunden zu sein. Der behandelnde Arzt war ein Mann in vorgerückten Jahren, er kannte aus langer Erfahrung das Bild einer Mutter am Schmerzenslager ihres Kindes in allen Erscheinungsformen. Hier bot sich ihm dennoch was Neues, fast Fremdes. Die beispiellose Selbstaufopferung, deren dieses junge Weib fähig war, das stumme Martyrium, welches sie sich auferlegt hatte, gingen selbst ihm über jeden Begriff von mütterlicher Standhaftigkeit. Er wusste nicht, dass neben der Mutterliebe noch ein anderer, ruheloser Antrieb in ihr thätig war: Das Nagen brennender Reue, das unabweisliche Bewusstsein einer grossen, nach Sühne schreienden Schuld. Wäre ihr der Kleine gestorben, sie hätte sich das Leben genommen. Es wandte sich aber zum Bessern, er genas.

Der Liebhaber hatte es wiederholt versucht zu ihr zu gelangen, immer fand er die Thür verschlossen. Einmal war es ihm dennoch gelungen, bei ihr einzudringen, gerade zu jener Zeit, als das Kind im höchsten Fieber lag. Er hatte sich vorgenommen, ihr ruhig und ernstlich ins Gewissen zu reden. Allein kaum war sie seiner ansichtig geworden, da gebärdete sie sich derart unbändig und wies ihm in solch sprühendem Zorn die Thür, dass ihm das



Digitized by Google

Wort auf den Lippen erstarb. Er musste erkennen, dass — wenn sie auch früher ihm vielleicht zugethan gewesen — nunmehr ein Alles überragendes Gefühl jede andere Regung in ihrem Herzen erdrückt hatte. Er ging und kam nicht wieder.

Ihr fehlte er nicht; was brauchte sie ihn? Sie hatte ja ihr Kind, sie hatte es sich neu verdient, unter Sorgen und Schmerzen neu verdient und tausendfach inniger in ihr Herz geschlossen.

Mit der Stunde, da der Kleine, aus schweren Fieberphantasien erwachend, ihr zum erstenmale zugelächelt hatte, schien er auch wie neu geboren. Das welke, ältliche Aussehen, welches seinen Zügen ein so stumpfes Gepräge verliehen hatte, schwand hinweg, ein rein kindlicher Gesichtsausdruck trat an seine Stelle. Als eine Folge der Krankheit wurde die entzündete Haut abgestossen. Was darunter zum Vorschein kam, war zart und weiss. Trotz der grossen Körperschwäche, die zurückgeblieben war, begann sich während der fortschreitenden Genesung die bisher gänzlich schlummernde Intelligenz des Kleinen zu regen, daraus ersichtlich, dass er unverkennbare Teilnahme und Aufmerksamkeit für alle äusseren Vorgänge an den Tag legte. Und als es endlich dazu kam, dass er das Bett verlassen durfte, war er ein ganz anderes Kind.

Von da ab ging es vorwärts mit ihm, wenn auch langsam, sehr langsam. Viele Wochen vergingen, ehe seine Wangen Farbe bekamen, Monate währte es, bis er sein zartes Aussehen verlor und seine Glieder sich rundeten. Ihr dauerte es nicht zu lang; die Zeit verstrich ihr fast unmerklich, und sie musste nur lachen, wenn sie sich erinnerte, wie alle Aerzte darin übereingestimmt hatten, dass es besondere Geduld erfordern würde, um das ersehnte Resultat abzuwarten. Nichts weniger als das! Täglich konnte sie an ihrem Söhnchen neue, befriedigende Beobachtungen machen, täglich neue Vorzüge an ihm entdecken, die ihr dann von Nachbarn und Bekannten gern bestätigt wurden. Was ihr indess die höchste Freude verursachte, war, dass der Kleine in verhältnismässig kurzer Zeit sprechen lernte. Wie schmerzlich, nein, wie niederschmetternd hatte es sie damals getroffen, als sie sich überzeugen musste, dass der bei seiner Rückkunft bald dreijährige Knabe nichts, rein gar nichts hervorbringen konnte, was menschlicher Sprache ähnlich kam, sondern blos unartikulirte, misstönige Laute ausstiess. Um so grösser war ihr Entzücken, als da mit einem Male Worte von den Lippen des Kindes brachen, gelallt zwar und nur ihrem Ohr verständlich, aber süss klingend. In rascher Folge fasste der Kleine Alles auf, was sie ihn lehrte, bis er nach Jahresfrist so munter plaudern und sein Abendgebet so tadellos hersagen konnte, dass es ein Vergnügen war, ihm zuzuhören. Hand in Hand mit diesen Fortschritten ging schliesslich auch die körperliche Entfaltung, und wenn sie ihr Auge an dem prächtigen Aussehen des Kindes weidete, wenn sie sein helles Jauchzen vernahm, das die Wohnung füllte, dann war sie ganz glücklich und zufrieden.

Ganz glücklich und zufrieden? . . . Doch nicht ganz. Vielleicht wäre sie es gewesen, wenn nicht . . . . nun, wenn sie nicht in der letzten Zeit so viel an ihn hätte denken müssen.

Dazu war sie vorerst durch äussere Anlässe gelangt. Ihr Traum hatte längst seine Erfüllung gefunden: So oft sie mit dem Knaben ausging, trafen sich Leute, denen er ausnehmend gefiel. Nach der Mutter frug Niemand, die Aehnlichkeit war sprechend genug, um jede Frage überflüssig zu machen. Wohl aber kam es vor, dass der oder jener wissen wollte, was der Vater sei. „Ein Eisendreher" pflegte sie zu stottern, wobei sie über und über rot wurde. Hätte sie doch nur ohne Verlegenheit erwidern können: „Mein Mann ist Eisendreher", die Leute brauchten dann nicht gleich zu wissen, dass dies ein lediges Kind sei, und manches gedehnte „So, so" wäre ihr erspart geblieben. Es ging einfach nicht. Dann noch Eines. Lebhaft, wie der Knabe war, versetzte er sie mitunter in die Nötigung, ihn zu strafen. Es geschah dies immer nur mit Worten, denn sie hätte es nicht über's Herz gebracht, ihn die Rute fühlen zu lassen, zumal schon ein verweisender Blick, eine missbilligende Gebärde selten die

Digitized by Google

Wirkung auf ihn versagten. Eines jedoch hatte sie bei dem Kinde nie erreichen können, und das war, es zu einer Abbitte zu bewegen. Solchen Versuchen gegenüber schüttelte der Kleine stumm den Kopf, und wenn sie davon nicht abliess, dann schaute er sie in einer Weise an, die ihr merkwürdig nahe ging. Sie kannte diesen Blick genau. Der war nicht von ihr, den hatte er vom Vater. Noch Anderes hatte er von ihm: die Haltung des Kopfes, einzelne abgemessene Bewegungen und das charakteristische, kurze Auflachen. Dergestalt hatte sie das Bild des Mannes, welcher ihr einst gar viel gewesen, stets vor Augen, und auch in ihrem Geiste erstand es von Neuem in lebendigen Farben.

Alle seine guten Eigenschaften wurden ihr wieder gegenwärtig. Seine Uneigennützigkeit, seine Geradheit, sein verständiges Wollen. Wie war es nur gekommen, dass sie sich entzweit hatten? Warum hatte sie ihm die Thür gewiesen . . . für immer? Sie konnte sich keinen rechten Aufschluss darüber geben. Eine plötzliche, starke Abneigung, ein bitterer Hass gegen ihn hatte sie damals erfasst, jählings, wie mit Naturgewalt. Fort musste er von ihr, jeden Gedanken an ihm wollte sie austilgen, nichts mehr von ihm wissen. Und in der That, so lange ihre ganze Aufmerksamkeit, ihre ganze Angst ausschliesslich dem Knaben gegolten hatten, war es ihr nie beigefallen, dem Liebhaber auch nur eine Spur von Erinnerung zu widmen. Hiezu bedurfte es keiner Vornahme, das kam so von selbst. Ebenso wie jetzt, da das Kind erblüht war, die Gedanken an ihn häufig und ganz ungerufen wiederkehrten, sich hartnäckig einzunisten begannen und kaum mehr weichen wollten. Nicht etwa deshalb, weil ihr um die Zukunft ihres Sohnes gebangt hätte. Darüber war sie mit sich im Reinen. Sie hatte bei Allem, was nicht unmittelbar das Kind betraf, auf das Genaueste gekargt, überdies durch Näharbeiten zeitweiligen Verdienst geschaffen, so dass der grössere Teil der geerbten Summe noch vorhanden war. Dieser sollte ihr dazu dienen, einen kleinen Handel anzufangen, damit sie sich nicht mehr zu verdingen brauchte und das Kind immer bei sich behalten konnte. Das war so weit in Ordnung und bereits beschlossene Sache. Da demnach keine quälenden Sorgen auf ihr lasteten, warum konnte sie dann ihre Ruhe nicht mehr finden? . . . Einfach aus dem Grunde, weil jener Mann ihrem Herzen theuerer war, als sie jemals geahnt.

Wäre er jetzt zurückgekehrt, er hätte offene Arme gefunden, mit tausend Freuden hätte sie ihn willkommen geheissen. Aber es war eine Thorheit auch nur daran zu denken, dass er aus freiem Antriebe die Schwelle überschreiten könnte, von der sie ihn so schroff und lieblos hinweggescheucht hatte. Beweis dessen, dass er seit damals kein Sterbenswörtchen mehr von sich hören liess. Sie wusste nicht einmal wo er war. Er konnte die Stadt verlassen haben, er konnte ein Verhältnis mit einem andern Mädchen eingegangen sein. Bei dieser Vorstellung wurde ihr heiss und kalt. Sie beschloss seinen Aufenthalt auszukundschaften und ihm zunächst zu schreiben, selbst auf die Gefahr hin, dass sie ihm Gelegenheit bot, ihr mit gleicher Münze heimzuzahlen.

Einigen Kampf kostete es sie dennoch, bevor sie dem Knaben seine besten Kleider anlegte und sich mit ihm zur früheren Quartiergeberin des Liebhabers begab. Diese, eine blasse Arbeitersfrau, hätschelte das Kind und gab ihm alle möglichen Kosenamen, hatte aber von ihrem gewesenen Miether nichts mehr gehört und ertheilte ihr schliesslich den Rath, in der Fabrik anzufragen, in welcher er früher gearbeitet hatte, oder, wenn sie unerkannt bleiben wollte, bei der Polizeidirektion, wo er sicherlich gemeldet war. Sie zog das letztere vor und sputete sich fortzukommen, um noch vor Schluss der Amtsstunden den ziemlich weiten Weg nach dem Schottenring zurückzulegen. Wahrscheinlich in Folge der gedankenvollen Hast, mit der sie vorwärts strebte, hatte sie die Richtung verfehlt, denn sie befand sich plötzlich in einem ihr ganz fremden Stadtteil. Während sie nun umher schaute, um sich zu orientiren, fiel ihr ein Mann ins Auge, der in kurzer Entfernung vor ihr auf derselben Seite der Strasse dahinschritt. Diese breiten Schultern, der feste Gang

Digitized by Google

— das war er selbst! Einer augenblicklichen Eingebung folgend beschleunigte sie ihre Schritte und rief ihn an.

Er wandte sich um, sichtlich überrascht, ging ihr aber nicht entgegen, sondern liess sie herankommen.

„Franz," sagte sie freudig, „da schau' her, wie hübsch der Bub geworden ist!"

Sich niederbeugend küsste er den Knaben. „Ja er ist hübsch," meinte er, „und stark ist er auch." Er richtete sich auf und sah über sie hinweg.

Eine gute Weile standen die Beiden einander stumm gegenüber.

„Arbeitest Du noch in derselben Fabrik?" begann sie endlich.

„Ja."

Wieder eine lange Pause.

„Ich war g'rad' bei der Frau Windisch, um Deine Adress' zu erfahren."

„So?"

„Ja, sie hat mir's aber nicht sagen können. Wo wohnst Du jetzt?"

„Hier gleich in der Nähe."

„Wo denn?"

„Hier gleich, die nächsten paar Gassen."

„Warum willst Du mir nicht sagen, wo?"

Keine Antwort. Ein schneller Verdacht stieg ihr auf.

„Gehst Du vielleicht jetzt mit einer Andern?"

„Und wenn ich's thät'! Dir könnt's ja gleich bleiben. Uebrigens — Nein!"

„Wirklich nicht?"

„Wie ich sag'."

Sie zögerte lange, bevor sie die nächste Frage that.

„Franz, möchtest Du nicht wieder zu mir kommen?"

„Nein, das thu' ich gewiss nicht."

„Schau, Franz, es ist viel anders geworden; ich bin nicht mehr so; Du wirst seh'n . . ."

„Das sagst Du jetzt, wegen dem Buben. Aber das lass nur gut sein. Um den werd' ich mich schon annehmen."

„Nein, nicht wegen dem Buben allein, auch wegen Dir!"

Er horchte auf.

„Ja wegen Dir! Magst mich denn gar nicht mehr?"

In seinem Gesicht zuckte es.

„Denkst gar nicht mehr daran, wie gern wir uns gehabt haben?"

„Mehr, als gut thut!" entfuhr es ihm.

„Warum willst Du dann nicht kommen?"

Er presste die Lippen zusammen, als wollt' er seinen eigenen Worten wehren.

„Und mir hat's keine Ruh' gegeben," klagte sie, „ich hab's nicht mehr aushalten können, so hat's mich Dir wieder nachgetrieben."

Jetzt schien er was sagen zu wollen, aber es blieb ihm in der Kehle stecken.

„Franz, ich bitt' Dich, trag mir das nicht nach, von damals. Ich war wie wahnsinnig. Jetzt aber sind mir die Augen aufgangen. Wenn ich nur wüsst', wie ich Dir's sagen soll. Franz, ich bitt' Dich, sei wieder gut. Poldi küss' dem Vater die Hand und bitt' ihn, er soll wieder zu uns kommen."

Der Kleine schmiegte sich an die Mutter und schaute ängstlich zu dem Manne auf. Der aber wich dem Blicke aus. Mit einem Ruck drehte er sich herum und ging davon.

Sie sah ihm nach, bis ihr seine Gestalt in einem Thränenschleier verschwamm. Alles Bitten vergebens, jetzt wars aus! Nein, noch nicht ganz. Er verlangsamte seinen Schritt, blieb stehen. Kehrte um und näherte sich ihnen wieder. Sie ahnte, was ihr noch bevorstand. Er kam nur, um ihr zu sagen, dass jetzt die Reihe an ihm sei, ihr den Weg zu weisen, und dass sie ihm nicht mehr nachlaufen solle. Sie hatte es ja nicht besser um ihn ver-

Digitized by Google

dient. Demütig liess sie den Kopf sinken, und die Thränen rollten ihr herab. Nun stand er wieder vor ihr, sein Atem ging schwer, wie sie meinte, vor Zorn. Sie hob ihre Augen mit einem Ausdrucke, der um Schonung bat. Doch was war das? So blickt kein Zorniger drein, so hatte sie ihn noch nie gesehen . . .

„Ach Anna!" rief er aus und warf ihr beide Arme um den Hals.

Die Vorübergehenden lachten über das zärtliche Paar. Mochten sie lachen! Glückliche Menschen kümmern sich nicht um derlei Dinge . . .

* * *

Die Beiden sind seit Jahren verheiratet, so viel man hört, leben sie gut mit einander. Kinder haben sie keine mehr bekommen. Ihr Einziger geht schon in die Schule und lernt recht brav. Der Mann hat sich wenig geändert. Ernst ist er geblieben und einsilbig, auch sein herrisches Wesen hat er nicht abgelegt. Das bekommt sie denn auch manchmal zu fühlen, namentlich an solchen Tagen, wo es in der Fabrik was gegeben hat. Sie nimmt es geduldig hin. Selbstverständlich, Männerlaunen müssen ertragen sein, das ist nun einmal nicht anders. Aber wenn er das Kind hart anlässt, dann schweigt sie nicht. Sie stellt sich dann kerzengerade vor ihn hin und hebt den Zeigefinger: „Franz versündig' Dich nicht, da ist noch viel gut zu machen!" Darauf pflegt der Mann stets still zu werden, ganz sanft. Er legt dem Knaben die berusste Hand auf den blonden Scheitel und zieht ihn liebkosend an sich. Steht doch sein Sohn ihm nicht minder nah als ihr, und was noch obendrein: Er setzt grosse Hoffnungen in das Kind.

# QUOD LICET JOVI.

## EINE STUDIE ZUR FRAUENFRAGE.

VON

Dr. JULIUS DUBOC.

(Schluss.)

Was folgt nun aus allem diesem? Es folgt daraus zunächst, dass Keuschheit (im Sinne der Enthaltsamkeit vom Geschlechtsverkehr) beim Weibe, wenn auch wider die Naturordnung, doch nicht so absolut wider das natürliche Empfinden verstösst als das Gleiche beim Manne, und es folgt weiter daraus, dass die Enthaltsamkeit in seelischer Beziehung den Geschlechtern eine ungleiche Belastung d. h. ein ungleiches Seelenleiden auferlegt, dass der Mann in härterer Weise von demselben getroffen wird. Das Verhältniss des sexuellen Moments zur Kraft, das ich bereits in seiner theilweise gegensätzlichen Natur für beide Geschlechter erörtert habe, ist auch hierin ausschlaggebend. Ein freiwilliger Verzicht auf das Kraftbewusstsein, auf die Kraft-Entfaltung, die wie gezeigt, dem Manne in und mittelst der sexuellen Bethätigung besonders zu Theil wird, ist so gut wie ausgeschlossen, denn jedes Geschöpf steht seinem allgemeinen Lebensprinzip nach bejahend zur Kraft. Es wird sich nimmer in dem Besitz desselben zu behaupten, in seinen Genuss zu

Digitized by Google

setzen suchen. Es müssen also immer schon Umstände ganz besonderer, ausnahmsweiser (z. B. dem religiösen Vorstellungsgebiet angehöriger) Natur vorhanden sein, die hier, wo wir die Regel studiren, ausser Betracht zu bleiben haben, wenn der Mann die Enthaltung nicht als das ihm Widerstrebendste weil Widernatürlichste, seinem Lebensprinzip durchaus Entgegengesetzte von sich abstossen sollte.

Nicht ganz so liegt das Verhältniss beim Weibe, schon deshalb nicht, weil das einbedungene Moment der Schwächung, je nach der Wirkung der daran anknüpfenden Vorstellung auf Wünschen und Wollen des Weibes, ein Widerstreben gegen den ganzen Act bei ihm wenigstens hervorrufen kann. Das ist so wenig unbedingt ausgeschlossen, die spröde Jungfrau, die an ihrer Kraft nichts einbüssen, die keine Schwächung erdulden will, die sich eben desshalb zu der Liebe mehr abweisend wie nachschmachtend verhält, ist so wenig blosses Vorstellungsbild, dass sie erst aus der Wirklichkeit in den Sagenkreis und die dichterische Abspiegelung übergegangen ist. Nur weil hier ein naturwirkliches Verhältniss zu Grunde liegt, das sich ja allerdings meistens, wenn überhaupt, nur in schwachen Reflexwirkungen äussert, das aber doch zur Psychologie des Weibes im Ganzen, nie aber zur Psychologie des Mannes gehört — nur desshalb besitzen wir das Urbild derselben in der Heldin unseres Nationalepos, in jener Brunhild, die zunächst Alles daran setzt, um unvermählt zu bleiben, die sich gegen jeden Bewerber so zur Wehre setzt, „es geht ihm an den Leib!", und die endlich ihre erzwungene Vermählung nur als eine leidige Thatsache hinnimmt. „Spröde Unsinnlichkeit und starkes Gefühl für das Geziemende in einem Frauencharakter zu verbinden — wie sehr auf Wahrheit ruht der Gedanke", sagt Werner Hahn in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des Nibelungenliedes*) mit Recht.

Aus dem Allem ergiebt sich eine verschiedene seelische — ich spreche zunächst nur hiervon — Belastung für die beiden Geschlechter durch etwaige aufgenötigte Enthaltung oder Absperrung vom anderen Geschlecht. Manche werden vielleicht geneigt sein die Frage aufzuwerfen: giebt es eine solche für den Mann? und die Frage zu verneinen. Mit Unrecht, meines Erachtens. Der Mann ist doch nicht so gestellt, dass er unter allen Verhältnissen und aller Orten nur zuzugreifen braucht, um das ihm Entsprechende zu finden. Er ist — selbst wenn man den Sexual-Verkehr auf eine blosse Functionsverrichtung reduciren wollte, was doch schliesslich immer nur für eine gewisse Anzahl von Fällen zutreffen würde — an das Gefallen gebunden und von demselben, je nach der Sensitivität seiner Natur, in grösserem oder geringeren Grade abhängig. Er kann ferner in Lebenslagen versetzt sein, die ihn dem weiblichen Geschlecht gradezu entrücken. Wer z. B. einen Posten im Inneren Australiens auf einer jener grossen stations (Schaaf- oder Rindvieh-Stationen) als Aufseher u. dgl. bekleidet, kann lange Zeiträume verstreichen sehen, ohne irgend ein weibliches Wesen auch nur zu Gesicht zu bekommen — es sei denn etwa eine Eingeborene, deren Aeusseres ihm vielleicht mehr abschreckend als anlockend erscheinen würde. Die verschiedene seelische Belastung wird auch, wie mir scheint, durch die unbefangene Beobachtung bestätigt. Mir wenigstens sind auf meinem Lebensweg nicht selten an Leib und Seele unversehrte, in ihren Gott vergnügte, redefertige und schwatzlustige alte Jungfern begegnet, selten oder nie aber in ähnlicher Weise Männer, die unter einer tiefen Störung ihres Geschlechtslebens zu leiden hatten. Das Weib überwindet eben durchschnittlich mit grösserer Leichtigkeit, was der Mann selten oder nie überwindet, weil die Störung in ihrem Lebenshaushalt keine so tiefgehende wie bei ihm ist.

Weil sich alles dies, nach meinem Dafürhalten, nun so verhält, so ziehe ich daraus eine dritte und letzte Schlussfolgerung, die dahin geht, dass unmöglich beide Geschlechter mit derselben Elle gemessen werden können, dass jede derartige Be- und Verurtheilung, wie sehr sie auch auf dem festen Boden

*) Collection Spemann.

Digitized by Google

unparteilicher Bewertung zu stehen glaubt, in der That völlig in der Luft schwebt, dass aus dem, was der eine Theil sich erlaubt, noch gar nichts für das folgt, was der andere Theil sich erlauben darf und dass eine Wagschale, die auf diese Weise mit angeblich gleichem Gewicht messen will, in Wirklichkeit das denkbar ungenaueste Instrument ist, dem alle feineren Gewichtsverhältnisse entgehen.

Aber weiter. Ich leugne ja natürlich nicht, dass das Weib unter sexueller Verkümmerung und Entsagung ebenfalls schwer, wenn auch bei weitem nicht so ausnahmlos und in dem Sinne wie der Mann leidet. Namentlich schwere physische Leiden sind ja eine häufige Folge. Wenn es auch nicht richtig ist, wovon meistens ausgegangen wird, dass der in der That sehr starke Abscheu des Weibes gegen die Ehelosigkeit ohne Weiteres gleichbedeutend ist mit einem Verlangen nach sexuellem Verkehr (denn in der That spielen bei diesem Abscheu ja noch ganz andere Factoren mit), so ist letzteres doch ebenfalls vorhanden und unbewusst mitbestimmend. Und das männliche Geschlecht selbst thut ja das Beste dazu, um durch seine Liebesgesänge, seine Liebesgemälde, seine Schilderungen mittelst Ton, Pinsel und Feder die abschwächende Ahnungslosigkeit des Weibes aus ihrem Halbschlummer aufzurütteln — bald mit mehr, bald mit weniger Erfolg, je nach Zeit und Individualität.

Die mangelhafte Befriedigung eines auf natürliche Bedürfnisse gegründeten Triebes wie z. B. des Triebes nach hinreichender Ernährung oder genügender Ruhe oder frischer Luft wird unter allen Umständen schwer verwunden und zieht, falls sie nicht verwunden wird, unter Umständen die übelsten Folgen nach sich. Der Geschlechtstrieb kann davon natürlich keine Ausnahme machen. Im Gegentheil, da seine mangelhafte Befriedigung noch besonders geeignet ist, auf die seelische Seite einzuwirken, so wird sich dies Verhältniss häufig hier noch besonders schwer gestalten. Und auch wo das nicht der Fall ist, wird doch selten eine Entartung irgend welcher Art ausbleiben, trete dieselbe auch nur als Abweichung von der typischen Geschlechtseigentümlichkeit auf. „Der Mann" sagt in dieser Beziehung Klencke*) „wird weibisch, das Weib männlich in Gestalt und Charakter, weil der Geschlechtsgegensatz nicht zur Verwirklichung im Naturplan gelangte, der Mensch einseitig blieb und nicht zur Ergänzung seiner selbst, nicht zum vollen Höhepunkt seines Daseins kam." Wer würde dem nicht gern vorbeugen! Wer nicht gern einem Jeden „zum vollen Höhepunkt seines Daseins verhelfen!" Aber . . .

Es liegt ja gewissermassen sehr nahe als einfachstes Mittel gegen Mangel und Hunger allgemeine Stehlfreiheit zu proclamiren, wenn nur nicht andere Uebelstände damit verknüpft wären. So liegt es ja auch sehr nahe dem Mangel an Geschlechtsbefriedigung als einem unzweifelhaften Uebelstand durch Freiheit im Geschlechtsverkehr abhelfen zu wollen und es gehört nur das dazu, dass man sich unbefangen die wahrscheinlichen Folgen eines solchen Heilmittels, seine Einwirkung auf den seelischen Organismus (des Weibes, das zunächst den Gewinn davon ziehen soll) und die secundären Folgen im weiteren Umfang vergegenwärtigt. Hierbei kann jede Untersuchung die einen wissenschaftlichen Werth behaupten will, doch nur nach den einmal schon festgestellten, in der menschlichen Natur nachgewiesenen Anhaltepunkten verfahren. Mir wenigstens widerstehen dichterische Freiheiten auf diesem Gebiet. Ich kann mir doch nicht urplötzlich Adam und Eva — als Vertreter des männlichen und weiblichen Princips — in einem socialistischen Paradiese und von paradisischen Gefühlen beseelt vorstellen, die einander in die Arme fallen und sich an dem Labegenuss ihrer gegenseitigen Neigungen in intimster geschlechtlicher Annäherung harmlos und arglos vergnügen. Selbst wenn ich die Frage nach dem Verbleib und Schicksal der Nachkommenschaft aus der Betrachtung gänzlich streiche, wie dies bereits von mir geschehen ist, bleibt doch noch verschiedenes Andere übrig, dem nachzufragen ist. Herr B. löst

*) Klencke, das Weib als Gattin.

Digitized by Google

alle Schwierigkeiten mit der Formel der Neigung. „Die Frau freit oder lässt sich freien und schliesst den Bund aus keiner anderen Rücksicht als aus ihrer Neigung.“ Woher weiss er das? Und was ist überhaupt Neigung, ist jede Anwandlung einer Laune Neigung und ist der Neigungswinkel der gleiche bei einem Gefühl, das sich dem Mann seinen seelisch-sinnlichen Gesammtcharacter nach wie bei einem Gefühl, das sich ihm als Vertreter des Sexualprincips zuwendet?

Wir werden, um auf diese Fragen irgend eine Antwort zu geben, zu einer Analyse der unmittelbar mit dem Sexualverkehr verflochtenen Genussmomente gedrängt, wie wir denn überhaupt immer darauf zurück zu gehen haben, dass jede Triebes-Erfüllung Genuss bereitet, dass die Genussmomente aber verschieden vertheilt sind je nach der Beanlagung, der wiederum die Triebe entsprechen. Das Genussmoment, z. B. welches dem Mann in der Schönheit (des Weibes) zu Theil wird, ist für das Weib jedenfalls von viel geringerer Bedeutung, kann sich ihm auch ganz entziehen.

Wenn wir eine solche Analyse, beziehungsweise Sonderung der einzelnen Eindrücke, von denen das Geniessen abhängig ist, vornehmen und sie ihrer Natur nach classifiziren, so dürfte sich folgende Eintheilung als zutreffend ergeben, um einerseits das Wesentliche herauszuheben und andererseits die Uebersicht zu ermöglichen. Ich beziehe mich dabei, um nicht Gesagtes zu wiederholen, auf die bisher von mir gemachten Ausführungen zurück. Es lässt sich unterscheiden als für sich bestehend, ein rein sensueller, von den betreffenden Organen, Erregung derselben durch Blutandrang u. s. w. ausstrahlender Genuss. Zu ihm kann sich gesellen 2. ein spezifisch sinnengeistiger Genuss, (sit venia verbo!), in dessen Mittelpunkt das Bewusstsein der Kraftentfaltung in dem oben entwickelten Sinne steht, 3. ein ästhetischer, dessen Mittelpunkt die Schönheit bildet und 4. ein herzlicher, vermittelt durch den engsten Zusammenhang mit einer ihrem ganzem Wesen nach dem oder der Liebenden sympathischen, herzlich umfassten Person. Es ist nun ohne Weiteres nach dieser Uebersicht ersichtlich, dass nach dem oben Gesagten der Sexual-Verkehr für den Mann sich niemals auf 1 beschränken kann, sondern stets 2 und 3 — wenn auch in den verschiedensten Abstufungen der Stärkegrade — mit umfassen wird, dass für ihn also eine absolute Beschränkung auf 1 nicht stattfinden wird, selbst wenn ihm 4 entgehen sollte. Dagegen kann die Beschränkung auf 1 beim Weibe, dem 2 und 3 entgehen, der Möglichkeit nach eintreten und sie wird dann jedesmal zur Thatsache werden, wenn ihr 4 nicht zu Theil wird. Angenommen nun, — es ist das einstweilen nur eine Annahme, die noch weiterhin geprüft werden soll — die Beschränkung auf 1 enthielte eine Erniedrigung, eine Entwerthung des moralischen Selbst, für die schwerlich irgend ein Ersatz auf anderer Seite geboten werden kann, so entstünde die weitere Frage, wie dieser Gefahr — sie darf ja einstweilen als solche bezeichnet werden — dieser Gefahr, die nur für das Weib, nicht für den Mann besteht, vorgebeugt oder entgegen gewirkt werden kann.

Die Gegenwirkung kann nun ausgehen von einem sehr festen Entschluss des Weibes, sich zu bewahren, d. h. nicht dem lediglich sensuellen Moment, dem blossen Sinnenreiz (ohne Neigung) zu erliegen welcher Entschluss, da er mit der anderen Gefahr, dann vielleicht ganz leer auszugehen, verbunden ist, wenn er ganz allein auf sich selbst ruhen soll, von einer innerlich sehr tiefgehenden Erfassung der moralischen Entwerthung und Erniedrigung, die in solchem Act liegt, getragen sein müsste. Wo das nicht der Fall ist, würde die Entschliessung in vielen Fällen vielleicht nicht zu Stande kommen, falls nicht ein Anderes zu Hülfe käme. Dies Andere, von dem nun eine zweite, für die Durchschnittszahl der Fälle mächtigere Gegenwirkung ausgeht, ist die Verbindung des bürgerlichen Schimpfes mit der Unehrbarkeit. Die Unehrbarkeit umfasst, nach der im bürgerlichen Moralcodex acceptirten Bedeutung, den Geschlechtsumgang des Mädchens vor der Ehe und den Geschlechtsumgang der Frau innerhalb der Ehe mit einem anderen als dem Gatten. Indem

Digitized by Google

sie diese beiden modi vervehmt, trifft die In-Achterklärung der sogenannten Unehrbarkeit zwar unter Umstanden auch die Neigung, — nämlich eine solche, die in den Fällen entsteht, die für sie als illegitim und unerlaubt gelten — aber sie beseitigt implicite unter allen Umständen auch die hauptsächlichste Gefahr, dass das Weib dem bloss sensuellen Motiv, ohne innere Herzensneigung, folge*), da sie dem Mädchen wie der Frau alle Gelegenheit dazu abschneidet. Sie wirkt also in dieser Richtung prohibitiv und zwar, indem sie ein Spiessruthenlaufen der öffentlichen Meinung einsetzt, in der wirksamsten Weise.

Man denke sich dies Spiessruthenlaufen hinweggeräumt, indem die ganzen Anschauungen über diese Verhältnisse eine Wandelung erlitten, man denke sich, dass statt der Ehrbarkeit als Ehrensache, die es zu erfüllen gilt — auch auf die Gefahr hin des Ausschlusses von der Erfüllung der Geschlechtsbestimmung — auch dem weiblichen Theil ein frisch-fromm-fröhlicher Eifer im sexuellen Verkehr, um Organe und Anlagen nicht verkümmern zu lassen, als Evangelium des Naturtriebes gepredigt würde, man denke sich diese Einwirkung auf ein junges Weib im Stadium der grössten geschlechtlichen Begehrlichkeit, so ist doch wohl so viel zuzugeben, dass der derart ausgestreute Same auf einen sehr fruchtbaren Boden fallen würde. Und es ist ferner zuzugeben, dass eine in diesem Sinn geweckte und erwachte Begehrlichkeit auf die persönliche Herzensneigung, die ja ohnehin oft nur schwer oder gar nicht zu beschaffen ist, sicher nicht erst lange warten, sondern sich frischweg mit dem Ersten Besten, der zu haben wäre, begnügen, das heisst also, dass sie rein dem sensuellen Motiv „ohne Ansehen der Person" huldigen würde.

Wäre das nun aber wirklich das unter allen Umständen zu Vermeidende? Ich lasse mir auch diesen Einwurf machen, weil ich in meiner Untersuchung keine moralisch als selbstverständlich erachteten Axiome einzuführen wünsche, die es vielleicht nur für einen Theil sind, während Andere in dieser Zeit der allgemeinen Bestreitbarkeit sie wiederum bestreiten. Wenn das Naturgebot der Sexual-Befriedigung so hoch, beinahe an die Spitze aller Gebote gestellt wird,**) so ist es schliesslich nicht unlogisch der totalen Verneinung die bedingungsweise — welcher Art auch die Bedingung sei — Bejahung vorzuziehen d. h. auf den vorliegenden Fall angewandt einer Praxis der grössten Ungebundenheit in der Befriedigung immer noch den Vorzug zu geben vor einer Gebundenheit — auch die Auffassung einer Unentbehrlichkeit der Herzensneigung zum geschlechtlichen Act ist ja schliesslich eine solche Gebundenheit — die unter Umständen die völlige Entsagung für den weiblichen Theil nach sich ziehen kann. Dazu kommt noch, um diese Auffassung zu verstärken, die Geneigtheit, in dem der Unehrbarkeit für das Weib aufgeprägten Schimpf nur einen im Interesse des Mannes geübten Gewaltact, also eine Vergewaltigung des Weibes durch ihrem „Herrn" zu erblicken. Mir ist es demgegenüber um den Nachweis zu thun, dass des Weibes eigenes Empfinden dabei sehr stark mitbetheiligt ist, so stark, dass von einer vom Standpunkt des „Vaterrechts" ihr aufgedrängten und durch die Jahrhunderten vererbten Zwangsleistung, der sie sich stumm leidend fügt, kaum noch die Rede sein kann. Bei diesem Nachweis wünsche ich mich gar nicht sehr hoch zu versteigen, denn es kommt mir eben darauf an, dass nicht das Weib der Elite, sondern das ewig-Weibliche,

*) Werden denn aber „Geldheirathen" nicht auch meistens ohne Neigung geschlossen? Zunächst werden Geldheirathen meistens von der männlichen Seite in Angriff genommen; für diese aber bleiben, wie bereits hervorgehoben, selbst wenn die Neigung nicht vorhanden ist, noch die Genussmomente der Kraftentfaltung und Schönheit (2 und 3) bestehen. Die hier betrachtete Situation, die für das Weib entstehen kann, wenn sie auf die Neigung verzichtet, ist also ohnehin nicht vorhanden. Das Weib aber, wenn es sich in der Geldheirath einmal völlig ohne persönliche Neigung hingiebt, was übrigens nur sehr selten vorkommen dürfte, verhält sich alsdann doch nur passiv, während es, wenn es das sensuelle Motiv als Panier erhebt, sich bethätigt. Erst dann ist also eine That von ihrer Seite vorhanden.

**) „Der Verkehr der beiden Geschlechter ist ein Gebot der Natur und dessen Erfüllung eine der wichtigsten Pflichten des Lebenszwecks" (Bebel a. a. O. p. 43.)

Digitized by Google

d. h. das einfachste grundzüglich-Weibliche zu Worte kommt. Wenn Laura Marholm in der geistreichen Skizze „Wir Frauen und unsere Dichter"*) einmal von Paul Heyse sagt: „er lehrte mich das Wachen über meine Intaktheit zu keinem anderen Zweck als um intakt zu bleiben," und an einer anderen Stelle von dem verfeinerten, differenzirten, vornehm kultivirten Weib spricht, das „das Lebenswissen und die Lebenseinsicht der vielreisenden Kosmopoliten erworben hat und sich nur wenig Illusionen macht:" „es war keusch, aber nicht aus Frömmigkeit oder Pflicht oder Kälte, sondern aus einem feinen Ichkultus, der das Unreine verabscheut wie den körperlichen Schmutz", so ist mir das das einemal zu wenig und das anderemal zu unbestimmt und gleichzeitig zu — — hoch. Zu wenig ist mir die Intactheit um der Intactheit willen, denn dies bleibt eine völlig leere Bestimmung, wenn nicht ein tieferer Sinn hineingelegt und nachgewiesen wird, und zu unbestimmt und auch zu exclusiv das Andere, denn das „Unreine" ist zunächst nur ein begriffloses Wort, ein blosser Gefühlslaut und die Verschmelzung der „Keuschheit" mit dem höher cultivirten Weib streift dies Capitel in seine tieferen Wesenhaftigkeit aus dem Besitz aller noch nicht „differenzirten" weiblichen Elemente, also der grossen Masse heraus, da diese nur aus „Frömmigkeit, Pflicht oder Kälte" keusch sei. Mir scheint, dass die Sachlage doch wesentlich verschieden hiervon aufzufassen ist.

Es handelt sich zunächst also darum, den sexuellen Verkehr ohne spezielles tieferes Herzensmotiv — zu dem, wie nachgewiesen, das Weib durch die Evangelisten des Naturbetriebes gedrängt werden könnte — vom Standpunkt des Weibes aus zu untersuchen, festzustellen, ob nicht, auch wenn man Frömmigkeit, Pflicht und Kälte als Motive streicht, so dass nichts als der „feine Ichkultus" übrig bliebe, dieser sich nicht in einfachere, ursprüngliche Elemente des Empfindens auflösen lässt. Die Vertheidiger einer Freiheit im Geschlechtsverkehr quand même könnten ja allerdings alles Gewicht auf die Unnatur des gänzlichen Leerausgehens verlegen und thun dies auch, aber sie übersehen alsdann, dass je weiter das Persönliche der Neigung als seelischer Hebel für den Geschlechtsverkehr zurückgedrängt wird, um so grösser sich wieder auf der anderen Seite die Unnatur gestaltet, so dass hier Unnatur gegen Unnatur zu stehen kommt. Die Neigung ist in diesem Fall keine blosse angenehme Zugabe, auch nicht etwa ein Adels-Diplom einer vornehmen Natur, sondern sie ist grade für das Weib die absolute Consequenz ihrer natürlichen, ihrer Geschlechts-Stellung und ein darin wurzelndes so dringendes inneres Begehren, dass es bei jeder einigermassen normalen Natur unter allen Umständen den natürlichen Ausgangspunkt ihres Empfindens bildet. Allerdings kann sie von diesem Ausgangspunkt verdrängt werden.

Der ganze Gefühlsgang des Weibes in der ihr erwachsenden Aufgabe, sich mit der Geschlechtsliebe auseinander zu setzen, schlägt in schärferer Bedeutung als es beim Manne der Fall ist die Richtung auf das Persönliche ihres geschlechtlichen Gegenüber ein. Und grade weil von diesem die Schönheit nicht vorwiegend verkörpert wird, weil diese also zum secundären Moment wird, dem das Weib am Manne weniger nachfragt, tritt das Gesammtpersönliche — Wesen und Character und in diesem wieder Kraft und Tüchtigkeit — an die erste Stelle. Es geschieht das aber auch noch aus einem anderen und wesentlicheren Grunde und das ist der vorher schon berührte Punkt, dass das Mädchen weniger (geschlechtlichen) Drang zum andern Geschlecht hat als umgekehrt. Eben weil das durchschnittlich richtig ist, weil dasselbe mehr verlangt wird, weil es sich zunächst suchen und umwerben lässt, statt selbst zu begehren (ich meine immer im geschlechtlichen Sinne), eben desshalb gestaltet sich das Verhältniss für sie, für ihre Auffassung und Empfinden so, dass sie gewissermassen vor einem ihr zugemutheten Opfer zu stehen kommt. Und wie sehr schliesslich auch dies Opfer, aus Herzensmotiven und erwachter Sinnlichkeit, von ihr selbst begehrt wird, wie wenig sie auch nachdem die Neigung einmal von ihr Besitz ergriffen, darauf verzichten möchte,

*) Monatsschrift: Die Frau December 1893.

Digitized by Google

so ist sie doch immer diejenige, — namentlich verglichen mit dem Manne — die vorzugsweise an ein Opfer gemahnt wird. In den Jubelchor erfüllter Herzenswünsche und schmachtenden Sinnenverlangens, dem Gewähr winkt, drängt sich ein Seufzer, welcher der défloration, der Entblätterung ihrer Blüthe, gilt.

An dieses auf weiblicher Seite nicht zu bannende Opfergefühl knüpft nun im ungezwungensten, unvermeidlichsten Zusammenhang die Bedeutung des Persönlichen für den geschlechtlichen Umgang an. Wer mir ein Opfer abverlangt, wem ich es bewillige, ein Opfer von höchster Bedeutung, weil meine ganze Person darin ein und aufgeht, muss meinem Herzen nahe stehen — sonst ist dies Opfer sinnlos, ja unmöglich, unnatürlich und desshalb empörend. Von diesem Gesichtspunkt des primitiven geschlechtlichen Empfindens aus erscheint dem Weib das Hingeben ohne Neigung abscheulich. Von demselben Gesichtspunkt aus vollzieht oder erleichtert es sich aber auch den Uebergang zu der Bewahrung der Treue, selbst wo ihr gegenüber das Gleiche nicht geübt wird. Es ist meiner Ansicht nach eine ganz besonders rohe Auffassung hierin nichts als wie vorwiegend die Zuchtruthe und die männliche Faust zu erblicken, von deren ungebührlichen Joch befreit die Frau sich ganz anders und zwar mit Recht einrichten würde. Als ob nicht die Frau selbst es wäre, die denjenigen, dem sie sich opfert, eben dadurch, dass sie es thut, so auszeichnet, dass sie ihn über alle Anderen stellt. Und als ob es nicht nahe läge, dass sie aus eben diesem Gefühl heraus ihm immer treu bleibt und selbst dann, wenn er von ihr abfallen sollte, da sie darin nur sich selbst treu bleibt. Des Mannes Stellung ist in allem diesen völlig abweichend von der Stellung des Weibes. Denn nur sie giebt, indem sie bewilligt, was er begehrt, die höchste einzigste Auszeichnung fort, die sie ertheilen kann — sie kann ihre unberührte Blüthe nur einmal und nur Einem geben, der eben dadurch zu einem Einzigen für sie wird. Das soll natürlich nicht soviel heissen, als dass das Weib schon gewissermassen durch seine einmal gewährte Neigung unter allen Umständen Treue zu halten verpflichtet sei, was vielmehr nur aus der Natur des einzelnen Falls heraus beurtheilt werden kann, aber doch soviel, dass es zu verstehen ist, wenn dies geschieht, auch ohne dass man für dies Verständniss auf eine vom Manne auferlegte Zwangsleistung oder auf „Frömmigkeit oder Pflicht oder Kälte," was nicht viel höheren Werth besitzt, zurück zu greifen braucht.

Auch hat, was ich hier als natürliches Motiv des Weibes gegen ein Beiseitesetzen der Neigung, dagegen also, dass es dem Gebot des Naturtriebes im Sinne der Freiheit im Geschlechts-Verkehr unbedenklich folge, wenn auch dabei der Neigung zu einer bestimmten Person nur wenig nachgefragt wird, — es hat das nur wenig oder gar nichts mit einem sublimirten „Ichkultus" zu thun. Vielmehr habe ich mich hier nur an die simpelsten Gefühle und Eindrücke gehalten, die wohl im verfeinerten Geisteszustand intensiver und schwungvoller auftreten und empfunden werden, aber auch im uncultivirten ihr Heimathsrecht besitzen und behaupten — oft grade da mit dem ganzen Nachdruck des einfachen Empfindens. Aber allerdings was aus dem Gefühl der Unnatur ursprünglich zurück gewiesen wird, kann auch aus dem Gefühl einer anderen Unnatur — nämlich der vollständigen Entbehrung in geschlechtlicher Beziehung — wiederum trotzdem als Nothbehelf acceptirt und schliesslich, nachdem eine gewisse Verderbniss eingetreten, wohl gar noch schmackhaft befunden werden. Es ist das etwa die Lage verschmachtender Seeleute, die von der Unnatur des Verhungerns bedrängt, zu der Unnatur, sich am Leibe eines der Ihrigen zu ersättigen, greifen. Was hier als Ergebniss einer äussersten Bedrängniss zu Tage tritt, wird immer verabscheuenswerth — im äusserst gesteigerten Wortsinn „unrein" — wenn auch unter dem Druck der erliegenden Menschlichkeit vielleicht begreiflich erscheinen.

Ich habe mich bisher nachzuweisen bemüht, einerseits, dass die Unterschiede der beiden Geschlechter in Allem, was das Kapitel der sexuellen Beziehungen angeht, so ausserordentlich wesentliche und tiefgreifende sind, dass

Digitized by Google

von einer einheitlichen Schablone für Beurtheilung und Abmessung derselben gar keine Rede sein kann, andererseits, dass der angestrebte freie Geschlechtsverkehr in seiner nahen Beziehung zu einem geschlechtlichen Verkehrsfuss, der nur noch das rein sensuelle Genussmoment (oder eine allerdings persönliche, aber nur darauf gerichtete Passion für den Mann) zum Ausgangspunkt nimmt, die Gefahr einer äussersten Degradation des Weibes in sich schliesst, endlich, dass die sogenannte Ehrbarkeit in dem Sinn der von der bürgerlichen Moral unter allen Umständen geforderten ehelichen Treue gegen den Gatten*) in einem tieferen Sinne als dem einer stumpfen Gehorsamsleistung gegen ein auferlegtes Gebet aufgefasst werden kann. Zu dem in dieser Beziehung von mir bereits Erwähnten tritt noch ein anderer Umstand hinzu, der gewissermassen etwas Privatrechtliches auf Seiten des Mannes erstehen lässt und dasselbe hineinmengt. Geht man auf das ursprünglichste, wesentlich gleichartige und doch auch sofort wesentlich verschiedene Wege einschlagende Verhältniss von Mann und Weib zurück, so ist es dies: beide Geschlechter wollen sich (wie übrigens jedes andere Geschöpf) ihrer Kraft bewusst sein. Der Mann aber versteht darunter, seiner Natur und Anlage gemäss, Wirkungskraft, das Weib seine Anziehungskraft. Das unumstössliche „Nichtsitzenbleiben-Wollen" des Weibes bedeutet zunächst nur, dass es zur Constatirung seiner persönlichen Anziehungskraft von Jemandem ausgezeichnet sein, dass es Jemanden fesseln möchte. Dieser Jemand kann selbstverständlich — auch ganz abgesehen von dem seine Stimme ebenfalls erhebenden geschlechtlichen Moment — nur ein Mann sein, da nur dieser in der Geschlechtsphase geneigt und befähigt ist dem Persönlichen den verschwenderischsten Weihrauch zu streuen. Stärker, also für ihr Bewusstsein am befriedigendsten, kann das Weib den Mann nicht fesseln als wenn sie erlebt, dass er sich ihr dauernd verschreibt, indem sie ihm das bewilligt, was er begehrt. Dadurch entsteht ein Verhältniss von Leistung und Gegenleistung, wobei ich natürlich, um dies Verhältniss rein herauszuschälen, von allen Zuthaten des ächten Liebesgefühls, das an derartiges nicht denkt, absehe. Diese Leistung und Gegenleistung besteht darin, dass sie sich ihm für's Leben ergiebt, ohne von da ab einen Anderen zu berücksichtigen, während er sich entschliesst und Willens ist sie Zeitlebens auf seinen starken Armen durch's Leben zu tragen. Sie hat gewissermassen einen Unterthan erworben, der ihr dient, aber der wie jeder Unterthan auch wieder auf das ihm eingeräumte Privileg besteht. Von der Anmassung eines „Herrenrechts" kann dabei um so weniger die Rede sein, als der „Herr" sich ja selbst durch Uebernahme einer bestimmten Verpflichtung auf Lebensdauer seiner Unabhängigkeit begeben hat.

Was schliesslich noch den Unterschied zwischen den sogenamnten „grossen Seelen" betrifft und denen, „die keine sind und keine werden konnten", einen Unterschied, dem B. keine Geltung für die Praxis d. h. für die ihnen zustehenden Freiheiten zugestehen will, so lässt sich hierüber wohl nur soviel sagen, dass im Allgemeinen ein nothwendig entstehender, durch die Natur des Empfängers bedingter Missbrauch der Freiheit diesselbe als wenig zweckmässig angebracht erscheinen lässt. Wenn die kleinen Seelen zum Missbrauch neigen, die grossen sich darüber erheben können, so ist es unmöglich sie unter eine Regel zu stellen. Schon bei dem oben betrachteten Fall der ab-

*) Die andere Seite der bürgerlichen Ehrbarkeit, die Vermeidung des Geschlechtsumgangs vor der Ehe, hat in der That sehr viel weniger tiefgehende Bedeutung. Sie ist mehr eine Sache der Etiquette, der Haltung, des Anstands als eines wesentlichen Princips. Daher sie denn auch viel mehr Bedeutung in den höheren Gesellschaftsklassen als in den niederen besitzt. Dem Mädchen niederen Standes gilt es vor Allem als Ehrenpunkt „einen Schatz" zu besitzen und sie fragt bei aller Ehrbarkeit, die sie in der Ehe bewahrt, dem Anderen nicht gar viel nach, wenn es nur der „Schatz" ist, mit dem sie sich einlässt. Dem jungen Mädchen vom Stande ist aber die Intactheit selbst Princip, dem sie nichts vergeben darf, weil sie dadurch ihre Haltung einbüssen würde. Die strenge Innehaltung dessen, was als „schicklich" gilt, an die sie überall gebunden ist, verbietet es ihr.

Digitized by Google

gleitenden Scala von dem Geschlechtsverkehr nach freier, aber voller Neigung und Verzicht, wenn diesem nicht genügt wird, zu dem Geschlechtsverkehr mit schwindender Neigung trifft das zu. Bestünde das ganze weibliche Geschlecht aus so grossen oder reinen Seelen, dass eine Gefahr sich in dieser Beziehung weiter zu verirren, in Wahrheit nie vorhanden wäre, so fiele ja schon ein Hauptbedenken weg. Da das aber nur Fantasien sind, so ist wohl der Grundsatz festzuhalten, dass diejenige Regel, die auf $^7/_8$ passt, auf $^1/_8$ aber nicht, derjenigen vorzuziehen ist, die auf $^1/_8$ passt, auf $^7/_8$ aber nicht. Dann sind aber auch Ausnahmen von der Regel unvermeidlich.

Das Facit dieser möglichst unparteiischen Betrachtungen, die ich hiermit schliesse, ist, dass weder die „Zwangsehe" ganz so brutal und sinnlos naturwidrig ist wie sie dargestellt wird noch der freie Geschlechtsverkehr ganz so ideal und sinnvoll und naturrein, wie er gerühmt wird. Es genügt mir wenn ich dafür einige Gründe, die der Beachtung werth sein dürften, habe geltend machen können. Und es möge mir schliesslich gestattet sein, daran zu erinnern, dass die neue Gesellschaft, wenn sie einmal da ist, jedenfalls die Bestimmung haben sollte Naturgesetze nicht aufzuheben, sondern sie völliger als bisher zu erfüllen. Eins dieser Gesetze aber, welches ich auf der gegnerischen Seite völlig ausser Acht gelassen finde, welches nicht die Spruchweisheit der Römer erfunden, sondern die Natur selbst dictirt hat, lautet: Quod licet Jovi, non licet bovi.

# VON AUSLÄNDISCHER LITTERATUR.

VON

Dr. ROBERT SAITSCHICK.

## I.

Wenn die tiefere psychologische Auffassung nicht von selbst in den Roman eingedrungen wäre, so läge es jedenfalls im Interesse dieser Dichtungsart, sie neu einzuführen. Der alte Roman mit seiner allzuthatsächlichen, ins Aeussere verlegten Erzählung der Begebenheiten, mag dieselbe noch so treu gestaltet sein, hat sich schon deshalb überlebt, weil er unser Bedürfniss nach künstlerischer Erregung nicht befriedigt und langweilig wurde. Die Begebenheiten, auf die sich die gewöhnliche Fabel eines Romans aufbaut, sind im Grunde auf eine einfache Zusammensetzung von immer denselben Bestandtheilen zurückzuführen, so dass, käme nicht das tiefere Eindringen der schöpferischen Persönlichkeit hinzu, die Fabel eines Romans sich als eine mechanische Wiederholung ins Unendliche gestalten müsste. Die Wahrheit in der Erzählung, welcher der Realismus zu ihrem unbeschränkten Rechte verholfen hat, verlangte eine Ergänzung in der künstlerischen Echtheit der Erzählung. Die äussere Wahrheit musste durch die innere, persönliche Wahrheit erweitert und vertieft werden.

Diese innere Wahrheit ist nichts anderes, als das schöpferische unbegrenzte Walten des ahnenden Geistes. Die Haupterrungenschaft der neuesten Dichtung gegenüber der eng realistischen und naturalistischen besteht eben

Digitized by Google

in der künstlerischen Tiefe. Eines der Merkmale des neuesten Litteraturgeistes ist Knappheit; wir ahnen jetzt mehr und reden weniger. Diese Knappheit hat sich aus den neuentdeckten Tiefen nur allmählich hervorgerungen. Der treffende, tiefdringende Blick der gedrängten Seelenschilderung steht jetzt als erworbene charakteristische Thatsache da, mit der nur diejenigen nicht rechnen wollen, an deren Rechnung der neuesten Dichtung sehr wenig liegen kann.

Psychologie und Kunst — dass sind die Vorstellungen, in denen alle sich scheinbar widerstrebenden Strömungen des neuesten Litteraturgeistes ihren Ausdruck finden. Der Realismus ist in den Begriff Psychologie übergegangen. Wird die Seele des Dichters und Schilderers wirklich von dem Gegenstande seiner Schilderung tief erregt, so wird die Schilderung wahr und noch mehr als wahr sein. Der echte Künstler ist immer wahr und zugleich mehr als Realist. Die künstlerische Tiefe verträgt keine Ausdehnung und Breite. Dostojewski, der breit war, ist der genialste Seelenkenner, aber mehr künstlerische Knappheit — und er wäre auch einer der genialsten Künstler. Zola der ein breiter, stellenweise auch grandioser Thatsachenschilderer ist, hat zu wenig Tiefe, um ein echter Künstler zu sein. Wo er es wirklich zu sein scheint, ist er es trotz seiner Kunstauffassung und gleichsam trotz seinem harten mechanisirenden Naturell. Auch die Kunst von Alphonse Daudet würde an Echtheit gewinnen, wenn sie etwas tiefer wäre. In der Sittenschilderung „La petite paroisse“*) bemüht sich Daudet das Problem des Lebens tiefer zu erfassen. Darin besteht der eigentliche Reiz seines letzten Werkes. Aber die Darstellung ist darin nicht gleichmässig. Neben ganz originellen Stellen finden sich auch solche, die banal zu nennen wären, hätte Daudet nicht die grosse Fähigkeit, die gewöhnlichsten Dinge schön zu sagen. Die Fabel in „La petite paroisse“ bietet nichts neues. Die Eifersucht des Mannes auf die ihm untreu gewordene Frau hat hier nur einen etwas tieferen und individuellen Zusammenhang. Aber Daudet ist immer wahr, besonders wenn er die Wirklichkeit und sich selbst wiederholt, schöpferisch ist er in seinem letzten Werke nur stellenweise. Auch schildert er in „La petite paroisse“ nicht mit allzugrosser Freiheit, aber immer sicher. Die Sprache ist hier scharf geprägt und besteht aus biederen Wendungen. Dass die Ausspinnung der Fabel gebrochen und stossweise vor sich geht, wäre vielleicht bei einem anderen kein Fehler, bei einem Dichter wie Daudet ist sie nicht natürlich.

Die Charaktere sind in „La petite paroisse“ mehr Skizzen als ganze Charakterköpfe. Dass sie alle ohne Ausnahme mit der grössten Wahrheit entworfen sind, braucht einem grossen Dichter nicht als etwas Ausserordentliches nachgerühmt zu werden. Der knapp gehaltene Hintergrund hängt aufs engste mit den sich darauf erhebenden Gestalten zusammen. Darin liegt das künstlerische von Daudets letzten Werke. Sehr originell erfasst und besser als alle anderen entworfen ist der jugendliche Fürst und Verführer, dessen Selbstschilderung in den Aufzeichnungen seines Tagebuches eigenthümlich und köstlich ist. Solche junge Greise, die niemals jung waren, um alt werden zu können, sind ein abschreckender Typus unserer jüngsten Zeit. Werther, René, Adolphe und andere „Kinder des Jahrhunderts“ waren zu ihrer Lebensauffassung durch tiefe verheerende Leidenschaften hindurchgegangen, ihr Charakter blieb immer edel, sie waren gefallene Engel. Daudets junger Greis, der im Alter von siebzehn Jahren am Baume der Erkenntniss mit cynischer Gleichgültigkeit Alles abgeschüttelt hat, was abzuschütteln war, ist gefallen, ehe er noch Zeit hatte, Engel zu sein. Darin liegt das Abschreckende dieser Gestalt. Ist sie nun möglich, fragt man sich theils mit Angst und theils mit wehmüthiger Neugier. Aber Daudet schildert diese Gestalt mit solcher Wahrheit, dass man sich sagen muss, sie sei ohne Zweifel aus der letzten Lebenswirklichkeit genommen.

Die Eifersucht, diese verheerende und schreckliche innere Thatsache, die sehr alt ist, aber in jedem Zeitalter verschiedene Formen anzunehmen scheint,

*) Paris, Lemerre, 1895.

Digitized by Google

wird besonders in der letzten Zeit von vielen Dichtern geschildert, aber nur von wenigen ergründet. Woher kommt diese Leidenschaft, aus welchen Zusammenhängen entwickelt sie sich, ist sie im Gefühle der Liebe begründet, oder hat sie mit dem eigentlichen Gefühle der Liebe nichts gemein? Was ist aber dann das Gefühl der Liebe? Daudet meint, die Eifersucht gehöre nicht zur Liebe und sei eine selbständige Empfindung ausserhalb des echten Gefühles der Liebe, denn, während die Liebe in allen Welttheilen sich gleich bleibe, unterscheide sich die Eifersucht des Orientalen von unserer Eifersucht wesentlich.

Aber im Grunde handelt es sich nicht darum, ob die Eifersucht im Gefühle der Liebe selbst begründet sei, denn so weit können psychische Thatsachen nicht festgestellt werden, sondern ob sie das Gefühl der Liebe mit Naturnothwendigkeit begleiten muss, oder nicht, d. h.: kann man sich einen Menschen denken, der ein Weib echt lieben und dabei, unter sich einstellenden Umständen, es zu lieben fortfahren kann, ohne eifersüchtig zu werden? So gestellt könnte die Frage leichter eine Antwort haben. Selbstverständlich giebt es auch verschiedene Formen der Eifersucht. Einheitliche, nicht innerlich vertiefte, praktisch sich bethätigende Naturen kennen die Eifersucht auf die Gegenwart, zur Reflexion neigende Charaktere werden von der Eifersucht auf die Vergangenheit noch mehr als von der Eifersucht auf die Gegenwart geplagt.

Die Eifersucht ist ohne Zweifel Naturanlage, die jedoch durch einen festen und bewussten Willensakt überwunden werden kann. Wenn die Liebe, wie es Daudet bemerkt, ein Zweikampf ohne Waffen und ohne Zeugen ist, so erscheint die Eifersucht jedenfalls als eine sehr schlechte Waffe, die noch die Eigenschaft hat, dem Zweikampfe Zeugen zuzuführen.

Dass die Liebe ein Zweikampf ist, das allein könnte schon die Eifersucht erklären. Der Mensch ist aber auch fähig, sich in eine Sphäre zu erheben, wo die Liebe für ihn den Charakter des Zweikampfes verliert, dann wird auch die Eifersucht überwunden. Jedenfalls lässt sich auch die Eifersucht nur im Zusammenhange mit der tieferen Liebe denken, denn der ganz oberflächliche Mensch ist, wenn er überhaupt noch eifersüchtig sein kann, auch in der Eifersucht oberflächlich.

Paul Hervieu hat in seinem Roman „L'Armature“ *) die oberflächliche Liebe, wie sie aus den Verhältnissen der oberen Stände hervorgeht, sehr eindringlich geschildert. Wo das Geld und der äusserliche Glanz den ganzen hohlgewordenen Menschen in Anspruch nimmt, hört man überhaupt auf, starke und unmittelbare Gefühle zu haben. Ein echtes und aufrichtiges Gefühl kann nicht aufkommen, wo man die Aufrichtigkeit als Verstoss gegen das heiligste Gesetz der Etiquette auffasst. Hier liebt man den Menschen ebensowenig wie das bewusste und vernünftige Leben. Der beständige Müssiggang oder der Müssiggang, der sich hinter ungesunder und unfruchtbarer Arbeit versteckt, ruft hier bloss ein launenhaftes Bedürfniss nach Zerstreuung hervor. Die Ueberzeugung, dass Geld Alles und der Besitz des Geldes der einzige Zweck des Lebens sei, veranlasst in diesen Kreisen die stärkeren Naturen, alle ihre Kräfte auf diesen Besitz zu richten.

„L'Armature“ ist eine anschauliche Schilderung des französischen Geldadels, die auch als Schilderung des Geldadels überhaupt gelten kann. Paul Hervieu, der eine seltene Kenntniss der von ihm geschilderten Kreise besitzt, ist ziemlich skeptisch gesinnt, um moralische Tendenzen aufdringlich zu verfolgen. Er hat nur in typischen Gestalten die ungesunde, zersetzende Wirkung der kapitalistischen Macht zeigen wollen. Der Baron Safre und die Mitglieder seiner Familie sind wirklich typisch. Diese Familie, die Dank ihren unzähligen Millionen, in verwandschaftliche Beziehungen zu dem alten französischen Adel getreten ist, wird von Hervieu in einer Reihe höchst anschaulicher Einzelporträts auf einem scharf gezeichneten Hintergrund der modernen Sitten

*) Paris, Lemerre, 1895.



Digitized by Google

geschildert. Die morphiumsüchtige Tochter des Barons ist abstossend-getreu charakterisirt. Man frägt sich unwillkürlich, was eine so oberflächliche Modedame von den gewöhnlichsten Cocotten unterscheidet, wenn nicht die Hunderte Tausend Franken, die sie ihrem auf seinen authentischen Adel stolzen Manne als Jahresrente mitgebracht hat, denn sonst wechselt sie ihre Geliebten wie ihre Kleider. Dass sie ihre Geliebten, die allen möglichen Nationen angehören, nicht bei sich zu Hause empfängt, das ist ein weiterer Zug, der sie von der Cocotte unterscheidet. Die Schilderung dieses oberflächlichen Weibes ist meisterhaft, auch alle anderen männlichen und weiblichen Gestalten in „L'Armature" sind aus treuester Beobachtung hervorgegangen.

Hervieu's Talent gehört nicht zu den nuancenreichen, coloristischen Talenten, denen die malerische Gestaltung mehr ist als die Wirklichkeit; für Hervieu ist das reale Leben der Ausgangspunkt, hier findet er die unmittelbaren Anregungen zu seiner scharfen Charakterisirung. Mitunter versteht er er die Schärfe mit psychologischer Tiefe zu versöhnen. Die Schärfe seiner Zeichnung streift an Härte, was auch seiner Sprache etwas hartes verleiht. Sein Stil ist kein fliessender, denn er ist ganz auf die Schärfe der Konturen begründet. Das Verlangen nach einem persönlichen Stil ist bei Hervieu sehr stark. Der allzu offen getragene Wunsch eigenartig zu sein, ist verrätherisch. Er lässt ahnen, dass der Eigenthümlichkeit die Unmittelbarkeit und frische Urwüchsigkeit fehlen. Hervieu's Sprache macht öfters den Eindruck des Gemachten, vielleicht kommt es von der Abwesenheit des malerischen Instinktes, der das Gemachte schön zu machen versteht, wie wir es bei einigen ausgezeichneten französischen Symbolisten sehen. Nur der kann der Sprache einen neuen Schmelz verleihen, dessen Phantasie Schwung und Bewegung besitzt und mehr mit Empfindungen und tiefen Gedanken als Beobachtungen arbeitet.

Die Phantasie Hervieu's ist rein psychologisch, sie ist auf die inneren Thatsachen der Seele in den Beziehungen zu den sie anregenden Thatsachen der Aussenwelt gerichtet. Hervieu's letzte Werke befassen sich ausschliesslich mit dem Leben der höheren Gesellschaftsschichten. Aber er kennt auch andere Menschen. Vielleicht sieht er sich noch einmal gezwungen, zu ihnen zurückzukehren. Ein Seelenkenner und scharfer Beobachter wie Paul Hervieu vermag zwar überall Anregungen zu seinem Schaffen zu finden, aber die Schichten der höheren Gesellschaft sind bereits von so vielen Seiten geschildert worden, dass man immer denselben Gestalten zu begegnen glaubt. Auch sind sie so wenig interessant, diese Menschen! Die Anziehungskraft von Hervieus letzten Schilderungen, wie „Flirt", „Peints par eux-mêmes" und „L'Armature", liegt weit weniger im Stoffe selbst, als in der zurückgehaltenen, scharfen Ironie, die unmerklich die ganze Erzählung durchdringt. Dadurch unterscheidet sich Hervieu von Marcel Prévost, der mit seiner Tendenz oben zu erscheinen pflegt, während Hervieu seine scharfe Ironie unten zu verbergen sucht. Er hat fast gar kein Mitleid mit seinen Gestalten, was einigen mit dramatischer Schärfe gestalteten Scenen seines letzten Romans eine seltsame Härte verleiht.

Das neueste Buch von Marcel Prévost: „Notre compagne"*) befasst sich gleich allen seinen früheren Werken nur mit Frauen. Prévost hat das französische Weib in allen Schichten der Gesellschaft beobachtet, theils mit der Neugierde eines mystischen Don Juans, theils mit dem Mitleid eines Skeptikers, der den Beruf eines katholischen Beichtvaters nicht ohne Bedauern aufgegeben hat. Er wurde von den Jesuiten, bei denen er in die Schule ging, in die Dialektik der Sünde eingeweiht; in der Schule der Liebe, wo er sich vielleicht länger aufhielt, als es nothwendig erscheinen konnte, wurde er mit dem Character des Weibes wie nur wenige vertraut. Ausserhalb der Liebe will er die Frau nicht kennen. Die Liebe ist für ihn die einzige Offenbarung des Frauencharakters, die ausschliessliche Beschäftigung und der einzige Beruf des Weibes.

In seiner neuesten Novellensammlung hat der Verfasser von „Les Demi-

*) Paris, Lemerre, 1895.

Digitized by Google

vierges" mit viel Colorit und nicht ohne Humor zwanzig Bilder von „unserer Gefährtin" entworfen, vom unschuldig liebenden Backfisch an bis zur grossstädtischen Cocotte. Er besitzt die Kunst, die weibliche Seele im Négligé zu zeigen, ohne dass die Frauen ihm das übel nehmen könnten. Hüllen und Decken hält er für überflüssig. Da er die Seele unverhüllt zeigt, so nimmt er auch keinen Anstand, den Körper in schöner Nacktheit hinzustellen. Er spricht von Dingen, die man gewöhnlich nur andeutet, mit einer Freiheit, die ihm etwas selbstverständliches ist. Wenn sich die plastischen Künste das Nackte erlauben, warum soll sich die psychologische Schilderung das versagen — so scheint sich Prévost zu denken und erlaubt sich noch mehr als die plastischen Künste. Er glaubt, dass man Alles sagen kann, wenn man es nur schön zu sagen versteht. Man hat dann die Frauen für sich, und die Männer sind ja dort, wo die Frauen sind. Man muss nur liebenswürdig sein, und man ist es, wenn man sich, gleich Prévost, lange in der nächsten Nähe des schönen Geschlechts befand.

Die „Contes" von Lafontaine sind zu rauh, um liebenswürdig zu sein, deshalb finden die Männer daran mehr Gefallen als die Frauen. Guy de Maupassant war der erste, der es verstanden hat liebenswürdig in der Wahrheit zu sein, darin liegt die unvergleichliche Kunst seiner Erzählungen. Marcel Prévost möchte an Liebenswürdigkeit auch Maupassant übertreffen. Maupassant war ein echter und scharf und unerbittlich beobachtender Künstler, Prévost ist ein Erzähler, der den erfahrenen Seelsorger nicht verhehlen kann. Er beobachtet scharf, aber eine gewisse mystische Wärme fliesst durch seine Beobachtungen. Seine Sprache ist weicher, liebkosender, einschmeichelnder als die scharf polirte Sprache Maupassant's, auch seine Gestaltungskraft ist weit entfernt von der seltenen Prägung Maupassant's. Er hat mehr Humor als Ironie. Sein Humor kommt von einem Gefühle des Mitleids, in das sich eine gewisse Melancholie mischt, aber er will kein Mitleid erregen. Den Novellen „Les Chemises" und „Monsieur Poivre" fehlt nur eine etwas schärfere Pointe, um an die „Contes" von Maupassant zu erinnern.

In Louis Duchosal hat die Litteratur der französischen Schweiz einen echten und bedeutenden Dichter. Die französische Schweiz hatte eine Anzahl talentvoller Schriftsteller, aber echter Dichter nur wenige. Daran ist ohne Zweifel der protestantisch-calvinistische Geist schuld, der der nutzlosen Poesie keinen Geschmack abgewinnen kann und die Irrgänge eines Dichters nicht verlockend findet.

Louis Duchosal ist nicht nur ein talentvoller Dichter, sondern auch ein Künstler, dessen ganzer Gedankengang mit der neuesten Geistesrichtung eng zusammenhängt. Er stellt neue Forderungen an die Kunst und sucht sie in seinen eigenen Dichtungen zu erfüllen. Ohne sich der symbolistischen Richtung unmittelbar anzuschliessen, hat seine Dichtung viele Berührungspunkte mit dem Symbolismus. Die zwei Bände seiner Gedichte: „Le livre de Thulé" und „Le Rameau d'or" zeugen von einem tiefen Innenleben und von einer echten künstlerischen Begabung. Sie haben einen Zauber des Colorits, der eine berückende Wirkung ausübt. Dabei thut Duchosal der angeborenen Klarheit der französischen Sprache keine Gewalt an, er will die Grenzen der Sprache erweitern, aber er durchbricht sie nicht. Er erinnert mehr an Baudelaire als an Paul Verlaine.

Das in diesem Jahre erschienene Buch Duchosal's „La petite fleur bleue" *) ist eine Sammlung kleiner Skizzen, unter denen einige Turgénjews „Gedichten in Prosa" an die Seite gestellt werden können. Duchosal's Prosa ist reine Poesie. Um eine solche Prosa zu schreiben, muss man eine sehr hohe Vorstellung von der Kunst haben. Jeder Satz in diesen Skizzen ist der Ausdruck eines formvollendeten Bildes, das die malerische Wirkung mit der musikalischen vereinigt. Die plastische Kraft von Duchosal's Phantasie hat

*) Lausanne, Payot, 1895.



Digitized by Google

auch seinem Stil eine plastische Durchsichtigkeit verliehen, die desto bemerkenswerther erscheint, als sie eine Tiefe von Gedankenbildern hindurchblicken lässt.

## II.

François Coppée*) ist vielleicht der populärste unter den französischen Dichtern der Gegenwart. Durch den einfachen, in voller Menschlichkeit sprechenden Inhalt seiner Dichtungen hat er sich die Volksthümlichkeit erworben, durch die künstlerische Form, die er mit dem Selbstbewusstsein des geborenen Meisters dem Stoffe einprägt, bringt er die Feinschmecker zum Schweigen, denn die französische Sprache kann keinen biegsameren, leichteren und wohlklingenderen Vers erfordern als es der Coppées ist. In der Gabe der Form, der freien, ungekünstelten, ohne den geringsten Zwang fliessenden Form liegt Coppées wesentliche Bedeutung als Dichter. Durch diese Gabe vermag er den ersten besten Stoff zu einem poetischen Bilde zu gestalten, denn seine Form ist so edel, sein Vers so geschliffen und ungesucht, dass der Stoff sich von selbst biegt und gestaltet.

Er ist vorzugsweise Erzähler, auch in seinen Versen, in seinen malerischen Genrebildern tritt immer der Erzähler hervor. Dabei ist dieser Erzähler eine empfindsame, erregbare Natur, die von dem Gegenstande seiner Erzählung nicht gleichgültig gelassen wird. Coppée ist hauptsächlich Dichter moderner Stoffe und lässt sich in deren zuweilen tendenziöser Gestaltung nur von der Aufrichtigkeit seines Gefühles leiten. Seine Muse ist ein Kind von Paris, wie er selbst. Es ist von wesentlicher Bedeutung, ob man von Kindheit auf den freien Himmel und die freie Natur vor sich sah, oder das betäubende Pflaster einer Grossstadt. Ein Naturdichter wird sich einen anderen Flecken Erde als Paris zur Geburtsstadt wählen müssen: Auguste Brizeux und André Theuriet haben gut gethan, Paris nur spät kennen gelernt zu haben. Aber auch die Grossstadt hat ihre eigene Poesie, die Poesie der Lebensgegensätze.

Coppée kennt die entlegensten Winkel im Pariser Strassengewirr und beschreibt sein Paris halb mit der Begeisterung eines treuen Sohnes, halb mit dem sehnsüchtigen Gefühle eines treuen Geliebten. Wie schön sind z. B. die Pariser Landschaften in „Une Idylle pendant le siège," in „Le Coucher du soleil" (Contes en prose) oder im Romane „Toute une jeunesse!" Mit Ausnahme etwa seiner Dramen, deren Handlung er in die Vergangenheit zu verlegen gewohnt ist, obschon er auch hier öfters eine entsprechende Belehrung seinen Zeitgenossen geben will, wird er in den meisten seiner Dichtungen von der Gegenwart angeregt. Er besucht eine Schenke in einer entlegenen Pariser Vorstadt, er beobachtet einen halbverkommenen Arbeiter, er hört im Luxembourger Garten dem Liebesgespräche eines Soldaten mit einer Dienstmagd zu, er lässt sich mit dem ersten besten Strassenschlenderer in ein Gespräch ein, er begegnet einem alten mit Reklamen behängten Dienstmann und lässt ihn in einer Kneipe seinen Lebensgang erzählen. Es wird gewöhnlich Abend, wenn Coppée von solchen Spaziergängen nach Hause zurückkehrt; der Himmel und die Sterne, die er über sich in unwandelbarer Ruhe sieht, sprechen seiner empfindsamen Seele von den unerschütterlichen Gesetzen der Natur, während sein Herz voll Mitleid mit den Enterbten ist, von denen jeder unter dem zwecklosen Drucke seines Daseins zu leiden hat. So bilden sich die Eindrücke in Coppées Seele und er schreibt sie mit derselben Unmittelbarkeit nieder, wie sie in ihm entstanden waren. Er kennt

*) Pour la Couronne, drame en cinq actes, en vers, Paris, Lemerre, 1895. Poésies (1864—1890 5 vol., Théâtre (1869—1885) 4 vol., Une Idylle pendant le siège, Contes en prose, Vingt contes nouveaux, Contes rapides, Henriette, Toute une jeunesse (Roman), Longues et Brèves (Nouvelles), Les vrais riches (2 nouvelles), Le Pater, Drame en un acte, 1890, Mon franc parler — 2 vol. (eine Sammlung Tagesartikel), 1893—1894.

Digitized by Google

die Seele der Armen und Verstossenen der Gesellschaft, denn er ging niemals gleichgültig an ihnen vorüber.

„Tout irait beaucoup mieux dans la société
Si le pauvre causait souvent avec le riche" —

ist zwar eine banale Lösung eines der wichtigsten Probleme, aber es schein, doch die Frucht seiner reichen Erfahrung zu sein, die er in den ärmstet Vorstädten von Paris gesammelt hat. Und da er weiss, dass es in den wohln habenden Ständen sehr wenige giebt, die sich zu den Armen herunterlassen um sie zu kennen, so hat er auf sich den Beruf genommen, das Leben, die Kämpfe und Schicksale dieser Armen, dieser kleinen Leute in seinen Gedanken zu schildern. Es ist ein zweifacher Beruf, der Beruf eines Dichters, dem die Anregungen ungesucht zufliessen, aber zugleich der Beruf eines Menschen, der neben dem Vermögen auch das Bedürfniss hat, im Leben dieser einfachen Leute poetische Anregungen zu finden.

Trotz den in seiner Jugend überstandenen Widrigkeiten steht Coppée frei und ungebrochen dem Leben gegenüber. Sein Naturell ist ein ruhiges, seine Seele ist zwar von der unzufriedenen Skepsis berührt worden, aber ihr Kern ist ganz geblieben. Er hat die Fähigkeit, mit Menschen zu leben und ihnen Vieles zu verzeihen. In allen seinen Werken giebt sich Coppée als natürlichen Menschen ohne Ansprüche und ohne weitgehende Wünsche. Er spricht auch von seinen eigenen Schwächen auf die ungesuchteste Weise. Er hat in der epischen Dichtung „Olivier" sich selbst mit der Freiheit eines Dichters geschildert, dessen Charakterschwächen bloss als Ergänzung seiner guten menschlichen Eigenschaften erscheinen. Er gesteht darin, dass seine Seele an der oberflächlichen Sinnenliebe Schaden gelitten hat, denn er naschte an der Liebe herum und fühlte sein Herz immer unbefriedigt. Er hat in „Olivier" die Auffassung der Liebe bedauert, aus welcher seine „Intimités" hervorgegangen waren.

In seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr schrieb er „Intimités", die schönsten Liebesgedichte, die der Pariser Boden je hervorgebracht hat. Es sind beschreibende Gedichte, die hauptsächlich mit der Umgebung des Gefühles sich befassen. Es ist die Liebe der Sinne, die genug Raum der Selbstbeobachtung und der nebensächlichen Betrachtung lässt. Es scheint zuweilen, als ob der Dichter sich selbst in seiner Liebe liebte und später froh war, den vergangenen Augenblick der Empfindung dichterisch zu verarbeiten. Der Dichter von „Intimités" liess über sich die Liebe passiv ergehen und athmete ihren Duft als Einer ein, der sich zum Feinschmecker in Liebessachen heranbilden möchte. Er wartet auf seine Geliebte mit der Ungeduld eines Kindes, dem ein schönes Spielzeug versprochen wird. Er betrachtet den Gegenstand seiner Liebe und sucht sich zu überzeugen, dass dies eben Liebe sei. Ein junger Zweifler, dessen Zweifel mehr aus dem Unvermögen stark zu fühlen als aus dem sich brechenden tieferen Denken kommt, ist der Verfasser von „Intimités" zugleich ein fein veranlagter Mensch, von dem man nicht weiss, ob er die Natur um ihre Ziele, oder ob die Natur ihn um den Zweck seines eigenen Lebens befragt.

Diese ersten Liebesgedichte Coppées sind eines seiner eigenartigsten poetischen Erzeugnisse. In den mehrere Jahre darauf geschriebenen Gedichten „L'Exilée", wie auch in seinen letzten Liebesgedichten „Arrière-Saison", vermochte er nicht mehr diesen feinen und gleichsam sich selbst belauschenden Ton anzuschlagen. Es fehlt in diesen Gedichten die jugendliche Trauer, die ihrer Ursachen noch unbewusst ist und die sich in „Intimités" aus der Sinnenliebe heraus mit solcher Anmuth kundgiebt. In den letzten Liebesgedichten Coppées herrscht eine bewusste Trauer, deren Ursachen erkennbar sind, nicht das ungesucht gefundene Helldunkel, in welches die Liebe sich verbirgt und das über die Empfindung und die Sprache der Gedichte einen unwiderstehlichen Zauber ausbreitet.

Digitized by Google

Coppées Talent kennt nicht den freien, ungehemmten Erguss lyrischer Empfindung, selbst seine lyrischen Gedichte haben in ihrer lyrischen Form einen erzählenden Beigeschmack, man wird gewahr, dass die Seele, aus der sie hervorgingen, von Zweifel angenagt ist und kein unmittelbares, frisches Gefühl beherbergen kann. Diese Seele hat fast gar keine Illusionen, aber sie trauert auch darüber. Darin besteht ihre eigentliche Anziehungskraft. Coppées Seele hat etwas von der angeborenen Anmuth, von der Sehnsucht nach dem Unmittelbaren und Naiven. Er blickt auf sich immer mit dem Gefühle der Trauer über ein verlorenes Leben zurück. Er hat keinen festen Glauben an die Bedeutung des Lebens. Er lässt das Leben über sich so ergehen, wie er die Liebe über sich ergehen lässt. Wenn man von dem Zweifel einmal heimgesucht wird, giebt es keine Rettung in einen sicheren Hafen. Der Glaube ist eine Gabe wie viele andere Gaben der Natur. Vielleicht hängt der Glaube mehr von der körperlichen Beschaffenheit als von der geistigen Naturanlage ab. Vielleicht ist der Glaube nichts anderes als die Blüthe des selbstischen Gefühles und arterhaltenden Triebes. Nicht Jedem ist diese arterhaltende Fähigkeit gegeben.

Coppée ist ein Gleichgültiger in Lebenssachen, der nur zuweilen durch den skeptischen Zug seines Denkens aus seinem Gleichmuth aufgerüttelt wird, seine skeptische Anlage hat etwas von der Langeweile, die sich das Leben nicht zurechtzulegen vermag. Der Tag hat zwei Mal zwölf Stunden, was doch zu viel ist — scheint Coppée zu meinen. Auch ist das Leben gar zu Einerlei, immerwährend dasselbe Spiel. Wenn er zu sehr von seiner Langeweile geplagt wird, verlässt er seine Junggesellenwohnung, um sich durch den Anblick der Mitmenschen in den Pariser Strassen zu zerstreuen. Hier sieht er eine Wirklichkeit, die sich keineswegs verneinen lässt, und er besitzt auch die Fähigkeit, sie so zu sehen, wie sie ist. Wozu himmelstürmende Probleme, wie mein Freund und Lehrer Leconte de Lisle, aus aller Völker Seelenwinkeln herbeitragen, wenn die Pariser Wirklichkeit mir und meinem Geiste so nahe liegen? Ich wende mich von all den ewigen Fragen über die Schicksale der Welten ab, denn ich fühle in mir nicht die Kraft, die Tiefen des Denkens aufzusuchen, ich beschränke mich darauf, einen unbekannten Winkel menschlichen Lebens zu zeigen. Und Coppée schrieb die kleinen, von so viel Mitleid und trauriger Anmuth sprechenden Poeme „Les Humbles".

Seine Begabung fand hier ihren eigentlichen Boden, denn nicht die tiefe Reflexion, sondern das Vermögen, die Wirklichkeit in epischen oder dramatischen Bildern zu schildern, ist der Hauptzug an Coppées dichterischer Anlage. Obschon skeptisch genug veranlagt, um sich über die unmittelbare Wirklichkeit zu erheben und aus ihr höhere Lebensschlüsse zu ziehen, war Coppée durch viele Seiten seiner Natur zum Wirklichkeitsdichter bestimmt. Er ist zu wenig mit sich und seinen Gedanken beschäftigt, um nicht die Lebenserscheinungen genau beobachten und beschreiben zu können. „Promenades et Intérieurs", wie auch manche seiner Erzählungen in Prosa, sind vollendete Pariser Genrebilder, die von einer feinen dichterischen Beobachtung ausgehen.

Coppées Phantasie ist mehr malerisch als tief, mehr mannigfaltig als kühn. Sie schaut die Natur jeden Tag auf dieselbe Weise an, aber sie besitzt die Fähigkeit, die erhaltenen Eindrücke zu variiren. Abgesehen von der äusserst wohlklingenden Sprache und dem meisterhaft geformten Rhythmus, lesen sich seine Gedichte wie leichtfliessende Prosa. Er ist auch nicht wählerisch im sprachlichen Ausdruck und gebraucht mit Vorliebe volksthümliche Redensarten. Unter allen Parnassiens ist Coppée der einzige, der sich volksthümliche Bedeutung erworben hat. Er verliess seine Freunde vom Parnass, die sich in die Weisheit der Völker vertieften oder über die Aufgaben der erhabenen Kunst nachdachten, und ging in die Pariser Strassen spazieren. Er suchte die Güte, die Treue und das stille Leiden zu schildern, die unter den Fetzen der Enterbten verborgen liegen und blieb dieser Aufgabe bis in die letzten Jahre seines dichterischen Schaffens treu:

Digitized by Google

„Les humbles, les vaincus résignés de la vie
Restent mes préférés toujours."

Mit „Poëmes modernes" und mit der epischen Dichtung „La grève des forgerons" hat er die Reihe seiner das einfache Volk schildernden Gedichte begonnen und zwanzig Jahre darauf schrieb er in derselben Form und in demselben Geiste die Dichtungen: „Le coup de tampon" und „L'homme-affiche". Da er keine einseitigen Grundsätze in seine Lebensbetrachtung hineinträgt (und kann eine echte Künstlernatur überhaupt einseitig sein?), ist er auch fähig, die traurigen gesellschaftlichen Gegensätze zu poetischen Gebilden zu gestalten. Und dabei ist er so weit von aller Sentimentalität. Der Zweifel hat ihn vor dieser gefährlichen Klippe bewahrt. Seine Phantasie gehorcht ausschliesslich dem angeborenen künstlerischen Princip. Er arbeitet seine Gestalten fein und scharf heraus, es sind lebendige Menschen, die in Paris und in der Provinz herumgehen, sie sind nicht nur in seiner Phantasie entstanden, sondern auch im Leben.

Die kleinen epischen Dichtungen „Les Humbles", die sich eng an „Poëmes modernes" anschliessen, haben Coppées Ruhm begründet. Er hat hier das dichterisch gesagt, was vor ihm fast Niemand in so reiner poetischer Form zu sagen vermochte. Die Schärfe der Zeichnung ist ein wesentlicher Grundzug von Coppées Phantasie. Aus dem Vermögen der scharfen Gestaltung ist auch sein mit der epischen Begabung wetteiferndes dramatisches Talent zu erklären. In „Bénédiction" (Poëmes modernes), einer seiner schönsten epischen Dichtungen, ist die spannende Wirkung der Erzählung ganz dramatisch.

In „Récits épiques", die etwa sechs Jahre nach „Poëmes modernes" geschrieben wurden, hat Coppée entlegene, dem Legendenschatz verschiedener Völker entnommene Stoffe gewählt und zu vollendeten Gemälden verarbeitet. Ein gewisser trockener Zug seiner Phantasie liess ihn dabei das epische Mass in allen Theilen enthalten, er gebraucht präcise Bilder, die nicht den mindesten Hang zum Phantastischen haben, die Bilder schliessen sich eng an einander, die Sprache dieser epischen Dichtungen ist auf das künstlerischeste geschliffen. Besonders die epische Erzählung „La tête de la Sultane" ist ein wirkliches Meisterstück. In diesen seinen epischen Erzählungen, in denen jedoch keineswegs seine originelle Bedeutung als Dichter liegt, hat sein episches Talent eine sehr hohe Stufe der Formvollendung erreicht. Die Wählerischen in der Kunst, die sich mit der poetischen Ausführung nicht begnügen, sondern auch den entsprechenden feinen Stoff verlangen und denen daher der Dichter von „Les Humbles" zu wenig feiner Künstler ist, werden in „Récits épiques" eine Kunst finden, wie sie ein Leconte de Lisle üben kann, zwar nicht in derselben Umfassung und Tiefe, aber in einer schärferen Prägung und leichteren und klareren Ausführung als der Dichter von „Poëmes antiques" und „Poëmes barbares".

François Coppée stand in seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahr, als sein Name in Paris bekannt wurde und man sich für ihn in Kreisen, denen Dichter und Dichtung nicht gleichgültig sind, zu interessiren begann. Ein glücklicher Zufall hatte ihm, der noch drei Jahre zuvor seine erste Gedichtsammlung „Le Reliquaire" auf eigene Kosten in den Druck geben musste, die öffentliche Meinung erobert. Eine Schauspielerin von Namen, die zu ihrem Benefiz eine neue dramatische Dichtung nöthig hatte, beauftragte Coppée, eine solche zu schreiben. Am 14. Januar 1869 konnte Coppée seinen „Le Passant" auf der Bühne des Odeon ausgeführt sehen und damit einen der Erfolge erreichen, die den Wendepunkt im Leben eines Dichters bedeuten. Es war reine Poesie, die diesmal durch Coppées einactige Dichtung auf der französischen Bühne dem bürgerlichen Drama und dem Drama des gesunden Menschenverstandes, wie es Ponsard im Gegensatz zum romantischen Schauspiel begründet hatte, nachfolgte. Die neue Schule der Parnassiens gewann sich durch Coppée Zutritt zur Bühne. Es war ein Triumph der neuen Kunst und ein plötzlicher Sieg des Dichters. Der frühere untergeordnete Beamte in

Digitized by Google

einem Bureau des Kriegsministeriums, wo er über nichtssagenden Papieren und Akten seine Tage zubringen musste und dabei soviel verdiente, um eben nicht Hunger zu leiden, sah sich auf einmal die Thüren des berühmtesten Salons des zweiten Kaiserreichs geöffnet. Princessin Mathilde, die Freundin Sainte-Beuve's, nahm ihn in ihren Salon auf, wo sich die bedeutendsten Vertreter der Poesie, Kunst und Wissenschaft zu versammeln pflegten. Er wurde als Bibliothekar des Senats angestellt und hatte nicht mehr unter den drückenden Sorgen zu leiden.

Der Erfolg von „Le Passant" lag ausschliesslich in der feinen durchsichtigen Sprache, in dem poetischen Zauber der reinen Empfindung, aus welcher die kleine Dichtung hervorging, nicht in der dramatischen Wirkung, denn Coppée konnte hier noch keinen Anspruch auf ein dramatisches Talent machen; in dieser schönen kurzgefassten Episode giebt es überhaupt keine Handlung, die ist blos auf den Gegensatz der überdrüssigen oberflächlichen Liebe zu dem reinen Ideal der Liebe begründet. Aber dieser abstrakte Gegensatz, der so fern von aller dramatischer Fassung steht, ist hier in einer so schönen Sprache und mit einer solchen Feinheit des Gefühles entwickelt, dass man gar nicht fragen wollte, ob der Verfasser auf ein dramatisches Talent Anspruch machte.

Der Erfolg dieses ersten Versuches musste in Coppée den Wunsch hervorrufen, seine Phantasie dramatischen Stoffen zuzuwenden. Ein Jahr nach seiner ersten dramatischen Episode machte er den Versuch einer zweiten, in welcher bereits einige schwache Anzeichen eines bühnenmässigen Gedankens zu treffen sind, aber auch dieser zweite dramatische Versuch: „Deux douleurs," obschon kräftiger und strenger als „Le Passant" ausgeführt, hatte keine wirksame Handlung. Coppée musste noch lange seine Phantasie in dramatischer Richtung üben, bis er eine verzweigte Handlung anfassen konnte. Nach einigen weiteren Versuchen, die eher unter seinen ersten dramatischen Episoden stehen, als sie dieselben an Schärfe und Feinheit übertreffen, war ihm in „Le Luthier de Crémone" gelungen, die Probe einer echten dramatischen Begabung abzulegen.

„Le Luthier de Crémone" ist ein sorgfältig ausgearbeitetes Kunstwerk von fein durchdachter und klar hervortretender Charakterisirung. Die Grundlage, auf die das Drama gestellt ist, ist zwar noch zu eng abgegrenzt, aber der Aufbau ist kunstvoll. Dieses Schauspiel lässt bereits eine vorangegangene dramatische Schule und ein richtiges Verständniss für die Forderungen der Bühne erkennen, denn Coppée hat sich schon vier Jahre zuvor an einem grossangelegten geschichtlichen Stoff versucht, der ihm jedoch vollständig misslungen war. „La guerre de Cent ans" ist ein Buchdrama, in welchem die Tendenz, den kriegerischen Ruhm der Vergangenheit als anspornendes Beispiel der Gegenwart anzupreisen, mit mehr epischer als dramatischer Kraft durchgeführt ist.

Einige Jahre nach „La guerre de Cent ans" hat Coppée in „Madame de Maintenon" wieder einen grösseren geschichtlichen Stoff zu einem Drama zu gestalten gesucht, aber auch diesmal hat sich seine dramatische Begabung zu den Forderungen der Handlung und der Bühne nicht durchzuringen vermocht. Auch diesem historischen Schauspiel fehlt die freie, kühne Gestaltungskraft, wie sie Coppée später in „Severo Torelli", und „Les Jacobites" zeigen wird. Aber man sieht hier bereits, dass Coppée die dramatische Gliederung tiefer erfasst hat und nur noch einen glücklichen Schritt thun muss, um ein grosses bühnenmässiges Drama zu schaffen. Das fünfactige Drama „Severo Torelli" bedeutet diesen Schritt in der Entwickelung von Coppées dramatischer Begabung. Aus der knappen Handlung hat er hier die dramatische Wirkung künstlerisch und kühn und mit spannender Folgerichtigkeit entwickelt, die Charaktere sind hier treu und bühnenmässig dargestellt, die Handlung mit durchdachter Oekonomie zwischen den vier Hauptpersonen verteilt. Zu der edlen und fein gestalteten Form, die Coppée nirgends verleugnet, gesellt

Digitized by Google

sich hier eine tiefe dramatische Collision, wie sie noch in keinem seiner Schauspiele zu sehen war.

In „Pour la Couronne" behandelt Coppée fast dasselbe Problem wie in „Severo Torelli". Auch hier ist es der moralische Conflict zwischen Vater und Sohn, auf dem sich die dramatische Handlung aufbaut. Während aber in „Severo Torelli" die dramatischen Motive verborgener und künstlerischer ineinander gefügt sind, bricht in „Pour la Couronne" der Conflict zwischen Michel Brancomir, der, um zur Krone zu gelangen, sein Vaterland an die Türken verraten will, und seinem Sohne Constantin, der seinen Vater im Namen der heiligen Sache ermordet, offener und so zu sagen unvorbereiteter hervor. Aber auch in „Pour la Couronne" ist der Aufbau ganz dramatisch und die Entwickelung der dramatischen Fabel geht hier mit derselben Folgerichtigkeit und Klarheit vor sich, wie in „Severo Torelli" und „Les Jacobites".

## III.

Henryk Sienkiewicz ist der grösste epische Dichter des modernen Polens. Er hat sich auf dem Gebiete der historischen Erzähluug mit einer fast unvergleichlichen Kraft behauptet, die von der etwas oberflächlichen Behandlung geschichtlicher Epochen Kraszewskis sich ebenso unterscheidet, wie der kräftige Realismus von der blassen und verflüchtigenden Auffassung der falschen Romantik. Er hat seine litterarische Laufbahn mit kleineren Novellen eröffnet, später hat er sich hauptsächlich der grossangelegten epischen Schilderung und dem Roman zugewendet. Sind seine kleineren Erzählungen künstlerisch ausgeführt, so haben seine grossen Romane einen erstaunlichen Aufbau, den man bewundern *muss*, wenn man auch mit dessen künstlerischer Anlage im Einzelnen nicht übereinstimmt.

Sienkiewicz hat das Verlangen nach dem Grossartigen, seiner Phantasie ist die Kraft eigen, gewaltige Massen zu bewegen, dabei aber hat er den Fehler, in die Breite anstatt in die Tiefe zu gehen. Aus seiner ausschliesslich epischen Begabung ist ein gewisser trockener Zug seiner Phantasie zu erklären. Er kennt gut das gesellschaftliche Leben seiner Heimath und verfolgt es mehr mit dem Interesse eines Moralisten als eines nur künstlerischen Zwecken nachgehenden Dichters. Der Moralist in ihm schadet mehr dem harmonischen Aufbau seiner Romane als deren Anziehungskraft. Er denkt mehr als er schildert. Seinen grossen Schilderungen fehlt das poetische Helldunkel, das durch eine erstaunliche Klarheit und Bestimmtheit in den Umrissen ersetzt wird. Ich spreche hier hauptsächlich von seinem letzten grösseren Roman: „Die Familie der Polanecki" (Rodzina Polaneckich),*) in welchem die Klarheit in der Entwickelung der Fabel fast unpoetisch wird. Das Werk ist zu breit und wirkt mitunter ermüdend. Es fehlt hier die feine psychologische Analyse, die Sienkiewicz' Romane „Ohne Dogma" einen besonderen Reiz verleiht.

Die einzelnen Charaktere in „Die Familie der Polanecki" sind klar und überzeugend entworfen. Wo Präcision und Klarheit vom Nutzen sind, dort ist Sienkiewicz ein grosser Meister. In seiner Charaktergebung entwickelt sich ein Zug aus dem anderen mit einer Einfacheit und Wahrheit, die nur von einer starken realistischen Bildungskraft ausgehen können. Aber der organische Zusammenhang der einzelnen Charaktere ist ohne Feinheit, um nicht zu sagen ohne schöpferisch durchdringende Kraft, gestaltet. Nicht nur der Moralist, sondern auch der Erzähler thut dem Schilderer Abbruch. Sienkiewicz erspart uns kein einziges Wort, das Polanecki seiner Frau sagt, keine einzige Aufmerksamkeit, die er ihr erweist oder sogar zu erweisen gedenkt. Die Wahrheit will keineswegs familiär angesprochen werden und liebt nicht das viele Reden. Sienkienwicz erscheint zuweilen die Wahrheit als ein gesundes auf

*) Warszawa, Gebethner i Wolff, 1895, drei Bände.

Digitized by Google

dem Lande lebendes Weib, das mit sonorer Stimme Alles sagen möchte, was sie gesehen und gehört hat. Sienkiewicz selbst hat praktische, gesunde Ansichten, die Ansichten anderer kennt er mehr aus Beobachtung als aus eigener Erfahrung, aber was er selbst erlebt hat, führte ihn zu einer festen und sicheren Ueberzeugung.

Er kennt das Leben und glaubt an das Gute in der Menschennatur, was doch besser ist, als das Leben zu kennen und an nichts zu glauben. Allein seine Anschauungen haben etwas kaltes, sein Glaube hat denselben trockenen Zug wie seine Phantasie. Er schliesst sich zu sehr an das Gegebene an. Glaube und Dogma sind ihm öfters eins. Aus Furcht vor dem verworrenen und glaubenslosen Decadentendünkel, den er nicht ohne Schärfe in „Die Familie der Polanecki" schildert, führt er den Helden seiner Erzählung in den Hafen des landläufigen Katholicismus. Welcher Unterschied zwischen den inneren Kämpfen Lewin's in Tolstois „Anna Karenina" und den nur die Oberfläche der Seele berührenden Kämpfen Polaneckis! Sienkiewicz hat es auch unterlassen den Uebergang seines Helden vom Skepticismus zum Glauben zu motiviren. Polanecki ist ein gesundes Alltagskind, bei dem man es gar nicht verstehen kann, woher die tieferen Kämpfe in seiner Seele kommen. Sienkiewicz selbst wollte in Polanecki einen besseren Durchschnittsmenschen schildern beim Uebergang vom oberflächlichen, durch die herrschende Mode und Unkenntniss des Lebens eingegebenen Positivismus zu tieferen und lebensfähigeren Ansichten. Dabei stellt ihn Sinkiewicz als praktischen Menschen hin, der die Arbeit und das Geld liebt.

Polaneckis Charakter ist eingehend und treffend geschildert, noch besser sind die Gestalt seiner Frau und einige der Nebenpersonen erfasst. Aber die Charaktere heben sich von keinem fest umrissenen Hintergrunde ab. Den Hintergrund füllt hier der Verfasser mit seiner Moral aus, allein moralische Gründe, mögen sie noch so schön entwickelt sein, sind keineswegs imstande, die feste Grundlage eines umfangreichen Romans zu bilden.

Nicht so gewaltig und ausgedehnt wie das Talent Sienkiewicz' aber auf Gebiete der Novelle bedeutend ist die Begabung von Maryan Gawalewicz. Nicht grosse Fragen, nicht ganze geschichtliche Epochen behandelt Gawalewicz, sondern einzelne Ausschnitte aus dem gewöhnlichen Leben. Seine Novellen und Erzählungen befassen sich mit einfachen Stoffen, die er sehr klar und oft auch fein gestaltet. Er besitzt die leichtritzende Pointe der feinen Ironie. Seine Sprache ist durchsichtig klar und scharf geprägt. Sie erinnert an die Sprache der besseren französichen Novellisten. Seine Novelle „Die Seelen vor dem Abschied" (Dusze wodlocie*) ist von einer rührenden Naivetät und Reinheit des Gefühls eingegeben. Der Verfasser hat sich in diesen Aufzeichnungen eines jungen Arztes künstlerisch in die naive Reinheit einer unverdorbenen Seele hineingelebt. Die Novelle hat keine tiefe und eindringliche Charakterisirung, aber die wenigen einfachen Menschen, von denen sie erzählt, sind mit grosser Feinheit umrissen. Der durchsichtige Schleier des Mitleids, in den die Gestalten gehüllt werden, ist sorgfältig in den Canevas der Fabel hineingewoben. Die Einfachheit ist immer von poetischer Wirkung, wenn sie von künstlerischen Anregungen ausgeht. Es gehört Kunst dazu, in kurzen Umrissen Gestalten wie den kranken Knaben, das schwindsüchtige Fräulein und den stoisch dem nahenden Tode entgegensehenden Alten wie lebendig aus diesen Aufzeichnungen hervortreten zu lassen.

In der unlängst erschienenen Erzählung „Der Sonderling" (Cudak**) schildert Gawalewicz eine naturwüchsige auf dem Lande auferzogene Nora. Es ist eine unverheirathete Nora, die es gar nicht begreift, wie man im Leben der Lüge den Vorzug vor der Wahrheit geben kann. Die naturwüchsige junge Individualistin verlässt den Bräutigam, den man ihr aus materiellen und anderen Familienrücksichten aufdrängen will, und geht als Gouvernante ihr Brod

*) Warszawa, Gebethner i Wolff, 1895.
**) Warszawa, Gebethner i Wolff, 1895.

Digitized by Google

verdienen. Sie kann sich in ihrer ungebrochenen Seele gar nicht zurechtlegen, wie man, um den zerrütteten Hausstand einer charakterschwachen, ohne Ordnung lebenden Mutter zu bessern, das eigene Gewissen und die eigene Individualität hintanzusetzen berechtigt sei.

Gawalewicz schildert dieses Mädchen ohne Tendenz und Voreingenommenheit. Die Heldin der Erzählung ist nicht aus der individualistischen Romantik hervorgegangen, wie manche Heldinnen in den Romanen von Elise Orzeszko, sondern aus ihrer eigensten von den Stürmen des Lebens noch unberührten Naturanlage. Bei solchen Naturen ist das Bedürfniss nach Freiheit nicht eine theoretisch aufgebaute Lehre, sondern Naturnotwendigkeit. Es sind klare, ungemischte Seelen, die nach Klarheit und Wahrheit streben, ohne über den tieferen Sinn des Lebens viel nachzudenken. Es sind die reineren und besseren Naturen, keineswegs die tieferen und anziehenderen. Die Wahrheit ist für sie eine gerade Line. Die gerade Linie ist wohl der kürzeste Weg zum Glück, ob auch der schönste — das wollen sie weder fragen, noch hier irgendwie berücksichtigen.

# DIE BALCONWAND.

VON

HUGO GERLACH.

In einer der Strassen, die sich am Rande des Tiergartens hinziehen, bewohnte der Referendar Fritz ein möbliertes Balconzimmer, das im vierten Stockwerk lag.

Und eines Abends, kurz nach zehn, begannen die Ereignisse, die hier berichtet werden sollen.

Fritz stand auf dem Balcon und blickte hinaus in die milde Mainacht. Die Mondsichel stand hoch am Himmel und silberweisses Licht floss von ihr herab. Und das Licht floss glänzend auf die Dächer der Häuser und floss an ihrer Front entlang, hinab auf die Strasse, wo es sich gegen den Schatten drängte, der sich durch einen scharfen, schwarzen Strich von ihm schied. Es floss auch herab auf die Baumkronen des Tiergartens dort drüben, drängte sich durch Blättergewirr zu den Aesten und Stämmen und umschloss alles, was es nicht durchdringen konnte, mit seinem flüssigen Silberweiss wie ein Rahmen.

In den Höhen aber lag das Licht wie eine blendendglänzende ebene Flut.

Fritz sah auch hinab auf die Strasse, die jetzt zur Nachtzeit ganz still und menschenleer dalag und eben wollte er sich wieder in sein Zimmer zurückziehen, als er ganz zufällig bemerkte, dass sein Balcon eigentlich nur die Hälfte eines langen, fast die ganze Breite des Hauses einnehmenden Balcons sei, den in seiner Mitte eine Bretterwand theilte.

Sie war stark, diese Wand, aber nicht sehr hoch, denn Fritz reichte um eine Handbreit über sie hinweg, wenn er den Arm in die Höhe streckte. In ihrer Breite reichte sie bis vorne an die Brüstung, über die hinüber man sich nur ein wenig zu beugen brauchte, um herumsehen zu können auf die zweite Balconhälfte, die zu einer anderen Wohnung gehörte.

Digitized by Google

Es war natürlich reiner Zufall, dass Fritz für diese Kleinigkeiten Interesse empfand und auch ganz ohne eigentlichen Grund, kam ihm der Wunsch, einmal herum zu sehen, auf jenen andern Balcon. Rein mechanisch beugte er den Kopf herum um die Ecke und sah — — auf einem Stuhle sitzend eine reizende junge Dame im Negligé.

Als diese das fremde Gesicht erblickte, das so ganz naiv in ihre Friedlichkeit hineinschaute, stiess sie einen leisen Schrei aus und verschwand auf der Stelle im Zimmer.

Fritz aber war durch den unerwarteten Anblick so verblüfft, dass er den Kopf nur ganz langsam zurückziehen konnte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Abend stand er wieder auf dem Balcon, hoffend und harrend, dass die Schöne irgend ein Lebenszeichen gebe. Es war wieder eine herrliche Nacht, der Mond schien silberhell, die Sterne blinzelten schalkhaft vom Himmel herab und die Strasse unten war menschenleer und still. Fritz stand und wartete; wohl eine halbe Stunde lang wartete er vergeblich, aber dann war's ihm, als hörte er leise Schritte nebenan. Und gleich darauf sah er auch etwas.

Er sah, wie die Dame, die heute nicht im Negligé war, sich ein wenig über die Balconbrüstung beugte und nach rechts, also nach der entgegengesetzten Seite hin, in die Nacht hinausblickte. Ihre linke Hand lag dabei auf der Brüstung, ganz nahe der Bretterwand, ja die Fingerspitzen schoben sich sogar ein wenig über sie hinaus.

Fritz verhielt sich ganz still. Ob er sie anreden solle, überlegte er, ohne den Mut zu haben sich ja oder nein zu antworten. Denn peinlich war's ihr gewiss, wenn er es that, aber wenn er es nicht that, dann hatte er vergeblich davon geträumt, dass das Abenteuer von gestern eine Fortsetzung finde.

Darum schwankte er und stand unentschlossen still. Aber plötzlich bemerkte er, dass ihre Fingerspitzen in seinem Territorium lagen, ein kecker Gedanke durchzuckte ihn und im nächsten Augenblick beugte er sich über ihre Hand und küsste sie.

Wie der Blitz fuhr die Dame herum und ein zornsprühender Blick traf den Frevler, der sich jetzt beeilte in artigen und flehentlichen Worten um Verzeihung zu bitten für dieses Attentat. Und als die Tiefgekränkte trotzdem Miene machte zu gehen, da bat er immer flehentlicher, so dass sie blieb.

Aber wegen seiner Ungezogenheit hielt sie ihm eine strenge Strafpredigt, die Fritz still ertrug. Wie bezaubert hingen seine Blicke an ihrer schönen, etwas üppigen Gestalt und nur zuweilen antwortete er auf ihre zornigen Worte mit einigen Schmeicheleien, die die Erregte auch endlich zu besänftigen schienen, denn nach einiger Zeit plauderten Beide ruhig mit einander, ohne selbstverständlich des gestrigen Vorfalles zu gedenken.

Und die Dame musste sich ganz gut unterhalten haben, denn als sie im Begriff war, sich endlich zurückzuziehen und Fritz sie bat, ihm morgen Abend wieder ein Plauderstündchen zu schenken, da antwortete sie: vielleicht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und natürlich kam sie am nächsten Abend, aber sie leitete die Unterhaltung nicht wieder durch eine leidenschaftliche Strafpredigt ein — o nein! Und an den folgenden Abenden kam sie auch, aber niemals mehr wurde sie zornig, trotzdem ihr Fritz jetzt immer die Hand küsste.

Und es kam die Zeit, da er ihr nicht nur die Hand küsste, des Nachts auf dem Balcon, wenn der Mond schien und die Sterne schalkhaft blinzelten; auch den Mund und die Wangen und die Stirn und das Haar küsste er ihr bald des Nachts auf dem Balcon, wenn alles still und die Strasse menschenleer war.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wer sie war, wusste Fritz natürlich auch. Sie war kein junges Mädchen, eine junge Witwe war sie; bei einem Bruder hielt sie sich hier auf für einige Zeit und eine alte Tante war ihre Begleiterin, immer und überall. Nur des Nachts war sie allein auf dem Balcon und im Balconzimmer, in dem sie schlief,

Digitized by Google

während der Zeit ihres Aufenthaltes. — Und nur des Nachts auf dem Balcon konnten sich die Beiden sehen, getrennt durch die Bretterwand. Ein Hindernis war sie, die Bretterwand, aber eines Abends sagte ihr Fritz, dass sie kein unübersteigliches Hindernis sei, denn er turne geschickt.

Da unterbrach sie ihn heftig, was er sich denn denke — ihr Bruder sei ja noch auf. Damit verschwand sie. Doch kaum zehn Minuten später hörte Fritz ein leises dreimaliges Pochen an seiner Balconwand und da wusste er, dass der Bruder jetzt zu Bette sei und auch die Tante. Denn Brüder und Tanten pflegen zu schlafen des Nachts, wenn der Mond scheint und die Sterne schalkhaft blinzeln.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als das leise Klopfen an der Balconwand ertönte, rückte Fritz rasch einen Stuhl daran und kletterte mit dessen Hülfe auf die andere Seite, wo seine Schöne wartete. Aber als er drüben war, da stand plötzlich — freilich nur anfangs, auf ein paar Minuten — eine andere Wand zwischen ihnen, die sie auf einen ganzen Schritt auseinander hielt: Die Etiquette, die sich manchmal bemerkbar macht, wo man sie garnicht erwartet.

Aber diese Wand war elastisch und sie drückten sie zusammen, erst ein wenig, dann allmählig immer mehr und mehr und als sich endlich die Beiden in den Armen lagen, da hatten sie sie ganz zerdrückt. Wohl eine halbe Stunde lang blieben sie nun noch auf dem Balcon und dann gingen sie in's Zimmer hinein, zärtlich aneinander geschmiegt.

Vor den Glasscheiben des Fensters und der Balconthüre waren jedoch dicke Gardinen, die von dem silbernen Mondlicht da draussen nur matte Schimmer einliessen in's Zimmer, das dadurch fast in Dunkel gehüllt war.

Aber die Beiden, die hineintraten, als der Bruder schlief und die Tante, die mochten sich wohl nicht fürchten vor dem Dunkel, oder sie bemerkten es garnicht, denn sie vergassen es, Licht anzuzünden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von jenem Abend an stieg Fritz jede Nacht über die Bretterwand, wenn der Bruder schlief und die Tante. Seine Schöne brauchte ihm nicht mehr durch Klopfen die rechte Stunde anzuzeigen, denn er wusste sie schon, sie brauchte ihn auch nicht mehr draussen auf dem Balcon zu erwarten, denn er fand den Weg schon allein. Er fand ihn schon seit vierzehn Tagen, und er hoffte, ihn noch lange finden zu dürfen, Nacht für Nacht. Und immer, wenn er hinüberstieg über die Balconwand, dann blickte er empor zum Mond, der jetzt schon voll geworden war mit der Zeit und nun mit breitem Munde behaglich lachte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Nachts aber, als wieder die Strasse menschenleer war und der Mond schien und die Sterne schalkhaft blinzelten, da sah der auf und ab patrouillierende Schutzmann Kulicke, wie oben, in der vierten Etage eines Hauses ein Mann sich über eine Balconwand schwang und im Zimmer verschwand.

O, dachte er, was für ein Mensch kann das sein, der sich über eine Balconwand schwingt, des Nachts, wenn die Strasse menschenleer ist und der Mond scheint und die Sterne schalkhaft blinzeln?

Er zergrübelte sich sein Polizeigehirn darüber, bis es ihm plötzlich, wie eine Erleuchtung in den Sinn kam: nur ein Dieb kann das sein!

Und wie einen Hund, der das Wild wittert, nur noch Jagdlust beseelt, so beseelte ihn jetzt ganz der Eifer, den Dieb zu fangen.

Er eilte nach der Hausthüre, um hinaufzugehen zu den Bedrohten, aber die Hausthüre war verschlossen, denn es hatte längst zehn geschlagen.

Er sah sich nach einem Nachtwächter um, aber keiner war zu erblicken. Ärgerlich trat er von der Thüre fort und überlegte.

Wenn er den Wächter suchen ging, konnte der freche Einsteiger da oben inzwischen entkommen, blieb er aber, um auf den Balkon Acht zu geben, so fand er keinen Wächter, der ihm das Hausthor öffnete. Er entschloss sich

Digitized by Google

endlich aber doch zu warten, ging dem Hause gegenüber auf und ab und beobachtete aufmerksam den Balcon in der vierten Etage. Um den Wächter anzulocken, begnügte er sich damit, von Zeit zu Zeit mit Donnerstimme:

Wächter, Wächter, in die Nacht hinaus zu brüllen, aber lange erfolglos. Wohl zwei Stunden lang musste er vergeblich warten und sein Rufen verhallte umsonst, denn die Nachtwächter zeigen sich ungern zwischen Abend und Morgen in den Strassen Berlins.

Darüber wunderte er sich auch nicht, nur eins kam ihm seltsam vor, dem Schutzmann Kulicke: dass der Dieb während der zwei Stunden in dem dunklen Zimmer blieb, ohne Licht anzuzünden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Endlich erschien der Nachtwächter, schloss dem Schutzmann das Haus auf und ging mit ihm hinauf in die vierte Etage, um den Dieb zu fangen. Sie läuteten heftig, als sie oben angekommen waren und der Nachtwächter schlug fortwährend mit der Faust polternd gegen die Eingangsthüre, um die friedlich Schlafenden aufzuwecken.

Sie wachten auch auf, aber erst nach geraumer Zeit und als das schlaftrunkene Dienstmädchen endlich die Thüre öffnete, taumelte es entsetzt zurück, als es sich der Polizei gegenüber sah.

Rasch erklärten ihr nun die Beamten, dass ein Dieb im Balconzimmer sei, worauf sie einen Schreckensschrei ausstiess und davon gerannt wäre, wenn der Schutzmann Kulicke sie nicht zurückgehalten hätte.

Ihr Schrei jedoch hatte den Bruder und die Tante aus ihren Schlafzimmern gelockt. Im Negligé eilten sie auf die Eindringliche zu, die ihnen nun auch erst wieder ihr unerwartetes Erscheinen erklären mussten und dann gingen alle fünf Personen nach der Thüre des Balconzimmers, um die anscheinend ruhig schlafende junge Witwe zu wecken. Alle fünf polterten gleichzeitig gegen die Thüre und alle fünf riefen gleichzeitig mit lauter Stimme, sie möchte öffnen, denn es sei ein Dieb in ihrem Zimmer, der über die Balconwand eingestiegen wäre.

Aber die Dame schien einen sehr gesunden Schlaf zu haben, denn trotz des Lärmens dauerte es geraume Zeit, bis sie ein erstes Zeichen des Erwachens gab.

Was man denn eigentlich von ihr wolle und weshalb man sie mitten in der Nacht im Schlafe störe, rief sie hinaus.

Sie möchte öffnen antworteten fünf Stimmen gleichzeitig und laut, es sei ein Dieb im Zimmer, der über die Balconwand eingestiegen wäre.

Hier sei kein Dieb, erwiderte sie ruhig, man möge sie schlafen lassen.

Nein, sie möge öffnen, rief der Schutzmann, wenn der Dieb nicht im Zimmer sei, dann wäre er auf dem Balcon versteckt.

Gut, klang es von drinnen zurück, sie wolle sich rasch ankleiden.

Das that sie auch, aber es dauerte doch recht lange und ihr ungeduldiger Bruder klopfte inzwischen ununterbrochen an die Thüre und polterte energisch, damit sie nicht wieder einschlafe.

Endlich öffnete sie denn auch und machte in heftigen Worten ihrem Ärger darüber Luft, dass man unnützerweise ihre Nachtruhe störe, denn im Zimmer sei kein Dieb und hier wäre überhaupt nichts gestohlen worden.

Die fünf Eindringlinge überzeugten sich dann auch trotz eifrigen Suchens davon, dass das richtig war und nun begannen die Witwe, die Tante, der Bruder und das Dienstmädchen, heftig auf die Beamten zu schelten.

Was man sich denn eigentlich dabei denke, ruhige Leute unnützerweise aus dem Schlafe zu reissen, rief die junge Schöne.

Und weshalb man sie mit der Nachricht erschrecke, dass ein Dieb in der Wohnung sei, keifte die Tante.

Das liesse er sich nicht gefallen, schrie der Bruder, er werde sich über die Beamten beschweren und es müsse noch Gerechtigkeit in Deutschland geben!

Digitized by Google

Der Schutzmann Kulicke aber und sein Begleiter waren ganz niedergeschmettert und wussten nicht, was sie sagen sollten.

Deshalb empfahlen sie sich eilig.

---

Aber Kulicke wusste ganz genau, dass ein Mann über die Balconwand geklettert und in's Zimmer hineingegangen war. Jetzt aber war kein Mann drinnen, deshalb musste er zurückgestiegen sein, der Dieb.

Denn ein Dieb musste es sein, wer konnte sonst über eine Balconwand in ein Zimmer einsteigen des Nachts, wenn die Strasse menschenleer war?

Und wenn er zurückgestiegen war, dann musste er nebenan sein. Deshalb blieben die Beamten auf dem Flur in der vierten Etage des Hauses und klopften gegen die Eingangsthüre der gegenüberliegenden Wohnung und läuteten heftig.

Aber auch hier mussten sie lange warten, bevor sie Einlass fanden und ganz wie vorhin erschraken hier gleichfalls die aus dem Schlafe gestörten Bewohner, als sie hörten dass ein Dieb im Balconzimmer sei.

Ebenfalls kamen mehrere Personen im Negligé angestürzt, die erst umständlich den Sachverhalt erfahren mussten, bevor man zur Thüre des Balconzimmers ging, um den anscheinend ruhig schlafenden Referendar Fritz zu wecken. Und auch hier dauerte es lange, bevor die Thüre geöffnet und die Lärmenden eingelassen wurden. Und auch hier war kein Dieb, noch war etwas gestohlen worden.

Und schliesslich, ganz wie drüben, fuhren auch diese aus dem Schlafe gestörten die Beamten heftig an und erklärten, dass sie sich über sie beschweren würden.

Da zogen der Schutzmann Kulicke und der Nachtwächter gemeinsam wieder ab und verliessen das Haus, stillschweigend darüber nachdenkend, was für ein Mann das wohl gewesen sein mochte, der über die Balconwand gestiegen war, als der Mond schien und die Sterne schalkhaft blinzelten.

---

Am nächsten Morgen erschien die Häupter der beiden Familien auf der Polizeiwache ihres Reviers und beschwerten sich, indem sie den Sachverhalt erzählten. Man versprach ihnen, den Schuldigen zu bestrafen und schickte sie mit diesem Bescheide wieder heim.

Der Schutzmann Kulicke aber wurde vor den Polizeileutenant gerufen und musste ein heftiges Donnerwetter über sich ergehen lassen.

Herr, rief der Vorgesetzte am Schlusse seiner Rede, was haben Sie sich denn dabei gedacht, als Sie die Leute aus der Ruhe störten? Wissen Sie nicht, dass es Ihre Pflicht ist, die friedlichen Bürger gerade vor Ruhestörungen zu schützen? Wie sind Sie überhaupt auf die Idee gekommen, dass ein Mann über die Balconwand gestiegen sei, des Nachts, als der Mond schien? Sind Sie etwa mondsüchtig, Herr?!

Also sprach der Polizeileutenant.

---

Von diesem Tage an stand der Schutzmann Kulicke jede Nacht vor dem Hause mit dem geheimnisvollen Balcon und jede Nacht, wenn die Sterne schalkhaft blinzelten, sah er einen Mann über die Balconwand steigen und im Zimmer verschwinden. Aber nie wieder wagte er es, Jagd zu machen auf ihn, der es verstand so seltsam zu verschwinden und der vielleicht doch kein Dieb war. Denn steigt ein Dieb wohl Nacht für Nacht über eine Balconwand in dasselbe fremde Zimmer ein, ohne etwas zu stehlen?

Digitized by Google

# ALLERLEI LEKTÜRE.

VON

HANS PAULI.

Max Nordau hat doch wohl mehr Recht, als man ihm zugestehen will. Die Kunst ist nichts anderes als die sichtbar gewordene Pathologie der Geister, sowie ein Kind nach Jean Paul eine sichtbar gewordene Liebe ist. Jeder Recensente weiss das, Himmel, Welt und Hölle, was für Dramen giebt es doch! Dass das Papier sich nicht krümmt, und die Setzer nicht revolutionieren, die mit der Verbreitung solcher Geistesprodukte behaftet sind, rührt nach meiner Vermuthung daher, dass die Welt viel sanftmüthiger und besser ist, als die Herren Pessimisten annehmen. Wie viel blutigem Ernst verdankt man nicht die herzlichsten Gelächter! Aber lasst uns keine Namen nennen! ihre Inhaber würden sich aufhängen, wie die Töchter des Lykambes, die des Archilochus Jamben nicht vertragen konnten. - Andere Geistesprodukte wiederum lassen uns nicht mal in Ruhe lachen, sondern pochen auf ein Recht, ernst genommen zu werden, indem sie uns ärgern. Zum Beispiel - - Nein, auch hier nenne ich keine Namen. Die Ritter dieser Ordensklasse würden nicht sich, sondern, dem Rathe ihres Kollegen Goethe gehorsam, uns totschlagen. Ich halte es also mit Falstaff und nenne Vorsicht den bessern Theil der Tapferkeit. Kennen Sie die hübsche Antwort, die ein Rekrut auf die Frage gegeben haben soll, wie eine Kanone gemacht wird? Ich bin nicht Soldat gewesen und weiss nicht, ob in der Instruktionsstunde derartige Fragen gestellt werden. Man verzeihe also nöthigenfalls den Mangel an Realismus in meinem Meidinger. Der ingeniöse Jüngling jedenfalls antwortete folgendermassen: „Man nimmt ein Loch und legt Messing darum." Siehe da die poetische Technik unserer ernsthaften Dilettanten: sie nehmen ein Nichts oder etwas dem Aehnliches, und legen Messing darum, und ein Roman ist fertig; wenn die Personen selber darin sprechen, nennt man es ein Drama. — Hinwiederum eine dritte Klasse enthält die eigentlichen Dilettanten, diejenigen, die wohl etwas zu sagen hätten, nur dass sie nicht reden können. Bei ihnen hört man zuweilen mitten aus dem kindlichen Lallen und Stammeln einen eigenen und kühnen Gedanken heraus. Aber ein merkwürdiges Aussehen haben diese Gedanken: Als ob sie aus einem brennenden Hause sich herausgeflüchtet und an Kleidungsstücken errafft hätten, was ihnen grade in die Hände fiel. Richard Fugmann ist hier zu nennen. Er hat im Verlage der Sphinx, (Braunschweig, Schwetschke und Sohn) als erstes einer Reihe von angedrohten humanistischen Schauspielen ein Drama in vier Aufzügen, mit dem verheissungsvollen Titel „Glückliche Menschen" erscheinen lassen. Unter den Personen befinden sich mehre Künstler, ein Naturarzt, ein Radfahrer, ein Luftschiffer, lauter sozial-ethische

Digitized by Google

Zeitsymbole. Die Sprache ist theils Prosa, theils nicht Poesie, sondern Jamben. Jamben von durchschnittlich folgendem Gepräge:

„Vergessen Sie nicht das Thermometer, oder:
Durst und Schweissausbruch sind gute Zeichen,
Der sich helfenden Natur und der Bäder,
Ihre Mühe wird sich bald belohnen." oder:

„Mittel Eurer Kunst, Ihr Jünger Aeskulap's,
Lasst spärlicher noch brauchen und wendet Euch
Der Liebe heil'nden Magnetismus zu. — "

Wie man sieht, befleissigt sich der geehrte Herr Dichter auch einer originalen Grammatik. Dennoch geschieht es, dass während man über ihn lächelt, sich leise etwas anmeldet, was einem das Lächeln sündhaft erscheinen lässt. Das Werk ist so herzlich gut gemeint.

„Ich heile nun die Seele. —
Phänómene, der Seele, psych'sche Kraft,
Magnétismús der Liebe, ihr seid es,
Die stets ignóriert von der Wissenschaft sind,
Und dér Welt, die in ihrem Nachtrab ist." —

Jedenfalls ist es ein sehr wehmüthiger Humor, der aus solchen Werken spriesst. Fast so wehmüthig wie der Humor berufsmässiger Humoristen. Von Gustav Falke, dem Lyriker mit dem kühlen Morgenhauch und der weichen, leichten Plastik der Sprache, dem ruhigen Realisten des Romans, sind „harmlose Humoresken."*) Der Titel ist nicht ganz treffend. Er hätte heissen müssen: „sehr harmlose Humoresken". — Man kann Falke dreist ein wenig anrempeln, seine Position hält schon einen Puff aus, er hat es ja wohl nicht bös gemeint. Ueber andere Auch-Humoristen aber sind wir menschenfreundlich genug nichts zu sagen. Es ist leicht einzusehen, wie derartige Dinge gemacht werden. In ihnen lebt sich nicht etwas Angeschautes in humoristischer Art aus, sondern die humoristische Absicht war das Primäre, und ihrem Hunger wurde mehr oder minder krampfhaft der Stoff gesucht. Das verträgt nicht einmal ohne Einbusse die polemische Satire, als welche doch recht eigentlich ein Kind der Absicht und des Verstandes ist. Bei Otto Ernst's Narrenfest**) kommt noch die vom Verfasser vielleicht geleugnete parteifanatische Einseitigkeit hinzu, uns zu degoutieren. Satire kann sehr wohl positiv fördern. Sie schneidet die fauligen Stellen einer Frucht mit scharfem Messer aus und rettet den gesunden Theil. Aber einfach den ganzen Apfel auf den Kehricht zu werfen, ist ein zu bequemes Verfahren. Es ist doch gar zu leicht, Dauthendey zu verspotten, ohne ihn zu verstehen Dahingegen gewinnen einen beinahe die sozialen Satiren des Bandes, die manchen schneidigen Witz und manch lustiges Boumot enthalten. Einen tieferen Eindruck macht nur die „Parlamentsverhandlung", die den bittern Gegensatz des offiziellen Christenthums zu dem gelebten grell beleuchtet.

Bei alledem ist es nicht eigentlich die Tendenz an und für sich, die eine gewollte Wirkung verhindert, sondern es ist der Umstand, dass die Tendenz kein Leben neben sich duldet, und dass sie es verflüchtigt, wenn sie mit ihm zu thun hat. In Ernsts Drama „die grösste Sünde"***) ist das vermuthlich der Fall, oder dem Verfasser hat überhaupt die Fähigkeit, Menschen mit der Lebendigkeit der Kunst zu sehen und zu bilden, gemangelt. Eine Tragödie, die sich verpufft, wird, ausser dass sie indifferent ist, noch dazu unangenehm melodramatisch, — also auf sehr naive Gemüther noch wirkend. Aber — streitbare Herren sind die Hamburger auf jeden Fall. Auch Carl Mönckeberg ist ein Hamburger und er nennt sein Stück †) geradezu ein hamburgisches. Ein ganz famoses Drama ist das. Zwischen ihm und dem von

*) München. Dr. E. Albert & Co.
**) Hamburg. Conrad Kloss. 1895.
***) Kloss. Hamburg.
†) Alfred Janssen. Leipzig. 1895.



Digitized by Google

Ernst ist ein Unterschied wie zwischen Seele und Moral oder wie zwischen Leben und Tugend.

Mönckeberg stellt einen jungen Patrizierspross, der sich selbst immer zur Freiheit stachelt, mitten in die zahlungsfähige, wohlumzäunte, und obenein allmählich sich verpreussende hamburgische gute Gesellschaft hinein. Es ist so ein starker Konflikt geworden, aber keine starke, aus innerer Nothwendigkeit erzwungene Handlung, und vom dritten Akt an geht sie vollends in die Brüche. Aber welch ein strotzendes Leben in allen diesen Menschen! welch eine zugleich vollkommen natürliche und beherrschte und litterarische Sprache! Der erste Akt, obgleich keine gute, weil keine vollständige Exposition der Handluug, ist, gesondert betrachtet, prachtvoll plastisch und zum Schluss von schlagender Stärke. Die Vertreter von Zucht und Ordnung, von Ehre, Sitte, Vaterland, mit den Strassenweibern anbandelnd, während von der Veranda der Gesang der Freunde ertönt:

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

und der junge jüdische Arzt schliesst:

Sollen in der Welt behalten
Ihren guten alten Klang.

Das ist schneidende Ironie! Das ist stärkste Satire und ist trotzdem wahrhaftiges Leben. Am Schluss des Stückes lässt sich Mönckeberg leider eine rohe Geschmacklosigkeit zu schulden kommen. Die Leichen des Helden und seiner Geliebten liegen am Boden. Man vermuthet noch Leben in dem Mädchen, aber ein Arbeiter bricht in die Worte aus: „Un ick glöw, de is ooch all krepiert.“ Es war keine Nöthigung zu dieser Unanständigkeit vorhanden, die einer Verläumdung des betreffenden Arbeiters gleichkommt. Und Mönckeberg ist doch in seinem übrigen Stück kräftig genug, um Kraftmeierei nicht nöthig zu haben. —

Auf G. Macasy's „Die Unbekannten“*) möchte ich vorläufig nur hinweisen. Das Stück, im Ton eine Synthese von Maeterlinck und Ibsen, ist in sich vollkommen ausgeglichen und zeugt von der sicheren, selbstsicheren, hastlosen Meisterschaft des Dichters. Es ist sehr dunkel. Und das Nachwort, das uns die „Unbekannten“ erklärt als „Gesichte der Zukunft, an die heute Niemand glaubt,“ macht es nicht viel deutlicher. Hinzugefügt sind dem Nachwort noch Beiträge zur Geschichte der Dämmerung des Geistes, in welchen versucht wird, das Problem unserer Zeit zu formulieren als den Niedergang der Herrschaft und der Kultur des Geistes und als den Aufgang der Natur, sich äussernd im Drang nach Vernichtung des Bestehenden und im Catilinarismus. Die Catilinarier, das sind die Unbekannten, Nietzsche bisher ihr grösster Vertreter, aber der noch an der Grenze beider Welten stehend, beiden mit seiner Liebe und mit seinem Hass angehörte, und in dem beide sich gegenseitig bekämpfen: der sinkende Geist als Philosophie und die aufstrebende Natur als Drang nach Vernichtung. Mit diesen Problemen des Abgrunds und der Tiefe ringt des Dichters Drama, und wollen wir ihm gerecht werden — was vielleicht heisst: es ganz verwerfen und vernichten — so dürfen wir es nicht als Lektüre auffassen. Also, lieber Leser, ein ander Mal, denn heute haben wir es nur mit Lektüre zu thun. Die Kunst soll uns bekanntlich heiter stimmen, soll uns die sanftmüthige, menschenfreundliche Stimmung der Verdauung suggerieren und uns zu guten Menschen machen. Gedanken aber verderben den Charakter, reden wir also lieber von den „Aktien des Glücks“, dem humoristischen Roman von Adalbert von Hanstein.

Er ist im Verlage des Vereins für freies Schriftthum erschienen. Es ist sehr vortheilhaft, dort zu abonnieren, denn man bekommt von ihm für wenig Geld viele Bücher. Da aber schliesslich unter diesen immer eine Anzahl von solchen ist, die man nicht einmal geschenkt nehmen möchte, so ist der Profit nicht

*) Leipzig. Literarische Anstalt. August Schulze. 1895.

Digitized by Google

so gross, wie es aussieht. Immerhin ist es ganz löblich, Leser zu erobern, und sei es auch dadurch, dass man sie in die ärgerliche Lage versetzt: „da ich nun doch einmal Abonnent bin —." Mit der Zeit werden diese voreiligen Rekruten zuweilen ganz tüchtige Soldaten.

Hansteins Roman ist nicht ohne Witz, und das Thema, die Ausbeutung der sozialistischen Ideologie für die Zwecke börsianischer Strauchdiebe, Jobber und ähnlichen Gelichters, entschieden amüsant. Der Stil ist Berliner Stil, das heisst: er ist korrekt, und man darf ihn laut lesen, wenn man die Gefahr, sich den Athem zu verrenken, gering schätzt. Freilich, den Gedanken muss man sich fern halten, als stehe hinter dem Werke ein Dichter. Denn sonst hört das Buch auf, amüsant zu sein, und wird mesquin und wird in der Stärke der sozialen Einsicht den scheuklappenbehafteten Liberalen von gestern kongenial. So hell und funkelnd ist eben des Dichters Laune und Esprit nicht, dass man über den Scherz vergässe, woher er stammt, und dass man sich nicht nach einem ernsten Wort über die ernste Sache sehnen sollte.

So ein ernstes Wort hat mit seinem „Büttnerbauer"*) Wilhelm von Polenz, gesprochen. Der Roman, der den Ruin eines schlesischen Bauern schildert, erinnert lebhaft an Freytags „Soll und Haben". Mir persönlich ist er sogar lieber. Mit diesem Vergleiche ist sofort gesagt, dass der Werth des Buches weniger ein spezifisch-poetischer, als vielmehr ein kultur-historischer ist. Und es darf auf keinen Fall verschwiegen werden, wie gross dieser Mangel ist; sondern wir dürfen nicht vergessen, dass die Wirkung der Kunst anders, tiefer, ja in gewissem Sinne nützlicher ist, als die einer noch so realistischen, aber in Folge einer übergrossen Objektivität rein pragmatischen Schilderung. Sieht man hiervon ab, sieht man nicht den Mangel des göttlichen Funkens, so muss man Polenz auf das höchte bewundern. Es ist wohl nicht eine falsche Linie, nicht ein unechter Ton in dem ganzen dicken Band. Das Leben aus erster Hand und das im Buch geschilderte Leben sind gar nicht von einander zu unterscheiden. Man könnte den Roman ohne Weiteres als Quelle für eine sozial-politische Studie gebrauchen, so fabelhaft dokumentarisch ist er. Alles, was Treue, Fleiss, Verständigkeit zu geben haben, haben sie dem Verfasser gegeben.

Es ist eigenthümlich: während Gefahr vorhanden ist, dass solche Naturen wie Polenz von dem Naturalismus sterilisiert werden, giebt der Naturalismus andern, vielleicht geringeren Begabungen erst die Möglichkeit, überhaupt erträglich zu sein. Grade unsere Unterhaltungslektüre, diejenige, die sich an keine Namen knüpft, hat in dieser Beziehung viel von ihm profitiert. Die Schriftsteller, die keine Poeten sind, sind heutzutage immerhin gezwungen, uns ein Milieu mit möglichster Treue vor die Augen zu stellen, sodass wir armen Leser nicht ganz ohne Vortheil ausgehen. Uebrigens ist es darum schwer, von vornherein zwischen den Nichts-als-Unterhaltungsschriftstellern und den Dichtern zu unterscheiden. So gehört Theodor von Sosnosky**) sicherlich zu jenen, Carry Brachvogel***) vielleicht zu diesen. Brachvogel erzählt die Geschichte eines Ehebruchs in guten münchener Bürgerkreisen, von einer ganz braven Frau ohne Liebe und aus Langeweile begangen. Es ist viel umständliches Anfängerthum noch in der Psychologie. Aber der Roman hat einen hervorragenden Reiz in der eigenthümlichen Unerbittlichkeit des Verfassers, die von einer starken, moralischen Unterströmung zu zeugen scheint. Ich glaube den Einfluss des halb intim verstandenen, halb intim missverstandenen Tolstoj zu erkennen. Zuerst also war es die Ehe, die vom Skeptizismus gewogen und zu leicht befunden wurde, jetzt ist es der Ehebruch, — und in kurzem wird es die Liebe selber sein. —

So giebt das Jahr Lektüre aus einem unerschöpflichen Füllhorn: Gutes,

*) Berlin, Fontane u. Co. 1895.
**) Aus der Dreiviertelwelt. Dresden. E. Pierson. 1895.
***) Alltagsmenschen. Berlin. S. Fischer. 1895.



Digitized by Google

Schlechtes; Ueberflüssiges, Verständiges — wo aber bleibt die Poesie, die eigentliche, die poetische Poesie?

Ernst Ewert betitelt einen Band: „Tolle Novellen*). Er ist ein Dichter des Erlesenen; der heisseren Flammen, des wilderen Glanzes, der stürmischeren Leidenschaft; im Lebensunmöglichen will er des Lebens wahrste Wahrheit erobern. Farben, Töne und Menschen sind bei ihm wie rasende Kämpfer, die sich in der satanischen Wildheit des Streites ineinander verbeissen, mit Zähnen und Klauen aneinanderfesseln und unlöslich umeinander am Boden rollen, in Strömen von Blut. Es ist ein unglaubliches, schrill gellendes, sturmleuchtendes Chaos — aber „wer weiss die Melodie dazu?“ Ich flüchte zu einem älteren Büchlein, in Willy Pastors „Abendschatten“**). Hier ist es mir fast zu kühl. Hier weht ein so feinsinniger Versteher-Geist, dass darüber fast die Poesie verstummt. Fast jede einzelne Novelle fällt auseinander, sie hat kein Gefüge. Aber nun komme ich zu der letzten Skizze: Venedig, ein Blick vom Campanile di San Marco. Sie ist überaus schön. Hier wird der feine Verstand selber zur Poesie, und mit wundervollen Reizen entzückt er uns. Und während wir geniessen, lernen wir geniessen. — Auch wir, die wir nicht jetzt in Venedig sind, sind vielleicht in einer Sonnenuntergangsstadt, „was grübeln wir noch hier oben? Die Sonne ist längst hinter den Bergen verschwunden. Gehen wir hinunter, lassen wir die trüben Gedanken und schlendern lieber durch die Säulenhallen der Procurazien. Die Jugend Venedigs ist lange tot, aber die jungen Venezianerinnen sind noch nicht ausgestorben.“

*) Danzig, Theodor Bertling. 1895. Ferner: Naja's Seele. Dresden, Pierson. 1895.
**) Dresden, Pierson. 1893.

Digitized by Google

# RUNDSCHAU.

## EIN VIERTELJAHRHUNDERT.

Von S. LUBLINSKI.

Jeder Mensch führt ein Doppelleben, als Individuum und als Mitglied einer Gemeinschaft. Darum muss auch seine Begeisterung, die Bethätigung seines Gefühlslebens, in doppelter Weise zum Ausdruck kommen. Er muss mit der Masse jubeln und jauchzen, zürnen und rasen, und es muss in seinem Herzen in stiller Stunde ein gleiches Gefühl leise sich regen, in ganz besonderer, ganz persönlicher Weise zu Worte kommen. Eine Massenbegeisterung, die nicht im Herzen des Einzelnen lokalisirt ist, hat immer etwas mehr Äusserliches an sich, ein lautes, polterndes Pathos. Sie wirkt, hypnotisirt, überrennt und blendet durch eine grelle Dekoration. Sie kann in der Politik und im praktischen Leben grosse Erfolge erringen. Sie genügt, um einen Staat zu gründen, aber nicht, um ihn zusammen zu halten. Sein Vaterland kann man nur lieben, wenn man in ihm noch eine engere Heimat hat, und zwar nicht nur in rein materieller, sondern vor allem in geistiger Beziehung. Ohne eine Volksseele, in die das Einzelleben still ausläuft, geht es nun einmal nicht. Wie also war es mit der deutschen Volksseele bestellt, als vor einem Vierteljahrhundert das deutsche Reich begründet wurde?

Das Revolutionsjahr, 1848, hatte zum ersten Mal die klaffenden Widersprüche offenbart, die damals die Köpfe und Herzen bewegten. Drei Strömungen rangen um die Oberherrschaft — das Altpreussentum, der süddeutsche Sondergeist und endlich ein vornehmer, abstrakter Liberalismus. Alt-Preussen war eine europäische Grossmacht und damals noch ein Staat, der zumeist auf dem Kleinbürgertum beruhte. Die grosse Masse war darum ganz zufrieden mit dem Bestehenden und liess sich nur widerwillig in neue Bahnen stossen. Der regierende König, die Soldaten im blauen Tuch und der alte Fritz mit dem Krückstock — diese Requisiten genügten vollkommen dem idealen Bedürfnis des Kleinbürgers. Er hatte schon ein Vaterland und verstand darum nicht den Einheitstraum. Der Süddeutsche hatte, wenn auch kein Vaterland, wenigstens eine Heimat und er hing an ihr mit grosser Zähigkeit. Zuweilen war er auch Republikaner; doch meistens rechnete er den Landesfürsten zu seinen berechtigten Eigentümlichkeiten, die er sich durchaus nicht nehmen lassen wollte. Wohl spürte er die Nachteile des Kleinstaats, vermisste den grossen Zug, den Schwung, den nur ein mächtiges Gemeinwesen gewähren kann. Er träumte also von der deutschen Einheit, aber sie war ihm kein dringendes Bedürfnis wie das liebe Brod. Es war eigentlich nur eine Minorität, die Intelligenz, welche sich in Sehnsucht nach deutscher Einheit verzehrte. Professoren, Studenten und Dichter suchten für ihre Wissenschaft und Kunst einen nationalen Rückhalt. Denn damals herrschten noch die Geisteswissenschaften, die niemals nur dem Verstand entspringen, sondern auch dem Gefühl und Bedürfnis, dem Rassenbewusstsein. Aber die Intelligenz war nicht einig. Es gab noch viele unter den Begabten, die an dem Weltbürgertum des achtzehnten Jahrhunders festhielten und die nationale Strömung als einen Gegensatz empfanden. —

So kam denn das Revoltionsjahr und fand ein kleines Geschlecht. Es giebt noch posthume Propheten, die die Parlamentarier in der Paulskirche gar nicht genug verspotten können, weil sie über die Grundrechte debattirten, statt über gemeinsames Mass und Gewicht, oder über die Stellung zwischen Österreich und Preussen. Und doch hatten diese Männer eigentlich Recht, sie

Digitized by Google

waren, streng genommen, viel klüger, als die Geschichte, die sie dementirte und nun, seit einem Vierteljahrhundert, heiss bemüht ist, nachzuholen, was die Männer der Paulskirche wohl erstrebten, aber nicht erreichten. Sie wollten ein gemeinsames Ideal herausarbeiten, das jedem Einzelnen zum teuren Gut, zum mächtigen Gefühl wurde. Und dann erst, auf diesem soliden Fundament, wollten sie den politischen Bau, das „Reichshaus" errichten. Aber Gefolgschaft bei dieser Arbeit leistete ihnen nur die liberale Intelligenz, die in der Minorität war. Dagegen waren Alt-Preussentum und süddeutscher Partikularismus in gemütlicher ideeller Beziehung noch sehr viel schwerer zu überwinden, als in rein politischer. Die Revolution scheiterte und die Gegensätze verschärften sich, weil sie nun auch einen mehr materiellen Rückhalt erlangten. Den abstrakten Liberalen zur Seite traten die Industriellen, denen schon aus wirtschaftlichen Gründen die Zugehörigkeit zu einer politischen Grossmacht erwünscht sein musste. Und die abstrakten Weltbürger wurden Sozialdemokraten. Diese Gegensätze waren noch nicht überwunden, in keiner Weise, als sich Deutschland vor einem Vierteljahrhundert rein äusserlich, politisch, endlich zusammenschloss.

Der Krieg von 1870 war keine Volkserhebung, wenn man mit diesem vieldeutigen Wort besagen will, dass jeder Einzelne ins tiefste Herz getroffen war und zu den Waffen griff, um seine schwer gefährdete Individualität in und mit dem Gemeinwesen zu verteidigen. Es war ja im Grunde gar keine Verteidigung, sondern ein Angriff, ein Hinstreben nach einem heissersehnten Ziel, das allen vor Augen schwebte, wie eine Fata Morgana, und das sich jeder anders dachte. Die Aussicht, dieses Ziel bald zu erreihen, hypnotisirte, berauschte die Massen. Sie schlossen sich zusammen, instinktiv wie Wandervögel oder Nomadenschwärme. Aber das Einzelne, Besondere musste in viel höherem Grade, als etwa in den Freiheitskriegen, zurückgestellt werden, weil es eben auch das Trennende und Störende war. Dass einzelne Menschen oder eine mächtige Clique sich einer Volkserhebung entziehen, kann oft vorkommen. Wenn aber eine grosse Partei das thut, aus tiefen, prinzipiellen Gründen, ohne jede egoistische Beimischung — dann ist es eben keine Volkserhebung mehr. Und diese abtrunnige Partei wirkte selbst nur durch ihre Masse. Damals standen ihr die Gebildeten, Intelligenten und Individuellen, noch ganz fern. Es war wie Gift und Gegengift. Die Sozialdemokratie blieb immun, weil sie selbst die Masse schon hypnotisirt hatte. Masse und immer wieder Masse — dieses Wort muss dick unterstrichen werden, wenn man jene Zeit verstehen will. „Zahlensiege" nannte der zornige Henrik Ibsen in einem gleichzeitigen Gedicht die Kämpfe auf Frankreichs Boden. Er hat damit, wie immer, den Nagel auf den Kopf getroffen. Die patriotischen Siegeslieder wirkten durch ihr rollendes Pathos, durch massige Dekoration. Es ist überaus bezeichnend, dass gerade Ferdinand Freiligrath mit seiner Trompete von Gravelotte den Schuss ins Schwarze that. Er war ja auch in den vierziger Jahren der politische Dichter par excellence gewesen, der Antipode Heines. —

Die Einigung Deutschlands war ein äusserliches Werk, die Arbeit eines grossen Diplomaten, der mit feiner Berechnung und rücksichtsloser Kühnheit alle Hindernisse aus dem Wege räumte. Bismarck als Persönlichkeit, als „lyrischer Riese", ist eigentlich erst im letzten Jahrzehnt entdeckt worden. Das Geschlecht von 1870 kannte nur den Kürassier in den Kanonenstiefeln, und auch die Weltgeschichte wird ihn einzig in dieser Gestalt der Nachwelt überliefern. In der Entwicklung der letzten fünfundzwanzig Jahre, in welcher die Persönlichkeit eine Krise durchzumachen hatte und eine Wiedergeburt erlebte, konnte Bismarck, als Gegensatz, wohl noch eine stimulirende Rolle spielen, aber keine leitende und führende mehr. Er blieb auf das Altenteil der Tagespolitik verwiesen. Gerade weil er eine so mächtige, einzigartige Persönlichkeit war, konnte er der Aufgabe nicht genügen, die seiner jetzt harrte. Es galt das Individuum für das neue Reich zu gewinnen. Alte Erinnerungen im Herzen des Einzelnen mussten getilgt werden. Nicht nur der Kopf sollte aufgeklärt werden, auch das Gemüt musste sich völlig verwandeln. Wie konnte das Bismarck? Er war Märker Pommer, Altpreusse — ein Anachronismus in dem Reich, das er geschaffen hatte, nicht durch sein Gemüt, sondern einzig durch seine diplomatische Intelligenz. Ein zweiter Grosser oder Grösserer, als er, wollte aber nicht aus dem Boden steigen, und so mussten die Mittelgrossen im Lande, die Jugend vor allem, die neue Aufgabe selbst in die Hand nehmen.

Dazumal lebte in Basel ein junger Professor der Philologie. Er stammte aus Sachsen und brannte vor Sehnsucht, sich an dem Krieg zu beteiligen. Wenigstens begleitete er ein Sanitätskorps bis unter die Mauern von Metz. Dort wurde ihm ein Werk geboren, das er zur Zeit des Friedensschlusses herausgab. Es betitelte sich die „Geburt der Tragödie" und führte auf die Gefilde von Hellas. Es enthielt aber auch

Digitized by Google

Nutzanwendungen auf die Gegenwart, über die sich der Verfasser nachträglich schwer ärgerte. Sein Traum, dass das neue Reich auch ein neues Volkstum, ein gesteigertes Hellenentum, erzeugen würde, ging nicht in Erfüllung. Er wandte sich von ihm ab, der Wirklichkeit zu. Viele „Häutungen" hatte er noch durchzumachen. Aber als er in die ewige Nacht tauchte, hinterliess er als neue Typen den Uebermenschen und den guten Europäer. Zunächst freilich hatte im neuen Reich noch keiner Sinn für seine Thätigkeit. Denn der Massenkampf übertrug sich von Frankreichs Boden auf die Heimat. Das Sozialistengesetz wurde erlassen, und nun erst hatte das Individuum freie Bahn. Der Druck, der auf der Sozialdemokratie lastete, musste sie schärfen, verfeinern, differenziren, überhaupt mehr auf den Einzelkampf verweisen. Etwa gleichzeitig trat eine neue Erscheinung auf den Plan, welche freilich reich war an allem Widerwärtigem — der Antisemitismus. Aber er war nothwendig und darum wirksam. Er griff dem engen Kleinbürger ans Herz, warf ihn auf die politische Arena, gewöhnte ihn an sein Reichsbürgertum und an die Kämpfe des Jahrhunderts. Vorerst war es freilich eine Verwandlung zum Bösen — wie immer bei den Anfängen einer neuen Entwicklung. Durch den Antisemitismus — das zeigt sich immer deutlicher — wird auch das Altpreussentum gründlich zersetzt und vielleicht einmal zu Grabe getragen Die Zersetzung ergriff aber auch die liberalen Parteien. Anfangs wurden sie noch notdürftig durch den Kulturkampf zusammengehalten. Lärm genug gab es damals im Reich, grosse Worte wurden gewechselt, welthistorische Gesichtspunkte hin- und hergeschoben wie die Figuren auf dem Schachbrett. Es kreisten die Berge und es wurde keine Maus geboren. Der Kulturkampf war ein wichtiges Stück der Tagespolitik — nichts weiter. Dann aber kam die wirtschaftliche Schwenkung Bismarcks, die im „gebildeten Bürgertum" zur Krise führte. Seitdem schossen die kleinen Parteien mit immer neuen Programmen wie die Pilze aus der Erde hervor.

Unter solchen Eindrücken erwuchs die Jugend im Reich. Das öffentliche Leben war schon so mächtig, dass sich ihm niemand entziehen konnte. Aber es fehlte jetzt das grosse Ziel, und es gab auch keine geschlossenen Parteien mehr. Die alten Namen hatten ihre Kraft und ungemischte Gegensätzlichkeit völlig verloren. Eine Fülle, eine wahre Meeresfluth von Gesichtspunkten, überströmte den Einzelnen. Wer reichte ihm die führende Hand, wo fand er den rettenden Strohhalm? Nirgends! Hilf Dir selbst, so hilft dir Gott, lautete das Wahrwort, das eben besagte, dass der alte Gott tot war und der neue noch nicht geboren. Die Massen und Massenideale zerfielen. Auch die führende Wissenschaft des Jahrhunderts entging nicht diesem Schicksal. Zuletzt war die Naturwissenschaft ein ehrlicher, handgreiflicher, grobklötziger Materialismus gewesen, der jedes vorwitzige Problem mit plumper Keule niederschlug. Und wie triumphirte er erst, dieser grobe Geselle, als ihm, wie er meinte, als mächtiger Gehilfe der Darwinismus zur Seite trat. In Wirklichkeit brachte dieser den Dynamit, der den Materialismus in die Luft sprengte. Wohlgemerkt, nicht etwa den Materialismus als Methode der Forschung, sondern jenen andern Materialismus, der mit seinen paar Formeln das Welträtsel gelöst zu haben meinte. Ein Massenideal sank also wieder in Trümmern, und der Kampf löste sich in lauter Einzelgefechte auf. Zoologie und Biologie, Sociologie, Physiologie, naturwissenschaftliche Ästhetik — kurz immer verwirrender wurde die Arbeitsteilung, immer mannigfaltiger und feiner die andrängenden Probleme. Dazu kam noch die Industrie, die Grossstadt, die moderne Technik und völlige Umgestaltung der Aussenwelt. Alle diese Einflüsse drückten auf den Geist der Jugend und forderten ihn zur Bewältigung heraus. Die Jugend begriff diese Aufgabe und erzeugte — die moderne Litteratur.

Merkwürdiger Weise giebt es noch viele sehr gescheidte Menschen, die darüber jammern, dass der nationale Aufschwung von 1870 keine nationale Litteratur erzeugte. Diese Herren sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht. Denn unsere junge Litteratur, unsere Hauptmann, Halbe, Sudermann — sie sind, so wie sie sind, ganz undenkbar ohne den Hintergrund des Reiches und der Reichshauptstadt. In einem idyllischen deutschen Kleinstaat ohne politische und soziale Kämpfe, da hätten sie vielleicht gar sanfte, fromme Idyllen gedichtet. Aber so —! Oder versteht man unter nationaler Dichtung eine Verherrlichung der nationalen Historie? Diese ist nur denkbar, wenn das politische Ereignis und das Ideal des Einzelnen sich bereits vollkommen decken. So war es in England zur Zeit der Königin Elisabeth, als die Reformationsbewegung und der englische Staat zu einem harmonischen Zusammenschluss gelangten. Damals schrieb Shakespeare seine Historien. Aber im Deutschland von heute sind wir noch lange nicht so weit, und mit beiden Füssen stellt sich unsre Dichtung auf den Urgrund des Sozialen. Aber sie will und kann nicht zur Soziologie erstarren. Darum ergreift sie das Individuelle, den Einzelmenschen. Das thaten freilich schon die

Digitized by Google

Romantiker, die mit Vorliebe komplizirte, geheimnisvolle Charaktere wählten. Das war aber nur eine Vorliebe für das Mystische, Seltsame und grandios Bizarre. Man suchte der Erscheinung nicht analytisch beizukommen, sondern benutzte sie, um übermächtige, verworrene Gefühle an ihr zu entladen. Der moderne Dichter spürt aber den Fäden nach, aus denen das feste Seil sich zusammenspinnt. Das Geheimnisvolle reizt ihn nur, weil er es ergründen, erhellen will. Sein scharfes, stahlhelles, elektrisches Licht beleuchtet jeden verborgenen Schacht, jede Ritze, jede vergessene Kluft. Und da kann ihm der wichtigste Faktor im Menschenleben, die Gesellschaft, nicht entgehen. Auch den Individuellsten unter den Modernen ist der Mensch noch immer das politische Tier. Die Romantiker sprachen vom starken Geist, Nietzsche spricht vom „guten Europäer." Wer merkt da nicht den Unterschied? Es suchen eben auch die Hochgebildeten, die ganz Individuellen ein Verhältnis zu Staat und Gesellschaft. Allein stehen, sich ins Reich der Träume zurückziehen, wie die Romantiker oder noch viele Jungdeutsche — das will niemand mehr. Der Übermensch will nicht nur Freiheit, Dispensation von den Gesetzen der Menge — er will vor allem herrschen. Diesem Ziel zu Liebe würde er selbst seinen Lüsten Gewalt anthun. Er braucht die Menge als seinen Gegensatz und seine Ergänzung. In die Wüste wird er nicht gehen — es sei denn, dass begeisterte Anachoreten seiner dort harrten. So steht es auch mit den guten Europäern. Wir haben schon seit mehr als hundert Jahren eine gemeinsame europäische Kultur, die rückwirkend wieder die nationale befruchtet. Zuerst war es das Weltbürgertum des achtzehnten Jahrhunderts, dann die Romantik und nun in unseren Tage die „Moderne", die sich aufbaut auf Soziologie und Politik. Als abgeleitete, rein geistige Emanationen, als die feinsten Blüten dieser neuen Kultur, erscheinen die moderne Litteratur und die moderne Ethik. Auch die Rückwirkung auf das nationale Leben bleibt nicht aus. Das bezeugen die Christlich-Sozialen und alle diejenigen, die nationale Sozialpolitik treiben wollen. Unter diesem Gesichtspunkt gruppiren sich am besten die scheinbar so gleichartigen und doch so streng abgesonderten Erscheinungen der jüngsten Zeit. Wer wissen will, wie sich etwa Herr von Egidy von der Gesellschaft für ethische Kultur unterscheidet, der ist voll berechtigt, Deutschland und Europa als Stichwort auszugeben. Es ist aber kein Gegensatz, keine unüberbrückbare Kluft. Der Zeitgeist accentuirt sich aufs Schärfste in beiden Erscheinungen. Die Wochen- und Monatsschriften, die Revüen, haben jetzt ihre beste Zeit. Das leichte Gepäck der Tageszeitung genügt nicht mehr. Man spürt dem tiefern Sinn der täglichen Erscheinung nach, man verbindet die Politik mit der Litteratur, Soziologie und Moral. Aber — und das will viel sagen — ohne die Politik geht es nicht mehr und mit ihr allein noch viel weniger. Wir stehen am Anfang dieser Entwicklung, aber schon können wir sagen, dass weit mehr als vor einem Vierteljahrhundert die Politik zu einer persönlichen, zu einer Herzensangelegenheit des Einzelnen geworden ist. Das Individuum und der Staat beginnen mit einander zu verschmelzen. Es bildet sich eine neue Volkheit, eine nationale Gesammtheit, die auf moderner, zeitgemässer Grundlage beruht und nicht auf rückständiger Romantik. Alles ist freilich erst Anfang, ist noch jung und zart. Prophezeihen ist ein übles Ding — der Frost fällt über Nacht. Trotz alledem, die bisherige Entwicklung berechtigt zur Hoffnung, zum Optimismus. Deutschland wird Preussen schliesslich überwinden. Nur muss die Axt an das Dreiklassenwahlrecht gelegt werden, damit auch im preusischen Landtag der Zeitgeist zur Geltung kommt, damit auch dort alle die wilden Kämpfe entfesselt werden, ohne die es keine Klärung giebt.

Sozialistengesetz, Kulturkampf, Antisemitismus und Protektionsmus — welch' eine Summe von Thaten und Leiden, wie viel Schlamm liegt in diesen Worten verborgen! Aber auch der Schlamm ist aesthetisch, wenn er bis an die Sterne spritzt. Und er befruchtet das Land. —

## KUNST UND SOZIALISMUS IN ENGLAND.

Über dieses interessante Thema finden wir im sozialistischen Devenir Social folgende Betrachtungen:

In England ist „Kunst und Sozialismus"*) nicht blos der Titel einer Broschüre von William Morris, es ist der Ausdruck der Wirklichkeit und wir möchten es kaum glauben, bis zu welchem Punkte die zeitgenössischen englischen Schriftsteller und Maler von der Liebe zum Menschen durchdrungen sind.

Ihre Menschenliebe, welche bisweilen bis zum revolutionären Sozialismus geht, ist das Resultat verschiedener Einflüsse, die etwa dreissig Jahre zurückreichen.

So haben der Kunstkritiker Ruskin, die Philosophen Carlyle und John Stuart

*) Art and Socialismus by William Morris. With parallel passages from Poets and Philosophers. London Reeves, 1884.

Digitized by Google

Mill gezeigt, dass die gerechte Verteilung des Reichtums die notwendige Bedingung der Entwicklung der Liebe zum Guten und und des Gefühls für das Schöne unter unsresgleichen sei.

Zu gleicher Zeit haben Charles Darwin und die Evolutionisten im Lande des Individualismus das Gefühl der sozialen Solidarität erweckt und den Wunsch, den künftigen Geschlechtern eine bessere Anpassung, als die unsrige ist, vorzubereiten.

Dickens und Georges Elliot haben mehr noch die Brüderlichkeit, als das Mitleid ihrer Leser angerufen hinsichtlich der Unglücklichen.

Die Präraphaeliten endlich waren Neuerer in socialer Moral wie in Malerei und Dichtkunst, wie man auch heute unter den erklärten Sozialisten mehrere Gründer oder Schüler jener Schule zählt. Wenn man in London die Ausstellung des berühmten Maler Watts besucht, bemerkt man die Bilder von Garibaldi, Carlyle, J. Stuart Mill; unter den Legenden und Landschaften, die mit der dekorativen Kunst der Umbrier und manchmal mit dem Lichte der Venetianer behandelt sind, ganz nahe den Darstellungen des Todes und der Liebe, voll von starker persönlicher Empfindung, wird man überrascht durch das Bild, worin Watts vorstellt „die Stimme, welche aus geheimnisvollen Tiefen des Herzens der Nation stets geschrieen hat gegen die schlechte Gesellschaftsordnung."

Weiterhin ist die letzte Hungersnot Irlands dargestellt, kurz es drückt sich jeden Augenblick das Mitgefühl des Malers aus für diejenigen, welche in England und anderswo leiden.

Auch andere Künstler stellen oft ihr Talent in den Dienst der Sozialisten: Walter Crane zeichnet jedes Jahr eine Komposition zum Gedächtnis des ersten Mai. Die Erste „Triumph der Arbeit" ist heute unfindbar; die Letzte „Garland for May-day" ziert die erste Mai-Nummer des „Clarion". Von allen aber sondert sich William Morris ab, zugleich einer der Meister der Dekorations-Kunst und einer der Apostel des neuen Kommunismus.

Kelmscott House, das Haus von William Morris, liegt zu Hammersmith am Ufer der Themse; von seinen Fenstern sieht man über den durch Flut und Ebbe bald höheren, bald niedrigeren Fluss hinweg, die grünen Grasflächen der Ebene und die verschiedenen Profile der Bäume von Richmond, welche den Horizont schliessen.

Die Druckerei von Kelmscott, im Hause eingerichtet, liefert die Luxus-Bücher, um die sich die Liebhaber streiten; nicht fern von da, zu Merton Abbey, betreibt Morris eine Tapeten-Fabrik; er ist nicht blos Dichter und Zeichner, er fabriziert sein Papier, seine Tinte, er druckt, er webt; seine ungeheure Thätigkeit umfasst zugleich die schriftstellerische Wirksamkeit und die Handarbeit; er ist zu gleicher Zeit Handwerksmann und Künstler: diese Mehrseitigkeit ist eine absichtliche und Morris verwirklicht in unserer Gesellschaft die glückliche Vereinigung der intellektuellen Forschung und körperlichen Anstrengung, welche der Ruhm der kommunistischen Civilisation sein wird! Kommunistisch sind auch die ästhetischen Ansichten von Morris, die er mit mehreren seiner Landsleute theilt. Er und seine Freunde wollen die dekorative Kunst, die Fresco-Malerei, die Tapete, die Hilfskünste der Architektur, die heute in der Staffel-Malerei*) untergehen, wieder beleben; heisst das nicht die Kunst einer intelligenten Gemeinde wieder herstellen, wie sie die Athener hatten, gegenüber einer Kunst der reichen Bürger, wie sie die Holländer hatten?

Morris that mehr als die künftige Gesellschaft anzukündigen; er wollte ihre Organisation vorbereiten und wir sehen ihn am Werke, seit die sozialistische Bewegung in England begann! 1881 ist er einer der Gründer der „Democratic Federation", deren Programm er und der Mitarbeiter Hyndman abfasst (A. Summary of the principles of Socialism. by Mill. Hyndman and W. Morris. London 1884).

1885 theilt sich der Bund. Morris gründet die „Socialist League" mit Aveling und des Letzteren Freunden. Unterstützt durch H. Sparling, seinen Schwiegersohn, giebt er „Commonweal", das Organ der Liga heraus.

Die Reinheit seiner kommunistischen Ueberzeugungen trennt ihn von den Kollektivisten; die „Socialist League" verschwindet; „Commonweal", den freidenkenden Kommunisten allen Schulen offen, dauert bis 1893. Heute hat Morris zu Hammersmith eine sozialistische Gesellschaft eingerichtet, die jeden Sonntag Morgens ihre rothe Fahne aufpflanzend, eine Zusammenkunft am Eingang der Brücke von Hammersmith hält und Abends eine Vorlesung zu Kelmscott House veranstaltet.

Letzten 20. April wurde solche abgehalten von Cobden Sanderson, dem berühmten Kunst-Buchbinder von London; den 19. Mai hatte Sergius Stepniak das Wort, der Verfasser des „Russie souterraine".

Am 31. März sprach Morris über das Ziel, das wir uns stellen müssen; man sieht, dass er noch thätig ist, wie am ersten Tage.

Mehrere seiner Vorlesungen sind in Bänden vereint (Signs of change 1 vol:

*) Siehe „Les Preraphaelites" Notes sur l'art decoratif et la peinture en Angloterre, par Olivier Georges. Destrée Bruxelles.

Digitized by Google

Hopes and fears for art, 1 vol.) oder in Penny-Brochuren veröffentlicht durch die Hammersmith sozialistische Gesellschaft (Reward of labour, True and false Society, Useful work versus useless toil, Monopoly or hour labour is robbed; in Vorbereitung: Communism).

Seinen eigentlich socialistischen Schriften muss man die anderen Werke anfügen, in denen Morris seine Tendenzen in litterarischer Form ausgedrückt hat; die beiden hauptsächlichen sind: News from Nowhere 1 vol. und a Dream of John Bull 1 vol.

Die beiden wichtigsten Züge der Morris'schen Doctrinen sind der freie Charakter seines Kommunismus und die antiparlamentarische, aber gleichzeitig rein erzieherische Richtung seiner Propaganda.

Um die erstere Art zu zeigen, geben wir hier einen Teil seines Schlusses von „True and false Society": Die zentralisierte Nation wird einem Bunde von Gemeinden Platz machen, welche allen Reichtum gemeinsam haben und sich dessen bedienen wird, um die Bedürfnisse jedes Mitglieds zu befriedigen, indem sie von ihm nur fordert, nach Fähigkeit möglichst zu arbeiten zur Erzeugung gemeinschaftlichen Reichtums.

Übrigens ist jedes Mitglied selbstverständlich völlig frei, sich seines Teils nach Belieben zu bedienen, ohne dass Jemand sich darein mischt, so weit er ihn wirklich für eignen Gebrauch anwendet und nicht zum Mittel einer gewaltsamen Beherrschung macht. Diese Ansichten setzen völlige materielle Gleichheit Aller voraus, sodass das Leben sich nur durch Fähigkeiten und Anlagen differenziert.

Der Wetteifer in der Arbeit für das Gemeinwohl wird den Wettbewerb als Trieb ersetzen.

Wenn die Menschen sich von der Furcht befreit haben werden, welche die Einen den Andern durch unser System künstlicher Hungersnoth verursachten, werden sie fühlen, dass das beste Mittel, um die Verschleuderung der Arbeit zu vermeiden, die Erlaubnis für Jeden wäre, dem Gemeingut zu entnehmen, was er braucht, denn Niemand fühlte die Versuchung oder hätte die Gelegenheit, einen grösseren Anteil sich zu nehmen, als ihm zukommt.*)

— Wir erkennen hier die Ideen und selbst die Ausdrücke des Verfassers der „Conquête du pain." Kropotkine und Morris sind durch Freundschaft verbunden und man wird keinen von Beiden ärgern, wenn man sagt, dass Beide zu gleicher Zeit den Kommunismus erneuert haben, ehemals auf Autorität, jetzt auf individuelle Freiheit begründet; vielleicht wird man in ihren Ansichten den Einfluss Godwins finden, des Gegners von Malthus, des Philosophen vom Anfang dieses Jahrhunderts, welcher schrieb „selbst Gott, wenn er existierte, würde nicht das Recht haben, ein Tyrann zu sein."

Über die Mittel würde Morris nicht immer mit Kropotkine übereinstimmen; ohne Zweifel will er, dass die Änderung vollständig sei, er spricht in allen seiner Vorlesungen von der sozialen Revolution; er predigt nicht die Eroberung der öffentlichen Gewalten, wie die Sozialdemokraten, im Gegenteil, er hat Reformisten und Parlamentarier verspottet in einer Serie von Artikeln und Phantasien, veröffentlicht durch den „Commonweal"; zwei der hübschesten „sens dessus dessous" Lustspiel und „A. Kingslesson", Novelle sind übersetzt und veröffentlicht in dem litterarischen Beiblatt der Revolte (vol. 1, p. 29, II. p. 171). Nach Morris sind nur die Revolutionären noch zu wenig zahlreich und eine sofortige Aktion würde sie der Decimirung durch die Regierungen und Armeen aussetzen. „Was ist zu thun? wünscht man, dass die Revolution der Gesellschaft sich bald vollzieht, so agitieret, erziehet, organisieret!" Das ist die Einleitung einer Brochure der Hammersmith Society, veröffentlicht durch Andreas Scheu, auch einen sozialistischen Künstler.

So ist also das Werk von Morris und seinen Freunden revolutionär, aber ihre Propaganda wird für den Anfang rein pädagogisch sein; man kann diese Haltung kritisieren, doch kann man nicht leugnen, dass sie Morris eine sehr würdige Stellung gab über den Wahl-Schächereien und den parlamentarischen Nebenbuhlereien.

Bemerken wir wohl, dass er keineswegs aus Geringschätzung, sondern aus Überzeugung, nicht aus Dilettantismus, sondern im Gegenteil, um kräftiger und rascher zu agieren, sich auf die Aufgabe des Erziehers beschränkt.

Diese Rolle ist nach ihm die einzige, welche für einen aufgeklärten Bourgeois passt, der durch sein Herz und seine Vernunft zum Sozialismus geführt ist, denn es ist der einzige Weg, den Menschen die ganze Wahrheit zu sagen, ohne ihr Misstrauen zu erwecken. Agitieren die Kandidaten des Unterhauses nicht, ohne zu erziehen, und machen sie nicht viele Wähler gewissenlos und nur wenig wahrhaft Eingeweihte? Nehmen sie nicht Kompromisse an und verzögern dadurch die Revolution, welche ihre Wahl zu befördern scheint?

Der Streit über diesen Punkt tobt gegenwärtig zwischen den revolutionären Kommunisten und den parlamentarischen

*) Diese Ideen sind aufgenommen und entwickelt in einer anderen Penny-Veröffentlichung der Gesellschaft von Hammersmith „Political economy of Socialism by John Corruthers.

Digitized by Google

Sozial-Demokraten; wir haben die Frage nicht zu entscheiden.

Kommen wir zurück auf Morris und erinnern wir uns ein letztes Mal, dass dieser Künstler und Denker, dieser Freund und Schüler des Poëten und Maler Rossetti, Freund und Mitarbeiter des dekorativen Burne Jones, Freund von Kropotkine und zuweilen in Übereinstimmung mit Letzterem, neue ästhetische und soziale Anschauungen in sich vereinigte, deren Einfluss sich mehr und mehr über England hinaus erstreckt. —

Soweit der „Devenir." Wir können nicht anders, als den Kommunismus des Morris für eine interessante Naivetät halten, die dem Künstler Morris vielleicht zu gute kommt. Aber diese Verquickungen von Künstlertum und Moraltheorie sind zu charakteristisch für England, als dass man sie nur belächeln könnte.

## INTERNATIONALES SOCIOLOGISCHES INSTITUT IN PARIS.

Der erste Band des „Annales" dieses Institutes ist soeben erschienen. Er enthält ausser den geschäftlichen Aktenstücken (Mitgliederverzeichnis, Statuten etc.) alle die auf dem 1. Soziologenkongress (Oktober 1894) in Paris gehaltenen Vorträge und zur Verlesung gelangten Abhandlungen — und die über dieselben stattgehabten Diskussionen. Der Inhalt ist demgemäss durch seine Mannigfaltigkeit sehr interessant und enthält Arbeiten von Lubbock, René Worms, Maxime Kowalewsky, Paul von Lilienfeld, Donglas Galton, Prof. Gumplowicz, Combes de Lestrade, Enrico Ferri, Novicow, Gabriel Tarde, Professor Toennies, Casimir von Kranz, Professor Dorado (Salamanea), Prof. Posada (Oviedo), Mandello (Budapest), Abrikossof und Georg Simmel. Ausser einigen Abhandlungen, deren Zusammenhang mit der Soziologie sehr lose ist wie Galtons über „geistige und physische Entartungen (Deviations) der Kinder in den öffentlichen Schulen", bewegt sich der grösste Theil derselben um den Begriff und das Wesen der Soziologie. Ein vollständiges „Programm einer Soziologie" giebt Gumplowicz. Er unterscheidet drei Hauptabschnitte der Soziologie, welche zu behandeln haben 1. soziale Bewegungen (Wanderungen, Landnehmen, Kriege, Eroberungen, Kolonisationen etc.) 2. sozialpsychische Erscheinungen (Sprache, Religion, Staat, Recht, Moral etc.) und 3. Ideenströmungen (Sozialismus, Anarchismus). Gabriel Tarde polemisiert in seiner Abhandlung „Sociologie élementare" gegen die von dem Professor der Soziologie in Bordeaux Dürkheim aufgestellte Begriffsbestimmung einer „sozialen Thatsache". Während nämlich Dürkheim den Ursprung der sozialen Thatsache in eine Gesamtheit, eine Gruppe verlegt, behauptet Tarde: alle sozialen Thatsachen entspringen dem individuellen Geiste und werden sozial durch die „Nachahmung".

Die südromanischen Soziologen behandeln actuelle soziale Fragen, so z. B. Fiamingo die Arbeitslosigkeit, Posada den Anarchismus, Ferri das Verhältnis des Sozialismus zur Soziologie („La Sociologie sera socialiste ou elle ne sera pas.") Kurz und gut, es ist eine seltene Fülle von Fragen und Problemen des sozialen Lebens und der Wissenschaft der Gesellschaft, die in diesem 1. Bande der Annalen von den berufensten Theoretikern behandelt wird. — Der nächste Kongress der Soziologen wird im Oktober d. J. wieder in Paris abgehalten werden: möge er ein gleich schönes Resultat bieten wie der erste.

## ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

Die Nyt-Tidsskrift (Kristiania De tusend Hjems Forlag) enthält in ihrem 11. Heft einen Artikel über „Roman, Drama und Musikdrama" von Gerhard Schjelderup, welcher in Kürze die Hauptunterschiede dieser drei Kunstarten zusammenfasst und das Musikdrama (namentlich Wagners) als höchste Kunstform preist. „Das Musikdrama vereint in der Hauptsache die Vorteile des Wortdramas und des Romans und erhöht sogar in hohem Grade ihre vereinte Wirkung, indem es dem Drama die Unterstützung der mächtigsten aller Kunstarten, der Musik, zuführt. Ausserdem hat die Musik besonders durch die Entwickelung des Orchesters und die freie Behandlung der Stimmen ungeheuere Gebiete erobert. Gerade die tiefste der Aufgaben des Dramatikers, die Analyse des Seelenlebens, hat damit ungeheuer an Innerlichkeit und überzeugender Kraft gewonnen." — In dem 14. Heft derselben Zeitschrift bringt ein längerer Artikel des bekannten norwegischen Litteraturhistorikers Chr. Collin eine Darlegung von Garborg's Entwickelungsgang vom Realisten zum modernen Romantiker.

* * *

Das neueste Heft der norwegischen Zeitschrift Kringsjaa (Olaf Norlis Verlag Kristiania) ist eine Henric Wergeland-Nummer, zum Andenken an den fünfzigsten Todestag des Dichters. Sie enthält einen Artikel: „H. W. in seinem Hauptwerke Der Mensch" von Carl Naerup, Gedichte an Wergeland von Per Srole und Kristofer Janson, eine biographische Charakteristik von G. Grau

Digitized by Google

und mehrere Abbildungen betreffend Wergeland.

* * *

Vom Herbst 95 an sollen in Berlin Deutsch-Französische Jahrbücher, Annales Franco-Allemandes erscheinen.

Die „Deutsch-Französischen Jahrbücher" sollen eine zweisprachige Revue sein, die vorerst monatlich zweimal erscheint; sie sollen mit Umgehung des engen nationalpolitischen Standpunktes einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt für das Geistesleben beider Völker bilden und das gegenseitige Verständnis vermitteln und vermehren.

„Wir hegen die begründete Hoffnung, schreiben die Herausgeber Dr. Südekum und Alfr. Fried, die Vertreter der deutschen und französischen Litteratur, der Wissenschaft und der Künste beider Völker um unsere Zeitschrift zu scharen und ihnen so Gelegenheit zu geben, ihre Gedanken den Lesern der beiden fortgeschrittensten Nationen der Welt gleichzeitig übermitteln zu können. Zu diesem Zwecke werden wir alle Beiträge in der Originalsprache und in einer danebenstehenden mustergültigen Uebersetzung bringen, sodass also die deutschen gleichzeitig auch französisch, die französischen deutsch veröffentlicht werden."

In Berlin und in Paris besteht je eine eigene Redaktion, während die Herstellung und der Vertrieb von Berlin aus erfolgen wird. Die Zeitschrift wird alle 14 Tage in Gr.-Octav bei einem Umfange von 4 bis 5 Druckbogen erscheinen und trotz eleganter Ausstattung zu einem mässigen Preise in beiden Ländern verbreitet werden.

* * *

Die sozialistische „Neue Zeit", welche öfters die für wirtschaftliche Theorien fruchtbaren Verbindungen mit der Naturwissenschaft pflegt, veröffentlicht einen Aufsatz A. Jacobi's über den Affenmenschen, welcher ein allgemeineres Interesse zu verdienen scheint. Der Verfasser knüpft an einen prähistorischen Fund an.

Ein breiter Abstand, sagt er, trennt das Tier — auch das am höchsten stehende, den anthropoiden Affen — vom Menschen; und die primitivsten Rassen sind doch noch zu sehr Mensch, um widerspruchslos als ein Mittelglied zwischen dem menschlichen und dem tierischen Reiche gelten zu können; einzig auf die fossilen Funde im Innern der Erde sind wir darum angewiesen, aus ihnen müssen wir uns unsere ganze Vergangenheit wieder aufbauen. Bei der Wichtigkeit dieser Frage für uns ist es begreiflich, wenn eine neue Entdeckung auf dem dunklen Gebiete der menschlichen Phylogenie stets das grösste Aufsehen erregt, besonders wenn sie mit solcher prophetischen Sicherheit auftritt, wie am Ende des vorigen Jahres des holländischen Militärarztes Eugen Dubois' „Pithecanthropus erectus". In dem „aufrechtgehenden Affenmenschen", der „menschenähnlichen Übergangsform aus Java" erkennt ihr Entdecker nichts weniger als den „Urerzeuger des Menschen", er sieht bereits vor sich den „ganzen Weg der Menschwerdung."

Die Stücke, welche Dubois fand, ein dritter rechter Backenzahn, ein linker Oberschädel, ein halber Schädel, sind allerdings in einer gewissen Entfernung von einander entdeckt worden; auch in zeitlicher Entfernung. Zwingende Gründe sprechen also nicht für ihre Zusammengehörigkeit. Aber die Untersuchung des Schädels allein genügt. Äusserlich stellt dieser den niedersten bisher bekannten Menschentypus dar. Wichtiger ist die Beobachtung seiner „Kapazität", des Schädelinhalts, deren Mass man ja bei allen ausgegrabenen Schädeln an Stelle der direkten Hirnwägung setzen muss.

Der Verfasser schliesst: Die durchschnittliche Kapazität für die heutige mitteleuropäische Bevölkerung ohne Unterschied des Geschlechts beträgt rund 1400 Kubikzentimeter; die grösste Kapazität unter den Anthropoiden hat der Gorilla mit 550 Kubikzentimeter. Hier besteht allerdings eine klaffende Lücke, die auszufüllen um so mehr zu wünschen wäre, als sich ja gerade darauf all die vagen Spekulationen gründen, die unsere Wissenschaft als eitel und nichtig hinstellen. Möglich freilich sind diese Spekulationen nur dadurch, dass man nach alter Gewohnheit die Funktion des Gehirns als etwas ausserhalb aller sonstigen Naturgesetze stehendes betrachtet, und dass man da plötzlich vergisst, wie sehr der einseitige Gebrauch eines Organs dieses umzubilden und zu vergrössern vermag.*) Jene Lücke wird um so schwerer

*) Man denke z. B. an die Vögel mit ihrer eigenartigen Gestaltung der vorderen Extremitäten: sie ständen noch heute ausserhalb der ganzen übrigen Tierreihe als Zeugen für die Wahrheit des frommen Schöpfungsmärchens da, hätten nicht fossile Funde es unwiderleglich festgestellt, dass sie nur ein Seitenzweig der Reptilien sind; sie sind heute nur deshalb so weit von diesen entfernt, weil sie durch einseitigen Gebrauch ihrer vorderen Gliedmassen, ihre Flügel nach einer Richtung hin gänzlich umgebildet haben. — Um ein Beispiel aus der Menschenfamilie selbst anzuführen: es ist für uns Europäer genau so einzig dastehend, wie die unerhörte Entwicklung unseres Gehirns, dass bei einzelnen südafrikanischen Völkern, vor allem bei den Buschleuten, die Steatopygie der Frauen sich entwickelt hat, jene Auflagerung so kolossaler Fettmassen auf die Gesässmuskeln, dass sich förmliche Sitzbänke bilden, die 10 bis 15 Zentimeter von der Rückenlinie abstehen, und dass gleichzeitig damit immer — Herrn Rintelens keusche Sittlichkeit

Digitized by Google

auszufüllen sein, als ja, wenn irgendwo, gerade in der Anthropologie nur Massenbestimmungen von Wert sein können — das angegebene Durchschnittsmass ist ja das Mittel aus Tausenden von Messungen — und bei den paläontologischen Schädelfunden wird man doch immer, um so mehr, je älter sie sind, mit vereinzelten Beobachtungen zu rechnen haben, denen man jederzeit den Vorwurf machen kann, sie genügten nicht, irgend einen allgemeinen Schluss zu rechtfertigen. Dürfte man Rücksicht nehmen auf die individuellen Messungen, so wäre die weite Kluft schon so gut wie überbrückt — auch ganz abgesehen von pathologischeen Fällen*) —: so hatte ein Andamanese nur eine Kapazität von 1095 Kubikzentimeter, die Gebrüder Sarasin fanden bei einem weiblichen Wedda 1037, bei einem männlichen 2012, Flower bei einem weiblichen Wedda 960 Kubikzentimeter, und Marshall bestimmte das Hirngewicht eines Buschweibes zu 872 Gramm, ein Gewicht, das ungefähr einer Kapazität von 900 Kubikzentimeter entspricht. Dubois' Schädel nun hatte nach seiner eigenen Bestimmung, gegen die sich dazu noch verschiedene Bedenken geltend machen liessen, eine Kapazität von mindestens 984 Kubikzentimeter; bei der Methode, die er zu seiner Bestimmung anwandte — eine direkte Messung mittels Erbsen oder Schrot wie bei ganzen Schädeln liess sich bei dem defekten Zustand der dazu noch mit steiniger Masse erfüllten Schädelkalotte natürlich nicht ausführen — bei dieser umständlichen Methode kann ihm ganz leicht ein Fehler von 200 Kubikzentimeter untergelaufen sein, und dann stünde der Schädel auch nicht tiefer als der vom Neanderthal, den man auf 1200 Kubikzentimeter schätzt, oder als die anderen Schädel, aus denen Quatrefages und Hamy ihre „Cannstädter Rasse" gebildet haben. Aber selbst, wenn er nur die 984 Kubikzentimeter gehalten hätte, selbst dann wäre er, sobald man sein Alter beachtet, noch lange nicht die gesuchte Zwischenform, da er dazu dem Menschen noch viel zu nahe steht, und da er immer nur einen Wert als Einzelfall beanspruchen kann; und dann stehen diesem einen Schädel der grauen Vorzeit mit seinen 984 Kubikzentimeter andere, dazu noch moderne Schädel mit 960 und weniger gegenüber. Wenn wirklich der Oberschenkel und der Zahn sicher zu dem Schädelfragment gehörten, und wenn sie wirklich die charakteristischen Merkmale böten, die sie vom Menschen sowohl wie vom Anthropoiden zu unterscheiden vermöchten, dann freilich liesse sich der Fund — die Richtigkeit und Genauigkeit aller Messungen vorausgesetzt — wohl zur Aufstellung einer neuen Zwischenstufe verwenden, wie es Dubois will; so aber, darin sind alle Anthropologen einig, die den Duboisschen Pithecanthropus beurteilt haben, kann dieser Fund die Bedeutung nicht beanspruchen, die sein Entdecker ihm zuschreibt: die Frage nach dem Vorläufer des Menschen bleibt nach wie vor offen.

Bedeutungslos wird dadurch die Entdeckung noch lange nicht; im Gegenteil, sie ist äusserst wertvoll; sind doch diese drei Knochenstücke allem Anscheine nach, wenn man von dem vielleicht tertiären amerikanischen Schädel Calaveras absieht, die ersten Spuren des so lange vergeblich gesuchten tertiären Menschen. Wenn die Stücke wirklich, wie Dubois angiebt, 12 bis 15 Meter unter der Ebene in sogenannten andesilischen Tuffen gefunden sind, so reichen sie bis in die jüngere Pliocäne hinein, also bis zum Ende der Tertiärzeit, und damit ist die Existenz des so viel verschrieenen, tertiären Menschen bewiesen. Von welcher eminenten Wichtigkeit dieser Nachweis ist, ergiebt sich schon daraus, dass — abgesehen von der genannten unsicheren Ausnahme — die ältesten aller anderen im Innern der Erde aufgefundenen menschlichen Schädel und Knochenreste der Diluvialzeit angehören, während doch das Vorhandensein des Menschen in der Tertiärzeit einfaches, logisches Postulat ist. Denn diese spärlichen diluvialen Überreste des Menschen weisen wohl alle die charakteristischen Merkmale einer tieferstehenden, affenähnlicheren Rasse auf: die Dolichocephalie, den Prognathismus, (das Vorspringen des Gesichtschädels), die geringere Wölbung des Schädeldaches, das Zurückliegen der Stirne, die mächtige Entwicklung der Augenbrauenbogen — aber trotz alledem stehen sie sämtlich dem Menschen noch unendlich viel näher als den Anthropoiden, und vor allem bildet der weite Abstand zwischen den Schädelkapazitäten eine unüberschreitbare Scheidewand zwischen dem diluvialen Menschen und den anthropoiden Affen. So muss denn notwendig die Differenzirung im Laufe der Tertiärzeit vor sich gegangen sein. Und die Hunderttausende von Jahren, die sie gedauert hat, konnten dazu vollauf genügen.

* * *

verzeihe — die sogenannten „Hottentottenschürzen" entwickelt sind, die oft bis zum Knie herabreichen. Beide Erscheinungen können für unsere zarten ästhethischen Empfindungen, die sich allenfalls noch eine Venus Kallipygos gefallen lassen, nicht aber die „Hottentottenvenus", nicht gerade als Kriterien einer idealen Schönheit gelten; aber nur deshalb, weil sie bei uns nie vorkommen (und ausser in Südafrika auch sonst nirgends).

*) Bei Mikrocephalen schwankt die durchschnittliche Kapazität zwischen 400 und 500 Kubikzentimeter. Das Hirngewicht fällt oft bis unter 300 Gramm (240 Gramm in einem Falle Marshalls).

Digitized by Google

Der Austragung eines persönlichen Kampfes öffnet die Revue blanche ihre Spalten. Es ist eine Entgegnung des Paul Verlaine auf die Angriffe und Verleumdungen seiner Widersacher. „Drei Epiloge zum Abschiede von der persönlichen Kunst" benennt er sie. Der erste sagt in Versen voll beissender Ironie, es heisse scheiden von der alten Weise, nicht länger seine Freuden und Schmerzen und was sein Inneres bewegt, erzählen, sondern sich der unpersönlichen Kunst, der Kunst des Verstandes weihen, in Dramen und Heldenliedern Walhalla und Buddha besingen, synthetische und analytische Romane schreiben. Das wolle die Welt, und darum sage er dem Herzen, dem eigenen Ich Lebewohl. „L'Hôpital partout" ist der zweite überschrieben, der in Prosa erzählt, wie man ihm, dem von schweren körperlichen Leiden Geplagten vorwerfe, dass er der öffentlichen Wohlthätigkeit immer wieder zur Last falle, ihn gleichsam als Marodeur darzustellen und seiner Krankheit noch ausserdem einen schimpflichen Anstrich zu geben versuche. Auch diese Zeilen der Abwehr sind auf dem Krankenbette geschrieben, aber diesmal daheim, „im eigenen Bette, in vertrauter Umgebung", wie er sagt, wo er von Blumen umgeben und geweckt vom Gesange der Vögel nun wirklich zu gesunden hoffe, mehr noch moralisch als körperlich. Der dritte Abschnitt: „La prison nulle part" kehrt sich gegen die verleumderischen Berichte sensationssüchtiger Reporter, dass Verlaine um seines unzüchtigen Lebenswandels willen in Kollisionen mit den Gerichten und in Gefängnisstrafen geraten sei. Er bezeichnet dies als leere, böswillige Erfindungen; in früheren Jahren sei dies freilich der Fall gewesen, und sogar ein Buch, „Mes Prisons", habe er darüber geschrieben, gesteht Verlaine und erzählt, wie er vor drei Jahren in Brüssel gelegentlich einer belgischen Tournée die Aufforderung erhalten habe, vor einem kleinen, geladenen Publikum von Rechtsgelehrten und deren Damen in einem Saale des Justizpalastes Bruchstücke aus diesem Buche zu verlesen — desselben Gebäudes, in dem er zwanzig Jahre zuvor wegen eines Raufhandels vor den Richtern gestanden und zu zwei Jahren Kerker verurteilt worden war. Die Vorlesung hatte einen glänzenden Erfolg, und für den Dichter ward sie eine Quelle unbeschreiblicher Empfindungen, durch dies eigenartige Zusammentreffen der Umstände. In diese rührende Erinnerung klingt die geharnischte Entgegnung aus. Sie ist merkwürdig ergreifend, sagt die „Zeit", in ihrem Gemisch von Grimm und Hohn gegen die Feinde, von Selbstverspottung und verstohlener Rührung über das eigene Los, und die stille Schwermut, die das Ganze durchzieht, gewinnt unwiderstehlich für die Sache des Verfolgten, mag sein regelloses Leben auch immerhin den „Gutdenkenden" eine Thorheit und ein Ärgernis sein.

* * *

Wir hatten in einem unserer vorigen Leitartikel die juristische Frage unserer Irrenpflege behandelt — einen der wundesten Punkte unseres gesamten Rechtsbewusstseins, eine klaffende Lücke zwischen dem Recht und dem Gewissen unserer Zeit. Über die Technik der Irrenheilanstalten haben die Ärzte zu sprechen. Wir verweisen auf ein schweizerisches Dokument.

Der Direktor der Pflegeanstalt Rheinau, E. Bleuler, veröffentlicht folgenden Rückblick auf die allmähliche Entfernung der Zwangsmassregeln (19. Bericht des Züricher Hilfsvereins für Geisteskranke).

„Als ich vor bald zehn Jahren nach Rheinau kam, wurde die Zwangsjacke noch in ausgedehnter Weise angewandt. Um mir ein sicheres Urteil zu ermöglichen und um Zeit zu haben, alles den veränderten Verhältnissen anzupassen, nahm ich sie zuerst nur denen weg, welche sich darüber beklagten, und erst nach einigen Wochen befreite ich auch die andern. In einem einzigen Falle führte dies zu Schwierigkeiten, indem der betreffende Patient nachher während längerer Zeit immer sich und denjenigen seiner Genossen, welche es duldeten, die Knöpfe von den Kleidern riss; nach und nach verlor er diese Gewohnheit. Bei allen anderen Kranken hatte die Entfernung der Zwangsjacke nicht nur nichts geschadet, sie hat die Patienten ganz wesentlich beruhigt, da manche gerade aus Furcht vor Zwangsmassregeln oder aus Ärger über die Anwendung derselben aufgeregt worden waren; es wurden nachher weniger Scheiben zertrümmert, weniger Wunden geschlagen, weniger Kleider zerrissen als vorher. Zwei Stricknadeln und etwas Garn, die man einer Tobenden in die Hand giebt, sind eben ein viel besseres Beruhigungsmittel, als die stärkste Zwangsjacke. Wir wenden seitdem die Zwangsjacke nur noch vorübergehend in solchen Fällen an, wo Patienten sich selbst beschädigen; hier hat sie dann und wann einmal einen merklichen Nutzen, der grösser ist, als der Schaden, und sie dann aus Principienreiterei nicht anzuwenden, wie es manche thun, halte ich für unrichtig. Ich bemerke indess ausdrücklich, dass wir trotz der respektabeln Zahl von 670 Kranken nicht alle Jahre in den Fall kommen, sie anzuwenden. Auch mit der Abschaffung der Zwangsmassregeln darf

Digitized by Google

man sich noch lange nicht zufrieden geben. Man muss nicht ruhen, bis die meisten Kranken eine ähnliche Bewegungsfreiheit haben, wie die Leute draussen, welche blos durch ihre Geschäfte u. s. w. gebunden sind."

Schon im Interesse der notorischen Zunahme der Geisteskrankheiten liegt die genaueste Beobachtung vernünftiger Irrenbehandlungs-Massregeln. Es wird interessieren, die Bleulersche Statistik kennen zu lernen:

„In allen zivilisierten Ländern steigt das Bedürfnis nach Versorgungsstätten für Geisteskranke in ganz unheimlicher Progression. Berlin z. B., für das genaue Zahlen vorliegen, hatte 1861 288 Irre zu versorgen oder auf 100,000 Einwohner 43. Zehn Jahre später waren es 70 auf 100,000, die Zunahme betrug also 27 pro 100,000; im Jahre 1880 war eine weitere Vermehrung bis auf 114, also um 44 pro 100,000 zu konstatieren, 1890 stieg die Verhältniszahl auf 173 oder 59 zu 100,000, blos drei Jahre später waren 3250 Irre durch die Stadt versorgt, also auf 100,000 Einwohner 198, das macht wieder auf 10 Jahre berechnet einen Zuwachs 93 pro 100,000. In ganz Preussen betrug die Zunahme in den 11 Jahren von 1880 bis 1891 77,6 Proc.; die Zahl der Versorgten stieg nämlich von 25,768 auf 45,407. Ähnliche Verhältnisse bestehen überall, nur fehlen meistens die Zahlen, um sie nachweisen zu können."

* * *

Haushaltsbudgets der ärmeren Klassen veröffentlicht Agricola in der „Ethischen Kultur" unter sehr interessanten Erörterungen über die grausamen Lehren, welche sie geben.

Die Arbeiterwelt, sagt er, ist den meisten bürgerlichen Kreisen leider noch immer ein Buch mit sieben Siegeln. Als vor einigen Jahren der inzwischen bekannt gewordene Theologe Paul Göhre sich als Arbeiter verkleidete und drei Monate in einer Chemnitzer Fabrik zubrachte, um die Anschauungen der Arbeiter, ihre Lebensgewohnheiten und ihre Ansprüche zu erkunden, da war man über das Resultat seiner Beobachtungen nicht wenig erstaunt. Man hatte sich die Arbeiter ganz anders vorgestellt. Selbst die „Kreuzzeitung" stiess einen tiefen Seufzer aus und meinte, es sei doch schlimm, wenn man, um sich über die Verhältnisse einer Klasse von Volksgenossen zu unterrichten, ausziehen müsse, wie zur Erforschung eines wilden Stammes in Afrika.

Das ist wahr, und es mag nicht wenig zur Verschärfung der Klassengegensätze beigetragen haben, dass die wirklichen Verhältnisse der Arbeiter ausserhalb der Arbeitskreise selbst so wenig bekannt sind. Erklären kann man diesen Zustand zum Teil aus einer gewissen Bequemlichkeit der bürgerlichen Kreise. Wer in nur einigermassen behaglichen Verhältnissen lebt, der will sich seine Lebensfreude nicht verderben durch den Anblick menschlichen Elends. Nur einige starke Seelen und einige edle Herzen können sich entschliessen, von den lichten Höhen des Daseins hinabzusteigen und mit der Fackel der Wahrheit in die Tiefen zu leuchten, wo namenlos schwere Kämpfe ums Dasein ausgekämpft werden. Dazu kommt noch eine Menge anerzogener Vorurteile. Ein bedeutender Teil unserer Gelehrten kann sich noch immer nicht daran gewöhnen, in dem modernen Arbeiter etwas anderes zu erblicken, als ein Wesen, das dem antiken Proletarier gleicht. Und dennoch schafft der moderne Arbeiter Werte, während der Proletarier des Altertums die Arbeit verachtete und sich vom Staate oder von den jeweiligen Herrschern, auf Kosten des gesamten Volkes, ernähren liess. Der moderne Arbeiter ist das Gegenteil von jenem Pöbel, der „panem et circenses" verlangte; der moderne Proletarier verlangt Arbeit und Brot!

Die Arbeiter haben mehr als einen Notschrei an den Staat, an die Gesetzgebung, an die Gesellschaft gerichtet. Aber man hat sich in den höheren Regionen noch immer nicht entschliessen können, ihre Verhältnisse eingehend zu untersuchen. Die Berichte der Fabrikinspektoren enthalten ja manches Treffliche, lassen leider aber noch mehr vermissen. Die Arbeiter selber haben aus eigenen Mitteln und mit grossen Anstrengungen Untersuchungen ihrer Verhältnisse veranlasst, und im Bewusstsein, dass mit allgemeinen Redensarten gar nichts gethan ist, eine Menge von statistischen Nachweisen über Lebenshaltung, Ernährung, Entlöhnung, Arbeitszeit und was dahin gehört, veröffentlicht. Sie haben ihre mühsam erarbeiteten Groschen dahingegeben, um auf diesem Wege die Wahrheit über ihre Lage jedermann zugänglich zu machen. Die Broschüren, die zu diesem Zweck herausgegeben worden sind, bilden eine kleine Litteratur, die ungemein wichtig, aber den bürgerlichen Kreisen noch fast gänzlich unbekannt ist. Dazu kommt, dass diese Schriften sehr rasch veralten, weil die Verhältnisse rasch wechseln und die Statistik ebenso rasch unbrauchbar wird.

Die Maurer, als vermeintlich bestgestellte Branche, zeigen nach den Statistiken dieser Broschüren nur in einigen Fällen unverheirateter Männer kein Defizit, die Maurerfamilien können sich sämtlich nicht ernähren ohne Mithilfe von Frau und Kindern.

Digitized by Google

Ein Haushaltungsbudget sei hier angeführt, das von einem Maurer, der Frau und sechs Kinder hat und in Gaarden bei Kiel wohnt, aufgestellt ist.

Er giebt aus

Wöchentlich.

| | | |
|---|---|---|
| Brot | Mk. | 5,— |
| Butter | „ | 2,— |
| Schmalz | „ | 2,10 |
| Speck | „ | 1,50 |
| Fleisch | „ | 3,60 |
| Mehl | „ | 0,54 |
| Eier | „ | 0,20 |
| Milch | „ | 1,50 |
| Kaffee, Thee | „ | 1,— |
| Zucker | „ | 0,88 |
| Gewürz, Salz | „ | 0,20 |
| Hülsenfrüchte | „ | 0,40 |
| Kartoffeln | „ | 1,50 |
| Essig, Öl | „ | 0,20 |
| Bier | „ | 0.70 |
| Schnaps | „ | 0,60 |
| Tabak | „ | 0,20 |
| Zusammen | Mk. | 22,12 |
| Im Jahr | „ | 1150,24 |

Jährlich:

| | | |
|---|---|---|
| Kleidung, Wäsche | Mk. | 37,— |
| Schuhzeug | „ | 40,— |
| Hausstand | „ | 20,22 |
| Schulgeld | „ | — |
| Steuern | „ | 18,— |
| Miete | „ | 192,— |
| Lektüre | „ | 5,— |
| Krankenkasse | „ | 16,80 |
| Vereine | „ | 4,80 |
| Krankheit | „ | 48,— |
| Versicherung | „ | 3,— |
| Vergnügen | „ | — |
| Beleuchtung | „ | 13,52 |
| Feuerung | „ | 40,— |
| Handwerkszeug | „ | 6,— |
| Zusammen | Mk. | 444,34 |

Der Mann hat also eine Jahresausgabe von 1594 Mark 58 Pfennig für eine Familie von sieben Köpfen — keinen Pfennig für Vergnügen und nur 37 Mark im Jahr für die Kleidung der ganzen Familie! Der Vater verdiente im Jahre 1890 als Maurer die Summe von 1293 Mark 50 Pfennig, und es bleibt im Haushalt sonach ein Defizit von 301 Mark und 8 Pfennig. Wenn die Frau nichts verdienen kann und die Kinder noch klein sind, dann muss diese Familie notgedrungen im tiefsten Elend leben. Und wenn die Mutter einen Nebenverdienst hat, der sie zwingt, ausserhalb ihrer Wohnung thätig zu sein, wer kümmert sich dann um die Kleinen zu Hause?

Wir machen absichtlich diese detaillierten Angaben und vermeiden jede allgemeine Redensart, wie sie so häufig gebraucht wird, wenn vom Massenelend die Rede ist. Was wir angeben, ist aus erster Quelle geschöpfte, ebenso lautere wie ernste Wahrheit.

Wenn es schon bei den Maurern vielfach so traurig aussieht, die doch zu den besser gestellten Arbeitern gerechnet werden können — wie trostlos mag es erst bei den Webern in Schlesien und in Sachsen aussehen? Verdienen doch — nach dem Bericht des ultramontanen Habelschwerdter „Gebirgsboten“ vom 4. August 1893 — die männlichen Weber in der Woche nur bis 3 Mark, die weiblichen bis 2 Mark 50 Pfennig, die jugendlichen bis 1 Mark!

Zum Vergleich mit den vorstehenden Zahlen lassen wir noch einige Angaben aus anderen Branchen folgen.

Auch die Tischler haben eine Untersuchung angestellt, und das Resultat ist womöglich noch trauriger als bei dem Maurergewerk. Aus Emmerich, Guben, Kötzschenbroda, Neu-Ruppin u. s. w. liegen Erhebungen vor, welche feststellen, dass der tägliche Verdienst der Tischler bei wöchentlich 66 Arbeitsstunden zwischen 1 Mark 65 Pfennig und 2 Mark 4 Pfennig schwankt. Mit einem solchen Lohn soll ein Tischler seine Familie nähren und und kleiden! 800 Mark jährlich ist das Durchschnittseinkommen der verheirateten Tischler, und nur in vier von den Orten, wo die Erhebungen stattfanden, hat man berechnet, dass das Durchschnittseinkommen 1200 Mark übersteigt.

Mit einem drastischen Beispiel beleuchtet der Leiter dieser Erhebungen die Zustände im Tischlergewerk. Er stellt fest, dass von einer Strafanstalt täglich 80 Pfennig für Beköstigung und Unterkunft berechnet werden. Wenn man für eine Arbeiterfamilie von drei Köpfen diese Ausgabeziffer ansetzt, so ergiebt es einen Jahresaufwand von 876 Mark — eine Summe, die das Einkommen sehr vieler Tischler schon übersteigt! Damit ist aber noch nicht für Kleidung, Schuhwerk, Heizung, Steuern und alle die tausend Dinge gesorgt, die auch ein kleiner Haushalt erfordert. Somit steht der freie Arbeiter vielfach hinter dem Sträfling zurück: alle Mühe und aller Fleiss können ihm noch nicht einmal die Lebenshaltung, die die Strafanstalten bei ihren Insassen für notwendig halten, gewährleisten!

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novellen verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

# ÜBER DAS DIRIGIREN.

VON

FELIX WEINGARTNER.

(Nachdruck verboten.)

Unter demselben Titel veröffentlichte Richard Wagner im Jahre 1869 seine bekannte Brochure, welche für eine völlig neue Auffassung des Berufes des Dirigenten den Grund gelegt hat, freilich auch durch die ungeschminkte Offenheit, mit welcher den berühmtesten Kapellmeistern der damaligen Zeit darin zu Leibe gegangen war, dem Verfasser die unversöhnliche Feindschaft der Angegriffenen zugezogen hat. Die hämische Gehässigkeit der in ihrer Unfehlbarkeit erschütterten Musikpäbste hat aber doch nicht verhindern können, dass sie schon heute in der Geschichte der Kunst diejenige Stellung angewiesen erhalten haben, welche ihnen gebührt und welche ungefähr derjenigen einer ägyptischen Mumie in einem Museum zu vergleichen ist, während die Erscheinung Richard Wagners, diesmal auch nur von der Seite des reproduzirenden Künstlers betrachtet, und das, was er auch in dieser Beziehung durch That und Wort vollbracht hat, noch heute in der Wirksamkeit einiger seiner berufenen Schüler und Nachfolger fortlebt, gedeiht und sich des verdienten Ruhmes erfreut. — Das gewöhnliche, sich immer wiederholende Schicksal alles Neuen und über die Mediocrität Erhabenen in dieser Welt! — Die Pygmaeen fürchten, von dem Riesen, welcher plötzlich unter ihnen erscheint, zertreten zu werden und in ihrer Angst stechen sie ihm in die Fusssohlen. Höher hinauf kommen sie aber nicht; die Stiche schmerzen wohl mitunter, aber zum Falle bringen sie den Mächtigen nicht. Ist er nun tapfer hindurchgeschritten und weilt nicht mehr im Pygmaeenlande, dann fällt das Völkchen auf die Kniee, betet ihn als Gott an und ist selig, sich seines Lebens freuen und noch ein wenig weiter herumkrabbeln zu dürfen, bis auf einmal ein neuer Riese erscheint, welcher dann das Schicksal des früheren theilt. So ist es geschehen und wird es geschehen, so lange die Erde sich um die Sonne bewegt. —

Wagner eröffnet seine Schrift nach wenigen einleitenden Worten mit folgendem Satze:

„Unstreitig kann es den Tonsetzern nicht gleichgiltig sein, in welcher Weise vorgetragen ihre Arbeiten dem Publikum zu Gehör



Digitized by Google

kommen, da dieses sehr natürlich erst durch eine gute Aufführung von einem Musikwerke den richtigen Eindruck erhalten kann, während es den durch eine schlechte Aufführung hervorgebrachten unrichtigen Eindruck als solchen nicht zu erkennen vermag."

Er gesteht hierauf zu, dass sein wahres Gefallen an Mozart'scher Instrumentalmusik erst dann angeregt worden sei, als er selbst Gelegenheit fand, sie zu dirigiren und so seinem Gefühle für den belebten Vortrag der Mozart'schen Cantilene folgen konnte; ferner, dass er im Leipziger Gewandhause in seiner Jugend von der Aufführung der Neunten Symphonie, trotzdem er sich die Partitur dieses Werkes eigenhändig kopirt hatte, nur die allerkonfusesten Eindrücke erhalten habe, so dass er an Beethoven irre ward und sich einige Zeit völlig von ihm abwandte. Später, im Jahre 1839 hörte er dieselbe Symphonie in Paris vom Conversatoire-Orchester. „Hier fiel es mir denn wie Schuppen von den Augen," schreibt er, „was auf den Vortrag ankäme, und sogleich verstand ich, was hier das Geheimniss der glücklichen Lösung der Aufgabe ausmachte. Das Orchester hatte eben gelernt, in jedem Takte die Beethoven'sche Melodie zu erkennen, welche offenbar unseren braven Leipziger Musikern damals gänzlich entgangen war; und diese Melodie sang das Orchester. Dies war das Geheimnis."

Der Dirigent, der verdienstvolle Habeneck, ein Deutscher, wie Wagner weiter erzählt, kein Mann von besonderer Genialität, aber ein Meister, dem Alles gehorchte, hatte nicht aufgehört, die Symphonie zu studiren, „bis das neue Beethoven'sche Melos jedem Musiker aufgegangen, und, da diese eben Musiker vom rechten Gefühl für den melodischen Vortrag waren, von jedem auch richtig wiedergegeben wurde."

Dieses Erfassen des Melos, das Sichtbarwerden des innersten, untheilbaren Kernes des Kunstwerkes, welches diesem erst seinen wahren Charakter, seine eigentliche Physiognomie aufprägt, verlieh dieser Aufführung der Neunten Symphonie, ihren hohen Werth vor den Leipziger Aufführungen, wo einfach die Noten, unbekümmert um den geistigen Gehalt des Tonstückes heruntergehaspelt wurden. Dazu kam in Paris durch das wiederholte, monatelange Studium jedenfalls noch eine grosse Präcision und Korrektheit der Ausführung womit es die Leipziger Musiker in den höchstens zwei Proben, welche im Allgemeinen dort für ein Konzert abgehalten werden, wahrscheinlich nicht zu genau nahmen. Wenn trotz dieser vortrefflichen Lösung seiner Aufgabe Wagner den Dirigenten Habeneck einen Mann von keineswegs besonderer Genialität nennt, so ist dieses nur dadurch zu erklären, dass Habeneck offenbar mit echt deutscher Gründlichkeit, mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue an sein Amt ging, dass ihm aber zur Erreichung des höchsten, idealsten Zieles das nöthige Temperament gemangelt hat. Eine wirklich geniale Leistung ist aber auf keinem Gebiete ohne einen tüchtigen Ueberschuss an Temperament möglich. Dieses freilich kann weder Erziehung, noch Gewissenhaftigkeit — nebenbei bemerkt auch nicht Protektion — geben; das muss freiwillig von der Natur geschenkt, muss angeboren sein, daher auch die Leistungen des Genies unmessbar und unwägbar sind, sich qualitativ weit über die Mittelmässigkeit erheben, von dieser höchstens nur geahnt, in ihrer vollen Bedeutung aber nur wieder von anderen Genies und geistig sehr hochstehenden Menschen verstanden werden

Digitized by Google

können, sowie man die volle Grösse und Schönheit eines Berges nicht vom Thale, sondern nur von einem Höhepunkte aus richtig beurtheilen kann.

Trotzdem den Leistungen Habenecks die Genialität abging, so müssen dieselben dennoch für die spätere Dirigententhätigkeit Wagners neben den Eindrücken, welche dieser in früher Jugend durch Weber empfangen hatte, für maassgebend erachtet werden. Als er in Dresden an das Kapellmeisterpult trat, da hatte er in Paris erfahren, bis zu welcher Vollendung Orchesteraufführungen unter der richtigen Leitung gelangen können, und sein Streben ging nun dahin, in den von ihm dirigirten Tonwerken dasjenige hervortreten zu lassen, was gewissermaassen hinter den Tönen und Noten liegt, wozu diese nur das Mittel sind. Er suchte selbst in den complizirtesten und scheinbar zerstückelten Tonconglomeraten den einheitlichen Faden, die psychologische Linie auf, deren Fühlbarwerden wie durch ein Wunder aus dem verworrenen Gebilde plötzlich eine schöngeformte, zum Herzen sprechende Erscheinung machte, so dass sich die Zuhörer verwundert frugen, wie denn die längst bekannten Stücke auf einmal ein so ganz anderes Gesicht bekommen hätten, und der Unbefangene sich freudig zugestand: „Ja, so muss, so muss es sein!“ Aus der tonischen Hülle war der Genius des Kunstwerkes selbst getreten; sein schönes Antlitz, vorher nur undeutlich sichtbar, hatte sich entschleiert und entzückte diejenigen, die es schauen durften. Wagner nennt diesen Sinn, diesen Kern, diesen Genius des Kunstwerkes sein Melos, woraus später der spöttische Unverstand, vor allem in Beziehung auf seine eigenen Schöpfungen die „ewige Melodie“ gemacht hat. Sein Streben nach deutlichem Hervortreten dieses Melos führte ihn soweit, dass er, namentlich in Beethoven'schen Compositionen, an Stellen, wo er die sicher erkannte Intention des Schöpfers in der vorliegenden Instrumentation nicht verwirklichen konnte, sei es, dass die Beethoven zu Gebote stehenden Instrumente zu mangelhaft waren, sei es, dass die zunehmende Taubheit des Meisters ihm mitunter die klare Vorstellung von dem Verhältniss der Tonvolumina der verschiedenen Klangerzeuger untereinander getrübt hatte, unbesorgt die Instrumentation in discreter Weise abänderte, gleichsam Retouchen vornahm, welche nun mit einemmale die bisher unklare Intention Beethovens überraschend deutlich hervortreten liessen. Freilich schrieen die Musikpäbste wieder Sacrilegium und Anathema, aber ich glaube, dass heute doch kein halbwegs denkender Dirigent z. B. die Neunte Symphonie ohne Wagners instrumentale Änderungen spielen lassen wird. Zu all diesem Streben nach Deutlichkeit kam aber bei Wagner, was Habeneck offenbar gefehlt hat, das leidenschaftliche Temperament, mit welchem er, unterstützt durch ein lebhaftes Auffassungsvermögen an die Lösung seiner Aufgaben trat, sowie die Fähigkeit des unmittelbaren Mittheilens und Übertragens seines Willens auf die Musiker, mit einem Worte das Genie, welches seine Leistungen so unvergleichlich machte.

Es ist mir leider niemals vergönnt gewesen, Wagner dirigiren zu sehen. Er wurde mir geschildert: die höchstens mittelgrosse Figur in strammer Haltung, die Bewegungen des Armes nicht übermässig gross oder weitausholend, sondern straff und sehr deutlich markirt; trotz der Lebendigkeit keine Unruhe; meistens ohne der Partitur zu benöthigen, den ausdrucksvollen Blick auf die Spielenden gerichtet, mit königlicher



Digitized by Google

Souveränität das Orchester beherrschend. Der alte Flötist Fürstenau in Dresden erzählte mir einmal, die Mitglieder der Kapelle hätten oft, wenn Wagner dirigirt habe, gar nicht mehr das Gefühl gehabt, geleitet zu werden. Jeder glaubte, frei seinem eigenen Gefühle zu folgen und doch ging Alles wundervoll zusammen. Es war Wagners gewaltiger Wille, welcher sich eindringlich, aber ganz unbewusst auf jeden Einzelnen übertragen hatte, so dass er sich frei wähnte, während er doch nur Wagner folgte und seine Intention in ihm lebte und wirkte. „Es ging Alles so leicht und schön, es war ein Hochgenuss!" sagte Fürstenau und die Augen des alten Künstlers leuchteten in freudiger Begeisterung. Ja, es ist merkwürdig, wie ein Orchester unter genialer Leitung auflebt, wie es die Anstrengung momentan nicht fühlt und wie sich eine freudige, warme Stimmung auch des sonst nüchternsten Musikers bemächtigt, während bei ungenialer Führung unter den Spielenden bald Abspannung und oft auch Verdriesslichkeit Platz greift.

Wagner hat sein ständiges Amt als Königlicher Kapellmeister in Dresden nur sieben Jahre bekleidet, von 1842 bis 49. In letzterem Jahre verwickelte er sich in politische Agitationen und musste Deutschland verlassen, um erst 1860 wieder dahin zurückzukehren. Angestellter Kapellmeister ist er nicht wieder geworden, ihm und der Welt zum Heile, denn niemals hätte er in abhängiger Stellung seine letzten grossen Meisterwerke schaffen können. Verhältnissmässig selten begegnen wir ihm noch als Dirigenten. Einige Concerte in London und Wien, eines in Mannheim, einige im Königlichen Opernhause in Berlin und vor Allem die denkwürdige Aufführung der Neunten Symphonie bei der Grundsteinlegung des Festspielhauses in Bayreuth im Jahre 1872 waren die hervorragendsten Thaten seiner späteren Dirigententhätigkeit.

All sein enormes Können, sein intensives Auffassungsvermögen suchte er nun auf jüngere, bildungsfähige Seelen zu übertragen, damit es in ihnen fortlebe. Die Gründung einer idealen Schule, worin Sänger und Dirigenten in seinem Sinne ausgebildet werden sollten, schwebte ihm vor. Leider hat sich dieser Plan dank der Indolenz seiner Zeitgenossen nicht verwirklicht. Einige junge Musiker gesellten sich zu ihm, denen er nun von seinem Geiste mittheilte. Unter ihnen ragt der Aelteste, welcher ihn schon in der Zeit des Exils öfter besucht hatte, als der Bedeutendste hervor, sein intimer Freund, derzeit sein allertreuester Vorkämpfer, wie er ihn selbst einmal nennt, sein „alter ego", der Meisterdirigent Hans von Bülow.

Zu dem vielen, wofür das unerbittliche Schicksal anzuklagen ist, gehört nicht zum wenigsten das unglückselige Vorkommniss, welches hier Meister und Schüler, Freund und Freund für immer von einander trennte. Bülow war das Glück und die Ehre zu Theil geworden, die ersten Aufführungen von „Tristan und Isolde" und „Die Meistersinger von Nürnberg" dirigiren zu dürfen. Sein jahrelanger, vertraulicher Verkehr mit Wagner hatte ihn vollständig in die Intentionen des grossen Meisters eingeweiht und seine von Haus aus nicht zum selbständigen Schaffen veranlagte Natur war so vollständig im produktiven Geiste des Gewaltigen aufgegangen, dass er sich zum Ideal eines reproduzirenden Künstlers entwickelt hatte. War er Bach seiner Zeit durch den Umgang mit Franz Liszt nahegetreten, so war es Wagner, welcher ihm neben seinen eigenen Schöpfungen die Wunderwelt Beethoven's erschloss. Wagner, welcher wie kein Anderer Beethoven verstanden

Digitized by Google

und gewürdigt hat, gab seinem grossen Schüler in inniger Mittheilung das Beste, was er selbst empfand und wusste, und was wir Bülow später für seine Vorführung Beethoven'scher Symphonieen zu danken haben, ist in letzter Linie auf seinen Umgang mit Wagner zurückzuführen. Wer wäre wohl so wie er berufen gewesen, dem Schöpfer der „Nibelungen" dann zur Seite zu stehen, als sich der Traum, das Ziel seines Lebens endlich verwirklicht hatte; als sich auf dem Hügel bei Bayreuth das Festspielhaus erhob, eine würdige Stätte für würdige Aufführungen seiner letzten und grössten Werke? Wer wäre so wie er berufen gewesen, dort die schlotternden Zügel in die Hand zu nehmen, als ein zu früher, plötzlicher Tod den Meister dieser Welt entrückte? Wer hätte seiner berechtigten Autorität zu widersprechen versucht? Wer hätte gewagt, ihm vorzuschreiben, wie er dieses oder jenes Tempo zu nehmen habe? Wie wäre es möglich gewesen, dass sich Geschäftskniffe, Protektion und Dilettantismus dort so breit gemacht hätten, wie es geschehen ist, wenn er an der Spitze gestanden hätte? Wie hätte man es wagen können, lediglich um das ausländische Publikum anzulocken, eine Anzahl von Sängern, welche die deutsche Sprache nicht tadellos beherrschen, zur Darstellung von Wagner's Hauptgestalten herbeizuziehen, so dass wir im vorigen Jahre eine Elsa, welche mit englischem, einen Lohengrin, welcher mit französischem, und einen Telramund, welcher mit ausgesprochen böhmischen Accent sang, zu hören bekamen? Wie hätte sich unter Bülow's Leitung das Unerhörte ereignen können, dass man einer amerikanischen Primadonna zulieb ihren vollständig unfähigen Schützling den „Parsifal" singen liess? Und das Alles geschah unter der Aegide von „Mustervorstellungen", deren leitende Persönlichkeiten uns glauben machen wollen, die Träger der unfehlbaren Tradition zu sein.

Ich glaube, dass unser ganzes heutiges Musikleben auf einer höheren Stufe stände, dass sich ein wirkliches Kunstbewusstsein, dessen Fehlen Wagner sein Leben lang beklagt hat, ein geläuterter Sinn, Ächtes von Falschem zu unterscheiden, allmählich herausgebildet und gefestigt hätte, wenn Bayreuth das geblieben wäre, was es zu Wagner's Lebzeiten war, eine geheiligte, von allen Nebenzwecken freie Kunststätte, zu welcher der Kunstbedürftige, nicht um eine Mode mitzumachen, sondern um der reinen Erbauung willen, pilgern konnte; und das hätte es, sowie die Verhältnisse beim Tode Wagner's lagen, nur bleiben können, wenn das Einvernehmen zwischen ihm und Bülow ein ungetrübtes geblieben wäre und dieser die oberste Führung übernommen hätte.

Es hat nicht sollen sein! Bülow musste sich 1869 für immer von Wagner trennen und zog sich einige Zeit von aller Öffentlichkeit abgewandt nach Florenz zurück. Seine kurze spätere Wirksamkeit am Hoftheater in Hannover endete mit einem Missklang. Aber noch einmal sollte sein Stern im hellsten Lichte leuchten. Im Jahre 1880 trat er, vom Herzog von Meiningen dazu berufen, an die Spitze der dortigen Hofkapelle, mit welcher er nach einjährigem Zusammenwirken grosse Konzerttournéen durch die europäischen Hauptstädte unternahm, von einem Triumphe zum anderen eilend. Das war ein Sieg des Geistes über die Materie, wie selten einer erlebt worden ist. Eine kleine, in ihrer Zusammensetzung keineswegs durchaus vorzügliche

Digitized by Google

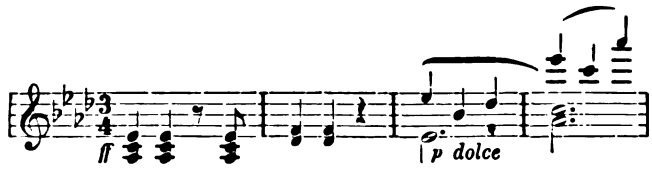
Kapelle schlägt überall die grossen, aus ersten Künstlern bestehenden weitberühmten Orchester. Und das hatte der eminente Führer vollbracht, welcher — ein zweiter Leonidas — den Muth besass, mit einem kleinen Häuflein getreuer, ausgezeichnet geschulter Truppen der grossen Masse der meistens von gewöhnlichen Taktschlägern geführten Musikerheere Trotz zu bieten. Er hatte seine Auffassung der Tonwerke durch fleissiges, unermüdliches Studium dem Orchester in einer Weise übertragen, dass eine damals unerreichte Vollendung des Zusammenspiels erzielt wurde. Die peinlichste, rythmische Präzision war verbunden mit der vollständigsten Verschmelzung der verschiedenen, oft so heterogenen Klangelemente. Nichts drängte sich zur Unzeit vor, alles griff ineinander; das „Melos" des Tonstückes war stets auf das Tadelloseste zu erkennen. Das Orchester war ein Instrument, auf dem der Künstler Bülow spielte.

Die Konzerttournéen der Meininger Hofkapelle waren von grosser und nachhaltiger Wirkung im musikalischen Leben und Treiben. Man erkannte an den maassgebenden Stellen, dass man nicht mehr so gottsträflich nachlässig und gedankenlos darauf losmusiziren und taktschlagen dürfe, wie bisher, da man sonst unfehlbar an Kredit und Ansehen beim Publikum verlieren müsse, welches, nachdem es einmal von der Tafel der Vornehmen genascht hatte, sich jetzt nicht mehr mit Kantinenkost abspeisen lassen wollte. Mancher Dirigent wollte freilich auch sofort ebenso „geistreich" sein wie Bülow und ahmte einzelne seiner Nuancen, ja sogar sein Gebahren beim Dirigiren nach. Davon will ich noch später sprechen. Aber im Allgemeinen befliss man sich wenigstens, die Orchester nach der technischen Seite besser auszubilden; man hielt mehr Proben, befolgte gewissenhafter die dynamischen Zeichen und wandte überhaupt dem akkuraten Zusammenspiel mehr Aufmerksamkeit als bisher zu.

Die Orchester spielen heute im Allgemeinen besser, wie vor zehn Jahren; darüber besteht kein Zweifel. Aufführungen, wie ich sie Anfangs der achtziger Jahre im Leipziger Gewandhause, als ich noch Schüler des dortigen Konservatoriums war, gehört habe, dürften in so unqualifizirbarer Nachlässigkeit heute doch selten vorkommen. Der Anfang der C moll Symphonie von Beethoven wurde einmal so schludrig gespielt, dass ich deutlich vier G statt dreien heraushörte. Ein anderes Mal war die achte Symphonie angesetzt. Ich sollte das Werk, dessen Partitur ich auswendig kannte. zum erstenmale hören und war darüber schon Tage lang in freudiger Aufregung und Erwartung. Welche Enttäuschung musste ich erleben? In gleichmässigem, ununterbrochenem Mezzoforte, ohne jede dynamische oder rythmische Modifizirung wurde die herrliche Symphonie heruntergespielt. während der Herr Kapellmeister dazu sehr zierlich den Takt tänzelte. Nach dem dritten Satze hatte ich genug. Ich wollte mir das Bild, welches ich mir vom Finale gemacht hatte, nicht auch noch trüben lassen und verliess den Saal. Meinem Unmuth machte ich natürlich überall, wo ich nur konnte, in deutlicher Weise Luft, was mir aber sehr verdacht wurde. Dass ein achtzehnjähriger Jüngling sich unterstand, gegen die geheiligte Autorität des altberühmten Gewandhauses zu opponiren, widersprach aller Sitte. Als kurz darauf Bülow mit den Meiningern in Leipzig erschien, sahen wohl viele ein, dass der „freche Conservatorist" nicht so ganz Unrecht gehabt hatte. —

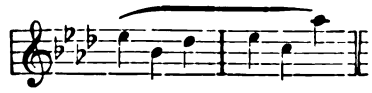
Digitized by Google

Es ist nicht zu leugnen, dass Bülow schon damals, als er noch Leiter der Meininger Hofkapelle war, in seinen Reproduktionen öfter ein pädagogisches Element erkennen liess. Man ersah deutlich, dass er einerseits der philiströsen, metronomischen Taktschlägerei, andererseits dem seit Mendelssohn üblichen „eleganten" Dirigiren, wobei über schwierige Stellen durch ein möglichst flottes Tempo glatt hinweggehuscht wurde, gleichsam einen Faustschlag versetzen wollte. An Stellen, welche eine Modifikation des Zeitmaasses bedürfen, um ausdrucksvoll vorgetragen zu werden, kam es vor, dass er diese Modifikation, um sie den Hörern ja recht deutlich zum Bewusstsein zu bringen, übertrieb, dass er überhaupt in ein ganz anderes Tempo verfiel. So z. B. in der Ouverture zu „Egmont". Wagner erzählt, dass er Bülow in München veranlasst habe, dieses




„aus schrecklichem Ernst und wohligem Selbstgefühle so drastisch eng geschürzte Motiv", welches in den gewöhnlichen Aufführungen „in dem unaufhaltsamen Allegrosturze wie ein welkes Blatt mit hinweggespült" werde, richtig im Sinne des Tonsetzers vorzutragen, indem er „das bis dahin leidenschaftlich erregte Tempo, sei es auch nur *„andeutungsweise"* modifizire, so „dass das Orchester die nöthige Besinnung zur Accentuation dieser, zwischen grosser Energie und sinnigem Wohlgefühle schnell wechselnden, thematische Kombination gewinnen" könne.

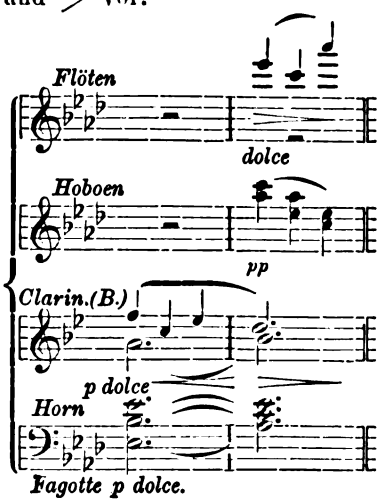
Alle, welche diese Ouverture unter Bülow gehört haben, werden mir nun bestätigen müssen, dass Bülow an der betreffenden Stelle keineswegs „andeutungsweise" verfahren ist, sondern aus dem Allegro direkt in ein „Andante grave" verfiel, dadurch aber den einheitlichen Eindruck des Tonstückes beeinträchtigte. Der nothwendige, richtige Ausdruck wird aber auch ohne fühlbare Veränderung des Hauptzeitmaasses erreicht, wenn man die Streicher, welchen die ersten zwei Takte des Motivs anvertraut sind, anweist, dieselben mit grosser Energie in der Tongebung durch allgemeinen, gleichmässigen Herunterstrich auf jede Note, sowie mit äusserster Präcision auszuführen, also nicht etwa das letzte Achtel des ersten Taktes, wie es so häufig geschieht, in ein Sechszehntel zu verwandeln, wo dann allerdings, wie Wagner meint, ein Tanzpas herauskommt, während der dritte und vierte Takt in sanfter, ausdrucksvoller Phrasirung möglichst legato so vorgetragen wird, dass der Oktavensprung der Melodie von der Klarinette auf die Flöte den Sinn der Melodie, welcher offenbar folgender ist,



nicht unterbricht, was nebst dem melodischen Vortrag auch durch ein genaues Abwägen der dynamischen Qualitäten der Instrumente unter-

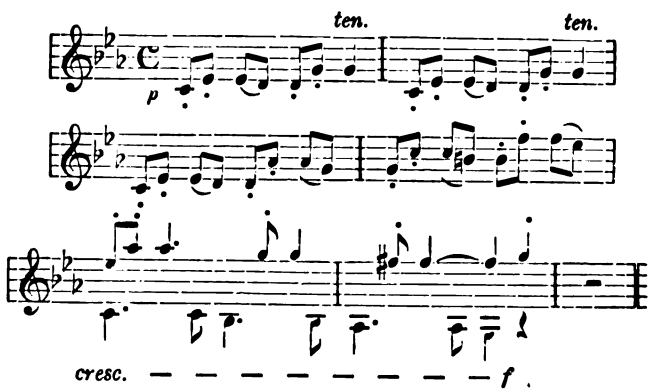
Digitized by Google

einander erreicht wird. Ich schlage folgende Nuancirung mit zarter Ausführung der < und > vor.




Die Hoboen werden, selbst wenn sie mit der grössten Vollkommenheit geblasen werden, auf dem C, As etwas scharf klingen, also bei gleichzeitigem, vollkommenen Piano der tonschwächeren Flöte diese übertönen und die Gesammtwirkung des geforderten „dolce" beeinträchtigen. Bläst aber die Flöte, indem sie sich im Ausdruck den Klarinetten anschmiegt, den Anfang des Taktes etwas stärker bei gleichzeitigem Pianissimo der Hoboen, so ist eine einheitliche Klangwirkung erreicht und der ganzen zweitaktigen Phrase bleibt ihre Linie gewahrt. Bei solchem Vortrag wird das leiseste, „andeutungsweise" Zurückhalten des Zeitmaasses genügen, um die ganze Stelle zur vollen Geltung gelangen zu lassen, und dieselbe wird nicht mehr, wie es bei Bülow der Fall war, aus dem Rahmen des Ganzen fallen. Mit Recht polemisirt Wagner gegen das im dritten Satze der achten Symphonie übliche Scherzo-Tempo und fordert dafür das behäbigere Zeitmaass des Menuetts. Unter Bülows Leitung hörte ich aber diesen Satz in derartig langsamen Tempo, dass die fröhliche, humoristische Heiterkeit desselben gar nicht mehr zu fühlen war, sondern einem beinahe unfreundlichen, unerquicklichen Ernste Platz gemacht hatte.

Gewiss widerspricht es dem titanischen, tragischen Charakter der Ouverture zu „Coriolan", wenn das Hauptthema




Digitized by Google

und nachher wie üblich das ganze Stück in landläufigem Presto gespielt wird, aber Bülow begann es fast Andante und steigerte das Zeitmaass hierauf bis zur Generalpause, um nachher wieder Andante zu beginnen und die Sequenz in ähnlicher Weise zu steigern. Erstens wird diesem so unglaublich charakteristischen Thema durch ein solches Vorgehen seine vorwärts drängende, ungestüme Kraft geraubt, zweitens glaube ich aber auch, dass wenn Beethoven solche Spitzfindigkeiten gewollt, er sie auch vorgeschrieben hätte, denn er gab die Vortragsbezeichnungen stets mit grosser Genauigkeit.

Die Absicht Bülow's als solche war immer deutlich erkennbar und auch sehr richtig. Er sagte gleichsam zu seinen Zuhörern und namentlich zu den etwa ausübenden Musikern: „Hetzt diese bedeutungsvolle Stelle in der Ouverture zu Egmont nicht so gedankenlos herunter; macht aus dem behäbig gemüthlichen Menuett der achten Symphonie kein Scherzo; tragt das Hauptthema der Ouverture zu Coriolan so vor, wie es der Würde dieses Musikstücks angemessen ist!" Aber im Bestreben, so überaus deutlich zu sein, ging er oft zu weit. Seine einstigen Zuhörer und Bewunderer werden sich entsinnen, dass oft, wenn er eine Stelle so ganz besonders plastisch herausgearbeitet hatte, z. B. eine in der üblichen Taktschlägerei todtgeprügelte Mittelstimme wieder entsprechend hervortreten liess, er sich dann zum Publikum umwandte, wohl um einige verwunderte Gesichter zu sehen, hauptsächlich aber um zu sagen: „Seht, so müsst Ihr's machen!" Er war in solchen Augenblicken nicht mehr der Künstler, sondern der Pädagoge. Ein Kunstwerk soll aber stets nur um seiner selbst willen da sein und keine anderen Zwecke haben. Begänne die Venus von Milo plötzlich zu sprechen und uns einen Vortrag über die Schönheit und die Gesetze ihres Gliederbaues zu halten, so wären wir sehr ernüchtert. Das ganz Richtige liegt hier in einer Verschmelzung zwischen dem deutlichen Hervortreten aller wichtigen, zum Verständniss nothwendigen Einzelheiten wie es bei Bülow stets der Fall war, und einer durchwegs einheitlichen und niemals unterbrochenen Auffassung des Grundcharakters des ganzen Stückes, welche einem tiefen Gefühle für dasselbe entspringen muss. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung ein Brief C. M. von Webers an den Musikdirektor Präger in Leipzig gelegentlich der dort bevorstehenden Aufführung der „Euryanthe", welchen ich dieser Schrift im Anhange beifüge.

Dass unter Bülow's Leitung auch sehr oft Aufführungen stattgefunden haben, welche sich von diesem lehrhaften Elemente vollständig frei hielten, brauche ich kaum zu erwähnen. Sie leben unvergesslich in unserer Erinnerung. Ich erinnere u. A. an die berühmte Aufführung der Eroica in Berlin, welcher er die Rede über Bismarck folgen liess.

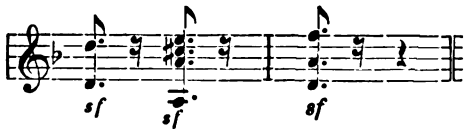
In der letzten Periode seines Wirkens sind dieselben jedoch seltener geworden. Sein Hang, jede Faser des Kunstwerks bloszulegen und zu demonstriren, hatte sich verstärkt; dabei war er mehr als früher abhängig von seinen Stimmungen und Launen und das führte ihn oft zu Absonderlichkeiten, welche gar keinen, nicht einmal mehr einen pädagogischen Zweck hatten, und welche nur diejenigen schön finden konnten, denen die Fähigkeit selbständig zu empfinden und zu denken überhaupt abging und die daher im Autoritätsglauben erstarben, oder diejenigen, welche pro domo handelten und aus diesem oder jenem Grunde sich in blinder, abgöttischer Verehrung zu seinen Füssen

Digitized by Google

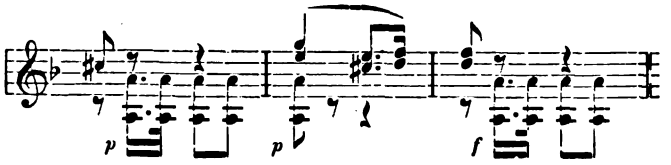
wanden, es dann aber auch ruhig einsteckten, wenn er sie mitunter nach ihrem Werthe behandelte. Ob sein beginnendes Leiden, ob seelische Verstimmung, gewaltsame Sucht nach Originalität, verbunden mit schwindender Intensivität des Auffassungsvermögens, oder vielleicht sogar ein geheimer Schmerz, dass es ihm selbst nicht vergönnt war, ein schaffender Künstler zu sein, mitunter die Klarheit und Schärfe des Geistes in seinen letzten Lebensjahren getrübt hat, möge dahingestellt bleiben. Einige Beispiele seien angeführt.

Bei einer Aufführung der Neunten Symphonie in Berlin fing er den ersten Satz auffallend schnell an und liess erst beim Eintritt des Hauptthemas

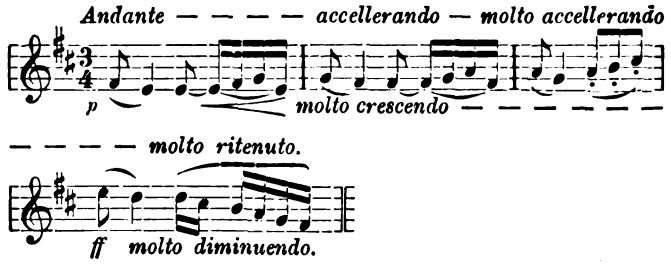
das breitere Zeitmass einsetzen. Wenige Takte darauf bei den Akkorden




wurde er aber plötzlich beinahe doppelt so langsam, und blieb es, um gleich darauf an folgender Stelle




ebenso plötzlich wieder ein ganz schnelles Zeitmaass anzuschlagen. Derartige unmotivirte, sprunghafte Tempoverrückungen machte er in der letzten Zeit seines Wirkens öfter. In derselben Aufführung der Neunten Symphonie hörte ich ihn die wundervolle, aller Leidenschaft entkleidete, von einem himmlischen Lichte überstrahlte Andante-Melodie im dritten Satze in folgender Nuancirung vortragen,

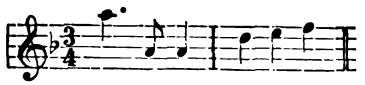



wodurch diese Stelle den Charakter einer brünstigen Liebesklage bekam, während „espressivo“ und „crescendo“ doch nur in einem dem Wesen des ganzen Satzes entsprechenden, zarten Sinne gemeint sein können, eine Tempoverschiebung aber vollends vom Übel sein muss. Einer jener erwähnten Götzendiener, welchem ich mein Befremden über diese Behandlung der herrlichen Melodie aussprach, er-

Digitized by Google

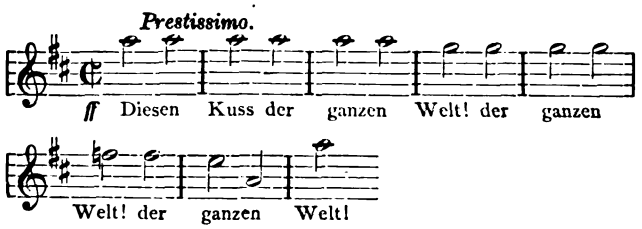
widerte mir: „Ja, ja, Sie haben Recht, aber Bülow ist Bülow; er darf Alles machen.“!

Im Scherzo überschreibt Beethoven den Haupttheil „Molto vivace“; nachher bei der zum Trio überleitenden, viermäligen Wiederholung des



befiehlt er „stringendo il tempo“ und das Trio selbst bezeichnet er mit „Presto.“ Das heisst doch offenbar nichts Anderes, als dass das Trio noch bewegter zu nehmen ist, wie der Haupttheil, was auch seinem Charakter entspricht. Es scheint mir in seinen fortwährenden, immer von neuem ansetzenden Wiederholungen derselben Phrase ein krampfhaftes sich Aufraffen zu freudiger Stimmung auszudrücken, welche aber nie vollkommen zum Durchbruch gelangt, sondern bald wieder der düsteren, dämonischen Gluth des Haupttheiles weichen muss. Bülow nahm aber das Trio ziemlich langsam, viel langsamer als den Haupttheil, wodurch es ein gemüthliches, pastorales Ansehen erhielt, was gar nicht zu ihm passt. Ausserdem korrigirte er im Trio an der Stelle des Hoboe-Solo ohne jeden Grund im zweiten Fagott ein C in ein H, wodurch die etwas herbe, aber höchst charakteristische Fortschreitung chromatisch verweichlicht wird. (Eine ähnliche, gänzlich unmotivirte, verweichlichende Korrektur ist die des energischen C in ein charakterloses D am Anfange der grossen Geigenpassage in der Leonoren-Ouverture.)

Gegen den Schluss des Finales der Neunten Symphonie




hielt er plötzlich das Tempo zurück, als ob er dem ungeheuren Freudentaumel Einhalt gebieten wollte. U. s. w.

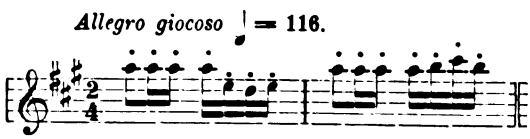
Man hatte bei solchen Aufführungen den Eindruck, als ob nicht mehr das aufgeführte Werk, sondern dessen Dirigent die Hauptsache wäre und dieser die Aufmerksamkeit der Hörenden von jenem auf sich selbst lenken wolle, so dass schliesslich nur die Schlagfertigkeit zu bewundern war, mit welcher das Orchester den oft so kuriosen Einfällen seines Führers folgte.

Ein solcher kurioser Einfall legte auch den Grund zu dem vollständigen Zerwürfniss zwischen Bülow und mir. Ich lernte ihn in Eisenach persönlich kennen, wo er mit der Meininger Hofkapelle ein mir unvergessliches Konzert (mit der C moll Symphonie von Beethoven) gab, und ich die Ehre hatte, ihm durch Franz Liszt vorgestellt zu werden. Er interessirte sich für mich, führte später eine kleine Komposition für Streichorchester von mir in seinen Konzerten auf und

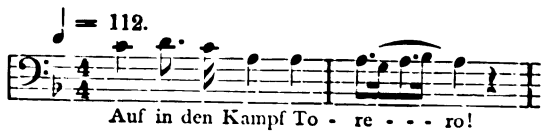
Digitized by Google

empfahl mich, als die Kapellmeister-Stelle in Hannover durch den Tod des vortrefflichen Ernst Frank erledigt war, an seinen Freund, den dortigen Intendanten v. Bronsart, welcher mich aber ablehnte, weil ich — zu viel „Wagnerianer“ wäre. Als die Stelle des zweiten Dirigenten in Meiningen durch den Abgang Mannstaedt's frei wurde, bewarb ich mich selbst darum. Ich war in Noth. Die Theaterdirektoren wollten einen erst zweiundzwanzigjährigen Dirigenten, welcher sich ausserdem am Stadttheater in Königsberg unbeliebt gemacht hatte, indem er für jede Aufführung mehrere Proben verlangt hatte und dadurch in den üblen Ruf gekommen war, kein Routinier zu sein, nicht engagiren. Mein Brod musste ich mir aber verdienen und hoffte gleichzeitig durch das Wirken unter Bülow's Oberleitung von diesem noch viel zu lernen. Ich besuchte ihn deshalb in Berlin, traf ihn vor seiner Wohnung auf der Strasse und fuhr noch eine Strecke in einem Wagen mit ihm zusammen. Er kam sofort auf mein Gesuch zu sprechen und sagte mir wörtlich Folgendes: „Ich kann Sie nicht brauchen, Sie sind mir zu selbständig. Ich will einen haben, der absolut nur thut, was ich will. Das können Sie nicht und wollen Sie nicht.“ Ich stimmte ihm allerdings sehr lebhaft bei, und er gab mir nachher noch den Rath, die unbedeutendste Stellung nicht zu verschmähen, wenn ich nur, soweit dieses am Theater möglich sei, unabhängig wäre und vor allem keinen Kapellmeister über mir hätte. Hierauf trennten wir uns. Einige Wochen später bekam ich ein Engagement als erster Kapellmeister am Stadttheater zu Danzig.

Zwei Jahre später trafen wir uns in Hamburg. Er hatte sich dem Direktor Pollini verpflichtet, dreissig Opernvorstellungen in der Saison 1887/88 zu dirigiren und ich war als ständiger Kapellmeister dort angestellt. Die erste Oper, welche er neu einstudirte, war „Carmen“. Ich bin heute noch überzeugt und war es vom ersten Augenblick an, dass er sich damals den Scherz gemacht hat, zu probiren, wie weit man Publikum und Kritik dupiren könne, wenn man einen berühmten Namen trägt. Er nahm beinahe die ganze, von Leidenschaftlichkeit und Pikanterie überströmende Oper in oft unerträglich langsamen, schleppenden Zeitmaassen, gleich den Anfang




fast Andante, das Lied des Escamillo




geradezu Adagio und stattete ausserdem das Werk mit einer Fülle von Nuancen, „Luftpausen“ und dergleichen aus, dass Bizet wohl höchst erstaunt gewesen wäre, wenn er sein Werk so gehört hätte. Bülow hatte die Genugthuung, dass sein Scherz vollkommen gelang.

Digitized by Google

Seine Bewunderer und die Kritik stimmten überein, dass jetzt erst die wahre und einzig richtige Auffassung der „Carmen" entdeckt sei.*)

Unterstützt wurde diese Meinung allerdings dadurch, dass das Ensemble tadellos studirt war und die Oper ungestrichen gegeben wurde, was freilich am Hamburger Stadttheater, wo das Meiste fast ohne Proben herausgebracht werden muss und nur so kurz wie möglich dauern darf, zu den Seltenheiten gehörte. Über seine auffallend langsamen Zeitmaasse interpellirt, entgegnete Bülow, „er wolle dadurch den Stolz des Spaniers zum Ausdruck bringen." Dieser Ausspruch, welcher doch auch nur ein Witz und nicht einmal ein besonders guter war, fand natürlich überall ungetheilte Bewunderung, — ausser bei mir. An mich war nämlich die nicht erquickliche Aufgabe herangetreten, im Behinderungsfalle Bülow's die „Carmen" ebenfalls zu dirigiren und später mit ihm in der Leitung abzuwechseln. Es war mir nun vollständig unmöglich, ihn zu imitiren und gegen meine Überzeugung die Oper so zu dirigiren wie er. Ich hielt daher eine Probe ab und dirigirte, wie ich es als richtig empfand, und in Übereinstimmung mit den Vorschriften des Componisten in durchgehends lebhafteren Zeitmaassen und mit Vermeidung der gekünstelten Nuancen, zur Freude des Orchesters und derjenigen Sänger, welche sich erlaubten, ihre Meinung zu äussern. In den Zeitungen wurde diese Aufführung nicht besprochen, aber die Wirkung auf das Publikum war keineswegs eine geringere, als unter Bülow's Leitung. Nachdem ich zwei Aufführungen dirigirt

*) Dass ähnliche Scherze öfters gelingen können, mögen zwei lustige Episoden aus meinem Leben beweisen, deren Erzählung ich mir hier nicht versagen kann. Vor 10 Jahren gab ich im Wagner-Verein in Cassel mit Alfred Reisenauer ein Konzert, in welchem wir beabsichtigten, die „Ideale" und die „Faust-Symphonie" von Liszt auf zwei Klavieren zu spielen. Der Vorstand des Wagner-Vereins richtete an uns die dringende Bitte, doch nicht in einem Konzerte zwei Kompositionen des „schrecklichen" Liszt (der Meister lebte damals noch) zu spielen, da wir dadurch das Publikum geradezu hinaustrieben. Da sich diese Bitte trotz unserer anfänglichen Ablehnung immer wiederholte, gestatteten wir uns endlich in jugendlichem Uebermuth den Scherz, auf den Wunsch des Vorstandes scheinbar einzugehen, und liessen statt der „Ideale" folgenden Unsinn auf das Programm drucken: Phantasie für 2 Klaviere von Franz Schubert (nach der unvollendeten Symphonie, letztes Werk des Meisters), ein Stück, welches natürlich gar nicht existirt. Am Abend spielten wir an der betreffenden Stelle sehr unbekümmert die „Ideale" und hatten die Freude, dass nicht nur der vermeintliche Schubert vom Publikum sehr warm aufgenommen wurde, sondern auch sämmtliche Zeitungen der Stadt Cassel diese „Perle Schubert'scher Melodik" priesen, und im Gegensatz dazu die Faust-Symphonie schmählich „verrissen". Nur Einer hatte in den „Idealen" von Liszt ein „dem Lyriker Schubert sonst fremdes, grüblerisches Element" entdeckt.

Im Jahre 1883 kam ich auf einer Konzerttournée nach Düsseldorf und spielte als Nr. 5 des Programmes Beethoven's Sonate op. 109. Durch ein Versehen waren aber unter das Publikum einige Programme von einem früheren Konzert aus einer anderen Stadt vertheilt worden, welche genau mit dem Düsseldorfer Programm stimmten, bis auf die Nr. 5, wo auf dem falschen Programm statt der Beethoven'schen Sonate „Klavierstücke von Felix Weingartner" standen. Ich wusste von nichts und spielte die Sonate op. 109, war daher sehr erstaunt, am nächsten Tage in einem Düsseldorfer Blatte folgenden Satz zu finden: „Herr Weingartner aus Wien hat die Vorsicht verschmäht, und mit eigenen unbekannten Clavierstücken debutirt, welche allerdings der besonderen Fingerfertigkeit des Virtuosen angepasst waren, sonst aber keinen Zweck hatten. Man kann ein guter Spieler und ein mittelmässiger Komponist sein." Erst daraufhin erfuhr ich die Thatsache, dass einige falsche Programme ausgegeben waren. Der betreffende Kritiker hatte offenbar ein solches in die Hände bekommen und auf den nicht akkreditirten Namen gewohnterweise losgeschimpft, wobei ihm jedoch das Malheur passirt ist, Beethoven, dessen Sonaten er nicht kannte, einen mittelmässigen Komponisten zu nennen.

Digitized by Google

hatte, eilte Bülow zu Pollini, beschwerte sich, dass ich ihm die Oper durch meine Eigenmächtigkeiten „verdürbe“ und bestand darauf, dass ich sie nicht mehr dirigire. Pollini theilte mir dieses freundlichst mit und übertrug die Leitung der „Carmen“ mit der Entschuldigung, dass er sich mit dem immer gereizten Bülow nicht überwerfen wolle, einem meiner Kollegen, welcher nun sehr stolz war, die Oper „geradeso wie Bülow“ dirigiren zu dürfen.

Er hat es mir niemals verziehen, dass ich offenbar klug genug war, seinen Scherz zu durchschauen und gewagt hatte, ihm gegenüber „selbständig“ zu sein, und er, der mich bei meinem Eintreffen in Hamburg so freundlich empfangen hatte, liess nun bei jeder Gelegenheit seinem Unmuth gegen mich die Zügel schiessen, was sich bis zur offenkundigen, dem Publikum sichtbaren Äusserung seiner Abneigung während einiger von mir dirigirter Vorstellungen steigerte. Sein getreuester Anbeter, der damalige, jetzt verstorbene Musikreferent der „Hamburger-Nachrichten“ blies natürlich in dasselbe Horn und nachdem er mich in der ersten Zeit meines Wirkens in Hamburg enthusiastisch gefeiert hatte, behandelte er mich nach meinem Zerwürfniss mit seinem Abgott derart, als ob ich überhaupt nicht im Stande wäre, einen Taktstock anzufassen.

Bülow's Stimmung gegen mich wurde keine freundlichere, als ich einige Jahre später in seiner Metropole Berlin an der Stelle, wo ich noch heute stehe, auch als Konzertdirigent Erfolge zu verzeichnen hatte, welche durch die seinigen nicht in den Schatten gestellt worden sind. Er schleuderte noch einige ohnmächtige Sottisen gegen mich, welche unter dem Namen „Biergartner-Witze“ bekannt und belächelt wurden, aber, obwohl sie an sich harmloser Natur waren, es mir doch unmöglich machten, mich dem von mir, trotz seiner Schrullen und seines unberechtigten Verhaltens gegen mich höchst verehrten Manne persönlich wieder zu nähern. Der grosse Meister starb am 12. Februar 1894 in Kairo, ohne dass die Versöhnung, welche von einer beiderseitig befreundeten Seite gewünscht und anzubahnen begonnen war, zu Stande gekommen ist.

Die krankhaften Eigenthümlichkeiten, welche in den letzten Lebensjahren Bülow's oft in nicht erfreulicher Weise hervortraten, können nimmermehr den Glanz trüben, welcher von ihm ausgegangen ist, nimmermehr das Bild eines der grössten reproduzirenden Künstler, welche die Musik jemals besessen hat, verdunkeln. Über seiner weittragenden Bedeutung als Dirigent sei seine eminente Wirksamkeit als Pianist nicht vergessen. Namentlich sei ihm innig gedankt, dass er der erste war, welcher durch meisterhaften, öffentlichen Vortrag den letzten grossen Sonaten von Beethoven ein allgemeineres Verständniss zugeführt hat.

Ehre und Verehrung
dem Angedenken Hans von Bülow's.

* * *

In einem humoristischen Blatte las ich jüngst folgenden Gedankensplitter: „Nichts trügt uns mehr, als wenn ein Weiser eine Dummheit begeht, weil wir geneigt sind, gerade diese ihm nachzumachen.“

Ein wahres Wort, wahr zu allen Zeiten und besonders wahr in der Gegenwart.

Digitized by Google

Es kennzeichnet in kräftigen Worten das Epigonenthum, welches nicht im Stande ist, eine grosse Erscheinung in ihrer Totalität zu erfassen, wohl aber es ihr gleich thun möchte und glaubt, dieses durch Nachahmung einzelner Züge erreichen zu können. Die bedeutenden und charakteristischen Züge sind es nun nicht, welche nachgemacht werden können, denn sie gehören dem Genie allein und jedem Genie wieder in anderer, besonderer Weise an. Desto eifriger werden aber die scheinbaren und öfter sogar die wirklichen Schwächen hervorragender Geister*) imitirt, weil gerade diese letzteren das Einzige sind, worin der grosse Mann mit dem Stümper wirklich Verwandtschaft besitzt. — Als Wagner die Form der alten Oper zerbrach und aus seinen gewaltigen, dichterischen Intentionen heraus das musikalische Drama gestaltete, da hätte, meine ich, doch jeder einsehen müssen, dass — ganz abgesehen von der Intention — weit mehr Technik und Können dazu gehörte, einen ganzen Akt, in welchem die Musik niemals unterbricht, aber nicht etwa nur der Dialog durch Recitative ersetzt ist, sondern eine symphonische Entwicklung vom Anfang bis zum Ende stattfindet, logisch aus einem Fluss heraus zu schaffen und die einzelnen Akte wieder zu einander in das richtige Verhältniss zu setzen, als eine Reihenfolge von Arien, Duetten, Ensembles und Finales zu schreiben, welche in gar keiner Verbindung miteinander stehen, so dass der Komponist, wenn es ihm beliebte, auch am Ende oder in der Mitte anfangen konnte, und die Forderung einer logischen Entwicklung und Fassung sich nur auf die engen Kreise jeder einzelnen, verhältnissmässig kurzen Nummer erstreckte. Was war es aber, was nach allmählichem Populärwerden Wagner's Neudeutschland zunächst zum Schaffen reizte? — Die scheinbare Formlosigkeit der Wagner'schen Dramen. — Früher musste ein Komponist, welcher eine Oper schreiben wollte, den musikalischen Satz und die Form gründlich beherrschen. Und das konnten sie thatsächlich Alle. Auch die Nicht-Genialen schrieben einen soliden Styl. Heute glaubt jeder Pfuscher, der nichts gelernt hat und kaum im Stande ist, einen vierstimmigen Satz anständig zu verfassen, ein „Musik-Drama" komponiren zu dürfen. Die Befreiung vom alten, sinnlosen Opernschlendrian durch Wagner empfinden diese Seelen als Befreiung ihres kleinen Ich von der Verpflichtung, fleissig zu studiren, zu kontrapunktiren, zu arbeiten und an ihren Werken strenge Selbstkritik zu üben. Wagner hat die Formlosigkeit sanktionirt, also lustig das Barett aufgesetzt und darauf los phantasirt! Mit möglichst viel Blech, getheilten Geigen, und Harfenglissandi, sowie Häufung der absonderlichsten Harmonieen und Modulationen wird's schon gehen! — „Was hat Wagner für extravagante Akkorde angewandt? Warum sollen wir uns Mässigung auferlegen?" wird mich so ein Neudeutscher wahrscheinlich entrüstet fragen. „Ja, aber wann hat er sie angewandt?" werde ich darauf zu bedenken geben. Die ungeheuren Conflicte in Wagners Dramen verlangen oft eine Häufung harmonischer und instrumentaler Ausdrucksmittel, welche in der absoluten Musik nicht berechtigt wären.**) Ich gestehe z. B. offen, dass ich als Musiker allein dem zweiten Akte der „Götterdämmerung" fremd gegenüberstände, wenn mir nicht das Drama die

*) Zu letzteren gehören z. B. auch die schmutzigen langen Haare.

**) Man lese nach: Wagner's Schritten X. Band „Ueber die Anwendung der Musik auf das Drama."

Digitized by Google

tonischen Abnormitäten vollkommen begreiflich machte. Wenn man aber heutzutage Partituren findet, wo selbst in den einfachsten Scenen, welche nur die Exposition zu den späteren Conflicten bilden, die Kühnheiten des zweiten Aktes der Götterdämmerung ohne jeden Grund, als den der krankhaftesten Originalitätssucht überboten werden, so kann man sich eines Schauers nicht erwehren.

Immerhin geht durch die Wagner-Imitationen noch ein idealer Zug; das Streben, sich einem grossen Vorbilde anzuschliessen. Was soll man aber dazu sagen, wenn die reichen Tantièmen, welche ein Opus wie die „Cavalleria rusticana", über dessen Qualität ich mich hier nicht näher verbreiten will, seinem Autor eingebracht hat, in Deutschland, dem Lande Bach's, Beethoven's und Wagner's eine wahre Sündfluth von einaktigen Kopieen hervorgerufen hat, deren Inhalt Ehebruch, Mord und Todschlag ist? Was soll man dazu sagen, dass sogar ein Preis auf die „beste" dieser deutschen Kopieen ausgesetzt und unter zwei Verfasser solcher miserabler Elaborate thatsächlich vertheilt worden ist?

Was soll man endlich dazu sagen, dass kurz bevor in Mailand ein gebildeter Italiener zu mir den Ausspruch that: „Mascagni ist in unserem Lande nicht der Zankapfel, sondern der Lachapfel", und kurz nachdem „Amico Fritz" im Dal Verme-Theater daselbst vor dem Zischen des entrüsteten Publikums kaum zu Ende gespielt werden konnte, die beiden deutschen Hauptstädte Berlin und Wien den monströsen „Rantzau" und deren anwesenden Komponisten zujubelten und vielgepriesene deutsche Jungfrauen in den Hotels, wo Mascagni wohnte, sich vom Kellner die Brödchen erbettelten, welche er angebissen hatte?

Es war ein Schauspiel, dessen sich jeder Deutsche bis in die tiefste Seele schämen müsste.

Ein ewiges Verdienst wird es aber für Humperdinck's kleines Meisterwerk „Hänsel und Gretel", dem weitaus Besten, was mir neben Verdi's genialem „Falstaff" seit Wagner's Tode auf dramatischem Gebiete bekannt geworden ist, bleiben, dass es das deutsche Publikum aus dem Schnapstaumel der neuitalienischen Invasion aufgerüttelt hat, welche wir heute glücklicherweise als der Vergangenheit angehörig betrachten dürfen.

Es ist nicht zu verwundern, dass zu einer Zeit, wo sich das Industrieritterthum sogar auf die Nachäffung so zweifelhafter Vorbilder, wie der „Cavalleria rusticana" verlegt hat, die grosse Erscheinung des Dirigenten Hans von Bülow dem Schicksale copirt zu werden, nicht entgehen konnte. In den letzten Jahren hat sich eine ganz merkwürdige Spezies von Kapellmeistern herangebildet. „Tempo-rubato-Dirigenten" möchte ich sie nennen. Im Gegensatze zu den „eleganten", welche über schwierige und auf den ersten Anblick unklare Stellen durch ein möglichst rasches Tempo hinweghuschen, suchen die „Tempo-rubato-Dirigenten" die einfachsten Stellen durch Hervorsuchen belangloser Einzelheiten unklar zu machen. Einmal ist es eine minder wichtige Mittelstimme, welche zu einer Bedeutung erhoben wird, die ihr gar nicht zukommt; dann ist es ein Accent, welcher vielleicht leise angedeutet werden muss, jetzt aber als scharfes sforzato erscheint; dann ist es wieder eine sogenannte „Luftpause", welche namentlich bei Crescendo und unmittelbar darauf folgendem Piano angewendet wird. Das Orchester wird nach dem < durch plötzliches Anhalten

Digitized by Google

wie durch eine Fermate über einer Pause zum Schweigen gebracht und setzt nachher das p völlig neu und überraschend ein. Diese Kunststückchen werden unterstützt durch fortwährende Verrückungen und Verschiebungen des Zeitmaasses. Wo eine sanfte Belebung oder ein leises, zartes Zurückhalten erforderlich ist, oft aber auch ohne jede Veranlassung wird ein heftiges, ruckweises Accelerando oder Ritenuto gemacht. Das letztere ist häufiger, als das erstere, wie denn überhaupt die Neigung zum Verschleppen, dank dem Sport, welcher in Neu-Bayreuth mit den langsamen Tempi getrieben wird, stärker ist, als die Sucht zu verhetzen. Geschieht aber letzteres einmal, so geschieht es so gründlich, dass von dem armen, zerzausten Tonstück auch kaum eine Spur übrig bleibt. So hörte ich einmal den ersten Satz der C moll Symphonie von Beethoven (mit der Wiederholung des ersten Theiles) in weniger als acht Minuten herunterspielen. Der „Carneval romain" von Berlioz, welcher allerdings ein sehr rasches Tempo verträgt, wurde vor zwei Jahren in einem Berliner Konzert derart verhudelt, dass ein Bild der Komposition überhaupt nicht mehr zu erkennen war und der Eindruck demjenigen glich, welchen man von den der Eisenbahnlinie zunächst liegenden Parthien der Landschaft empfängt, wenn man im Courirzuge daran vorbeisaust. Bei den Tristan-Aufführungen in Bayreuth im Jahre 1886 beeinträchtigte das in unaufhaltsamer, brünstiger Eile dahinstürmende Zeitmaass während des grossen Liebesgespräches im zweiten Aufzuge, welches von den sonst dort beliebten Schleppereien um so merkwürdiger und unerklärlicher abstach, den dichterischen und musikalischen Sinn dieser Szene sehr merklich, so dass dasselbe trotz Tristans und Isoldens eminenten Leistungen, welche sich aber gerade hier in Folge der Abhetzung nicht so voll entwickeln konnten, wie in den übrigen Theilen des Werkes, unklar blieb, während ich in München, dank der besonnenen und durchgeistigten Leitung Hermann Levi's von derselben Scene den wunderbarsten Eindruck empfangen habe. —

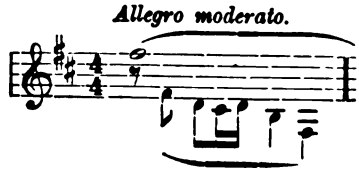
Die oben erwähnten dynamischen und rythmischen Verrückungen sind keineswegs durch irgendwelche Vorschriften des Komponisten berechtigt, sondern entspringen stets dem eigenen Geiste der betreffenden Dirigenten. Dabei kommt bei diesen Herren eine merkwürdige, zappelige Unruhe am Pult. Ein fortwährendes Gestikuliren, Beugen und Zurückwerfen des Kopfes und des Oberkörpers, mitunter sogar ein Wiegen in den Knieen und Stampfen mit dem Fusse. Den Musikern werden mit grossen, oft stechenden Bewegungen unwichtige Einsätze gegeben, welche sie ganz von selbst finden könnten und wodurch höchstens der Dirigent beweisen will, dass er die Partitur gut kennt. Letzterer steht überhaupt im Mittelpunkt des Interesses und lenkt durch sein Gebahren die Aufmerksamkeit der Anwesenden vom Zuhören auf das Anschauen seiner Persönlichkeit ab. Was bei alledem vom Werke, welches doch stets die Hauptsache der ganzen Veranstaltung sein soll, übrig bleibt, gleicht einer Pflanze, welche der Professor der Botanik soeben zerlegt hat und deren den Besuchern des Kollegs demonstrirte Blätter, Staubfäden und Fruchtbehälter zerzupft und zerstreut auf dem Katheder herumliegen.

Von einem Dirigenten aus Breslau hörte ich die Hebriden-Ouverture von Mendelssohn so vortragen, dass buchstäblich nicht ein Takt in

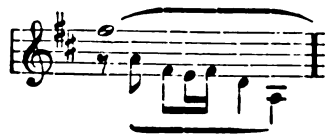


Digitized by Google

demselben Tempo gespielt wurde, wie der andere. Schon der zweite und vierte Takt als Wiederholungen des ersten




und des dritten



wurden gegen diese durch ein auffällig anderes Zeitmaass „charakterisirt“ und in ähnlicher Weise ging es im Verlauf des Stückes bis zum Schluss weiter. Das Menschenmöglichste an Unnatur wurde geleistet, so dass das schöne Musikstück entstellt und sein Charakter verwischt war. Gewiss wäre es ebenso falsch, dasselbe metronomisch Viertel für Viertel abzuspielen, aber die Modifizirungen des Zeitmaasses, von welchen Mendelssohn einige selbst vorgeschrieben hat, werden derart geschehen müssen, dass der einheitliche Charakter, das „Melos“ des ganzen Stückes, dessen Erfassen, wie Wagner sehr richtig sagt, auch das richtige Tempo gibt, nicht zerstückelt wird. Bald fluthet das Meer ruhig um die Felsen der Fingalshöhle, bald treibt ein stärkerer Wind höhere Wellen und der weissliche Schaum der Brandung schlägt stärker gegen das Gestade, aber das Bild der Landschaft bleibt dasselbe und zu einem wirklichen, furchtbaren Seesturme, welches der Scenerie ein wesentlich anderes Gepräge aufdrückte, kommt es in Mendelssohn's Ouverture nicht. Der Ton sanfter, edler Melancholie, welcher den Hebriden-Inseln ihren eigenthümlichen Reiz verleiht, bleibt auch in der Musik gewahrt. Ist es nun nicht scharf zu verurtheilen, wenn das, was ein Meister — und das ist Mendelssohn in diesem Stücke — wahr empfunden und vollendet schön in Tönen ausgedrückt hat, von einem Kapellmeister durch eigene Zuthaten beliebig verändert und verzerrt wird?

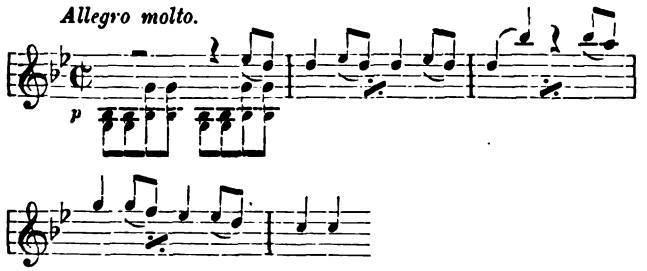
Unter einem anderen Dirigenten hörte ich einmal eine reizende, harmlos dahinfliessende Symphonie von Haydn ebenfalls mit solchen Nuancen und unmotivirten Tempoverrückungen spielen, dass ich den Eindruck empfing, als ob aus einem frischen, jungen Mädchen eine ältliche, mit allerhand Schmuck- und Toilettenkunststücken ausstaffirte Kokette geworden sei.

„Wozu das Alles?“ musste ich mich erstaunt fragen. Woher die Sucht einiger Dirigenten, aus den Tonstücken etwas Anderes zu machen, als sie eigentlich sind? Woher die Scheu — so möchte ich es nennen — ein einheitliches Tempo durch einige Zeit festzuhalten? Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung liegt zunächst in der persönlichen Eitelkeit, welcher es nicht genügt, ein Werk im Sinne seines Schöpfers vollendet aufzuführen, sondern welche dem Publikum vordemonstriren möchte, was sie selbst im Stande war, „aus diesem Werke zu machen.“ Die Gefallsucht des Dirigenten wird also über den

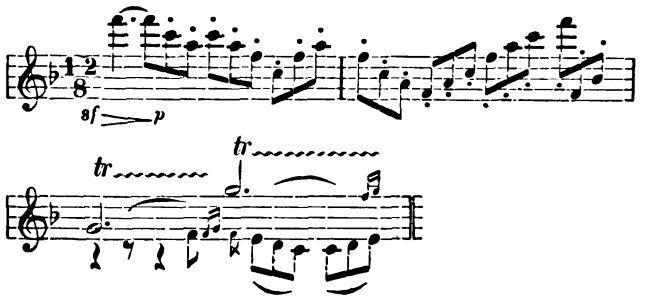
Digitized by Google

Geist des Schöpfers gestellt. Die Veranlassung aber, dass diese Eitelkeit sich aus dem Winkel, in welchen sie gehört, hervorwagen und breitmachen durfte, ist eine missverständliche Auffassung der auf Richard Wagner's Initiative zurückzuführenden Wirksamkeit Hans von Bülow's, und oft auch eine thatsächliche Nachahmung seiner in den letzten Jahren seines Lebens bemerkbaren Schwächen und unberechtigten Eigenmächtigkeiten.

Aus einer der russischen Hauptstädte wurde mir von einem Freunde der folgende Fall berichtet. Bülow hatte dort mit den Meiningern die G moll Symphonie von Mozart aufgeführt und durch ein maassvolles Zurückhalten des gewöhnlich Allegrissimo gespielten Hauptthemas




und ausdrucksvollen Vortrag des ganzen Satzes die richtige Wirkung desselben erzielt. Der dortige, ständige Dirigent machte, offenbar durch Bülow's Erfolg angestachelt, als er selbst nachher diese Symphonie zu dirigiren hatte, seine Bekannten darauf aufmerksam, dass er die Tempi jetzt ganz wie Bülow nehmen werde, und in der Aufführung, welcher mein Freund beiwohnte, spielte er den ersten Satz durchwegs Andante. Statt des schönen Falters, welcher an einem Sommertage mit weichem Flügelschlage über die Kelche schwermüthig geneigter Glockenblumen dahinschwebt, ein träge hüpfender Rabe! In diesem Falle handelt es sich noch um ein Missverstehen und ein wahrscheinlich sogar gutgemeintes Uebertreiben der Intention Bülow's. Anders war es aber in Berlin, wo die Pastoral- Symphonie aufgeführt wurde und ich zu meinem Schrecken hören musste, wie der Dirigent u. A. in der „Scene am Bach" an folgender Stelle




im zweiten Takt ein starkes Ritenuto und nach dem letzten Achtel gar eine „Luftpause" machte, so dass eine vollständige Unterbrechung eintrat und der dritte Takt, von dem zweiten getrennt, unvermittelt einsetzte. Ebenso geschah es nachher bei der entsprechenden Wiederholungsstelle. Ich bemühte mich nach der Aufführung, den Dirigenten von der Unrichtigkeit seiner Auffassung zu überzeugen, indem ich ihn



Digitized by Google

darauf hinwies, dass es ebenso unmöglich sei, einen rieselnden Bach plötzlich auf einen Augenblick stille stehen zu machen, wie es unnatürlich sei, den Fluss dieses Tonstückes willkürlich zu unterbrechen. Zu meinem Erstaunen bekam ich die Antwort: „Mir gefällt's eigentlich auch nicht, aber die Leute sind's einmal von Bülow her so gewohnt, also mache ich es auch so.“ Einen weiteren Versuch, der Wahrheit und der Natur zu ihrem Rechte zu verhelfen, hielt ich in diesem Falle allerdings für überflüssig, denn hier handelte es sich nicht mehr um ein Missverstehen, sondern um eine offenkundige, bewusste Nachahmung eines Fehlers, welche ganz besonders zu verurtheilen ist, weil dadurch der Gewöhnung des Publikums und der Angst, durch Verletzung derselben sich Missfallen zuzuziehen, die eigene Überzeugung geopfert und das Kunstwerk wissentlich entstellt wird.

Diese Antwort kennzeichnet das Wesen und den Werth dieser neumodischen Tempo-rubato-Dirigenten, wie ich sie genannt habe, vollständig. Bülow hat durch Eigenmächtigkeiten und Extravaganzen die Aufmerksamkeit mehr als nothwendig auf seine Person gelenkt und ist leider gerade dafür oft gefeiert und als „geistvoll“ gepriesen worden. Nun gilt es in den Augen jener Herren, diese Eigenmächtigkeiten nicht nur nachzuahmen, sondern noch zu übertreiben, d. h. nicht nur an den Stellen, wo Bülow es gethan hat, sondern so oft und so stark wie möglich das Tempo zu verrücken, Luftpausen anzubringen und dabei ein recht auffallendes Gebahren am Pult zur Schau zu tragen, mit einem Worte, Bülow in seinen Äusserlichkeiten noch zu überbieten, um dieselben oder wennmöglich noch grössere äusserliche Erfolge wie er zu erzielen. — Merkwürdigerweise bleiben aber die letzteren trotz alledem meistens aus. — Dasjenige aber sich zu eigen zu machen, wodurch Bülow wirklich gross war, den tiefen Ernst, mit welchem er seinen Beruf erfasste, den ungeheuren Eifer und die rastlose Hingabe, mit welcher er sein ganzes Leben hindurch bemüht war, sich eine tiefe Auffassung der zu interpretirenden Kunstwerke anzueignen und dieselben in möglichst vollendeten Aufführungen darzustellen, hält diese Art der modernen Dirigenten offenbar für überflüssig, denn oft ist mir der Zweifel angekommen, ob sie, die gar so „geistreich“ sein wollen, die Werke, welche sie aufführen, auch wirklich genau und gründlich kennen. Ich will das Dirigiren ohne Partitur zu keiner Norm erheben. Wenn ich aber sehe, dass ein Dirigent nach Beendigung des ersten Theiles einer Symphonie ängstlich die Blätter zurückschlagen muss, um die Repetition wieder mit dem Kopf in der Partitur klebend abzudirigiren, so habe ich wenig Respect vor seinem Wissen*). Dieselbe Empfindung kommt mir an, wenn einer nicht im Stande ist, ein Tempo aus dem andern herauswachsen zu lassen, sondern jede Modifikation ruckweise vollführt, oder wenn er bei einer lange vorzubereitenden Steigerung das grösste Fortissimo gleich am Anfange verpufft, so dass für den Schluss nichts mehr übrig bleibt. Dergleichen deutet nicht nur auf Mangel an richtigem Gefühl, sondern auch auf nicht genügendes Studium des Werkes, welches während seiner Aufführung den Dirigenten an Stellen, die er nicht ordentlich im Kopfe hat, überrascht und in Verlegenheit setzt, so dass er sich mit ruckweisen Darüberhinweggehen behilft oder aber durch vorgeb-

*) Der vorhin erwähnte Breslauer Dirigent dirigirte allerdings auswendig.

Digitized by Google

liches Temperament plötzlich die Sache retten will und zu früh losschlägt. — Dazu kommt bei den in Rede stehenden Herrn Dirigenten, dass sie mit den Orchestern, welche sie dirigiren, gewöhnlich, wenigstens so lange sie sich auf Gastspielreisen befinden, nicht genügend vertraut sind. Bülow dirigirte die Meininger Hofkapelle und nachher nur die Orchester in Hamburg und Berlin. Er kannte dieselben durch und durch, und die Musiker, welche ebenfalls mit ihm vollständig vertraut waren, folgten ihm bis in jede Einzelheit, so dass auch seine Eigenheiten technisch tadellos wiedergegeben wurden. Ein Dirigent aber, welcher vor ein fremdes Orchester tritt und beabsichtigt, die Musikstücke nicht natürlich, wobei ihn das Gefühl der Musiker immer unterstützen wird, sondern verzerrt vorzutragen, hat in den zwei Proben, welche ihm höchstens zur Verfügung stehen, gar nicht die Zeit, alle diese Ritenuti, Accelerandi, Fermatchen, Luftpausen und Rubati, durch welche er glänzen will, wirklich einzustudiren, und so kommt es vor, dass ein Theil der Musiker dem Dirigenten, der andere aber seinem natürlichen Empfinden folgt und die bedenklichsten Schwankungen entstehen.

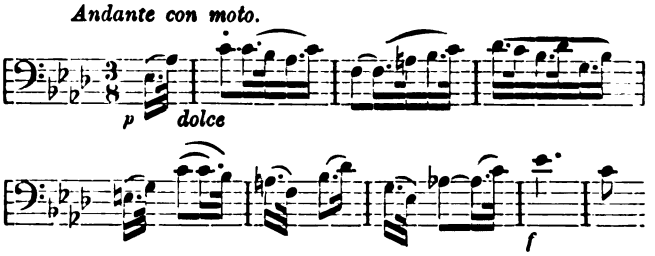
Das Traurigste aber ist, dass zum hauptsächlichsten Tummelplatz all dieser Eitelkeiten und Experimentchen der höchste, heiligste Hort der Musik, die Werke des grossen Beethoven benutzt werden, weil Bülow sich — mit Recht — den Ruf eines Meisterdirigenten Beethoven's erworben hatte und seine Nachtreter ihn nun auch darin äusserlich noch überbieten wollen, während doch — von der Liebe ganz zu schweigen — schon die Ehrfurcht vor diesem einzigen Genius alle selbstsüchtigen, eitlen Gedanken verscheuchen sollte.

Äusserst wohlthuend berührt es, Dirigenten zu finden, welche die fortwährende Zerstückelung der Kunstwerke nicht zu ihrem Gesetz erhoben haben, z. B. Hans Richter, dessen Leistungen stets einen einfachen, schlichten und würdigen Geist erkennen lassen*). Mit Freude denke ich an eine Aufführung der Eroica in einem Berliner Philharmonischen Conzert unter Hermann Levi's Leitung. Die zwei letzten Sätze derselben Symphonie, welche ich unter Felix Mottl's Direction in Wien bei einer Probe hörte, bereiteten mir durch die kraftvolle, von eitlen Kunststückchen freie Auffassung einen grossen Genuss. Hingegen gestehe ich offen, dass mich noch niemals, unter keinem Dirigenten, ausser s. Z. unter Bülow der Vortrag der C moll Symphonie von Beethoven vollauf befriedigt hat. Es ist mir unbegreiflich, wie namentlich im zweiten Satze derartige Missgriffe in Beziehung auf das Haupttempo geschehen können. Beethoven schreibt „Andante con moto" vor. Die alten, pseudo-classischen Zöpfe, wie Reinecke, Hiller und Ähnliche übersahen das „con moto" und spielten den Satz in langweiligem Andante; die Neueren hingegen scheinen

*) Es ist entschieden ein günstiges Omen für die nächstjährigen Jubiläumsaufführungen der „Nibelungen" in Bayreuth, dass die oberste Leitung Hans Richter, welcher schon im Jahre 1876 diese Werke unter Wagner's Führung dirigirte, gewonnen hat. Richter hat durch die vorzüglichen Aufführungen der „Meistersinger" bewiesen, dass er seiner auf der Tradition wohlbegründeten Überzeugung rückhaltlos folgt und sich auf das Katzbuckeln nicht versteht. Er wird sich auch hoffentlich unbefugten Einspruch energisch verbieten, was eine Gewähr für ein schönes Gelingen der Aufführungen bedeutete.

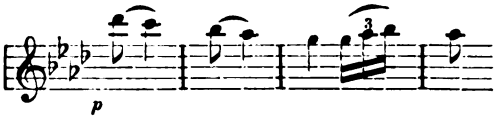
Digitized by Google

wiederum nur das „con moto“ zu sehen und verfallen in ein Allegretto, wodurch das wundervolle Thema

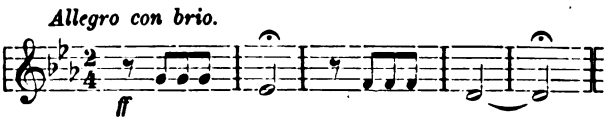



einen seinem Wesen ganz fremden, tänzelnden Charakter erhält. Meine Auffassung, welche das Andante festhält und das con moto als den verbindenden, belebenden, seelischen Anhauch empfindet, kann ich in Worten nicht ausreichend demonstriren und muss auf die Gelegenheiten verweisen, welche mir gestatten, diese Symphonie selbst aufzuführen.

Bemerken will ich noch als tragi-komische Beigabe, dass derselbe Dirigent, welcher es fertig gebracht hatte, den ersten Satz der C moll Symphonie in weniger als acht Minuten herunter zu haspeln, im zweiten Satze, nachdem er im üblichen Allegretto begonnen hatte, bei dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Takte




in ein derart langsames Tempo verfiel, dass er gezwungen war, bei der Triole die Sechzehntel mit dem Taktstock einzeln zu markiren. Von einer Aufführung derselben Symphonie in Hamburg wurde mir sogar berichtet, dass der Herr Dirigent den Anfang des ersten Satzes




nicht nur ganz langsam genommen, sondern sogar vier Pauken hinzucomponirt habe, welche unisono mit dem Streichquartett schlagen mussten. Das Schicksal pocht nicht mehr an die Pforte; es rumpelt höchst ungeschlacht mit der Thüre in's Haus. —

Ich habe durch Anführung einiger Beispiele und persönlicher Erfahrungen darauf hinzuweisen versucht, wie weit in unserer öffentlichen Kunstpflege gegenüber der früheren Philisterei und als Gegenpol derselben ein unnatürliches, nervös-krankhaftes Element Platz gegriffen hat, eine Hypertrophie des Empfindens, welche durch ein Missverstehen der Forderung Wagner's, dem richtigen Erfassen des Melos zulieb seelenvolle, andeutende Modifikationen des Zeitmaasses eintreten zu lassen, sowie durch ein Nachahmen und Uebertreiben Bülow'scher Eigenthümlichkeiten entstanden ist, und welche getragen und verbreitet

Digitized by Google

wird durch die Selbstsucht einiger eitler Dirigenten. Man muss Wagners prophetischen Geist bewundern, wenn man in seiner Schrift „Über das Dirigiren" die folgende Stelle liest.

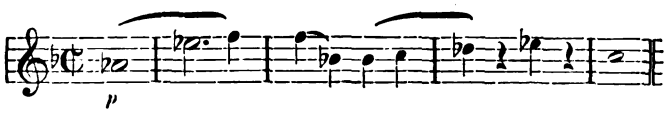
„Ein wirklich giltiger Grund zur Abmahnung von dem mir unerlässlich dünkenden Verfahren" (die erwähnten Modifikationen) „in jenen bezeichneten Fällen ist allerdings wiederum der, dass jenen Tonstücken nichts schädlicher werden müsste, als willkürlich in ihren Vortrag gelegte Nuancen auch des Tempo's, wie sie sofort dem phantastischen Belieben jedes, etwa auf Effekt losarbeitenden oder von sich eingenommenen eitlen Taktschlägers Thür und Thor öffnen, und unsere klassische Musiklitteratur mit der Zeit zu gänzlicher Unkenntlichkeit entstellen würden. Hiergegen lässt sich natürlich nichts Anderes einwenden, als dass es eben traurig um unsere Musik steht, da solche Befürchtungen aufkommen können, weil damit zugleich ausgesprochen ist, dass man an eine Macht des wahren Kunstbewusstseins, an welcher jene Willkührlichkeiten sich sogleich brechen würden, in unseren gemeinsamen Kunstzuständen nicht glaubt."*)

Wie bald ist eingetroffen, was Wagner vorausgeahnt hat; wie bald hat sich der Mangel eines wahren Kunstbewusstseins traurig fühlbar gemacht, indem jene unsere schönsten Kunstwerke zerstörenden Willkürlichkeiten nicht nur geduldet, sondern öfter noch gelobt und gepriesen werden. Wie erschütternd und tragisch musste ich aber die Ironie des Schicksals empfinden, als ich das Tollste an Unnatur, Verzerrung, Mangel des Empfindens für richtigen Vortrag, gewissermaassen die Essenz aller Verrücktheiten, welche sich die Tempo-rubato-Dirigenten jemals zu Schulden kommen liessen, in einem Vortrage der achten Symphonie von Beethoven unter dem leiblichen Sohne des grossen Meisters anhören musste. Ich habe Herrn Siegfried Wagner kennen gelernt, als er sich noch mit dem Plane trug, Architekt zu werden. Im Jahre 1890 gelegentlich einer von mir dirigirten Aufführung der „Sinfonie fantastique" von Berlioz in Frankfurt überraschte mich der junge Mann mit dem Ausspruch, dass er diese Symphonie für „kindisches Machwerk" halte, worauf ich ihn erstaunt frug, ob er denn musikalisch wäre, was er schüchtern bejahte. Erst drei Jahre später erfuhr ich, dass Herr Siegfried Wagner thatsächlich Musik studire und war, als ich im vergangenen Winter sein Konzert in Berlin besuchte, wirklich verblüfft über die technische Sicherheit, mit welcher er den Orchesterkörper zu leiten im Stande war, woraus ich schloss, dass er fleissige Studien gemacht haben und auch Begabung besitzen müsse. Ich gestehe auch gerne zu, dass er im Vorspiel zu „Tristan und Isolde" und im nachfolgenden „Liebestod" nichts verdarb, indem er einfach $^6/_8$ resp. $^1/_4$ schlug, wodurch die Tonstücke, wenn auch nicht sonderlich belebt, so doch korrekt zu Gehör kamen, sowie auch, dass der „Tasso" von Liszt und das „Meistersinger"-Vorspiel trotz eines, die Vorschrift des Komponisten geradezu negirenden Missgriffes im ersten Stück, so zu Gehör kamen, dass man auf ein Talent des Dirigenten schliessen konnte. Was er sich aber in der achten Symphonie an Entstellungen und Willkürlich-

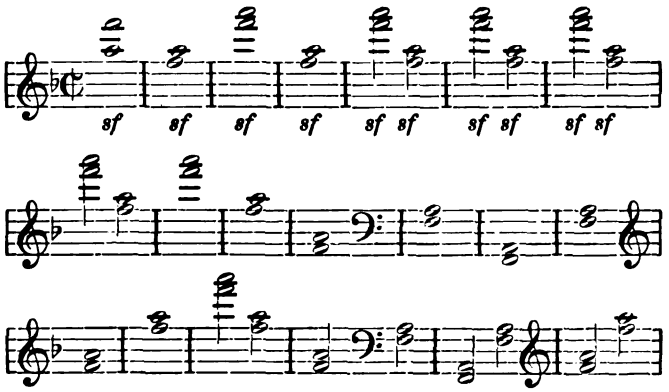
*) Ich empfehle das Nachlesen aller diesbezüglichen Stellen, sowie nochmalige aufmerksame Lektüre der ganzen, so unvergleichlich werthvollen Schrift.

Digitized by Google

keiten gestattete, war unglaublich. Von einem richtigen Zeitmaass konnte überhaupt nicht mehr die Rede sein, denn kaum war ein Tempo erfasst, so wurde es schon wieder verlassen. Man hatte das Gefühl, in einem dunklen Raume von unsichtbarer Hand mit dem Kopf an allerhand Gegenstände gestossen zu werden, ohne dass man wissen konnte, was es war. Ich bemühte mich, während der ganzen Aufführung ruhig zuzuhören, liess es, durch andere Tempo-rubato-Dirigenten an mancherlei Absonderlichkeiten gewöhnt, auch über mich ergehen, dass Herr Siegfried Wagner jedesmal beim Eintritt des Themas




plötzlich in ein vollkommenes Andante verfiel. Als er aber gegen den Schluss bei den Akkorden




immer ruckweise anhielt und beinahe auf jedem einzelnen eine Fermate machte, war es mir zu toll, und nur der warnende Blick eines Freundes, welcher meine Aufregung bemerkt hatte, beruhigte mich so weit, dass ich nicht aufsprang und meinen Gefühlen Luft machte, ehe der letzte Ton die Erlösung von dieser schrecklichen Marter des gesunden Empfindens verkündet hatte. Es ist unmöglich, dass eine derartige Darstellung der achten Symphonie dem eigenen Geiste des Herrn Siegfried Wagner entsprungen ist. Es ist noch unmöglicher, dass er dieselbe von seinem ersten Lehrer, dem trefflichen, feinsinnigen Engelbert Humperdinck überkommen hat. Wer den Frevel begangen hat, das Gemüth eines Jünglings, welcher entschieden Begabung besitzt und vielleicht ein guter Dirigent werden könnte, derart zu vergiften, dass er sich nicht scheute, ein herrliches Meisterwerk in roher Weise zu verunstalten, möge es mit sich selbst ausmachen.

Ich hätte dieser allertraurigsten Erscheinung in unserem Kunstleben, da sie an sich doch von keiner weittragenden Bedeutung ist, sondern schliesslich in Lächerlichkeit zusammenfallen muss, hier weiter nicht Erwähnung gethan, hätte vielleicht auch verschwiegen, dass geistvolle Künstler es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, dem Sohne der einflussreichen Frau ihren Beifall zu heucheln, und dass ernste, mahnende Stimmen von widerlicher Lobhudelei und Reclame übertönt worden sind, wenn nicht die grosse Gefahr bestände, dass in

Digitized by Google

diesem Falle die Thorheiten des Sohnes auf das Conto des Vaters gesetzt werden könnten und der heilige Name des letzteren den Deckmantel hergeben müsste für ein unverschämtes Spiel, welches mit dem Hehrsten und Erhabensten, was wir besitzen, mit Beethoven's Werken im Dienste persönlicher Interessen getrieben wird.

Da ich immer meinen eigenen Weg gegangen bin, das, was ich bis jetzt erreicht habe, keiner Protektion — auch keiner weiblichen — sondern ausschliesslich mir selbst verdanke, ferner niemals einer „Partei" oder einer „Zunft" angehört, sondern mich von aller Kameraderie, von „clique et claque", wie Liszt zu sagen pflegte, sorgsam ferne gehalten habe und es auch in Zukunft so zu halten gedenke, so haben mich keine falsche Kollegialität noch sonstige Bedenken abhalten können, meine Meinung über Herrn Siegfried Wagner und einige andere zeitgenössische Erscheinungen offen zu sagen, unbekümmert darum, ob man, wie es schon geschehen ist, von gewisser Seite vielleicht wieder versuchen wird, mich zu einem „Juden" zu machen, oder was man auch sonst hinter mir herwerfen mag.

* * *

Es hat nicht in meiner Absicht gelegen, in dem Vorliegenden ein Lehrbuch des Dirigirens zu schreiben. Ich wollte lediglich darauf hinweisen, welche Entwicklung diese Kunst bis zum heutigen Tage genommen hat, seitdem ihr Richard Wagner durch That und Wort eine neue Basis geschaffen hat. Fanden wir einerseits als entschiedenen Fortschritt eine bessere Ausbildung der Orchester, ein vollkommeneres Zusammenspiel, mehr Sinn für belebten Vortrag als früher, dank einiger vorzüglicher, noch unter Wagner's direktem Einfluss grossgewordener Dirigenten, so liegt andererseits die Gefahr nahe, dass Eitelkeit, Selbstsucht und Willkürlichkeit einiger jüngerer Kapellmeister einen Styl zur Mode mache, welcher unsere grossen Meisterwerke zu Spielbällen persönlicher Zwecke und Launen machte. Dieses ist um so gefährlicher, als das künstlerisch nicht erzogene Publikum in seinem Erstaunen über das Absonderliche, dieses für das Echte halten kann und, einmal vom gesunden Gefühl abgebracht, immer mehr nach frivolem Kitzel durch ungesunde Pikanterien verlangt, so dass schliesslich derjenige Recht behielte, welcher die meisten „Faxen" macht. Mögen diese Zeilen daher auch zur Warnung dienen.

Ich habe bisher nur vom Dirigiren im Konzertsaal, nicht von dem im Theater gesprochen. — Es giebt jetzt in Deutschland sehr wenige Stellen, an welchen dieses letztere als ein künstlerisches bezeichnet werden kann. Der Dirigent eines kleinen Conzertvereines in einer kleinen Stadt hat meistens ein leidliches, wenn auch nicht starkbesetztes Orchester und einen annehmbar geschulten Chor zur Verfügung, mit welchen Faktoren sich bei viel Fleiss und einiger Begabung des Leiters schon noch halbwegs gute Aufführungen zu Stande bringen lassen. Aber an den kleinen Stadttheatern blüht als oberstes Hinderniss jeder künstlerischen Leistung das entsetzliche Sängerproletariat welches auch, wie so vieles andere Betrübende, ein Produkt unserer nervös dahinhastenden Zeit ist, wo jeder so schnell als möglich Geld und Ehre erwerben möchte, aber gar nichts danach frägt, ob er auch

Digitized by Google

wirklich etwas leistet. Taucht heute irgendwo eine hübsche Stimme auf, so wird nicht etwa wie früher eine Reihe von Jahren ihrer Ausbildung und der allgemeinen künstlerischen Erziehung gewidmet, sondern der Sänger nimmt bei einem beliebigen Lehrer höchstens ein halbes Jahr Stunden. Da werden ihm einige für seine Stimmlage passende Hauptpartieen eingepaukt, wobei hauptsächlich darauf gesehen wird, dass er die hohen Töne lang und kräftig herausschreit, sonst aber möglichst inkorrekt und verständnisslos singt. Dann fällt er den Agenten in die Hände und wird an die Theater verkauft, deren es in deutscher Sprache mehrere Hunderte giebt. Die Masse muss es bringen. Der arme Teufel bezieht an so einem kleinen Theater, wohin er gewöhnlich zuerst gesteckt wird, eine minimale Gage und hat kaum so viel um zu leben, muss aber davon noch dem Agenten Prozente bezahlen, welche zwar an sich auch nicht gross sind, diesem aber durch die Menge von Theatern, welche er zu versorgen hat, dennoch ganz hübsche Sümmchen einbringen. Der Agent mästet sich, aber die Kunst geht zu Grabe. Kaum ist der Neuling im Engagement eingetroffen, dann heisst es „hinaus auf die Bühne!“ Höchstens eine Klavier- und mitunter eine Orchesterprobe kann er mitmachen, um sich halbwegs zurechtzufinden. Mehr gibt es für keine Partie. Oft weiss er gar nicht, was er überhaupt anfangen soll und stellt sich in seiner Verzweiflung an den Souffleurkasten, wo er mit linkisch gespreizten Armen und Beinen seine Noten, soweit er sie kann, absingt. Dabei findet er noch boshafte Kollegen, welche sich schon Jahrzehnte auf den weltbedeutenden Brettern herumgetrieben haben und zwar keinen Ton in der Kehle, wohl aber Routine besitzen und diese benützen, um dem stimmbegabten Neuling, namentlich, wenn sie bei ihm eine Spur von Talent wittern, ein Bein zu stellen. Er wandert noch einige Jahre von Schmiere zu Schmiere, um endlich abgesungen, ermüdet, der Schminke überdrüssig und in seinen schönsten Hoffnungen getäuscht, sich nach einem Geschäft, in welchem er unterkommen kann, umzusehen. Singenden Frauenzimmern, welche die Passion zum Theater getrieben hat, ergeht es oft noch trauriger. Nur verhältnissmässig sehr Wenigen, bei denen sich Begabung mit günstiger Fügung des Schicksals vereinigt, blüht beim Theater ein besseres Loos. Dabei sitzen an den kleinen Bühnen im Orchester vier erste Geigen, ein Contrabass, anderthalb Bratschen, weil auf den einen gewöhnlich nur halb zu rechnen ist; der Chor besteht, wenn es hoch kommt, aus zehn Herren und zehn Damen; die Dekorationen und Soffiten hängen in Fetzen herab und mit solchem Material werden Fidelio, Zauberflöte, Tannhäuser und Lohengrin gegeben. Dass unter solchen Umständen von einer K u n s t des Dirigirens keine Rede sein kann, leuchtet wohl ein.

Aber auch an den grösseren Stadttheatern, welche über bessere, oft hochbezahlte Sänger und ein besseres Orchester verfügen, ist von Kunst nicht viel zu spüren, weil da gewöhnlich ein Mann an der Spitze steht, welcher von Kunst überhaupt keine Ahnung hat und den komplizirten Apparat nur benützt, um die eigene Tasche zu füllen. Die rücksichtsloseste Ausbeutung der Kräfte ist dort an der Tagesordnung und der Herr Direktor weiss es schon meistens so einzurichten, dass er nicht zu Schaden kommt, wenn ein Mitglied sich in Folge der ihm zugemutheten Überanstrengung aufgerieben hat und nicht mehr auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit steht. Geht es auf Grund des

Digitized by Google

legalen Vertrages nicht, den Lästigen los zu werden, so wird es mit künstlerischen Ehrenkränkungen versucht, welche den Betreffenden veranlassen sollen, in einem Moment der Zornesaufwallung selbst seine Entlassung zu fordern, die ihm dann bereitwilligst unter Anerkennung seiner Verdienste gewährt wird. So gibt es Mittel und Wege genug, sich des Überflüssigen wie einer ausgepressten Citrone zu entledigen. Die natürliche Folge ist nun aber, dass auch die Sänger sich ihrerseits vorsehen und danach streben, sich ihre stimmlichen Mittel möglichst lange zu erhalten. Da dieses aber unmöglich ist, wenn sie fast täglich mit voller Hingabe ihre Aufgabe erfüllen, so versparen sie ihre Kräfte für besonders wichtige Vorstellungen, z. B. Premiéren, Gastspiele, Abende, welche die Presse besucht u. s. w. Im übrigen aber schonen sie sich, markiren oft und behandeln ihren Part höchst nachlässig. Die Gleichgiltigkeit, der schlimmste Feind aller Kunstbethätigung hat Platz gegriffen. Was soll nun der Kapellmeister mit einem ermüdeten, übellaunigen Personal anfangen? Er gewöhnt sich eben bald daran, die üblichen drei Stunden seinen Takt herunter zu schlagen und im übrigen den Herrn Direktor für seine Kasse sorgen zu lassen.

Ich weiss so manches Stückchen von den deutschen Stadttheatern zu erzählen. Fünf Jahre habe ich, weil ich Geld verdienen musste, um leben zu können, an solchen als Kapellmeister gewirkt, ein Jahr in Königsberg, zwei in Danzig, zwei in Hamburg, bis mich mein guter Genius aus diesen Kunsthöllen nach dem damals, solange es unter Leitung von Emil Heckel und Max Martersteig stand, vorzüglichen Hoftheater nach Mannheim entführte.

Ein künstlerisches Wirken ist für den Dirigenten nur an den grösseren, gut subventionirten Hoftheatern möglich, welche die geeigneten Mittel und auch die Gelegenheit zur genügenden Vorbereitung musikalisch-dramatischer Aufführungen bieten. Nur für diese Voraussetzungen gelten die nachfolgenden Meinungsäusserungen.

Wie für ein Tonstück das richtige Erfassen des Melos das richtige Tempo angiebt, so setzt die richtige Art des Dirigirens einer Oper das rechte Erfassen der dramatischen Situation seitens des Dirigenten voraus. Der Kapellmeister wird in erster Linie die Scene im Auge haben müssen. Bei aller Treue gegen die Vorschriften des Komponisten wird dort das Kriterium für ihn sein, ob er das Tempo nach der schnelleren oder langsameren Seite modifiziren, ob er eine grössere oder geringere Klangkraft des Orchesterkörpers entwickeln darf; dort wird er die Anregung für einen lebensvollen Vortrag des musikalischen Theiles finden müssen. Er wird sich nicht einer melodischen Phrase zulieb ausbreiten, wo der Vorgang eine drängende Lösung verlangt; er wird nicht ein -- rein musikalisch vielleicht sehr wirksames — rasches Tempo anschlagen, wo sich die dramatische Entwickelung zögernd vollzieht; er wird auch nicht Orchesternuancen ausarbeiten, welche die Sänger übertönten oder die Aufmerksamkeit von den Vorgängern auf der Scene ablenkten. Dringend nothwendig ist es daher auch, dass er mit dem Regisseur, welcher ebenfalls Musiker sein muss, Hand in Hand geht. Aber auch mit den Sängern muss er sich gründlich verständigen.

Letztere sind Individualitäten. Nur eine bedeutende Individualität wird eine bedeutende Leistung schaffen können und dieses auch nur dann, wenn sie jene in dieser voll und ungehindert zum Ausdruck

Digitized by Google

bringen kann. Mit dem Dressiren, dem Scheeren über einen Kamm ist nichts gethan. Dieses kann höchstens auf minder begabte Künstler Anwendung finden, welche, so gut es geht, in den Rahmen des Ganzen eingefügt werden müssen. Der Kapellmeister dringe bei den Klavierproben zunächst mit aller Energie darauf, dass die Sänger ihre Partieen bis auf die kleinsten Kleinigkeiten korrekt lernen. Wenn sich dann nach vollendetem Studium in der lebendigen Darstellung Freiheiten ergeben, so sehe er darauf, dass diese dem Geiste des ganzen Werkes, welchen er in sich aufgenommen haben muss, sowie dem Charkter der jeweiligen Stelle nicht widersprechen. Das feine Maasshalten zwischen strenger Korrektheit und lebensvoller Freiheit wird ein Maassstab für das künstlerische Empfinden des Dirigenten sein. Jeder bedeutende Sänger wird dieselbe Partie, seiner Individualität entsprechend, anders auffassen als ein Anderer, und der Dirigent wird dieser Äusserung der Individualität eventuell sogar im Tempo Rechnung tragen müssen, was aber ja nicht etwa mit dem unzeitigen, servilen Nachgeben gegen jede Laune des Sängers zu verwechseln ist. Der Künstler auf der Bühne muss sich in seiner Darstellung frei und nicht durch den Taktstock eingezwängt fühlen;*) ergeben sich aber in Folge dieses Freiheitsgefühles Ausschreitungen gegen den Styl des Werkes, so wird es Sache des Kapellmeisters sein, dieselben zu verhüten.

Er richte sein Augenmerk ferner auf ein tadelloses Ensemble, ein präcises Zusammengehen von Orchester und Bühne, lasse sich nicht durch Bequemlichkeit verleiten, styllose Striche anzubringen und sehe auch, wenn er ausländische Opern aufführt, darauf, die meistens sehr schlechten Übersetzungen nach Seite der Sprache, des Sinnes und der musikalischen Deklamation zu verbessern; denn nichts verbildet, abgesehen von der Schädigung, welche die ganze Aufführung erfährt, das künstlerische Gefühl der Sänger mehr, als wenn sie gezwungen sind, die übliche Sprachschinderei der Opernübersetzungen, welche meistens gar nicht zur Musik passt, ihrem Gedächtnisse einzuprägen.

Im Allgemeinen ist die Thätigkeit des Operndirigenten weniger selbstständig, weil von mehr Faktoren abhängig, aber auch durch mehr Faktoren gestützt, als die des Konzertdirigenten, welcher allein für die ganze Leistung verantwortlich ist. Aus diesem Grunde sowohl, wie auch, weil ein Verstehen der offenkundigen, dramatischen Situation einfacher ist, als das richtige, intime Erfassen des durch keinerlei Begriffe vermittelten, sondern ausschliesslich in der Gefühlswelt wurzelnden Melos eines Tonstückes, ist es leichter, ein guter Operndirigent, als ein guter Konzertdirigent zu sein und sind letztere auch allezeit seltener gewesen. (Hiermit wollte ich aber keineswegs die vielseitigen Fähigkeiten der vorzüglichen Operndirigenten, welche wir besitzen, herabgesetzt haben.)

Ein Ideal für musikalisch-dramatische Aufführungen werden stets in Wagner's Sinne ausgeführte Festspiele sein, wobei die geeigneten Kräfte entsprechend zusammenberufen werden, um ein Werk oder eine kleine Anzahl von Werken ausserhalb der Spielzeit anderer Theater in möglichster Vollendung zur Darstellung zu bringen. Für den ewigen Werth dieser Idee Wagner's ist es auch belanglos,

*) Siehe auch hierüber Weber's Brief im Anhange.

Digitized by Google

ob die jetzigen Festspiele in Bayreuth den höchsten Anforderungen genügen oder nicht. Der leitende Kopf wird wie überall, so auch dort im Stande sein, das Niveau zu senken oder zu heben.

* * *

Ich möchte am Schluss noch einige allgemeine, für jeden Dirigenten geltende Forderungen aussprechen:

Der Dirigent sei vor allem *wahrhaftig* gegen das Werk, welches er aufführen will, gegen sich selbst und gegen das Publikum. — Er denke nicht, sowie er eine Partitur zur Hand nimmt: „Was kann *ich* aus diesem Werke machen?", sondern: „*Was* hat der Schöpfer damit sagen wollen?"

Er studire dasselbe so gründlich, dass ihm die Partitur während der Aufführung nur mehr eine Stütze seines Gedächtnisses, aber keine Fessel seiner Gedanken ist.

Hat er durch das Studium eines Werkes sich ein Bild desselben gewonnen, so gebe er dieses Bild *einheitlich*, nicht zerstückelt wieder.

Er halte sich stets gegenwärtig, dass er die wichtigste, verantwortungsreichste Persönlichkeit im Musikleben ist. Durch gute, stylvolle Aufführungen kann er das Publikum bilden und eine allgemeine Läuterung des künstlerischen Empfindens herbeiführen, durch schlechte, nur seiner Eitelheit fröhnende, aber den Boden für echte Kunstausübung untauglich machen.

Ein schönes Werk schön aufgeführt zu haben, sei sein grösster Triumph, der berechtigte Erfolg des Komponisten sein eigener.

Wagner's unvergleichliche Schrift „Über das Dirigiren" und mein Versuch eines Nachtrages zu derselben werden begabten Dirigenten sicherlich Anregung bieten. Die Begabung selbst kann ihm freilich keine Schrift geben. Die muss anderswoher kommen.

* * *

## ANHANG.

### Bruchstück eines Briefes von Carl Maria von Weber an den Musikdirektor Präger in Leipzig.

(Enthalten in der von Ernst Rudorff herausgegebenen, bei Schlesinger in Berlin erschienenen Partitur der „Euryanthe" und mit Erlaubniss des Verlegers hier abgedruckt.)

„In diesem Duett" (Adolar und Euryanthe) „wogt die Leidenschaft in allen Nüançen auf und ab. Das Gefühl der Sänger und des Dirigenten muss im glühenden Vorwärtsstreben oder innigen Anhalten allein den wahren Vortrag bestimmen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass zu viel Vorschriften leicht die Ursache sind, das Musikstück zu einem Zerrbilde zu machen. Wenn nicht ganz das Recht getroffen werden kann — dann lieber in einem Strome fortgezogen, als dieses Hyper-Gefühl!

Digitized by Google

Noch erlaube ich mir einige Bemerkungen im Allgemeinen, die sich mir unwillkürlich bei vorstehender Arbeit aufdrängten.

Die Individualität des Sängers ist die eigentliche, unwillkürliche Farbengeberin jeder Rolle. Der Besitzer einer leichtbeweglichen, biegsamen Kehle und der eines grossartigen Tones — Beide werden ein und dieselbe Rolle ganz verschieden geben; der Erstere gewiss durchaus um mehrere Grade lebendiger als der Andere: und doch kann durch Beide der Komponist befriedigt werden, insofern sie nur nach ihrem Maassstabe die von ihm angegebene Gradation der Leidenschaften richtig aufgefasst und wiedergegeben haben. Dass nun aber der Sänger sich nicht zu viel gehen lasse und bloss das wolle, was ihm beim ersten Blick bequem erscheint, ist die Sache des Dirigenten.

Bei dem eigentlichen Passagen-Wesen namentlich ist es notwendig, darauf zu sehen, dass nicht um dieser oder jener Roulade willen die Bewegung des ganzen Tonstückes leide. Wer z. B. die letzten Passagen in der Arie der Eglantine nicht mit loderndem Feuer vortragen kann, vereinfache sich lieber diese Stelle, als dass die Leidenschaftlichkeit des ganzen Musikstückes erkältet werde. Wer die rachеschnaubende Arie der Elvira im Opferfest nicht auch ebenso singen kann, wird dem Werke weniger schaden, wenn er sie weglässt, als wenn er sie gleich einem ruhigen Solfeggio dem Hörer giebt.

Die schwierigste Aufgabe wird es überhaupt immer sein und bleiben, Gesang und Instrumente in der rhythmischen Bewegung (Takt) eines Tonstückes so zu verbinden, dass sie ineinander verschmelzen, und letztere den ersteren heben, tragen und seinen Ausdruck der Leidenschaft befördern; denn Gesang und Instrumente stehen ihrer Natur nach im Gegensatze.

Der Gesang bedingt durch Athemholen und Artikuliren der Worte schon ein gewisses Wogen im Takte, dem gleichförmigen Wellenschlage vielleicht zu vergleichen. Das Instrument (besonders das Saiteninstrument) theilt in scharfen Einschnitten, gleich Pendelschlägen, die Zeit. Die Wahrheit des Ausdruckes fordert das Verschmelzen dieser entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten.

Der Takt (das Tempo) soll nicht ein tyrannisch hemmender oder treibender Mühlenhammer sein, sondern dem Musikstücke das, was der Pulsschlag dem Leben des Menschen ist.

Es giebt kein langsames Tempo, in dem nicht Stellen vorkämen, die eine raschere Bewegung forderten, um das Gefühl des Schleppenden zu verhindern.

Es giebt kein Presto, dass nicht eben so im Gegensatze den ruhigen Vortrag mancher Stellen verlangte, um nicht durch Uebereilen die Mittel zum Ausdrucke zu benehmen.

Durch das hier Gesagte glaube aber um's Himmelswillen kein Sänger sich zu jener tollhäuslerischen Vortragsart berechtigt, welche einzelne Takte nach Willkühr verzerrt und dem Zuhörer eine ebenso unerträglich peinliche Empfindung erzeugt, als wenn er einen alle Gliedmaassen sich gewaltsam verrenkenden Gaukler vor sich sieht. Das Vorwärtsgehen im Tempo, ebenso wie das Zurückhalten, beide dürfen nie das Gefühl des Rückenden, Stossweisen oder Gewaltsamen erzeugen. Es kann also in musikalisch-poetischer Bedeutung nur perioden- und phrasenweise geschehn, bedingt durch die Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks.

In einem Duette z. B. können zwei miteinander kontrastirende Charaktere auch verschiedene Charakterisirung ihrer Gefühlsweise fordern. Das Duett zwischen Licinius und dem Oberpriester in der Vestalin kann das Beispiel geben. Mit je mehr Ruhe alle Sätze des Oberprieters, mit je mehr fortströmender Gewalt dagegen die Reden des Licinius gegeben werden — desto anschaulicher werden die Charaktere hervortreten, desto grösser wird die Wirkung sein. Für alles dieses haben wir in der Musik keine Bezeichnungsmittel. Diese liegen allein in der fühlenden Menschenbrust; und finden sie sich da nicht, so hilft weder der nur grobe Missgriffe verhütende Metronom, noch

Digitized by Google

helfen diese höchst unvollkommenen Andeutungen, die ich in der Reichhaltigkeit des Stoffes um Vieles weiter auszuführen bereit sein könnte, warnten mich nicht aufgedrungene Erfahrungen, in Folge deren ich sie jetzt schon als überflüssig und nutzlos betrachte und gemissdeutet fürchten muss.*)

Mögen sie nun aber dastehen! Einzig veranlasst durch freundliche Anfrage."

# DER UNSCHULDIGE.

VON

GABRIELE D'ANNUNZIO.

(3. Fortsetzung.)

Sie hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und die Augenlider halb geschlossen; und sie lauschte, unbeweglich. Ihre Wimpern warfen auf den oberen Teil ihrer Wangen einen Schatten, der mich mehr quälte, als ein Blick.

— Ja, ich selbst würde meine Liebe nie erkannt haben. Als ich Dich das erste Mal verliess, glaubte ich nicht damals schon, dass alles vorbei wäre? Ich suchte eine neue Leidenschaft, ein neues Fieber, eine neue Trunkenheit. Ich wollte das Leben mit einer einzigen Umarmung umfassen. Du genügtest mir nicht. Und Jahre hindurch habe ich mich in wildem Mühen erschöpft — o, so wild, dass ich mit Schrecken daran denke, wie der Sträfling an die Galeere, auf der er lebte, indem er jeden Tag ein wenig starb. Und ich habe von Finsternis zu Finsternis gleiten müssen, Jahre lang, ehe dieses Licht in meinem Herzen durchbrach, ehe diese grosse Wahrheit mir erschien. Ich habe nur ein Weib geliebet: Dich allein. Einzig Du auf der Welt bist die Güte und Sanftmut. Du bist das gütigste, das beste Geschöpf, das ich mir je erträumt habe; Du bist die Einzige. Und Du warst in meinem Hause, als ich Dich in der Ferne suchte. . . . Verstehst Du jetzt? Verstehst Du? Du warst in meinem Hause, als ich Dich in der Ferne suchte. Und nun sprich: entschädigt Dich diese Offenbarung nicht für alle Deine Thränen? Möchtest Du nicht gern mehr noch, noch mehr vergossen haben für eine solche Erfahrung?

— Ja, mehr noch — sagte, sie, so leise, dass ich sie kaum hörte.

Es war ein Hauch auf diesen blutlosen Lippen. Und Thränen entströmten ihren Wimpern, furchten ihre Wangen, badeten den schmerzlich verzogenen Mund, fielen auf ihre geängstigte Brust.

— Juliane, meine Liebe, meine Liebe! — rief ich mit einem Schauer höchsten Glückes, und ich stürzte vor ihr auf die Kniee nieder.

Und ich umfing sie mit meinen Armen, legte den Kopf in ihren Schoss und empfand durch den ganzen Körper jene rasende Spannung, in welche sich die vergebliche Anstrengung löst, durch eine Geberde, eine Bewegung, eine Liebkosung die ganze, unaussprechliche innere Leidenschaft auszudrücken. Ihre Thränen fielen auf meine Wange. Wenn die thatsächliche Wirkung jener heissen, lebendigen Tropfen der Empfindung entsprochen hätte, die sie mir

*) Man sieht, dass schon Weber, sowie später Wagner das Erscheinen von „Tempo-rubato-Dirigenten" gefürchtet hat.

Digitized by Google

verursachten, so würde ich auf meiner Haut eine unauslöschliche Spur tragen.

— O lass mich trinken — bat ich sie.

Und ich erhob mich und presste meine Lippen auf ihre Wimpern und badete sie in ihren Thränen, während meine Hände an ihr herumirrten. Eine seltsame Biegsamkeit, eine Art wunderlicher Flüchtigkeit, für die die Kleider kein Hindernis mehr zu bieten schienen, hatte sich meiner Glieder bemächtigt. Ich glaubte, ich müsste ihre ganze geliebte Person umgeben, einhüllen können.

— Träumtest Du je — sagte ich zu ihr und hatte im Munde den salzigen Geschmack, der mir bis ins Herz drang, (später in den folgenden Stunden, wunderte ich mich, dass ich in jenen Thränen nicht eine unerträgliche Bitterkeit gefunden hatte) träumtest Du, dass Du so geliebt würdest? Träumtest Du diese Glückseligkeit? Ich bin es, sieh mich an, ich bin es, der so zu Dir spricht; sieh mich gut an, ich bin es . . . Wenn Du wüsstest, wie mir das alles seltsam vorkommt! Wenn ich es Dir sagen könnte! . . . . Ich weiss, dass ich Dich vor dieser Stunde gekannt habe, ich weiss, dass ich Dich vor dieser Stunde geliebt habe; ich weis, dass ich Dich wiedergefunden habe. Und doch scheint mirs, als hätte ich Dich eben jetzt erst gefunden, vor einem Augenblicke, als Du sagtest, — ja, mehr noch . . . . — Hast Du das wirklich gesagt; ist es wirklich wahr? Drei Worte nur, ein Hauch . . . . Und ich lebe wieder auf, und Du lebst wieder auf; und wir sind glücklich, glücklich für immer.

Ich sagte all diese Dinge mit jener Stimme, die wie aus der Ferne zu kommen scheint, stossweise, unbestimmt; die nur am Rande der Lippen zu schweben, die nicht mit unsern sinnlichen Werkzeugen, sondern im tiefsten Innern der Seele hervorgebracht zu werden scheint. Und sie, die bis zu diesem Augenblick schweigend geweint hatte, brach in Schluchzen aus.

Sie schluchzte laut, zu laut, nicht wie jemand, der von einer grenzenlosen Freude überwältigt wird, sondern wie jemand, der in eine untröstliche Verzweiflung ausbricht. Sie schluchzte so heftig, dass ich einige Augenblicke in jener Erstarrung verharrte, wie sie die übermässigen Äusserungen, die grossen Paroxysmen menschlicher Leidenschaft hervorzurufen pflegen. Unwillkürlich rückte ich ein wenig fort; aber gleich darauf spürte ich, welch ein Abstand sich zwischen ihr und mir eröffnet hatte; gleich darauf spürte ich's, dass nicht nur die materielle Berührung aufgehört hatte, sondern dass auch, in einem Augenblick, das Gefühl der Gemeinsamkeit verflogen war. Wir waren eben immer noch zwei ganz getrennte, ganz verschiedene, ganz fremde Wesen. Die Verschiedenheit unsrer Haltung vergrösserte noch die Trennung. In sich selbst zusammengesunken, das Taschentuch mit den Händen auf den Mund gepresst, schluchzte sie; und jedes Schluchzen erschütterte ihren Körper und schien ihre Gebrechlichkeit noch zu erhöhen. Ich lag noch auf den Knieen vor ihr, ohne sie zu berühren; und ich betrachtete sie: in dumpfem Staunen und trotzdem doch seltsam klar; aufmerksam auf alles, was in mir vorgehen würde, und trotzdem doch mit offnen Sinnen für die Dinge, die mich umgaben. Ich hörte das Schluchzen der Frau und das Gezwitscher der Schwalben; und ich hatte die deutliche Empfindung von Zeit und Ort. Und alle diese Blumen und diese Düfte, und diese grosse unbewegliche Klarheit der Luft, und all dies helle Lachen des Frühlings verursachten mir ein Entsetzen, das wuchs und wuchs und eine Art von panischem Schrecken wurde, eine instinktive und blinde Furcht, der die Vernunft nichts anhaben konnte. Und, wie ein Blitzstrahl in eine Wolkenmasse schlägt, so schoss ein Gedanke mitten in diese angstvolle Zerrüttung und erleuchtete mich und erschütterte mich. „Sie ist nicht rein."

Ach, warum tötete mich dieser Blitzstrahl nicht? warum riss mir nicht der Lebensfaden, so dass ich liegen geblieben wäre, hier im Kies, zu den Füssen dieses Weibes, das im Verlauf weniger Augenblicke mich auf den Gipfel der Seligkeit erhoben und mich in einen Abgrund von Elend geschleudert hatte?

Digitized by Google

— Antworte — (ich packte ihre Hände, ich deckte ihr Gesicht auf, ich sprach zu ihr ganz nahe und meine Stimme war so lautlos, dass ich selbst sie vor dem Getöse in meinem Gehirn kaum hörte) „antworte: was bedeuten diese Thränen?"

Sie hörte auf zu schluchzen und sah mich an; und ihre Augen, obgleich sie vom Weinen versengt waren, erweiterten sich und drückten eine unsägliche Angst aus, als ob sie mich sterbend gesehen hätte. Ich musste wohl in der That jede Farbe verloren haben.

— Ist es etwa spät? Ist es zu spät? fügte ich hinzu und legte meine fürchterliche Ahnung in diese traurige Frage.

— Nein, nein, nein . . . . . Tullio, es ist . . . . nichts. Du konntest denken! . . . . Nein, nein . . . . Ich bin so schwach, siehst Du; ich bin nicht mehr wie früher . . . Ich kann mich nicht beherrschen . . . . Ich bin krank, Du weisst es ja; ich bin so sehr krank. Ich konnte nicht widerstehen . . . . denn was Du mir gesagt hast . . . Du verstehst mich . . . . Dieser Anfall kam mir unversehens . . . . Es ist Nervensache, wie ein Krampf . . . Man gerät ausser sich; man weiss nicht mehr, ob man vor Freude oder vor Schmerz weint . . . . O mein Gott! . . . Siehst Du, es geht vorüber . . . . Steh auf, Tullio; komm und setz Dich hier neben mich.

Sie sprach mit einer Stimme, die noch vom Weinen heiser war, die noch von Schluchzen unterbrochen wurde. Sie betrachtete mich mit einem Ausdruck, den ich wieder erkannte, mit einem Ausdruck, den sie schon früher beim Anblick meiner Leiden gehabt hatte. Eine Zeit lang hatte sie mich nicht leiden sehen können. Ihre Empfindsamkeit nach dieser Richtung war so übertrieben, dass ich alles von ihr erlangen konnte, wenn ich mich leidend zeigte. Sie hätte alles für mich gethan, um mir einen Schmerz, den geringsten Schmerz, ferne zu halten. Damals stellte ich mich oft betrübt, zum Spass, um sie aufzuregen, um getröstet zu werden, wie ein Kind, um gewisse Liebkosungen, die mir gefielen, zu erlangen, um gewisse Reize, die ich anbetete, in ihr zu erwecken. Und erschien in ihren Augen nicht jetzt derselbe zärtliche, unruhige Ausdruck?

— Komm hier an meine Seite, setze Dich. Oder willst Du lieber, dass wir im Garten umhergehen? Wir haben ja noch nichts gesehen. . . . Wir wollen zum Fischteich gehen. Ich möchte mir die Augen baden . . . Warum siehst Du mich so an? Was denkst Du? Sind wir nicht glücklich? Ich, siehst Du, fange jetzt an, mich wohl zu fühlen, so wohl . . . Aber ich müsste mir die Augen baden, das Gesicht . . . . Wie spät mag es sein? Kann es Mittag sein? Friedrich wird gegen sechs kommen. Wir haben Zeit. . . Willst Du, dass wir gehen?

Sie sprach abgebrochen, noch ein wenig krampfhaft, mit offenbarer Anstrengung; sie wollte sich fassen, die Herrschaft über ihre Nerven wiedergewinnen, jeden Schatten in mir zerstreuen, vertrauend und glücklich erscheinen. Das ängstliche Lächeln in ihren feuchten, noch vom Weinen geröteten Augen hatte eine schmerzliche Süsse, die mich rührte. In ihrer Stimme, in ihrer Haltung, in ihrer ganzen Person war diese Süsse, die mich rührte und entkräftete, zu einem ein wenig sinnlichen Schmachten. Es ist mir unmöglich, die feine Verführung zu schildern, die von diesem Geschöpf auf meine Sinne und meinen Geist in jenem unentschiedenen und verwirrten Gewissenszustand ausgeübt wurde. Stumm schien sie mir zu sagen:

„Weicher kann ich nicht sein; nimm mich also, da Du mich doch liebst; nimm mich in Deine Arme, aber sanft, ohne mir weh zu thun, ohne mich zu stark zu drücken. O ich sehne mich danach, von Dir geliebkost zu werden! Aber ich glaube, dass Du mich tödten könntest!" Diese Vorstellung kommt mir ein wenig zu Hülfe, um den Eindruck wiederzugeben, den sie mit ihrem Lächeln auf mich hervorbrachte. Ich betrachtete ihren Mund, als sie zu mir sagte: „warum siehst Du mich so an?" Als sie zu mir sagte; „sind wir nicht glücklich?" fühlte ich das blinde Bedürfnis einer wollüstigen Empfindung, um das Weh zu mildern, das die eben durchgemachte heftige Gemüts-



Digitized by Google

bewegung in mir zurückgelassen. Als sie sich erhob, riss ich sie mit heftiger Bewegung in meine Arme und drückte meinen Mund auf den ihren.

Es war der Kuss des Geliebten, den ich ihr gab, ein langer, heisser Kuss, der dass Innerste unsres Wesens in Aufruhr brachte. Sie liess sich auf den Sitz zurückfallen, kraftlos.

— Ach nein, nein, Tullio: ich bitte Dich! Nicht mehr, nicht mehr! Lass mich erst wieder ein wenig zu Kräften kommen — flehte sie und streckte ihre Hände aus, um mich fern zu halten — ich kann sonst nicht mehr von hier aufstehen . . . Siehst Du, ich bin tot.

Aber in mir hatte sich ein seltsames Phänomen vollzogen. Jene Empfindung wirkte auf meinen Geist, wie auf das Meeresufer eine starke Welle, die jede Spur auslöscht und den Sand glatt zurücklässt. Es war wie eine augenblickliche Vernichtung; und gleich darauf entstand ein neuer Zustand, unter dem unmittelbaren Einfluss der Umstände, unter dem Drängen des neu entzündeten Blutes. Ich wusste nichts anderes mehr, als dies: das Weib, das ich begehrte, war hier, vor mir, zitternd, besiegt durch meinen Kuss, kurz ganz mein; um uns herum blühte ein einsamer Garten, voller Erinnerungen, voller Geheimnisse; ein geheimes Haus erwartete uns, dort unter den blühenden Bäumen, von trauten Schwalben bewacht.

— Glaubst Du, dass ich nicht stark genug wäre, Dich zu tragen? sagte ich und nahm ihre Hände, meine Finger in die ihren verflechtend. Früher warst Du leicht wie eine Feder. Jetzt musst Du noch leichter sein .... Wollen wir es versuchen?

Etwas dunkles ging durch ihre Augen. Sie schien sich eine Sekunde in einen Gedanken zu verlieren, wie jemand, der überlegt und rasch entschliesst. Dann schüttelte sie den Kopf, warf sich nach rückwärts und hing sich mit ausgebreiteten Armen an mich und lachend (beim Lachen zeigte sie ein wenig ihr blasses Zahnfleisch) rief sie:

— Auf, nimm mich auf!

Ich hob sie auf und sie warf sich an meine Brust; und dies Mal war sie es, die mich zuerst küsste, mit einer Art krampfhafter Wut, wie von plötzlicher Raserei ergriffen, als wolle sie mit einem Zuge einen Durst löschen, unter dem sie schmerzlich gelitten.

— Ach, ich bin tot! wiederholte sie, als sie ihren Mund von dem meinen gelöst hatte.

Und wirklich gab mir dieser feuchte, ein wenig geschwellte, in schmachtender Bewegung halbgeöffnete Mund, der sich gerötet hatte, in diesem so bleichen, so zarten Gesicht den unbeschreiblichen Eindruck einer Sache, die in dem Antlitz einer Toten einzig lebendig geblieben wäre.

Träumerisch flüsterte sie, während sie die geschlossenen Augen erhob (ihre langen Wimpern zitterten, als ob ein feines Lächeln durch die Lider durchdränge):

— Bist Du glücklich?

Ich drückte sie an mein Herz.

— Dann lass uns gehen. Bringe mich, wohin Du willst. Stütze Du mich ein wenig, Tullio, denn die Kniee brechen mir ....

— In unser Haus, Juliane?

— Wohin Du willst ....

Ich stützte sie kräftig um die Hüften mit einem Arm und zog sie fort. Sie war wie eine Somnambule. Wir verstummten plötzlich. Von Zeit zu Zeit wendeten wir uns gleichzeitg einander zu, um uns wieder zu betrachten. Sie erschien mir wirklich neu. Jede Kleinigkeit zog meine Aufmerksamkeit auf sich, beschäftigte mich: ein kleines, kaum sichtbares Zeichen in ihrer Haut, eine kleine Vertiefung in der Unterlippe, der Schwung der Augenbrauen, eine Ader auf der Schläfe, der Schatten, der die Augen umränderte, das ganz unbeschreiblich zarte Ohrläppchen. Das dunkle Mal auf ihrem Hals war durch den Rand der Spitze halb verhüllt; aber bei jeder Bewegung, die Juliane mit dem Kopfe machte, erschien es ganz und verschwand dann wieder; und dieser

Digitized by Google

Wechsel reizte meine Ungeduld. Ich war trunken und gleichwohl doch seltsam klar. Ich hörte die Schreie der zahllosen Schwalben und das Plätschern der Springbrunnen im nahen Fischteich. Ich fühlte das Leben verrinnen und die Zeit entfliehen. Und diese Sonne und diese Blumen und diese Düfte und diese Geräusche und all dies allzu offene Lachen des Frühlings verursachten mir zum dritten Mal ein Gefühl unerklärlicher Angst.

— Meine Weide! rief Juliane dicht beim Fischteich und hörte auf, sich auf mich zu stützen und beschleunigte den Schritt. Sieh nur, sieh, wie sie gewachsen ist! Sie war ein Ast. . . .

Und nach einer nachdenklichen Pause, fügte sie mit verändertem Ausdruck und leiser Stimme hinzu:

— Ich hatte sie schon wieder gesehen . . . . Du weisst vielleicht nicht: ich war hier, in Villalilla, damals.

Sie hielt einen Seufzer nicht zurück. Aber plötzlich, wie um den Schatten zu verscheuchen, den sie durch jene Worte zwischen uns gebracht, wie um jene Bitterkeit aus ihrem Munde zu entfernen, beugte sie sich zu einer der Brunnenröhren, trank einige Schlucke und machte, als sie sich wieder erhob, eine Bewegung, als ob sie mich um einen Kuss bäte. Ihr Kinn war feucht und die Lippen frisch.

Schweigend beschlossen wir beide in dieser Umarmung unsere Wiedervereinigung, nach der alle Fibern in uns verlangten. Als wir uns von einander lösten, wiederholten unsre Augen uns denselben berauschenden Beschluss. Das Gefühl, das Julianes Gesicht ausdrückte, war seltsam, aber damals unverständlich für mich. Später erst, in den Stunden, welche folgten, konnte ich es verstehen; als ich erfuhr, dass das Bild des Todes und das Bild der Wollust zusammen das arme Geschöpf berauscht hatten, und dass sie ein tötliches Gelübde gethan hatte, als sie dem Drängen ihres Blutes nachgab. Als ob ich es vor mir hätte, sehe ich dies geheimnisvolle Gesicht, werde es immer sehen, in dem Schatten, welcher von dem dichten Baumdach auf uns fiel. Die Wasserstrahlen, die zwischen den langen Zweigen mit den durchsichtigen Blättern in der Sonne zitterten, gaben dem Schatten täuschende Schwingungen. Das Echo verschmolz die Stimmen des helltönenden Wassers zu dumpfer und verschwommener Monotonie. Alle äusseren Erscheinungen versetzten mein Empfinden ausserhalb der Wirklichkeit.

Wir bewegten uns gegen das Haus, ohne zu sprechen. Mein Begehren war so heftig geworden, die Vision des Kommenden riss meine Seele in einen solchen Wirbel der Freude, so stark war das Klopfen meiner Pulse, dass ich dachte: „Bin ich im Fieber? So empfand ich nicht einmal, als ich zuerst den Fuss über ihre Schwelle setzte . . .“ Zwei oder drei Mal packte mich ein wildes Ungestüm, wie ein momentaner Anfall von Wahnsinn, den ich wie durch ein Wunder besiegte: so stark war mein Bedürfniss, diese Frau wieder zu besitzen. Auch in ihr musste die Leidenschaft einen unerträglichen Grad erreicht haben, denn sie blieb stehen und seufzte:

— O mein Gott, mein Gott! es ist zu viel!

Beklemmt, halb erstickt, ergriff sie meine Hand und führte sie an ihr Herz.

— Fühle.

Mehr als die Schläge ihres Herzens fühlte ich die Weiche ihrer Brust durch den Stoff hindurch. Und meine Finger bogen sich instinktiv, um die Formen, die sie so wohl kannten, zu fühlen. Ich sah in Julianes Augen unter den Lidern, die sich senkten, die Iris sich in das Weisse verlieren. Ich fürchtete, sie könnte ohnmächtig werden und hielt sie; dann zog ich sie fort, sie halb tragend, bis zu den Cypressen, bis zu einem Sitz, auf dem wir uns beide erschöpft niederliessen.

Vor uns stand das Haus, wie in einem Traum.

Sie lehnte den Kopf an meine Schulter und sagte:

— Ach, Tullio, wie schrecklich! Fürchtest nicht auch Du, dass wir sterben könnten?



Digitized by Google

Ernst, mit einer Stimme, die ihr aus der tiefsten Tiefe ihres Wesens kam, fügte sie hinzu.

— Willst Du, dass wir sterben?

Der seltsame, eisige Schauer, der mich überlief, offenbarte mir, dass ein ausserordentliches Gefühl in diesen Worten lag, vielleicht dasselbe Gefühl, das Julianes Gesicht verwandelt hatte, unter der Weide, nach der Umarmung, nach dem stummen Entschluss. Aber auch dieses Mal konnte ich nicht verstehen. Ich verstand nur, dass wir beide von einer Art Wahnsinn besessen waren und in einer Traum-Atmosphäre atmeten.

Wie in einem Traum stand vor uns unser Haus. An der ländlichen Facade, auf allen Gesimsen, auf allen Vorsprüngen, längs der Dachtraufe über den Balken, unter den Fensterfriesen, unter den Quadern der Balkone, zwischen den Sparren, zwischen den Gebälken, überall hatten die Schwalben genistet. Die zahllosen Nester aus Lehm, alte und neue, die wie die Zellen eines Bienenstocks aneinander gehäuft waren, liessen wenig freien Zwischenraum. Auf diesen Zwischenräumen und auf den Stäben der Jalousieen und auf den Gitterstangen schimmerten weiss wie Kalk-Sprenkel Spuren der Vögel. Obgleich geschlossen und unbewohnt, lebte das Haus. Es lebte ein unruhiges, fröhliches, zärtliches Leben. Die treuen Schwalben umflatterten es mit ihrem Fluge, mit ihrem Gezwitscher, mit ihrem Schimmer, mit ihrer ganzen Anmut und mit ihrer ganzen Zärtlichkeit, ohne Unterlass. Während ganze Schwärme sich in der Luft jagten, mit der Schnelligkeit von Pfeilen und wechselweise schrieen, in einem Augenblick sich entfernten und wieder näherten, die Bäume streiften, zur Sonne aufstiegen und zeitweise aus dem weissen Gefieder Blitze warfen, unermüdlich — währenddessen vollzog sich innerhalb der Nester und um die Nester herum ein andres Werk.

Einige von den brütenden Schwalben blieben für Augenblicke am Eingang schweben; andere hielten still mit ausgebreitet schimmernden Flügeln; andere flogen zur Hälfte hinein und liessen nur den kleinen gabelförmigen Schwanz draussen, der sich von dem gelblichen Lehm in seinem Schwarz und Weiss lebhaft abhob; andere wieder schlüpften von innen halb heraus und zeigten ein wenig ihre glänzende Brust, die rötliche Kehle; andere endlich, die bis dahin unsichtbar gewesen waren, bereiteten sich zum Fluge, schnellten los, mit scharfem Schrei. Und all diese heitere und muntere Bewegung, um das verschlossene Haus herum, all dieses Leben in den Nestern um unser altes Nest herum, war ein so süsses Schauspiel, ein so zartes Wunder von Lieblichkeit, dass wir uns für einige Minuten, wie in einer Pause unseres Fiebers, darin vergassen, es zu betrachten.

Ich brach den Zauber, indem ich mich erhob. Ich sagte:

— Hier ist der Schlüssel. Worauf warten wir?

— O, Tullio, warten wir noch ein wenig — bat sie erschreckt.

— Ich will öffnen.

Und ich ging auf die Thür zu; ich stieg die drei Stufen hinauf, die zu einem Altar zu führen schienen. Während ich mit dem Leben des Frommen, der einen Heiligenschrein öffnet, den Schlüssel drehte, fühlte ich hinter mir Juliane, die mir gefolgt war, leicht und flüchtig, wie ein Schatten. Ich zuckte zusammen.

— Bist Du es?

— Ja, ich bin es — flüsterte sie zärtlich und ihr Atem streifte mein Ohr.

Und, hinter mir stehend, schlang sie ihre Arme um meinen Hals, so dass ihre zarten Pulse sich unter meinem Kinn kreuzten.

Die verstohlene Bwegung, dies zitternde Lachen, das aus ihrem Flüstern klang und das ihre kindliche Freude, mich überrascht zu haben verriet; diese Art mich zu umfangen, all diese behende Anmut erinnerten mich an die Juliane von früher, an die junge und zärtliche Genossin jener glücklichen Jahre, an das entzückende Geschöpf mit den langen Flechten, mit dem frischen Lachen, mit den kindlichen Mienen. Ein Hauch jener Glückseligkeit kam über mich, an der Schwelle dieses Hauses, so reich an Erinnerungen.

Digitized by Google

— Soll ich öffnen? fragte ich und hielt die Hand noch auf dem Schlüssel, um ihn umzudrehen.

— Öffne — erwiderte sie, ohne mich loszulassen, und wieder streifte ihr Atem meinen Hals.

Bei dem Kreischen, das der Schlüssel im Schloss verursachte, umschlang sie mich fester mit den Armen, presste mich an sich und teilte mir ihr Beben mit. Die Schwalben zwitscherten über unseren Köpfen; und doch schien das leichte Geräusch uns deutlich, wie in einem tiefen Schweigen.

— Tritt ein —, flüsterte sie mir zu, ohne mich loszulassen. — Tritt ein, tritt ein.

Diese Stimme, so nahen und doch unsichtbaren Lippen entströmt, wirklich und doch geheimnisvoll, die mir heiss ins Ohr hauchte und doch so zart, als spräche sie zu meiner Seele nur, weiblich und süss, wie keine andre Stimme jemals war — ich höre sie noch, ich werde sie ewig hören.

— Tritt ein, tritt ein.

Ich stiess die Thür auf. Wir überschritten die Schwelle, langsam, wie zu einem einzigen Wesen verschmolzen.

Der Vorplatz wurde durch ein hohes, rundes Fenster erhellt. Eine Schwalbe flatterte zwitschernd über unsern Köpfen. Erstaunt erhoben wir die Augen. Ein Nest hing zwischen den Arabesken der Decke. Am Fenster fehlte eine Scheibe. Zwitschernd floh die Schwalbe durch den Ausgang.

— Jetzt bin ich Dein, Dein, Dein! — flüsterte Juliane, ohne sich von meinem Hals zu lösen, indem sie sich geschmeidig drehte, um an meiner Brust zu liegen, um meinem Mund zu begegnen.

Wir küssten uns lange. Trunken sagte ich:

— Komm. Wir wollen hinauf gehen. Soll ich Dich tragen?

Obwohl trunken, fühlte ich in meinen Muskeln die Kraft, sie in einem Zug die Treppe hinauf zu tragen.

Sie erwiderte:

— Nein, ich kann allein hinauf gehen.

Aber wenn man sie ansah und hörte, schien es nicht als ob sie es könne.

Ich umfing sie, wie vorher auf dem Wege; und ich zog sie von Stufe zu Stufe, sie auf diese Weise stützend. Es schien wirklich, als sei in dem Hause das dumpfe und entfernte Brausen, das gewisse tiefe Muscheln in sich bewahren. Es schien wirklich, als ob kein anderes Geräusch von aussen hier herein dränge.

Als wir auf dem Treppenabsatz waren, öffnete ich nicht die gegenüberliegende Thür; sondern ich wendete mich durch den dunkeln Corridor nach rechts, und zog sie bei der Hand nach, ohne zu sprechen. Sie atmete so schwer, dass sie mir Angst machte und mir ihre Beklemmung mitteilte.

— Wohin gehen wir? fragte sie mich.

Ich antwortete:

— In unser Zimmer.

Man konnte fast nichts sehen. Mich führte gleichsam der Instinkt. Ich fand den Griff; ich öffnete. Wir traten ein.

Die Dunkelheit wurde durch einen Schimmer, der durch eine kleine Öffnung fiel, unterbrochen; und dumpfer noch hörte man hier das Brausen. Ich wollte dieser Spur nachgehen und Licht machen, aber ich konnte Juliane nicht lassen; mir schien, als könnte ich mich nicht von ihr lösen, als könne ich nicht auch nur für einen Augenblick die Berührung unsrer Hände unterbrechen, als wären gleichsam durch die Haut hindurch die pulsirenden Spitzen unsrer Nerven magnetisch mit einander verbunden. Wir gingen zusammen vorwärts, blind. Ein Hinderniss hielt uns in der Dunkelheit auf. Es war das Bett, das grosse Bett unsrer Liebesnächte . . . .

Bis wohin hörte man den fürchterlichen Schrei?

Digitized by Google

## VIII.

Es war zwei Uhr nachmittags. Drei Stunden ungefähr waren seit dem Augenblick unserer Ankunft in Villalilla vergangen.

Ich hatte Juliane für einige Minuten allein gelassen und war gegangen, um Calisto zu rufen. Der Alte hatte den Korb mit dem Frühstück gebracht; und eine zweite sonderbare Verabschiedung hatte er nicht mehr mit Erstaunen, sondern mit einer gewissen gutmütigen Bosheit in Empfang genommen.

Und nun sassen wir, Juliane und ich, uns am Tisch wie ein Liebespaar gegenüber und lächelten uns an. Wir hatten kaltes Fleisch, konservirte Früchte, Bisquits, Orangen, eine Flasche Chablis vor uns. Der Saal mit seinem barock verzierten Deckengewölbe, mit den hellen Wänden, den ländlichen Bildern über den Thüren, hatte eine gewisse altmodische Heiterkeit, ein Ansehen aus dem vorigen Jahrhundert. Durch den geöffneten Balkon drang ein sehr gedämpftes Licht, denn der Himmel hatte sich mit langen, weisslichen Streifen bedeckt. In das bleiche Rechteck ragte „die alte, ehrwürdige Cypresse, die zu ihren Füssen einen Rosen-Strauch und in ihrem Gipfel ein Nachtigallennest hatte."

Weiter unten, durch die gebognen Stäbe des Geländers, erschien der zarte Wald in seiner bläulichen Färbung, der Stolz des Frühlings von Villalilla. Der dreifache Duft, die Frühlingsseele von Villalilla, ergoss in den Frieden seine langsamen, gleichmässigen Wogen.

Juliane sagte:

— Erinnerst Du Dich?

Und sie wiederholte und wiederholte:

— Erinnerst Du Dich?

Die fernsten Erinnerungen an unsre Liebe traten eine nach der andern über ihre Lippen, kaum durch eine leise Andeutung heraufbeschworen und doch mit wundersamer Klarheit wieder auflebend an diesem Orte ihrer Entstehung, zwischen den vertrauten Gegenständen.

Aber jene beängstigende Unruhe, jene Wut zu leben, die mich im Garten, bei der ersten Rast, überfallen hatte, machte mich auch jetzt fast unduldsam und flösste mir ausschweifende Visionen der Zukunft ein, die sich den allzu hartnäckigen Gespenstern der Vergangenheit entgegenstellten.

— Wir müssen hierher zurückkehren, morgen, spätestens in zwei bis drei Tagen, um hier zu bleiben; aber allein. Du siehst, nichts fehlt uns hier, es ist nichts fortgekommen. Wenn Du wolltest, könnten wir auch heut Nacht hier bleiben .... Aber Du willst nicht! Nicht wahr, Du willst nicht?

Mit der Stimme, mit der Bewegung, mit dem Blick versuchte ich sie zu verführen. Meine Kniee berührten die ihren. Sie sah mich unverwandt an, ohne mir zu antworten.

— Stellst Du Dir den ersten Abend vor, hier in Villalilla? Wir gehen hinaus, wir bleiben draussen bis nach dem Ave Maria, wir sehen die Fenster sich erleuchten! O, Du verstehst mich doch .... Die Lichter, die zum ersten Mal in einem Hause entzündet werden, am ersten Abend! Stellst du Dirs vor? Bis jetzt hast Du nichts gethan, wie Dich erinnern, Dich erinnern. Und doch, siehst Du: all Deine Erinnerungen wiegen mir nicht einen Augenblick von heute auf, gelten mir nicht einen Augenblick von morgen.

Zweifelst Du etwa an der Glückseligkeit, die wir vor uns haben? Ich habe Dich nie so geliebt, wie ich Dich jetzt liebe, Juliane; nie, niemals. Verstehst Du? Ich war niemals so Dein, wie jetzt, Juliane .... Ich will Dir erzählen, alle meine Tage will ich Dir erzählen, damit Du Deine Wunder erkennen kannst. Wer konnte nach so vielen schlimmen Dingen etwas ähnliches erwarten? Ich will Dir erzählen .... Zu gewissen Stunden schien es mir, als wäre ich zurückgekehrt in die Jünglingszeit, in die Zeit der ersten Jugend. Ich fühlte mich unschuldig, wie ehedem: gut, zärtlich, einfach. Ich erinnerte mich an nichts mehr. Alle, alle meine Gedanken gehörten Dir, alle meine Gefühle bezogen sich auf Dich. Manchmal genügte der Anblick einer Blume,

Digitized by Google

eines kleinen Blattes, um meine Seele überströmen zu machen, so voll war sie. Und Du wusstest nichts; Du bemerktest wohl nichts. Ich will Dir erzählen. . . . . Neulich, am Sonnabend, als ich mit dem Weissdorn in Dein Zimmer trat! Ich war schüchtern wie ein neu Verliebter und fühlte mich innerlich vergehen vor dem Wunsch, Dich in die Arme zu schliessen . . . . Hast Du es nicht bemerkt? Ich will Dir alles erzählen; Du wirst lachen. An diesem Tage konnte ich zwischen den Vorhängen des Alkovens Dein Bett sehen. Ich konnte die Augen nicht davon losreissen; und ich zitterte. Wie habe ich gezittert! Du weisst nicht . . . . Schon zwei oder drei Mal vorher war ich allein in Dein Zimmer getreten, verstohlen, mit grossem Herzklopfen; und ich hatte die Vorhänge aufgehoben, um Dein Bett zu betrachten, Dein Leintuch zu berühren, mein Gesicht in Dein Kissen zu vergraben, wie ein fanatischer Liebhaber. Und in manchen Nächten, wenn alle in La Badiola schon schliefen, wagte ich mich leise, leise, bis vor Deine Thür; ich glaubte, Deinen Atem zu hören. . . . Sage, sage mir: darf ich diese Nacht zu Dir kommen? Willst Du mich? Sage: wirst Du mich erwarten? Könnten wir heute Nacht fern von einander schlafen? Unmöglich! Deine Wange wird ihren alten Platz hier auf meiner Brust wieder finden: weisst Du es noch? Wie schliefst Du leicht!

— Tullio, Tullio, schweige! — unterbrach sie mich flehend, als ob meine Worte ihr weh thäten.

— Lächelnd fügte sie hinzu:

— Du musst mich nicht so berauschen . . . . Ich habe es Dir ja vorher gesagt. Ich bin so sehr schwach; ich bin eine arme Kranke. . . . Du bereitest mir Schwindel; ich habe keine Widerstandskraft. Siehst Du, wie Du mich schon herunter gebracht hast? Du hast mich halb entseelt. . . .

Sie lächelte müde, mit einem schwachen Lächeln. Ihre Augenlider waren ein wenig gerötet: aber unter diesen müden Lidern brannten die Augen in fieberischem Glanz und blickten beständig auf mich, mit einer fast unerträglichen Starrheit, obgleich sie durch den Schatten der Wimpern gemildert wurde. In ihrer ganzen Haltung lag etwas unnatürliches, das mein Auge nicht zu enträtseln, mein Verstand nicht zu erklären vermochte. Wann hatte je ihr Gesicht diesen beängstigenden, geheimnisvollen Ausdruck gehabt? Zug um Zug schien ihr Ausdruck sich zu verwirren, zu verdunkeln, bis er zu einem Rätsel geworden war. Und ich dachte: „Sie ist von einem innerlichen Taumel erfasst. Sie sieht noch nicht klar in sich selbst und in das, was vorgefallen ist. Alles in ihr ist vielleicht in Aufruhr. Ist denn nicht auch ihre ganze Existenz in einem Augenblick verändert?“ Und dieser tiefe Ausdruck zog mich immer mehr an und machte mich immer leidenschaftlicher. Die Glut ihres Blickes drang mir ins Mark wie verzehrendes Feuer. Obgleich ich sie so elend sah, brannte ich darauf, sie wieder zu nehmen, sie wieder an mich zu pressen, ihren Schrei wieder zu hören, ihre ganze Seele zu trinken.

— Du isst nichts — sagte ich zu ihr und machte eine Anstrengung, um den Taumel zu zerstreuen, der mir rasch zu Kopfe stieg.

— Du ebenso wenig.

— Trink wenigstens einen Schluck. Kennst Du den Wein nicht wieder?

— O, ich kenne ihn wieder.

— Erinnerst Du Dich?

Und wir blickten uns in die Augen, erregt durch das Beschwören jener Liebeserinnerung, auf welcher der Duft dieses köstlichen, herben, hellen Weines wogte, den sie allen andern vorzog.

— Also trinken wir zusammen, auf unser Glück!

Wir stiessen die Gläser zusammen, und ich trank mit Hast; aber sie netzte nicht einmal die Lippen, wie von unbesiegbarem Widerwillen ergriffen.

— Nun?

— Ich kann nicht, Tullio.

— Warum?

— Ich kann nicht. Zwinge mich nicht. Ich glaube, dass ein einziger Tropfen mich krank machen würde.

Digitized by Google

Sie war leichenblass geworden.

— Du fühlst Dich unwohl, Juliane.

— Ein wenig. Wir wollen aufstehen und auf den Balkon gehen.

Als ich sie umfing, fühlte ich die weiche Geschmeidigkeit ihres Körpers, denn sie hatte während meiner Abwesenheit ihr Corset ausgezogen.

— Willst Du Dich aufs Bett legen? Du kannst Dich ausruhen, und ich bleibe neben Dir . . . .

— Nein, Tullio. Ich bin wieder wohl, siehst Du.

Auf der Schwelle des Balkons, angesichts der Cypresse, blieben wir stehen. Sie stützte sich auf den Thürpfosten und legte eine Hand auf meine Schulter

An dem Vorsprung des Balkons, unterhalb der Leiste, hing eine Gruppe von Nestern. Die Schwalben flogen mit unermüdlicher Emsigkeit ab und zu. Aber die Stille im Garten unten war so tief, der Wipfel der Cypresse vor uns war so unbeweglich, dass dies Geschwirr, dieses Fliegen, dieses Schreien mir ein Gefühl von Unlust verursachten, mir missfielen. Da alles, in diesem stillen Lichte, sich verschleierte und verschwamm, so hätte ich eine Pause, einen langen Zeitraum des Schweigens, der Sammlung gewünscht, um die ganze Süssigkeit dieser Stunde und dieser Einsamkeit auszukosten.

— Ob die Nachtigallen noch da sein mögen? fragte ich, auf den Wipfel des ehrwürdigen Baumes deutend.

— Wer weiss! Vielleicht.

— Sie singen gegen Abend. Würde es Dir nicht Vergnügen machen, sie wieder zu hören?

— Aber um welche Stunde wird Friedrich vorbeikommen?

— Hoffen wir, spät.

— Ach ja, spät, spät! rief sie aus, mit einer so heissen Aufrichtigkeit im Wunsch, dass ich vor Freude darüber erbebte.

— Bist Du glücklich? — fragte ich sie und suchte in ihren Augen die Antwort.

— Ich bin glücklich, ja, — erwiderte sie, indem sie die Wimpern senkte.

— Weisst Du, dass ich Dich allein liebe, dass ich für immer ganz Dein bin?

— Ich weiss es.

— Und nun Du . . . . wie liebst Du mich?

— Wie Du es niemals erfahren kannst, mein armer Tullio.

Und indem sie diese Worte sprach, liess sie den Pfosten los und lehnte sich ganz an mich mit einer jener ihr eignen, unbeschreiblichen Bewegungen, in der so viel süsse Hingebung lag, wie sie das weiblichste aller Geschöpfe gegen einen Mann ausströmen kann.

— Schönste! Schönste!

Sie sah wunderschön aus, schmachtend, hingebend, weich, fast möchte ich sagen fliessend, so dass ich mir die Möglichkeit vorstellte, sie nach und nach einzusaugen, in mich zu trinken. Die aufgelöste Masse ihrer Haare schien sich auf das blasse Gesicht in Fluten zu ergiessen. Die Wimpern warfen oben auf die Wangen einen Schatten, der mich mehr als ein Blick verwirrte.

— Auch du wirst es niemals erfahren. . . . Wenn ich Dir alle die tollen Gedanken, die in mir entspringen, erzählen wollte! Es ist ein so grosses Glück, dass es mir Angst macht, dass es mir fast den Wunsch einflösst, zu sterben.

— Sterben! — wiederholte sie demütig, mit schwachem Lächeln. Wer weiss, ob ich Dir nicht sterben werde . . . . bald!

— O, Juliane!

Sie richtete sich grade auf, um mich anzusehen und fügte hinzu:

— Sage mir, was würdest Du thun, wenn ich plötzlich stürbe?

— Kind!

Digitized by Google

Wenn ich zum Beispiel morgen tot wäre?

— Aber schweige doch!

Und ich nahm ihren Kopf und fing an, sie auf Mund und Wangen, auf die Augen, die Stirn und die Haare zu küssen, mit raschen, leichten Küssen. Sie liess sich küssen. Als ich aufhörte, murmelte sie sogar:

— Mehr!

— Wir wollen in unser Zimmer zurückgehen, — bat ich, sie fortziehend.

Sie liess sich ziehen.

Auch in unserm Zimmer war das Fenster offen. Mit dem Lichte drang der Duft der gelben Rosen, die dicht davor blühten, herein. Auf dem hellen Grunde der Tapeten waren die kleinen, blauen Blumen so verschossen, dass man sie kaum erkannte. Ein Stückchen Garten wurde in einem Spiegelschranke aufgefangen und verschwamm in rätselhafter Ferne. Julianes Handschuh, ihr Hut, ein Armband, die sie auf einen Tisch gelegt, schienen hier innen das Liebesleben von ehedem wieder auferweckt, eine neue Atmosphäre von Intimität verbreitet zu haben.

— Morgen, morgen müssen wir zurückkehren — nicht später, sagte ich, vor Ungeduld brennend; und ich fühlte aus all diesen Dingen einen Reiz und eine Lockung auf mich eindringen. „Morgen müssen wir hier schlafen. Du willst; nicht wahr?"

— Morgen!

— Die Liebe wieder von vorn anfangen, in diesem Haus, in diesem Garten, bei diesem Frühling. . . . Die Liebe wieder von vorn anfangen, als ob wir von nichts wüssten; eine nach der andern unsre Liebkosungen wieder suchen und in jeder einen neuen Reiz finden, als ob wir sie nie gekostet hätten; und vor uns viele Tage haben, viele Tage. . . .

— Nein, nein, Tullio; man spricht nicht von der Zukunft. . . . Weisst Du nicht, dass das ein schlechtes Vorzeichen ist? Heute, heute . . . . Denke an heute, an die Stunde, die vorüber geht. . . .

Und sie umschloss mich mit unglaublicher Glut, zügellos und schloss mir den Mund mit wütenden Küssen.

## IX.

— Es schien mir, als hörte ich die Schellen der Pferde sagte Juliane, indem sie sich aufrichtete. Friedrich kommt.

Wir horchten. Sie musste sich getäuscht haben.

— Ist es nicht die Zeit? fragte sie mich.

— Ja, es ist beinah sechs Uhr.

— O mein Gott!

Wir horchten von neuem. Es war kein Geräusch zu hören, das den Wagen angemeldet hätte.

— Aber es ist besser, dass Du gehst und nachsiehst, Tullio.

Ich ging aus dem Zimmer. Ich stieg die Treppe herunter.

Ich schwankte ein wenig und hatte einen Nebel vor den Augen; mir schien, als ob von meinem Gehirn sich ein Dunstschleier verzöge. Durch die kleine Thür in der Umfassungsmauer rief ich Calisto, der seine Wohnung dicht dabei hatte. Ich fragte ihn. Vom Wagen war noch nichts zu sehen.

Der Alte hätte mich aufhalten mögen, um sich mit mir zu unterhalten.

Weisst Du, Calisto, dass wir wahrscheinlich morgen wiederkommen werden, um hier zu bleiben? — sagte ich zu ihm.

Er hob die Arme zum Himmel auf, als Zeichen der Freude.

— Wirklich?

Digitized by Google

— Wirklich. Dann werden wir Zeit zum Schwätzen haben! Wenn Du den Wagen siehst, komm' und melde es mir. Adieu, Calisto.

Und ich liess ihn stehen, um wieder einzutreten. Beim Sinken des Tages verstärkten die Schwalben ihr Lärmen. Der Himmel war lebhaft gefärbt und leuchtend durchschnitten ihn die zahlreichen Schwärme.

Nun? fragte mich Juliane und wendete sich vom Spiegel, vor dem sie schon stand, um ihren Hut aufzusetzen.

— Nichts.

— Sieh mich an. Bin ich noch zu zerzaust?

— Nein.

— Aber mein Gesicht! Sieh mich an.

Es schien wirklich, als sei sie dem Sarge entstiegen, so verstört war sie. Ihre Augen hatten grosse blaue Ringe.

— Und dennoch lebe ich — fügte sie hinzu; und sie versuchte zu lächeln.

— Du leidest?

— Nein, Tullio. Und doch, ich weiss nicht. Es scheint mir, als ob ich ganz leer wäre, leer der Kopf, leer die Adern, leer das Herz. . . . Du kannst sagen, dass ich Dir alles gegeben habe. Für mich habe ich nichts übrig behalten, siehst Du, als kaum einen Anschein von Leben. . . .

Sie lächelte seltsam, während sie solche Worte sprach; sie lächelte mit einem schwachen, rätselhaften Lächeln, das mich im innersten erregte und unbestimmte Beängstigungen erweckte. Ich war durch die Wollust zu sehr erschlafft, zu sehr getrübt durch die Trunkenheit; und die Regsamkeit meines Hirns war dadurch träge, mein Bewusstsein war stumpf. Noch ergriff mich kein düstrer Argwohn. Und doch betrachtete ich sie aufmerksam, prüfte ich sie angstvoll, ohne zu wissen warum.

Sie wendete sich wieder zum Spiegel und setzte den Hut auf; dann ging sie an den Tisch und nahm das Armband und die Handschuhe.

— Ich bin bereit, sagte sie.

Sie schien noch irgend etwas mit dem Blicke zu suchen. Sie fügte hinzu:

— Ich hatte doch einen Sonnenschirm, nicht wahr?

— Ich glaube, ja.

— Siehst Du! Ich muss ihn unten gelassen haben, auf dem Sitz, am Kreuzweg.

— Wollen wir gehen und ihn suchen?

— Ich bin zu müde.

— Dann gehe ich allein.

— Nein schicke Calisto.

— Lass mich gehen. Ich will Dir einen Fliederzweig pflücken und einen Strauss gelber Rosen. Willst Du?

— Nein. Lass die Blumen stehen. . . .

— Komm her. Setze Dich inzwischen. Vielleicht verspätet sich Friedrich.

Ich stellte ihr einen Lehnstuhl in die Nähe des Balkons; und sie liess sich hineinsinken.

— Wenn Du doch hinunter gehst — sagte sie zu mir, so sieh nach, ob mein Mantel bei Calisto ist. Er ist doch nicht im Wagen geblieben, nicht wahr? Mich fröstelt ein wenig."

Und sie schauderte in der That zusammen.

— Soll ich den Balkon schliessen?

— Nein, nein. Lass mich den Garten betrachten. Wie schön er um diese Stunde ist! Siehst Du, wie schön er ist?

Der Garten vergoldete sich hie und da. Die blühenden Gipfel der Fliederbäume neigten sich, in einer Färbung von lebhaftestem Violett; und da die übrigen Blütenzweige in dichter Masse zwischen grau und bläulich in der Luft wogten, erschienen sie wie Reflexe von schillernder Seide. Die Weiden

Digitized by Google

von Babylon neigten über dem Fischteich ihre lieblichen Häupter; und das Wasser schimmerte mit dem Glanz der Perlmutter hindurch. Dieser unbewegliche Glanz und diese klagenden Bäume und dieser duftende Wald von Blüten vereinigten sich in dieser Stunde zu einer märchenhaften, zaubervollen Vision, ohne Realität.

Einige Minuten verharrten wir beide schweigend, im Banne dieser Wunder. Eine unbestimmte Traurigkeit drang in meine Seele; die dunkle Verzweiflung, die im Hintergrunde jeder menschlichen Liebe schlummert, erwachte in mir. Angesichts dieses idealen Schauspiels schien meine körperliche Müdigkeit, die Stumpfheit meiner Sinne noch drückender zu werden. Mich erfüllten das Unbehagen, die Unzufriedenheit, die unbestimmte Reue, die immer dem Aufhören einer zu heftigen, zu anhaltenden Wollust folgen. Ich litt.

Juliane sagte, wie in einem Traume:

— Sieh, jetzt möchte ich die Augen schliessen und sie nicht wieder öffnen.

Schaudernd fügte sie hinzu:

— Tullio, mich friert. Geh.

In den Lehnstuhl geschmiegt, zog sie sich in sich selbst zusammen, wie um den kalten Schauern, die sie ergriffen, zu widerstehen. Ihr Gesicht hatte, besonders um die Nasenflügel herum, die Durchsichtigkeit gewisser gelblicher Alabaster. Sie litt.

— Du fühlst Dich krank, armes Herz! — sagte ich bekümmert, ein wenig bestürzt zu ihr und blickte sie aufmerksam an.

— Ich friere. Geh. Hole mir den Mantel, schnell . . . . Ich bitte Dich.

Ich lief zu Calisto, liess mir den Mantel geben und stieg schnell wieder hinauf. Sie beeilte sich, ihn umzunehmen. Ich half ihr. Als sie sich wieder in den Lehnstuhl legte, versteckte sie ihre Hände in den Ärmeln und sagte:

— So ist mir wohl.

— Soll ich jetzt gehen und den Sonnenschirm holen, da unten, wo Du ihn vergessen hast?

— Nein. Wozu?

Ich hatte einen seltsamen, unwiderstehlichen Drang, zu jenem alten Steinsitz dort unten, wo wir die erste Rast gemacht hatten, zurückzukehren; wo sie geweint hatte, wo sie die göttlichen drei Worte gesprochen hatte: „Ja, mehr noch . . . .“ War es eine sentimentale Regung? War es die Neugierde nach einer neuen Empfindung? War es der Zauber, den der geheimnissvolle Anblick des Gartens in dieser letzten Stunde auf mich ausübte?

— Ich gehe und bin in einer Minute zurück, sagte ich. Ich ging. Als ich unterhalb des Balkons war, rief ich:

— Juliane!

Sie zeigte sich. Noch habe ich ganz deutlich vor den Augen meiner Seele die stumme, dämmernde Erscheinung. Die feste Gestalt, die durch den langen, tiefroten Mantel noch höher erschien, und über der dunkeln Farbe das weisse Gesicht. (Die Worte Jakobs an Amanda haben sich in meinem Geiste unverrückbar mit diesem Bilde verknüpft. „Wie weiss diesen Abend, Amanda! Habt Ihr eure Adern geöffnet, um euer Kleid damit zu färben?“)

Sie zog sich zurück; oder besser, um den Eindruck, den ich davon hatte, auszudrücken: sie entschwand. Und ich schritt schnell fort auf dem Wege, ohne ein rechtes Bewusstsein dessen, was mich trieb. Ich hörte in meinem Kopf meine Schritte widerhallen. Ich war so ausser Fassung, dass ich stehen bleiben musste, um die Fusswege wieder zu erkennen. Von wo kam mir diese blinde Erregung? Vielleicht einfach aus einer physischen Ursache, aus einem besondern Zustand meiner Nerven. So dachte ich. Unfähig, angestrengt nachzudenken, ordentlich zu prüfen, mich zu sammeln, stand ich unter der Herrschaft meiner Nerven; von diesen wurden die Erscheinungen wiedergespiegelt, und riefen Phänomene von ausserordentlicher Stärke hervor, wie in einer Hallucination. Aber einige Gedanken schwebten über den andern,

Digitized by Google

klärten sich; sie verstärkten in mir jenes Gefühl der Bestürzung, das einige unerwartete Zwischenfälle schon in mir erregt hatten. — Juliane war mir an diesem Tage nicht so erschienen, wie sie mir hätte erscheinen müssen, wenn sie das Geschöpf gewesen wäre, das ich kannte, „die Juliane von ehedem". Sie hatte mir gegenüber, in gewissen gegebenen Momenten, nicht die Haltung angenommen, die ich von ihr erwartete. Ein fremdes Element, etwas trübes, krampfhaftes, übertriebenes hatte ihre Persönlichkeit verändert und entstellt. Sollte ich diese Veränderung einem krankhaften Zustande ihres Körpers zuschreiben? „Ich bin krank, ich bin sehr krank", hatte sie des öfteren wiederholt, wie um sich zu rechtfertigen. Sicher, eine Krankheit kann tiefgehende Veränderungen hervorbringen, kann ein menschliches Wesen unkenntlich machen. Aber welches war ihre Krankheit? Die alte, die das Eisen des Chirurgen nicht zerstört hat, vielleicht komplicirt? Unheilbar? „Wer weiss, ob ich Dir nicht bald sterbe!" hatte sie gesagt, mit einem eigentümlichen Ausdruck, den man für prophetisch hätte halten können. Mehr als einmal hatte sie vom Tode gesprochen. Wusste sie denn, dass sie einen Todeskeim in sich trug? War sie denn von einer schwarzen Vorahnung beherrscht? Eine solche Vorahnung hatte vielleicht diese düstere, verzweifelte, fast unsinnige Glut in ihr entzündet, als sie in meinen Armen lag. Das grosse und plötzliche Licht des Glückes hatte ihr das Phantom, das sie verfolgte, vielleicht noch sichtbarer und schreckhafter gemacht.

— Sie kann also sterben! Der Tod kann sie also selbst in meinen Armen treffen, inmitten des Glückes! — dachte ich mit einer Angst, die mich erstarren machte und mich für einige Augenblicke verhinderte, weiter zu gehen, als ob die Gefahr momentan gewesen wäre und Juliane das Richtige vorausgeahnt hätte, als sie gesagt hatte: „Wenn ich zum Beispiel morgen tot wäre?"

Feucht fiel die Dämmerung. Einige Windstösse gingen durch die Sträucher und brachten ein Geräusch hervor, als ob schnellfüssige Tiere vorbei gelaufen wären. Vereinzelte Schwalben liessen noch ihre Schreie ertönen und schnellten durch die Luft, wie Steine aus einer Schleuder. Auf dem westlichen Horizont stand das Licht noch, wie der Widerschein einer unheilvollen grossen Schmiede.

Ich gelangte bis zu dem Sitze und fand den Sonnenschirm. Ich hielt mich nicht auf, obgleich die frischen, noch so lebendigen, so heissen Erinnerungen mir das Herz bewegten. Hier hatte ich zu ihr die bedeutungsvollen Worte gesprochen, hatte ich ihr die berauschende Offenbarung gemacht: „Du warst in meinem Hause, während ich Dich in der Ferne suchte"; hier hatte ich von ihren Lippen jenen Hauch erhascht, durch den meine Seele auf den Gipfel der Freude erhoben wurde; hier hatte ich ihre ersten Thränen getrunken, hatte ich ihre Seufzer gehört, und hatte ich die traurige Frage ausgesprochen: „Ist es vielleicht spät? Ist es zu spät?

Wenige Stunden waren verflossen, und alle diese Dinge lagen schon so weit! Wenige Stunden waren verflossen, und das Glück schien schon entschwunden! In einem andern, nicht weniger schrecklichen Sinne wiederholte ich innerlich die Frage: „Ist es vielleicht spät? Ist es zu spät?" Und meine Aufregung wuchs; und dies Dämmerlicht, und dieses schweigsame Anwachsen der Schatten, und diese verdächtigen Geräusche in dem nächtlichen Gebüsch, und alle diese trügerischen Erscheinungen der Dämmerung nahmen in meiner Vorstellung eine unheilvolle Bedeutung an. — Wenn es wirklich zu spät wäre? Wenn sie sich wirklich verdammt wüsste, wüsste, dass sie den Tod schon in sich trüge? Lebensmüde und leidensmüde, von mir nichts mehr hoffend, ohne Mut, sich auf einmal mit einer Waffe oder durch Gift zu töten, hat sie vielleicht ihre Krankheit gehegt und ihr nachgeholfen, hat sie verborgen gehalten, damit sie sich ausbreiten und vertiefen könnte, damit sie unheilbar würde. Sie hat heimlich, nach und nach, zur Erlösung zum Ende geführt werden wollen. Indem sie sich beobachtete, hat sie ihr Leiden genau kennen gelernt; und jetzt weiss sie, jetzt ist sie

Digitized by Google

sicher, dass sie unterliegen muss; sie weiss vielleicht auch, dass die Liebe, die Wollust, dass meine Küsse das Werk beschleunigen werden. Ich kehre für immer zu ihr zurück; ein unverhofftes Glück eröffnet sich vor ihr; sie liebt mich und weiss sich unendlich geliebt; ein Traum ist an einem Tag für uns zur Wirklichkeit geworden. Und da kommt nun ein Wort über ihre Lippen: Sterben! —

Verworren zogen die grässlichen Bilder an mir vorüber, die mich in den zwei erwartungsvollen Stunden an jenem Morgen der chirurgischen Operation gequält hatten, als es mir vorgekommen war, als ob ich alle die entsetzlichen Verwüstungen, die Krankheit im weiblichen Schoss hervorbringen kann, so deutlich vor Augen hätte, wie die Figuren in meinem anatomischen Atlas. Und eine andere, noch entlegenere Erinnerung kehrte mir zurück mit deutlichster Vorstellung: — Das Zimmer im Schatten, das Fenster weit geöffnet, das unruhige Flämmchen der Kerze gegenüber dem blassen Spiegel, Dinge von übler Vorbedeutung — und sie, Juliane, stehend gegen einen Schrank gelehnt, krampfhaft sich windend, als ob sie Gift geschlungen hätte ... Und die klagende Stimme, dieselbe Stimme wiederholte wieder: „Für Dich, für Dich hat sie sterben wollen, Du, Du hast sie in den Tod getrieben.

Von blindem Entsetzen, von einer Art panischem Schrecken ergriffen, als ob alle diese Bilder zweifellose Wahrheit wären, fing ich an, auf das Haus zuzulaufen.

Ich erhob die Augen und sah das Haus leblos, die Öffnungen der Fenster und Balkons tief im Schatten.

„Juliane!“ schrie ich in äusserster Angst, indem ich die Stufen hinaufstürzte, als ob ich fürchtete, nicht mehr rechtzeitig anzukommen, um sie wiederzusehen.

Aber was hatte ich nur? Welcher Wahnsinn war das? Ich keuchte die fast dunkeln Treppen hinauf. Ich stürzte in das Zimmer.

— Was ist vorgefallen? fragte Juliane sich erhebend.

— Nichts, nichts .... Ich glaubte, Du hättest gerufen. Ich bin ein wenig gelaufen. Wie geht es Dir jetzt?

— Mich friert so sehr, Tullio. Fühle meine Hände.

Sie reichte mir ihre Hände. Sie waren erstarrt.

— Ich bin ganz und gar so eiskalt ....

— Mein Gott! Wie kann dieser Frost über Dich gekommen sein? Was kann ich nur thun, um Dich zu erwärmen?

— Sorge Dich nicht, Tullio. Es ist nicht das erste Mal .... Es dauert Stunden und Stunden. Es giebt nichts, was hilft. Man muss abwarten, bis es vorübergeht .... Aber warum zögert Friedrich so lange? Es ist beinah Nacht.

Sie liess sich wieder in die Lehne sinken, als ob sie ihre ganze Kraft in diesen paar Worten ausgegeben hätte.

— Jetzt schliesse ich, — sagte ich, mich zum Balkon wendend.

— Nein, nein; lass offen. Die Luft ist es nicht, die mich so frieren macht. Ich habe sogar nötig, Luft zu schöpfen .... Komm lieber hierher, an meine Seite. Nimm Dir diesen Schemel.

Ich kniete nieder. Sie liess ihre eisige Hand mit einer fieberhaften Bewegung über meinen Kopf gleiten und murmelte:

— Mein armer Tullio!

— Aber sage mir, Juliane, mein Lieb, meine Seele — brach ich aus, mich nicht mehr beherrschend — sage mir die Wahrheit! Du verheimlichst mir etwas. Du hast etwas, ganz gewiss, das Du nicht bekennen willst, eine fixe Idee, hier, mitten auf der Stirn, einen Schatten, der Dich noch nicht verlassen hat, seitdem wir hier sind, seitdem wir .... glücklich sind. Aber sind wir wirklich glücklich? Bist Du, kannst Du glücklich sein? Sage mir die Wahrheit, Juliane! Warum solltest Du mich täuschen wollen? Ja, es ist wahr; Du bist krank gewesen, Du bist noch krank; es ist wahr. Aber das ist es

Digitized by Google

nicht, nein. Es ist etwas anderes, was ich nicht verstehe, was ich nicht kenne. . . . Sage mir die Wahrheit, auch wenn die Wahrheit mich zerschmettern sollte. Heute Morgen als du schluchztest, habe ich Dich gefragt: „„Ist es zu spät?““ Und Du hast mir geantwortet! „„Nein, nein. . . .““ Und ich habe Dir geglaubt. Aber könnte es nicht aus einem andern Grunde zu spät sein? Irgend etwas könnte Dich verhindern, dieses grosse Glück zu geniessen, das sich uns heute aufgethan hat? Ich meine: irgend eine Sache, die Du weisst, die Du schon im Sinn hast. . . . Sage mir die Wahrheit!

Und ich sah sie starr an; und da sie schweigsam blieb, sah ich nach und nach nichts mehr, als ihre Augen, gross, ungewöhnlich gross und traurig und unbeweglich. Alles andere verschwand. Und ich musste die Augenlider schliessen, um die Empfindung des Schreckens zu bannen, die diese Augen über mich gebracht hatten. Wie lange dauerte diese Pause? Eine Stunde? Eine Sekunde?

— Ich bin krank, — sagte sie endlich, mit einer kummervollen Langsamkeit.

— Aber wie krank? — stammelte ich ausser mir und glaubte in dem Tone dieser zwei Worte ein Bekenntniss zu hören, das meinen Argwohn bestätigte — Wie krank? Um daran zu sterben?

Ich weiss nicht, in welcher Art, ich weiss nicht, mit was für einer Stimme, ich weiss nicht, mit welcher Bewegung ich diese äusserste Frage hervorbrachte; ich weiss wahrhaftig nicht einmal, ob sie mir ganz über die Lippen kam, ob sie sie vollständig hörte.

— Nein, Tullio; das wollte ich nicht sagen, nein, nein. . . . Ich wollte sagen, dass es nicht meine Schuld ist, wenn ich so bin, ein wenig seltsam. . . . Es ist nicht meine Schuld. . . . Du musst Geduld mit mir haben, Du musst mich jetzt so nehmen, wie ich bin. . . . Es ist nichts weiter, glaube mir; ich verheimliche Dir nichts. . . . Ich kann schliesslich noch gesund werden. . . . Du wirst Geduld haben, nicht wahr? Du wirst gut sein. . . . Komm her, Tullio, meine Seele. Auch Du bist ein wenig seltsam, scheint mir: argwöhnisch. . . . . Du erschrickst leicht; Du erbleichst; wer weiss, was Du Dir einbildest . . . . Komm her; gieb mir einen Kuss . . . . Noch einen . . . . noch einen. . . . So. Küsse mich; erwärme mich . . . . Jetzt kommt Friedrich.“

Sie sprach stossweise, ein wenig heiser, mit jenem unbeschreiblichen, liebkosenden, zärtlichen, unruhigen Ausdruck, den sie mir gegenüber schon vor einigen Stunden auf der Bank gehabt hatte, um mich zu beruhigen und zu trösten. Ich küsste sie. Da der Lehnstuhl weit und niedrig war, machte sie, die so schmächtig war, mir an ihrer Seite Platz und schmiegte sich schaudernd an mich und nahm mit einer Hand einen Zipfel ihres Mantels und deckte mich zu. Wir ruhten wie auf einem Lager, umschlungen, Brust an Brust und unser Atem vermischte sich. Und ich dachte: „wenn doch mein Atem, meine Berührung ihr meine ganze Wärme mitteilen könnten!“ Und ich machte eine vergebliche Willensanstrengung, damit die Transfusion gelänge.

— Heut Abend, — flüsterte ich, — heut Abend, in Deinem Bett, will ich Dich wärmer halten. Da wirst Du nicht mehr zittern . . . .

— Ja, ja.

— Du sollst sehen, wie ich Dich halten will. Ich werde Dich einschläfern. Du wirst die ganze Nacht an meinem Herzen schlafen.

— Ja.

— Ich werde Dich bewachen, ich werde Deinen Atem trinken, ich werde auf Deinem Gesicht die Träume, die Du träumst, lesen. Vielleicht wirst Du mich im Traum rufen . . . .

— Ja, ja.

— Damals sprachst Du manchmal nachts im Traum. Wie Du mir gefielst! Ach und diese Stimme! Du kannst nicht wissen . . . . Eine Stimme, die Du niemals hast vernehmen können, und die ich allein kenne, ich allein . . . . Und ich werde sie wieder hören. Wer weiss, was sie sagen wird! Vielleicht wirst Du mich rufen. Wie lieb die Bewegung Deines Mundes ist,

Digitized by Google

wenn Du das u in meinem Namen aussprichst! Es scheint wie ein hingehauchter Kuss . . . . Weisst Du es? Und ich werde Dir ein paar Worte ins Ohr flüstern, um in Deinen Traum einzudringen. Erinnerst Du Dich, damals, wenn ich manchmal des Morgens etwas von dem erriet, was Du geträumt hattest? O Du wirst sehen, mein Herz, ich werde noch liebevoller als damals sein. Du wirst sehen, welcher Zärtlichkeiten ich fähig bin, um Dich zu heilen. Du hast so viel Zärtlichkeit nötig, mein armes Herz . . . .

— Ja, ja — wiederholte sie jedes Mal hülflos, und begünstigte so meinen letzten Selbstbetrug und erhöhte die Art trägen Rausches, die über mich kam von meiner eignen Stimme und von dem Wahne, ich hätte sie damit eingelullt wie mit einem wollüstigen Gesang.

— Hast Du gehört? — fragte ich sie, mich aufrichtend, um besser zu lauschen.

— Was? Kommt Friedrich?

— Nein. Horche.

Wir horchten beide und blickten in den Garten.

Der Garten war in eine violette Masse verschwommen, die durch den dunklen Schimmer des Bassins unterbrochen wurde. Am Horizonte war noch ein Lichtstreif sichtbar, ein breiter, dreifarbiger Streif: unten blutrot, dann orangenfarben, dann grün, von dem Grün einer welkenden Pflanze. In dem dämmernden Schweigen ertönte eine Stimme, klar und stark, ähnlich dem Präludium einer Flöte.

Die Nachtigall sang.

— Sie ist auf der Cypresse, — murmelte Juliane.

Wir lauschten beide und blickten auf den äussersten Streifen, der in dem wesenlosen Aschgrau des Abends erbleichte. Meine Seele war losgelöst, gleichsam als erwarte sie aus dieser Sprache irgend eine hohe Offenbarung der Liebe. Was empfand in diesen Minuten des Lauschens das arme Geschöpf an meiner Seite? Welchen Gipfel des Schmerzes erreichte die arme Seele?

Die Nachtigall sang. Zuerst war es wie ein Ausbruch von klingendem Jubel, eine Flut von leichten Trillern, die in die Luft fielen mit einem Klange, wie wenn Perlen von den Gläsern einer Harmonika zurückprallen. Dann kam eine Pause. Ein Triller hob an, gewandt und erstaunlich lang ausgehalten, gleichsam wie eine Kraftprobe, wie ein Anfall von Übermut, wie eine Herausforderung an einen unbekannten Gegner. Eine zweite Pause. Ein Thema von drei Noten, mit folgender Betonung, lief durch eine Kette von leichten Variationen und wiederholte die kleine Frage fünf oder sechs Mal, dass es klang wie auf einer zarten Rohrpfeife, auf einer Hirtenflöte. Eine dritte Pause. Der Gesang wurde elegisch, ging in eine Molltonart über, wurde lind wie ein Seufzer, schwächte sich ab zu einem Wehklagen, drückte die Traurigkeit des einsamen Geliebten, einen kummervollen Wunsch, eine vergebliche Erwartung aus; stiess eine letzte Klage aus, plötzlich und scharf, wie ein Angstschrei; und erlosch. Wieder eine Pause, lastender. Dann hörte man einen neuen Ton, der nicht aus derselben Kehle zu dringen schien, so demütig, so schüchtern, so kläglich war er, so sehr glich er dem Wimmern neugeborner Vögel, dem Piepsen junger Spatzen; dann verwandelte sich dieser kindliche Ausdruck mit wunderbarer Geläufigkeit in eine Aufeinanderfolge immer rascherer Noten, die in Trillern jubelten, in glänzenden Läufen schwirrten, sich in kühnen Passagen ergingen, abnahmen, anwuchsen, die höchsten Höhen erreichten. Der Sänger berauschte sich an seinem Gesang. In so kurzen Pausen, dass die Töne kaum aufhörten zu erlöschen, ergoss er seine Trunkenheit in eine immer wechselnde Melodie, zugleich leidenschaftlich und süss, gedämpft und laut schallend, leichtsinnig und schwermütig, bald von einem heisern Wimmern, einem klagenden Flehen, bald von einem plötzlichen lyrischen Ungestüm, von höchster Inbrunst unterbrochen. Es schien, als ob selbst der Garten lausche, als ob der Himmel sich neige vor dem ehrwürdigen Baume, von dessen Wipfeln unsichtbar ein Dichter solche Fluten von Poesie ergoss. Der Wald von Blumen atmete tief und schweigend. Ein gelber Schimmer zauderte am westlichen Horizont; und

Digitized by Google

dieser letzte Blick des Tages war traurig, fast drohend. Aber ein Stern ging auf, beweglich und flimmernd, wie ein leuchtender Tautropfen.

— Morgen! — murmelte ich fast unbewusst; mit diesem Worte, das für mich so voller Versprechungen war, eine innere Besorgniss beschwichtigend.

Wir hatten uns, um zu lauschen, ein wenig erhoben und waren, in Gedanken vertieft, einige Minuten in dieser Stellung geblieben; plötzlich fühlte ich, wie Julianes Kopf, schwer wie eine leblose Sache, gegen meine Schulter fiel.

— Juliane! schrie ich entsetzt. — Juliane!

Und durch die Bewegung, die ich machte, stürzte der Kopf nach hinten, schwer wie eine leblose Sache.

— Juliane!

Sie hörte nicht. Als ich die Leichenblässe dieses Gesichtes sah, das ein letzter gelblicher Schimmer vom Balkon aus beleuchtete, packte mich der fürchterliche Gedanke. Ausser mir liess ich die bewegungslose Juliane auf die Rücklehne fallen, und, indem ich unaufhörlich ihren Namen rief, begann ich, über der Brust ihr Kleid mit krampfhaften Fingern zu öffnen, um angstvoll ihr Herz zu hören . . . .

Und die fröhliche Stimme meines Bruders rief:

— Turteltauben, wo seid Ihr?

## X.

Sie hatte schnell das Bewusstsein wieder erlangt. Kaum imstande, sich aufrecht zu halten, hatte sie sofort in den Wagen steigen und nach La Badiola zurückkehren wollen.

Jetzt sass sie, in unsre Plaids gehüllt, schweigsam und zusammengekauert auf ihrem Platz. Ich und mein Bruder betrachteten sie von Zeit zu Zeit unruhig. Der Kutscher trieb die Pferde an. Und der scharfe Trab hallte laut auf der Strasse wieder, welche hier und da von blühenden Hecken eingefasst war: an einem überaus milden Aprilabend, unter einem reinen Himmel.

Hin und wieder fragten ich und Friedrich:

— Wie fühlst Du Dich Juliane?

Sie erwiderte:

— Leidlich . . . . ein wenig besser.

— Frierst Du?

— Ja . . . . ein wenig.

Sie antwortete mit sichtlicher Anstrengung. Es schien fast, als ob unsre Fragen sie reizten; so dass, als Friedrich darauf bestand, eine Unterhaltung zu führen, sie endlich sagte:

— Entschuldige Friedrich . . . . Das Sprechen greift mich an.

Da das Wagendach heruntergelassen war, so lag sie im Schatten, unbeweglich und versteckt unter den Decken. Mehr als einmal beugte ich mich über sie, um ihr Gesicht zu sehen, in dem Glauben, sie sei eingeschlafen, oder in der Angst, sie sei wieder in Ohnmacht gesunken. Jedesmal hatte ich dasselbe unerwartete Gefühl von Bestürzung, wenn ich bemerkte, dass im Schatten ihre Augen weit geöffnet und starr blickten.

Es folgte ein langer Zeitraum des Schweigens. Auch ich und Friedrich waren verstummt. Der Trab der Pferde schien mir nicht schnell genug. Ich hätte dem Kutscher befehlen mögen, sie zum Galopp anzufeuern.

— Fahre zu, Johann!

Es war fast zehn Uhr, als wir in La Badiola ankamen.

Meine Mutter erwartete uns, in Angst wegen der Verspätung. Als sie Juliane in diesem Zustand sah, sagte sie:

— Ich habe es mir gleich gedacht, dass die Anstrengung Dir schlecht bekommen wäre. . . .

Juliane wollte sie beruhigen.

Digitized by Google

— Es ist nichts, Mama. . . . Du wirst sehen, dass ich morgen früh wieder wohl bin. Ein bischen Ermüdung . . . .

Als sie sie aber bei Licht sah, rief meine Mutter entsetzt:

— Mein Gott! Mein Gott! Du hast ein Gesicht, das einem Angst macht... Du kannst Dich nicht auf den Füssen halten . . . . Edith, Christine, schnell, lauft hinauf und wärmt das Bett. Komm, Tullio, wir wollen sie herauf tragen. . . .

— Aber nein, aber nein, — beharrte Juliane, sich widersetzend, Du musst nicht erschrecken, Mama, es ist ja nichts. . . .“

— Ich fahre mit den Wagen nach Tussi, um den Doktor zu holen — erbot sich Friedrich. In einer halben Stunde bin ich zurück.

— Nein, Friedrich, nein! — schrie Juliane fast mit Heftigkeit, wie ausser sich. Ich will nicht. Der Doktor kann mir nichts helfen. Ich weiss, was ich nehmen muss. Ich habe alles oben. Wir wollen gehen, Mama. Mein Gott, wie ihr euch schnell aufregt! Gehen wir, gehen wir. . . .

Und sie schien mit einem Mal die Kraft wiedergewonnen zu haben. Sie machte allein einige Schritte. Oben auf der Treppe unterstützten ich und meine Mutter sie. Im Zimmer wurde sie von einem krampfhaften Erbrechen befallen, das einige Minuten anhielt. Die Frauen fingen an, sie auszukleiden.

— Geh, Tullio, geh, — bat sie mich. Du kannst nachher wiederkommen, um mich zu sehen. Die Mama bleibt inzwischen hier. Sorge Dich nicht . . . .

Ich ging hinaus. Ich blieb in einem der benachbarten Zimmer auf einem Divan sitzen und wartete. Ich hörte den Schritt der geschäftigen Frauen; die Ungeduld verzehrte mich. Wann würde ich wieder eintreten können? Wann würde ich allein mit ihr reden können? Ich werde bei ihr wachen; ich werde die ganze Nacht an ihrem Bett bleiben. Vielleicht wird sie sich in einigen Stunden beruhigen, sich erholen. Wenn ich ihre Haare streichele, wird es mir vielleicht gelingen, sie einzuschläfern, Wer weiss! Nach einer Weile wird sie mir, zwischen Wachen und Schlaf sagen: „Komm!“ Ich hatte einen seltsamen Glauben in die Kraft meiner Liebkosungen. Ich hoffte noch, dass diese Nacht ein süsses Ende haben könnte. Und wie immer setzte sich, inmitten der Angst, welche der Gedanke an Julianes Leiden in mir hervorrief, die sinnliche Vorstellung fest und wurde zu einer klaren und andauernden Vision: Weiss wie ihr Hemd, beim Schein der Lampe, die hinter den Vorhängen des Alkovens brennt, erwacht sie aus dem ersten Schlummer, sieht mich aus halbgeöffneten Augen schmachtend an und murmelt: „Komm auch Du schlafen“ . . . .

Friedrich trat ein.

— Nun? sagte er teilnehmend. Es scheint nichts zu sein. Ich habe eben mit Miss Edith auf der Treppe gesprochen. Willst Du nicht herunterkommen und etwas essen? Unten haben sie gedeckt . . . .

— Nein, ich habe jetzt keinen Appetit. Vielleicht später . . . . Ich warte, dass sie mich hineinrufen.

— Ich gehe inzwischen, wenn man mich nicht braucht.

— Geh immer, Friedrich. Ich komme später nach. Danke.

Ich folgte ihm mit dem Blick, während er sich entfernte. Und wieder kam mir von dem gütigen Bruder ein Gefühl des Vertrauens, wieder weitete sich mir das Herz.

Drei Minuten ungefähr vergingen. Die Wanduhr mir gegenüber an der Wand begleitete sie mit ihrem Ticken. Die Zeiger zeigten ein Viertel vor elf. Während ich mich ungeduldig erhob, um in Julianes Zimmer zu gehen, trat meine Mutter bewegt ein und sagte mit leiser Stimme:

— Sie hat sich beruhigt. Jetzt braucht sie Ruhe. Armes Töchterchen!

— Darf ich gehen? fragte ich sie.

— Ja, geh; aber lass sie ruhen.

Als ich mich in Bewegung setzte, rief sie mich zurück.

— Tullio!

— Was willst Du, Mutter?



Digitized by Google

Sie schien zu zögern.

— Sage mir . . . . Hast Du seit der Zeit der Operation noch einmal mit dem Doktor gesprochen?

— O ja, manchmal . . . . Warum?

— Hat er Dich beruhigt über die Gefahr . . . .

Sie zögerte.

— . . . . über die Gefahr, die Juliane bei einer neuen Entbindung laufen könnte?

Ich hatte nicht mit dem Doktor gesprochen, ich wusste nicht, was ich antworten sollte.

Verwirrt wiederholte ich:

— Warum?

Wieder zögerte sie.

— Hast Du nicht bemerkt, dass Juliane guter Hoffnung ist?

Wie von einem Keulenschlag mitten in die Brust getroffen, fasste ich zuerst die Wahrheit nicht.

— Guter Hoffnung! — stammelte ich.

Meine Mutter nahm meine Hände.

— Nun, Tullio?

— Ich wusste nicht . . . .

— Aber Du machst mir Angst. Also der Doktor — —.

— Ja, der Doktor . . . .

— Komm, Tullio, setz Dich.

Und sie liess mich auf dem Divan niedersetzen. Bestürzt sah sie mich an, in der Erwartung, dass ich spräche. Einige Augenblicke lang sah ich sie nicht mehr, obgleich ich sie dicht vor Augen hatte. Es wurde plötzlich grelles Licht in meinem Geiste, und das Drama stand vor mir.

Wer gab mir die Kraft, zu widerstehen? Wer bewahrte mir die Vernunft? Vielleicht fand ich grade im Übermass des Schmerzes und des Entsetzens das heroische Gefühl, das mich rettete.

Kaum hatte ich das physische Empfinden, die Wahrnehmung der äusseren Umgebung wieder erlangt, so sah ich, dass meine Mutter mich ganz nahe mit Seelenangst betrachtete und dass ich vor allem meine Mutter beruhigen musste.

Ich sagte zu ihr:

— Ich wusste nichts . . . . Juliane hat mir nichts gesagt. Ich habe nichts bemerkt . . . . Es ist eine Überraschung . . . . Ja, der Doktor hat mir von einiger Gefahr gesprochen . . . . Darum macht mir die Nachricht solchen Eindruck . . . . Du weisst, Juliane ist jetzt so schwach . . . . Aber wirklich, der Doktor deutete nichts sehr ernstes an; denn da die Operation gelungen ist . . . . Wir werden sehen. Wir wollen ihn berufen, wir wollen ihn konsultiren. . . .

— Ja, ja; das ist notwendig

— Aber Du, Mama, bist Du Deiner Sache sicher? Hat vielleicht Juliane es Dir gestanden? Oder gleichwohl . . . .

— Weisst Du, ich habe es an den gewöhnlichen Zeichen bemerkt. Man kann sich unmöglich täuschen. Bis vor zwei oder drei Tagen leugnete Juliane oder behauptete wenigstens, nicht sicher zu sein. Da sie weiss, wie besorgt Du bist, hat sie mich gebeten, Dir vorläufig noch nichts davon zu sagen. Aber ich habe Dich in Kenntniss setzen wollen . . . . Du weisst, Juliane ist so leichtsinnig mit ihrer Gesundheit. Siehst Du: hier, anstatt besser zu werden, scheint es mir, als ginge es von Tag zu Tage schlechter; während doch früher eine Woche Landluft genügte, damit sie wieder aufblühte. Erinnerst Du Dich?

— Ja, es ist wahr.

— Vorsichtsmassregeln sind in solchen Fällen nie überflüssig. Du musst sofort an den Doktor Vebesti schreiben.

— Ja, sofort.

Und da ich fühlte, dass ich mich länger nicht mehr beherrschen könnte, stand ich auf, indem ich hinzufügte:

— Ich gehe zu Juliane.

Digitized by Google

— Geh; aber heut Abend lass sie ruhen, störe sie nicht. Ich gehe herunter und komme später wieder hinauf.

— Ich danke Dir, Mama.

Und ich berührte mit den Lippen ihre Stirn.

— Mein gesegneter Sohn! — murmelte sie, während sie sich entfernte.

Auf der Schwelle der gegenüberliegenden Thür blieb ich stehen und drehte mich um; und ich sah ihre liebe, noch aufrechte Gestalt, die in dem schwarzen Kleid so vornehm aussah, verschwinden.

Ich hatte eine unbeschreibliche Empfindung, wie ich sie vielleicht ähnlich gehabt hätte, wenn das ganze Haus krachend zusammengestürzt wäre. Alles in mir, um mich, brach zusammen, ging zu Grunde, widerstandslos.

## XI.

Wer hat nicht schon manchmal von Unglücklichen einen Satz wie diesen aussprechen hören? — „in einer Stunde habe ich zehn Jahre gelebt." Eine solche Sache scheint unbegreiflich. Gut, ich verstehe sie. Lebte ich nicht mehr als zehn Jahre in den wenigen Minuten dieser fast friedlichen Unterhaltung zwischen mir und meiner Mutter? Diese Beschleunigung des inneren Lebens eines Menschen ist die wundersamste und schrecklichste Erscheinung im Erdenrund.

Was sollte ich jetzt thun? Tolle Einfälle kamen mir, weit zu fliehen in die Nacht hinaus, oder mich in meinen Zimmern einzuschliessen, um allein zu bleiben und meinen Ruin zu betrachten, ihn in seinem ganzen Umfang zu erfassen. Aber ich wusste zu widerstehen. Die Überlegenheit meiner Natur zeigte sich in dieser Nacht. Es gelang mir, aus dem wilden Schmerz grade meine männlichste Kraft aufzuraffen. Und ich dachte: — Es ist notwendig, dass keine meiner Handlungen meiner Mutter, meinem Bruder oder irgend jemandem in diesem Hause sonderbar und unerklärlich erscheine.

Vor der Thür vor Julianes Zimmer blieb ich stehen, unfähig das physische Zittern, das mich schüttelte, zu beherrschen. Als ich aber auf dem Korridor den Klang von Schritten sich nähern hörte, trat ich entschlossen ein.

Miss Edith kam auf den Zehenspitzen aus dem Alkoven. Sie deutete mir an, keinen Lärm zu machen und sagte mir mit leiser Stimme:

— Sie ist im Begriff, einzuschlafen.

Sie ging fort, indem sie leise die Thür halb hinter sich schloss.

Die Lampe, die in der Mitte der Decke hing, brannte mit friedlichem, gleichmässigem Licht. Auf einem Sessel lag der dunkelrote Mantel; auf einem andern das Leibchen von schwarzem Atlas, das Leibchen, das Juliane in Villa-lilla während meiner kurzen Abwesenheit ausgezogen hatte, auf einem andern Sessel das graue Kleid, dasselbe, das sie mit soviel Anmut zwischen den zierlichen Fliederblüten getragen hatte. Der Anblick dieser Dinge erschütterte mich derart, dass ich von neuem den Drang hatte, zu entfliehen. Ich wendete mich zum Alkoven, schob die Vorhänge auf die Seite; ich sah das Bett, sah auf dem Kopfkissen die dunkele Masse der Haare, nicht das Gesicht; ich sah die Form des ausgestreckten Körpers unter der Decke. Die hässliche Wirklichkeit in ihrer ganzen abscheulichen Brutalität trat vor meinen Geist. Sie ist von einem andern besessen worden! Und eine Reihe hässlicher, physischer Vorstellungen trat vor die Augen meiner Seele, die ich nicht zu schliessen vermochte. Und es waren nicht nur die Vorstellungen dessen, was vorgefallen war, sondern auch dessen, was notwendig vorfallen musste. Ich konnte nicht umhin, mit unerbittlicher Deutlichkeit die zukünftige Juliane (meinen Traum! mein Ideal!) zu sehen, entstellt an ihrem Körper, mit den Zeichen ihres im Ehebruch begangenen Verbrechens . . . . Wer hätte eine grausamere Strafe ausdenken können? Und alles war wahr, alles war gewiss!



Digitized by Google

Wenn der Schmerz die Kräfte übersteigt, sucht der Mensch unwillkürlich im Zweifel eine momentane Erleichterung des unerträglichen Leidens; er denkt: vielleicht täusche ich mich; vielleicht ist mein Unglück nicht so, wie es mir vorkommt; vielleicht ist dieser ganze Schmerz unvernünftig. Und indem er so die Ruhepause verlängert, gelingt es dem verwirrten Geiste, eine genauere Kenntniss der Wirklichkeit zu erlangen. Mir kam der Zweifel auch nicht für einen Augenblick; ich hatte auch nicht für einen Augenblick Ungewissheit. Es ist mir unmöglich, die Erscheinung zu erklären, die sich in meinem Bewusstsein, das aussergewöhnlich klar geworden war, vollzog. Es schien, als ob sich durch einen geheimen spontanen Vorgang, der in einer inneren dunkelen Sphäre vor sich ging, alle die unbeachteten Zeichen, die auf diese schreckliche Sache Bezug hatten, an einander gereiht hätten zu einer logischen, vollständigen, zusammenhängenden, endgültigen, unwiderleglichen Erkenntniss; die mir nun plötzlich offenbar wurde und in mein Bewusstsein aufstieg, mit der Schnelligkeit eines Gegenstandes, der, wenn er durch unbekannte Bande nicht mehr auf dem Grunde zurückgehalten wird, auf die Oberfläche des Wassers steigt und dort schwimmt und nicht mehr untersinken kann. Alle Anzeichen, alle Beweise waren da, in Ordnung. Ich brauchte keine Anstrengung zu machen, um sie wieder zu suchen, um sie auszuwählen, um sie in Verbindung zu bringen. Unbedeutende, fernliegende Thatsachen erhellten sich in dem neuen Lichte; Bruchstücke aus den letzten Zeiten färbten sich neu. Und die ungewohnte Abneigung Julianes gegen Blumen, gegen Gerüche, ihre eigentümlichen Beängstigungen, ihre schlecht verhehlten Übelkeiten, ihr plötzliches Erbleichen, diese Art fortwährenden Nachdenkens zwischen den Augenbrauen, diese unendliche Müdigkeit gewisser Bewegungen, und die Seiten, die sie mit dem Nagel in dem russischen Buche angemerkt hatte, der Vorwurf des Alten an den Grafen Besoukhow, die letzte Bitte der kleinen Prinzess Lisa und jene Bewegung, mit der sie mir das Buch aus der Hand genommen hatte; und dann die Scenen in Villalilla, ihre Thränen, ihr Schluchzen, die zweideutigen Sätze, das rätselhafte Lächeln, die fast düstere Inbrunst, der fast tolle Stimmungswechsel, das Anrufen des Todes — alle diese Beweise, gruppirten sich um die Worte meiner Mutter, die ins Innerste meiner Seele eingegraben waren.

Meine Mutter hatte gesagt: „Es ist unmöglich, sich zu täuschen. Bis vor zwei oder drei Tagen leugnete Juliane oder behauptete wenigstens, nicht sicher zu sein .... Da sie weiss, wie besorgt Du bist, hat sie mich gebeten, Dir nichts davon zu sagen ....“ Die Wahrheit konnte nicht klarer sein. Alles also war jetzt sicher!

Ich trat in den Alkoven; ich näherte mich dem Bett. Hinter mir fielen die Vorhänge wieder zu; das Licht wurde gedämpfter. Die Angst raubte mir den Atem, alles Blut erstarrte in meinen Adern, als ich an das Kopfende trat und mich niederbeugte, um Julianes Kopf, der von dem Betttuch fast ganz verhüllt war, näher zu betrachten. Ich weiss nicht, was geschehen wäre, wenn sie in diesem Moment das Gesicht erhoben und gesprochen hätte.

Schlief sie? nur die Stirn, bis zu den Augenbrauen, war aufgedeckt.

Ich blieb einige Minuten wartend stehen. Aber schlief sie? Sie lag auf der Seite und bewegte sich nicht. Der Mund, der unter dem Leintuch versteckt war, liess beim Atemholen kein Geräusch an mein Ohr dringen. Nur die Stirn, bis zu den Augenbrauen, war aufgedeckt.

Wie hätte ich an mich halten sollen, wenn sie meine Gegenwart bemerkt hätte? Dies war nicht die Stunde der Fragen, die Stunde der Auseinandersetzung. Wenn sie geargwöhnt hätte, dass mir alles bekannt war, zu welchem Äussersten hätte sie sich in dieser Nacht treiben lassen? Hätte ich also eine sorglose Zärtlichkeit heucheln, hätte ich mich vollständig unwissend stellen und im Ausdruck des Gefühles verharren sollen, das mir, vier Stunden zuvor, in Villalilla süsse Worte eingeflösst hatte. „Heut Abend, heut Abend, in Deinem Bett .... Du sollst sehen, wie ich Dich halten will. Ich werde Dich einschläfern. Du wirst die ganze Nacht an meinem Herzen schlafen ....“

Indem ich die Blicke fassungslos umherschweifen liess, entdeckte ich

Digitized by Google

auf dem Teppich die hellen, feinen Schuhchen, auf einer Stuhllehne die langen grauseidenen Strümpfe, die Strumpfbänder aus Moiré, einen andern Gegenstand von heimlicher Eleganz — alles Dinge, an denen meine Augen sich kürzlich in vertrauter Stunde mit dem Entzücken des Liebhabers geweidet hatten. Und die Eifersucht der Sinne befiel mich mit solcher Wut, dass es ein Wunder war, dass ich mich bezwang und mich nicht auf Juliane warf, um sie zu wecken und ihr die tollen und grausamen Worte, die der plötzliche Zorn mir eingab, zuzuschreien.

Schwankend zog ich mich zurück, verliess ich den Alkoven. Ich dachte mit blindem Entsetzen: Wie werden wir ein Ende machen?

Ich schickte mich an, fortzugehen: „Ich werde hinuntergehen. Ich werde meiner Mutter sagen, dass Juliane schläft, dass sie einen ganz ruhigen Schlaf hat; ich werde ihr sagen, dass auch ich Ruhe nötig habe. Ich werde mich in mein Zimmer zurückziehen. Morgen früh dann . . . .“ Hier blieb ich unschlüssig, unfähig, die Schwelle zu überschreiten, von tausend Ängsten gepackt. Ich wendete mich wieder zum Alkoven, mit einer plötzlichen Bewegung, als ob ich einen Blick auf mir gefühlt hätte. Mir schien, als bewegten sich die Vorhänge leise; aber es war ein Irrtum. Und doch kam etwas wie ein magnetischer Strom von jenseits des Vorhangs und durchdrang mich: etwas, dem ich nicht widerstehen konnte. Ich trat zum zweiten Male in den Alkoven, schaudernd.

Juliane lag in derselben Stellung. Schlief sie? Nur die Stirn bis zu den Augenbrauen war aufgedeckt.

Ich setzte mich an das Kopfende und wartete. Ich betrachtete diese Stirn, die so weiss wie das Linnen war, zart und rein wie eine Hostie, schwesterlich, die so oft meine Lippen fromm geküsst hatten, die die Lippen meiner Mutter fromm geküsst hatten. Kein Zeichen der Befleckung war zu sehen; für das Auge war sie noch immer dieselbe. Und nichts auf der Welt konnte jemals den Flecken auslöschen, den die Augen meiner Seele auf dieser Blässe sahen.

Einzelne Worte, die ich im höchsten Rausche geäussert, kamen mir ins Gedächtniss zurück. „Ich werde bei Dir wachen; ich werde auf Deinem Gesicht die Träume lesen, die Du träumst“. Und ich dachte weiter: Sie antwortete jedes Mal: „Ja, ja.“ Ich fragte mich selbst: was für ein Leben lebt sie innerlich? Was hat sie für Pläne? Was hat sie beschlossen? Und ich betrachtete ihre Stirn. Und ich dachte nicht mehr an meinen Schmerz, sondern ich gab mich ganz dem hin, mir ihren Schmerz vorzustellen, ihren Schmerz zu verstehen.

Sicherlich, ihre Verzweiflung musste unmenschlich sein; ohne Stillstand, ohne Grenzen. Meine Strafe war auch ihre Strafe, und für sie war die Strafe vielleicht noch weit schrecklicher. Dort unten in Villalilla, auf dem Wege, auf der Bank, im Hause hatte sie sicher die Wahrheit meiner Worte gefühlt, hatte sie sicher die Wahrheit in meinem Gesicht gelesen. Sie hatte an meine unendliche Liebe geglaubt.

„. . . . Du warst in meinem Hause, während ich Dich in der Ferne suchte. O sage mir: wiegt diese Offenbarung nicht alle Deine Thränen auf? Möchtest Du nicht gern mehr noch, noch mehr vergossen haben für eine solche Erfahrung?

Ja, mehr noch!

So hatte sie geantwortet, so hatte ihre ganze Seele geantwortet, in einem Hauche, der mir wahrhaft göttlich erschienen war. „Ja, mehr noch!“

Sie hätte gewünscht, für diese Offenbarung noch mehr Thränen vergossen, ein noch grösseres Martyrium erlitten zu haben! Und da sie nun zu ihren Füssen leidenschaftlicher denn je den Mann sah, den sie seit Jahren verloren und beweint hatte, da sie vor sich ein grosses, unbekanntes Paradies sich aufthun sah, da hatte sie sich unrein gefühlt, hatte die materielle Empfindung ihrer Unreinheit gehabt, hatte meinen Kopf ertragen müssen auf dem Schosse,

Digitized by Google

der von der Liebe eines andern Mannes befruchtet war. O wahrlich, wie hatte es geschehen können, dass ihre Thränen nicht mein Gesicht verwundet hatten? Wie hatte ich sie trinken können, ohne mich zu vergiften?

In einem Augenblick lebte ich unsern ganzen Tag der Liebe noch einmal durch. Ich sah noch einmal jeden Ausdruck, auch den flüchtigsten, der auf Julianes Gesicht erschienen war von dem Momente unsrer Ankunft in Villalilla an, und ich verstand jeden. Ein grosses Licht war in mir aufgegangen. Ach! wenn ich ihr von Morgen sprach, so sprach ich ihr von der Zukunft! . . . . Welch furchtbares Wort musste für sie dieses Morgen auf meinen Lippen sein! Und das kurze Gespräch kam mir ins Gedächtniss zurück, das auf der Schwelle des Balkons, angesichts der Cypresse, stattgehabt hatte. Sie hatte demütig, mit schwachem Lächeln, wiederholt: „Sterben!" Sie hatte von dem nahen Ende gesprochen. Sie hatte gefragt: „Was würdest Du thun, wenn ich Dir plötzlich stürbe? Wenn ich zum Beispiel morgen tot wäre?" Später, in unserm Zimmer, hatte sie, sich an mich schmiegend, gerufen: „Nein, nein, Tullio; man spricht nicht von der Zukunft . . . . Denke an heut, an die Stunde, die entflieht!" Verrieten nicht alle diese Handlungen, alle diese Worte einen Vorsatz zu sterben, einen tragischen Entschluss? Es war klar, dass sie beschlossen hatte, sich zu töten, dass sie sich töten würde, vielleicht in dieser selben Nacht noch, vor dem unentrinnbaren morgen, da es für sie keinen andern Ausweg mehr gab.

Als der Schauder wich, der mich beim Gedanken an die drohende Gefahr gepackt hatte, blickte ich in mich selbst: Würden die Folgen von Julianes Tod oder die ihres Weiterlebens schrecklicher sein? Da der Ruin unheilbar und der Abgrund bodenlos ist, ist nicht eine unmittelbare Katastrophe einer unbestimmten Verlängerung des schrecklichen Dramas vorzuziehen? Und in meiner Einbildungskraft wohnte ich allen Veränderungen dieser neuen Mutterschaft Julianes bei, sah ich das neugezeugte Geschöpf, den Eindringling, der meinen Namen tragen, der mein Erbe sein würde, der die Liebkosungen meiner Mutter, meiner Töchterchen, meines Bruders sich anmassen würde. Sicher, nur der Tod kann den verhängnisvollen Verlauf dieser Ereignisse hemmen. Aber würde der Selbstmord geheim bleiben? Und mit welchem Mittel würde Juliane sich töten? Und wenn der freiwillige Tod bekannt würde, was würde meine Mutter, mein Bruder denken? Welch ein Schlag würde es für meine Mutter sein? Und Maria? Und Natalie? Und was würde dann ich mit meinem Leben anfangen?

Es gelang mir in der That nicht, mir mein Leben ohne Juliane vorzustellen. Ich liebte dieses arme Geschöpf auch in seiner Unreinheit. Abgesehen von jenem plötzlichen Zornesanfall, der aus sinnlicher Eifersucht mich gepackt hatte, hatte ich gegen sie noch kein Gefühl des Hasses oder des Grolles oder der Verachtung empfunden. Kein Gedanke an Rache hatte mich durchzuckt. Statt dessen hatte ich tiefes Mitleid mit ihr. Von Anfang an nahm ich die ganze Verantwortung ihres Falles auf mich. Ein stolzes und grossmütiges Gefühl erhob mich, richtete mich auf. — Sie hat verstanden, unter meinen Streichen den Kopf zu beugen, sie hat verstanden zu leiden, sie hat verstanden zu schweigen. Sie hat mir das Beispiel einer männlichen Kraft, einer heroischen Selbstverleugnung gegeben. Jetzt ist die Reihe an mich gekommen. Ich schulde ihr die Vergeltung. Ich muss sie um jeden Preis retten. Und diese innere Grösse, diese Güte kam mir von ihr.

Ich betrachtete sie in der Nähe. Sie war noch immer unbeweglich, in derselben Stellung, mit der aufgedeckten Stirn. Ich dachte: ob sie schläft? Wenn sie sich statt dessen nur schlafend stellte, um jeden Argwohn zu entfernen, damit man sie für ruhig hält, damit man sie allein lässt? Sicher, wenn ihr Vorsatz ist, morgen nicht mehr zu sein, so versucht sie es, die Ausführung mit jedem Mittel zu begünstigen. Sie stellt sich schlafend. Wenn ihr Schlaf echt wäre, so könnte er bei ihr, deren Nerven überreizt sind, nicht so ruhig, so fest sein. Jetzt schüttele ich sie . . . . — Aber ich zögerte: wenn sie nun wirklich schliefe? Manchmal, nach einer grossen, nervösen Kraftvergeudung,

Digitized by Google

lastet der Schlaf selbst inmitten der stärksten, moralischen Erregungen bleiern schwer wie eine Ohnmacht auf einem. O wenn doch dieser Schlaf bis morgen anhielte, und sie könnte sich morgen gekräftigt erheben, stark genug, um die unvermeidliche Aussprache zwischen uns zu ertragen! — Ich sah starr diese Stirn an, die so weiss war wie das Linnen; und als ich mich ein wenig mehr über sie beugte, bemerkte ich, dass sie feucht wurde. Ein Schweisstropfen brach oberhalb der Augenbraun heraus. Und dieser Tropfen erregte mir die Vorstellung des kalten Schweisses, der die Wirkung narkotischer Gifte anzeigt. Plötzlich durchfuhr mich ein Verdacht: „Das Morphium!“ Und instinktiv lief mein Blick zum Nachttisch und von da an das Kopfende, wie um das Glasfläschchen zu suchen, das mit dem kleinen schwarzen Schädel, dem bekannten tötlichen Symbol, bezeichnet war.

Auf dem Tische waren eine geschliffene Wasserflasche, ein Glas, ein Leuchter, ein Taschentuch, einige Scheeren, die glänzten; nichts anderes. Ich unterwarf den ganzen Alkoven einer raschen Prüfung. Eine peinvolle Angst würgte mich. — „Juliane hat das Morphium. Sie hat immer eine gewisse Menge davon bereit gehabt, für ihre Einspritzungen. Ich bin sicher, sie hat daran gedacht, sich damit zu vergiften. Wo hält sie das Fläschchen verborgen?“ Ich hatte deutlich das Bild der kleinen Glasphiole vor Augen, die ich einmal in Julianes Händen gesehen hatte, und die mit dem unheilvollen Zeichen, das die Apotheker anwenden, um ein Gift zu bezeichnen, versehen war. Meine aufgeregte Phantasie flüsterte mir zu: Und wenn sie schon getrunken hätte? . . . dieser Schweiss . . . . Ich zitterte auf dem Stuhl; und zwei Stimmen stritten sich in mir: aber wann? aber wie? Sie ist garnicht allein geblieben. — Ein Augenblick genügt, um ein Fläschchen zu leeren. — Aber sie würde danach wohl Erbrechen bekommen haben müssen . . . . — Und dieser Anfall von krankhaftem Erbrechen, kaum dass sie hier angekommen war? Wenn sie den Selbstmord vorher bedacht hatte, hat sie das Morphium vielleicht bei sich getragen. Könnte es nicht sein, dass sie vor der Ankunft in La Badiola, im Schatten des Wagens, getrunken hat? In der That, sie hat verhindert, dass Friedrich den Arzt holen ging . . . . Mir waren die Symptome der Morphiumvergiftung nicht recht bekannt. In meinem Zweifel erschreckten mich die weisse und feuchte Stirn und Julianes völlige Regungslosigkeit. Ich war im Begriff sie zu schütteln. — Aber wenn ich mich täusche? Sie erwacht und ich, was soll ich ihr sagen? — Mir schien, als müsste ihr erstes Wort, der erste Blick, den wir wechselten, der erste direkte Verkehr zwischen mir und ihr mir einen ausserordentlichen Eindruck machen, von einer Gewalt, die nicht vorherzusehen, nicht auszudenken war. Mir schien, als würde ich mich nicht beherrschen, nicht verstellen können, und als würde sie, wenn sie mich ansähe, plötzlich mein Mitwissen erraten. Und dann?

Ich lauschte, hoffend und fürchtend, dass meine Mutter käme. Dann (und ich hätte nicht so gezittert, wenn ich den Zipfel eines Leichentuches aufgehoben hätte, um das Gesicht einer Verstorbenen wiederzusehen) deckte ich nach und nach Julianes Gesicht auf.

Sie öffnete die Augen.

— Ach, Tullio, bist Du es?

Sie hatte ihre natürliche Stimme. Unerwartetes Ereigniss: ich konnte sprechen.

— Du hast geschlafen? fragte ich sie, indem ich ihr in die Augen zu sehen vermied.

— Ja, ich war eingeschlafen.

— Dann habe ich Dich also aufgeweckt . . . . Verzeih . . . . Ich wollte Deinen Mund aufdecken. Ich fürchtete, dass Du nicht ordentlich atmen könntest . . . . dass die Decken Dich erstickten . . . .

— Ja, es ist wahr. Jetzt ist mir heiss, zu heiss . . . . Ich bitte Dich, nimm mir einige von diesen Decken fort.

Und ich stand auf, um sie von einigen dieser Decken zu befreien. Es ist mir heut unmöglich, den Gemütszustand zu erklären, in dem ich mich

Digitized by Google

befand bei diesen Handlungen, die ich vollzog, diesen Worten, welche ich sprach und welche ich hörte, allen diesen Dingen, welche ganz natürlich vor sich gingen, als ob nichts verändert wäre, als ob ich und Juliane unwissend und unschuldig gewesen wären, als ob nicht hier drinnen, in diesem stillen Alkoven, Ehebruch, Enttäuschung, Reue, Eifersucht, Furcht und Tod, alles menschliche Elend vereint gewesen wären.

Sie fragte:

— Ist es schon spät?

— Nein, es ist noch nicht Mitternacht.

— Ist die Mama ins Bett gegangen?

— Noch nicht.

Nach einer Pause:

— Und Du . . . . gehst Du nicht? Du musst müde sein . . . .

Ich wusste nicht, was antworten. Sollte ich antworten, dass ich bliebe? sie bitten, mich bleiben zu lassen? Die zärtlichen Worte wiederholen, die ich auf dem Lehnstuhl, in unserm Zimmer, in Villalilla, ausgesprochen? Aber, wenn ich blieb, in welcher Weise sollte ich die Nacht verbringen? Hier auf dem Stuhl, um zu wachen? oder im Bette, an ihrer Seite? In welcher Weise sollte ich mich benehmen? Würde ich bis zu Ende heucheln können?

Sie fügte hinzu:

— Es ist besser, dass Du gehst, Tullio, . . . . für heut Abend . . . . Ich brauche nichts mehr; ich brauche nichts wie Ruhe. Wenn Du bliebst . . . . es würde nicht gut thun . . . . Es ist besser, dass Du, für heut Abend, gehst, Tullio.

— Aber Du könntest etwas brauchen . . . .

— Nein. Und dann ist für alle Fälle Christine, die nebenan schläft, da.

— Ich strecke mich hier aufs Ruhebett, mit einer Decke . . . .

— Warum willst Du leiden? Du bist sehr müde: man sieht es an Deinem Gesicht . . . . Und dann, wenn ich Dich da wüsste, könnte ich nicht schlafen. Sei gut, Tullio! Morgen in aller Frühe kannst Du kommen und nach mir sehen. Jetzt haben wir alle beide Ruhe nötig: vollständige Ruhe . . . .

Sie sprach mit matter, schmeichelnder Stimme, ohne irgend einen aussergewöhnlichen Ausdruck. Ausser der Beharrlichkeit, mit der sie mich zum Fortgehen überredete, verriet nichts ihr unheilvolles Sinnen. Sie sprach kraftlos, aber ruhig. Von Zeit zu Zeit schloss sie die Augen, als ob der Schlaf auf ihre Lider drücke . . . . Was thun? Sie verlassen? Aber grade ihre Ruhe erschreckte mich. Eine solche Ruhe konnte ihr nur aus dem festen Entschluss kommen. Was thun? Alles überlegt, würde auch meine Anwesenheit während der Nacht nutzlos sein. Sie würde ihren Gedanken sehr wohl ausführen können, wenn sie sich vorbereitet und das Mittel zur Hand hatte. War dieses Mittel wirklich Morphium? Und wo hielt sie das Fläschchen verborgen? Unter dem Kopfkissen? Im Nachttischkästchen? In welcher Weise danach forschen? Man müsste alles enthüllen und plötzlich sagen: „Ich weiss, dass Du Dich töten willst.“ Aber welche Scene würde darauf folgen? Es würde dann nicht mehr möglich sein, das übrige zu verbergen. Und was für eine Nacht würde das dann werden? — Diese Unschlüssigkeit erschöpfte meine ganze Willenskraft, rieb mich auf. Meine Nerven erschlafften. Die physische Ermüdung wurde immer lastender. Mein ganzer Organismus geriet in jenen Zustand äusserster Erschöpfung, in dem jede Willensäusserung aufgehoben ist, in dem Wirkung und Gegenwirkung sich nicht mehr entsprechen oder sich nicht auslösen. Ich fühlte mich unfähig, noch weiter Widerstand zu leisten, zu kämpfen, in irgend einer nutzbringenden Art zu handeln. Das Gefühl meiner Schwäche, das Gefühl der Notwendigkeit dessen, was vorfiel und noch vorfallen würde, lähmten mich. Mein Wesen war wie von einer plötzlichen Lähmung getroffen. Ich empfand ein blindes Bedürfniss, auch diesem letzten, dunkeln Bewusstsein der Existenz zu entfliehen. Und endlich lösten sich alle meine Qualen in einem verzweifelten Gedanken: „Geschehe was da wolle, es giebt auch für mich den Tod.“

Digitized by Google

— Ja, — sagte ich, ich lasse Dich in Frieden, Juliane. Schlafe. Wir werden uns morgen wiedersehen.

— Du kannst Dich nicht mehr aufrecht halten!

— Ja, es ist wahr; ich halte mich nicht mehr aufrecht .... Lebwohl! Gute Nacht!

— Giebst Du mir keinen Kuss, Tullio?

Ein Schauer instinktiven Widerwillens überlief mich. Ich zögerte.

In diesem Augenblick trat meine Mutter ein.

— Wie? Du bist wach? — rief meine Mutter aus.

— Ja, aber jetzt schlafe ich wieder ein.

— Ich habe nach den Kindern gesehen. Natalie war wach. Sie hat mich gleich gefragt: „Ist Mama nachhaus gekommen?" Sie wollte zu Dir ....

— Warum hast Du nicht Edith gesagt, dass sie sie mir bringen soll? Ist Edith zu Bett gegangen?

— Nein.

— Lebewohl, Juliane, — unterbrach ich sie.

Und ich näherte mich und beugte mich herab, um ihre Wange zu küssen, die sie mir reichte, indem sie sich ein wenig auf die Ellenbogen stützte.

— Adieu, Mama. Ich muss mich niederlegen, denn ich bin vor Müdigkeit ganz blind.

— Und willst Du nichts zu Dir nehmen? Friedrich ist unten geblieben und erwartet Dich ....

— Nein, Mama, ich habe keine Lust. Gute Nacht!

Und ich küsste auch sie auf die Wange. Und ich ging ohne Aufenthalt, ohne einen Blick auf Juliane zu werfen; ich nahm die geringen Kräfte, die mir noch blieben, zusammen, und kaum war ich über die Schwelle, so fing ich an, nach meinen Zimmern zu laufen, aus Furcht, ich könnte fallen, ehe ich meine Thür erreicht hätte.

Ich warf mich mit dem Gesicht aufs Bett. Einer jener inneren Stürme schüttelte mich, wie sie den grossen Thränenausbrüchen vorausgehen, wenn die schnürende Angst sich lösen, wenn die Spannung nachlassen will. Aber der innere Sturm dauerte fort, und die Thränen kamen nicht. Ich litt entsetzlich. Ein enormes Gewicht lastete in meinem ganzen Körper, ein Gewicht, das ich nicht auf mir, sondern in mir fühlte, als ob meine Knochen und meine Muskeln aus kompaktem Blei gewesen wären.

Und mein Gehirn arbeitete noch! Und mein Bewusstsein war noch wach!

— Nein, ich hätte sie nicht verlassen sollen, ich hätte nicht einwilligen sollen, so fortzugehen. Sicherlich, wenn meine Mutter sich zurückgezogen hat, wird sie sich töten. Der Ton ihrer Stimme, als sie den Wunsch aussprach, Natalie wiederzusehen! — Eine Hallucination bemächtigte sich plötzlich meiner: Meine Mutter verliess das Zimmer. Juliane setzte sich im Bett auf und lauschte. Dann, sicher endlich allein zu sein, nahm sie aus dem Kästchen des Nachttisches die Morphiumflasche; sie zögerte nicht einen Augenblick; mit einer entschlossenen Bewegung leerte sie sie auf einen Zug; sie zog die Decken wieder über sich; sie legte sich auf den Rücken und wartete .... — Die visionäre Vorstellung des Leichnams nahm eine solche Deutlichkeit an, dass ich wie ein Besessener aufsprang, drei oder vier Mal um das Zimmer lief, gegen die Möbel stiess, über die Teppiche stolperte und wild gestikulirte. Ich öffnete ein Fenster.

Die Nacht war ruhig, die Frösche quakten eintönig und ununterbrochen. Die Sterne flimmerten. Nur der grosse Bär leuchtete in klarem Feuer. Die Luft floss.

Ich blieb einige Minuten am offnen Fenster erwartungsvoll und betrachtete den weiten Sternenhimmel, der meinem verstörten Blick näher zu kommen schien. Ich wusste wirklich nicht, was ich erwartete. Ich verwirrte mich. Ich hatte ein eigentümliches Gefühl der Leere dieses unendlichen Himmels. Plötzlich, in dieser Art ungewissen Stillstands, stieg, wie wenn irgend ein dunkler Einfluss in der Tiefe meines Bewusstseins auf mein Wesen gewirkt

Digitized by Google

hätte, unvermittelt die Frage wieder auf, die ich noch nicht ganz erfasst hatte: „Was habt ihr aus mir gemacht?“ Und die Vision des Leichnams, die für kurze Zeit unterbrochen war, erschien wieder.

Mein Entsetzen war so gross, dass ich, ohne zu wissen, was ich vorhatte, mich umdrehte, ohne zu zaudern hinaus ging und mich nach Julianes Zimmer wandte. Auf dem Vorplatz begegnete ich Miss Edith.

— Woher kommen Sie, Edith? fragte ich sie.

Ich bemerkte, dass sie über meinen Anblick verwundert war.

— Ich habe Natalie zu der gnädigen Frau, die sie gern sehen wollte, getragen. Aber ich musste sie dort lassen. Es war unmöglich, sie zu bewegen, wieder in ihr Bett zurück zu gehen. Sie hat so lange geweint, bis die gnädige Frau eingewilligt hat, sie bei sich zu behalten. Ich will nur hoffen, dass Maria jetzt nicht erwacht . . . .

— Und also . . . .

Mein Herz schlug mit solcher Heftigkeit, dass ich nicht zusammenhängend sprechen konnte.

— Und also ist Natalie bei ihrer Mutter im Bett geblieben . . . .

— Ja wohl.

— Und Maria . . . . Wir wollen gehen und nach Maria sehen.

Die Bewegung erstickte mich. Juliane war für diese Nacht gerettet! Es war unmöglich, dass sie in dieser Nacht daran denken konnte zu sterben, wenn sie das Kind an ihrer Seite hatte. Durch ein Wunder hatte Natalies zärtliche Laune die Mutter gerettet. Gesegnet sei sie! Gesegnet!

Ehe ich die schlafende Maria ansah, betrachtete ich das leere Bettchen, in dem ein kleiner Abdruck zurückgeblieben war. Eine seltsame Versuchung überkam mich, das Kopfkissen zu küssen, zu fühlen, ob der Abdruck noch warm sei. Ediths Gegenwart hielt mich davon ab. Ich wendete mich zu Maria, beugte mich, den Atem anhaltend, über sie und betrachtete sie lange, suchte eine nach der andern die mir bekannten Ähnlichkeiten wieder, die sie mit mir hatte, zählte beinah die zarten Adern, die an ihren Schläfen, an den Wangen, am Hals durchschimmerten. Sie schlief auf der Seite, den Kopf nach hinten geneigt, so dass der ganze Hals unter dem erhobenen Kinn sichtbar war. Die Zähne, winzig wie zierliche Reiskörner, leuchteten in dem halbgeschlossenen Mund. Die Wimpern, lang wie die der Mutter, warfen von den Augenhöhlen einen Schatten, der auf den oberen Teil der Wange fiel. Die Gebrechlichkeit einer kostbaren Blume, eine unendliche Zartheit lag über dieser kindlichen Form, in der ich fühlte, dass mein Blut verfeinert floss.

Wann je, seitdem die beiden Geschöpfchen lebten, wann hatte ich je für sie ein so tiefes, so süsses, so trauriges Gefühl empfunden?

Ich riss mich mit Mühe los. Ich hätte mich zwischen die beiden kleinen Betten setzen und meinen Kopf an dem Gestell des leeren ausruhen mögen, morgen so erwartend.

— Gute Nacht, Edith, sagte ich, indem ich hinausging; und meine Stimme zitterte seltsam.

Als ich in mein Zimmer kam, warf ich mich von neuem mit dem Gesicht aufs Bett. Und nun endlich brach ich in verzweifeltes Schluchzen aus.

## XII.

Als ich aus dem schweren, fast möchte ich sagen tierischen Schlaf erwachte, der mich zu einer gewissen Stunde der Nacht trotz meiner Herzensangst überfallen hatte, brauchte ich Mühe, um die genaue Vorstellung der Wirklichkeit wieder zu erlangen. Nach einer Weile stand vor meinem Geiste, der von den Aufregungen der Nacht jetzt frei war, die kalte, nackte, unabänderliche Wirklichkeit. Was waren die Qualen von gestern, im Vergleich zu dem Entsetzen, das nun über mich hereinbrach? Ich musste leben! Und es war, als ob jemand mir einen hohen Kelch darreichte und dazu spräche:

Digitized by Google

„Heut, wenn Du trinken willst, wenn Du leben willst, musst Du Dein Herzblut, bis auf den letzten Tropfen, hier hinein ergiessen.“ — Ein Widerwille, ein Ekel, ein unbeschreiblicher Schauder stiegen mir aus dem innersten meines Wesens auf. Und dennoch musste ich leben, musste ich auch an diesem Morgen das Leben annehmen. Und vor allem musste ich handeln!

Der Vergleich, den ich innerlich anstellte, zwischen diesem wirklichen Erwachen und dem Erwachen, das ich am Tage vorher in Villalilla geträumt und gehofft hatte, vermehrte noch meine Empörung. — Es ist unmöglich, dass ich einen solchen Zustand hinnehme, es ist unmöglich, dass ich aufstehe, dass ich mich ankleide, dass ich hinausgehe, dass ich Juliane wiedersehe, mit ihr spreche, fortfahre, vor meiner Mutter mich zu verstellen, dass ich die gelegene Stunde zu einer endgültigen Auseinandersetzung erwarte, dass ich in dieser Auseinandersetzung die Bedingungen unsrer zukünftigen Existenz festsetze. Es ist unmöglich. Und was dann? Die vollständige, momentane Zerstörung alles dessen, was in mir leidet .... Mich befreien, fliehen .... Es giebt nichts andres. — Und indem ich mir die Leichtigkeit der Sache vorstellte und mir die schnelle Erledigung ausmalte: das Losgehen der Waffe, die unmittelbare Wirkung des Blei's, die darauffolgende Dunkelheit, empfand ich im ganzen Körper eine sonderbare Spannung, ängstlich und doch mit einem Gefühl der Erleichterung, fast der Wonne vermischt. — Es giebt nichts anderes. — Und obgleich die Angst zu wissen mich quälte, dachte ich mit Erleichterung, dass ich nun von gar nichts etwas erfahren würde, und dass diese Angst selbst mit einem Schlage aufhören würde, und dass alles schliesslich zu Ende sei.

Ich hörte eine Thür schlagen und die Stimme meines Bruders rief:

— Tullio, bist Du noch nicht aufgestanden! Es ist neun Uhr. Darf ich eintreten?

— Komm herein, Friedrich.

Er trat ein.

— Weisst Du, wie spät es ist? Es ist neun Uhr vorbei ....

— Ich bin spät eingeschlafen und war sehr müde.

— Wie geht es Dir?

— Leidlich ....

— Die Mama ist aufgestanden. Sie hat mir gesagt, dass es Juliane ziemlich gut geht. Soll ich das Fenster öffnen? Es ist ein wundervoller Morgen.

Er öffnete das Fenster weit. Eine Flut frischer Luft durchströmte das Zimmer, die Vorhänge blähten sich wie Segel; durch das geöffnete Fenster sah man den blauen Himmel.

— Siehst Du?

Das helle Licht beleuchtete wohl in meinem Gesichte die Zeichen der Seelenpein, denn er fügte hinzu:

— Aber Du bist ja in der Nacht auch krank gewesen?

— Ich glaube, dass ich ein wenig gefiebert habe.

Friedrich betrachtete mich mit seinen klaren, blauen Augen; und in diesem Augenblick schien sich mir das ganze Gewicht aller zukünftigen Lügen und aller zukünftigen Verstellungen auf meine Seele zu wälzen. O, wenn er gewusst hätte!

Aber wie immer vertrieb seine blosse Gegenwart die Mutlosigkeit, die mich schon ergriffen hatte. Eine scheinbare Energie, wie nach einem herzstärkenden Trunk, richtete mich wieder auf. Ich dachte: in welcher Weise würde er sich in meinem Fall benehmen? — Meine Vergangenheit, meine Erziehung, das innerste Wesen selbst meiner Natur widersprachen jedwedem möglichen Vergleich; aber das wenigstens war sicher: in einem gleichen oder ähnlichen Unglück würde er sich als ein starker und barmherziger Mann gezeigt haben, er würde den Schmerz heldenmütig auf sich genommen, er würde das Opfer seiner selbst dem Opfer der andern vorgezogen haben.

— Lass mich fühlen, — sagte er, mir näher kommend. Und er berührte meine Stirn mit der flachen Hand und fühlte mir den Puls.

Digitized by Google

— Jetzt bist Du frei, wie mir scheint. Aber was für ein ungleicher Puls!

— Lass mich aufstehen, Friedrich, es ist schon spät.

— Heute Nachmittag gehe ich in den Wald von Assoro. Wenn Du mitkommen willst, lasse ich für Dich Orlando satteln. Erinnerst Du Dich an den Wald? Schade, dass Juliane nicht wohl ist! Sonst könnten wir sie auch mitnehmen .... Sie könnte die brennenden Kohlenmeiler sehen.

Als er Juliane nannte, schien seine Stimme liebevoller, sanfter, fast möchte ich sagen brüderlicher zu werden. O wenn er gewusst hätte!

— Adieu, Tullio, ich gehe an die Arbeit. Wann wirst Du anfangen, mir zu helfen?

— Heute noch, morgen, wann Du willst.

Er fing an zu lachen.

— Welcher Eifer! Nun: ich werde Dich auf die Probe stellen. Adieu, Tullio.

Und er ging, mit seinem leichten, freien Schritt; denn ihn spornte beständig die Mahnung an, die auf dem Zifferblatt der Sonnenuhr stand: Hora est benefaciendi.

(Fortsetzung folgt.)

# THOMAS HUXLEY.

VON

Dr. ALEXANDER TILLE (GLASGOW).

## II.

Huxleys Name ist mit der Entwicklungslehre fast ebenso eng verknüpft wie derjenige Darwins, und sicher ebenso eng wie der Karl Vogts oder Ernst Häckels. Seine Thätigkeit ist aber damit nicht erschöpft. Er hat ebenso auf dem Felde des naturwissenschaftlichen Unterrichts einen der grössten Kämpfe gekämpft, eine Reihe bedeutsame philosophische Studien gemacht, eine eigene philosophische Strömung, den Agnostizismus, geschaffen, in der religiösen Entwicklung seines Heimatlandes eine eigenartige Rolle gespielt und mit zuerst auf die Gebiete der Soziologie und Ethik die Entwicklungslehre angewandt.

Der Knabe, dessen Ausbildung unterbrochen war und der geistig für mehrere Jahre völlig seinen eigenen Neigungen überlassen blieb, hatte jedes Buch verschlungen, das ihm in die Hände kam. „Damals war ich," so berichtet der Greis in einem philosophischen Essay, „ein gieriger und alles verschlingender Leser, ein Träumer und Spekulant reinsten Wassers, reichlich mit jenem herrlichen Mute ausgerüstet, der jeden Gegenstand angreift und der glücklicherweise Jugend und Unerfahrenheit wett macht. Unter den Büchern und Aufsätzen über die

Digitized by Google

verschiedenartigsten Gegenstände von der Metaphysik bis zur Heraldik, die ich in jener Zeit las, haben zwei unauslöschliche Eindrücke in meinem Geiste hinterlassen. Das eine war Quizots „Geschichte der Zivilisation", der andere Sir William Hamiltons Essay „Über die Philosophie des Unbedingten", auf das ich zufällig in einem Bande der Edingburgh Review stiess. Das letztere war sicherlich eine seltsame Lektüre für einen Knaben, und einen grossen Teil davon habe ich unmöglicherweise verstehen können. (Dennoch muss ich den Kern der Sache irgendwie erfasst haben, denn viele Jahre später, als Dean Mansels Bampton-Vorlesungen veröffentlicht wurden, schien es mir, als wüsste ich bereits alles, was dieser eminent agnostische Denker mir zu sagen hatte.) Ich verschlang das Buch mit Gier und es hat meinem Geiste die Überzeugung aufgeprägt, dass die Menschen selbst in den heiligsten und wichtigsten Fragen geneigt sind, schlaue Phrasen für Antworten zu halten, und dass die Begrenzung unserer Fähigkeiten in einer grossen Anzahl Fälle wirkliche Antworten auf derlei Fragen nicht nur thatsächlich unmöglich sondern selbst theoretisch undenkbar macht.

„Nachdem Philosophie und Geschichte in dieser exzentrischen Weise mich gepackt hatten, haben sie mich niemals wieder losgelassen. Ich geberde mich nicht als Fachmann in diesen Fächern, aber die Neigung zu philosophischer und historischer Lektüre, die mir Hamilton und Guizot anziehend machte, hat mir nicht nur manche richtige Mussestunden und noch mehr schlaflose Stunden mit der Erholung von einer anderen geistigen Beschäftigung ausgefüllt, sondern hat sogar nicht selten meiner Gebieterin, der Naturwissenschaft, meine eigentliche Arbeitszeit streitig gemacht. So ist es mir möglich geworden, ein gutes Stück Boden in dem Lande der Philosophie zu decken, und zwar umso mehr, als ich mich niemals besonders um Müllers und Schulzes Meinungen gekümmert, sondern vielmehr herauszufinden gesucht habe, was für eine Antwort sie auf die Fragen zu geben wussten, die ich an sie zu stellen hatte, wobei die Frage der Begrenztheit möglicher Kenntnis die Hauptfrage war."

So kam Huxley Hume und Kant immer näher.

„Als ich die geistige Reife erlangte", so berichtet er weiter, „und mich zu fragen begann, ob ich Atheist, Theist oder Pantheist, Materialist oder Idealist, Christ oder Freidenker sei, so fand ich, dass die Antwort um so schwieriger ward, je mehr ich lernte und dachte, bis ich zuletzt zu dem Schlusse kam, dass ich zu allen diesen Bezeichnungen mit Ausnahme der letzten kein Geschick und mit ihnen nichts gemein hatte. Der eine Punkt, in dem die meisten dieser guten Leute übereinstimmten, war gerade der, in dem ich von ihnen abwich. Sie waren ganz davon überzeugt, eine gewisse „Gnosis" erreicht, das Daseinsproblem mehr oder weniger glücklich gelöst zu haben. Ich war dagegen des Gegenteiles sicher und hatte die ziemlich feste Überzeugung, dass das Problem unlösbar sei. Und mit Hume und Kant auf meiner Seite konnte ich mir nicht anmassend vorkommen, wenn ich an dieser Meinung festhielt. Wie Dante:

Nel mezzo del cammin di nostra via
Mi ritrovai per una selva oscura

Aber, darin Dante ungleich, kann ich nicht hinzufügen:

Che la diritta via era smaritta.

Digitized by Google

Im Gegenteil hatte ich und habe ich noch die festeste Überzeugung, niemals die verace via, den geraden Weg, verlassen zu haben, und weiss, dass dieser Weg einzig und allein in die düsteren Tiefen eines wilden und dichtverwachsenen Waldes geführt hat. Und obgleich ich Leoparden und Löwen auf dem Pfade gefunden habe, obgleich ich mit dem hungrigen Wolfe . . . . . reichlich Bekanntschaft gemacht habe, und noch keine freundliche Erscheinung mir bis jetzt ihre Führung angeboten hat, war ich und bin ich gesonnen gradauszugehen, bis ich entweder auf der anderen Seite des Waldes herauskomme, oder finde, dass es keine andere Seite giebt, mindestens keine, die für mich erreichbar wäre."

„In dieser Lage befand ich mich, als mir das freundliche Geschick zuteil wurde, [Ende der sechziger Jahre] einen Platz unter den Mitgliedern jener bemerkenswerten Brüderschaft von seitdem längst verstorbenen, aber noch immer in frischem und frommem Angedenken lebenden Widerparten, der metaphysischen Gesellschaft, zu finden. Jede Varietät philosophischer und theologischer Meinung war da vertreten und gab sich da mit völliger Offenheit Ausdruck. Die meisten meiner Genossen waren irgendwelche —isten, und so freundlich und freundschaftlich sie auch waren, ich, der Mann ohne ein Fetzchen eines Abzeichens, mit dem ich mich hätte decken können, musste natürlich etwas wie das unbehagliche Gefühl empfinden, das der Fuchs in der Geschichte gehabt haben muss, als er sich, nachdem er seinen Schwanz in der Falle gelassen hatte, vor seinen normalbeschwänzten Gefährten zeigte. So sann ich nach und erfand den Namen „Agnostiker", den ich für passend hielt. Er kam mir in den Sinn als vielsagend entgegengesetzt zu den „Gnostikern" der Kirchengeschichte, die so viel gerade über die Dinge zu wissen vorgaben, über die ich unwissend war. Ich ergriff die erste Gelegenheit, damit in unserer Gesellschaft zu paradieren, um zu zeigen, dass ich auch einen Schwanz hätte wie die anderen Füchse. Zu meiner grossen Befriedigung verfing der Ausdruck, und als der Spectator ihm Pate gestanden hatte, war naturgemäss jeder Verdacht in den Köpfen achtbarer Leute, den die Kenntnis seines Erzeugers hätte erwecken können, völlig eingelullt." . . . . . .

„Der Agnostizismus ist in Wirklichkeit kein Glaubensbekenntnis, sondern eine Methode, deren Kern in der strengen Anwendung eines einzigen Grundsatzes liegt. Dieser Grundsatz hat ein hohes Alter; er ist so alt wie Sokrates, so alt wie der Mann, der da sagte „Prüfet alles und das beste behaltet". Er ist die Grundlage der Reformation, die einfach das Axiom illustrierte, jeder solle für den Glauben in sich einen Grund anzugeben haben. Er ist der grosse Grundsatz von Descartes; er ist das fundamentale Axiom der modernen Naturwissenschaft. Positiv lässt sich der Grundsatz so ausdrücken: In Verstandesdingen folge deiner Vernunft, so weit sie dich eben trägt, ohne einer anderen Erwägung ein Ohr zu leihen. Und negativ: In Verstandesdingen gieb Folgerungen, die weder nachgewiesen noch nachweisbar sind, nicht für sicher aus. Das ist nach meiner Meinung die agnostische Überzeugung, und wenn jemand sie sich ganz und unbefleckt erhält, dann soll er sich nicht dem All ins Gesicht zu schauen schämen, was ihm die Zukunft auch aufbehalten habe.

„Die Ergebnisse der Anwendung des agnostischen Grundsatzes

Digitized by Google

werden je nach dem Wissen und Können des einzelnen und je nach dem allgemeinen Stande der Wissenschaft schwanken. Was heute noch unbewiesen ist, kann morgen mittelst neuer Entdeckungen bewiesen werden. Die einzigen negativen feststehenden Punkte werden diejenigen Negationen sein, die der nachweisbaren Begrenztheit unserer Fähigkeiten entspringen. Und die einzige anerkannte Verpflichtung besteht darin, seinen Geist der Überzeugung zugänglich zu erhalten."

Allüberall, wo eine geistige oder soziale Strömung sich einen Namen beilegt oder ihn von anderen beigelegt bekommt, bezieht er sich auf einen besonderen Zug, der als hervorragend erscheint und darum den Kern des Namens hergiebt. Dann erst verbindet die Gewohnheit den Namen mit der ganzen Strömung nach allen ihren Seiten hin. Da jede neue Strömung naturgemäss eine Gegenströmung gegen etwas bereits Vorhandenes sein muss, so ist es nur natürlich, dass ihr Name in Beziehung zu diesem steht. So steht heute in Deutschland die Weltanschauung der Gebildeten auf dem Punkte, den letzten Rest des Dualismus aufzugeben, der sich einst in dem Gegensatz Gott und Teufel und dann in dem Gegensatz Gott und Welt ausdrückte. Goethe ist bahnbrechend vorangegangen, und ihm wieder Spinoza und wahrscheinlich auch Lessing. Goethes Glaube an die Einheit der Natur findet seine unmittelbare Fortsetzung in dem modernen Monismus. In einer Zeit, in welcher auch die letzten Reste der dualistischen Weltanschauung, die die monistische Wissenschaft heute bekämpft, verschwunden wären, hätte auch das Wort Monismus seinen Sinn verloren, ebenso wie in einer Zeit, in der die Naturwissenschaft die selbstverständliche Grundlage aller Überzeugung geworden wäre. es wenig Sinn hätte, von einer „naturwissenschaftlichen Weltanschauung" zu sprechen, die heute gegenüber der mythologischen Weltanschauung des Christentums eine so bedeutsame Rolle spielt. Wie der Monismus den Dualismus seinem Inhalte nach verneint, so der Agnostizismus eines Huxley den Gnostizismus der Kirchenfrommen in der Methode. Er legt den Nachdruck nicht auf das Was der Erkenntnis, sondern auf das Wie und trifft damit allerdings einen Punkt, der in der Weltanschauungsentwicklung Englands heute von allererster Bedeutung ist. Während die wissenschaftliche deutsche Theologie sich geduldig der historischen Forschung zugewandt hat, spielt in der englischen Theologie — die in weit höherem Maasse als die deutsche von den einzelnen Bekenntnisgemeinschaften abhängig ist, so dass Huxley sagen kann, Deutschland und Holland seien die einzigen Länder, in denen es nicht von den Ergebnissen der Forschung eines Universitätsprofessors der Theologie abhänge, ob er seine Stellung behalten dürfe oder nicht, — die subjektive Glaubensgewissheit als Beweis für die objektive Thatsächlichkeit gewisser kirchlicherseits behaupteter Ereignisse noch eine ausserordentlich wichtige Rolle. Sie ist der erste Feind, den die Naturwissenschaft zu bekämpfen hat, wenn sie vorwärts kommen will. Sie ist eine rückständige Art der Beweisführung, die vor den modernwissenschaftlichen Methoden nicht mehr standhält. An zweiter Stelle wendet sich die Naturwissenschaft allerdings auch gegen den Dualismus. So greift Huxley die Dämonologie des neuen Testamentes und deren Grundvoraussetzungen in der Sage von der Herde Säue am See Tiberias an. Aber der methodische Gesichtspunkt steht im Vordergrunde. Es kann wohl kaum die Frage sein, dass hinsichtlich der

Digitized by Google

Wirkung auf die weiten Schichten des Volkes der Monismus dem Agnostizismus unendlich überlegen ist, obwohl sie sich inhaltlich wenig, ja kaum überhaupt unterscheiden. In Häckels Weltanschauung wird es wenige Punkte geben, die Huxley nicht unterschrieben hätte und umgekehrt. Aber der Agnostizismus mit seiner Betonung des Methodischen wendet sich nur an die selbständigen Denker und lässt sie das Thatsächliche ihrer Anschauung selbst bestimmen; der Monismus giebt dem Volke eine fertige Weltanschauung hin. So stehen sie in der selben Weise zu einander wie der englische Glücksutilitarismus in der Ethik, der von jedem verlangt, er solle herausfinden, welche von allen möglichen Handlungen zum grössten Glück der grössten Zahl führe, und die Entwicklungsethik eines Nietzsche, die das Ziel der Hebung der menschlichen Gattung als letztes sittliches Ideal aufstellt, daraus neue, feste Normen für das sittliche Handeln gewinnt und so dem Volke eine feste, neue sittliche Weltanschauung bietet, wo der Glücksutilitarismus nur eine Aufforderung zu einer Verstandesoporation zu geben vermag. Und ebenso hoch wie die Entwicklungsethik über dem Glücksutilitarismus steht, steht Häckels Monismus über Huxleys Agnostizismus.

Huxley hat bei Gelegenheit eines Überblicks über die Leistungen der Naturwissenschaft seit 1837 einmal gesagt: „Ob nicht-lebendiger Stoff in lebendigen Stoff übergehen kann, oder unter irgend welchen Umständen ohne die Mitwirkung vorher vorhandenen lebendigen Stoffes je in solchen über gegangen ist, bleibt notwendigerweise eine offene Frage. Man kann nur sagen, dass wir keine Bedingungen kennen, unter denen er diese Umwandlung durchmacht. Wer die monistische Anschauung der physischen Welt vertritt, mag die Anschauung von einer solchen Entstehung des Lebens als einen durch Analogie gestützten und von unserer Unwissenheit verteidigten frommen Glauben hegen. Aber wie die Dinge liegen, ist es ebenso gerechtfertigt, die physische Welt als eine Art dualistisches Reich zu betrachten. Die Reiche des lebendigen Stoffes und des nicht-lebenden Stoffes stehen unter einem System von Gesetzen, und zwischen ihnen besteht vollkommene Freiheit des Austausches und Überganges von einem ins andere. Aber kein biologischer Nationalitätsanspruch hat Geltung mit Ausnahme der Geburt."

Huxley selbst ist Monist; aber dieser Monismus ist nur sein Glaube, nicht seine wissenschaftliche Überzeugung. So heftig er auch den Satz betont, dass der Dualismus des neuen Testamentes absurd schlecht begründet sei, und dass man für eine so wichtige Annahme wie die einer Dämonologie ganz andere „Beweise" brauche, als sie üblich seien, und das demnach der Monismus wahrscheinlich sei, so wenig hält er ihn für exakt bewiesen, und so sehr besteht er darauf, dass er von den exakt gewonnenen Wahrheiten der Naturwissenschaft getrennt gehalten werde.

Heute ist der Ausdruck Agnostizismus schon längst nicht mehr mit Huxleys oder mit Spencers Philosophie identisch, sondern ist weit umfassender. Er bezeichnet, wie Leslie Stephen in seiner „Apologie eines Agnostikers" — auch apologetisch ist der Agnostizismus seit 1893 geworden! — sagt, ein unendlich weiteres Anschauungsfeld. Ihm bedeutet es einen Fortschritt in der Form philosophischer Diskussion, einen Fortschritt in der Fragestellung. 1892 konnte Friedrich Engels

Digitized by Google

sogar sagen, infolge des Eindringens des kontinentalen Skeptizismus in Dingen der Religion sei es glücklich so weit gekommen, dass der Agnostizismus, obgleich noch nicht ganz so comme il faut wie die englische Hochkirche, doch an Achtbarkeit sicher dem Baptismus die Wage halte und fraglos an Rang über der Heilsarmee stehe. Und thatsächlich hat sich in England — noch nicht in Schottland und Irland — der Agnostizismus zur Gesellschaftsfähigkeit emporgearbeitet. Männer und Frauen aus allen Kreisen der Gebildeten bekennen sich zu ihm; und man zuckt über den Gnostizismus der herrschenden Kirche lächelnd die Achseln. „Der Gnostiker meint", sagt Leslie Stephen, „unser Verstand könne in gewissem Sinne die engen Grenzen der Erfahrung überschreiten. Er meint, wir könnten zu Wahrheiten gelangen, die ihrer Natur nach unbeweisbar sind und auch keines Beweises durch Experimente der Beobachtung bedürfen. Er meint ferner, die Kenntnis dieser Wahrheiten sei wesentlich für die höchsten Interessen der Menschheit, und setze uns gewissermassen in den Stand, das dunkle Rätsel des Alls zu lösen."

Es giebt im heutigen England keine andere Geistesbewegung, die sich an Nachdruck und Bedeutsamkeit für die Weiterbildung der Weltanschauung mit dem Agnostizismus messen könnte, aber es ist bezeichnend genug, dass diese, obwohl der Sache nach anderthalbes Menschenalter und dem Namen nach fast ein Menschenalter alt, doch nicht über die angelsächsische Rasse hinausgedrungen ist und selbst in den Vereinigten Staaten, wo seine reinigende Wirkung wohl nur zu wünschen wäre, nicht tief Wurzel geschlagen hat.

Seit dem Jahre 1894 erscheint in England in einem der grössten Verlage eine Theological Translation Library, herausgegeben von zwei namhaften Theologen, Cheyne in Oxford und Bruce in Glasgow. Jedes Jahr bringt drei Bände, und der erste Jahrgang umfasst Adolf Harnacks „Dogmengeschichte" Bd. I, Carl von Weizsäckers „Apostolisches Alter der christlichen Kirche" Bd. I und Kittels „Geschichte der Hebräer" (Bd. I), von der erst 1892 der zweite Band erschienen ist. Für 1895 ist der zweite Band von Weizsäckers und Kittels Werk und Hermanns „Gemeinschaft des Christen mit Gott" in Aussicht genommen. Die Bibliothek enthält bisher und voraussichtlich noch für lange Zeit ausschliesslich deutsche theologische Werke, und auch ausserhalb derselben erscheinen kostspielige deutsche Werke englisch wie Adolf Hausraths „Neutestamentliche Zeitgeschichte". Noch vor einem Jahrzehnt wäre ein solches Unternehmen wie das der Firma Williams and Norgate unmöglich gewesen. Damals hatte die englische Theologie noch viel zu viel mit Sektenstreitigkeiten zu thun, um der geschichtlichen Forschung, wie sie unterdessen in Deutschland emporgeblüht war, Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Der rasche Umschwung in dieser Hinsicht ist in weitem Masse das Verdienst Huxleys. Es war im Jahre 1888, wo Huxley auf dem Kirchenkongress in Manchester, auf dem das Thema des Agnostizismus zur Erörterung stand, vonseiten eines Londoner Theologen Wace wegen seiner Stellung zum neuen Testamente scharf angegriffen wurde. Da machte sich der streitbare Naturforscher auf und warf seinem Gegner im Nineteenth Century nach einander drei Streitaufsätze: „Agnostizismus", „Agnostizismus, eine Erwiderung" und „Agnostizismus und Christentum" an den Kopf, in denen er ihm, wie einst Lessing seinen zahlreichen Gegnern schlagend



Digitized by Google

nachwies, dass er von der ganzen modernen deutschen Bibelkritik nichts wisse und sich beharrlich mit Dingen herumschlage, die von den führenden Geistern seiner eigenen Wissenschaft schon längst beiseitegeworfen worden seien. Huxleys Essays, in denen er aufgrund der Forschungen von Strauss, Baur, Ritschl, Reuss, Volkmar, Zeller, Holtzmann, Harnack, Renan, zum ersten Male England ein deutliches Bild von den Ergebnissen der modernen deutschen Evangelienkritik zeichnete, die er dann in seiner „Vorrede" zum fünften Bande seiner Essays in mustergiltiger Weise zusammenstellte, öffneten der englischen Theologie die Augen über ihre eigene Rückständigkeit, und seit etwa 1890 werden die ernstesten Anstrengungen gemacht, sich wenigstens, solange man es noch nicht zu eigenen grundlegenden Forschungen bringen kann, die Ergebnisse der deutschen Forschungen anzueignen. Hierher gehört es auch, wenn Otto Pfleiderer erst für die Hibbert Vorlesungen nach England und dann 1894 für die Gifford-Vorlesungen an der Universität Edinburgh nach Schottland berufen wurde. Seitdem scheint das Studium der Theologie in Grossbritannien wieder einen Aufschwung zu nehmen und die Wissenschaft selbst sich in der allgemeinen Achtung wieder zu heben. Bis dahin waren die Bekenntnisse der einzelnen Sekten für ihre Bekenner alles, die Theologie als historische Wissenschaft nichts. Im Laufe eines Menschenalters werden sich die Folgen zeigen; denn daran, dass die Evangelienkritik und überhaupt die gesammte historische Richtung in der modernen deutschen Theologie das Christentum der Gebildeten mit untergraben hilft, kann doch kein Zweifel sein.

Ein heiteres Nachspiel hatten Huxleys Kämpfe mit Wace in einem Gefecht mit dem Papst Gladstone, einer der grössten theologischen Autoritäten unserer Zeit, dessen „Uneinnehmbarer Fels der heiligen Schrift" von zweihundertjährigem Alter geheiligt zu sein verdiente, um seine enge Beziehung zur Theologie des siebzehnten Jahrhunderts mild auszudrücken. Huxleys „Schweinehirten" vom See Tiberias und die „Illustrationen von Gladstones Kampfweise" haben eine unendliche Bedeutung bekommen, weil sie dem in England so beliebten und in den „Letters to the Editor" zum Ausdruck gebrachten Mitreden von Laien über alle möglichen wissenschaftlichen Fragen einen ernsten Stoss versetzt haben. Dass es mit dem blossen „gesunden Menschenverstande" doch nichts ist, sondern dass zur Bildung und Vertretung einer eigenen Meinung auch eine ganze Menge positiver Kenntnisse notwendig sind, und erst recht in so verwickelten Fragen wie sie die Evangelienkritik zu behandeln hat, diese Erkenntnis war ganz neu und kam vielen Kreisen überraschend.

Die in Deutschland in theologischen Zeitschriften und Genesiskommentaren ausgefochtene Frage, ob es nicht doch vielleicht möglich wäre, die gröbsten Grundzüge des Berichtes, den uns der Anfang des ersten Buches Moses von der Entstehung der Erde und des organischen Lebens auf ihr giebt, mit dem zu vereinen, was uns die moderne Paläontologie und Phylogenie lehren, ist in England ebenfalls unter Huxleys Führung vor dem grossen Publikum ausgefochten worden und hat in ihm lebendige Teilnahme erweckt. Nachdem lange allerhand Geplänkel hin und hergegangen war, kam es 1885 zu einer Entscheidungsschlacht im Nineteenth Century. Der Verfasser der Prolégomènes de l'Histoire des Religions, die unter Max Müllers Leitung

Digitized by Google

in englischer Uebersetzung erschienen waren, Réville, wurde die Veranlassung dazu. Gladstone griff ihn in einem heftigen Artikel wegen seiner Ketzereien an, und Huxley antwortete in zwei Essays: „Die Dolmetscher der Genesis und die Dolmetscher der Natur", und „Gladstone und die Genesis" und rechnete seinem Opfer mitleidlos vor, dass alle denkbare Deutelei und Dehnung der biblischen Ausdrücke und Begriffe nicht imstande sei, den Einklang herzustellen, sondern dass die jüdische Sage eben einfach den Ergebnissen der modernen Wissenschaft widerspreche, wie das ja nicht anders zu erwarten sei. Damit verstummte der Widerstand allerdings noch nicht, aber die Theologie hörte wenigstens auf, die Naturforscher zu belehren, wie die naturwissenschaftlichen Entdeckungen verstanden werden müssten und ausgelegt werden dürften.

Die sozialen Verhältnisse Grossbritanniens sind fast eben so seltsam wie die religiösen. Hier wie dort Sektenwesen. Trotz der „Unabhängigen Arbeitpartei" und der angeblich nicht politisierenden Gewerkvereine, giebt es in England keine grosse soziale Partei wie die deutsche sozialdemokratische, und in Ermangelung einer Strömung, hinter der kompakte Massen von Wählern stünden, teilt sich das soziale Interesse der Gebildeten ausserordentlich und mischt den Seifenblasen, die auf der Oberfläche des sozialen Gewebes dann und wann aufsteigen, eine Bedeutung zu, die durch ihre thatsächliche Wichtigkeit in keiner Weise gerechtigt wird. Namentlich aber nimmt man im grossen Publikum phantastische Projekte zur Abstellung der sozialen Uebel — auch wenn sie noch weit unter Hertzkas „Freiland" stehen, ausserordentlich ernst.

Im Jahre 1889 hatte Charles Booth, der weltbekannte „General" der „Heilsarmee" sein Buch „Darkest England and the Way out" geschrieben, in dem er für ein phantastisch abenteuerliches System zur Einschränkung der sozialen Übel Propaganda machte und um die Mittel zur Ausführung bat. Seine Bitte fand Anklang, und von allen Seiten strömten ihm die Zehntausende zu. Ein reicher Freund stellte Huxley tausend Pfund Sterling zur Verfügung, falls er das System Booths für geeignet halte, in der verheissenen Richtung Gutes zu leisten. Das wurde für Huxley der Anlass zum gründlichen Studium von Booths Werk, und das Ergebnis davon waren seine „Zwölf Briefe an die Times über das Darkest England System" vom 1. Dezember 1890 bis zum 22. Januar 1891, die nachmals als Broschüre erschienen und den wichtigsten und weitesttragenden Angriff bilden, den die Heilsarmee auf ihrer ganzen Laufbahn erfahren hat. Das Festland neigt noch immer zu einer heiteren Auffassung dieser autokratischen Sozialdemokratie mit ihren zehntausend dem General zum Cadavergehorsam verpflichteten Offizieren, ihren 1400 Korps in Grossbritannien und ihren 1500 Korps in den englischen Kolonien, ihrem Kapitalbesitz von 15 Millionen Mark und ihrem Jahreseinkommen von gleicher Höhe. Und doch ist sie wahrscheinlich der bestdisziplinierte und fanatischste Agitationskörper der Welt, der, für was für Zwecke er auch mobil gemacht werde, in der Hand rücksichtsloser Leiter das Unglaublichste zu leisten vermag, und bedeutet in ihrem verrannten Fanatismus eine ernste soziale Gefahr, wo sie sich auch niederlasse. In Deutschland, wo sich die Gebildeten oder gar die Gelehrten für zugut halten, in derartige Zeitkämpfe mit Wort und Schrift einzugreifen, und wo man



Digitized by Google

die Sozialdemokraten mit ihrer erbarmungswürdigen sozialen Weisheit hat zu Millionen anwachsen lassen, ehe sich die oberen Schichten auch nur die Mühe nahmen, den Mund zu öffnen, erscheint ein solches Eingreifen, wie das Huxleys im vorliegenden Falle kaum verständlich, und niemand würde sich dort der Möglichkeit aussetzen, von den Gegnern in jeder denkbaren Weise verdächtigt zu werden. Huxley verschlug das nichts, und in seiner gewohnten Heiterkeit erzählt er uns, was er für Gefühle hatte, als der Kampf in vollen Gang gekommen war. „So betrachte ich mir die zwölf Schriftstücke und stelle mir die merkliche Bereicherung der Post vor, die der Masse Briefe und Drucksachen entsprungen sein muss, die bei mir abgegeben worden sind, ganz zu geschweigen von dem unerwarteten Licht, das von ein paar Einsendern von Briefen an die Times und endlosen Erklärungen anderorts auf meinen Charakter, meine Motive und Lehren geworfen worden ist . . . . . .“ „Wenn Selbsterkenntnis das höchste Ziel des Menschen ist, so sollte ich eigentlich heute nicht mehr viel zu lernen haben.“ Huxleys Eingreifen in dieser seltsamen Angelegenheit hat Millionen Leuten die Augen darüber geöffnet, welcher Art die letzten Ziele des Leiters der Heilsarmee nur sein können, und welche notwendigen Folgen dieses Ungeheuer unausbleiblich im Gefolge haben muss. Aber es hat auch praktische Folgen gehabt. Es wurde der Anlass zur Einsetzung einer Kommission, welche den „General“ dazu zwang, darüber Rechenschaft abzulegen, ob die ihm zu bestimmten Zwecken anvertrauten Gelder auch wirklich zu diesen Zwecken und nicht vielleicht für die „Dynastie Booth“ verwendet worden seien. Die „Kriegsartikel“, das Formular für die Bewerbung um Offiziersstellen der Heilsarmee, die Lehren der Heilsarmee und der Revers, den jeder Eintretende zu unterzeichen hat, die Huxley sammt und sonders am Schlusse seiner Broschüre „Soziale Krankheiten und schlimmere Heilmittel“ abdruckte, geben dem Bande noch ein ganz besonderes Interesse und sind geeignet, die Organisation der Heilsarmee und die Mittel, mit denen sie aufrecht erhalten wird, nicht so leicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Man kann sehr wohl der Meinung sein, dass das von Booth vorgeschlagene abenteuerliche Gesellschaftssystem, das sich auf einen Massenaltruismus gründet, wie ihn die Geschichte noch niemals gesehen hat, eine Narretei sei, und kann doch die Ueberzeugung hegen, dass es mit unserem individualistischen Wissenschaftssystem nicht mehr so weiter gehen kann, sondern dass da eine gründliche Reform unabweisbar notwendig sei. In den weiten Kreisen der Gebildeten herrschen darüber nicht weniger abenteuerliche Vorstellungen als in der Fachliteratur, die in ganz ungebührlichem Masse versäumt hat, der sozialen Entwicklung Führer zu sein, welche Berge von Schriften über Anarchie, Sozialismus, Kathedersozialismus, Bodenverstaatlichung, Manchestertum sich auch aufgetürmt haben.

Auch hier hat Huxley einen wahrhaft befreienden Schritt gethan durch die Anwendung der Entwicklungslehre auf das soziologische Gebiet, das von je her in einem Maasse von der Spekulation beherrscht worden war wie kaum ein anderes, die Magie vielleicht aufgenommen. Seit 23 Jahrhunderten hat der Buddhismus, seit 18 Jahrhunderten das Christentum, seit 3 Jahrhunderten das recipierte römische Recht die natürliche Gleichheit der Menschen gelehrt, und selbst die moderne humane

Digitized by Google

Ethik ist davon kaum tiefer beeinflusst worden als die soziologische Spekulation. Unfähig, durch wirkliches Studium der sozialen Entwicklung den Kern des sozialen Organismus zu verstehen, suchten diejenigen, die bis zum ersten Drittel unseres Jahrhunderts das soziologische Gebiet streiften, wesentlich durch „Forderungen" ein Bild eines sozialen „Idealzustandes" zu erreichen, statt ihr Auge darauf zu richten, augenfällige Missstände in den bestehenden Verhältnissen abzustellen. So gab die Soziologie der Ethik an freischwebender Stellung kaum etwas nach, und selbst in den letzten beiden Menschenaltern hat die Phantasie an ihr einen grösseren Anteil gehabt als an einer anderen Disziplin. Herausgefordert durch Spencers schroffe individualistische Stellung in der Soziologie und seine Lehre, die wie dazu geschaffen schien, dem modernen demokratischen Liberalismus als erwünschte Stütze zu dienen, schrieb Huxley 1871 seinen klärenden Streitaufsatz „Vom liberalen Nihilismus", in dem er auf die natürliche Ungleichheit der Menschen mit wuchtigen Worten hinwies und ein sozialaristokratisches Prinzip vertrat. Er geht von Platos Republik aus, in der Sokrates bemerkt; er würde den Bürgern seines Sozialstaates gern die eine „edle Lüge" einprägen: „Bürger," werden wir zu ihnen in unserer Geschichte sagen, „Ihr seid Brüder, aber Gott hat euch verschieden gemacht. Einige von euch haben die Gabe des Herrschens, und sie hat er aus Gold gebildet, und darum geniessen sie die höchsten Ehren; andere aus Silber, sie sollen der Beistand jener sein; andere wieder, die Ackerbauer und Handwerker sein sollen, hat er aus Kupfer und Eisen gemacht; und diese Arten werden sich im allgemeinen in den Kindern erhalten. Aber da ihr ursprünglich aus derselben Familie stammt, so wird ein goldener Vater manchmal einen silbernen Sohn haben, oder ein silberner Vater einen goldenen Sohn. Und Gott verkündet den Herrschenden als obersten Grundsatz, dass sie vor allem über ihre Nachkommenschaft wachen und achtgeben, was für Bestandtheile ihrem Wesen gesellt sind. Denn wenn der Sohn eines goldenen oder silbernen Vaters eine Beimischung von Kupfer oder Eisen hat, dann befiehlt die Natur auch eine Veränderung seines Standes, und das Auge des Herrschenden soll nicht mit Schmerz auf seinem Kinde weilen, weil es auf der Leiter niederzusteigen und ein Ackerbauer oder Handwerker zu werden hat; gerade wie aus dem Ackerbauerstande andere hervorgegangen sein mögen, die zu Ehren emporsteigen und Aufseher und Beistände werden. Denn eine Weissagung verkündet, wenn ein kupferner oder eiserner Mann den Staat beschützt, dann wird dieser Staat zu Grunde gehen." Daran knüpft Huxley die folgende Betrachtung: „Die Zeit, deren Zahn alles Andere hinwegfrisst, ist machtlos gegen die Wahrheit, und das Entschwinden von mehr als zweitausend Jahren hat die Gewalt dieser weisen Worte nicht abgeschwächt. Es ist auch nicht notwendig, dass, wie Plato vorschlägt, die Gesellschaft besonderer Beamte mit der schweren Pflicht anstelle, die Kupfernen aus den Silbernen und Goldenen herauszulesen. Gebt allen Bildung, und die Goldenen werden sicher zur höchsten Spitze emporsteigen; entfernt alle jene Krücken, die die Kupfernen und Eisernen auf der höchsten Spitze halten, und sie werden nach einem Gesetze, das eben so fest steht wie das Gesetz der Schwere, allgemach niedersinken. Wir alle haben edle Lords gekannt, die Kutscher, Jäger oder Billardkellner geworden wären, wären

Digitized by Google

sie nicht durch unsere sozialen Schwimmgürtel über Wasser gehalten worden; wir alle haben Männer aus den untersten Schichten gekannt, von denen jedermann sagte: Was hätte nicht aus diesem Manne werden können, wäre es ihm nur verstattet gewesen, ein wenig Bildung zu bekommen "

Aber das ist noch nicht der Hauptpunkt jener Arbeit. Sie richtet sich vielmehr gegen die manchesterliche Staatstheorie, die der Zentralgewalt nur die Rolle eines Nachwächters zuweist, und deren moderne Hauptvertreter ihm Wilhelm von Humboldt und Herbert Spencer sind. An Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" anknüpfend, führt Huxley aus, dass jede Gesellschaft aus einzelnen bestehe, die sich von ihr zu trennen vermögen, sobald ihnen ihre Zustände unerträglich werden. Um an ihr anteilnehmen zu können, verzichten sie auf ihre theoretische Freiheit, aber nicht notwendigerweise und nicht für immer. „Das grosse Problem dieser Sozialchemie, die wir Politik nennen, besteht in der Frage, welche Wünsche der Menschen befriedigt werden können, und welche unterdrückt werden müssen, wenn das vielfache Aggregat Gesellschaft der Auflösung entgehen soll." Mit dieser Erkenntnis ist schon ein guter Schritt vorwärts gethan. Wie Kant in jener Abhandlung den „Kampf ums Dasein in der Gesellschaft" gewissermassen unbewusst vorausgenommen hatte, so wendet ihn Huxley hier bewusst auf sie an. Es handelt sich weder darum, dem Individuum noch der Gesammtheit unbegrenzte Machtbefugnisse einzuräumen: „Wo der Individualität kein Raum bleibt, da schreitet die Gesellschaft nicht fort. Wo die Individualität alle Bande bricht, da geht die Gesellschaft zugrunde." Es ist gar keine apriorische theoretische Frage, sondern die Frage praktischen Abwägens in jedem einzelnen Falle. Die Sozialwissenschaft aber befindet sich noch in einem sehr unentwickelten und unvollkommenen Zustande und hat in diesen Dingen praktisch noch absolut nichts geleistet. Huxley nimmt den Satz Lockes an: „Der Zweck der Regierung ist das Wohl der Menschheit," definiert dieses Wohl im Sinne des Glücksutilitarismus in der Ethik und kommt damit zu einer Bestimmung des Machtbereiches der Regierung, die leidlich annehmbar ist. Aber jener Satz Lockes hängt völlig in der Luft, und es ist nicht abzusehen, wie ihn Huxley naturwissenschaftlich rechtfertigen will. Die alleroberste Aufgabe der Sozialwissenschaft als Volksstandswirtschaft ist vielmehr, einen bestimmten Volksstand dauernd nicht nur widerstandsfähig gegen aussen, sondern überlegen im Wettbewerb um die Daseinsmittel zu machen, und ihr wichtigstes Mittel ist in der Lebendigerhaltung und Wiedererweckung der sozialen Auslese zu suchen.

Es giebt keinen englischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Werke auch nur entfernt in dem Masse eine Quelle für geistige Zeitgeschichte und Weltanschauungsentwicklung unserer Tage wären, wie Huxley, und keinen, der beide so tief beeinflusst hätte. Eine Reihe grössere Entdecker und Forscher, deren Wirkung und Wirksamkeit sich auf ihren engen Fachkreis sich beschränkt, mag das England des neunzehnten Jahrhunderts besitzen: einen Mann, der ein bedeutenderer Faktor in der Weltanschauungsentwicklung wäre, hat es sicherlich nicht. Aber auch er illustriert den Satz, dass kein einzelner Mensch neugewonnene Erkenntnis mehr als ein bestimmtes Stück weit anzuwenden vermag, dass es für ihn eine Grenze giebt, wo

Digitized by Google

eine weitere Anwendung scheitert, während sie der folgenden Generation mühelos glückt.

Eine staatliche Gemeinschaft ist nach Huxley eine Genossenschaft, die zu einem sittlichen Zwecke, dem Wohle ihrer Mitglieder, gegründet ist, und er ist ausserstande, zu sehen, was sie anders sein kann. In Wirklichkeit, d. h. geschichlich ist sie jedoch einzig ein Notbehelf zu Verteidigungszwecken, und die meisten politischen Gemeinschaften würden noch heute auseinanderfallen, wenn die Notwendigkeit, sich gegen aussen behaupten, aufhören würde. Huxley selbst ist sich ja im Anschlusse an Kant ganz klar über die zentrifugale Tendenz, die den einzelnen Gliedern solcher Gemeinschaften innewohnt, aber er macht sie nicht zum leitenden Gesichtspunkt seiner soziologischen Betrachtung. Und hätte er es auch gethan, so hätte er damit dennoch die Soziologie nicht auf die Stufe der Volksstandswirtschaft gehoben, einen wie bedeutsamen weiteren Schritt er auch vorwärts gethan hätte. Denn nicht nur die Verhinderung des Auseinanderfallens einer bestimmten Gesellschaft ist das Ziel der Volksstandswirtschaft, sondern die Hebung der Leistungen eines Volksstandes über die anderer Volksstände, und zu diesem Zwecke ist eine Beseitigung der Hindernisse, welche die modernen Gesellschaftsverhältnisse, vor allem das Erbrecht- und die erbliche Bevorzugung einzelner Familien, der sozialen Auslese in den Weg werfen, das alleroberste Gebot. Alle anderen Züge, wie Volksbildung, technische Erziehung der Arbeiter, Einschränkung unproduktiver Arbeit, sind nur Nebenpunkte; denn sie beziehen sich immer nur auf eine Generation, und ihre Arbeit muss für jedes Geschlecht von neuem geleistet werden.

Ein Jahrzwanzigt später hat Huxley diese Fragen noch einmal aufgenommen ohne jedoch wesentlich weiter zu kommen, und hat in einem Essay: „Regierung, Anarchie oder Bevormundung?“ die beiden entgegengesetzten Staatstheorien der neueren Zeit, den Individualismus oder Liberalismus und den Sozialismus oder Kommunismus Revue passieren lassen. Beide fussen angeblich auf apriorischen Gründen, und beide sind in letzter Linie gleich verkehrt. „Das grosse Problem der modernen Sozialphilosophie ist die Bestimmung des Machtbereiches der Regierung,“ während jene beiden Lehren ein gewisses allerdings unbestimmt definiertes Machtbereich derselben dogmatisch voraussetzen und sich somit um die schwerste Frage herumdrücken. Der moderne Individualismus, der in seiner äussersten Form zum Anarchismus wird, geht aus von John Locke und seinen beiden 1689 geschriebenen „Abhandlungen über die Regierung“ und setzt sich in Wilhelm von Humboldt, Dunoyer, Stirner, Bakunin, Auberon Herbert und Donisthorpe fort, während die Richtung der staatlichen Bevormundung durch die Reihe Hobbes, Morelly, Mably, Rousseau, Robespierre, St. Just, Babœuf und die moderne Sozialdemokratie bezeichnet ist. Beide Richtungen gehen aus von den Voraussetzungen einer natürlichen Gleichheit der Menschen, natürlichen Menschenrechten und einem sozialen Vertrage und kommen durch Taschenspielerkunststückchen bei ihren verschiedenen sozialen Forderungen an. Diese Voraussetzungen aber stehen mit der geschichtlichen Entwicklung in schroffem Widerspruch und sind somit überhaupt keine Grundlage für wissenschaftliche Betrachtungen. Dass es einen formellen sozialen Vertrag niemals gegeben hat, wird von den neueren Individualisten und Sozialisten bereitwillig zugestanden. Dagegen ist

Digitized by Google

kaum mehr ein Wort nötig. Wohl aber gegen die natürliche Gleichheit der Menschen und die sogenannten Menschenrechte. Und beide hat Huxley in zwei trefflichen Arbeiten „Von der natürlichen Ungleichheit der Menschen" und „Natürliche und politische Rechte", wohl für immer abgethan. Rousseau selbst sagt in dem Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes 1754, es gebe eine Ungleichheit der Menschen, „welche ich die natürliche oder physische nenne, weil sie von der Natur geschaffen ist, und welche in den Verschiedenheiten des Alters, der Gesundheit, der Körperstärke und der intellektuellen oder geistigen Eigenschaften besteht." Daneben steht dann eine andere, die man nach seinen Worten „moralisch oder politisch nennen kann, weil sie von einer Art Übereinkunft abhängt und durch die Zustimmung der Menschheit entsteht oder doch gestattet wird. Diese zweite Ungleichheit besteht aus den verschiedenen Vorrechten, deren sich manche durch das Vorurteil anderer erfreuen, nur weil sie reicher, geehrter, mächtiger als diese sind oder sich bei anderen Gehorsam verschaffen." Ein naturgemässes Gesellschaftssystem wäre also offenbar ein solches, in dem sich die zweite Art Verschiedenheit an die erste knüpfte und völlig von ihr abhängig wäre, d. h. eine sozialaristokratische Gesellschaftsordnung, die sich durch Aufhebung aller erblichen Titel, Vorrechte und Reichtümer leicht herstellen liesse. Huxley selbst hat sie in seiner Bemerkung über die Stelle aus Platos Republik angedeutet, wenn auch nicht durchgedacht. Und auch hier beschränkt er sich darauf, für die weitere Entwicklung der modernen Soziologie freie Bahn zu machen, indem er den Plunder wegräumt, der ihr im Wege liegt. Dass die Menschen nicht frei, nicht gleich, nicht gut geboren werden, dass die Menschen nicht naturrechtlich gleich sind und infolgedessen nichts ohne Zustimmung aller anderen Menschen besitzen können und dass das Recht der Besitzergreifung allerdings ein Recht ist, das macht Huxley jedem klar, der sich nur die Mühe nehmen will, diese Blätter zu lesen. Die grösste Bedeutung haben diese Erkenntnisse hinsichtlich des Grundes und Bodens, nicht nur für den einzelnen, sondern in noch höherem Masse für ganze Völker. Nicht in dem Individualbesitz an Land, sondern in der endlosen Vermehrung der Menschen ist der Grund für soziale Missstände zu suchen. „Die Schwierigkeiten, die die Gegner des Individualbesitzes so gern in Parade vorführen, dass nämlich infolge der Ausdehnung der privaten Besitzergreifung der Daseinsmittel die Zeit kommen müsse, wo Menschen in die Welt gesetzt werden, für die kein Platz mehr ist, muss unter jedem System in die Erscheinung treten, solange die Menschen nicht an der unbegrenzten Vermehrung gehindert werden. Denn selbst wenn der bewohnbare Boden das Eigentum der ganzen Menschheit ist, so muss, wie wir gesehen haben, früher oder später die Vervielfältigung der Rasse ihre Zahl auf das Maximum bringen, das sein Ertrag ernähren kann. . . . . Die Bevölkerungsfrage ist das wirkliche Sphinxrätsel, für das noch kein politischer Ödipus bisher eine Lösung gefunden hat. Angesichts des Unheils der furchtbaren ungeheuerlichen Übervermehrung der Menschen sinken alle anderen Rätsel zur völligen Bedeutungslosigkeit herab." Die Ungleichheit individuellen Besitzes aber ist „hervorgegangen aus der verhältnismässigen Gleichheit kommunalen Besitzes infolge derjenigen natürlichen Ungleichheiten der Menschen, die, sobald sie nicht durch äussere Umstände in Fesseln

Digitized by Google

geschlagen werden, ruhig und friedlich zu entsprechenden sozialen Ungleichheiten führen müssen."

Es war nur natürlich, dass im Zeitalter der Demokratie, des Sozialismus und der Bodenverstaatlichung diese Versuche, über die landläufigen gedankenlosen Vorstellungen der Zeit hinauszugelangen, auf heftigen Widerstand stiessen. Aus den verschiedensten Lagern erfolgten heftige Angriffe, und diese Angriffe wurden für Huxley die Veranlassung zu einer weiteren Arbeit „Natürliche und politische Rechte", in der er an einem in Hunderttausenden in Amerika und England verbreiteten Buche, Henry Georges „Fortschritt und Armut", ein wohlverdientes Strafgericht vollzog. Er weist nach, dass die Voraussetzungen des Verfassers falsch, seine Anschauungen konfus und widerspruchsvoll, seine Schlüsse falsch und das ganze Werk ein Stück demagogischen Geschwätzes im Tone des höchsten Pathos ist. Aber dieses Buch und die dadurch vertretene Bodenverstaatlichungsbewegung sind nur der unmittelbare Anlass des Strafgerichts. Dieses selbst bezieht sich, wie der Titel anzeigt, auf jene konfussen Vorstellungen über die natürlichen und politischen Menschenrechte, welche seit Quesnays Tagen eine so bedeutsame Rolle in der politischen Diskussion gespielt haben und von den französischen Physiokraten, von Rousseau und den Seinen, der französischen Revolutionsbewegung des achtzehnten Jahrhunderts, den europäischen Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts, dem Frankfurter Parlament in der Paulskirche und allen sozialistischen und demokratischen Parteien nach einander vertreten worden sind.

Wer jene sogenannten politischen Menschenrechte, d. h. jene Einschränkungen der natürlichen Ungleichheit der Menschen, welche das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich dekretierte und das neunzehnte Jahrhundert in ganz Europa annahm, als natürliche Rechte oder Naturrechte bezeichnet, begeht eine schlimme Verwechslung. In der Natur ist Macht Recht, und die Tigerin hat das natürliche Recht, alle vorhandenen Menschen zu fressen. Ebenso hat der Mensch das natürliche Recht, alle Tigerinnen mit einem kleinkalibrigen Dreiläufer zu erschiessen. In diesem Sinne ist der Gebrauch des Wortes „Recht" nur ein buntes Fetzchen, das die menschliche moralisierende Ausdrucksweise den naturgegebenen Machtverhältnissen überhängt, weil sie sich nicht traut, diese Dinge bei ihrem Namen zu nennen. So nennt sie den Kampf der unteren Klassen um die Macht den „Kampf um die Wiederherstellung der angeborenen Menschenrechte." Allerdings nur solange, als die unteren Massen sich noch im Nachteil befinden; denn „gleiche Rechte" werden immer nur die Schwächeren verlangen. Der Starke nimmt sich sein Vorrecht selbst.

Eine so starke sozialaristokratische Tendenz Huxleys Arbeiten auch hie und da zeigen; er selbst hat sich niemals auf dem Aufbau eines Gesellschaftssystems beschäftigt, das sein Ideal verwirklichte. „Erst muss der Boden gereinigt und geebnet werden, ehe man mit dem eigentlichen Bauen beginnen kann. Die Arbeit des Erdarbeiters ist ebenso notwendig wie die des Baumeisters, wenn sie auch weniger in Ehren steht, und es ist mein bescheidenes Bestreben gewesen, jene alten apriorischen Wurzelstöcke auszugraben, die der Begründung einer gesunden Sozialphilosophie im Wege stehen." Das grosse Sozialproblem ist nach seiner Meinung nur zu lösen, wenn man all die landläufigen

Digitized by Google

apriorischen Spekulationen aufgiebt und der Thatsache ins Gesicht schaut, „dass die natürliche Ordnung der Dinge, d. h. die Naturordnung, wie sie ohne Beeinflussung durch den Menschen ist, nicht die Tendenz hat, das zu erzeugen, was wir unter Wohlfahrt verstehen. Im Gegenteil hat sie die Tendenz,den Krieg aller gegen alle in einer oder der anderen Form aufrecht zu erhalten, dessen Ergebnis nicht das Überleben der sittlich oder selbst physisch besten ist, sondern derjenigen Menschenart mit der geringsten Sterblichkeit unter den vorhandenen Umständen. Der Druck der beharrlichen Bevölkerungszunahme auf die Daseinsmittel, muss den Daseinskampf wach erhalten, welche Form der sozialen Organisation man auch annehmen möge."

Wie schaut die Welt aus? Das ist die eine Frage, welche jede Weltanschauung zu beantworten hat. Was sollen wir thun? ist die andere. In der soziologischen Überzeugung des Menschen berühren sich beide, je nachdem in derselben die geschichtliche Seite oder die praktische hervortritt. In der sittlichen Überzeugung steht die zweite Frage mindestens beherrschend im Vordergrunde, aber auch sie kann nicht unabhängig sein von der anderen. Es kann für das sittliche Handeln des Menschen nicht gleichgiltig sein, ob er meint, ein Gott habe ihn aus eine Geisterwelt auf die Erde gesetzt, damit er hier die Prüfung der Aufnahme in die Ewigkeit des Glückes bestehe, oder ob er überzeugt ist, mit den Wirbeltieren, ja mit den wirbellosen Tieren, einen gemeinsamen Stammbaum zu haben. Im ersten Falle muss seine sittliche Überzeugung wesentlich von dem abhängen, was er für die Gebote jenes Gottes hält, im zweiten Falle müssen die Gesetze der Natur seine Gesetze sein. In Wirklichkeit ist die moderne wissenschaftliche Ethik, die wesentlich aus Glücksutilitarismus besteht, denn auch nur der Ausdruck und die Ausbildung der wesentlich sklavenmoralischen jüdischen Volksüberlieferung, wie deduktiv sie sich auch geberde. Huxley ist es nicht gelungen, darüber hinauszukommen. In seiner Romanesvorlesung über „Ethik und Entwicklung' von 1893 steht er wesentlich auf deren Boden, nur dass er das Ziel des Glücksutilarismus naturwissenschaftlich umschreibt. Nicht mehr das Überleben des Tüchtigsten wie in der Natur soll das Ziel der Entwicklung sein, sondern „soviele als möglich zum Überleben tüchtig zu machen". Das bedeutet aber einen Verzicht auf die soziale Auslese, die Huxley, der Soziolog, befürwortet, und noch mehr einen Verzicht auf die natürliche und geschlechtliche Auslese in der Menschenwelt, die Huxley, der Darwinist, als oberstes, sittliches Gebot anerkennen sollte. Und Huxley, der Darwinist, ist sich ganz klar darüber, dass seine Ethik dem Naturwalten zuwider läuft; er erwartet daher das Heil nicht von der Hingabe an dieses Walten und auch nicht von der Flucht davor, sondern vom Kampfe dagegen! Diese Erkenntnis ist von höchster Wichtigkeit; denn sie zeigt uns, dass die naturwissenschaftliche Weltanschauung und die sittlichen Ideale der Zeit, — im wesentlichen sklavenmoralische Werte, — unversönliche Gegensätze sind. Aber damit ist der ewige Widerstreit zwischen Naturwalten und Ethik keineswegs besiegelt. Denn jene Sklavenmoral ist ja nicht die einzige Moral, die es giebt, wie Huxley meint, sondern nur die eine Hälfte der Moral. Die Herrenmoral der alten Griechen und die germanischen Stämme vor ihrer Verchristlichung, deren Wiederentdeckung Friedrich Nietzsches grösstes Verdienst ist, widerspricht dem Naturwalten nicht nur nicht,

Digitized by Google

sondern ist sein Ausdruck. So konnte Nietzsche im „Antichrist“ schreiben: „Das Mitleiden kreuzt im Ganzen, Grossen das Gesetz der Entwicklung, welches das Gesetz der Selektion ist. Es erhält, was zum Untergange reif ist, es wehrt sich zugunsten der Enterbten und Verurteilten des Lebens, es giebt durch die Fülle des Missratnen aller Art, das es im Leben festhält, dem Leben selbst einen düsteren und fragwürdigen Aspekt,“ und sich dennoch zu einer Moral bekennen, zur Gattungsmoral der Entwicklungsethik, deren Ideal in seinem „Zarathustra“ verkündet zu haben, sein höchster Ruhm ist.

# MR. TULLERS RESPECT.

## NOVELLE.

VON

MORITZ HEIMANN.

Im Frühling des Jahres 183* befand ich mich in Baltimore in sehr üblen Umständen, oder um die Wahrheit zu gestehen, am Rande des Verderbens. Wenn ich meine Lage zu überschauen mich anschickte, gerieth ich in jenen Zustand diffusen und unnüancierten Leidempfindens, von dem man nachher nicht sagen kann, ob er ein paar Minuten oder eine Stunde gedauert hat. So oft ich über Hülfe und Hoffnung nachdenken wollte, trat dieser Zustand ein, der sich in Form eines stetigen dumpfen Druckes im Gehirn äusserte. — Seit zweien Tagen hatte meine ganze Nahrung in nichts weiter bestanden, als in den harten und eingetrockneten Brotrinden, die aus wenn auch nicht guten, so doch besseren Tagen übrig geblieben waren. An baarem Gelde besass ich nicht einen Penny; Freunde und Verwandte, die mir hätten leihen können, hatte ich nicht; auch glaube ich kaum, dass ich sie in Anspruch genommen hätte. Da ich aber durch die äusserste Bedrängniss mich gezwungen sah, irgend etwas zu unternehmen, und da mein entkräfteter Körper mir nicht gestattete, Tagelöhnerarbeit zu leisten, ich auch wegen der in jenem Jahre herrschenden allgemeinen Nothlage wenig Aussicht hatte, eine solche Beschäftigung zu finden, so beschloss ich in einem Augenblick konsequenten Nachdenkens, einen Versuch zu meiner Rettung dadurch zu machen, dass ich einige meiner litterarischen Arbeiten dem Redakteur des Baltimore-Herald anböte.

Zu diesem Zwecke suchte ich unter meinen Papieren die besonders sorgfältig angefertigte Reinschrift einer von mir verfassten originellen Novelle hervor, und wollte mich in das Büreau des Redakteurs begeben, um ihm persönlich meine Arbeit zu bringen. Aber ein höchst betrübender Umstand hätte mich beinah wieder muthlos gemacht. Der einzige Rock nämlich, den ich besass, war am Rückentheil derartig defekt, dass es einem Gentleman ganz unmöglich war, sich in ihm auf der Strasse zu zeigen. Und zwar bestand der Fehler nicht in einem einzigen, durch einen Unfall verursachten Riss,

Digitized by Google

den ich mit einigen Nadeln hätte zustecken können, sondern, da ich das Kleidungsstück schon sehr lange besass, so war es trotz aller Schonung derartig mürbe geworden, dass die Fäden des Gewebes ihre Konsistenz verloren und sich zu Zunder von einander gelösst hatten. In jeder anderen Lage hätte ich über dieses Faktum nur gelacht und mir einfach von Mr. Pocketer, einem Schneider, bei dem ich wohnte, einen Rock zum Ausgehen geliehen. Aber in der jammervollen Armuth, in der ich mich befand, erblickte ich in dieser Bitte zugleich eine grosse Demüthigung für mich und eine solche ungeheure Gefälligkeit von Mr. Pocketers Seite, dass es ganz unverschämt aussah, um sie zu bitten. Dennoch, da mir kein anderer Ausweg blieb, ging ich, unter grossem Zagen, über den Flur nach dem Arbeitszimmer Mr. Pocketers und trug ihm meine Bitte vor. Dante vergleicht im fünfzehnten Gesang der Hölle die scheuen Augen der Verdammten mit denen eines Schneiders, der seine Nadel einfädelt. Wenn er sich in jenem Augenblicke in Mr. Pocketers Atelier befunden hätte, so hätte er sich von der treffenden Wahrheit seines Vergleiches überzeugen können, denn er hätte die beiden Objekte seines Vergleiches zusammen vor sich gehabt, den Verdammten mit seinem scheuen Blick von unten auf, der ich war, und den einfädelnden Schneider, der Mr. Pocketer war. Kaum hatte mein Wirth gehört, worum es sich handelte, so sprang er hurtig mit beiden Beinen von seinem Tische und ging behende auf seinen Kleiderschrank zu, dem er einen sehr stattlichen Rock mit grossen, schwarzen Sammetaufschlägen und mattsilbernen Knöpfen entnahm. Er strich zärtlich über ihn hin und überreichte ihn mir mit einem seiner mir bekannten Schneiderwitze: „Nehmen Sie nur," sagte er, „nehmen Sie nur! Und wenn Sie eine Tausendpfundnote darin finden, so — dürfen Sie sie behalten, Mr. Hope. Hahaha!" Noch als ich schon in meinem Zimmer war, hörte ich sein lustiges, herzhaftes Gelächter.

Ich kleidete mich an und hatte die Genugthuung, obgleich ich breiter in den Schultern war als Mr. Pocketer, dass mir der Rock ganz gut sass und ich, wenn auch nicht sehr elegant, so doch vollkommen anständig aussah. Ich steckte mir mein Manuskript sorgfältig in die Tasche und ging. Am Morgen hatte es geregnet, und noch befand sich dampfende Feuchtigkeit auf den Platten des Pflasters. Die helle Maisonne vergoldete die Strassen und lag so körperlich auf den feuchten Steinen, dass der Schein aussah, wie Fetzen von unendlich dünn geschlagenem Goldblech. Es war ein herrlicher Tag, der gleichsam alles Leben aus den Verstecken herauszulocken sich bemühte. Solche Tage wirken genau so ermuthigend und stärkend auf den Lebensmunteren, wie niederbeugend und betrübend auf den seelisch Geschwächten und Leidenden; gleichsam als ob die Sonne sich solcher halblebendiger Kreaturen schämte und sich bemühte, ihrer ledig zu werden, indem sie sie niederdrückt. Dergestalt erging es mir. Ich fühlte eine Schwäche in meinem Leibe, die aufwärts stieg, sich in meinem Schlunde breit machte und mich mit wehem, trägem Mitleide mit mir selber erfüllte. Langsam schlich ich meines Weges, und ohne sonderliche Aufregung bog ich in die Strasse, in der sich die Büreaus des Baltimore-Herald befanden. Als ich aber schon von weitem das Haus erkannte, überfiel mich eine heftige Gespanntheit, sodass ich einen Augenblick stehen blieb, um mein ausserordentlich stossendes Herz ruhig werden zu lassen. Während ich dann weiterging, beschaute ich mir das Gebäude sehr genau. Es war in dem geschmacklosen und langweiligen Stile erbaut wie alle anderen Häuser der Strasse. Die Fenster waren ungegliederte Löcher und die Scheiben blinkten wie die boshaften, versteckenden Brillengläser eines herzlosen Ungeheuers. Das erste Stockwerk war von dem zweiten durch Halbsäulen ionischen, und das zweite von dem dritten durch solche korinthischen Stiles verbunden, doch waren diese nicht aus edlerem Material hergestellt, sondern mit demselben, dunkelbraun angestrichenen Mörtelbewurf verkleistert, der der ganzen Façade ihr hässliches und abstossendes Äussere verlieh.

Schon unterschied ich die Einzelheiten des grossen, massigen Thores,

Digitized by Google

dessen ein Flügel offen stand, und das zwischen zwei Pfeiler von dorischem Gepräge eingeklemmt war, als ich plötzlich eine Stimme vernahm, die in mir flüsterte: „Du wirst vorbei gehen; ich kenne Dich ganz genau; wenn Du auch noch so sichere Schritte heuchelst, Du wirst doch vorbeigehen.“ Darum wollte ich mir beweisen, dass ich muthig genug war, gleich hineinzugehen; aber als ich mich vor dem Hausthore befand, so ging ich wirklich erst sechs bis sieben Schritte weiter, um dann kurz umzukehren und den Hausflur zu betreten.

Ich stieg eine Treppe hinauf und befand mich vor der Thür des Zeitungsbureaus. Ich klopfte ziemlich gleichmässig und ohne Hast an, horchte hinein und wartete auf Antwort. Ich hörte nichts. Eine grosse Aufregung ergriff mich, sodass mein Blut in ungeheurem Tumult durch meine Adern raste und in furchtbaren, gedrängten Wellen ins Herz schoss und sich wiederum tosend nach aussen ergoss. Ich klopfte zum zweiten Mal und gerade während mein gekrümmter Finger sich wieder erhob, erblickten meine Augen eine Tafel mit der Aufschrift: „Es ist ohne Klopfen hereinzutreten.“ Da ergriff mich das kalte, feuchte Gefühl einer tiefen Beschämung über eine Art Mangel an Lebensart derartig, dass ich mit einem leisen, ängstlichen Sprung die Treppe gewann, in der Absicht, mich unbemerkt davonzumachen. Aber ebenso wie die Gefühle aus der Seele herauswachsen, wie die Pflanze aus dem Keim, so kann unter gewissen Umständen auch ein Gedanke, ja sogar eine Handlung emporspriessen, ohne dass es möglich wäre, ihre logische Entwicklung zu verfolgen. Etwas Ähnliches ging in mir vor, und unvermittelt kehrte ich mich um, öffnete die Thür und ging hinein. Ich drückte, während ich ‚guten Tag‘ sagte, die Thür leise hinter mir zu und blieb stehen.

Es waren mehre Redakteure anwesend und eine grössere Anzahl junger Leute, in denen ich Clerks vermuthete. Mr. Tuller, den ich seit langem kannte und zu dem ich wollte, sass an einem Tische, mit dem Rücken mir zugekehrt. Niemand kümmerte sich um mich. Ich wurde ganz beklommen, verwirrt von dem Schurren der Feder über das Papier. Ich sagte noch einmal ‚guten Tag‘ und trat dann näher, unmittelbar hinter Mr. Tullers Stuhl.

„Ich bitte um Ihre Verzeihung,“ begann ich — „Was wünschen Sie, bitte?“ — Er drehte den Kopf über die Schulter zu mir hin und sah mich ungeduldig an, mit der Miene eines Mannes, dessen Zeit kostbar ist und der es nicht vor seinem Gewissen verantworten kann, einem armen Hungernden einige Minuten zu schenken.

„Ich bitte um Ihre Verzeihung, Mr. Tuller —“

„Was wünschen Sie? So antworten Sie doch!“

„Ich habe — ich möchte — ich habe hier eine Novelle —“

„Beitrag?“

„Es ist eine Arbeit von mir, ich wünschte —“

„Ein Beitrag, Sir? für den Herald? — so sagen Sie doch, was Sie von mir wollen!“ Er schüttelte geringschätzig die Stirn. Schnell nahm ich meine Novelle aus der Tasche und gab sie ihm. „Ich habe viel Sorgfalt darauf verwendet, Mr. Tuller. Vielleicht ist es möglich —“

Herr Tuller hörte gar nicht auf das, was ich sagte, sondern nahm die Novelle in die Hand. Ich hatte, wie schon bemerkt, ein sehr sorgfältiges Manuskript ausgesucht, um von vornherein kein übles Vorurtheil gegen mich zu erzeugen; und da ich über eine durch Anlage und stete Übung sehr schöne Handschrift verfügte, so konnte ich mir schmeicheln, meine Absicht erfüllt zu sehen. Wer aber beschreibt meinen Erstaunen und meinen Kummer, als sich Mr. Tuller, nachdem er, ohne zu lesen, das Heftchen durchgeblättert hatte, in folgender Weise an mich wandte: „Bedaure sehr, Mr. — Wie ist Ihr Name?“ „Hope, William Hope.“ — „Bedaure sehr, Mr. Hope, Ihnen sagen zu müssen, dass ich ‚damit‘ nichts anfangen kann. Wir müssen zur Erleichterung des Satzes daran festhalten, dass alle Manuskripte nur auf einer Seite beschrieben sind. Es hat gar keinen Zweck, dass ich Ihre Arbeit auf ihre Qualitäten hin prüfe. Wenn sie gut ist, müsste ich bedauern, sie in ihrer jetzigen Gestalt nicht

Digitized by Google

annehmen zu können; und wenn sie nichts taugt, Mr. — Mr. Hope, was immerhin möglich ist, so müsste ich bedauern, meine Zeit unnöthig verschwendet zu haben. Schreiben Sie das Ding noch einmal um, möglichst sauber, und immer nur auf eine Seite, wir müssen zur Erleichterung des Satzes durchaus daran festhalten; dann habe ich nichts dagegen, dass sie es gelegentlich mal wieder heraufbringen. Es eilt übrigens nicht. Es ist doch eine Novelle, nicht?" Damit gab er mir mein Heft zurück, und wandte sich, ohne meine Antwort abzuwarten, zu seiner Arbeit zurück.

Ich zerknitterte das Manuskript mit meiner linken Hand und stand rathlos da. Plötzlich fühlte ich, dass ich im nächsten Augenblick in ein krampfhaftes, tiefes, schmerzliches Weinen ausbrechen müsste. Ich erkannte, dass mein entkräfteter Körper einer solchen Erschütterung nicht gewachsen sein und einer Ohnmacht erliegen würde. Die Folge würde sein, dass man nach meinen Umständen forschen, und wenn man die Gründe meiner Ohnmacht in Erfahrung gebracht hätte, für mich eine Geldsammlung, womöglich in diesen Räumen hier, in dieser kommenden Viertelstunde vielleicht schon, veranstalten würde. Der Gedanke an diese äusserste Schmach liess mich alle meine Kräfte zusammennehmen. Ich zwang das Schluchzen, das mir schon in der Kehle brannte, hinunter, und während meine Augen blicklos vor sich hin stierten und meine Lippen sich verzerrten, murmelte ich mit einem gewissen höflichen Einverständniss: ‚Sehr wohl, sehr wohl'; machte einige erwiderte noch gesehene Verbeugungen und ging hinaus. —

Ich weiss heute, wenn ich mir jenen Tag ins Gedächtniss zurückrufe, nicht, wie ich damals die Treppe hinunter, noch wie ich auf den Gedanken kam, einen Weg einzuschlagen, der aus der Stadt herausführte. Mir scheint, als ob nicht „ich" es war, der durch die Strassen ging, sondern ein mir Fremder, oder als ob meine Beine selbständig einen Weg wählten, ohne Abhängigkeit von meinem Bewusstsein. Genug, nach Verlauf einer halben Stunde befand ich mich ausserhalb der Stadt, auf einer Strasse, die von blühenden Kirschbäumen eingefasst war, und nach einer kleinen, unter dem Namen „Ladys Dot" bekannten Anhöhe führte. In ihrer Nähe befand sich ein nicht ebenes, grosses Viereck, das vollständig mit Wiesenblumen bedeckt war und durch die ausserordentliche Sattheit und Intensität seines Grüns das Auge des Betrachters um so mehr auf sich zog, als die Landschaft im übrigen theils durch Weizenfelder, theils durch breite, von riesigen Ahornbäumen eingefasste Alleen, theils durch Rasenflächen charakterisiert war, wie sie der muntere, gebildete Theil unserer vornehmen Jugend zu den nach englischer Sitte betriebenen Ballspielen zu benöthigen anfängt. Soviel ich weiss, hatte sich an jener Stelle ein künstlicher Fischteich befunden, den sich die einzige Tochter eines der reichsten Kaufleute Baltimores hatte anlegen lassen; eben jene Dame, nach der der ganze Platz seinen Namen führte. Infolge welcher Ursachen die ursprüngliche Anlage dermassen verfallen war, dass aus dem Teich ein Sumpf und aus dem Sumpf eine Art von Wiese geworden war, vermag ich nicht anzugeben.

Hier nun war es, wo ich an jenem Tage mit zerrissenem Herzen ankam und mich, zum ersten Mal gänzlich erschüttert, auf die Erde warf, um in einem lange anhaltenden, nervösen Schluchzen, über das ich keine Macht besass, meinen bittern Gram von mir zu werfen. Immer von neuem rief ich mir alle meine Umstände ins Gedächtniss zurück, und immer mehr breitete ich meine Trauer wie einen Spiegel vor mir aus, in welchem ich mein leidendes, von Thränen benetztes Antlitz betrachtete. Aber so gross ist die Macht der Natur, die von manchen Menschen thörichterweise die unbelebte genannt wird, dass ich mitten in meinen trostlosen Gedanken mit einem Ruck unterbrochen wurde und trotz mehrfacher Bemühungen nicht mehr imstande war, zu ihnen zurückzukehren. Es ist schwer zu erklären, aber in der That hörte einen Augenblick mein Gram auf, für mich zu existieren. Selbst das Hungergefühl, das mir den ganzen Vormittag meine Stimmung angegeben hatte, verlor sein Peinigendes und äusserte sich als ein leises Zittern zugleich der Schwäche und des Behagens.

Digitized by Google

Ich lag mit dem ganzen Körper mitten in einer reicher Pflanzenwelt, die ich nicht wie sonst mit den Augen des Botanikers anzusehen vermochte. Ich sah all die Halme und Blättchen als ebenso berechtigte und ebenso wichtige Welten an wie mich selbst. Mein ganzes Leben, das nichts als Athmen, und mein ganzes Denken, das nichts als Träumen war, wurde dermassen vegetativ, dass ich ein wunderliches Gefühl von Heimathlichkeit, von Rückkehr aus der Fremde hatte. Noch niemals vorher hatte ich so herzlich und so ehrfürchtig dieses kleine Leben betrachtet, dass man sonst als eine unterschiedlose Masse vor seinen Augen sieht. — Aber ist es nicht mit allem Leben so? ist nicht Leben überall gleich gross, weil gleich geheimnissvoll, und gleich ehrwürdig, weil gleichen Ursprungs und gleichen Schicksals? Ist nicht vielleicht ein Büschel Gras mit seinen Käfern eine eben solche Welt wie die Erde mit ihren Kämpfen und ihren Explosionen von Individualismus? Und ist nicht diese Erde mit all ihrem Hass und all ihrer Liebe nur ein Körnlein verlorenen Staubes für eine höhere Gestaltung? — Ich sah, wie an einem schwanken Halm ein Marienkäferchen emporkroch, sah die harten, rothbraunen Flügeldecken sich plötzlich lüften, und das schöne Thierchen von den eigentlichen Flügeln davongetragen werden, von den zarten, dünnen, leicht verletzlichen Flügeln, deren Farbe wie die einer in Blüthe stehenden Ulmenkrone ist. Dann sah ich wieder zum Himmel empor, von dessen wolkenloser, milchblauer Wölbung die Stille wie ein dichtes, leichtes Gewebe herabhing. Ich lag regungslos. Ich hörte das Blut in meinen Adern rollen und fühlte die Sonne auf meiner Haut wandern. Ich vermag nicht zu sagen, wie lange dieser Zustand dauerte. Ich wurde gewissermassen aufgeweckt durch einen Druck, den ich in der linken Seite, auf der ich lag, spürte. Doch wollte ich nicht gleich nach seiner Ursache forschen, weil ich fürchtete, meinem schnellen Traum ein vorschnelles Ende zu bereiten. Aber schon mit diesem kleinen Kampf zweier Gedanken war die Unruhe über mich gekommen und die Gewissheit, dass jene Stunde — oder waren es zwei gewesen — seliger Verlorenheit unwiderbringlich dahin sei.

Ich hob meinen Kopf jäh vom Arm, lauschte noch ein paar Sekunden in die Weite hinaus und richtete mich dann langsam und schwerfällig auf.

Schnell fiel mir ein, dass ich unverantwortlich und undankbar dadurch gegen Mr. Pocketer gehandelt hatte, dass ich mich in dem von ihm geliehenen Rock auf die Erde geworfen hatte. Ich entfernte sorgfältig ein paar Grashälmchen von dem sauberen Tuch und fasste in die linke, innere Tasche, weil ich fürchtete, jenen Gegenstand, der vorhin so heftig in die Seite gedrückt hatte, verletzt zu haben. Ich nahm ihn heraus und sah, dass ein ungefähr fünf Zoll langes, aus hartem Leder verfertigtes Brillenfutteral war. Ich öffnete es und fand eine Brille vom plumper Gestalt und mit grossen, grauen, muschelförmigen Gläsern in ihm. Da alles unverletzt war, so that ich es wieder, hochbefriedigt, an seine Stelle und erhob mich seufzend, um nach Hause zu gehen.

Aber sei es, dass die Sonne, die schon fast in den Mittag gestiegen war, allzuheftig mir ins Gesicht gebrannt hatte, oder mögen irgend welche andere Ursachen mitgespielt haben, vielleicht sogar der Umstand, dass ich die Brille in der Hand gehabt hatte, — genug, — ich fühlte einen äusserst heftigen, stechenden Schmerz oberhalb der Augen. Es war mir, als ob mir die musculi recti der Augen sich krampfhaft und unelastisch gespannt hatten, um auf jeden Fall die Augen gradaus gerichtet zu erhalten, während irgend welche andere Kräfte sich bemühten, sie aus ihrer Lage zu zerren und meine Augen schielen zu machen. Ich sah mich gezwungen, mit Daumen und Zeigfinger der linken Hand in die Augen zu fahren und sie heftig drückend nach oben und an den Brauen entlang zu führen, um den Schmerz zu paralysieren. Aber warum sollte ich nicht, fiel mir ein, versuchen, ob die Brille nicht durch Dämpfung des grellen Lichtes gute Dienste leisten konnte! Wenn ich mich auch in der Stadt nicht mit diesem Ungethüm auf der Nase hätte sehen lassen mögen, hier draussen konnten mir alle ästhetischen Bedenken gleichgültig sein. Ge-

Digitized by Google

dacht — gethan. Ich nahm die Brille hervor, setzte sie mir nicht ohne einige Unbequemlichkeit auf und ging der Stadt zu.

Noch war ich keine zehn Schritte gegangen, als etwas Merkwürdiges in mir vorging. Ich fühlte mich nämlich gewachsen. Ich fühlte mich um mindestens zwei Zoll gewachsen. Ich bemerkte eine mir ungewöhnliche Erhabenheit über dem Erdboden in mir, die anfangs rein körperlich, nach wenigen Sekunden auch meiner Seele höheren Stolz und energischeren Schwung gab. Meine Beine setzten sich kräftig und federnd auf den Boden, meine Schritte wurden immer elastischer und von einer sieghaften, unbeirrten, beinah möcht' ich sagen heiteren Sicherheit. Kein Gedanke von Schwäche und Erniedrigung wagte sich über die Schwelle meiner Seele, sondern Muth und Frische erfüllten mein Herz. Dazu kam, dass in der Landschaft eine ganz entschiedene Veränderung vorgegangen war; alle Farben und alle Lichter hatten ihre schneidende, grelle Heftigkeit verloren und lagen zurückgezogen und gedämpft vor mir, zugleich demüthig und geschmeidig; vor mir, dem Triumphator. Zuerst gab ich mich ganz glücklich diesem neuen und so angenehmen Gefühle hin. Ja, ich sah mich um, als erwartete ich, dass von allen Seiten die kleinen Menschen herbeiströmen müssten, mir zu huldigen, mindestens aber neidvoll meinen heimlichen Stolz anzustaunen. Allmählich aber begann ich über die Ursachen dieser Veränderung nachzudenken. Kein Zweifel, dass die Brille alles bewirkte. Darüber belehrte ich mich sogleich, indem ich sie abwechselnd abnahm und wieder aufsetzte. Aber es fiel mir nicht ein, irgend ein Geheimniss, eine übernatürliche Kraft dahinter zu vermuthen, sondern ich fand sehr bald die natürliche Erklärung.

Wie schon bemerkt, waren die Gläser der Brille muschelförmig und grau. Sie brachen also das Licht nicht, sondern dienten nur dazu es zu dämpfen. Sie unterschlugen gewissermassen dem Auge von einer Summe von Licht einen bedeutenden Theil. Ebenso wie nun alles, was dem Auge nahe liegt, sowohl heller als auch farbenbestimmter erscheint, ebenso erscheint alles, was hell und farbenbestimmt ist, auch dem Auge näher. Und umgekehrt: was entfernt ist, sehen wird dunkler, und was wir dunkler sehen, erscheint uns entfernt. Die gesetzmässige Abstufung dieser Thatsache ist es, die uns in den Stand setzt, ein Bild von einer Landschaft zu bekommen; dergestalt, dass während wir die ungeheure Fülle und den Wechsel von Farben an einem verkrüppelten Kieferstamm dicht vor unseren Augen kaum zu übersehen vermögen, wir von einem grossen, aber entfernten Walde nur einen einzigen Eindruck von blauem Duft haben. Diese Gesetze der Luftperspektive sind es, die der Maler zu studieren hat, wenn er die Wirkungen der Natur erzielen will.

In meinem Fall nun erhielt ich, sowie ich die Brille auf hatte, das Licht der Erde derartig gedämpft, dass mir die Erde weiter von meinen Augen entfernt zu sein schien als sonst. Und da meine Einbildungskraft, die unabhängig von meinem Verstande die gestörten Beziehungen regulierte, nicht über sich vermochte, es so darzustellen, als ob mit einem Male die Erdkugel eine Strecke von mir fortgerutscht sei, so begnügte sie sich damit, es so erscheinen zu lassen, als sei ich gewachsen und dadurch mein Haupt meinen Füssen ferner. Es ist nun nicht gleichgültig, in welcher Höhe über dem Erdboden das Herz eines Menschen schlägt. Und dadurch kam es, dass, was anfänglich nur eine physische Veränderung war, bald auch auf meine Seele nicht ohne Einfluss blieb.

In dieser Stimmung, in der ich mich befand, war es mir schwer, in mir den Menschen zu sehen, der so tief gedemüthigt werden konnte, wie es mir am Vormittage geschehen war. „Wie?", sagte ich zu mir. „Zu solcher Erniedrigung hast du es mit deiner Seele kommen lassen? mit dieser Seele, deren Stolz dein einziges, unverrückbares Gut sein sollte? Muss nicht ein Mensch, den man erniedrigt, mit der Zeit selber niedrig werden? Muss er nicht dahin kommen, sich selbst für gering zu halten? und hat er nicht alles verloren, wenn er den Glauben an sich verloren hat?"

Digitized by Google

Während solcher Gedanken wühlte ich in meinen Taschen, um mein Manuskript zu suchen, und brachte es schliesslich ans Tageslicht. Aber in welchem Zustande befand es sich! Gänzlich zerknittert, mit umgelegten Ecken, und in der Mitte sogar eingerissen! Nichts destoweniger begann ich zu lesen; und schon nach drei Zeilen überkam mich die ganze herrliche Freude eines Dichters über sein Lieblingswerk; all die Lust und Sehnsucht, ja all das Herzblut, all der heimliche Verstand, der nur in der Stille spricht, mit denen ich das Werk geschrieben hatte — alles dieses stieg in einem prächtigen Gemisch wieder in mir auf und erfüllte mich mit einem grossen Triumph. Und mir, mir muthete man zu, wie ein Schuljunge eine Abschrift von dieser herrlichen Dichtung zu machen; mich, den Dichter, wollte man zu einem Kopisten herabsetzen? Welcher Unverschämte war es, der mir das angeboten hatte? Ein Mr. Tuller — mir?!

Ich ging eilends, aber nicht hastig, der Stadt zu und lenkte meine Schritte der Redaktion des Baltimore Herald. Ich behielt die Brille auf; selbst als ich in den dunkelen Hausflur trat, nahm ich sie nicht ab, sondern bemerkte, dass sich ihre Wirkung nur erhöht hatte. Ohne Weiteres trat ich in das Büreau. Ich achtete wenig auf die im Zimmer Befindlichen, doch schien es mir, als ob einige Herren vorhin nicht dagewesen waren. Jedenfalls aber war Mr. Tuller anwesend, wie bei meinem ersten Besuch mit dem Rücken nach mir hin vor einem Tische sitzend. Da Mr. Tuller nicht sofort nach meinem Begehren fragte, so ging ich auf ihn zu und redete ihn, wenn auch nicht heftig, so doch vollkommen nachdrücklich an: „Mr. Tuller".

Er drehte sich um. „Wie, Sir?", fragte er, „sagte ich Ihnen nicht —"

Ich liess ihn nicht ausreden, sondern unterbrach ihn, indem ich ihm Folgendes ins Gesicht sagte, und zwar in ebenso ruhiger wie vornehmer und gelassener Weise:

„Ja wohl, Mr. Tuller, Sie sagten vorhin — sagten vorhin einiges, was — mit ihrem Verlaub — weder Sinn noch Anstand hatte. Sie hatten die Dreistigkeit, mir aufzutragen, diese von mir verfasste poetische Arbeit noch einmal abzuschreiben. Lassen Sie auch Ihnen sagen, dass es nur in der Anschauungsweise eines ungebildeten und rohen Mannes liegen kann, ein Dichterwerk nach der Art zu beurtheilen, wie es geschrieben ist. Leute Ihrer Art wären imstande zu befehlen, dass kein Poet sich unterstehe, mit einer Gänsefeder zu dichten, sondern dass er sich einer sorgfältig geschnittenen Rabenfeder zu bedienen habe; andernfalls könne die Redaktion sich nicht mit den Arbeiten befassen — zur Erleichterung des Satzes, Sir. Ich aber wiederhole Ihnen: es schickt sich nicht für den Leiter eines der grössten Blätter in unserem erhabenen Vaterlande, einen Dichter von hervorragender Begabung wegen einer schäbigen Lappalie vor die Thür zu weisen. Sie hätten umgekehrt die Pflicht gehabt, einen solchen Mann, der dem Vaterlande zur Ehre gereicht, aufzusuchen, um seine Mitarbeiterschaft zu gewinnen. An Ihnen ist es, eine etwa nöthige Kopie anfertigen zu lassen; nicht sie dem Dichter aufzutragen, der — dieses sei Ihnen mitgetheilt, auf die Gefahr hin, dass Sie es nicht verstehen, — an sein Werk nur mit seiner Seele herangeht, nicht mit dem Bureaublick eines nach Kleister riechenden Schreibers. Ich will diese Ihre verdiente Beschämung nicht weiter ausdehnen. Es widerstrebt mir. Hier, lesen Sie die Novelle und fassen Ihre Entschliessung. Doch bemerke ich, dass meine Zeit nicht unbegrenzt ist."

Hierauf gab ich Mr. Tuller das Heft, das sich, wie gesagt, in sehr argem Zustand befand. Man glaube nicht, dass Mr. Tuller meine Rede ohne den Versuch einer Erwiderung angehört hatte. Im Gegentheil, er war zwar im ersten Augenblicke ganz bestürzt, versuchte dann aber mehre Male, mich zu unterbrechen, woran er nur durch mein energisch abwehrendes Kopfschütteln gehindert wurde. Seine Miene wurde immer scheuer und verlegener, er machte ein paar hilflose Verbeugungen, die mich jedoch nicht zur Schonung bewegen konnten; und als ich geendet hatte und ihm mein Manuskript überreichte, befand er sich in einer solchen Zerknirrschung, dass er mir nur nochmals eine



Digitized by Google

tiefe Verbeugung machte und, ohne ein Wort zu sagen, sich an den Tisch stellte und meine Arbeit las.

Dieses dauerte nicht lange, und nachdem Mr. Tuller das Heft durchgesehen hatte, sagt er folgendes zu mir, und wie ich gestehen muss, in leidlicher Fassung: „Ich bitte um Ihre Verzeihung, Mr. Hope, für mein Betragen von vorhin. Meine ganze Entschuldigung ist die, dass ich nicht wusste, mit welch einem vorzüglichen Meisterwerke ich es zu thun hatte. Auch war meine Laune durch die unehrenhaften Angriffe eines gemeinen und verwegenen Journalisten getrübt. Es wird uns eine Ehre sein, Ihre herrliche Novelle zu veröffentlichen. Selbstverständlich werde ich, wenn es nöthig sein sollte, eine Kopie durch einen Schreiber herstellen lassen. Ich bitte Sie, auch fernerhin unserm Blatte den Vorzug zu geben. Ich habe übrigens einen Überschlag über das Ihnen zustehende Honorar gemacht: es beträgt eine Guinea und sieben Schillings." Hierbei sah ich ihm ernst und streng in die Augen. Er erröthete. „Selbstverständlich", fuhr er fort, „werden wir uns nicht so herabsetzen, Pfennige zu spalten. Wir, deren Aufgabe es ist, zwischen unserer glorwürdigen Nation und den Poeten, ihren edelsten Angehörigen, zu vermitteln, haben unsere Ehre in dieser Aufgabe. Ich betracht es als selbstverständlich, dass die von mir genannte Summe in anständiger Form abgerundet wird. Auch liegt es mir fern, Sie selbst mit den lästigen Formen zu behelligen, die jedes Geldgeschäft nothwendigerweise mit sich bringt. Wenn Sie einen Augenblick noch warten wollen, so werde ich alles erledigt haben."

Er entfernte sich und kehrte nach kurzer Zeit zurück. Er händigte mir zwei Guinea in Gold ein, wofür ich eine Quittung zu unterschreiben hatte. Dann verliess ich das Büreau, von Mr. Tuller zur Thür geleitet, und seine Verbeugung nicht unfreundlich erwidernd.

Als ich dann wieder durch die Strassen ging, einen Schatz von zwei Goldstücken in der Tasche, geschah es, dass die zu hohe Spannung doch nachliess und mir alles wie ein wüster Traum noch einmal durch die Seele fuhr. Ich musste mich an einen Pfeiler lehnen, so tief und bitter war das Gefühl der Ermüdung. Dann that ich die Brille in das Futteral, denn ich hatte sie jetzt nicht mehr in demselben Masse nöthig, weil ich Geld in der Tasche hatte, und weil Geld den Menschen ebenfalls um einige Zoll grösser macht. Doch war mein erster Gang in den Laden eines Optikers, wo ich eine Brille kaufte, die sich in nichts von der Mr. Pocketers unterschied. Ich vertauschte dann die Brillen, indem ich die ebengekaufte in Mr. Pocketers Futteral und Mr. Pocketers Brille in mein soeben gekauftes Futteral steckte. Darauf begab ich mich in ein anständiges Wirthshaus und ass ein kleines, mit sorgfältiger Vorsicht ausgewähltes Mittagessen. Als ich meine Wohnung betreten wollte, stiess ich zufällig mit meinem Freunde Mr. Pocketer zusammen. „Sieh da, Mr. Pocketer", sagte ich, „nehmen Sie Ihren Rock mit meinem herzlichsten Dank zurück. Es befand sich in der That eine Tausendpfundnote darin, aber ich habe sie darin gelassen."

Seit jenem Tage pflegte ich nie einen Besuch zu machen, dessen Ausgang für mich wichtig war, ohne die Brille aufzusetzen. Ich gewann, wenn es gestattet ist, sich so ausdrücken, dadurch einen Vorsprung im Wettlauf, indem ich an Würde und Überlegenheit so viel immer gewann, wie der Gegner in meinen Augen verlor. Ja, ich nahm die Gewohnheit an, selbst beim Ausdenken meinen dichterischen Inspirationen die Brille aufzubehalten. Hierdurch geschah es, dass ich meinen Stoff mit Ruhe und Kühle durchbilden konnte, ohne mich von ihm knechten zu lassen, wie es sonst so häufig das Schicksal des Künstlers ist. In diesem Umstande lag der Grund dafür, dass man mit vollem Rechte meinen Arbeiten eine grosse und abgeschliffene Vornehmheit und kühle, bildnerische Ruhe nachrühmt. Wenn ich die Brille aufhatte, so war ich eben sowohl meinen Dichtungen, als auch den Menschen gegenüber der Grössere.

Man muss den Dingen dieser Erde Licht rauben, wenn man vor ihnen bestehen will.

Das ist des Lebens Sinn.

Digitized by Google

# DER SCHUTZ DES WEIBES.

VON

Prof. GUGLIELMO FERRERO.

Die Frauenfrage, dieses politisch-soziale Problem, hat viel interessante Punkte, aber der interessanteste ist vielleicht der der Beziehungen der Frau zum Manne, und die Frage nach dem Schutze, welchen das Gesetz ihr gegen die Verführung durch das andere Geschlecht gewähren kann. Man kennt das bekannte Pardoxon von Dumas fils über das Problem: Das Gesetz schützt das Kapital in allen seinen Formen, — Land, Geld, literarisches, artistisches, industrielles Eigenthum u. s. w., warum sollte es nicht suchen, die Jungfräulichkeit des Weibes zu schützen, die so zu sagen, ihr einziges Kapital ist? Dies Raisonnement enthält nicht viel juristische Logik, aber bei Gesetzen, welche eine Wirkung auf die Gesellschaft haben sollen, zählt die Logik häufig sehr wenig, denn sie wird von den Thatsachen auf die Seite gedrängt, die nach Resultaten streben, welche von syllogistischen Schlüssen unendlich weit abliegen.

Bekanntlich wird der Frau bei halbbarbarischen Völkern nicht unbedingt die Pflicht auferlegt, bis zum Hochzeitstage ihre Keuschheit zu bewahren; nicht das Gesetz hat diesen Schatz zu hüten, sondern die Eltern und zwar diese in wenig formeller Weise. Wo das verführte Mädchen nicht als schuldig angesehen und mit dem Tode bestraft wird, zwingen die Eltern den Verführer, sie zu heirathen, und bedrohen ihn, falls er sich weigert, mit dem Tode, eine Drohung, die sie bei fortgesetzter Weigerung auch ausführen. In gewissen Gegenden Europas, wo derartige primitive Ideen, Gewohnheiten und Gefühle noch heute lebendig sind, wie in der Romagna und in Sizilien, um nur von Italien zu reden, dauert dieser Zustand der Dinge noch an, wenigstens theilweis. Von Zeit zu Zeit giebt es immer wieder Bedrohungen, Körperverletzungen, manchmal auch Tötungen wegen eines verführten Mädchens, manchmal bleibt es bei blossen Drohungen, weil diese genügen, den Verführer in der beabsichtigten Richtung zu beeinflussen, was beweist, dass derartige Drohungen nicht im Scherz ausgesprochen werden.

Aber wo dieser auf Gewalt gegründete Schutz nicht mehr existirt, giebt es entweder gar keinen Schutz oder blos finanzielle Schutzmassregeln. Als Typus des ersten Zustands kann Italien, als der des zweiten England gelten. In Italien findet die weibliche Tugend, falls sie sich nicht selbst hütet, keinen gesetzlichen Schutz, ausser im Falle einer ganz brutalen und rein physischen Gewalt. Die physische Vergewaltigung, die als Suggestion auftritt, ist unfassbar, wie die Luft, und das Gesetz kennt sie nicht. Die récherche de la paternité wird nicht zugelassen, ausser in besonderen Ausnahmefällen. Die Ehe-Versicherung giebt dem Weibe kein Recht auf irgend ein gerichtliches Ein-



Digitized by Google

schreiten, oder eine Entschädigung irgend welcher Art; die ungehaltnen Eheversprechen, die Listen und Schliche des Mannes, und seien sie auch noch so perfide, sind eine Materie, mit der sich das Gesetz nicht befasst. Nur in dem Falle, wo die selbstübernommenen Pflichten des Mannes soweit gegangen sind, dass eine Verlobung gefeiert worden ist, und dass die Verlobte mit Hinblick auf die Ehe erhebliche Ausgaben gemacht hat, hat sie den Anspruch auf Schadenersatz, wenn sich der Bräutigam ohne ein gerechtfertigtes Motiv weigert, sie zu heirathen; das ist der einzige, dem Weibe in ihren Beziehungen zum Manne gewährte Schutz, und das ist, wie man sieht, nicht viel.

Die Schäden dieses Zustandes der Dinge sind evident. Die Verführung wird eine Art von Sport, wie Jagd und Pferderennen, indem eine Anzahl reicher junger Leute verthiert, sich physisch und moralisch zu Grunde richtet, und in ihren Ruin Mädchen mit sich herabzieht, welche im Leben besseres hätten erreichen können. Zahllos sind die verborgenen Tragödien, die moralisch zerrissnen Familien, die zerstörten Existenzen, welche bedingt sind durch die Straflosigkeit der Gelüste reicher Müssiggänger. Ich will hier auf diese Nachtheile, die natürlich nur auf eine kleine Zahl von Personen beschränkt sind, nicht eingehen, und darauf hindeuten, dass die allgemeine naive Consequenz der Dinge die unverheiratheten jungen Weiber zu einer Existenz verurtheilt, die man nur als Sklaverei bezeichnen kann. Die Eltern, die die Gefahren kennen, welchen die Passivität des Gesetzes ihre Töchter aussetzt, schützen sie durch ein System strengster Clausur und beständiger Ueberwachung. Man muss wissen, dass man in Italien erst seit wenigen Jahren, und allein in den grossen Städten des Nordens anfängt, es nicht mehr skandalös zu finden, dass ein Mädchen allein ausgeht. Im übrigen finden die Eltern, um die Wahrscheinlichkeit der Versuchung zu mindern, kein anderes Mittel, als das, die lebendige Berührung mit dem Leben zu vermindern, indem sie ihre Töchter nur die äusserlich decorative Seite des Lebens kennen lernen lassen, sodass dieselben unwissend, beschränkt und unfähig, das Leben wie es ist, zu leben, aufwachsen. Ferner pflegen die Eltern immer, um ihre Töchter zu beschützen, ihnen Grauen und Furcht vor dem Manne einzuflössen, und ihnen denselben nicht als den natürlichen Gefährten, sondern als den Feind des Weibes zu schildern; deshalb werden die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern gezwungen, unwahr, abstossend und lächerlich durch eine absurde und lächerliche Etikette, und Mann und Weib hören auf, zwei Seiten derselben Existenz zu werden, und werden häufig nur für einander eine Gefahr. In summa, da nun einmal die Wölfe auf der Strasse herumlaufen, hat man nichts besseres zu thun gehabt, als die Schafe im Stall einzusperren, in den Luft und Licht nur durch enge Fenster hineindringt und die man vergittert, damit die Wölfe nicht hineinkommen.

England dagegen stellt uns den grade entgegengesetzten Zustand dar. Zunächst der gesetzliche Schutz und dann der der Gewohnheiten beschützen das Weib in einer so kräftigen und energischen Weise, dass man da nur staunt, dass die Männer, die Gesetze machen und anwenden, das Weib immer für die natürliche Beute des Mannes halten. Die Verführung ist eine Art Sport, der nur in gewissen Theilen des Kontinents angenehm sein kann, aber in England recht gefährlich ist, fast so gefährlich wie bei Beduinen, Maroccanern und andern barbarischen Völkern, bei denen man gewohnt ist, einen Flecken auf der Ehre der Schwester oder der Tochter nur mit Blut abzuwaschen. Allerdings fliesst in England nicht mehr Blut, — aber Geld. Man fordert sich nicht mehr zum Duell heraus, sondern vor den Gerichtshof, auf dem Wege der Entschädigungsklage. Dies ist der schreckliche Prozess wegen break of promise, in dem jede Woche Richter und Geschworene hunderte von Fällen zu urtheilen haben, Fälle, die alles nur mögliche umfassen, was zwischen Mann und Weib vorkommen kann, von dem blossen, einfachen Eheversprechen bis zur vollständigen Verführung und zum nachträglichen Imstichlassen. Es ist das eine Art gerichtlichen Kampfes zwischen Mann und Weib, in dem alle nur erdenklichen Vortheile auf Seite der Frau sind: zumal wenn die Frage vor eine Jury

Digitized by Google

kommt, gelten die geringsten und fadenscheinigsten Beweise für sie und gegen ihn, dem die klarsten und sichersten Beweise nichts nützen. Die schwerste Verschuldungen im Verhalten des Weibes gegenüber dem Mann werden mit der grössten Nachsicht betrachtet, während die kleinsten Freiheiten des Mannes gegen das Weib, auch wenn sie vor sehr anfechtbaren Zeugen behauptet werden, dem Unglücklichen als Verbrechen angerechnet werden. Es ist in 10 Fällen vorgekommen, dass die blosse Thatsache, dass die Klägerin im Besitz von Visitenkarten des Beklagten war, für die Jury genügte, als Beweismittel für ein Eheversprechen und zur Verurtheilung zu einer Entschädigung. In einem andern Prozesse brachte die Klägerin Briefe des Beklagten vor, in denen sie mit allen jenen sentimentalen Phrasen angeredet wurde, die sozusagen, das Volapük der Liebe sind: „meine Lust, mein einziger und ewiger Gedanke," und wirklich, die Jury hielt ein Eheversprechen für bewiesen, und sprach der Klägerin eine bedeutende Entschädigung zu.

Ich will nicht eingehender von den Fällen sprechen, in denen es zu einer wirklichen und eigentlichen Verführung kommt, wo ein Mädchen verlassen wird, ein Kind zur Welt kommt, das das Unglück haben soll, vaterlos zu bleiben; der Verführer kann die Anerkennung des Kindes verweigern, kann die Mutter fortjagen, aber die Jury steckt die Hände in seine Tasche, und nimmt einen grossen Theil seines Vermögens heraus, um die Verrathne zu entschädigen. Der niedrige und grausame Einwand, mit dem alle Verführer ihre Haltung gegenüber dem Kinde zu rechtfertigen suchen, nämlich: „Wer beweist mir, dass dieses Kind meines ist, und dass seine Mutter sich nicht andern ebenso hingegeben hat, wie mir?" — dieser Einwand hat in England wenig oder gar keine Wirkung, und nur selten wagt es ein vor Gericht gezogner Verführer, ihn zu erheben, da er damit nichts weiter erreichen würde, als sich eine schlimme Zurechtweisung des Richters zuzuziehen, und die Geschwornen, die natürlich schon wenig für ihn eingenommen sind, noch mehr zu erbittern. Die öffentliche Meinung ist also immer und jedes Mal instinctiv in derartigen Prozessen für das Weib und gegen den Mann; sie ist demnach, wie man begreift, eine kräftige Schutzwehr für das Weib, und dass sich unter diesem Schutze die schrankenlose Freiheit des englichen Weibes entwickeln konnte, das arbeitet, handelt, erfindet, seinen Sport und seine Freunde hat, wie die Männer auch, ist die schöne Seite der Medaille; sie hat aber auch ihre hässliche Seite. Wie es oft mit den Gesetzen geht, dass das zum Schutz der Ehrlichen gegen die Tücken der verschlagnen Schufte gemachte Gesetz sehr oft umgekehrt ein Werkzeug der Vergewaltigung naiver Ehrlichkeit in den Händen der Schurken wird, so hat sich bei diesem Zustand der öffentlichen Meinung und kraft der Bevorrechtigung der Frau eine riesige Industrie der Erpressung gegen die Männerwelt entwickelt; es hat sich eine Klasse von Spekulantinnen auf dem Gebiet der Liebe ausgebildet, die, ohne offiziell zu der Klasse der Prostituirten zu gehören, sehr viel bessere Geschäfte machen, als diese, indem sie als Opfer des Trugs, der Lüsternheit und der Verführung der Männer posiren. Auf den ersten Blick scheint es unbegreiflich, wie solche schamlosen Abenteurerinnen, welche die Comödie der verlockten Unschuld spielen, eine Jury täuschen können, die zwar nicht grade aus Leuten von höchster Bildung und Weisheit besteht, aber doch aus erfahrnen und weltkundigen Männern. Und derartige Fälle sind durchaus nicht selten. Man braucht nur einen Blick in irgend eine englische Zeitung zu thun, mit ihrer ständigen Rubrik der break of promise-Prozesse. Ich habe mir in der letzten Zeit bei dem einmaligen Durchfliegen von ein paar Zeitungen mehrere dieser Prozesse wegen Verführung notirt, die nichts anders, als Erpressungsversuche waren. In einem Falle hatte eine mehr als 30jährige Dame, die vor versammeltem Gerichtshofe einräumte, mehrere, und nicht platonische Geliebte gehabt zu haben, sich an einen 22jährigen jungen Mann gemacht, und war seine Geliebte geworden; er schrieb ihr sehr zärtliche Briefe, und verliess sie später; sie strengte deshalb einen Prozess wegen Verführung gegen ihn an, in dem die Geschwornen ihr 50 Pfund Sterling zubilligten. Bedenkt man;

Digitized by Google

dass es sich um Personen aus den unteren Volksschichten handelte, so sieht man, dass eine derartige Verurtheilung für den Mann den halben Ruin bedeutet. In einem andern Falle bewies der Beklagte sonnenklar, dass er von der sogenannten Verführten gradezu verfolgt worden war, dass sie ihn mit Liebesbriefen überschüttete, ihn morgens, wenn er noch im Bett lag, besuchte, sodass er schliesslich ausser Stande war, ihr gegenüber immer die Rolle des keuschen Joseph zu spielen. Aber das half ihm nichts; er musste eine bedeutende Entschädigung zahlen, obgleich er offenbar nicht der verführende, sondern der verführte Theil war. London und ganz England wimmeln von diesen Spekulantinnen der Galanterie, die sich verführen lassen in der Hoffnung, ein Mann oder eine bedeutende Entschädigung zu erobern, die wie gewisse Kaufleute ihren eigenen Besitzfond verbrennen, um in Besitz der Versicherungssumme zu gelangen, und die als moderne Sirenen das Cölibat allen denen sehr erschweren, die nicht früh den Hafen der Ehe aufsuchen, oder wie Odysseus sich nicht die Ohren mit Wachs verstopfen.

Noch schlimmer liegt die Sache, wenn ein Mitglied der Aristokratie in derartige Prozesse verwickelt wird; es giebt dann einen enormen Skandal, und die Sympathie des Publikums für den weiblichen Theil wird noch verstärkt durch die Abneigung, welche die Bourgeosie gegen die Aristokraten hegt; der Prozess wird dann eine Art Kampf zwischen einer angeblich corrumpirten, despotischen Aristokratie, die noch über Fleisch und Blut des Armen verfügen zu können glaubt, und einem armen Weibe, dem Opfer halb feudaler Gewalthaber. Dann legen sich die Zeitungen ins Zeug, schnauben Feuer, heben das weibliche Opfer in den Himmel, und machen den Mann verächtlich. Einer der grössten Journalisten Englands und vielleicht Europas hat eine besondere Schwäche für diese nach Entschädigung jagenden Tugenden, und widmet seine energische Feder ihrer Sache, immer und jedesmal, besonders aber, wenn der Liebhaber eine hochgestellte Persönlichkeit ist; dabei ahnt dieser Ritter der wohlbezahlten Unschuld nicht, dass er so oft das Opfer von Betrügereien ist. Vor noch nicht langer Zeit wurde ein Lord, der Abkömmling einer der erlauchtesten Familien, von einem Weibe vor den Richter und in die Zeitungen gebracht. Wer war dieses Weib? Es war eine Excocotte, die vor vielen Jahren die Maitresse des Lords war; sie wollte von ihm einen Sohn gehabt haben; dieser Sohn war jedenfalls tot, die Dame aber war inzwischen alt geworden und steckte im Elend. Sie griff den Lord an, und von dem Publikum, der Presse und den Geschwornen unterstützt, gelang es ihr, dem Beklagten 400 Pfund Sterling zu entreissen. Das war eine Bagatelle für den reichen Peer, aber der Skandal war doch so gross, dass er sich für einige Zeit zurückziehen musste, und sobald nicht wieder auf der politischen Bühne erscheinen durfte.

Zwar ist dieses System auch in seiner Entartung besser als das französische und italienische. In England kommen diese schmutzigen Spekulantinnen mit Hülfe des Gesetzes zu Geld, in Italien und Frankreich aber gehen sie ihrem Liebhaber mit dem Revolver oder der Vitriolflasche zu Leibe, und lassen sich dann mitten in der allgemeinen Erregung von den Geschwornen freisprechen. Wenn das zuletzt von mir erzählte Beispiel in Paris oder sonst in einem französischen Milieu passirt wäre, würde die Frau wahrscheinlich anstatt zu klagen, auf ihren Liebhaber ein Revolver oder Vitriolattentat gemacht haben, und wie die Jury in England so nachsichtig war, ihr eine Entschädigung zuzusprechen, wäre sie in Frankreich bereit, sie freizusprechen. Von diesen beiden Formen ist sicherlich die Gelderpressung besser als das Blutvergiessen; immerhin ist sie etwas unangemessnes und es wäre wünschenswerth, die Zustände wenigstens soweit zu bessern, dass nicht vor den Augen und unter dem Schutze der ganzen Majestät des Rechts eine Erpressung ausgeführt würde.

Nach meiner Ueberzeugung ist das englische System des Frauenschutzes dem romanischen System des Selbstschutzes in vieler Beziehung überlegen. Das englische System verträgt sich mit einer grösseren Freiheit der Frauen,

Digitized by Google

und macht die gesellschaftlichen Beziehungen beider Geschlechter correcter und moralischer; die Frau hat nicht mehr instinctiv das Gefühl einer Gefahr, sobald sie mit einem Manne allein ist, und der Mann denkt nicht, sobald er sich mit einem Mädchen allein befindet, sofort daran, wie er sie verführen könnte. Immerhin sollte man, ich wiederhole es, durch Verbesserung des englischen Systems die Gefahr der Erpressung verringern. Ich glaube auch, dass eine derartige Verbesserung nicht schwer wäre.

Das beste Mittel wäre meiner Meinung nach die Betheiligung von Frauen in der Eigenschaft von Geschworenen. Dieser Vorschlag mag paradox erscheinen ist aber durchaus rationell. Der Hauptgrund für die Nachsichtigkeit der Geschwornen in solchen Fällen liegt doch darin, dass sie Männer sind, und Frauen, zumeist junge und schöne Frauen, vor sich haben. Das allein genügt, um einen Mann für die betrogne Verführte einzunehmen, denn es erwacht jedesmal unvermeidlich die sexuelle Sympathie, wenn auch in ziemlich indirekter und idealer Form, in der eines instinktiven Wohlwollens. Im Uebrigen sind die Geschwornen als Männer sehr oft ohne praktische Erfahrung in der weiblichen Psychologie. Sie beurtheilen das Weib und seine Handlungen danach, wie sie selbst in einer ähnlichen Lage gehandelt haben würden, d. h. vom männlichen Standpunkte aus. Das verhindert sie, ein psychologisches Phänomen in seiner Tragweite richtig abzuschätzen, das in solchen Fällen beständig und mächtig mitwirkt, die Erfindungsgabe. Bekanntlich besteht einer der fundamentalen Unterschied zwischen dem Seelenleben des Mannes und des Weibes darin, dass das Weib mit sehr viel mehr Geschick etwas zu fingiren versteht, als der Mann; diesen Unterschied geben auch Autoren zu, die sonst von Lombrosos und meiner Auffassung der Frauenseele sehr stark abweichen. Ein Richter nun, der den Knoten dieser komplizirten Tragikomödie der Liebe lösen soll, und an der weiblichen Partei alle Zeichen des Schmerzes und der Verzweiflung über ihre verlorne Liebe sieht, ihre glühenden Briefe liest, wird nur schwer unterscheiden können, wieviel davon wahr ist, und wieviel die Verlassne wundervoll simulirt, um auf so schmerzhafte Wunden eine werthvolle Banknote applicirt zu bekommen. Eine habsüchtige Abenteuerin und ein naives und leidenschaftliches Weib erscheinen ihm unter der gleichen poetischen Aureole der Weiblichkeit, die unter dem Drange der Liebesleidenschaft zu einem Fehltritt gekommen ist.

Wenn in derartigen Fällen unter den Geschwornen so und so viel Frauen wären, würden die Dinge einen ganz anderen Gang nehmen. Die dumpfe und versteckte Antipathie, die, wie Lombroso es dargestellt hat, zwischen Frauen besteht, würde die Sympathie des Gerichtshofes für die weibliche Partei bis zu einem gewissen Punkte neutralisiren, wozu noch die natürliche und instinctive weibliche Sympathie für den Beklagten kommt. Ferner kennen die Frauen einander gewöhnlich viel besser, als die Männer die Frauen kennen, sie entdecken durch den, für sie so characteristischen psychologischen Instinct die verstecktesten Geheimnisse einer andern Frauenseele: wie zwei Priester derselben Religion vollständig alle Schliche und Kniffe kennen, mit denen man die Laien, in diesem Falle die Männer, zu täuschen pflegt. Wenn man einer intelligenten, gebildeten, lebenserfahrnen Dame einen Fall von break of promise zu prüfen übergiebt, wird man in 90 von 100 Fällen sehen, dass ihr Urtheil sicherer, schärfer und tiefer ist, als das eines Mannes. Sie wird vielleicht allzu pessimistisch sein, aber wenn Männer und Frauen in einer Jury zusammensässen, so würden diese entgegengesetzten Kräfte — Optimismus und Pessimismus, Wohlwollen und Uebelwollen, — sich gegenseitig eliminiren, sodass ein möglichst gerechtes und billiges Urtheil zu Stande käme.

Digitized by Google

# LIEDER.

VON

Dr. OSCAR BIE.

Die Post brachte neue Noten von Richard Strauss. Das ist für mich immer ein kleines Fest. Da heisst es, alles liegen lassen, das Klavier aufklappen und in die Töne stürzen. Denn ich liebe die Musik Straussens leidenschaftlich. Sie ist voller Vornehmheit und königlicher Würde und doch von einer demokratischen Wahrheit, die auf die untersten Gründe der Seele taucht. Indem ich sie umarme, hebt sie mich mild und leise auf jene Gipfel, wo man die Freude am Leben und seiner unendlichen Schönheit wiedergewinnt. Das thut wohl! Ob ich den entzückenden Friedensglanz seines „Guntram" über mich kommen lasse, ob ich die gewaltige Sprache seiner symphonischen Dichtungen vernehme, des rauschenden „Italien", des tiefen „Don Juan", des erschütternden „Macbeth" und des allumfassenden „Tod und Verklärung" — allumfassend, wie eine Philosophie — oder ob die bunten Blätter seiner Lieder mir die grossen Welten im Kleinen malen, nie verlässt mich das Gefühl, einem der wenigen Glücklichen gegenüberzustehn, die von sich sagen können, dass sie das heilige Seelsorgeramt der Kunst wahrhaft von Gottes Gnaden erhalten haben. Ich wollte schon lange das Lebenswerk dieses, ich muss es sagen, grössten unserer lebenden Komponisten zusammenfassen. Denn es reizt, einem Individuum seine Conturen zu ziehen. Aber noch ist seine Entwicklung so eilig, dass es auch dem geriebensten biographischen Künstler schwer fallen würde, den Titel dieses Lebens, seine Einheit zu finden. Strauss ist unbeugsam bis zum herrlichsten Eigensinn, dabei ist er ganz Geschmack und Weltkind. Er ist Weltkind bis zur bewussten äusseren Wirkung, dabei naiv wie ein Debütant auf unserem Planeten. Er ist auf die Oper versessen, dabei der geborene absolute Musiker, und er wendet den letzten Fleiss auf die Sprache im Liede, während seine Stimmungsmalerei von berauschender Wahrheit ist. Sein Lied ist von Opus zu Opus lyrischer geworden, bis es jetzt so lyrisch ist, dass man garnicht mehr darüber hinaus denken kann. In demselben Masse änderte sich sein literarischer Geschmack. Er hat früher Lenau und Dahn komponirt, jetzt komponirt er Mackay, Heinrich Hart, Henckell und Bierbaum. Das giebt zu denken.

* * *

Ist doch auch die Lyrik selbst lyrischer geworden. Früher setzte man sich hin und arbeitete ein lyrisches Gedicht. Man liess nicht schwärmerische

Digitized by Google

aus in das Gedicht, sondern man beschrieb, man zergliederte, man erzählte, man komponirte. Es sind eine Reihe von Stimmungen, welche in der Goetheschen Ode an den Mond unter der silbernen Gesamtstimmung zusammengefasst werden. Dabei ist dieses Gedicht eines der einheitlichsten, welches wir haben. Aber die Entwicklungsgeschichte des Flusses, der „in der Winternacht wütend überschwillt", wird hier ebensowenig unterdrückt wie der Vergleich der Morgenwolken auf „jenen" Höhen in dem schwungvollen Mailiede. Goethe setzt sich mit Eckermann behaglich nieder und studirt lyrische Gedichte, sie zweimal, dreimal lesend, analysirend, abwägend. Diese Lyrik, bei der auch der Gedanke mitarbeitet, wird niemals aufhören. Die Gattung der Dehmel'schen Gedichte oder ein halb erzählendes Gedicht, wie die „Begegnung" von Georg Hirschfeld, das man in diesem Hefte liest, — das alles liegt noch auf demselben Wege. Aber es ist heute eine lyrische Gattung hinzugekommen. Das ist die lyrische Skizze. Es ist eine Herzensaufwallung, schnell, ohne jeden Abzug aufs Papier gebracht. Es ist die Impression der Erfindung. Vier, sechs, acht Zeilen, ohne weiteres Baugerüst, aber unverfälscht, einheitlich, warm und mitten ins Schwarze hinein. Man sehe in Hartlebens, Mackays und Bierbaums Gedichten nach: da findet man solchen lyrischen Impressionismus. Unter den Bierbaumschen Liedern von Strauss, die ich eben erhalte, sind diese Zeilen: „Weite Wiesen im Dämmergrau; die Sonne verglomm, die Sterne ziehn — nun geh ich hin zu der schönsten Frau, weit über Wiesen im Dämmergrau tief in den Busch von Jasmin. Durch Dämmergrau in der Liebe Land, ich gehe nicht schnell, ich eile nicht; mich zieht ein weiches, sammetnes Band durch Dämmergrau in der Liebe Land, in ein blaues, mildes Licht".

* * *

Das ist die Stimmung. Durchs Grau zum Blau. Leise und langsam gehe ich durchs Graue, denn ich habe Lust an der süssen Erwartung und das Blaue leuchtet mir hindurch. Wie das musikalisch ist! Die Skizze, welche kein Gemälde werden darf, wenn sie ihre Ursprünglichkeit nicht verlieren will, überliefert der Dichter dem Musiker, und der taucht sie in die ganze ursprüngliche Empfindungswelt zurück, aus der sie geboren ist. So wird das moderne Lied. Die Musik liebt jene Dichtung am meisten, in der alles Empfindung, nichts Gedanke ist. Denn dann spricht sie ihre ungehindertste Sprache und die Dichtung giebt ihr die notwendigste Contur. Die Dichtung kommt nicht mit dem Gedanken zwischen die Empfindungen und die Musik gerät nicht in Verlegenheit mit ihren Empfindungen zwischen den Gedanken. Das ist eine einmütige Kunstgattung. Zu dem „Morgen" Mackays — und morgen wird die Sonne wieder scheinen und auf dem Wege, den ich gehen werde, wird uns die Glücklichen sie wieder einen inmitten dieser sonnenatmenden Erde . . . — zu diesem Lied auf eine Note hat Strauss eine schöne, einer seiner herzvollsten Melodien. Die Melodie spinnt sich aus sich heraus und dem Gewebe ihrer Empfindungen geben die Zeilen des Gedichtes die notwendige Contur, gerade so viel, nicht ein Tüpfelchen mehr.

* * *

Nach den Hebungen und Senkungen dieser Contur baut sich die Dynamik der Musik auf. Strauss ist darin Meister. In der Ausgabe für hohe Stimme hat er die graublaue Stimmung jenes Bierbaumschen Gedichtes in das weiche

Digitized by Google

Fisdur gebettet. Eine leise, schaukelnde Bewegung — mitklingende Tenorstimmen; dann steigt die Linie bei der ersten Ahnung der „schönsten Frau", aber sie steigt im Pianissimo! Langsam sinkt sie durch das Dämmergrau des Esmoll in die süsse Desdurstimmung: der Busch von Jasmin. Mit sanft zurückhaltenden Septimenschritten — ich eile nicht, ich gehe nicht schnell — ganz allmählich aufsteigend, durch das Grau verminderter Akkorde, gelangen wir an den Gipfel, in helles Fisdur, in das blaue, milde Licht. Noch einmal das retardirende Motiv „ich eile nicht" und dann der leise, verklärende, hinüberblickende Schluss. Also eine Wiederholung der Textesworte. Aber man wird sie öfters bei Strauss finden. Was einst bei den Gedichten mit fortschreitendem Gedankengang unmöglich war, ist bei der modernen lyrischen Impressionistik erlaubt: im Worte ist ja dieselbe Einheit, wie im Tone. Es ist kein Widerspruch mehr.

* * *

Man analysiere alle Strauss'schen Lieder auf die Wahrheit ihrer Grundstimmung, auf die Wahrheit ihrer Deklamation und die Wahrheit ihres Aufbaues. Sie sind alle Beispiele derselben Meisterschaft: Mackays „heimliche Aufforderung", Henckells „Ruhe meine Seele", Harts „Cäcilie", Bierbaums „Schlagende Herzen" und „Nachtgang". Ich kann diese Lieder hier nicht, wie ich möchte, alle auseinandersetzen. Ich möchte meine Leser lieber bei mir am Klavier haben und ihnen eins nach dem andern zu Bewusstsein führen, — welche Gestaltungskraft darin lebt! Sie sind ja Zeichen unserer Kunst. Der ansteigende musikalische Gehalt der modernen Lyrik hat seinen Dolmetsch in der Schwesterkunst gefunden. Es ist mehr als Zufall, dass Strauss sich nun ständig Dichtungen dieses unseres Kreises wählt. Er sagte mir das letzte Mal: Senden Sie mir alles, was Sie für passend halten, von moderner Lyrik. Ist das nicht Verheissung? Er hat ein offenes Auge für die Zeitvorgänge. Er hat wieder einmal eine Brücke geschlagen zwischen zwei grossen Schaffensgebieten moderner Kunst.

Digitized by Google

# DREI GEDICHTE

VON

GEORG HIRSCHFELD.

## BEGEGNUNG.

Du wankst an mir vorüber und schreckst vor meinem Blick —
Ich stehe, träumend schau' ich und stumm auf Dich zurück.

Dass ich das Antlitz trage, das Einsamkeit mir lieh,
Und schweigend um Dich klage — Mitleid verzeihst Du nie.

Ein stilles Wissen leuchtet in Deinem dunkeln Blick,
Von Todeswunsch befeuchtet das längst gestorb'ne Glück.

Doch mir lass' meine Thränen. Wie elend Du auch seist —
Ich trage Leid im Herzen, von dem Du noch nichts weisst.

Lass' unsre Wege scheiden — ein Schicksal schliesst sie ein.
Wir wissen, wem wir leiden, und werden duldsam sein.

## AUFSCHWUNG.

Ich möchte über meine Siege siegen,
Aufreissen will ich meines Herzens Wunde
Und in der ersten Morgendämmerstunde
Dem Flug der Frührakete lauschend liegen.

Ich will ein Kind der grossen Sonne bleiben,
Die sterbend ihre Welt mit Schönheit rötet,
Es soll das Leid, das ich in mir getötet,
Als Frühlicht morgen euch vom Lager treiben.

Digitized by Google

## SOMMER.

Ich träume in mein Herz hinein
Die grosse grüne Welt
Und träume mich selber ganz allein
Allein hineingestellt.

Himmlische Frauen lächeln mich an
Und winken mir so frei,
Sie sagen, dass ich leben kann
Und ihre Liebe sei.

Digitized by Google

# RUNDSCHAU.

## UNIVERSITY EXTENSION

von H. MINOS.

Drei Dinge sind es, die in England als Ausdruck der allgemeinen demokratischen Bewegung in's Auge fallen, die öffentlichen Lesehallen, die Universitätskolonien, wie das bekannte Toynbel Hall und die Ausdehnung der Universitätskurse.

Betrachtet man hiergegen unsern langjährigen Vorsprung auf dem Gebiete des zwangsmässigen Elementarunterrichtes, der der gleichen Erkenntnis von der Notwendigkeit der Demokratisierung der Erziehung entspringt, so erhalten wir ein interessantes Bild der Gegensätzlichkeit beider Länder in Verfolgung ihrer Ziele.

Deutschland verfährt dogmatisch, militärisch, — nach dem Prinzip gradweiser Vorbereitung; es macht eine gewisse Bildungsgrundlage zum Gesetz, ohne sich einstweilen viel um die dadurch erweckten Bildungsbedürfnisse zu kümmern.

Das freie England hat die Schablone übersprungen; es hinkt sehr zum Schaden ganzer Volksschichten mit dem Zwangsschulunterricht nach; aber lange vor seiner Durchsetzung hat es die militärische Form eines blossen, mehrjährigen Klassendienstes gesprengt und der Erziehung der Gemeinen und Frauen der grossen, nationalen Armee weite, freiwillige Bildungskanäle gegraben.

Während die deutschen Hochschulen, ungeachtet des Kathedersozialismus als konservative Gipfel erscheinen, sind die englischen Universitäten im Begriff, die Klassenunterschiede in Bezug auf Bildungsansprüche aufzuheben; die obengenannten drei Elemente sind als ebensoviele Vorläufer einer vollständig freien Erziehung durch den Staat oder die Gesellschaft zu betrachten.

Oxford und Cambridge, alte aristokratische Körperschaften, deren Ahnenreihe sich ununterbrochen bis in's dreizehnte Jahrhundert zurückverfolgen lässt, durchdringt der Geist der Demokratie und der Lokalisierung der Gesetzgebung mit kollektivistischen Endzielen; seine unzähligen Verästelungen untergraben den klassischen Boden des Manchestertums.

Bis jetzt war die socialistische Bewegung in England zum grossen Teil eine Angelegenheit der Mittelklassen. Die Hauptkräfte der Lohnarbeiter absorbieren die Gewerk- und Genossenschaften mit ihrem unbestimmten und oft unbewussten Socialismus, während die beiden socialdemokratischen Arbeiterparteien, die Independent Labour Party und die Social Democratic Federation mehr symptomatische als unmittelbare Bedeutung haben. Es entspricht dies dem Lande, in dem der Kampf für eine relative individuelle Freiheit lange ausgefochten war, ehe noch das kollektivistische Element die Zeitströmung zu beeinflussen begann.

Das System der Fabiangesellschaft, die öffentliche Anschauung zu durchdringen und vorzubereiten, hat für den kollektivistischen Gedanken unstreitig grossartige Pionierdienste gethan. Der Socialist gilt in England nicht als eine Art enfant terrible, das man durch Maulkörbe mundtot machen möchte, sondern als Ausdruck des Zeitbewusstseins, der ernste Prüfung fordert.

In diesem Sinne streben die Universitäten nach unmittelbarer Berührung mit dem Volke, es gilt ihnen als der mütterliche Grund, aus dem dem alten Riesen Wissenschaft neue Jugend und frische Kraft erwächst, die Ausdehnung der Universitätsvorlesungen erscheint ihnen ebenso wichtig als Hebel zur Erhöhung des allgemeinen Bildungsstandes der Nation, als zur Vertiefung ihrer Forschungen.

Nachfolgende Mitteilungen verdanken wir der Güte der Horren Roberts und Sadler, Mitglieder der Universitäten Cambridge und Oxford und Führer der Be-

Digitized by Google

wegung für die Ausdehnung der Universitätsvorlesungen über die Grenze der Hochschulen.

R. D. Roberts, der in Cambridge mehrere Ämter bekleidet, ist der Verfasser der vorzüglichen Arbeit „Eighteen Years of University Extension". M. E. Sadler, Docent der Socialökonomie, hat die Bewegung in seinem kleinen Buche „University Extension Past Present und Future" einer interessanten Beleuchtung unterzogen.

Nach ihnen wird unter einer zunehmend demokratischen Regierung die Ausdehnung der Universitätskurse, als Mittel zur Erziehung und Belehrung der erwachsenen Arbeiter und der Frauen, ein immer wichtigerer Faktor des öffentlichen Lebens.

Der erste Ansporn zu der Bewegung findet sich im Jahre 1850 in einem Briefe Sewell's an den Vizekanzler von Oxford unter der Aufschrift „Suggestions on University Extension": „Wenn es unmöglich ist die erziehungsbedürftigen Massen zur Universität zu bringen, sollte es nicht möglich sein die Universität zu ihnen zu senden! — Ja!" fährt er fort, „und zuerst sollte man Professuren auf dem Wege des Experimentes in Industriecentren z. B. Manchester und Birmingham und inmitten der dichtesten Bevölkerung gründen. Die Kosten würden die Stipendien für die angestellten Professoren nicht wesentlich übersteigen.

. . . Nach und nach könnte das System durch das ganze Land verbreitet und ähnliche Einrichtungen in allen Hauptstädten geeigneter Distrikte getroffen werden. Eine solche Methode würde die Wohlthat des Universitätsunterrichtes bis zur äusserst möglichen Grenzlinie ausdehnen, die Ausgaben auf den denkbar niedrigsten Punkt herabbringen. Sie würde die Universitäten zu dem machen, was sie sein sollen, Quelle und Mittelpunkt der gesammten Erziehung und würde ihnen die Sympatie und Liebe der ganzen Nation sichern, ohne sie zum Verzicht auf unumgängliche Principien zu zwingen."

Unter veränderten Bedingungen ist die heutige Bewegung eine Verwirklichung der Ideale von 1850. Allein das gegenwärtige Ziel ist weniger die Gemeinschaft in den Kreis der Universitätsstudien zu ziehen, als durch Veranstaltungen, entsprechend den verschiedenen Bedürfnissen verschiedener Lebenslagen, die Universitäten unbeschadet ihres Wertes und ihrer Würde, zu wahrhaft nationalen Einrichtungen umzuschaffen.

Im Jahre 1873 begann die Universität Cambridge die Ausdehnung ihrer Vorlesungen über mehrere Distrikte. 1878 folgte Oxford, während heute jede englische Universität Lehrkräfte ausserhalb ihrer städtischen Grenzen zur Verfügung stellt. Cambridge, Oxford, London und Viktoria beabsichtigen demnächst die Herausgabe einer gemeinsamen Monatsschrift als Ausdruck einheitlicher, obwohl individuell verfolgter Ziele.

Ganz England befindet sich in Folge der geschichtlichen Entwicklung in einer Gährung.

Die Universitätsausdehnung bezweckt nicht nur die Erziehung der leitenden Kräfte dieser Gährung, sondern auch die Berührung der Wissenschaft mit der konkreten Zeitströmung. Das Volk bedarf der Gelehrten, aber die Gelehrten bedürfen auch des Volkes. Im Austausche mit ihm, durch die an die Vorlesungen geknüpften Fragen und Diskussionen, gewinnen die jungen Theoretiker, was ihnen der vorschriftsmässige Lehrgang nicht zu geben vermag, Erfahrung vom Leben und Denken der Massen; sie ermöglicht den Universitäten (unter einer gegenwärtigen Zahl von 60000 Zuhörern, grossenteils Frauen, sind 10000 Arbeiter) die Realisierung des neuen Geistes demokratischer Sympatie.

Dagegen bringen die Berufsgelehrten den Massen, was ihnen der Kampf mit dem Dasein zu häufig vorenthält, Anregung, Anleitung zur Gewinnung von Bildungselementen. Durch einen Einblick in die Unendlichkeit der historischen und sozialökonomischen Triebkräfte sind sie bestrebt die Menge vom Glauben an das gedruckte Wort, das der Zufall des Ortes oder der Umgebung ihr in die Hände spielt, zu befreien und ihr Urteil zur Selbständigkeit zu erziehen. In diesem Streben gewähren ihnen die Lesehallen wirksame Unterstützung. In London hat fast jeder Distrikt seinen durch Besteuerung unterhaltenen hellen, allgemein zugänglichen Raum, oder mehrere Räume mit Zeitungen und Zeitschriften jeder Richtung und Büchern aller Art, von der Romanlitteratur bis zu populär wissenschaftlichen Werken, nebst Leihbibliothek. Ganze Volksklassen werden durch die besagten Wege ihrer intellektuellen Vereinsamung entrissen, innerhalb derer nur eine kleine Minderzahl und diese auf aufreibenden Umwegen, fähig ist sich einigermassen vorwärts zu bringen.

In den Arbeiterdistrikten Lancashire's ist die Bewegung von unermesslichem Einfluss und trägt in die freudlose Hässlichkeit der Fabrikstädte etwas vom Reize und dem Behagen des Bildungslebens.

Früher hatten die Genossenschaftler in der Regel im Winterhalbjahr eine Reihe von Einzelvorträgen, die sowohl unterhaltend als belehrend sein sollten und zwar eine gelegentliche Anregung boten, aber in den seltensten Fällen erziehlich wirken konnten. Man sah bald, dass das angewandte System unhaltbar war. Das

Digitized by Google

Interesse sank mehr und mehr, schon schien der grosse Oldhamer „industrielle Genossenschaftsverband“ in den allgemeinen erziehlichen Ruin verflochten, als sein Komité sich glücklicherweise für einen Kursus von Universitätsausdehnungsvorträgen entschied. Zwar wurde eingewandt, dass von abwechselungslustigen Arbeitern und Arbeiterinnen die fortlaufende Behandlung eines Gegenstandes nicht gewürdigt werden könne; andre machten die Kosten geltend. Allein das Comité hatte Vertrauen zu seinem Plane. Die Vorlesungen begannen. Allen Voraussagungen zum Trotz übertraf die Zuhörerzahl die Hoffnungen der optimistischsten Extensionisten, mehr noch, sie nahm während der Kurse zu. Seither hat Herr Hudson Shaw aus Oxford seine Vorträge in der „Oldhamer Industrial Society“ durch einen Zeitraum von acht Jahren fortgesetzt, die Geschichte Irlands, Englische Socialreformer, das Zeitalter der Elisabeth, die puritanische Revolution, die Geschichte der Stadt Florenz und der Republik Venedig, den Ursprung Englands und das mittelalterliche England behandelt. Für die Weisheit der Comitépolitik ist die von Herrn Shaw festgestellte Thatsache ausschlaggebend, das Oldham jetzt das grösste Extension-Centrum der Welt ist. Es erscheint als ein bemerkenswerter und interessanter Zug, dass die anfänglichen Zuhörer bei jedem folgenden Kursus gegenwärtig waren.

Kritiker und Gegner werden natürlich nach den Resultaten dieses Arbeit- und Kostenaufwandes (einer Ausgabe von über 400 L) fragen. Es ist unmöglich sie genau abzuschätzen. Prüfungen beweisen nichts für ihre Nützlichkeit und Wohlthätigkeit. Allein sie haben unmerkbar die moralische und intellektuelle Haltung der Mitglieder gehoben und die umgebende Gemeinschaft durch deren Einfluss bereichert und veredelt. Männer der Öffentlichkeit jeder Stellung und jeder politischen Anschauung haben den guten Einfluss der Universitätsausdehnung anerkannt, und die Genossenschaft hat ganz kürzlich ihre Bewilligungen zu Erziehungszwecken von 2½ auf 4% ihres Reingewinnes erhöht.

Unter den Zuhörern in Oldham war von Anbeginn ein Spinner mit seiner ganzen Familie, Eltern, und Geschwistern, der sich durch Stetigkeit und Intelligenz auszeichnete. Tonangebendes Mitglied eines örtlichen Zweiges der „Unabhängigen Arbeiterpartei“ wird er aller Voraussicht nach eines Tages einer ihrer einflussreichsten Führer sein. Hierdurch sah sich Herr Shaw veranlasst für seine Zulassung zum Universitätsstudium einzutreten. Er brachte die Angelegenheit vor seine Kollegen und zehn der Lehrkräfte zeichneten die erforderliche Summe. Seit kurzem ist der junge Socialist des vielsagenden Namens „Owen“ Student an der Universität zu Oxford und macht vorzügliche Fortschritte.

Man bedenke die Bedeutung dieses Experimentes. Eine Reihe von Universitätsprofessoren ermöglichen es einem socialdemokratischen Arbeiterführer Socialökonomie und Geschichte zu studieren. Vielleicht wird man einwenden, es sei dies ein Versuch ihn unschädlich zu machen. Wir müssen gestehen, dass diese Art der Unschädlichmachung uns als durchaus opportun erscheint.

Herr Sadler, der Sekretär der Delegierten für die Ausdehnung von Lehrkursen der Universität Oxford, dem wir die vorstehenden Mitteilungen verdanken, arbeitet „On her Majesty's Service, Whitehall; Educational Department. „Seine Darstellung ist in der That ein Kommentar zu der in England so geläufigen Redensart „hier sind wir Alle Socialisten.“ Dieser etwas billige Socialismus ist immerhin charakteristisch für das letzte Jahrzehnt und teilweise das Werk der 1883 gegründeten kleinen, aber energischen und angesehenen Fabiangesellschaft.

In wie weit die Mittelklassenbewegung den Emancipationskampf der Arbeiter zu unterstützen, zu mildern, in gesunde Bahnen zu leiten, oder in ihren Endzielen zu verflachen und hinzuhalten strebt, ist Problem. Wir glauben in ihr ein bedeutsames Entwicklungselement zu erkennen; allerdings bedarf es eines konsequenten und einmütigen Druckes von unten nach oben, sofern sie nicht in dürftigen Nebenkanälen versanden, sondern in einen breiten Strom münden soll.

## MERKWÜRDIGE LEUTE.

Kritischer Erguss von RICHARD DEHMEL.

Es giebt nämlich Leute, die nie zufrieden sind, und seit Lassalle ist Unzufriedenheit bekanntlich eine Tugend. Seit Nietzsche aber ist man gegen die bekannten Tugenden misstrauisch geworden, und wenn der weise Zarathustra sich nicht gar so tief in seine Höhle verkrochen hätte, würde ihm heut wohl nicht mehr das erbärmliche Behagen, sondern das noch viel erbärmlichere Unbehagen gewisser Leute ein Ekel sein. Also nicht die Niezufriedenen schlechtweg kommen mir merkwürdig vor, es sind zu Viele; sondern jene minder Gewöhnlichen, denen umso unbehaglicher zu Mute wird, je mehr man's ihnen recht zu machen sucht — wahrscheinlich weil sie selbst nichts Rechtes fertig bringen.

In der That: merkwürdige Leute das. Da giebt es Welche, die jammern über

Digitized by Google

Gott und die Welt; und wenn nun Einer kommt und ihren Jammer schön in Verse bringt, dann fallen sie über ihn her und schimpfen ihn einen Entarteten. Da giebt es Andere, die haben eine laute Sehnsucht nach der innern Ruhe; wenn aber Einer auftritt, der diese Ruhe sich errungen hat und ihnen davon mitteilen möchte, dann finden sie ihn fad und müd und werfen ihm noch Steine in seinen stillen Hafen. Wieder Andre regen sich darüber auf, dass die Eigentümlichen und Neuen heuer so sehr unverständlich seien; giebt dann solch ein Neuling auch einmal was Alt-Gemeinigliches von sich, schelten sie ihn einen Schwindler. Und nochmals Andre lassen sich den Unverstand der Menge verdriessen, weil sie nämlich mit den Wenigen laufen, die den Vielen nicht gleich offne Briefe sind; läuft aber Einem dieser Wenigen bei Zeiten auch sein Volk zu, so ist er natürlich ein Ueberläufer. Und so weiter: was so alles zum Vorschein kommt, wenn die Leute, die das liebe „man" ausmachen, sich mit einem Manne abzufinden haben.

All das fiel mir auf die Brust, als ich las und hörte, was man über ein Büchlein meint, das vor nunmehr Jahresfrist erschienen ist, bei G. Schuhr in Berlin. Es trägt als Titel den alten Minnegruss Herrn Walther's von der Vogelweide „Nemt, fraue, disen kranz" und enthält moderne Gedichte; der Dichter ist Otto Julius Bierbaum. Es fällt durch eine Ausstattung auf, die vielleicht altfränkisch wirken würde, wenn sie nicht so eigen wäre: einfach weisser Deckel mit grüner Kranzeinfassung um orangerote steife Schrift, japanisch bunter Rücken, zitronengelber Schnitt, Alles musterhaft zusammenstimmend. Es enthält Gedichte, die modern sind durch die Rückkehr zu der Farbeninnigkeit des Mittelalters und modern sind durch die Einkehr in das Grau und Kunterbunt der Gegenwart; es enthält auch welche, die's nicht nötig haben „modern" zu sein. Es zeigt uns einen Dichter, dessen Kunst als Wohllaut seiner Seele schön wirkt und fast immer auch als Wohllaut der Natur. Es ist ein Buch für Kenner und Ungebildete, und kann von jeder deutschen Jungfrau zum Geburtstag empfangen werden, sogar schon zur Einsegnung. Und es ist ein billiges Buch. Es wird alldemzufolge viel gekauft, man kann's bequem selbdritt in Einer Tasche unterbringen. Das war zu Viel auf Einmal für die merkwürdigen Leute.

Da bockten zunächst die Alten der Gilde. Wie konnte so ein Jüngster sich auch unterstehen, mit „Troialdei" und „Hoppaldei" zu kommen und das Zeitalter der Minne noch tonechter nachzuridewanzen als die Julius Wolff und Rudolf Baumbach! Und die Jüngsten selber? Ja, die zeigten erst recht die Hörner, dass der Bierbaum der „Erlebten Gedichte" und „Studentenbeichten" mit den Sphinxen und Vampyren und sonstigen gräulichen Blutegeln, die dieser Dichter — dank' er Gott — eigentlich blos vom Hörensagen kennt, nichts mehr zu thun haben wollte. Denn der Dichter Bierbaum ist auch Schriftsteller und als solcher ein Berufsmensch, der natürlich einer „Richtung" zu folgen hat, wenigstens in Deutschland.

Es war da vor 10 Jahren die Richtung der modernen Malerei. Inzwischen sind daraus schon Richtungen geworden, und man kennt sogar schon deutsche Maler eigner Richtung; aber damals galten selbst die Böcklin, Klinger, Liebermann und Uhde noch als Richtungsmenschen vom Dutzend. Bierbaum hat als Schriftsteller sein Eigenstes daran gesetzt, den merkwürdigen Leuten klar zu machen, dass der Künstler durch sein Werk wirkt, nicht durch seine Schule. Er hat in langen Broschüren und kurzen Artikeln den Kunstgenuss als ein persönliches Verhältnis zu der Seele des Kunstgebildes und darum mittelbar des Bildners gelehrt. Er hat von Fall zu Fall beschrieben, nicht warum ein Künstler und wodurch er wirkt, das weiss ja selbst die neue Wissenschaft noch nicht; sondern wie er wirkt. Er hat sich selber behorcht in seiner willigen Ergriffenheit, und hat sie mitgeteilt, um so auch Andre willig zu machen. Er hat geschwiegen, wo er nicht ergriffen war; er hat die ganze farbige Wärme, manchmal auch wohl bunte Hitzigkeit, die sein Empfinden kennzeichnet, auch in die Sprache seines Nachempfindens gelegt, wo ein Meister eigenster Natur ihn ansprach. Er hat nie abgewartet, ob der Mann auch schon berühmt genug; Namen wie Thoma, Trübner, Liliencron sind erst durch ihn dem Zeitungsmenschen vertraut geworden. Nun: vielleicht erlebt es auch der Dichter Bierbaum noch, nicht mehr Einer von den Jüngsten zu sein. Nämlich auch die Dichter freuen sich, wenn sie nicht zum Dutzend gerechnet werden.

Aber die merkwürdigen Leute haben nie ganz Unrecht. Mit der blossen Alleinsteherei kann kein Mensch was fördern. Die Kunst der Renaissance hat ihre Stilvollendung und Kulturmacht nicht zum wenigsten durch den geschlossenen Zusammenhang ihrer Schulen und Meister erlangt, der sich erst löste, als sie reif war für so ganz erschöpfende Genies wie Michelangelo und Shakespeare. Dies Bedürfnis schöpferischer Kräfte, einander zu durchdringen, ist auch heute wieder mächtig in der Kunst, eben weil heut wieder selbstbewusst genug geschaffen

Digitized by Google

wird, dass der Einzelne für seine Eigenart nichts mehr daraus befürchtet. Kunst wie Dichtung dürfen wieder daran denken, sich dem Volk in ihrem einheitlichen Lebenswert bemerkbar zu machen, nicht nur den besonderen, persönlichen Naturwerten nach.

Auch hierfür hat der Schriftsteller Bierbaum Allerlei gethan. Er hat sich weidlich von den merkwürdigen Leuten, die nie ganz Unrecht haben, aber nie was Rechtes fertig bringen, dafür bemaulen lassen, dass er durch Begründung der zweckwürdig ausgestatteten Modernen Musen-Almanache die dichtende Jugend Deutschlands zu vereintem Vorstoss lockte, dabei auch manche der merkwürdigen Leute selbst nicht für zu unmerkwürdig ansah. Den Almanachen hat das nichts geschadet: der Herr Verleger lässt demnächst den vierten erscheinen. Endlich war Freund Bierbaum Einer der Hauptattentäter bei Erschaffung der mit Recht so weltberüchtigten Genossenschaft „PAN". Wie dies Unternehmen sich auswachsen wird, ist natürlich umso zweifelhafter, je bestimmter es bestrebt sein wird, die Erscheinungen der Gegenwart im Hinblick auf den Zukunftswert zu sichten; denn bekanntlich giebt es Strebende und Streber, die Zukunft aber führt Jeder im Munde. Dass die besagten Hauptattentäter so merkwürdig rasch genötigt worden sind, ihrer Schöpfung den Rücken zu kehren, stellt immerhin, trotz gegenteiliger Gerüchte, die rücksichtslose Befolgung des ursprünglichen Programms in Frage; hilfreich in Entwickelungskämpfe einzugreifen, ohne Missgriffe zu wagen, ist unmöglich. Was aber feststeht, trotz geschehener Missgriffe und gegenüber den merkwürdigsten Gerüchten, ist die Thatsache, dass überhaupt der Zweck ins Leben treten konnte, die dichtenden und bildenden Künstler unsrer Zeit, besonders grade die noch heimlich ringenden, zur öffentlichen, machtbewussten, volkumfassenden Gemeinde zu verbinden. Es muss doch nicht so schlimm stehn um die werdende Kunst, wenn einige deutsche Jünglinge, in kaum 6 Monaten, 100000 Mark in deutschem Gelde bloss für eine Zeitschrift zusammenkriegten; denn seinen Geldschrank nimmt man heutzutage bekanntlich mit dem heiligsten Respekt in Acht, selbst die höchst und allerhöchst merkwürdigen Leute.

Bierbaum's Wirksamkeit als Kunstschriftsteller ist demnach von der bescheidenen Art, die den Geistern Bewegung, nicht Richtung geben will. Er hat sich nie für Einen gehalten, der Andere zu dem macht, was sie sind; denn er kennt seinen Wert und ist für Keinen, der nicht selbst was ist. Auch wo er angreift, sind es seltene Gegner; da steckt der alte Korpsstudent noch in ihm, der wohl mal rempelt, aber Keinen, der mensuruntüchtig ist. Er tritt für eine Sache ein, nicht als der Sachwalter auf; wenn er Stimmung macht für etwas, thut er's mit der Ueberzeugung, dass die Stimmung erst das Ding vollenden wird. Er fühlt zu gründlich künstlerisch, als dass er Kräfte, die ihn selbst mitbilden, zu lenken meinte; nur sammeln will er sie. Er hat den Willen, der organisiert, nicht agitiert. Sein Grundsatz scheint: die Elemente sondern, um sie zu verbinden — Mutter Natur thut das Beste dabei. Er macht es wie der Chemiker, der eine Mutterlauge auffängt, seinem Tigel die nötige Wärme giebt und dann ruhig abwartet, dass die Kristalle zusammenschiessen. Worüber man das Nähere in jedem Lehrbuch der Chemie nachlesen kann, insbesondere auch über den Einfluss von gewissen schleimigen Fremdkörpern, die zuweilen die Kristallisation verhindern.

So hat denn auch der Dichter Bierbaum bei sich selber abgewartet. Er hat Geduld mit sich gehabt und seinen Jugendqualm hochprasseln lassen, bis die stille Glut da lag. Dann hat er sein Reinstes gesammelt und hat es seiner Frau gewidmet: Frau Gusti.

Das Leben lacht,
Der Wind geht weich,
Die Welt wird sacht
Zum Himmelreich;
Lass alle Brummer brummen,
Die Schönheit muss doch kummen —

so fängt das Kranzbuch an. Von der Insel Scharfenberg im Tegeler See, wo ein alter sonderlicher Junggeselle ein Paradies für Spatzen und junge Ehepaare eingerichtet hat, ist die Widmungsepistel datiert; das ist sinnbildlich für das ganze Buch. Man liest, der Rhythmus wiegt in Traumwandel, und nun geht man wirklich wie auf einer Insel, im Sonnenschein, im Sommerwind, fern vom Alltag, und hört das Wasser ans Ufer spülen und nur manchmal weit von drüben her in dunklen Lauten das brodelnde, drohende Leben. Und will dann die Erinnerung an drüben einmal gar zu wild aufbranden, ruft's plötzlich irgendwo von einer Wiese her:

Rumpeldipum,
Prinz Amor geht um —

oder durch die Bäume weht ein frommes Rauschen:

Lasst uns die Herzen zur Sonne erheben,
Die wie ein Heilandsherz gütevoll glüht.

Ja, das ist der Inhalt des Buches: Prinz Amor und der Heiland, und zwischen Beiden ein Menschenpaar, das für immer eins geworden ist, notabene zweierlei Geschlechts. Und darin liegt die starke Gegenwarts- und Zukunftsfülle dieses



Digitized by Google

dünnen, billigen Büchleins: in dieser kulturellen Vermählung von christlich sittlicher mit hellenisch sinnlicher Tradition durch germanischen Naturinstinkt, nicht wie das ein Professor lehrt, sondern ein Dichter lebt. Und die grosse Kunst dieses Dichters ist, dass man all die dumme Seligkeit und weise Ruhe seiner Lieder gleich laut singen möchte, singen, singen, bis Jeder mitsingt, so selbst hingesungen klingen sie.

Aus dem Rosenstocke
Vom Grabe des Christ
Eine schwarze Laute
Gebauet ist;
Der wurden grüne Reben
Zu Saiten gegeben.
O wehe Du, wie selig sang,
So erossüss, so jesusbang,
Die schwarze Rosenlaute.

Aber die merkwürdigen Leute — nein, erst muss ich selbst gestehen, dass mir in dem Buche nicht Alles gefallen hat. Wer das allverständlich Schlichte sucht, läuft stets Gefahr, ins selbstverständlich Platte zu geraten. Grade Dichter, deren Eigentümlichkeit es ist, für Gemeingefühle Ohr und Mund zu haben, also weniger das Wachstum als den Grundbesitz der Zeitseele zu verewigen, finden leicht die Sprache abgestandener Wahrheit anstatt auferstehender Schönheit. So mitunter auch Bierbaum. Da ist ihm z. B. ein Vers gekommen:

Weiss nicht, wohin ich schreite,
Mein Herz ist wohl bestellt,
Ich wandre in die Weite,
Wohin es PAN gefällt.

Zuthat aus ihm selbst ist da wohl blos das Wörtlein PAN; mir scheint aber nicht, dass dieser aufgewärmte Wald- und Wiesengott den Kohl hier fetter macht als der liebe Gott des Volksmundes. Klassische Bildungs-Etiketten sind gut für eine europäische Zeitschrift, nicht tur ein deutsches Gedicht. Aber das kommt davon, wenn man sich nicht tief genug in seinen Brunnen bückt; das ist auch Klassikern selber schlecht bekommen. Mir fällt bei solchen modernen Finderlohn-Gesuchtheiten immer die Stelle aus dem „zweiten Teil Faust" ein, wo Lynkeus der Thurmer durchs Sprachrohr tutet:

Die Sonne sinkt, die letzten Schiffe,
Sie ziehen munter hafenein.
Ein grosser Kahn ist im Begriffe
Auf dem Kanale hierzusein —

eine Stelle, die mir's immer wahrscheinlicher macht, dass Wilhelm Busch daraus die ganze Technik seiner Verse geschöpft hat. Aber deriei darf man sich bekanntlich erst erlauben, wenn man zum Geheimrat avancirt ist.

Freilich, die merkwürdigen Leute — nein, noch etwas Ich erst: uber das Altdeutsche. Das ist ja schliesslich auch nur Bildungskram, und Bierbaum ist mir eigentlich zu schade für die hohere Baumbacherei; der Künstler kommt da in Gefahr, zum Künsteler zu werden. Nun ist aber noch kein Baum gewachsen, dessen Pflanzkeim nicht als Frucht an einem früheren Baume gehangen hätte; und nach Friedrich von Schiller soll der Kunstler ja wollend sein, was die Pflanze willenlos ist. Otto Julius Bierbaum's Kunst will Deutschinnigkeit: deutsches Weltverständnis aus deutschem Selbstgefühl: und so scheint es ihm für seine kunstlerische Vollentwickelung Bedürfnis gewesen zu sein, sich in die Ursprünge seines natürlichen Stils zurückzuversetzen. Und er kann stolz sein auf seine Ahnen: den Vogelweidritter und den Gottesmann Paul Gerhardt, auch wohl ein Tröpflein alten Narrenblutes noch. Was er solcher Art in Frau Gusti's Kranzbuch aufgenommen hat, sind übrigens zumeist Mitbringsel aus seinem Tanz- und Singspiel „Lobetanz", das kürzlich gleichfalls im Druck erschienen ist (bei der Genossenschaft PAN) und in märchenhafter Einfalt darzustellen sucht, was für 'ne unverwüstliche Rasse wir teutschen Tichter sind. Hei, wie der Fidler im Kerker da Hans Klapperbeinen anulkt:

Hätt es nimmer gedacht,
Dass der Tod bei der Nacht
Ein Gesicht wie ein heiliger
Marabu macht.

Gestorben muss sein,
Doch ich sehe nicht ein,
Warum so steifbeinige
Zeremonein!

Und —: In grinsender Ruh,
Turulu, turulu,
Spielt der Sensenmann selber
Den Hopser dazu.

Das ist Archaismus äusserster Formreife, innerster Wesenserbschaft, kurz: moderne Renaissance, etwa wie wir diesen, scheinbar nur aus Pietat und Ironie gemachten, im Grunde aber gründlichst revolutionären Verpuppungstrieb jüngst auch in den Zeichnungen Josef Sattler's, Urenkels von Albrecht Dürer, bewundern durften; und so wollen wir Geniessenden froh sein, dass die sinnliche Kraft der Vorzeit endlich wieder zu Fleisch und Blut gekommen ist! Aber wir Schaffenden wollen uns auch nicht verhehlen, dass man durch Wucher mit solchem Erbteil, grade je hingebender man wuchert, leicht sich selbt verlieren und den „ewig Gestrigen" — was wieder ein Wort von Schiller ist — allzu lieb werden kann. Holla, Ottju: die Zukunft! Hier, sieh Unsere Zeit: sie ist derselben Todesängste voll, die einst den jungen Dürer die mystisch gebrochene Linie lehrten, derselben Lebensbrunste trächtig, die aus

Digitized by Google

Luther's epileptischen Ohnmachten ein neues Gewissen schufen: nur nach anderm Glück verlangt sie, an anderm Unglück leidet sie. Holla, du Mann mit dem süssen Gesangston, mit der sinnigen Farbensprache und dem derben Gemüt: nun lass auch bald das Dasein von Heut und Morgen vor uns lobetanzen!

Da blicklacht Otto Julius und schlägt uns Seite 99 in Frau Gusti's Buch auf, wo schon zu lesen steht:

Der Mond wirft seinen Silberspeer
Nach dem Herzen der Erde,
Dass sie wie er
Ein spukender Leichenstein werde.
Seit Jahrmillionen ohn Unterlass
Will er sie töten,
Aber sein Hass
Muss fliehn,
Sieht er am Himmel ziehn
Das Purpurlebensmeer der Morgenröten.

Noch schlägt das Herz der Erde heiss
In Lieben und Gebären,
Noch dreht der alte Wandelkreis:
Samen, Blüten, Aehren:
Zeugen, Geburt und Tod:
Wann wird es stille?
Wo glüht das Urgebot,
Wo wacht der Wille?

Aber die merkwürdigen Leute — äh, nein! man sollte auf sie speien! Aber freilich: „man“ . . .

## IN PHANTA'S SCHLOSS.*)

Inmitten unserer riesengrossen Stadt Berlin eines von den himmelhohen Häusern, die eine lieblose Styllosigkeit gemeinsam haben, vier Stockwerke aufgetürmt, und innen nur Kontor und Lagerraum voll Wollstaub, Ärger, Kistenstroh, Gebrüder über Gebrüder, Kompagnie über Kompagnie, oben aber, hoch oben unter der Sonne die einzige Wohnstätte „kleiner Leute“, die ihr bestes Zimmer einem „möblierten Herrn“ noch abgegeben haben. Abends kommt das grosse Haus in Ruhe, und die Menschenmaschine steht. Der Möblierte oben erhebt sich vom Schreibtisch, öffnet das Fenster und schaut, da die schräge Dachstubenwand, in der das Fenster angebracht, dem Gesichtsfelde nur einen schmalen Ausschnitt abendroten Himmels giebt, empor — empor und nicht hinunter in die tiefe, enge Strasse, wo Laternen flackern gelb und lichtlos, und die müden Arbeitsmenschen heimwärtshasten.

Auch von uns — von denen zu ebener Erde, haben viele, wenn wir geboren sind aus diesem Stein- und Menschenhaufen, Grossstadt genannt, als erstes Licht nur einen schmalen Himmelskreis dem Auge offen. Und bald wird nus das junge Auge von Oben fort in Tiefen geführt, in Strassenecken voll Nacht und Kehricht oder dunkelfeuchte Keller, Höhlen mehr, denn Menschenheimstätten. Nach Oben bangt das Auge wieder. Aber der Himmel ist eng zwischen den Dächern. Draussen vorm Thore muss es freier sein. Wir ziehen hinaus, zum Sonnenuntergang — und werden schwer, fast traurig. Ist die Sonne traurig?

Christian Morgenstern gehört zu den Seltenen von Oben. Selten, wenn sie sind, wie er. Sein Auge hat wohl, als es die Welt zu sehen begann, die Welt mit einem vollen Himmelsbogen darüber gesehen. Kein reines Blau — viel Wolken, vielleicht so dicht, dass oft nichts Blaues mehr dem jungen Leidenden durchleuchten wollte. Aber sein Leid ward leicht wie seine Freude. Der grossen Frage über ihm, die über Allen ist und allen feinneren Herzen ihr erstes, schweres Goldgewicht hineinlegt, ist er genaht, ganz losgelöst, nur mit der eigenen jungen Menschenseele. Die Tiefen der Wirklichkeit unten, sie zu gestalten, zu klären, zu verklären vielleicht, fesselte ihn nicht; wohl hat er Erdboden unter den Füssen, und das ist sein Heil — aber er sucht die Antwort Oben, Befreiung in einer himmlischen Wirklichkeit, vom Dachfenster wie durch einen schmalen Lichtspalt sich durchringend bis in Phanta's Schloss.

Mit den Augen des Malers, der zum Poeten wird im Schauen, hat Morgenstern seine Flucht nach Oben vollendet. Weil er die tiefe, glückselige Malerfreude im Herzen hatte, wurde es ihm leicht zu fliehen, und er floh gern. Denn es ist wohl nicht thatsächlich zu nehmen, dass er, wie es im Prolog zu seinem Werke heisst, das „Längst Gesagte wieder sagen, endlich gründlich satt hat“. Er hat es nicht so satt, als er es scheut, und er sehnt sich nach der ganzen Sonne, wenn er ein paar Strahlen in sein Zimmer fallen sieht.

Ein Künstler von Kraft und Vielseitigkeit tritt uns entgegen. In die Welt seiner ernsten Gedanken, seines tiefen Fühlens führt er uns zwanglos ein und weiss den Weg zu schmücken. Durch ein reines, jungfräuliches All führt uns Phanta, des Dichters Muse oder besser des Dichtermalers Auge und Hand. Bald wissen wir wirklich nichts mehr von der dumpfen Tiefe unten und wandeln so zu sagen über uns selber hin. Die Werte des Erdenlebens werden Werte in's Ungeheure übertragen für das Leben, das Phanta uns königlich schenkt — herrlich, ungeahnt baut sich ihr Schloss in wunderbaren Wechselfarben und Lichtern aus Morgenhimmel, Abendröte und der silberblauen Nacht empor, bunte Wiesenteppiche tragen

*) Christian Morgenstern „In Phantas Schloss“. (Berlin W. Verlag von Richerd Tändler. 1895.)



Digitized by Google

den Fluss und der grosse Weltton, von Myriaden Stimmen gesungen, wird dem verzückten Träumer eine Harmonie. Doch weil er rein als Mensch geniesst, als „nur Empfangender", wird ihm sein All zu lebensleer, sein Traum wird griechisch, und er bildet Götter.

Wenn ich hier einer Empfindung Raum geben darf, die ich beim Lesen hatte — Götter in Phanta's Schloss haben mir den Traum ein wenig gestört. Hellas lag plötzlich vor mir, Hellas in einer Sonne, die untergegangen ist — und ich träumte doch eben noch in unserm Himmel, denn das Beste an dem Traum, mit dem der Dichter mich beschenkte, war ja, dass es ein Traum in meinem Weltall war. Der Herzenswunsch, der in uns allen glüht, die wir soviel der falschen Lasten auf den Lebensweg mitbekommen haben, durch eine Flucht nach Oben der quälenden Frage unten zu entgehen, der Wunsch geht weit, das ist die Sehnsucht nach Phanta's Schloss. Doch kommen wir einmal so hoch hinauf, dann sieht unser ergriffenes Auge herb und wahr, wir sind so ernst auf Wirklichkeit gestimmt und Kräfte, die noch der Enthüllung harren — für uns — für mich wenigstens — ist keine Gottheit mehr im Raume, kein Phoebus Sonnengott, und Blitze zucken nicht mehr aus Gottes Faust. Wir haben die Kindheit vergessen. Leider. Ich sage nichts mehr, denn gern wäre ich selber in Hellas geboren.

Sein Bestes giebt uns Christian Morgenstern da, wo die malerische Kraft seine tiefe Liebe zur Natur, die aus der Natur geboren ist, schaffend löst. Ich kenne kein Gedicht, das mit der armen Kraft der Sprache so die Sonne aufgehen lässt — so glüht vom Glück des Lichtes, wie Morgensterns „Sonnenaufgang". Es ist ein Gebet, ist unser Gebet nach der Erlösung vom Unten.

Wie fein weiss er seine Harfe von schwerer Gedankentiefe über schwankende Mitteltöne reizender Naturmalerei bis hinauf in's helle Reich des Humors und der Satyre klingen zu lassen. Morgensterns Humor liegt nicht in der Oberfläche, reizt nicht beim ersten Blick zur Heiterkeit, und das ist seine Echtheit. Wie ein Kind das Grosse, Unbekannte im Spiele kindlich erklärt, mit ihm verkehrt, als sei es ihm geschenkt, so mutet er uns an. Wie ein Mann denken, wie ein Kind das Gedachte aussprechen — das ist ein Stück Humor. — Wie plastisch und fein in Ton und Stimmung sind Narturbilder, wie „Mondaufgang", „Wolkenspiele", „Abenddämmerung". Wie eigenartig und menschlich (allzumenschlich vielleicht, denn der Dichter giebt dem Gotte der Finsternis, der noch allein ist, g a n z allein im Weltenraume, menschliche Gestalt) „Kosmogonie". Herzblut aber kocht und schlägt im „Hohen Liede". Der grosse Gedanke Liebe auf allen Sternen, Liebe, die die ungeheuren Weiten bindet, ist des Dichters letztes Geständnis und sein Ja. Dem Geiste Friedrich Nietzsches hat er sein Buch gewidmet. Der Geist dieses grossen Zerbrechers und Liebenden der Welt ist ein Ja, wie die Sonne — sein Leben, weil es seinem Geiste dienen musste, ein Nein. Wenn Christian Morgenstern heimkehrt aus Phanta's Schloss in Kampfgebiete, die seiner Kraft noch harren, wird die Schönheit, die er dort oben gefunden und genossen, für die Tiefen unten sein Auge hell und mutig machen. h.

## ZEITSCHRIFTENRUNDSCHAU.

Die Revue des Revues vom 1. September hatte eine besonders interessante Auswahl von Aufsätzen. Wir finden die Originalarbeit Ch. Féré's über die Ausbildung des Gesichts bei Tauben; eine Zusammenstellung der Geschichte der Seeschlange mit kuriosen Abbildungen aus allen Journalen, in denen dies mysteriöse Ungeheuer seine Rolle spielte, welches wir bis zu den norwegischen Schiffern des 15. Jahrhunderts zurückverfolgen können; ein Artikel Herbert Spencers (gleichzeitig in der Contemporary Review und dem Popular Science Monthly veröffentlicht) über die Beziehungen der Rhetorik zur Poesie und des dramatischen Dichters zum Schauspieler im Altertum; ein Auszug des Schuré'schen Artikels über Nietzsche in der Revue des deux Mondes, welcher die leidenschaftliche Beschäftigung der jetzigen französischen gebildeten Welt mit diesem Philosophen wiederspiegelt; eine Beschreibung der ursprünglich kommunistisch gedachten, aber allmählich recht bürgerlich gewordenen Australierkolonie in Paraguay und im Vergleich damit der religiös-kommunistischen Koresh-Gesellschaft, die von Chicago sich nach Florida ausbreitete und in ihrem echt amerikanischen Mischcharakter von Franz Paetow in der „Gegenwart" neulich geschildert wurde.

* * *

In der Revue des deux Mondes vom 15. August fanden wir endlich einmal einen zusammenfassenden Artikel über das jetzige englische Theater, von A. Filon. Die Entwicklungsgeschichte Irvings ist interessant. Er wurde gross durch die „Bells", eine fast wörtliche Übersetzung des Erkmann-Chatrianischen Polnischen Juden. Der Verfasser charakterisirt ihn als eine wahre Inkarnation seiner Rasse. Er meint ferner, trotz des Einflusses

Digitized by Google

eines Henry Arthur Jones sei der reine Vers im modernen englischen Trauerspiel nicht ausgestorben. Leider seien aber die beiden grossen Tragödien, die Tennyson seinem Volk schenkten, vergessen.

* * *

Die Revue de Paris, welche eben erst mit Gounods Selbstbiographie überraschte, brachte den ungemein wichtigen und im Einzelnen so schönen und erbaulichen Briefwechsel Ernst Renans mit seiner Schwester, in dem das ganze Ringen und Ruhesuchen des Renegaten der Theologie wunderbar zum Ausdruck kommt. Jetzt hat die Revue Benedettis Mission à Ems aus seinen Essais diplomatiques. Im selben Heft spricht Laproumet ausführlich über den Symbolismus Gustave Moreaus, — ein wichtiger Beitrag zur Kunstgeschichte.

* * *

Eine neue Zeitschrift ist unter dem Namen Revista politica ibero-americana für die Interessen Spaniens, Portugals und des romanischen Amerika entstanden. Der erste Artikel stammt von Posada, dem Professor in Oviedo: die Psychologie des Parlamentarismus. Er polemisirt gegen den Italiener Scipio Sighele. Nicht das Institut an sich, sondern die Unfähigkeit der Mitglieder trage die Schuld an seinem Niedergange.

* * *

Auch eine brasilianische Monatsschrift ist in diesem Jahre entstanden. Revista Brazileiro. Unter ihre Mitarbeiter gehört Sylvio Romero, welcher die beste Literaturgeschichte Brasiliens schrieb. Denn die brasilianische Literatur datirt schon von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dies ist der dritte Versuch, dort eine Zeitschrift zu halten.

* * *

Im August brachte die Nuova Antologia einen sehr beachtenswerten Artikel Boner's über den Pessimismus im russischen Roman, der von allgemeinen kulturellen Gesichtspunkten ausgeht. Das Russland des vorigen Jahrhunderts war fröhlich und zufrieden, auch in seiner Sklaverei. Das Russland von heute ist gedüngt mit der Zukunft. Die Analyse der Romanhelden von Lermontoff, Gogol, Gontscharof, Herzen, Turgenjew, Tolstoi enthüllt den grossen Pessimisten, der im heutigen Russen lebt. Es ist jene slavische Müdigkeit, die sich wohl unterscheidet vom englischen Spleen, vom deutschen Weltschmerz, von der sicilianischen lissa, dem türkischen fithur und dem pariser ennui. Der Verfasser sieht in dieser Psychologie und den Zukunftsgedanken der Russen einen Kontrast. Aber es scheint vielmehr nur der notwendige Kontrast zu sein, der sich zwischen Licht und Schatten immer bildet. Der Russe beginnt zu sehen, und darüber muss er traurig werden.

* * *

Die Revue Bleue brachte einen Artikel von Puget über Pamphlete und Pamphletisten, welcher die drei grossen Schreier Cassagnac, Drumont, und Rochefort charakterisirte, aber dadurch zugleich Reklame für sie machte. Vandérem nimmt die Gelegenheit des grossen Feuilletonpreises des Petit Journal, um daran eine Polemik gegen Ed. Rod zu knüpfen, der in den Débats den Mangel an Feuilletonisten beklagt hatte; Vanderem meint, wir hätten schon Feuilletonisten, aber wir wollten nichts schreiben, was uns ästhetisch nicht auf der Höhe scheine. Es ist nicht festzustellen, wie Vanderem zu dieser verkehrten Ansicht kommt. Heljy bespricht die Anatole France'sche Thais in den Ausdrücken unerhörter Bewunderung, er beschreibt die ganze Entstehungsgeschichte des Werkes unter dem Titel Les étapes d'un chef-d'œuvre. Ein schönes Feuilleton hat Hoche über l'Amour. Es ist das diesmalige Thema seines Cyclus: la comédie sociale.

* * *

Die internationale Pariser Zeitschrift Magazine international ist zum mindesten geeignet verschiedene Dichter dort einzuführen, die man in Übersetzungen bisher weniger kannte. Eine Übersicht wird interessiren. Im Juliheft folgte aufeinander;

Miracle d'une nuit de printemps, M. G. Conrad (trad. de David Roget); L'Homme pensant, Emerson (trad. de Léon Bazalgette); L'Hypothèse, Gustave Geffroy; Poésies, Conrad-Ferdinand Meyer (trad. de David Roget), Le Prix de l'éternelle jeunesse, et L'Idéal américain, Paul Carus (trad. de Allan L. Jerrold); Promenades, Maurice Fabre; Empereur et Galiléen (trad. de Ch. de Casanove); Mon Cousin, Anna Croissant-Rust (trad. de Serge Murat); Poésies de Karl Bienenstein et de Otto Erich Hartleben (trad. de David Roget); A travers le combat, Marya Chéliga (trad. de l'auteur); Poème (extrait de The Evergreen), W. Macdonald et J.-A. Thompson (trad. de Laurence Jerrold); Evangile et Anarchie, A. Hamon; La Musique russe, F.-M. Ostroga; Une Anecdocte de la vie de Benoit Malon, Paule Minck; La Santo Estello, René Charbonnel; Le Mouvement pacifique, E. Thiaudière; Le Mouvement féministe, E. Potonié Pierre; A quelques

Digitized by Google

cyniques, Otto Ackermann; Bibliographie; Musique, Prodhomme; Revue des Revues, Chronique; portraits hors texte de M. G. Conrad et d'Elie Ducommun.

* * *

Der Mercure de France, die Führerin unter den jungfranzöschen Zeitschriften, bietet in ihrer ausführlichen Übersicht über die Revuen für Fernerstehende die beste Gelegenheit die lyrischen Perlen des jungen Frankreich kennen zu lernen, die gelegentlich der Citate zusammengestellt werden. In Frankreich scheint ja noch ein Publikum zu existiren, welches für die Lyrik ein Organ hat. Der Mercure weist auf die ausgezeichneten Gedichte l'Etal und les Idées des Verhaeren in der Société Nouvelle hin, desselben, von der wir einen höchst amüsanten und mutterwitzigen Artikel über die Bedeutung der Museen in der Revue blanche lesen. In der Revue blanche, welche auf das allgemeine Interesse ihrer Publikationen besonderen Wert legt, finden sich die Posthumes des Jules Laforgue, feuilletonistisch hervorragende unedirte Zeilen, zum Teil in Briefform, zum Teil Gedichte. Stuart Merill in l'Ermitage, Régnier in l'Epreuve litteraire, Elskamp in l'Art Jeune, M. Kahn in l'Idee Moderne, Magre im Livre des Légendes geben mit ihren Versen ein Bild der lyrischen Dichtung und der französischen Zeitschriften, die ihr offen stehen.

* * *

Sehr lesenswerte Aufsätze zur Ästhetik, welche über die augenblickliche Kunstberichterstattung hinausgehn, sind z. B. die Münchener Briefe des geistvollen Georg Fuchs im „Magazin" und Pap's Beiträge „zur Ästhetik der modernen Malerei" in der „Neuen Revue", welche die physiologischen und psychologischen Bedingungen der Verschiedenheit und Entwicklungsfähigkeit des menschlichen Auges sehr klar auseinandersetzen. Eine ästhetische Plauderei, die recht pessimistisch schliesst, hat der bekannte französische Kritiker Mauclair in der „Zeit" unter dem Titel „Vom Einflusse der fremden Schulen auf die französische Malerei": er konstatirt den technischen Einfluss der Franzosen auf die Fremden und den gegenständlichen der Fremden auf die Franzosen. Wenn das auch nicht ganz richtig ist, so muss man doch seinem Wunsche einer endlichen grossen Synthese dieser beiden Strömungen zustimmen.

* * *

In der bekannten Halbmonatsschrift: „Aus fremden Zungen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) beginnen soeben die in verschiedener Hinsicht ausserordentlich bemerkenswerten Jugenderinnerungen der Sonja Kowalevsky zu erscheinen, jener merkwürdigen Russin, die als Dozent der Mathematik an der Universität in Stockholm wirkte und dort die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich lenkte.

* * *

In der sozialistischen „Neuen Zeit" findet man eine Arbeit über Anzengruber, in der Schrempf'schen „Wahrheit", jenem ehrlichen Organ „zur Vertiefung in die Fragen des Menschenlebens" einen Aufsatz über Sudermanns Schmetterlingsschlacht. Das ist interessant zu lesen — wegen der Standpunkte. Schrempf beruhigt sich über den sittlichen Kern der Sudermannschen Gesellschaft, den er beim dritten Lesen doch herausgefühlt. Und die Kunst?

* * *

Heft 9 der „Gesellschaft" enthält einen Aufsatz über Richard Muther mit seinem Porträt und die Arbeit des Dr. S. S. Epstein über Maurice Barrès. Das Przybyszewski'sche Porträt, welches in der vorhergehenden Nummer den Meier-Gräfeschen Essai über dieses Phänomen von Dichter begleitete, macht sich in der Reproduktion sehr gut.

## NEUE BÜCHER.

Frau Förster hat, wie wir schon meldeten, den ersten Band ihrer Nietzsche-Biographie herausgegeben (Leipzig, C. G. Naumann). Sie hat die erste Jugendzeit mit einer Breite geschildert, welche nur durch ihre schriftstellerische Begabung annehmbar wird. In der Folgezeit — der Band reicht bis zur Professur — wird man vielleicht dadurch enttäuscht, dass von grossen Seelenkämpfen, von inneren Leidenschaften nicht sehr viel zu spüren ist. Nietzsche erscheint wesentlich nur als ein frühreifes Talent; als Schulknabe besitzt er den Verstand eines Mannes. Er muss unheimlich viel aufgeschrieben haben. Es ist nur eine Auswahl seiner erhaltenen Niederschriften, welche schon die Hälfte dieses Bandes füllen. Es braucht nicht versichert zu werden, von welchem Interesse die Niederschriften auch dann sind, wenn sie uns nicht in sein tiefstes Leben führen, wie es die Briefe an Erwin Rohde vornehmlich thun. Sind doch selbst Anekdoten, wie seine erste Begegnung mit Wagner, unter seiner Feder eine spannende Lektüre geworden. Man wird mit besonderer Aufmerksamkeit die deutliche Vorbildung seiner späteren Ideen

Digitized by Google

hier und da wahrnehmen und wird den grossen Stilisten und feinen Psychologen schon in dieser Lebensperiode beobachten können. Man lese, wie er die Philologen Ritschl, Dindorf, Teschendorf zeichnet, oder wie er in seinen Phantasien (besonders „Stimmungen" im Anhang) seine Seele zergliedert. Es war darum nicht nötig von einem so ungewöhnlichen Geiste dilettantische oder unbedeutende Kompositionen hier noch im Autogramm zu veröffentlichen. Diese machen sein Bild nicht grösser, sie lassen nur die kritischen Fähigkeiten der Archivare kleiner erscheinen.

* * *

Dr. Alexander Tille, dessen lehrreichen Artikel über Huxley wir veröffentlichen, hat seine Lieblingsstudien in einem Bande „Von Darwin zu Nietzsche" zusammengefasst, (Leipzig, C. G. Naumann), dessen Lektüre wir warm empfehlen können, auch denen, welche mit der Weltanschauung des Verfassers nicht übereinstimmen. Denn wir besitzen keine ähnliche erschöpfende Darstellung jener grossen konsequenten naturwissenschaftlich-socialen Bewegung, welche mit dem Lehrer des struggle of life begann und dem Philosophen der Herrenmenschen schloss, und niemals hat ein Gelehrter seinen Stoff mit der gleichen Wärme, Klarheit und schriftstellerischen Begabung behandelt.

* * *

Aus der Welthauptstadt Paris. Von J. Pavlovsky. Paris u. Leipzig. Verlag v. Albert Langen. 1895.

Frankreich an der Zeitwende. (Fin de siècle) Von ***. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (Vorm. J. F. Richter).

Germania triumphans. Rückblick auf die weltgeschichtlichen Ereignisse der Jahre 1900—1915 von einem Grössdeutschen. Berlin. Verlag von A. W. Hayns Erben. 1895.

Die Bibel oder die sog. heiligen Schriften der Juden und Christen. Eine gemeinfassliche Darstellung ihrer Entstehung sowie Erklärung der Bedeutung ihres Inhalts nach den neuesten welt-, kultur- und sprachgeschichtlichen Forschungen. Berlin. Magazin für Volksliteratur, F. Harnisch u. Co. 1894.

Evangelienharmonie und erklärte Apokalypse. Meran 1894 F. W. Ellmenreichs Verlag.

Das der Menschheit Gemeinsame. Auch eine christlich soziale Studie von Leopold Besser. Mit dem Anhang: „Ist die Welt Schein oder Wirklichkeit?" Bonn. Verlag von Emil Strauss 1895.

Die Arbeiterfrage und praktische Winke zu ihrer Lösung. von C. v. Königslöw. Berlin W. Verlag von Richard Taendler.

Ein Notschrei. An den deutschen Reichstag und das deutsche Volk. Berlin Verlag v. H. S. Hermann 1895.

Sociologische Studien. I. Das Mysterium der Freiheit. Studien über Liebe und geschlechtliche Moral II. Versittlichung der Ehe. Von Maximilian Schacht. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Emancipiert. Nach den Aufzeichnungen eines Professors der Sociologie für eine Dame des XX. Jahrhunderts mitgeteilt von Eugen Raspi. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Bahn frei! Ein Wort für unsere Frauen. Von Dr. phil. Moritz Popper. Prag. Verlag der J. G. Calve'sche K. u. K. Hof- und Universitätshandlung.

Auch ein paar nüchterne Betrachtungen über die Frauenfrage. Von einer Frau. Bad Ems. Verlag von Robert Sommer.

Die Frauen in der Musik. Von Dr. Karl Krebs. Berlin W. 1895. Verlag v. Richard Taendler.

Kunstgeschichte im Gundriss. Dem kunstliebenden Laien zu Studium und Genuss von M. v. Broecker, Goettingen. Vanderhoeck und Ruprecht 1895. 2. verb. Aufl.

Robert Franz. Gespäche aus 10 Jahren. Veröff. v. Dr. Wilh. Waldmann. Leipzig. Verlag v. Breitkopf.

Über die Bedeutung des Genies in der Geschichte. Von Sigmund Schilder. Leipzig. Verlag von Max Spohr 1894.

Rhapsodie. Von R. Ed. Liesegang. Düssseldorf 1894. Ed. Liesegang's Verlag.

Faust im Menschenleben. Versuch einer harmonistischen Analyse des Goethischen Faust. Von C. Schmidt. Berlin 1895. C.-Verlag von Rosenbaum und Hart.

Faust und Prometheus. Eine Dichtung von Hermann Hango. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben's Verlag.

Moderne Faust-Scenen Ernst Hutschenreiter. Dresden, Leipzig, Wien. E. Pierson's Verlag 1895.

Das Rätsel des Leben. Dramatische Dichtung von August Sturm. Naumburg a. S. 1895. Verlag von Albin Schirmer.

König Edelherz. Schauspiel von Hans Halland. Hamburg. Verlag von Fr. Meyer.

Digitized by Google

Sanctus Diabolus. Märchen und Reime. Georg Fuchs. München 1894. Verlag der Allgem. Kunstchronik P. Albert.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Dramatische Dichtungen von J. Norden. I. John Williams. II. Der Tugendbold. III. Fesseln. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag 1894.

Menschen. Drama. Hugo Grothe 1895 ebenda.

Sturmflut. Drama in 5 Aufzügen von Joseph Grunzel, 1894 ebenda.

Sein Beruf Schauspiel. Walter Harlan. Leipzig. Verlag v. Wilhelm Friedrich.

Heilung? Sociales Drama in 5 Akten von Eberhard Thiele. Leipzig. Druck v. Oswald Mutze 1894.

Vestigia Leonis. Die Mär von Sardowick von Richard Nordhausen. Leipzig. Karl Jacobsen.

Neue Dichtungen von J. Kohler. Mannheim. Verlag von Bensheimer 1895.

Verlorenes Leben. Modernes lyrisches Epos von Hugo Kegel. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag 1895.

Gedichte III. Auflage. Carl Busse. Grossenhain und Leipzig 1895. Verlag von Baumert und Ronge.

Gelächter. II. Auflage. Felix Dörmann. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag 1895.

Les Raisons de Pascalin. Léon Riotor. Paris. Edition du Mercure de France.

L'ami iconnu. „Une vie de jeue fille". Leon Riotor. Paris. Alphonse Lemerre, Editeur. 1895.

Dilettantes. *** Ebenda 1894.

Une Passade. Willy (Henry Gauthier-Villars). Paris. Ernest Flammarion, Editeur.

Sonnets et chansons par Paul-Armand-Hirsch. Paris. Librairie de l'art indépendant.

Das Prinzip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung. Zeitgemässe Betrachtungen von Ernst Ziel. München, Rupprecht 95.

The gospel of Buddha, according to old records, told by Paul Carus Chicago 95.

Marcel Prévost Pariserinnen
Marcel Prévost halbe Unschuld
Paul Hervieu. Im eignen Licht
Abel Hermant Nathalie Madoré
Fernand Vandérem Asche
Gustave Geffroy Herz und Geist

} Deutsche Übersetzungen in künstlerischen Einbänden bei Albert Langen, Paris und München.

Wir können leider nicht auf alle angeführten Erscheinungen so ausführlich zurückkommen, als es wünschenswert wäre. Um so kritischer gestalten wir die Auswahl.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novellen verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Reitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

# DIE SCHLACHTREIHEN DER KRAFT UND DER LIEBE.

## DAS ZEITALTER DER ETHIK III.*)

VON

Dr. KARL JOËL.

Kraft und Liebe, die Grundelemente des ethischen Ideals, die sich vermählen sollen zur Fruchtbarkeit, — heute sind sie noch zumeist geschieden, ja sie scheiden sich immer mehr, mit Messerschärfe, mit wachsendem Bewusstsein. Aber gerade die drohende Krisis bürgt für die kommende Vereinigung. Je bewusster die Antithese, desto näher die Synthese. Es ist die Signatur des werdenden, ringenden Zeitalters der Ethik, dass die ethischen Elemente, die Geister der Kraft und der Liebe heute zwei feindliche Schlachtreihen rüsten. Denn es giebt auch einen rüstenden Hass der Liebe — gegen den, der nicht liebt. Es ist ein Schauspiel, an dem sich ein zur Erde blickender Gott erlaben muss, ein Schauspiel, um das uns späte Geschlechter beneiden werden: die Wandlung des Zeitalters der Naturwissenschaft in das Zeitalter der Ethik. Was hat uns das Zeitalter der Naturwissenschaft gebracht? Viel äusseren Reichtum, hier unverdaut und dort beneidet, das Recht des Stärkeren im verschärften Kampf ums Dasein, das Princip der Race, erhöhte Waffen- und Maschinentechnik: Wir wurden die Sklaven unserer Interessen und Begierden, die Sklaven unserer äusseren Lage und unserer Race, die Sklaven unserer Rüstung und unserer Maschinen. Nichts hat drastischer gezeigt, was Naturwissenschaft ohne Ethik praktisch bedeutet, nichts hat die Herrschaft der Naturwissenschaft schwerer gerichtet als — ihre eigene höchste Leistung, ihre Erfindungskunst. Ihr glänzendster Stolz ward ihre schwerste Niederlage; denn die Hand, die zum Heil erhoben war, schlug zum Fluche nieder. Die Maschinen, die erfunden waren zu erhöhtem Glück, zu vermehrtem Reichtum und verminderter Arbeit, führten zumeist zu erhöhter Not, zu vermehrter Armut und vermehrter Arbeit.

Und doch ist die Maschine ein wunderbares Ding, gerade weil sie eigentlich gar kein Ding ist. Sie ist das Ding der Zukunft und steht im Wappen der neuen Zeit. Das 19. Jahrhundert, das

*) Vgl. Heft 2 und 5.



Digitized by Google

sich das Jahrhundert der Maschine nennen darf, bringt in der Maschine vielleicht am deutlichsten das Entwicklungsprincip, den Sieg des Funktionalismus über den Substanzialismus zum Vorschein. Denn die Maschine ist geschaffen von der Erfindungskraft, also entstanden durch Funktion und geschaffen für die Funktion. Die Maschine entspricht der Kreditwirtschaft, sie ist das Ding auf Kredit. Sie ist als Ding nur Schein, ihre Wahrheit ist nicht ihr Sein, sondern ihr Wert, ihre Leistung, ihre Funktion. Ihre Bedeutung ist, bei möglichst wenig Substanz möglichst viel Funktion, Arbeit zu leisten. Es ist die Aufgabe der Zukunft, aus der Natur möglichst viel Maschine zu machen, d. h. die Natur möglichst zu entsubstanzialisieren und möglichst zu funktionalisieren. Wir wollen die Natur geistig und körperlich beherrschen, sie begreifen d. h. sie als Maschinerie verstehen, sie benützen d. h. die Naturdinge zu Instrumenten umbilden, um auf ihnen spielen zu können. Jetzt verstehen wir, weshalb die Alten bei aller Hochkultur so schlechte Erfinder waren, weil sie Substanzialisten waren, die statuarisch dachten und noch nicht funktional. Und jetzt erklärt sich auch, weshalb die Neueren vor Kant, ganz abgesehen von den überhaupt substanzfeindlichen Engländern, so sehr darauf ausgehen, die Welt möglichst als funktionierende Maschine zu begreifen. Die Tiere als Automaten bei Descartes, die mathematisch funktionierende Substanz bei Spinoza, Körper und Seele als Uhren bei Leibniz, der Mensch als Maschine, das Gehirn als sich selbst spielendes Klavier bei den französischen Materialisten — es ist, als ob im 17. und 18. Jahrhundert die Welt eine Puppe wäre, die ein steifes Menuett tanzt, und wenn man sonst nichts besseres weiss, muss Gott den Uhrmacher spielen, der sie aufzieht. Aber sie tanzt doch, wenn auch gefesselt und leblos. Kant aber haucht ihr Leben ein, der schon von Leibniz eingelassene Dynamismus entbindet sich frei als geistiger Funktionalismus und der Geist spielt nun auf der Welt als Instrument erst mit klassischer Ruhe, dann immer wilder, romantischer, bis ihm der Atem ausgeht. Und nun beginnt wieder ein reines Mechanisieren der Welt und der Dinge im grössten Zuge — geistig und praktisch das Zeitalter der Maschinen.

Wir glaubten des praktisch leitenden d. h. ethischen Geistes entraten zu können. Aber nun ergeht es uns wie dem Goetheschen Zauberlehrling mit dem Besen und die entfesselten Maschinenkräfte sind uns über den Kopf gewachsen. Die wir als Hilfsmittel erfanden für die Menschen, sind zu Kanonen geworden der Menschen gegeneinander. Der wildgewordene Industrialismus, in dem die Naturwissenschaft bis zum Missbrauch praktisch wurde, führt nun zur ethischen Besinnung. Man beginnt zu begreifen, dass, um den Erfindungssegen der Naturwissenschaft wirklich fruchtbar und nicht als blossen Vorspann der rohen Kraft verderblich werden zu lassen, das Ethos in die Wirtschaft einziehn muss als Geist der Ordnung und der gerechten Ausgleichung. In der Sozialreform bringt das Zeitalter der Ethik das Zeitalter der Naturwissenschaft zur Überwindung. Und hier kann man sehen, wie das Ethische als Synthese erwächst. Dem rohen Individualismus tritt zunächst als feindliche Schlachtreihe ein roher Sozialismus gegenüber, der Welt und Leben nur vom Magen aus betrachtet, die ethische Frage nur als ökonomische begreift und nicht die ökonomische auch als ethische Frage. So steht Materialismus gegen

Digitized by Google

Materialismus: der eine, in dem die Kraft die Masse, gegen den andern, in dem die Masse die Kraft für sich in Anspruch nimmt. Indessen, der ja später kommende Sozialismus brachte unbewusst, fast widerwillig schon ethische Keime mit, die sich in knappe Sätze fassen lassen: Arbeit adelt und Einigkeit macht stark. Dem Individualismus hatte die Naturwissenschaft die Maschine in Dienst gestellt, welche die Fabrik nach sich zog, die Arbeit in der Genossenschaft. Aber wie es in der Kulturentwicklung zu geschehen pflegt, das Mittel emanzipiert sich von Motiv und Zweck, die Arbeitsgenossenschaft, die der Individualismus in Dienst genommen, trat diesem als Sozialismus feindlich gegenüber. Wenn aber die Begriffe der Genossenschaft und der Arbeit das Parteigepräge verlieren, wenn die Genossenschaft nicht blos als materielle Kampfgenossenschaft, die Arbeit nicht blos quantitativ, sozial-materiell begriffen wird, dann blüht ihnen eine weite ethische Zukunft. Denn Arbeit und Genossenschaft repräsentieren Funktionalismus und Organismus und ein gewisses Mass von Sittlichkeit gehört zu ihrem Ursprung, zu ihrer Dauer und zu ihrer Wirkung.

Aber die allmählich ethisch sich abklärende Erhebung von unten ist ja nur die eine Seite der Sozialreform. Ethisch vielleicht noch wichtiger ist das Entgegenkommen von oben, die freiwilligen Concessionen der sog. herrschenden Classen. Man wolle doch den Blick sich offen halten für den gewaltigen Unterschied von 1789 und 1889 — hier wirkt nicht einfach der Zwang im Druck der Massen, hier wirkt nicht einmal blos vorsorgende Klugheit, nein, wer in unserer parteiblinden Zeit nur einen Rest von objektivem Augenlicht sich bewahrt hat, muss sagen: hier spricht das Herz mit. Man halte sich nicht blos an die Sozialpolitik als offizielles Programm — es scheint, dass die heutige Regierungskunst immer weniger antithetisch, immer deutlicher synthetisch zu werden strebt als eine Leitung durch Verständigung, als eine hohe Technik der Concessionen. Man schaue doch auf jene in tausend und abertausend Vereinen allerorten ins Leben drängenden gemeinnützigen Bestrebungen, an denen doch wahrlich nicht blos furchtsame Arbeitgeber sondern vielfach Leute beteiligt sind, die bei einer sozialen Umwälzung am wenigsten interessiert sind. In all jenen Köpfen und Händen, die heute freiwillig bemüht sind, nicht nur um die Sättigung des Volkes, sondern auch um seine gesunde Wohnung, um seine Unterhaltung, seine Lektüre, die Aufsicht, die Ferienerholung seiner Kinder etc., entfaltet sich doch ein reiner sozialethischer Trieb, den man anerkennen soll, selbst wenn alles, was er schafft, nur ein Tropfen ist für die lechzende soziale Not. Aber die Ethik fragt dreimal nach dem Willen, ehe sie einmal nach dem Erfolge fragt. Man sage nicht, es sei nur eitle Geschäftigkeit dabei und Heuchelei und Nachahmung. Damit hundert Heuchler nachlaufen, müssen doch zehn echt empfindende vorangehen. Und wenn es ein Sport ist, so ist es ein idealer Sport. Aber wer heute sonst mit nichts zu geizen hat, geizt mit der Anerkennung des Idealismus. Es gab zu allen Zeiten einen altruistischen Sinn, der sich der Not nicht versagte. Aber was einst der Arme vom Reichen als Wohlthat erbettelte, das nimmt er heute als ein Recht entgegen in einer festen Organisation, welche die Eitelkeit des Gebers und die kriechende Dankbarkeit des Empfängers ausschliesst. Das Kind, das heute in der Schule seine Frühstückssuppe erhält, ahnt vielleicht garnicht, dass ein fremder Verein sie ihm gespendet, und wenn



Digitized by Google

es selbst ahnt, fühlt es gegen ein Abstraktum keine Verpflichtung. Seine Grossmutter hockte vielleicht an der Kirchenthür, bis eine stolze Dame, die für ihre Pracht eine Staffage und für ihre Frömmigkeit einen billigen Abnehmer brauchte, ihr einen Bettelpfennig zuwarf.

Was im geistigen und künstlerischen Leben niederschlägt, kann nur eine freie Empfindung sein. Auch daraus sollte man entnehmen, dass nicht blos sozialer Druck und Gegendruck, sondern ein freier sozialethischer Trieb heute im Zeitgeist waltet. Die soziale Frage, die doch, sofern sie das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft zur vertieften Auffassung drängt, eine ethische Frage ist, beherrscht uns heute mit einer Allgewalt, wie nie vielleicht zuvor eine Frage eine Zeit. Für die Wendung des Zeitgeistes vom Positiven, Naturalistischen zum Normativen bis zum Phantastischen hin ist es bezeichnend, dass wir, wenn die Zeichen in Angebot und Nachfrage der Literatur nicht trügen, wieder in eine Periode der Staatsromane eingetreten sind, der Staatsromane aber nicht als Verfassungsromane wie im 4. Jahrh. v. Ch., im 16. Jahrhundert und teilweise noch in den ersten Jahrzehnten des 19., sondern, was ethisch wichtiger, als Sozialromane. Wenn das Zeitalter der Naturwissenschaft überhaupt sich herbeiliess, Zukunftsromane zu schreiben und zu lesen, so waren darin die Astronomie und die Erfindungskunst der Physik und Chemie zu einer, blossen Reichtum der Anschauung und des Lebens verheissenden Phantastik ausgenützt. Man vergleiche hier Jules Verne, Lasswitz etc. mit Bellamy, Hertzka und all den andern, die heute ähnliche Erzeugnisse auf den Markt werfen, welche weniger nach ihrem Eigenwert als nach Tendenz und Typus beurteilt sein wollen. Und nun beachte man, wie sich der sogenannte Naturalismus oder Realismus in der Kunst in den letzten Jahren leise im sozialethischen Sinne verschoben hat, ein Prozess, dessen Tendenz und Ergebnis man mit den Worten bezeichnen kann: Der Einzug der „kleinen Leute“ als Stoff und des Mitleids als Grundaffekt in die Kunst. Das liegt gar nicht im Naturalismus: Die Rougon-Macquart sind keine „kleinen Leute“. Hauptmanns „Hannele“ mag realistisch sein, aber dass es den Himmel schaut, ist doch nicht realistisch; Uhdes Christus mag in der Auffassung realistisch sein, aber Christus als Stoff ist doch nicht vom Realismus eingegeben. Diese Kunst der kleinen Leute lässt den reinen Naturalismus hinter sich, den ganz fühllosen wie den wenigstens schon ethisch kalt angehauchten, den Naturalismus der pathologischen Neugier, des Ekels und des Wahrheitsfanatismus, den Naturalismus der Bestie im Menschen, der konventionellen Lügen und der hohlen Stützen der Gesellschaft. Sie lässt auch den Lärm der décadence hinter sich, diesen letzten Nachtspuk des Naturalismus, dem ja immer der Pessimismus, böse Träume zuflüsternd, zur Seite ging. Weshalb? Weil der Naturalismus die Wertgebung höchstens in negativer Form begreift. Er kennt ja nur das Normale und — das Abnorme. Er hat ja kein Höhengefühl und das Übernormale ist ihm ein leerer Begriff. Heute, da in lauten Fanfarentönen der Wertgebung der wachsende Atem des neuen Zeitgeistes sich kundgiebt, heute will auch der Naturalismus kräftiger ins Horn stossen, aber, was er da als Wertgebung herausbringt, sind nur Misstöne der Pathologie — er kanns ja nicht anders — es ist die Katzenmusik der décadence, mit der er sich selber zu Grabe trägt. Die Kunst der kleinen Leute hat vom Naturalismus den Mangel an Höhengefühl, aber

Digitized by Google

sie weiss nichts von den Nachtschatten der décadence, sie hat ein Deutsch-Sonniges an sich, einen ärmlichen Morgenschimmer. Es ist eigentlich ein nach unten blickender Idealismus. Der eingeborene deutsche Idealismus bemitleidet in ihr den Naturalismus. Was man dieser Kunst der kleinen Leute vorwerfen muss, ist, dass sie mehr ethisch als ästhetisch ist. Die deutsche Kunst ist heute mehr oder minder durchzogen vom Grundaffekt des Mitleids, während der mehr ästhetisch als ethisch gestimmte Romane von der Kunst des Mitleids sich weislich ferngehalten hat. Furcht und Mitleid geben einen schönen Mollakkord, weil ein Mächtiges anklingen muss, vor dem das Gefühl in der Furcht erbebt. Das blosse Mitleid aber lässt die Kunst verarmen in der Selbstkasteiung der Phantasie. Mag die Kasteiung ethisch sein, die Kunst kann nicht fasten, sie ist ein Kind des Überflusses.

Weil die Kunst heute die Tendenz hat sich durch das Mitleid zu ethisieren, darum greift sie hier und da zum Religiösen als Ausdrucksmittel dieser Tendenz. Das religiöse Leben selbst scheint heute von dem anschwellenden ethischen Zug der Zeit vielfach neue Triebe zu empfangen. Es ist die Zeit, da man vom praktischen Christentum spricht, da die Kirche die soziale Frage zur ihrigen macht und den neuen Beruf fühlt, hier gerade ihre moralisierende Kraft zu bethätigen, da protestantische Missionen wie päpstliche Encykliken mit praktischem Geist sich beleben, da die Kirche sich für ein Friedensrichteramt auf Erden, für Aufhebung des Sklavenhandels und andere ethische Tendenzen lebhaft zu interessieren beginnt. Wer hätte das vorausgesehen? Im Zeitalter der Naturwissenschaft begriff man die Religion nur metaphysisch, nur als Produkt des transcendenten Triebes und hier hatte allerdings die Naturwissenschaft, die das Zeitalter der Metaphysik aus dem Felde geschlagen, auch der Religion allen Wind genommen. Und nun zeigen sich ihre Segel wieder geschwellt von einem neuen Winde aus ganz anderer Richtung, aus der Region der ethischen Lebensreform. Die man als ein Denken kritisch zu vernichten geglaubt hatte, feiert als ein Wollen ihre Auferstehung. Dass ernstes Wollen, dass der ethische Trieb heute auf religiösem Gebiet das eigentlich Leben weckende ist, sieht man auch aus der Egidyschen Bewegung, die eine Religion der Bethätigung mit möglichster dogmatischer Anspruchslosigkeit anstrebt, die von Gott redet, aber Liebe, Humanität und Einigung will. Wer hätte es auch nur vor zehn Jahren geahnt, dass ein Laie, nicht ein Theologe, nicht ein kritisch-gerüsteter Gelehrter, sondern ein Mann des Standes, der vor allem zur Energie des Wollens erzogen ist, dass ein Offizier eine neue religiöse Bewegung entzünden würde? Dass in der Aera des Militarismus ein Mann die Waffen ablegen würde, um ein Prophet der Liebe zu werden, ohne dem Spott des spottlustigsten Zeitalters anheimzufallen? Dass ein Naturforscher ihm in der Führung der Bewegung zur Seite tritt, wie ein Naturforscher an der Spitze der Bewegung für ethische Kultur steht — zum deutlichen Zeichen, was die Stunde der Zeit geschlagen hat. Heute würde Dubois-Reymond nicht mehr sagen, dass Goethe in unsern Tagen durchaus Naturforscher gewesen wäre. Und nun beginnt plötzlich zum ersten Mal ein Geisteswind aus Amerika herüberzuwehen, aus dem Lande, wo man auch die Religion immer nur praktisch-moralisch begriffen hat. Welche Wendung der Zeiten: das Land, dem wir gestern nur für Edison dankten, sendet uns heute Henry George und

Digitized by Google

Salter und andere Sozialpraktiker und Moralisten. Im Vaterlande von Dav. Fr. Strauss begegnet man jetzt hie und da Übersetzungen englischer Predigten von naiv religiösem Geiste, getragen von überfliessender ethischer Sozialtendenz. Dass hier das Ethische das bewegende Moment ist, zeigt ja z. B. auch die sich zur Religion prinzipiell indifferent stellende Gesellschaft für ethische Kultur. Dass diese Bewegung, der man ob der Unbestimmtheit ihrer Ziele lächelnd einen frühen Tod geweissagt, nicht nur fortbesteht, sondern überall bessere Köpfe an sich ziehend, weitergreift, das zeigt denn doch, dass ein tieferliegender Nerv der Zeit in ihr rege ist, dass ein wirklich vorhandener Überschuss an ethischem Idealismus in ihr zum Ausdruck kommt, dass der allgemeine lebensreformatorische Drang heute grösser ist als die formulierten Fragen und Interessen, die das Bedürfnis des Tages ihm zur Bethätigung zuweist.

Aber es schweben auch noch genug bestimmter gefasste sozialethische Wünsche und Ideale in Hülle und Fülle am Horizont der Zeit, an die sich grosse und kleine Bewegungen hängen, alle früher missachtet, heute Erfolg an Erfolg reihend, alle Gerechtigkeit und Liebe heischend und predigend, alle Kinder jenes humanitären Geistes, der immer höher wachsend die Seele der Zeit durchzieht und dessen beglückender Plan es ist, alle feindlichen Schranken zwischen den lebenden Wesen niederzureissen. Da ist die Frauenemancipationsbewegung, die heute mit sozialethischen Argumenten Eindruck machend die ersten Siege erkämpft. Da sind die Friedensbestrebungen, die früher auch nur als utopistisch verlacht, heute höhere und weitere Kreise ziehend, in Parlamenten Fuss fassend, von rühriger Propaganda gefördert, wohl ernster genommen sein wollen, zumal die Fälle schiedsrichterlicher Entscheidung häufiger werden und internationale Organisationen und Regelungen aller Art heute die Völkerbeziehungen immer mehr festigen. Dabei mag es doch vielleicht noch eine ethisch höhere Leistung sein als alle wohlgemeinte Friedenspropaganda, wenn ein starker Staat seine Kraft nicht ausnützt, sondern einen Frieden hält, der ihm noch dazu in der Waffenrüstung teuer zu stehen kommt. Da sind ferner die heute wachsenden und sich verbessernden Samariterbestrebungen mannigfacher Art, die Bewegung zur Unterdrückung des Sklavenhandels, die Tierschutzvereine u. s. w. u. s. w. — kurz es ist eine zahllose Flotte, die heute unter der Flagge der Humanität segelt.

Und ihr begegnet eine andere Flotte nicht um mit ihr zu kämpfen, sondern um sich ihr zu verbünden im Kampfe der Lebensreform und gemeinsam mit ihr dem ethischen Ziele zuzusteuern. Das sociale, humanitäre Ideal ist nicht das einzige, das heute die ethischen Kräfte wachruft. Man will nicht nur die Gesellschaft, man will auch das Individuum reformieren, allerdings das Individuum noch etwas äusserlich gefasst als Produkt körperlicher und erziehlicher Einwirkung. Auch hier kommt das Zeitalter zur Überwindung, das uns nur stofflichen Reichtum gab ohne die Kraft der Beherrschung, das uns nur Masse gab und damit Übersättigung; denn auch, wer zuviel Brot giebt, giebt Steine. Auch hier, im Individuum hat das Zeitalter der Naturwissenschaft den modernen Funktionalismus zu hoher Ausbildung gebracht und ihn schliesslich misbraucht. Das funktionelle Element im Individuum ist der Nerv. Die substanzialistisch gestimmte Antike wusste noch wenig von Nerven,

Digitized by Google

uns aber ward das Zeitalter der Naturwissenschaft zum Zeitalter der Nervosität durch das Übermass an Sinnenstoff, das es unsern Nerven zumutete, bis sie in tollen Schwingungen uns davonliefen. So wurden wir die Sklaven unserer Nerven wie die Sklaven unserer Maschinen. Die Aktie, die Maschine, der Nerv — alles moderne funktionelle Momente, alles Zauberbesen, alle segensreich in der Hand des Meisters und verderblich, wenn sie der unbesonnene Lehrling für sich arbeiten lässt. Nicht weniger Nerven ist die Losung zukünftiger Kultur, nein mehr! Wir müssen nur Meister werden, müssen die Beherrschung auch als Selbstbeherrschung lernen durch die ethische Besinnung und Kraft des Willens, den das Zeitalter der Naturwissenschaft mit seiner passivistischen Auffassung des Menschen nicht zu stählen wusste. Wir brauchen den Meister heute, denn unsere Kultur leidet an einer barbarischen stofflichen Unausgeglichenheit. Während auf der einen Seite gerade die Atrophie die Sozialethik herausfordert, haben wir am Individuum eher die Hypertrophie zu kurieren, die Hypertrophie vom niedersten bis zum höchsten Verstande, das Übermass an Nahrungsstoff wie das Übermass an Wissensstoff. Und hieraus entnehmen nun Hygiene und Pädagogik die Antriebe zu ihrer heute so bedeutungsvollen Rolle, wobei wieder jener Ruf nach Rückkehr zur Natur erschallt, der in allen roformatorisch gestimmten Zeitaltern wiederkehrt. Merkwürdig ist hier namentlich in der Therapie die Tendenz von der medicinischen Naturwissenschaft auf die Natur zurückzugehen. Man mag die Naturheilärzte als eine vielfach bedenkliche Erscheinung verurteilen, es sind doch zunächst Männer von starker suggestiver Kraft des Willens, die den Patienten fehlt, und viele Zeichen lassen erkennen, dass man heute bei der Heilwirkung auf das ethisch-psychische Moment auf Seiten das Arztes wie des Patienten mehr zu achten beginnt. Die gesamte sog. Naturheilmethode ist schon darum nichts ethisch gleichgiltiges, weil sie sich darstellt als ein künstlicher Rückgang auf eine einfachere Kulturstufe. Oder wie soll man es nennen, wenn ein übersättigtes, verzärteltes Schosskind der Kultur auf Befehl des Arztes sich mit einfacher Kost begnügen, Holz hacken muss, sich allen erdenklichen Abhärtungen unterziehen, barhäuptig und barfuss einhergehen und durch die Massage sich eine Wirkung verschaffen muss, die sich Vischers Pfahlbauern zur Unterhaltung beim Festmahl mit ihren redlichen Fäusten auch verschaffen — nur mit weniger vornehmem Namen.

Kurzsichtige Arzte, die nur die äusserlichen Symptome kurieren und nicht die innere Krankheit sehen, und kurzsichtig materialistische Historiker, die in der Geschichte nur einen Kreislauf von Werden und Vergehen erblicken, sprechen heute von einer Hyperkultur. Als ob es ein Übermass von Kultur geben könne, als ob die sog. Hyperkultur anderes ist als das Aufschiessen einer Kulturseite auf Kosten der andern, als ob, was uns fehlt, anderes sein kann als eine Ökonomie der Kultur, die im höchsten Verstande, über Hygiene und Volkswirtschaft hinaus, die Ethik sein muss. Es ist eigentümlich zu sehen, wie allerhand Bestrebungen, die im Zeitalter der Naturwissenschaft mit rein leiblichen Reformzielen begannen, sich mehr und mehr zu vergeistigen suchen. Man achte, wie die sich ausbreitende vegetarische Bewegung nicht blos die Ernährungsfrage diskutiert, sondern ihre Ziele ethisch zu verbrämen sucht, und dasselbe thun die neuerdings

Digitized by Google

sich mehrenden Apostel der Kleiderreform. Man sehe sich nur die in vegetarischen Restaurants ausliegenden Zeitschriften an, wie sich da die buntesten phantastischen Bestrebungen als Verbündete im Kampf gegen die öffentliche Meinung in tiefer Sympathie die Hände reichen, und man wird neben aller Komik in der heute überschiessenden Tendenz zur Sektenbildung aller Art ein ethisches Moment nicht verkennen. Ganz unverkennbar steckt dies ethische Moment in der Antialkoholbewegung. Oder hat man in der Neuzeit vor lauter Hingabe an die soziale Moral vergessen, was Antike und Mittelalter so gut wussten: dass Mässigkeit und Enthaltsamkeit Tugenden sind? Von medicinischen Autoritäten angefacht wächst die Bewegung gegen die Trunksucht oder gegen den Alkohol überhaupt, in der Schweiz noch mehr als in Deutschland, aber sie wächst noch weit mehr als Volksbewegung in Amerika und England und sie wächst hier in einer Form, die sie als eine ethische dokumentiert, in religiöser Gewandung mit sehr rohen Allüren allerdings, die man aber einer Volksbewegung nicht übelnehmen darf. Wer hätte vor einigen Jahren geahnt, dass die verhöhnte Heilsarmee in England mit so breitem Massenerfolge sich durchsetzen und selbst auf dem Continent Fuss fassen würde? Sie bietet Seelenbetäubung statt leiblicher Betäubung und in diesem mit rohesten Waffen erfochtenen Siege der Seele über den Körper bleibt ein Ethisches anzuerkennen trotz all der klugen Leute, die bei dieser Bewegung über dem lächerlichen Auftreten die Wirkung zu beurteilen vergessen und mit spöttischem Achselzucken eine Zeiterscheinung erklärt und aus der Welt geschafft zu haben meinen. Dann wird das asketische Ideal auch auf anderem Gebiet dem Empfinden der Zeit wieder näher gerückt. Tugendvereine, Sittlichkeitsvereine oder wie sie sich sonst nennen, treten ins Leben, in Skandinavien diskutiert man literarisch die Forderung männlicher Keuschheit bis zur Ehe und hier und dort erscheint die Frage der Prostitution öfter auf der Tagesordnung.

Wie in der wachsenden Neigung zur Regelung der leiblichen Triebe des Individuums kündigt sich auch in der Tendenz zu neuer Regelung der geistigen Bedürfnisse und Bildungsformen des Individuums das Zeitalter der Ethik an. Auf pädagogischem Gebiet regte sich in den letzten Jahren ein wahrer Reformsturm, der eine Schriftenflut ans Gestade der Zeit warf, die aber rasch verrann, merkwürdig in ihrem plötzlichen Überströmen, merkwürdiger noch in ihrem Stillerwerden nach geringen Erfolgen. Die Wandlung des Zeitgeistes giebt hier vielleicht die beste Erklärung. Im Erwachen des Reformtriebes selbst kündigte sich eben der neue Zeitgeist an, aber der junge Trieb suchte nun einen Gegenstand, einen Inhalt und so griff er den Inhalt des naturwissenschaftlichen Zeitgeistes auf und schwang die Fahne gegen den Humanismus. Als aber für den naturwissenschaftlichen Zeitgeist sichtlich mehr und mehr der Abend kam, ward die Begeisterung für den Realismus stiller; heute hätte man einen verstärkten, methodisch verbesserten Humanismus nötiger. Als so dem Anlauf der pädagogischen Reformer das erste Ziel versank, ward er natürlich ruhiger; gleichmässig sichtbar bleibt heute zumeist nur das negative Ziel, die Abwendung der auch auf geistigem Gebiet behaupteten Hypertrophie, die heute immer noch lebhaft erörterte Überbürdungsfrage. Auch hier aber beginnt sichs allmählich in der ethischen Tiefe zu regen.

Digitized by Google

Man hört jetzt öfter den Ruf: Die Schule soll Charaktere bilden. Das mag eine Phrase sein, aber der Zeitpsychologe darf die Phrase nicht hassen und verachten. er soll ihr dankbar sein und aufmerksam lauschen. Er weiss, dass die Phrase oft nur der Embryo der neuen Wahrheit ist; er weiss, dass wie im Weinrausch einen Menschen man an ihren Phrasen und Schlagwörtern eine Zeit erkennt. Die Gesellschaft für ethische Kultur wenigstens bemüht sich, auf die Erfahrungen paralleler amerikanischer Bestrebungen sich stützend, Ernst zu machen mit dem Programm der Charakterbildung durch die Schule, mit der Ethisierung der Pädagogik.

Indessen — hier gilt es nun eine entscheidende Wendung! — alle diese hier in schwachen Andeutungen skizzierten ethisch wohlmeinenden Bewegungen bringen viel Segen, aber auch eine schwere Gefahr herauf, wenn sie Herr werden sollten über unsere Kultur. Es muss offen herausgesagt werden, dass vielleicht die grösste Gefahr heute der Kultur von ihren besten Freunden droht, von denen, die sich am meisten als Lichtapostel fühlen. Ethisch zu verzeichnen haben wir zunächst jene aus vielen Quellen fliessende sozial-humanitäre Hauptströmung unserer Zeit; dazu kommt als Nebenströmung, nicht als Gegenströmung, die Gesamtheit der Bestrebungen, die unsere Kultur von jeglicher Hypertrophie heilen wollen und Mässigkeit und Enthaltsamkeit jeder Art predigen. Die eine Strömung führt zu einer rein sozialen, die andere zu einer rein negativen Moral und beide vereinigen sich darin, dass sie der positiven Kraft des Individualwillens feindlich sind, ihn möglichst einengen, ihn durch Liebe einlullen und durch Enthaltsamkeit abtöten. Die soziale und negative Moral ist ein unsagbar wertvolles und notwendiges Ingredienz der Kultur, aber als allein herrschendes Ideal führt sie, um es kurz zu sagen, zur Verweiblichung und schliesslich zur Aushöhlung der Kultur. Es ist Gefahr vorhanden, dass aus der Kultur, die angelegt war, ein Götterpalast zu werden, ein Hospital wird, in dem sanftmütig wimmernde Krüppel von enthaltsamen Sameriterinnen gefüttert werden. Das extreme Ziel der sozial-negativen Moral ist heute bereits Wort und in gewissem Sinne auch That geworden — in Tolstoi. Wieviel soziale Hingebung, wieviel asketischer Ernst ist hier zu bewundern! Und doch wie armselig ist diese Welt, die der Wissenschaft und Bildung, der Kunst und der geschlechtlichen Liebe, aller Kultur und allem positive Menschentum feind ist und aus dem Menschen nichts anderes machen will — als das gutmütigste der Tiere. Als ethischer Typus unserer Zeit ist Tolstoi anzuerkennen und wohl zu beachten, zumal ein gewisser religiöser Tenor und Nimbus seinen literarischen Einfluss erhöht. Überhaupt zeigt sich darin das in innerer Wandlung begriffene Zeitalter, dass heute so viele eigentlich nicht positiv ideal, sondern realistisch, natureifrig und negativ gestimmte Tendenzen in religiöser Gewandung einhergehn. Man stelle nur solch bunte Gestalten zusammen wie Uhde, Egidy, Heilsarmee, Pfarrer Kneipp und Tolstoi, der auf das Urchristentum zurückgehn will. Was all diesen — ich möchte sagen — jungreligiösen Typen mehr oder minder fehlt, ist gerade das, was altreligiöse Typen immer über die Armseligkeit des blossen sozial-negativen Ideals erhoben hat: der transcendente Zug.

Man wolle doch ferner beachten, wie heute in den humanitären Reformbestrebungen, in dieser Schlachtreihe der Liebe die Frauen im ersten

Digitized by Google

Gliede stehen. Das ist so wenig bedeutungslos wie dass die beiden einflussreichsten Sozialphilosophen unserer Zeit, Mill und Comte, ausdrücklich bekennen, unter dem stärksten, geistigen Einfluss von Frauen gestanden zu haben. Weiblicher Kultureinfluss aber wirkt im Sinne der Ausgleichung. Nur Fanatiker werden den ungeheuren Kulturwert der Ausgleichung besonders in einer von Gegensätzen zerrissenen Zeit verkennen. Aber Ausgleichung, nichts als Ausgleichung führt dazu, alle Ackerfurchen der Kultur zu glätten, alle Türme der Kultur abzutragen und macht schliesslich aus der Kultur eine Sandwüste oder höchstens eine dünne, bestandene Wiese, auf der die Menschen als friedliche Schafe grasen. Wer immer nur in Liebe binden und niemals schaffen will, der wird eben bald nichts mehr zu binden finden. Wer immer nur die kynisch-stoische Kraft des Verzichtens preist, die alles herausdrängende Positive in die eigene Brust zurückstösst, der wird eben bald jene innerlich hohlen Jammergestalten der griechischen und römischen Verfallzeit aufsteigen sehen, deren Denken Skepsis, deren Wollen Ohnmacht und deren Fühlen Verzweiflung war. Die blosse sozial-negative Moral macht aus der menschlichen Gesellschaft ein leeres Nebeneinander und Miteinander, aber nimmermehr einen inhaltsreichen, fruchtbaren Organismus, in dem alle Organe die Kraft der Differenzierung in sich tragen müssen und einige die Kraft der Führung. Wenn ihr die individuelle Kraft immer nur als Feind behandelt, sie fesselt und würgt, dann werdet ihr auch bald die soziale Kraft absterben sehen, die Kraft, welche die humanitäre Moral reformatorisch verwirklichen soll, und die Menschen werden nur in thränender Wehmut des Mitleids sich anblicken, weil die Kraft der helfenden That ihnen lahm geworden ist. Und bald wird auch das verschwinden. Spencer erzählt von einem Negersklaven, der einen andern Neger verhöhnt, weil er keinen Herrn habe. Wird, wer selbst nichts von Freiheit weiss, weinen über fremde Knechtschaft? Nein, die englische Ethik weiss es schon lange, den Franzosen hat es Comte, den Deutschen Feuerbach gesagt, dass ohne Eigengefühl auch das Mitgefühl stumpf sein muss. Zwei Tempel giebt es im Reiche der Kultur, in denen beiden die Menschheit der Verehrung Zoll niederlegen muss. Von ähnlichem Namen beide, aber so weit auseinanderliegend, dass die Zeiten immer nur bald dem einen, bald dem andern zugeströmt sind. Der eine ist der Tempel der Humanität mit dem Altar der Menschenliebe, der andere ist der Tempel des Humanismus, wo Menschengrösse zur Verklärung kommt, und hier hat Hellas geopfert.

Lang ist die Schlachtreihe der Liebe und es scheint, dass sie sich zur festen Phalanx zusammenschliesst, die zum Siege vorschreiten will. Und ihr gegenüber die Schlachtreihe der Kraft als ein ungeordnetes Heer wilder Einzelgestalten, von der roh dreinschlagenden Gewalt bis zur feinsten, barock sich ausladenden Geisteskraft, vom Gassenschreier der Anarchie bis zum Salonpropheten der Aristokratie, und einige von diesen treten mit Bewusstsein als Antimoralisten auf. Aber das eben macht das Zeitalter der Ethik, dass heute für und wider Moral gestritten wird. Doch so meinen sie's zumeist ja garnicht, sie streiten ja nur um die rechte Moral und, weil die einen alle Moral rein im Sozialgeist verdampfen lassen, darum fühlen sich jungschäumende Kräfte gedrängt, den Individualgeist ebenso zu übertreiben. Wenn aber der weichlich-massige Sozialgeist erst zur Moral sich er-

Digitized by Google

hoben und der trotzig-wilde Individualgeist erst sich zum Ethos abgeklärt, dann hat in der Vereinigung von Ethos und Moral dies Zeitalter sein Lebensziel erreicht.

Zunächst steht auf der Wahlstatt noch in ungebrochener Kraft der alte wirtschaftliche Individualismus, gegen dessen Auswüchse der Sozialgeist sich erhoben, und Unternehmergeist und Eigenbesitz gelangen wieder zu neuer, kultureller und ethischer Würdigung. Daneben regt sich in neuen, stärkeren Formen der nationale Individualismus als ein Wachsen des Racen- und Stammesgefühls, des Partikularismus innerhalb der Staaten, während in den früheren Jahrzehnten die unitarische Nationaltendenz eher über den Bestand der Staaten hinausgriff. Man vergleiche hier z. B. die irische, vlämische, czechische, sizilianische Bewegung mit der Einigung Deutschlands und Italiens. Auf der andern Seite heute das völlige Abstrahieren von aller Nationalität bei der Gesellschaft für ethische Kultur und andern Vereinigungen humanitärer oder asketischer Tendenz. Dabei erfahren diese am eigenen Leibe, dass die Nationalität doch ethisch nicht so gleichgiltig ist, da sie (mit Ausnahme namentlich der stark politisch fundierten Friedensbewegung) fast ausschliesslich in germanischen Ländern sich fortpflanzen und Verbündete finden. Der Grund liegt darin, dass der germanische Kulturgedanke ebenso vorwiegend ethisch wie der romanische Kulturgedanke vorwiegend ästhetisch ist, weshalb im Vorschreiten des Germanentums und Zurückweichen des Romanentums das Zeitalter der Ethik zur Entfaltung kommt. Es ist ein Aberglaube aus dem Zeitalter der Naturwissenschaft, dass hier die Race allein entscheidet. Die Romanen wenigstens sind ja keine Race, sondern die von der antiken Kultur länger beherrschten Völker. Der politische Individualismus bleibt heute beim Stammespartikularismus nicht stehen, er gräbt weiter und weiter bis zur Grenze des Möglichen, bis zur Atomisierung der Gesellschaft und noch weiter, bis er in den Atomen den Hass gegeneinander aufgewühlt hat. Zum ersten Mal wohl, seit diese Erde steht, erhebt der Anarchismus als praktische Macht sein Haupt und nach der Art, wie er sich, — wohlgemerkt in romanischen Ländern — ins Werk setzt, darf sich die Kultur an der Pforte des 20. Jahrhunderts rühmen, den äussersten Tiefstand moralischen Lebens hervorgebracht zu haben. Die lüsterne Salonromantik schwelgt heute mehr als je in den „grossen Verbrechen" des römischen Cäsarentums und der italienischen Renaissance und ahnt in ihrem Sensationsdurst garnicht, dass jene Cäsaren oft Rom nur einiger Patrizier beraubten, um das Reich glücklich zu machen, und dass jene „furchtbar interessanten" Verbrecher der Renaissance zumeist humanistisch genährte Fanatiker des Ehrgeizes waren. Ein Mensch, der eine Beleidigung mit Blut abwäscht, der einen Konkurrenten aus dem Wege räumt, der mordet, um zu rauben oder sonst eine Begier zu stillen und sei es nur, um, wie Schopenhauer sagt, mit dem Fett des andern seine Stiefel zu schmieren, der hat noch einen Funken Achtung vor seinem Opfer, es ist ihm ein Feind oder ein brauchbares Mittel, ein „Du" oder „es", er hat einen Grund und eine Bestimmtheit vor Augen und darum ist er noch ein moralischer Held gegen den Mann, der eine Bombe in eine Menge wirft, ohne bestimmtes Objekt, ohne praktisches Ziel. Der Hunger, die anklagend ungesunden sozialen Verhältnisse sind nur der Anlass, der Wahnsinn selbst hat

Digitized by Google

seine eigene Causalität, seine eigene Expansion und Ansteckungskraft. Was diese „Anarchisten der That" allein ernst zu nehmen zwingt, was sie allein sich gross fühlen lässt, das ist ja zumeist nur die Furchtbarkeit ihrer Waffen, der Waffen, die ihnen die Naturwissenschaft in die Hand gegeben. Es ist der Rausch der Naturwissenschaft, der in den Köpfen der Brüder Reclus fiebert und — wiederum streckt das Zeitalter der Naturwissenschaft hilfeflehend die Hände dem Zeitalter der Ethik entgegen, ohnmächtig bekennend: ich gab die Kraft zu schaden ohne die Kraft ethischer Beherrschung, ohne das ethische Bewusstsein, das sich verantwortlich fühlt. Die Kraft zu ungeheurem Schaden hat für kleine, hysterische Seelen ein unsäglich Berauschendes und so entzündet sich heute der Herostratismus ohne den herostratischen Ruhmestrieb; heute vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte flammt der reine Wahnsinn der Zerstörung, die reine Wollust des Hasses auf. Das naturwissenschaftliche Zeitalter gebiert das ethische, indem es ungewollt den Satanismus ins Leben setzt, der den Geist der Zeit zur ethischen Ermannung zwingt. Wie jedes Zeitalter, da es nicht als kahle Einheit, sondern als Leben in der Vielheit, im reichen Kontrast sich kund thut, seine Komplementärfarben hat und braucht, so hat das Zeitalter der Ethik auf seiner Palette auch das tiefste, mitternächtige Schwarz der Antimoral, denn es hat eben die Aufgabe, das ethische Licht aus dem ethischen Schatten herauszuringen, und es heisst das Zeitalter der Ethik, nicht weil es den moralischen Schäferfrieden, sondern weil es den ethischen Kampf und die ethische Arbeit in sich trägt.

Am Anarchismus, dieser Carricatur des in der Revolution geborenen Liberalismus wiederholt sich das Schauspiel von vor hundert Jahren: Die Franzosen liefern der Bewegung Hände und Füsse als Propagandisten der That, die Deutschen bemühen sich ihr wieder den Kopf zu liefern und revolutionieren theoretisch, ästhetisch, philosophisch. Cousin, der Bewunderer jener grossen deutschen Systeme, deren Grundideen Vernunft und Freiheit waren, gestand: mit einer Sklavenmoral haben die Franzosen die Revolution erkämpft, auf deren Fahnen doch auch Vernunft und Freiheit standen. Der Anarchismus aber mit der Grundidee der Freiheit bis zur Unvernunft ist selbst als Carricatur so schwächlich, dass er nicht einmal einen Philosophen erzeugt, und dass heute das deutsche theoretische Bedürfnis einen Philosophen sich leihen muss aus anderer Zeit, mit anderem Sinn, der brauchbar scheint, weil er auch eine Carricatur ist, und den man brauchbar macht, indem man ihn missversteht. Max Stirner, diese Carricatur Feuerbachs, diesen Geist der Verneinung, der den Baum der Metaphysik winterlich kahl geschoren, nachdem schon der Herbstwind Feuerbach die Hegel'sche Sommerblüte zerstört, diesen verspotteten Antimetaphysiker der vierziger Jahre greift man heute plötzlich auf als Antisozialisten, als prinzipiellen Lebensreformer d. h. als Ethiker. Dieses Missverständnis illustriert recht deutlich die Wandlung der Zeiten.

Indessen — der Anarchismus ist nur der Individualismus in der Massenform, d. h. im negativen Sinne. Denn die Masse als die Negation der Individualität kann den Individualismus nur in negativer Gestalt, nur als Befreiung sich zum Ideal setzen. Aber die reichere Natur wird von der leeren Freiheit nicht satt, sie will ihre Eigenkraft zeigen gerade in der Absonderung von der Masse, in der Erhebung über sie, ja in

Digitized by Google

ihrer Beherrschung, und so beginnt heute neben dem sozialen ein erfrischender, subjektivistischer Wind zu wehen gerade von den höchsten Höhen des Lebens und des Geistes her, spürbar in der Politik, in der Wissenschaft, in der Kunst, wo neben dem Uhdegeist der Böcklingeist mehr und mehr seine bunteren Flügel regt. Als allgemeine Zeittendenz sprach sich der individualistische Zug wohl zuerst aus in der Aufnahme des Buches „Rembrandt als Erzieher", eins jener Bücher, die mehr durch ihren Erfolg als durch ihren Inhalt belehren. Es verriet, nach welcher Kost der Zeitgeist hungerte, der es mit solchem Appetit verschlungen; es verriet den kommenden Mann, es war nur ein kunsthistorisch gekleideter, partikularistisch bewaffneter Trabant und Platzmacher, nur der vorausgesandte Schatten Fr. Nietzsches, des aristokratischen Individualisten, des grossen Heerführers der freien Schlachtreihe der Kraft gegen die in Mass und Band geschlossene Schlachtreihe der Liebe. Was ist nun Nietzsche seinem philosophischen Beruf nach? Weder Logiker noch Psychologe, nicht Metaphysiker und nicht Erkenntnistheoretiker, nicht Historiker und nicht Aesthetiker, sondern einzig und allein Ethiker. Und nun schaue man auf den Markt der Zeit, die wieder nach der compakteren Büchernahrung Verlangen trägt, was wird da am meisten feilgeboten? Möglichst entgegengesetztes wie Tolstoi und Stirner, Gewichtiges und Luftiges, von Nietzsche bis herab zu Bellamy, Nordau und Rembrandt als Erzieher. Und doch sprechen alle dasselbe Zeitinteresse aus, sie handeln nicht von Gott oder Natur, von Kunst, Technik u. a. m., sie handeln alle von Wert und Unwert des Menschen und der Menschen, wie sie sind und wie sie sein sollen, sie handeln alle von der menschlichen Lebensgestaltung, sie prüfen alle den innersten Sinn der Kultur, sie wollen alle erziehen. Es ist die Zeit, da es den Menschen wieder gelüstet nach seiner Bestimmung zu fragen und das Schlachtfeld für den Geisterkampf ist heute die Ethik.

So ringen sie nun, die individualistisch-aristokratischen und die sozialnegativen, die männlichen und die weiblichen Lebensideale, beide mit der vollen Sicherheit, nicht zum Siege zu kommen. Denn auch das Manchestertum, der Stammespartikularismus, der Anarchismus und das Geniebarbarentum würden als Eroberer des Lebens der Kultur das Grab bereiten. Und doch, wenn jener Geist der Kraft, der Freiheit und der Vornehmheit, den sie ausströmen, einzieht in die ihm noch feindlich entgegengehaltene sozial-negative Moral, dann erst kann jene Blüte aufschwellen, welche die Sehnsucht der Zeit ethische Kultur nennt. Man wolle doch nicht glauben, dass durch eine Parteilosung, sei es nun Herrenmoral oder Humanitätsmoral wie durch ein Zauberwort die Kultur aus dem Boden zu heben sei. Kultur ist ein Verhältnisbegriff, ein nur formal Definierbares, nichts Eindeutiges, sondern gerade ein Vielseitiges: Kultur ist Synthese und wir leben im Zeitalter der ethischen Antithese. Kultur ist ein Bau, und schon damit ist gesagt, dass sie in einseitiger Richtung weder erstehen noch lange fortwachsen kann. Baut nur in die Breite! rufen die Sozialmoralisten, baut nur in die Höhe! rufen die freien Geister der Herrenmoral. Aber die reine Breite giebt noch nicht einmal ein Barackenhospital, die reine Höhe schafft noch keinen babylonischen Turm — in beiden ist die Kultur, als die Möglichkeit zu bauen, aufgehoben.

Es ist Wahnsinn, die soziale Moral zu schelten — wir können nicht leben ohne sie —, aber sie hat über den Menschen — den

Digitized by Google

Menschen vergessen. Wir wollen auch nicht blind sein gegen das Gewaltige, das uns Nietzsche leistet oder leisten kann. Er kam als ein Erlöser vom nüchternen Realismus, denn er brachte eine Seele mit voll Heldenschwung und füllte wieder die schlaffen Segel der Phantasie. Er kam als ein Erlöser vom Pessimismus, denn er hob den zu trauernder Weltverneinung tief gesenkten Lebenswillen wieder empor und wies ihm in dionysischer Freude das Höhenziel der Macht. Er kam als ein Erlöser vom Darwinismus, denn er führte den Blick des Menschen von seinem tierischen Ursprung ab und liess seine übermenschliche Zukunft aufleuchten. Er kam als ein Erlöser vom Sozialismus, denn er befreite das grosse Individuum aus dem Bann der Masse und gab ihm die Macht, zu der es bestimmt war. Er liess wieder die Turmfahne wehen in unsere zu sandiger Breite ausartende und darum gefährdete Kultur, er war alles in allem der Erlöser vom Boden, wo die Realität ihre Nüchternheit hinschleppt, wo das trauernde Nein hinabblickt, wo das Tier kriecht und die Masse gebannt steht, er war der grosse Mutmacher, der Prediger des Aufschwungs, der den Menschen lehrte wieder königlich zu denken und zu empfinden, selbst ein König, aber — nun sei es gesagt! — ein Barbarenkönig.

Nietzsche, der feingeistige Denker, der den zartesten Puls der Geschichte belauschte, Jahrhunderten ins Mark ihrer Seele schaute, der den Rhythmus aller historischen Kulturen in seinen elastischen Nerven nachvibrieren fühlte, der mit bekränzter Dichterstirn alle Zonen des Geistes durchwanderte, den feinsten Kulturstil zu suchen, Nietzsche, das feinste Produkt von Durchgeistigung, das unsere Kultur auf ihrer höchsten Höhe ablagerte, Nietzsche war ein Barbar — wie sein zeitlicher Antipode Tolstoi, nur soviel königlicher, nur unendlich reicher und schöner und lockender in seiner Wildheit. Man glaube doch nicht, dass der anarchisch-heroische und der sozial-negative Typus im Bilde einer Zeit nicht zusammenstehn können: sie passen vortrefflich zusammen; die ein Nietzsche erzieht, und die ein Tolstoi erzieht, sie passen zusammen wie Herren und Sklaven, wie Räuber oder Hirten und Schafe — das giebt ein klares, antithetisches Lebensverhältnis, das in den primitiven Zeiten des reinen Krieger- und Nomadenlebens wirklich gewesen, aber giebt das eine Kultur? Die Kultur knüpft sich überall an die Existenz eines Mittelstandes, nicht weil der Mittelstand allein Träger der Kultur, sondern weil die Kultur in chronischen Gegensätzen nicht atmen kann, weil deren Überwindung ihre Arbeit, weil sie Synthese ist. Der grosse Vermittler Solon bereitete den Attikern den Boden für eine Kultur, welche das in sozialer Antithese verharrende Sparta nicht zu erzeugen vermochte. Der sich zum slawischen Bauern erniedrigende, Demut und Arbeit predigende Tolstoi und der das Herrenrecht fordernde, sein polnisches Adelsblut stolz fühlende Nietzsche: was würden sie zusammen ergeben? Den antithetischen Polenstaat des vorigen Jahrhunderts, der nicht leben und nicht sterben konnte. Die Kultur aber sucht weder blos Masse noch sucht sie blos Kraft, sie will den Organismus, sie baut, und was wir brauchen, sind nicht Hirten und Räuber, sondern Architekten.

Das Zeitalter der Ethik steigt aus dem Zeitalter der Naturwissenschaft in Form einer Antithese herauf, der Antithese zwischen der Moral der Starken und der Moral der Schwachen — das zeigt, wie diese feindlichen Moraltypen nur zu sehr noch im Gewande des Naturalismus stecken. Die Natur im Gegensatz zur Kultur ist barbarisch und die

Digitized by Google

„Herren“ Nietzsches tragen Wolfsfelle und die Bauern Tolstois Schafpelze. Durch Überwindung der im Zeitgeist liegenden Antithese eine Kulturmoral zu schaffen, ist die Aufgabe des Zeitalters der Ethik. Das geschieht aber nicht dadurch, dass man die neuen ethischen Extreme spottend bei Seite schiebt oder verächtlich ignoriert, um auf dem Standpunkt der Indifferenz zu verharren; denn es ist das Schicksal jeder Entwicklung, dass sie von der dumpfen Indifferenz nur durch die antithetische Differenz zu einem neuen synthetischen Gebilde gelangt. Wenn aber die Kultur und die Wahrheit in der Synthese liegt, so heisst das nicht, dass sie in der Mitte liegt. Die sog. Wahrheit der Mitte ist nur die Wahrheit der Halbheit, aus der Schwäche geboren. Die Wahrheit der Synthese aber ist die Wahrheit des Produktes, der Fruchtbarkeit aus der vereinigten Kraft. Wir wollen den ganzen starken und freien, den adligen Lebenswillen Nietzsches, aber wir wollen ihn ohne Absichtlichkeit und Selbstgenuss. Wir wollen den Spiegel zerbrechen, in dem er stets den Faltenwurf und die Geberde seiner Grösse beschaut, und den Strahl seines grossen Auges leiten auf seine Brüder. Die kleine Zeit, in niedrigem Massentum gewachsen, lechzte nach der Grösse, nun da sie ins Leben trat, in Nietzsche zum Selbstbewusstsein kam, soll sie an die Arbeit gehn: der Adelswille darf sich nicht selbst gehören, er soll sozial werden. Denn wir wollen von der Moral der Liebe so wenig aufgeben, als von der Moral der hohen Kraft. Und wenn das unmöglich ist — das Vereinte ist nicht unmöglicher als das Einzelne, als die Verwirklichung der reinen Liebe und als die absolute Herrschaft der Kraft. Und wenn es unmöglich ist, — so ist es nur das, was jedes Ideal ist. Ist denn ein Ziel blos dazu da, dass es erreicht werde? Man müsste den meisten und wertvollsten Leistungen der Geschichte den Abschied geben, wenn man nur den Kraftaufwand zählen wollte für wirklich erreichte Ziele und nicht auch den für Unerreichtes und Unerreichbares. Aber ist es denn wirklich auf Erden gar so unmöglich, dass Grösse sich mit Liebe paare?

Wir müssen mit aller Geistesenergie herausstreben aus der ethischen Antithese, aus dem Doppelwahnsinn der Zeit. Denn jeder der beiden Moraltypen, der sozial-negative wie der anarchisch-heroische ist für sich, absolut genommen, Wahnsinn; verständlich werden sie erst, wenn man sie aus einander begreift. Es ist ein altes Geschichtsgesetz: die Gegensätze leben von einander. Karneades sagte von seinem Gegner: wenn Chrysipp nicht wäre, wäre ich nicht. Der eine Fanatismus hetzt den anderen empor und jeder peitscht in seiner Theorie die feindlichen Accente heraus. Was so entsteht, ist gar keine auf sich gestellte Theorie, sondern blosse Kampftheorie, blosse Relationswahrheit, erschaut durch die polemische Brille. Wer sich unter Sklaven fühlt, hat Recht, den Herrenstolz zu preisen, und wer nur Herrschsucht sieht, darf Demut predigen. In Wahrheit aber wollen wir weder stolze Herren noch demütige Sklaven, sondern Männer und Grösseres noch: Menschen. Wenn einer Zeit das bisherige Lebenszentrum versinkt, dann steigen gleichzeitig zwei Wellenpole empor, die gelösten Triebe der Zeit laufen in zwei Typen zusammen, die sofort mit einander als Parteien in Kontakt treten; ihre Züge beleben sich in klarem und scharfem Kontrast, sie streiten und der eine sagt mit Übertreibung, was der andere unterdrückt. Wollte man nun den einen mit seinen Gesten aus dem Disput herausschneiden, so hält man eine Karrikatur

Digitized by Google

in der Hand; aber dann thut man ihm bitter Unrecht, denn er ist eben kein ganzer Lebenstypus, der für sich gelten soll, sondern ein bedingter, ein Komplementärtypus.

Und so streiten sie nun als Parteien, bis sie erlahmen, in Skepsis oder Resignation versinken, oder bis die grosse Zeit anbricht und das klassische Genie erscheint, das sich den Parteien entringt, den Gegensatz in sich selbst aufnimmt, in sich selbst zur Überwindung bringt und darum ein absoluter, kein blosser Komplementärtypus mehr ist. So zeigen die klassischen Geister sich als die Knotenpunkte, in denen die vor ihnen und nach ihnen auseinanderlaufenden Parteifäden sich verschlingen. So zeigt sich's an dem alten Paradigma des Geisteslebens, der Geschichte der Philosophie: die grossen vorflutenden und nachflutenden Parteigegensätze wie Eleatismus und Heraklitismus, Stoicismus und Epikureismus, Realismus und Nominalismus, Rationalismus und Empirismus etc. werden überragt von Zentralgeistern wie Plato, Thomas von Aquino, Kant, die jenen gegenüber mehr oder minder bewusst als Synthetiker auftreten. Aber es handelt sich noch um Grösseres als um einzelne Philosophen, es handelt sich um ganze Zeitalter und ihre Lebensbestimmung. Wir leben heute im Zeitalter der drängenden ethischen Antithese und wir leben seit einem halben Jahrhundert, seitdem der idealistische Zeitgeist der Herrschaft der Naturwissenschaft gewichen ist, in völliger innerer Zerrissenheit. Was haben wir denn seit fünfzig Jahren seelisch erlebt? Wir haben mit Schopenhauer und Hartmann die Welt schlecht befunden und von Feuerbach bis Dühring die Menschen gescholten und schliesslich mit Nietzsche verachtet. Wir haben mit Heine gespottet, mit Wagner dramatisch gehasst, mit Zola und Ibsen und Tolstoi das Menschenleben angeschwärzt als die Nachtseite der Natur und schliesslich uns der Entartung und unsere Kultur des Verfalls bezichtet. Also Hass und Klage und Spott und Verachtung, höchstens durch Leidenschaft gehoben, das ist das seelische Facit eines halben Jahrhunderts! Und dazu lebt man?

Es ist die Stimmung der Antithese: es verspottet und beklagt, verachtet und hasst der Gegensatz den Gegensatz. Und es mag ja ein Grosses liegen im Trotz der Verneinung, in der Energie des Hasses: das Grösste ist es nicht, denn das Grösste kann nur das Ganze sein und die grösste That die Zusammenfassung. Der antithetische Geist ist um das Stück der Welt ärmer, das er befehdet; er ist um so viel kleiner, als er Verneinung enthält. Es mag ein Privileg des feinen Geistes sein, sich stolz in die Toga zu hüllen und zu verachten; der Adlige mag es thun, der König kann es nicht, denn sein Beruf ist Zusammenfassung aller Herzen, die ihm unterstehen. Es mag auf der Bank der Spötter ja so unterhaltend sein, — aber vielleicht ist diese Welt gar nicht zu unserer Unterhaltung da? Der Barbarismus, der naturalistische namentlich und der romantische, mag ja unsäglichen Reiz haben für den blasierten und lüsternen Nerv. Vielleicht aber geschieht es, nachdem wir alle Barbarismen rings um das Ethische ausgekostet, nachdem wir in allen Verrenkungen des grinsenden Fanatismus das klassische Centrum umtanzt haben, dem harmonischen Ideal ausgewichen sind, vielleicht geschieht es im Umlauf der Zeiten, weil eben alles schal geworden, was nicht ethisch und nicht klassisch ist, dass der Sinn einer neuen Zeit wieder

Digitized by Google

einmal darauf verfällt, das Klassische interessant und das Gute nicht langweilig zu finden. Vielleicht — wer aber glaubt, dass die Entwicklung der Menschheit mehr ist als eine blosse Geschmackswandlung, der Zeitgeist mehr als ein Produkt launischer Triebe, wer glaubt, dass Wollen und Sollen des Menschen Macht hat über die Zeit, der kennt kein Vielleicht, der weiss nur, dass es heute — ob der Mode zu Trotz oder zu Willen — notwendig ist den alten antithetischen Zeitgeist in's Grab zu legen und eine neue Lebensstimmung heraufzuführen, die Stimmung der Synthese, die neu-ethische, neu-klassische Stimmung, die Kraft und Liebe paart zur Fruchtbarkeit.

# DER UNSCHULDIGE.

VON

GABRIELE D'ANNUNZIO.

(4. Fortsetzung.)

## XIII.

Es war zehn Uhr, als ich heraustrat. Das volle Licht des Aprilmorgens, das La Badiola durch die weitgeöffneten Fenster und Balkone überflutete, beängstigte mich. Wie sollte ich die Maske bei diesem Lichte tragen?

Ich suchte meine Mutter auf, ehe ich in Julianes Zimmer ging

— Du bist spät aufgestanden, — sagte sie, als sie mich sah. — Wie geht es Dir?

— Gut.

— Du bist blass.

— Ich glaube, ich habe heut Nacht etwas Fieber gehabt, aber jetzt geht es mir gut.

— Hast Du Juliane gesehen?

— Noch nicht.

— Sie hat aufstehen wollen, das gesegnete Töchterchen! Sie sagt, dass sie nichts mehr fühlt; aber sie sieht aus . . . .

— Ich gehe zu ihr.

— Und Du darfst es nicht aufschieben, an den Arzt zu schreiben. Gieb nicht Acht auf Juliane. Schreibe heute noch.

— Hast Du ihr gesagt . . . . dass ich weiss?

— Ja, ich habe ihr gesagt, dass Du weisst.

— Ich gehe, Mama.

Ich liess sie vor ihren grossen Schränken aus Nussbaumholz, die nach Veilchen dufteten, und in die zwei Mägde die schöne weisse Wäsche, den Reichtum von Casa Hermil, einräumten. Maria nahm im Musikzimmer ihre Stunde bei Miss Edith, und die Tonleitern folgten sich schnell und gleichmässig. Peter, der treuste der Diener, kam vorbei, grauhaarig, ein wenig gebeugt; er trug ein Brett mit Gläsern, die klirrten, denn die Arme zitterten ihm vor Alter. Ganz La Badiola, von Luft und Licht überströmt,



Digitized by Google

hatte den Anschein ruhiger Heiterkeit. Es war allüberall ich weiss nicht welch ein Gefühl von Güte verbreitet: etwas wie das leise, immerwährende Lächeln der Laren.

Niemals hatte dieses Gefühl und dieses Lächeln mir so die Seele durchdrungen. Soviel Friede, so viel Güte umgaben das hässliche Geheimniss, das ich und Juliane in uns wahren sollten, ohne daran zu sterben.

— Und jetzt? — dachte ich, auf dem Gipfel der Angst, und lief auf dem Vorplatz herum wie ein verirrter Fremdling, und konnte meinen Schritt nicht an den gefürchteten Ort lenken, gleichsam als ob mein Körper sich geweigert hätte, dem Impuls des Willens zu folgen. — Und jetzt? Sie weiss, dass ich die Wahrheit kenne. Zwischen uns beiden ist jede Verstellung von jetzt an überflüssig. Und es ist notwendig, dass wir uns ins Gesicht sehen, dass wir von der fürchterlichen Sache sprechen. Aber es ist nicht möglich, dass dieser Zweikampf heut morgen stattfindet. Die Folgen sind nicht vorauszusehen. Und es ist notwendig, jetzt mehr als je, es ist notwendig, dass keine unsrer Handlungen meiner Mutter, meinem Bruder, irgend jemandem aus dem Hause sonderbar oder unerklärlich vorkommt. Meine Verwirrung von gestern Abend, meine Unruhe, meine Traurigkeit lassen sich durch die Vorstellung der Gefahr, der Juliane entgegengeht, wenn sie guter Hoffnung ist, erklären; aber in den Augen der andern müsste mich logischerweise diese Vorstellung ihr gegenüber zärtlicher, aufmerksamer und sorgsamer als je machen. Meine Klugheit muss heut ausserordentlich sein. Ich muss heut um jeden Preis eine Scene zwischen mir und Juliane vermeiden. Ich muss für heut jede Gelegenheit, mit ihr allein zu bleiben, fliehen. Aber ich muss auch sogleich einen Weg finden, um ihr das Gefühl verständlich zu machen, das meine Haltung ihr gegenüber bestimmt, die Absicht, die mein Benehmen leitet. Und wenn sie in dem Vorsatz beharrte, sich zu töten? Wenn sie die Ausführung nur um einige Stunden verschoben hätte? Wenn sie schon auf eine günstige Gelegenheit wartete? — Diese Furcht machte dem Zögern ein Ende und trieb mich zum Handeln. Ich glich jenen orientalischen Soldaten, die durch Peitschenhiebe in die Schlacht getrieben wurden.

Ich wendete mich zum Musikzimmer. Als Maria mich sah, unterbrach sie ihre Übungen und lief leicht und fröhlich auf mich zu, wie auf einen Befreier. Sie hatte die Gracie, die Beweglichkeit, die Leichtigkeit eines beflügelten Wesens. Ich nahm sie in meine Arme, um sie zu küssen.

— Nimmst Du mich mit Dir? — fragte sie mich. — Ich bin müde. Miss Edith hält mich schon eine ganze Stunde hier .... Ich kann nicht mehr. Nimm mich mit Dir, hinaus! Let us take a walk before breakfast.

— Wohin?

— Where you please, it is the same to me.

— Aber wir wollen erst zur Mama gehen ....

— Ach, gestern seid ihr nach Villalilla gegangen, und wir mussten in La Badiola bleiben. Du warst es wirklich, wirklich Du, der uns nicht mitnehmen wollte; denn die Mama wollte. Böser! We should like to go there. Tell me how you amused yourselves ....

Sie sang wie ein Vogel, in dieser Sprache, die nicht die ihre war, zum Entzücken. Dises ununterbrochene Gezwitscher begleitete meine Seelenangst, während wir nach Julianes Zimmern gingen. Als ich zauderte, klopfte Maria an die Thür und rief:

— Mama!

Juliane öffnete selbst, meine Anwesenheit nicht argwöhnend. Sie sah mich. Sie zuckte heftig zusammen, als ob sie eine Erscheinung, ein Gespenst, irgend etwas fürchterliches gesehen hätte.

— Du bist es? — stammelte sie, so leise, dass ich sie kaum hörte, während ihre Lippen sich beim Sprechen entfärbten; und sie war auf einmal, nach dem Zusammenzucken, starrer als eine Säule geworden.

Und wir sahen uns an, hier auf der Schwelle; wir blickten uns starr an; wir bohrten für einen Augenblick unsre Seelen selbst in einander. Alles

Digitized by Google

verschwand um uns herum; in einem Moment wurde zwischen uns beiden alles gesagt, wurde alles verstanden, wurde alles beschlossen.

Was geschah nachher? Ich weiss es nicht recht, ich erinnere mich nicht recht. Ich erinnere mich, dass ich eine Zeit lang von dem, was vorfiel, ein so zu sagen aussetzendes Bewusstsein hatte, sowie in einer Folge von vorübergehenden Verfinsterungen. Es war, glaube ich, eine teilweise ähnliche Erscheinung, wie bei der freiwilligen Schwächung des Bewusstseins bei gewissen Kranken. Ich verlor die Gabe der Beobachtung: ich sah nicht, ich hörte nicht, ich erfasste nicht mehr den Sinn der Worte, ich verstand nicht mehr. Dann erlangte ich nach und nach diese Gabe zurück, ich prüfte die Dinge und die Personen um mich herum, ich wurde wieder aufmerksam und bewusst.

Juliane hatte sich gesetzt; sie hatte Natalie auf ihren Knieen. Auch ich setzte mich. Und Maria ging von ihr zu mir und von mir zu ihr, mit unausgesetzter Lebhaftigkeit, sprach ohne Pause, neckte die Schwester und richtete an uns eine Reihe von Fragen, auf die wir kaum mit irgend einem Neigen des Kopfes antworteten. Dieses lebhafte Geplauder füllte unser Schweigen aus. In einem der Bruchstücke, die ich hörte, sagte Maria zu ihrer Schwester:

— Ach, Du hast heut Nacht bei Mama geschlafen, nicht wahr?

Und Natalie:

— Ja, weil ich klein bin.

— O weisst Du, aber in der nächsten Nacht ist die Reihe an mir. Nicht wahr, Mama? Du nimmst mich in Dein Bett, in der nächsten Nacht . . . .

Juliane schwieg, sie lächelte nicht, in Gedanken vertieft. Da Natalie auf ihren Knieen sass und ihr den Rücken zuwendete, hielt sie ihre Taille mit den Armen umfasst; und ihre Hände lagen zusammengefaltet im Schosse des Töchterchens, weisser als das weisse Kleidchen, auf dem sie ruhten, und hager, und schmerzlich, so schmerzlich, dass sie allein eine ganze Welt von Traurigkeit offenbarten. Natalies Kopf reichte ihr bis an das Kinn, und sie, die sich daran lehnte, schien ihren Mund in diese Locken zu drücken. So dass, wenn ich ihr einen Blick zuwarf, ich den unteren Teil ihres Gesichtes nicht sah, ich den Ausdruck ihres Mundes nicht sah. Und ich begegnete auch ihren Augen nie. Aber jedesmal sah ich die gesenkten, ein wenig geröteten Augenlider, die mich jedesmal im Innersten verwirrten, als ob sie die Starrheit der Pupille, die sie bedeckten, durchscheinen liessen.

Wartete sie, dass ich ein Wort sagte? Drängten sich inzwischen auf ihre mir verborgenen Lippen unaussprechliche Worte?

Als es mir endlich mit einer Anstrengnug gelang, mich aus diesem Zustande der Unbeweglichkeit zu reissen, in dem ungewöhnliche Klarheit und ungewöhnliche Dunkelheit sich abgelöst hatten, sagte ich (und ich hatte, glaube ich, den Ton, den ich gehabt hätte, wenn ich eine schon begonnene Unterhaltung fortgeführt und dem Gesagten neue Worte zugefügt hätte), ich sagte leise:

— Mama wünscht, dass ich den Doktor Vebesti benachrichtige. Ich habe ihr versprochen, zu schreiben. Ich werde schreiben.

Sie hob nicht die Augenlider; sie blieb stumm. Maria, in ihrer völligen Unwissenheit, sah sie erstaunt an; dann sah sie mich an.

Ich stand auf, um hinaus zu gehen.

— Heut Nachmittag gehe ich mit Friedrich in den Wald von Assóro. Werden wir uns heut Abend, bei der Heimkehr, sehen?

Da sie nicht Miene machte, zu antworten, wiederholte ich mit einer Stimme, die alle die nicht ausgesprochenen Dinge enthielt:

— Werden wir uns heut Abend, bei der Heimkehr, sehen? Ihre Lippen hauchten in Natalies Locken:

— Ja.

## XIV.

In der Heftigkeit meiner verschiedenen und sich widersprechenden Erregungen, im ersten Aufruhr des Schmerzes, unter dem Stachel der drohen-



Digitized by Google

den Gefahren, war ich noch nicht dazu gekommen, an den Andern zu denken. Aber von Anfang an hatte ich nicht den Schatten eines Zweifels an der Richtigkeit meines alten Argwohns gehegt. Plötzlich hatte in meiner Vorstellung der Andere das Bild Filippo Arborio's angenommen; und, in der ersten Wut der physischen Eifersucht, die mich drinnen im Alkoven überfallen hatte, hatte sich das verabscheute Bild mit dem Julianes in einer Reihe hässlicher Visionen gepaart.

Jetzt, während Friedrich und ich langsam zum Wald hin ritten, an dem gewundenen Flusse entlang, den ich an dem trüben Nachmittag des heiligen Sonnabend betrachtet hatte, kam der Andere mit uns. Zwischen mich und meinen Bruder schob sich die Gestalt Filippo Arborio's, durch meinen Hass belebt, durch meinen Hass so vollständig lebendig, dass ich, indem ich sie betrachtete, in meiner realen Empfindung eine Blutwallung spürte, etwas, das dem wilden Brausen ähnlich war, von dem ich zuweilen ergriffen worden war, wenn ich mich auf dem Fechtboden beim Zeichen zum Angriff einem halb entblössten Gegner gegenüber befunden hatte.

Die Nähe meines Bruders erhöhte meine Qual ausserordentlich. Neben Friedrich schrumpfte die so feine, so nervöse, so weibische Gestalt jenes Mannes zusammen, wurde erbärmlich, schien mir verächtlich und gemein. Unter dem Einfluss des neuen Ideals von Kraft und männlicher Einfachheit, das mir das brüderliche Beispiel eingeflösst hatte, hasste ich nicht nur, sondern verachtete ich jenes zweideutige und komplicirte Wesen, das dennoch zu meinem eigenen Stamme gehörte und mit mir so manche Eigentümlickeit der Gehirn-Verfassung gemein hatte, wie aus seinen Kunstwerken zu ersehen war. Ich stellte ihn mir, in Anlehnung an eines seiner poetischen Geschöpfe, als von den traurigsten Krankheiten des Geistes ergriffen vor: zweideutig, doppelzüngig, schmerzhaft neugierig, hysterisch von der Gewohnheit der Analyse und der überlegten Ironie, fortwährend beschäftigt, die wärmsten und spontansten Gemütsbewegungen in klare und eisige Begriffe umzusetzen, gewöhnt, jedwedes menschliche Wesen als ein Objekt für reine physiologische Spekulation zu betrachten, unfähig der Liebe, unfähig einer grossmütigen Handlung, einer Entsagung, eines Opfers, verhärtet in der Lüge, abgestumpft durch den Ekel, zuchtlos, cynisch, gemein.

Von einem solchen Manne war Juliane verführt, war sie besessen worden; sicherlich, nicht geliebt. Wurde nicht die Art und Weise auch offenbar in seiner Widmung, die auf das Titelblatt von „Geheimniss" geschrieben war, jener pathetischen Widmung, die das einzige mir bekannte Dokument war, das auf die verflossene Beziehung zwischen dem Dichter und meinem Weibe Bezug hatte? Sicherlich, sie war in den Händen dieses Mannes ein Gegenstand der Wollust gewesen, weiter nichts. Den Elfenbein-Turm einzunehmen, eine Frau, die öffentlich gerühmt wird, unbesieglich zu sein, zu entehren, eine neue Methode der Verführungskunst bei einem so seltenen Objekt zu versuchen: wahrlich, ein kühnes, aber anziehendes Unternehmen, ganz eines raffinirten Künstlers, des spitzfindigen Psychologen würdig, der „die Allerkatholischste" und „Angelica Doni" geschrieben hatte.

Je mehr ich nachdachte, je mehr erschienen mir die Dinge in ihrer nackten Brutalität. Sicher war Filippo Arborio Julianen in einer jener Perioden begegnet, wo die sogenannte „geistige" Frau, die eine lange Enthaltsamkeit ertragen hat, von poetischen Wallungen, von unbestimmten Wünschen, von unruhigem Schmachten bewegt wird; und die nichts anderes sind, als die Masken, hinter denen sich die niederen Triebe eines sinnlichen Hungers verstecken. Der erfahrene Filippo Arborio, der die besondere physische Bedingung der Frau, die er besitzen wollte, erraten hatte, hatte sich der passendsten und zuverlässigsten Methode bedient, die folgende ist: man spricht vom Idealen, von erhabenen Regionen, von mystischen Verbindungen, und beschäftigt in derselben Zeit die Hände zur Entdeckung anderer Mysterien; kurz, man verbindet ein Fragment reiner Beredsamkeit mit einer vorsichtigen Besitzergreifung. — Und Juliane, der Turris eburnea, die grosse Schweigsame,

Digitized by Google

das Geschöpf aus weichem Gold und Stahl, die Einzige, hatte sich zu dem alten Spiel hergegeben, hatte sich durch den alten Betrug fangen lassen, hatte dem alten Gesetz von der weiblichen Schwachheit gehorcht. Und das sentimentale Duett hatte mit einer Verbindung geendet, die unglücklicherweise nicht unfurchtbar geblieben. . . .

Ein fürchterlicher Hohn zerrte an meiner Seele. Es schien mir, als spürte ich, nicht auf meinem Lippen, sondern in meinem innersten, den Krampf, den jenes Kraut hervorbringt, das tötet, indem es den Sterbenden zum Lachen zwingt.

Ich spornte mein Pferd; und ich setzte es, auf dem Damm des Flusses entlang, in Galopp.

Der Damm war gefährlich, an den Einbuchtungen sehr eng, an manchen Stellen von Erdrutschen bedroht, an andern durch die Zweige irgend eines grossen, verwachsenen Baumes versperrt, an andern dicht am Boden von riesigen Wurzeln quer durchschnitten. Ich hatte ein vollkommenes Bewusstsein der Gefahr, der ich mich aussetzte; aber anstatt anzuhalten, trieb ich das Pferd immer mehr an, nicht in der Absicht den Tod zu suchen, sondern in dem Wunsch, in dieser Gefahr eine Ruhepause für die unerträgliche Pein zu finden. Ich kannte schon die Wirksamkeit einer solchen Tollheit. Vor zehn Jahren, als ich noch sehr jung und der Gesandtschaft in Konstantinopel zugeteilt war, war ich, nur gewissen Anfällen von Traurigkeit, die durch frische Liebeserinnerungen hervorgerufen waren, zu entgehen, in Mondnächten zu Pferde in einen jener muselmänischen Kirchhöfe eingetreten und hatte zwischen den dichten Gräbern, auf den glatten Steinen des steilens Abhangs, tausendmal Gefahr gelaufen, mich durch einen Sturz zu töten. Wenn der Tod mir im Nacken sass, verscheuchte er jede andere Sorge.

— Tullio! Tullio! Halt an! — schrie von weitem Friedrich; — halt an!

Ich hörte nicht auf ihn. Mehr als einmal vermied ich, wie durch ein Wunder, mir die Stirn an einem quer vorspringenden Ast zu zerschlagen. Mehr als einmal verhinderte ich, wie durch ein Wunder, das Pferd, gegen einen Baumstamm zu rennen. Mehr als einmal sah ich, an den engen Stellen, den Sturz in den Fluss, der unter mir glänzte, sicher vor mir. Als ich aber hinter mir einen andern Galopp hörte und gewahr wurde, dass Friedrich in gestrecktem Lauf mir folgte, da hielt ich, in der Angst um ihn, mit heftigem Ruck das arme Tier zurück, das sich bäumte, einen Augenblick aufgebäumt blieb, wie um sich ins Wasser zu stürzen und dann wieder zurückfiel. Ich war unverletzt.

— Aber bist Du toll? — schrie mir Friedrich zu, als er mich einholte, leichenblass.

— Habe ich Dir Angst gemacht? Verzeih. Ich dachte nicht, dass es hier gefährlich wäre. Ich wollte das Pferd erproben . . . . dann konnte ich es nicht mehr halten . . . . Es ist ein bischen hart im Maul . . . .

— Orlando hart im Maul!

— Scheint es Dir nicht?

Er sah mich starr an, mit unruhigem Ausdruck. Ich versuchte zu lächeln. Seine ungewohnte Blässe bekümmerte und rührte mich.

— Ich begreife nicht, dass Du Dir nicht den Kopf an einem dieser Bäume gespalten hast; ich begreife nicht, dass Du nicht hinabgestürzt bist . . . .

— Und Du?

Um mir zu folgen, hatte er dieselbe Gefahr, vielleicht eine noch grössere, gelaufen, denn sein Pferd war schwerer, und er hatte es in rasenden Lauf versetzen müssen, um mich rechtzeitig einzuholen. Wir betrachteten beide den zurückgelegten Weg.

— Es ist ein Wunder, sagte er. — Denn aus dem Assóro sich retten ist beinah unmöglich. Siehst Du es nicht?

Wir betrachteten beide den totbringenden Fluss unter uns. Tief, schimmernd und schnell, voller Wirbel und Strudel, floss der Assóro zwischen

Digitized by Google

den kreidigen Dämmen in schaurigem Schweigen, das ihn noch unheilvoller erschienen liess. Der nachmittägige Himmel hatte sich mit Dünsten überzogen und fiel mit zerstreuten Reflexen in einem matten Weiss über einer Strecke von rötlichem Gebüsch, das der Frühling noch nicht besiegt hatte. Die toten Blätter mischten sich hier mit den neuen lebendigen, die dürren Stecken mit den Schösslingen, die Pflanzenleichen mit den Neugeborenen, in allegorischer enger Verstrickung. Über dem Ungestüm des Flusses, über den Kontrasten des Gehölzes, schimmerte der Himmel in mattem, aufgelöstem Weiss.

„Ein unvorhergesehener Sturz; und ich hätte nicht mehr gedacht, hätte nicht mehr gelitten, hätte nicht mehr die Last meines elenden Fleisches getragen. Aber ich hätte vielleicht meinen Bruder mit mir in den Abgrund gezogen: ein edles Lebensgebilde, einen Mann. Ich bin durch ein Wunder gerettet, wie er durch ein Wunder gerettet ist. Meine Tollheit hat ihn der äussersten Gefahr ausgesetzt. Eine Welt von schönen und guten Dingen wäre mit ihm verschwunden. Welcher Schicksalsschluss will, dass ich allen denen, die mich lieben, so verderblich bin?"

Ich betrachtete Friedrich. Er war nachdenklich und ernst geworden. Ich wagte nicht, ihn zu fragen; aber ich empfand lebhaften Kummer, ihn betrübt zu haben. — Was dachte er? Welcher Gedanke nährte seine Unruhe? Hatte er vielleicht erraten, dass ich ein unaussprechliches Leid verbarg, und dass nur der Stachel einer fixen Idee mich zu dem tötlichen Ritte angetrieben hatte?

Wir ritten im Schritt, einer hinter dem andern, den Damm entlang. Dann wendeten wir auf einen Pfad, der sich in das Dickicht hineinzog; und da der Weg breit genug war, ritten wir wieder nebeneinander, während die Pferde, als ob sie insgeheim miteinander reden wollten, schnaubend ihre Köpfe näherten und den Schaum ihres Zaumzeuges vermischten.

Während ich von Zeit zu Zeit einen Blick auf Friedrich warf und ihn immer noch ernst sah, dachte ich: Sicherlich, wenn ich ihm die Wahrheit enthüllte, er würde mir nicht glauben. Er würde an Julianes Fall, an der Schwester Entehrung nicht glauben können. Zwischen seiner Zuneigung und der Zuneigung meiner Mutter für Juliane könnte ich wahrhaftig nicht entscheiden, welche die tiefere ist: Hat er nicht immer auf seinen Tisch das Bildnis unsrer armen Konstanze und Julianes Bild gehabt, in einem Doppelaltar vereinigt zu gleicher Anbetung? Und wie wurde heute Morgen seine Stimme sanft, als er sie nur nannte! — Plötzlich, durch den Gegensatz, erschien mir der Schmutz um so abscheulicher. Der Körper, den ich im Auskleidezimmer des Fechtbodens gesehen hatte, war es, der in meinen Visionen eine Rolle spielte. Und mein Hass wirkte auf dieses Bild, wie Salpetersäure auf die Gravierungen einer Kupferplatte. Die Zeichnung wurde immer schärfer.

Während in meinem Blute die Erregung des schnellen Rittes noch tobte, fühlte ich, dass vermöge jenes Überschwanges von körperlichem Mut, vermöge jenes Instinktes erblicher Kampflust, die mich jedesmal bei der rauhen Berührung mit andern Männern überkam, dass ich nicht darauf verzichten könnte, Filippo Arborio die Stirn zu bieten. — Ich werde nach Rom gehen, ich werde ihn aufsuchen, ich werde ihn in irgend einer Weise provocieren, ich werde ihn zwingen, sich zu schlagen, ich werde mein möglichstes thun, um ihn zu töten oder ihn untauglich zu machen. — Ich stellte ihn mir feig vor. Eine etwas lächerliche Bewegung kam mir ins Gedächtniss, die ihm auf dem Fechtboden entschlüpft war, als er vom Lehrer einen Stoss mitten auf die Brust bekam. Seine Neugierde kam mir ins Gedächtniss, mit der er Auskunft über mein Duell verlangt hatte: jene kindische Neugierde, bei welcher der, der nie in solcher Gefahr gestanden hat, die Augen weit aufreisst. Ich erinnerte mich, dass er während meines Ausfalls den Blick immer starr auf mich geheftet hatte. Das Bewusstsein meiner Überlegenheit, die Sicherheit, ihn meistern zu können, erleichterten mich. Ein roter Bach rieselte in meiner Vision über sein abstossendes blasses Fleisch. Einzelne Fragmente von wirklichen Empfindungen, die ich zu andern Zeiten andern Männern gegenüber

Digitized by Google

gefühlt, trugen dazu bei, dieses Phantasiegebilde, bei dem ich verweilte, genauer zu bestimmen. Und ich sah ihn blutig und bewegungslos auf einem Strohsack, in einem entlegenen kleinen Dorf, während die beiden Ärzte sich mit besorgten Mienen über ihn beugten.

Wie oft hatte ich, Ideologe, Analytiker und Sophist eines Zeitalters des Verfalls, mir darin gefallen, der Abkömmling jenes Rainondo Hermil von Penedo zu sein, der unter den Augen Karls V Wunder von Tapferkeit und Mut vollbrachte! Die übermässige Entwicklung meines Verstandes und meine Vielseitigkeit hatten den Grundstoff meines Wesens nicht verändern können, den verborgenen Untergrund, in den alle erblichen Kennzeichen meines Stammes eingeschrieben waren. Bei meinem Bruder, einer ausgeglichenen Natur, passte sich der Gedanke immer der That an; bei mir herrschte der Gedanke vor, ohne doch meine Fähigkeit zur Handlung, die sogar nicht selten mit ungewöhnlicher Heftigkeit zum Ausbruch kam, zu zerstören. Ich war im Ganzen ein bewusst heftiger und leidenschaftlicher Mensch, bei dem das Überwiegen gewisser Gehirn-Centren das Gleichmass unmöglich machte, das zu einem normalen Geistesleben nötig ist. Ich beobachtete mich selbst auf das klarste, ich hatte alle die heftigen Triebe einer ungezügelten, primitiven Natur. Mehr als einmal war ich von plötzlichen verbrecherischen Einflüsterungen heimgesucht worden. Mehr als einmal hatte mich das unvermittelte Aufsteigen eines grausamen Instinktes überrascht.

Hier ist die Kohlenbrennerei, sagte mein Bruder und versetzte sein Pferd in Trab.

Man hörte Axtschläge im Walde und man sah Rauchsäulen zwischen den Bäumen aufsteigen. Die Kolonie der Kohlenbrenner grüsste uns. Friedrich fragte die Arbeiter ringsum nach dem Fortgang der Arbeit, gab ihnen Ratschläge, ermahnte sie und betrachtete mit offnem Auge die Öfen. Alle standen vor ihm in ehrfurchtsvoller Haltung und hörten ihm aufmerksam zu. Rundum schien die Arbeit eifriger, leichter und freudiger, das Prasseln des Feuers wirksamer geworden zu sein. Die Männer liefen ab und zu, warfen Erde, wo der Rauch zu stark ausströmte und schlossen die offenen Explosions-Zugänge mit Erdschollen; sie liefen und riefen einander zu. Gutturale Schreie von Holzhauern mischten sich mit diesen rauhen Stimmen. Laut dröhnte im Innern der Sturz irgend eines gefällten Baumes. In einer Pause pfiffen die Amseln. Und der grosse unbewegliche Wald sah auf die Scheiterhaufen, die von seinem Leben genährt wurden.

Während mein Bruder die Prüfung der Arbeiten beendete, entfernte ich mich, indem ich meinem Pferde die Wahl der unbekannten Wege, die sich ins Dickicht verzweigten, überliess. Die Geräusche wurden hinter mir schwächer, das Echo starb. Ein ernstes Schweigen ging von den Gipfeln aus. Ich dachte: Was soll ich thun, um wieder Mut zu fassen? Wie wird mein Leben von morgen an in Zukunft sein? Werde ich mit meinem Geheimnis im Hause meiner Mutter weiterleben können? Werde ich meine Existenz mit der Friedrichs vereinigen können? Wer oder was in der Welt wird in meiner Seele je wieder einen Funken von Vertrauen erwecken können? — Der Lärm der Arbeiten erlosch hinter mir; die Einsamkeit wurde vollkommen. — Arbeiten, gutes thun, für die andern leben . . . würde ich jetzt in diesen Dingen den wahren Sinn des Lebens finden können? Und findet man wirklich den Sinn des Lebens nicht vollauf im persönlichen Glück, sondern nur in diesen Dingen? Als neulich mein Bruder sprach, glaubte ich, sein Wort zu verstehen; ich glaubte, dass die Lehre von der Wahrheit mir durch seinen Mund verkündigt würde. Die Lehre von der Wahrheit besteht, nach meinem Bruder, nicht in Gesetzen und nicht in Lehren, sondern einfach und einzig in dem Sinne, den der Mensch dem Leben giebt. Mir schien, als hätte ich verstanden. Auf einmal bin ich jetzt wieder ins Dunkel zurückgekehrt; ich bin wieder blind geworden. Ich verstehe nichts mehr. Wer oder was in der Welt wird mich je über das Gut trösten, das ich verloren habe? — Und die Zukunft erschien mir schreckenerregend, hoffnungslos. Das unbestimmte

Digitized by Google

Bild des werdenden Geschöpfes wuchs, breitete sich aus, wie jene fürchterlichen unförmlichen Dinge, die wir zuweilen im Alpdrücken sehen, und nahm den ganzen Raum ein. Es handelte sich nicht um eine Klage, eine Reue, eine unauslöschliche Erinnerung, um eine noch so bittere innerliche Empfindung, sondern um ein lebendes Wesen. Meine Zukunft war an ein lebendes Wesen von zähem und bösartigem Leben gefesselt; war an einen Fremden gefesselt, an einen Eindringling, an ein verabscheuungswürdiges Geschöpf, gegen das nicht nur meine Seele, sondern auch mein Fleisch, mein ganzes Blut, alle meine Fibern einen unvernünftigen, wilden, unversöhnlichen Hass bis zum Tode, über den Tod hinaus empfanden. Ich dachte: Wer hätte eine schlimmere Marter ausdenken können, um Seele und Leib zugleich zu peinigen? Der Unmenschlichste aller Tyrannen könnte bei allem Nachsinnen gewisse, ironische Grausamkeiten nicht ausfindig machen, die sich das Schicksal vorbehält. Es war anzunehmen, dass die Krankheit Juliane unfruchtbar gemacht hätte. Nun gut, sie giebt sich einem Manne hin, sie begeht ihren ersten Fehltritt und wird schwanger, mit der Leichtigkeit jener hitzigen Frauenzimmer, denen die Bauernburschen hinter einer Hecke, auf dem Gras, zur Zeit der Brunst Gewalt anthun. Und grade, während sie voll von ihren Übelkeiten ist, wiege ich mich in Träumen, stille meinen Durst mit Idealen, finde die Unschuld meiner Knabenjahre wieder und beschäftige mich mit nichts anderem, als Blumen zu pflücken . . . (O jene Blumen, jene Ekel erregenden Blumen, die mit so grosser Schüchternheit angeboten wurden!) Und nach einem grossen halb sentimentalen, halb sinnlichen Rausch empfange ich die holde Botschaft — von wem? — von meiner Mutter! Und, nach der Botschaft, habe ich eine grossmütige Wallung, spiele in gutem Glauben eine edle Rolle und opfere mich stillschweigend, wie ein Held von Octave Feuillet! Welch ein Held! Welch ein Held! — Der Hohn zerriss mir die Seele, krampfte jede Faser in mir zusammen. Und von neuem packte mich jetzt die tolle Idee der Flucht.

Ich sah vor mich. Nahe bei, durch die Baumstämme schimmerte, wie ein Betrug der verblendeten Augen, der Assóro. — Seltsam! — dachte ich, einen eigentümlichen Schauder empfindend. Ich hatte, vor diesem Augenblick, nicht bemerkt, dass das Pferd ohne Führung sich in einen Weg verloren hatte, der zum Flusse führte. Es schien gleichsam, als ob der Assóro mich angezogen hätte.

Einen Augenblick blieb ich im Zweifel, ob ich den Weg zum Fluss fortsetzen oder wieder umkehren sollte. Ich schüttelte den Zauberbann des Wassers und den bösen Gedanken von mir. Ich wendete das Pferd.

Eine tiefe Abspannung folgte auf den inneren Krampf. Mir schien, als ob auf einmal meine Seele ein armes, zerknittertes, verwelktes, zusammengeschrumpftes Ding geworden wäre, ein elendes Ding. Ich wurde weich; ich hatte Mitleid mit mir, ich hatte Mitleid mit Juliane, ich hatte Mitleid mit allen Kreaturen, auf die der Schmerz seine Wundmale drückt, mit allen Kreaturen, die, vom Leben gepackt, zittern, wie der Besiegte unter der Faust des unerbittlichen Siegers zittert. — Was sind wir? Was wissen wir? Was wollen wir? Niemand hat je das, was er lieben würde, erlangt; niemand wird je das, was er lieben würde, erlangen. Wir suchen die Güte, die Tugend, die Begeisterung, die Leidenschaft, die unsre ganze Seele ausfüllen soll, den Glauben, der unsre Unruhe stillen soll, die Idee, die wir mit unserm ganzen Mut verteidigen, das Werk, dem wir uns widmen, die Sache, für die wir mit Freuden sterben können. Und das Ende aller dieser Mühen ist eine leere Müdigkeit, das Gefühl der verschwendeten Kraft und verlornen Zeit . . . . — Und das Leben erschien mir in dieser Stunde wie eine ferne, verworrene, unbestimmt ungeheuerliche Vision. Wahnwitz, Blödsinn, Armut, Blindheit, alle Krankheiten, alle Widerwärtigkeiten; das fortwährende dunkle Wirken unbekannter, atavistischer, tierischer Kräfte im Innersten unsres Wesens; die höchsten, unstäten, flüchtigen Manifestationen des Geistes, immer einem physischen Zustande untergeordnet, immer an die Funktionen eines Organs ge-

Digitized by Google

fesselt; die momentanen Veränderungen, die durch eine unmerkliche Ursache, durch ein Nichts hervorgerufen werden; der unfehlbare Anteil des Egoismus, selbst an den edelsten Handlungen; die Nutzlosigkeit so vieler moralischer Kräfte, die auf ein ungewisses Ziel gerichtet werden, die Flüchtigkeit der Neigungen, die man für ewig hielt, die Gebrechlichkeit der Tugenden, die man für unerschütterlich hielt, die Schwäche des redlichsten Willens, alle Schmach, alles Elend erschienen mir in dieser Stunde. — Wie kann man leben? Wie kann man leben? —

Die Axthiebe hallten durch den Wald: ein kurzer, wilder Schrei begleitete jeden Schlag. Hier und da rauchten an den freien Plätzen grosse Haufen in Form von kegelförmigen Stämmen oder von viereckigen Pyramiden. Die Rauchsäulen stiegen in die bewegungslose Luft dicht und grade, wie Baumstämme. Für mich wurde in dieser Stunde alles zum Symbol.

Ich wendete das Pferd zu dem nächsten Kohlenmeiler, wo ich Friedrich erkannt hatte.

Er war abgestiegen und sprach mit einem Alten von hoher Gestalt, mit bartlosem Gesicht.

— Ach, endlich! rief er, als er mich sah. — Ich fürchtete schon, Du hättest Dich verirrt.

— Nein, ich bin nicht sehr weit gekommen . . . .

— Sieh hier Johann von Scórdio, einen Mann — sagte er, indem er eine Hand auf die Schulter des Alten legte.

Ich betrachtete den genannten. Ein eigentümlich mildes Lächeln erschien auf seinem welken Munde. Ich hatte niemals unter einer menschlichen Stirn so traurige Augen gesehen.

— Adieu, Johann. Mut! — fügte mein Bruder mit jener Stimme hinzu, die zuweilen, wie gewisse Spirituosen, die Macht zu haben schien, den Lebensgeist zu erhöhen. — Wir, Tullio, wollen uns wieder auf den Weg nach La Badiola machen. Es ist schon spät, und wir werden erwartet.

Er stieg wieder aufs Pferd und grüsste nochmals den Alten. Im Vorbeireiten gab er den Arbeitern bei den Öfen noch einige Warnungen betreffs der Verrichtungen der folgenden Nacht, in der das grosse Feuer in Funktion treten sollte. Wir entfernten uns, neben einander reitend.

Der Himmel entwölkte sich langsam zu unsern Häuptern. Die Dunstschleier flatterten, zerstreuten sich, fanden sich wieder, so dass das Blau des Himmels beständig zu erblassen schien, als ob sich fortwährend in den Äther Milch ergösse und auflöse. Es war ungefähr dieselbe Stunde, zu der Juliane und ich am Tage vorher, in Villalilla, den Garten betrachtet hatten, der in ideales Licht getaucht war. Das Buschwerk rings umher fing an, sich zu vergolden. Unsichtbar sangen die Vögel.

— Hast du den Alten, den Johann von Scórdio, gut angesehen? — fragte Friedrich.

— Ja, erwiderte ich. — Ich glaube, dass ich sein Lächeln und seine Augen nicht vergessen werde.

— Dieser Alte ist ein Heiliger, — fügte Friedrich hinzu. Kein Mensch hat so viel gearbeitet und so viel gelitten, wie dieser Greis. Er hat vierzehn Söhne, und sie haben sich einer nach dem andern alle von ihm losgelöst, wie reife Früchte sich vom Baume loslösen. Seine Frau, ein schlechtes Weib, ist tot. Die Söhne haben ihn ausgeplündert und verleugnet. Der ganze menschliche Undank hat sich ihm auf die Fersen geheftet. Er hat die Verderbtheit, nicht der Fremden, sondern der eigenen Kinder an sich erfahren. Verstehst Du? Sein eigenes Blut ist zu Gift geworden in anderen Wesen, die er immer geliebt und unterstützt hat, die er noch liebt, denen er nicht fluchen kann, die er sicherlich noch in seiner Todesstunde segnen wird, selbst wenn sie ihn einsam sterben lassen sollten. Ist diese Beharrlichkeit eines Menschen in der Güte nicht ausserordentlich, fast unglaublich? Nach alledem, was er erduldet, hat er das Lächeln, das Du an ihm gesehen hast, bewahren können!

Digitized by Google

Du wirst wohl thun, Tullio, dieses Lächeln nicht zu vergessen ....

## XV.

Die Stunde der Prüfung, die zugleich gefürchtete und ersehnte Stunde, war gekommen. Juliane war bereit. Sie hatte Maria's Eigensinn festen Widerstand entgegengesetzt; sie wollte allein in ihrem Zimmer bleiben, um mich zu erwarten. „Was werde ich ihr sagen? Was wird sie mir sagen? Welche Haltung werde ich ihr gegenüber annehmen?" Alle meine Absichten, alle meine Pläne verflogen wie im Winde. Mir blieb nichts, als ein unerträgliches Angstgefühl. Wer hätte den Ausgang der Unterredung voraussehen können? Ich fühlte mich nicht Herr meiner selbst, nicht Herr meiner Worte, noch meiner Handlungen. Ich fühlte nur in mir einen Wust unklarer, widerstreitender Empfindungen, die sich bei dem geringsten Anstoss empören mussten. Nie hatte ich, wie in diesem Augenblick, so klar und verzweifelt, das Bewusstsein der inneren Zwietracht, die mich peinigte, empfunden, der unversöhnlichen Elemente, die mein Wesen im innersten bewegten und die sich wechselweise vernichteten, zerstörten im endlosen Kampf, widerspenstig gegen jede Gewalt. In den Aufruhr meiner Seele mischte sich eine besondere Erregung der Sinne, hervorgerufen durch die Bilder, die mich den ganzen Tag ohne Unterlass gequält hatten. Nur zu gut kannte ich dieses Gefühl der Erregung, das im stande ist die niedrigsten, schmutzigsten Empfindungen im Menschen aufzurühren; nur zu wohl kannte ich diese lüsterne Begierde, gegen die uns nichts schützen kann, dieses furchtbare Fieber der Sinne, das mich monatelang in den Armen eines verhassten, verachteten Weibes, einer Teresa Raffo, zurückgehalten hatte. Und die Güte, das Mitleid, die Seelenstärke, deren ich so notwendig bedurfte um eine Zusammenkunft mit Juliane ertragen, um meinen erst gefassten Plan ausführen zu können, diese Gefühle wogten jetzt in mir, wie unstete Nebel auf morastigem Grunde, in dem dumpfes Gurgeln die Gefahr anzeigt.

Es fehlte wenig an Mitternacht, als ich mein Zimmer verliess um mich zu Juliane zu begeben. Jedes Geräusch war verstummt. La Badiola ruhte in tiefem Schweigen. Ich blieb lauschend stehen; mir schien es, als vernähme ich in dem Schweigen die ruhigen Atemzüge meiner Mutter, meines Bruders, meiner Kinder, dieser reinen, ahnungslosen Wesen. Wieder erschien vor mir das Gesicht der schlafenden Maria, so wie ich es in der vergangenen Nacht gesehen hatte. Auch die Gesichter der anderen sah ich vor mir, alle mit dem Ausdruck der Ruhe, des Friedens, der Güte. Eine plötzliche Rührung übermannte mich. Das Glück, das ich am Tage vorher auf einen Augenblick geschaut und das dann schwand, leuchtete noch einmal vor meinem Geist in seiner Uebergrösse auf. Wenn nichts vorgefallen, wenn ich in meiner Illusion geblieben wäre, welch eine Nacht wäre das geworden! Wie zu einem göttlichen Wesen, wäre ich zu Juliane gekommen. Und was hätte ich mir schöneres wünschen können, als dieses Schweigen, das das Bangen unserer Liebe umgab?

Ich ging durch das Zimmer, wo mir am vorigen Abend aus dem Munde meiner Mutter die unerwartete Enthüllung zuteil geworden. Ich hörte wieder das Ticken der Wanduhr, die die Stunde geschlagen hatte; und, ich weiss nicht warum, dieses gleichmässige Ticken erhöhte meine Beklemmung. Ich weiss nicht warum, aber es schien mir, als fühlte ich durch den Zwischenraum, der uns noch voneinander trennte, Juliane's Angst, die der meinen glich, und das beschleunigte Klopfen unserer Herzen. Ich ging geradeaus, ohne noch einmal stehen zu bleiben und ohne das Geräusch meiner Schritte zu dämpfen. Ich klopfte nicht an die Thür, ich öffnete sie mit festem Griff und trat ein. Juliane stand vor mir, mit einer Hand stützte sie sich an der Kante des Tisches, unbeweglich, starr wie eine Herme.

Digitized by Google

Ich sehe noch alles vor mir. Nichts entging mir damals; nichts entgeht mir. Das Bewusstsein der Wirklichkeit war vollständig geschwunden. Es blieb nur eine künstliche Welt, in der ich angstvoll atmete, mit gepresstem Herzen, unfähig eine Silbe zu sprechen, und doch ganz klar, als ob ich Zuschauer in einem Theater wäre. Auf dem Tische brannte eine Kerze, die dieser Vorstellung vom Theater einen Schein von Wirklichkeit verlieh, denn die kleine bewegliche Flamme schien in ihrer Umgebung dieses ungewisse Entsetzen hervorzurufen, wie es die Schauspieler mit ihren grossen Gesten der Verzweiflung oder der Drohung im Drama thun.

Diese eigentümliche Empfindung schwand, als ich endlich die ersten Worte sprach, da ich das Schweigen und Juliane's marmorne Unbeweglichkeit nicht länger zu ertragen vermochte.

Der Ton meiner Stimme war anders, als ich beim Oeffnen der Lippen geglaubt hatte. Unwillkürlich klang meine Stimme weich, zitternd, fast zaghaft.

— Hast Du mich erwartet?

Sie hatte die Augen niedergeschlagen. Ohne aufzublicken, antwortete sie:

— Ja.

Ich betrachtete ihren Arm: dieser unbewegliche Arm, der einer Stütze glich und der immer steifer zu werden schien bis zur Hand, die sich an der Kante des Tisches stützte. Ich fürchtete von einem Augenblick zum anderen, dass diese gebrechliche Stütze, auf der der ganze Körper ruhte, nachgeben und sie mit einem Schlag zu Boden stürzen würde.

— Du weisst, warum ich gekommen bin, — fuhr ich mit äusserster Langsamkeit fort, mir die Worte einzeln vom Herzen reissend.

Sie schwieg.

— Ist es wahr — fuhr ich fort — ist es wahr .... was ich von meiner Mutter erfahren habe?

Sie schwieg noch immer. Sie schien all ihre Kräfte zu sammeln. Seltsam: in diesem Augenblick hielt ich es nicht für ausgeschlossen, dass sie „nein" antwortete.

Sie antwortete (und ich sah mehr an der Bewegung ihrer bleichen Lippen, als ich ihre Worte hörte):

— Es ist wahr.

Ich fühlte einen Stoss in meinem Herzen, vielleicht noch stärker, als bei den Worten meiner Mutter. Ich wusste ja schon Alles; ich hatte ja schon vierundzwanzig Stunden in der Gewissheit gelebt; und dennoch warf mich diese klare und bestimmte Bestätigung zu Boden, als ob sich mir diese unabänderliche Wahrheit zum ersten Male offenbarte.

— Es ist wahr! — wiederholte ich mechanisch zu mir selbst sprechend, mit einem Gefühl, als fände ich mich lebend und bei Bewusstsein in einem Abgrund.

Nun schlug Juliane die Augen auf; sie blickte mir mit einer Art krampfhafter Heftigkeit in die Augen.

— Tullio — sagte sie — höre mich an.

Aber ihre Stimme versagte, die Worte blieben ihr in der Kehle stecken.

— Höre mich an. Ich weiss, was ich zu thun habe. Ich war zu allem entschlossen, um Dir diese Stunde zu ersparen. Aber das Schicksal wollte es, dass ich bis zu dieser Stunde leben sollte, um das Furchtbarste zu erleiden, dasjenige, vor dem ich wahnsinnige Angst empfand, (ach, Du verstehst mich) tausendmal mehr Angst als vor dem Tod: Tullio, Tullio, Dein Blick . . .

Noch einmal erstickte ihre Stimme, in dem Augenblick, da sie so herzzerreissend klang, dass ich die physische Empfindung hatte, als ob die geheimsten Fibern in mir zerrissen. Ich liess mich auf einen Stuhl sinken, der neben dem Tisch stand; ich stützte meinen Kopf in die Hände und wartete ab, dass sie fortfahren sollte.

— Ich hätte sterben müssen, vor dieser Stunde. Schon längst hätte ich sterben müssen. Es wäre sicherlich besser gewesen, ich wäre nicht hierher

Digitized by Google

gekommen. Es wäre besser gewesen, Du hättest mich bei Deiner Rückkehr von Venedig, nicht mehr gefunden. Ich wäre gestorben, und Du hättest von dieser Schande nichts gewusst; Du hättest mich beweint, vielleicht hättest Du mich ewig geliebt. Ich wäre vielleicht für immer Deine grosse, Deine einzige Liebe geblieben, wie Du gestern sagtest . . . . Weisst Du, ich hatte keine Furcht vor dem Tode; ich habe keine Furcht. Aber der Gedanke an unsere Kinder, unsere Mutter liess mich die That von einem Tag zum anderen hinausschieben. Und, Tullio, es ist ein Todeskampf gewesen, ein übermenschlicher Todeskampf, in dem ich nicht ein, sondern tausend Leben lebte. Und ich lebe noch!

Nach einer Pause fuhr sie fort:

— Wie ist es möglich, dass ich, bei meiner elenden Gesundheit so viel Widerstandskraft im Schmerze besitze? Selbst darin bin ich unglücklich. Siehst Du, ich dachte so: ich dachte, wenn ich einwilligte, mit Dir hierher zu gehen: würde ich ganz gewiss krank werden; kaum hier angekommen würde ich das Bett hüten müssen und nicht wiederaufstehen. Man würde glauben, dass ich eines natürlichen Todes gestorben sei. Tullio wird es niemals erfahren, nie wird ihm ein Verdacht kommen. Alles ist dann aus. Statt dessen lebe ich noch; und Du weisst Alles; und Alles ist verloren, unwiederbringlich verloren.

Ihre Stimme klang demütig und schwach und dennoch herzzerreissend, wie ein durchdringender, anhaltender Schrei. Und ich presste meine Schläfen, und fühlte ihr Klopfen so stark, dass ich es fast wie Schauder empfand, als ob die Arterien die Haut gesprengt und ich in meinen Handflächen die weichen, warmen Membranen haften fühlte.

— Mein einziger Gedanke war, Dir die Wahrheit zu verbergen, nicht meinetwegen, sondern für Dich, zu Deinem Besten. Du wirst es niemals wissen, wie mir das Entsetzen das Blut in den Adern erstarren machte, wie die Angst mich erstickte. Seit dem Tage, wo wir hier angekommen sind, bis gestern, hast Du gehofft, hast Du geträumt, bist Du beinahe glücklich gewesen. Aber stelle Dir mein Leben hier vor, mit meinem Geheimnis, neben Deiner Mutter, in diesen geheiligten Räumen. Gestern, in Villalilla, als wir bei Tische sassen und Du mir all die süssen Worte sagtest, die mir das Herz zerrissen, meintest Du: „Du wusstest nichts davon, Du bemerktest nichts.“ Ach, das ist nicht wahr. Alles wusste ich, alles erriet ich. Und als ich in Deinen Augen die Zärtlichkeit las, fühlte ich meinen Mut sinken. Höre mich an, Tullio. Ich spreche die Wahrheit, die reine Wahrheit. Ich stehe hier, vor Dir, wie eine Sterbende. Es wäre mir unmöglich zu lügen. Glaube das, was ich Dir sage. Ich denke nicht daran, die Schuld von mir abzuwälzen, ich bin weit davon entfernt mich zu verteidigen. Jetzt ist ja doch Alles aus. Aber ich muss Dir etwas sagen, weil es die Wahrheit ist. Du weisst, wie ich Dich geliebt habe, vom ersten Tage an, wo wir uns sahen. Jahre und Jahre bin ich Dir treu geblieben, blindlings ergeben, und nicht nur in den glücklichen Jahren, auch in den unheilvollen, als Du Deiner Liebe überdrüssig geworden warst. Du weisst es, Tullio. Du hast immer mit mir machen können, was Du wolltest. Du hast immer in mir die Freundin, die Schwester, die Gattin, die Geliebte gefunden, die bereit war, Deinem Vergnügen jedes Opfer zu bringen. Glaube nicht, Tullio, bitte, glaube nicht, dass ich Dir meine lange Ergebung ins Gedächtnis rufe, um Dich anzuklagen. Nein, nein! Auch nicht einen Tropfen Bitterkeit bewahre ich in meiner Seele gegen Dich! hörst Du? Nicht einen Tropfen. Aber lass mich Dich in dieser Stunde an meine Ergebung, an meine Zuneigung erinnern, die so viele Jahre gedauert hat, lass mich Dir von Liebe sprechen, von meiner beständigen Liebe, die niemals aufgehört hat, verstehst Du? niemals. Ich glaube, dass ich Dich nie leidenschaftlicher geliebt habe, als in den letzten Wochen. Du hast mir gestern so viel erzählt . . . Ach, könnte ich Dir mein Leben aus den letzten Tagen erzählen! Ich wusste Alles, ich erriet Alles; und ich war gezwungen Dich zu fliehen. Mehr als einmal in den Augenblicken der äussersten Schwäche und

Digitized by Google

Erschöpfung, kam ich in Versuchung Dir in die Arme zu sinken, die Augen zu schliessen und mich von Dir hinnehmen zu lassen.

Neulich Morgen, am Sonnabend Morgen, als Du mit den Blumen hier eintratest, blickte ich Dich an und Du schienst mir derselbe von früher zu sein, so lebhaft warst Du, so lächelnd, so freundlich, mit den leuchtenden Augen. Und Du zeigtest mir die Schrammen an Deinen Händen! Und es drängte mich mit Ungestüm diese Hände zu ergreifen, zu küssen . . . Was gab mir die Kraft mich zu bezwingen? Ich fühlte mich Deiner unwürdig. Und wie in einem Blitz sah ich all die Glückseligkeit vor mir, die Du mir in diesen Blumen darbotest, all die Glückseligkeit, auf die ich für immer verzichten musste. Ach, Tullio, mein Herz ist stark, da es solchem Drucke widerstehen konnte. Ich habe ein zähes Leben.

Sie sprach den letzten Satz mit dumpferer Stimme, mit unbeschreiblichem Ausdruck, ein Gemisch von Ironie und Zorn. Ich wagte nicht aufzublicken und sie anzusehen. Ich litt bei ihren Worten unsägliche Qualen, und doch zitterte ich, wenn sie eine Pause machte. Ich fürchtete, dass ihr plötzlich die Kräfte versagen und sie unfähig sein würde fortzufahren. Und ich erwartete aus ihrem Munde noch andere Geständnisse, andere Mitteilungen aus ihrem Seelenleben.

— Es war ein grosser, grosser Fehler — fuhr sie fort — nicht vor Deiner Rückkehr von Venedig in den Tod zu gehen. Aber die arme Maria, die arme Natalia, wie konnte ich sie verlassen?

Sie zögerte ein wenig:

— Dich zu verlassen, wäre mir wohl auch schwer geworden . . . Du hättest um meinetwegen Reue empfunden. Die Welt hätte Dich angeklagt. Wir hätten unsere Mutter nicht täuschen können . . . Sie würde Dich gefragt haben: „Warum hat sie sterben wollen?“ Sie hätte die Wahrheit erfahren, die wir ihr bis jetzt verborgen haben . . . Unsere arme Heilige!

Die Kehle war ihr wie zugeschnürt, ihre Stimme klang heiser und bebte, wie von verhaltenen Thränen. Auch mir schnürte sich die Kehle zusammen.

— Das war mein Gedanke. Dann dachte ich, als Du mich hierher führen wolltest, dass ich ihrer unwürdig geworden sei, unwürdig von ihr auf die Stirn geküsst, von ihr Tochter genannt zu werden. Aber Du weisst, wie schwach wir sind, wie leicht wir uns von der Macht der Umstände treiben lassen. Ich hatte keine Hoffnung mehr; ich wusste wohl, dass ich ausser dem Tode keine Zuflucht hatte; ich wusste, dass mit jedem Tage der Kreis sich enger um mich schloss. Und doch liess ich einen Tag um den anderen verstreichen, ohne mich zu entscheiden. Und ich besass ein sicheres Mittel zum sterben.

Sie schwieg. Einer unwillkürlichen Regung folgend blickte ich auf und sah sie fest an. Sie schauderte zusammen; und das Weh, das ihr mein Blick verursachte, war so offenbar, dass ich von neuem die Stirne senkte. Ich nahm meine frühere Stellung wieder ein.

Bis jetzt hatte sie gestanden. Nun setzte sie sich.

Es folgte eine Pause des Schweigens.

— Glaubst Du — fragte sie mich mit schmerzlicher Befangenheit — glaubst Du, dass die Schuld schwer ist, wenn der Geist nicht einwilligt?

Es bedurfte nur dieses Hinweises auf die Schuld, um den trüben Grund, der sich schon gesetzt hatte, wieder aufzurühren, und eine Bitterkeit trat mir auf die Lippen. Unwillkürlich schlug ich einen ironischen Ton an, als ich zu ihr sagte, indem ich zu lächeln versuchte:

— Armer Geist!

Juliane's Gesicht drückte bei diesen Worten einen so intensiven Schmerz aus, dass ich sofort die tiefste Reue empfand. Ich begriff, dass ich sie grausamer nicht hätte verletzen können und dass Ironie in diesem Augenblick gegen dieses demütige Geschöpf, die schlimmste Feigheit war.

— Verzeihe mir — sagte sie, und sie sah aus wie ein zu Tode getroffenes Weib (und mir schien als hätte sie den sanften, traurigen, fast kind-

Digitized by Google

lichen Blick, den ich zuweilen bei Verwundeten, die man in Tragebahren gelegt, wahrgenommen hatte) — verzeihe mir. Gestern sprachest Du auch von der Seele . . . Jetzt denkst Du: „Das sind die Dinge, die die Frauen vorbringen, damit man ihnen verzeiht." Aber ich suche ja keine Verzeihung. Ich weiss, dass Verzeihung unmöglich, Vergessen unmöglich ist. Ich weiss, dass es keinen Ausweg mehr giebt. Hörst Du mich? Nur für die Küsse, die ich Deiner Mutter genommen, wollte ich Deine Verzeihung . . .

Noch immer klang ihre Stimme demütig und schwach, und dennoch herzzerreissend, wie ein durchdringender, anhaltender Schrei.

— Auf meiner Stirne ruhte eine solche Last von Schmerzen, dass ich nur um dieser Schmerzen willen, Tullio, nicht für mich, die Stirn von Deiner Mutter küssen liess. Ich war ihrer Küsse nicht würdig, aber die Schmerzen waren würdig. Du kannst mir verzeihen.

Ich fühlte eine Regung der Milde, des Mitleids in mir, aber ich gab ihr nicht nach. Meine Augen wichen ihren Blicken aus und forschten unwillkürlich, ob man an ihrem Leibe schon die Spuren des furchtbaren Ereignisses wahrnehmen konnte und ich musste alle meine Kräfte aufbieten, um nicht in krampfhafte Zuckungen zu verfallen, um nicht irgend eine wahnsinnige Handlung zu begehen.

— An manchem Tage verschob ich die Ausführung meines Planes von Stunde zu Stunde; und der Gedanke an dieses Haus, an das, was nachher hier sein würde, raubte mir den Mut. Und so schwand auch die Hoffnung Dir die Wahrheit verbergen, Dich vor Unheil bewahren zu können, denn schon in den ersten Tagen erriet die Mutter meinen Zustand. Erinnerst Du Dich an jenen Tag, als mir der Duft Levkoyen am Fenster Schwindel verursachte? Damals bemerkte es die Mutter. Stelle Dir mein Entsetzen vor. Ich dachte: Töte ich mich jetzt, wird Tullio von der Mutter alles erfahren. Wer weiss, wie weit der Fluch der bösen That in seinen Folgen reichen wird! Und Tag und Nacht verzehrte sich meine Seele, um ein Mittel zu finden, Dich zu retten. Als Du mich am Sonntag fragtest: „Möchtest Du, dass wir am Dienstag nach Villalilla gehen?" willigte ich ohne Uberlegen ein, ich überliess mich dem Schicksal, vertraute der Macht des Zufalls. Ich fühlte mit Sicherheit, dass dies mein letzter Tag sei. Dieses Bewusstsein versetzte mich in eine erregte Stimmung, fast in eine Art Wahnsinn. Ach, Tullio, denke an Deine Worte von gestern und sage mir ob Du jetzt mein Martyrium begreifst . . . . Begreifst Du es?

Sie neigte sich mir entgegen, wie um mir ihre angstvolle Frage in das innerste meiner Seele zu senken; und sie rang dabei die verschlungenen Hände.

— Nie hattest Du so zu mir gesprochen; nie hattest Du diesen Ton in der Stimme. Als Du mich dort, bei der Bank fragtest: „Ist es vielleicht zu spät?" sah ich Dich an und Dein Anblick flösste mir Furcht ein. Konnte ich Dir antworten; „Ja, es ist zu spät?" Konnte ich Dein Herz mit einem Schlage brechen? Was wäre aus uns geworden? Und ich fasste den Entschluss mich einem letzten Rausche hinzugeben, ich wurde wahnsinnig; ich dachte nur noch an den Tod und meine Leidenschaft.

Ihre Stimme war seltsam rauh geworden. Ich blickte sie an und glaubte sie nicht zu erkennen, so verwandelt war sie. Ihr ganzes Gesicht war verzerrt; ihre Unterlippe zitterte stark, ihre Augen leuchteten in fieberischem Glanze.

— Verdammst Du mich — fragte sie mich mit heiserer, scharfer Stimme — Verachtest Du mich für das, was ich gestern gethan?

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Dann, nach einer Pause, fuhr sie fort, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Schmerzes, der Wollust und des Entsetzens, mit einem Ausdruck, der ihr, wer weiss aus welchen Abgrundtiefen ihrer Seele kam:

— Gestern zauderte ich das Gift zu nehmen, um nicht das, was mir von Dir im Blute geblieben war, zu zerstören.

Digitized by Google

Die Hände fielen ihr herunter. Mit entschlossener Bewegung schüttelte sie die Schwäche von sich. Ihre Stimme wurde fester.

— Das Schicksal wollte, dass ich bis zu dieser Stunde lebe. Das Schicksal wollte, dass Du von Deiner Mutter die Wahrheit erfahren solltest: von Deiner Mutter! Gestern Abend, als Du hier eintratest, wusstest Du alles, Du schwiegst und vor Deiner Mutter küsstest Du die Wange, die ich Dir bot. Bevor ich sterbe, lasse mich deine Hände küssen. Es ist das einzige, um das ich Dich bitte. Ich habe auf Dich gewartet um zu thun, was Du befiehlst. Ich bin zu Allem bereit. Sprich.

Ich sagte:

— Du musst leben.

— Unmöglich, Tullio; unmöglich — rief sie aus. — Hast Du bedacht, was geschehen würde, wenn ich leben bliebe?

— Ich habe es bedacht. Du musst leben.

— Entsetzen!

Und sie zuckte heftig zusammen in einer unwillkürlichen Bewegung des Schreckens, vielleicht fühlte sie in diesem Augenblick in ihrem Schosse das andere Leben sich regen.

— Höre mich an, Tullio. Du weisst jetzt Alles; jetzt brauchte ich mich nicht zu töten, um Dir eine Schande zu verbergen, um zu vermeiden, so vor Dir zu stehen. Du weisst Alles, und wir sind hier beisammen und wir können uns noch anblicken, noch miteinander sprechen. Es handelt sich um etwas ganz anderes. Ich denke nicht daran Deine Wachsamkeit zu täuschen, um mir den Tod zu geben. Ich will sogar, dass Du mir hilfst auf eine so natürliche Weise dahinzugehen, dass niemand hier im Hause Verdacht schöpfen kann. Ich besitze zwei Gifte: Morphium und Sublimat. Aber vielleicht nützen sie uns nichts. Es hält vielleicht schwer eine Vergiftung geheim zu halten. Mein Tod darf nicht, wie ein freiwilliger erscheinen, es muss den Anschein haben, als habe ein unglücker Zufall, ein Misgeschick ihn veranlasst. Hörst Du? So werden wir unser Ziel erreichen. Das Geheimnis wird bei uns beiden bleiben . . .

Sie sprach jetzt schnell, mit einem Ausdruck von ruhigem Ernst, als ob sie mich zu der Annahme eines nützlichen Vertrages überreden wollte, und nicht zu einem Todesbündnis, nicht zu einem Anteil, den ich als Complice an der Ausführung eines unsinnigen Planes nehmen sollte. Ein seltsamer Bann fesselte mich an meinen Platz und zwang mich dieses zerbrechliche, bleiche, kranke Geschöpf, in dem so kräftige Stösse sittlicher Energie Eingang gefunden hatten, anzublicken und anzuhören.

— Höre mich an, Tullio. Ich habe einen Gedanken. Friedrich hat mir von Deiner heutigen Tollheit erzählt, von der Gefahr, in der Du heut bei dem Wehr am Assoro geschwebt hast. Er hat mir Alles erzählt. Und zitternd dachte ich: „Wer weiss, welch ungestümes Schmerzgefühl ihn veranlasste sich in diese Gefahr zu begeben!“ Und als ich weiter darüber nachdachte, schien es mir, als verstände ich. Wie eine Erleuchtung kam es über mich. Meine Seele sah gleichsam in einer Vision auch alle Deine zukünftigen Leiden, Leiden, vor denen Dich niemand schützen, Leiden, die sich von Tag zu Tage steigern würden, in's unerträgliche.

Gewiss, Tullio, Du hast sie schon vorausgeahnt, und Du fühlst, dass Du sie nicht ertragen könntest. Es giebt nur ein Mittel um Dich, mich, unsere Seelen, unsere Liebe zu retten; ja, lass es mich aussprechen: unsere Liebe. Lass mich noch an Deine Worte von gestern glauben und lass mich Dir noch einmal sagen, dass ich Dich jetzt liebe, wie ich Dich noch nie geliebt habe. Und gerade deshalb, gerade, weil wir uns lieben, muss ich aus der Welt verschwinden, darfst Du mich nicht mehr sehen.

Eine erstaunliche, sittliche Grösse hob in diesem Augenblick ihre Stimme, ihre ganze Person. Ein Schauer durchbebte mich, eine flüchtige Illusion bemächtigte sich meines Geistes. Ich glaubte wirklich, dass, in diesem Augenblick, unsere Liebe auf unermesslich idealer Höhe sich befände und

Digitized by Google

losgelöst von aller menschlichen Erbärmlichkeit, nicht schuldbefleckt, sondern rein sei. Ich hatte noch einmal für wenige Sekunden dieselbe Empfindung, wie anfangs, als das Bewusstsein von der Wirklichkeit verschwunden schien. Dann vollzog sich, wie immer, das unvermeidliche Phänomen: Dieses Bewusstsein gehörte nicht mehr zu mir, es wurde gegenständlich, wurde mir fremd.

— Höre mich — fuhr sie fort und dämpfte die Stimme, als fürchtete sie, dass sie jemand hören könnte. — Ich habe Friedrich meinen grossen Wunsch zu verstehen gegeben, den Wald, die Kohlenbrennereien und alle jene Orte wiederzusehen. Morgen kann Friedrich uns nicht begleiten, weil er nach Casal Caldore zurückkehren muss. Wir beide wollen allein gehen. Friedrich hat mir gesagt, dass ich Favilla reiten könne. Wenn wir dann am Wehr sind .... thue ich, was Du heute früh gethan hast. Es wird ein Unglück geschehen. Friedrich hat mir gesagt, dass es unmöglich ist, sich aus dem Assóro zu retten .... Willst Du?

Obwohl sie zusammenhängend sprach, schien sie doch die Beute eines Fieberwahns zu sein. Eine ungewöhnliche Röte brannte auf ihren Wangen, und ihre Augen leuchteten in seltsamen Glanz.

Vor meinem Geiste sah ich den unheimlichen Fluss an mir vorüberrauschen, wie in einer kurzen Vision.

Sie neigte sich zu mir und wiederholte:

— Willst Du?

Ich erhob mich und ergriff ihre Hände. Ich wollte ihr Fieber beschwichtigen. Unendlicher Kummer und unendliches Mitleid bedrückten mich. Und meine Stimme war sanft und weich; ich bebte in zärtlicher Rührung.

— Arme Juliane! Quäle Dich nicht so. Du leidest zu sehr; armes Herz, der Schmerz raubt Dir die Sinne; Du musst all Deinen Mut zusammenfassen; Du darfst nicht mehr an all das denken, was Du eben gesagt hast .... Denke an Maria, an Natalia .... Ich habe diese Busse auf mich genommen. Vielleicht verdiente ich für alles, was ich verbrochen, diese Strafe. Ich habe sie auf mich genommen, ich werde sie erdulden. Aber Du musst leben. Versprich mir, Juliane, um Marias, um Natalias, um der Mutter willen, die Du liebst, um alles dessentwillen, was ich Dir gestern gesagt, versprich, dass Du in keinem Fall den Tod suchen wirst?

Sie hielt den Kopf gesenkt. Und plötzlich löste sie ihre Hände aus den meinigen, ergriff die meinigen und küsste sie mit Inbrunst, und ich fühlte auf meiner Haut ihre heissen Lippen, ihre heissen Thränen. Und als ich versuchte mich ihr zu entziehen, liess sie sich vom Stuhl in die Kniee gleiten, und ohne meine Hände loszulassen, kehrte sie mir ihr fassungsloses Antlitz zu, über das die Thränen stromweise liefen, und ihr zuckender Mund legte Zeugnis ab von dem Krampf, der ihr ganzes Wesen durchwühlte. Und ohne imstande zu sein, sie aufzuheben, ohne sprechen zu können, von einer grossen Bangigkeit befallen, von Mitleid ergriffen bei dem Anblick des heftigen Krampfes, der ihre armen, bleichen Lippen verzerrte, war jeder Groll vergessen, jeder Stolz beiseite gesetzt, kein anderes Gefühl, als blinde Furcht vor dem Leben war mir geblieben. Ich sah in mir und der Frau, die vor mir hingestreckt lag, nur das menschliche Leiden, die ewige menschliche Misere, das Leid, das die unvermeidliche Sünde anrichtet, die Beschwerde, die unsere tierischen Triebe verursachen, den Schrecken des Verhängnisses, das schon an den Wurzeln unseres Seins unabänderlich haftet, und all das physische Elend unserer Liebe. Und auch ich sank vor ihr in die Kniee, in dem unwillkürlichen Bedürfnis mich zu demütigen, selbst in der niedrigen Stellung, dem Geschöpfe zu gleichen, das litt und das mich leiden machte. Und auch ich brach in Schluchzen aus. Und noch einmal, nach so langer Zeit, flossen unsere Thränen ineinander. Mein Gott, sie brannten so heiss und konnten doch unser Schicksal nicht ändern.

Digitized by Google

## XVI.

Wer könnte je mit Worten das Gefühl der trostlosen Gleichgültigkeit, der Betäubung beschreiben, das in dem Manne, der unnütze Thränen vergossen, sich unnützen Ausbrüchen der Verzweiflung hingegeben, zurückbleibt? Die Thränen versiegen, jeder Anfall muss sich austoben — kein Übermass ist von Dauer. Und erschöpft, ich möchte fast sagen ausgedörrt, kommt der Mensch wieder zu sich, mehr als je von seiner eigenen Ohnmacht überzeugt, körperlich stumpf und traurig, vor sich die unbeugsame Wirklichkeit.

Ich war der erste, dessen Thränen versiegten; ich öffnete zuerst wieder meine Augen dem Licht; ich beachtete zuerst wieder meine Stellung und Juliane's und die Gegenstände um uns herum. Wir lagen beide noch auf den Knieen, einander zugekehrt, auf dem Teppich, Juliane wurde noch immer von Schluchzen geschüttelt. Das Licht brannte auf dem Tisch und die kleine Flamme bewegte sich dann und wann, wie von einem leichten Lufthauch getroffen, hin und her. In dem Schweigen konnte mein Ohr das leise Ticken einer Taschenuhr, die irgendwo in dem Zimmer liegen musste, vernehmen. Das Leben floss dahin. Die Zeit entfloh. Meine Seele war leer und einsam.

Nachdem die Gewalt der Empfindung, der Rausch des Schmerzes verflogen war, hatte unser Stellung keinen Sinn, keine Berechtigung mehr. Ich musste mich erheben, ich musste Juliane aufheben, ich musste etwas sagen, dieser Scene ein Ende machen, aber ich empfand gegen alles dies einen seltsamen Widerwillen. Ich hatte das Gefühl, als sei ich nicht der geringsten, weder physischen noch moralischen Anstrengung fähig. Es verdross mich hier zu sein, all diese notwendigen Anordnungen zu treffen, in meiner Lage verharren zu müssen, ohne die Kraft zu haben, sie zu ändern. Und von neuem regte sich in meinem Innern ein dumpfer, ungewisser Groll gegen Juliane.

Ich erhob mich und war ihr behülflich aufzustehen. Jeder Seufzer, der sie dann und wann noch schüttelte, vermehrte in mir den unbegreiflichen Groll.

So ist es denn wahr, dass auf dem Grunde jedes Gefühls, das zwei menschliche Kreaturen mit einander verbindet, das heisst, zwei Egoismen einander nähert, sich ein Keim des Hasses verbirgt? So ist es denn wahr, dass dieser unvermeidliche Keim des Hasses immer unsere zartesten Empfindungen, unsere besten Triebe herabsetzt? Alles Schöne in unserer Seele trägt den verborgenen Keim der Verderbnis in sich und muss untergehen.

Ich sagte (und ich fürchtete, dass unwillkürlich meine Stimme nicht sanft genug klingen möchte).

— Beruhige Dich, Juliane. Du musst jetzt stark sein. Komm. Setze Dich hierher. Beruhige Dich. Möchtest Du einen Schluck Wasser trinken? Willst Du Dein Riechfläschchen? Sage es mir.

— Ja, gieb mir ein wenig Wasser. Auf dem Nachttisch, im Alkoven, findest Du es.

Ihre Stimme war noch thränenverschleiert; sie sass auf einem niedrigen Divan, gegenüber der Spiegelthür eines Schrankes; sie trocknete sich das Gesicht mit einem Taschentuch und schluchzte noch immer krampfhaft.

Ich trat in den Alkoven, um das Glas zu holen. In dem Halbdunkel sah ich das Bett, das schon aufgedeckt war, die eine Seite der Decke war aufgenommen und zurückgeschlagen, ein langes weisses Nachthemd war neben das Kopfkissen gelegt.

Mein feiner Geruchssinn nahm sofort den leichten Duft, der der Wäsche entströmte, wahr, ein Gemisch von Lilien- und Veilchenduft, das ich wohl kannte. Der Anblick des Bettes, der bekannte Duft erregten meine Sinne. Ich nahm in Eile das Wasser und verliess den Alkoven um Juliane, die darauf wartete, das Glas zu bringen.

Langsam nahm sie einige Schlucke, während ich vor ihr stand und die Bewegung ihrer Lippen beobachtete.

— Danke, Tullio — sagte sie.



Digitized by Google

Sie gab mir das Glas zurück, das sie nur zur Hälfte geleert hatte. Da ich Durst empfand, trank ich den Rest des Wassers. Dieses unbedeutende mechanisch ausgeführte Faktum genügte, um meine Erregung zu steigern. Ich setzte mich auch auf den Divan. Und in Gedanken vertieft, schwiegen wir alle beide, nur durch einen kleinen Raum voneinander getrennt.

Der Divan mit unseren beiden Figuren wurde von der Spiegelthür des Schrankes reflektirt. Ohne uns anzublicken, konnten wir unsere Gesichter, wenn auch nur undeutlich bei dem trüben und unruhigen Licht, sehen.

Auf dem unbestimmten Hintergrunde des Spiegels betrachtete ich unverwandt Juliane's Silhouette, die allmählich in ihrer Unbeweglichkeit einen geheimnisvollen Anblick gewährte, einen unheimlichen Zauber ausübte, wie gewisse von der Zeit nachgedunkelte Frauenbildnisse, wie ein Scheinwesen, das wir in einer Hallucination sehen. Und siehe da, nach und nach schien mir das entfernte Bild lebendiger, als das wirkliche Wesen zu sein. Und es geschah, dass ich nach und nach in dem Bilde das bestrickende, wollüstige Weib, die Geliebte, die Treulose sah.

Ich schloss die Augen. Der Andere erschien. Ich hatte eine meiner häufigen Visionen.

Ich dachte: Bis jetzt hat sie niemals geradezu von ihrem Fehltritt gesprochen, niemals die näheren Umstände dieses Falles erwähnt. Einen einzigen inhaltsschweren Satz hat sie geäussert: — Glaubst Du, dass die Schuld schwer ist, wenn der Geist nicht einwilligt? — Einen Satz! Und was hatte sie damit sagen wollen? Es war eine jener spitzfindigen Unterscheidungen, die dazu dienen, jeden Verrat und jede Niedertracht zu entschuldigen und zu entkräften. Welche Art von Verhältnis mochte zwischen ihr und Filippo Arborio bestanden haben, ausser dem nicht wegzuleugnenden sinnlichen? Unter welchen Umständen hatte sie sich ihm hingegeben? Eine hässliche Neugier quälte mich. Meine eigene Erfahrung erweckte verschiedene Vorstellungen in mir. Aus meiner Erinnerung tauchten mit Deutlichkeit gewisse Umstände auf, unter denen verschiedene meiner alten Freundinnen sich mir hingegeben hatten. Die Vorstellungen kamen, verwandelten sich, folgten einander klar und schnell. Ich sah Juliane, wie ich sie in fernen Tagen gesehen hatte, allein, am geöffneten Fenster, mit einem Buch im Schosse, erschöpft und bleich, wie jemand, der einer Ohnmacht nahe ist, während eine unbeschreibliche Veränderung, wie von gewaltsam zurückgedrängter Empfindung aus ihren tiefdunklen Augen sprach. Hatte er sie, in meinem eigenen Hause, in einem jener Augenblicke der Erschöpfung, überrascht und hatte sie, nachdem sie in einer Art von Bewusstlosigkeit die Vergewaltigung erduldet, beim Erwachen Entsetzen und Ekel über die That, die niemals wieder gut zu machen war, empfunden und hatte sie ihn davon gejagt und niemals wieder gesehen? Oder hatte sie eingewilligt ihn an einem geheimen Ort zu treffen, in einer kleinen, entlegenen Wohnung, vielleicht in einem jener gewöhnlichen möblirten Zimmer, die der Schauplatz von hundert Ehebrüchen gewesen sind, und hatte auf demselben Kissen nicht einmal, sondern viele Male, an vielen aufeinanderfolgenden Tagen zur bestimmten Stunde alle Liebkosungen empfangen und ausgeteilt, in der Sicherheit, die ihr meine Sorglosigkeit liess? Und ich sah Juliane wieder vor mir, wie an jenem Novembertage, als sie vor dem Spiegel den Schleier am Hut befestigte, die Farbe ihres Kleides, und dann ihr leichter Schritt „auf dem Trottoir der Sonnenseite" — war sie vielleicht an jenem Morgen zu einem Stelldichein gegangen?

Ich litt namenlose Qualen. Die Gier, alles zu wissen, zerschnitt mir die Seele, die physischen Vorstellungen reizten mich auf's äusserste. Der Groll gegen Juliane wurde stärker, und die Erinnerung an die letzten sinnlichen Freuden, die Erinnerung an das Brautbett von Villalilla, an das, was mir noch von ihr im Blut geblieben, gaben dieser düsteren Flamme Nahrung.

Die Empfindung, die mir die körperliche Nähe Juliane's verursachte, ein gewisses Beben, waren mir deutliche Anzeichen, dass ich von neuem die Beute einer mir wohlbekannten sinnlichen Eifersucht geworden war und ich musste

Digitized by Google

fliehen, wenn ich mich nicht in hassenswerter Weise von diesem Fieber fortreissen lassen wollte. Aber meine Willenskraft schien gelähmt, ich hatte keine Gewalt über mich. Ich blieb gebannt durch zwei entgegengesetzte Kräfte, einen rein physischen Widerwillen und ein rein physisches Verlangen, von einer Begierde, die mit Ekel gemischt war, von einem unklaren Streit, den ich nicht schlichten konnte, weil er in den untersten Tiefen meiner tierischen Natur vor sich ging.

Der Verführer stand mir, seitdem er mir erschienen war, unablässig vor Augen. War es Filippo Arborio? Hatte ich es wirklich erraten? Täuschte ich mich nicht?

Ich wendete mich unwillkürlich Juliane zu. Sie blickte mich an. Die schroffe Frage blieb mir in der Kehle stecken. Ich schlug die Augen nieder und senkte das Haupt. Und mit derselben krampfhaften Spannung, mit der ich mir von einem Teil meines Körpers einen Fetzen lebendigen Fleisches gerissen hätte, wagte ich zu fragen:

— Und der Name dieses Menschen? Meine zitternde und heisere Stimme that mir selbst weh.

Bei der unerwarteten Frage, zitterte Juliane; aber sie schwieg.

— Du antwortest nicht? — trieb ich sie in die Enge, und bemühte mich die aufsteigende Wut zu dämpfen, jene blinde Wut, die schon in der vergangenen Nacht, im Alkoven, wie ein heftiger Sturmwind mich durchbebt hatte.

— Oh, mein Gott! stöhnte sie verzweifelt indem sie sich auf die Seite warf und ihr Gesicht in einem Kissen verbarg. — Mein Gott, mein Gott!

Aber ich wollte alles wissen, ich wollte ihr das Bekenntnis um jeden Preis entreissen.

— Erinnerst Du Dich — fuhr ich fort — erinnerst Du Dich an jenen Morgen, als ich unerwartet in Dein Zimmer trat, in den ersten Tagen des November? Erinnerst Du Dich? Ich kam zu Dir, ich weiss nicht warum: weil Du sangst. Du sangst die Arie aus dem „Orpheus". Du hattest Dich zum ausgehen angekleidet. Erinnerst Du Dich? Ich sah auf Deinem Schreibtisch ein Buch, öffnete es und las auf dem Titelblatt eine Widmung . . . Es war ein Roman: Das Geheimnis . . Erinnerst Du Dich?

Sie blieb, ohne zu antworten, auf ihr Kissen gestreckt. Ich neigte mich zu ihr hinab. Ich empfand einen Schauder, ähnlich wie er einem Fieberfrost vorangeht und ich fügte hinzu:

— Ist es vielleicht jener?

Sie antwortete nicht, aber sie sprang mit verzweiflungsvoller Geberde auf. Sie schien von Sinnen. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich auf mich werfen, hielt sich zurück und stiess hervor:

— Habe Mitleid! Habe Mitleid mit mir. Lass mich sterben! Das, was ich durch Dich leide, ist schlimmer als jeder Tod. Alles habe ich ertragen, alles könnte ich ertragen; aber das kann ich nicht, das kann ich nicht . . . Wenn ich lebe, so wird jede Stunde für uns ein Martyrium sein, ein Martyrium, das mit jedem Tag entsetzlicher wird. Und Du wirst mich hassen. Deinen ganzen Hass wirst Du über mich ausgiessen. Ich weiss es, ich weiss es. Ich habe den Hass schon aus Deiner Stimme herausgefühlt. Habe Mitleid mit mir. Lass mich vorher sterben.

Arme Wahnsinnige. Sie hatte das leidenschaftliche Bedürfnis sich an mich festzuklammern, und da sie es nicht wagte, rang sie die Hände, um sich zurückzuhalten, in einer Erregung, die ihr ganzes Wesen durchbebte. Aber ich ergriff sie beim Arm und zog sie zu mir heran.

— Ich soll also nichts erfahren — sagte ich, ihr fast in den Mund sprechend, und jetzt auch sinnlos vor Erregung, angestachelt von einem grausamen Trieb, der mich sie roh anfassen liess.

— Ich liebe Dich, ich habe Dich immer geliebt, ich bin immer die Deine gewesen. Für einen Augenblick der Schwäche büsse ich mit diesen Höllenqualen, hörst Du es, einen Augenblick der Schwäche . . . . Das ist die Wahrheit. Du fühlst, dass es die Wahrheit ist?



Digitized by Google

Noch ein lichter Augenblick; und dann folgte ich einem blinden, wilden unaufhaltsamen Triebe.

Sie fiel rücklings auf das Kissen. Meine Lippen erstickten ihren Schrei.

## XVII.

Wie vieles hatte diese heisse Umarmung erstickt. „Du bist wild! Du bist wild!" Noch oft sah ich die stummen Thränen, die Juliane's Augen füllten, hörte ich wieder das Röcheln, das sie in höchster Erregung ausstiess: ein Todesröcheln. Und über meine Seele kam oft jene unvergleichliche Traurigkeit, wie sie nach der That sich bleischwer auf mich senkte. „Ach wirklich ein Wilder!" War nicht damals bei mir der erste Gedanke an das Verbrechen aufgetaucht? War nicht, während meiner Leidenschaft, eine verbrecherische Absicht in mein Bewusstsein getreten?

Und wieder dachte ich Juliane's bitterer Worte: „Ich habe ein zähes Leben." Nicht die Zähigkeit ihres Lebens füllte mich mit Staunen, sondern die, des anderen Lebens, das sie in ihrem Schosse trug und gegen das meine Erbitterung stieg, gegen das mein Geist begann, Ränke zu schmieden.

Äussere Zeichen waren bei Juliane noch nicht wahrzunehmen. Sie befand sich also erst in den ersten Monaten: vielleicht im dritten, anfangs des vierten Monats. Das Band, das die Mutter mit dem ungeborenen Wesen verband, war also noch ein sehr zartes. Wie leicht konnte eine Fehlgeburt stattfinden! Wie war es möglich, dass die heftigen Aufregungen in Villalilla und in dieser Nacht, die Anstrengungen, die Krämpfe, die Erschütterungen sie nicht bewirkt hatten? Alles war gegen mich, alle Umstände verschworen sich gegen mich. Und meine Feindseligkeit wurde noch grimmiger.

Die Geburt dieses Kindes zu verhindern, war mein geheimer Plan. All das Furchtbare unserer Situation lag in der Erwartung dieser Geburt, in dem drohenden Gespenst des Eindringlings. Wie war es möglich, dass Juliane nicht bei dem ersten Verdacht, alle Mittel versucht hatte, um die Folgen dieser Schande zu zerstören? Hatte sie vielleicht ein Vorurteil, eine Furcht, ein instinktives Muttergefühl davon zurückgehalten? Hegte sie auch für diese ehebrecherische Frucht mütterliche Empfindung?

Und in einer Art von Hellsichtigkeit betrachtete ich unser zukünftiges Leben. —

Juliane schenkte einem Knaben das Leben, dem einzigen Erben unseres alten Namens. Unversehrt wuchs der Knabe, der nicht mir gehörte, heran; er bemächtigte sich widerrechtlich der Liebe meiner Mutter, meines Bruders; er wurde geliebkost, angebetet, er wurde Maria und Natalia, meinen Kindern, vorgezogen. Die Macht der Gewohnheit beschwichtigte Juliane's Gewissensbisse und ohne Rückhalt überliess sie sich ihrem mütterlichen Gefühl. Und der Sohn, der nicht mir gehörte, wuchs heran, von ihr behütet, umgeben von ihrer unablässigen Sorge; er wurde stark und schön; er wurde launenhaft, wie ein kleiner Despot; er wurde Herr in meinem Hause. — Diese allgemeinen Visionen nahmen allmählich, gesonderte Gestalten an. Einige dieser phantastischen Vorstellungen erhielten das Ansehen und die Bewegung eines wirklichen Vorkommnisses, einige Züge dieses erdichteten Lebens prägten sich meinem Bewusstsein mit solcher Klarheit ein, das sie lange in mir mit allen Merkmalen der Wirklichkeit weiter lebten. Die Gestalt des Knaben war unsagbar verschieden, seine Mienen, seine Bewegungen veränderten sich unaufhörlich. Bald stellte ich ihn mir hager, blass, schweigsam vor, mit einem grossen, schweren Kopf, den er auf der Brust hängen liess; bald ganz und gar rosig, rundlich, heiter, geschwätzig, voller Anmut und Schmeichelei, und gegen mich von besonderer Güte und Zärtlichkeit; ein ander Mal hingegen nervös, gallig, ein wenig falsch, voller Klugheit und schlechter Neigungen, hart gegen die Schwestern, grausam gegen Tiere, keiner Liebe fähig, jeder Erziehung unzugänglich. Allmählich verdrängte diese letzte Vorstellung alle

Digitized by Google

anderen. Sie befestigte sich zu einer deutlichen Gestalt, führte in der Einbildung ein bewegtes Leben und erhielt schliesslich einen Namen: den Namen, der schon seit langer Zeit für den männlichen Sprössling bestimmt war, den Namen meines Vaters: Raimund.

Dieses kleine, boshafte Gespenst war ein direkter Ausfluss meines Hasses; es hegte gegen mich dieselbe Feindschaft, die ich ihm gegenüber fühlte; es war ein Feind, ein Gegner, mit dem ich den Kampf aufzunehmen im Begriff stand. Es war mein Opfer und ich das Seine. Und ich konnte ihm nicht entfliehen und es konnte mir nicht entfliehen. Wir waren beide in einen Ring von Eisen geschlossen.

Seine Augen waren grau, wie die von Filippo Arborio. Unter den verschiedenen Blicken, war es besonders einer, der mich am häufigsten traf, bei einem eingebildeten Vorgang, der sich immer wiederholte. Der Vorgang war folgender: Ich trete ohne an etwas zu denken in ein Zimmer, das in Dunkel getaucht ist und in dem ein eigentümliches Schweigen herrscht. Ich glaube allein darin zu sein. Plötzlich, indem ich mich umwende, bemerke ich Raimunds Gegenwart, der mich mit seinen grauen, bösen Augen fest anblickt. Und plötzlich steigt die Versuchung in mir auf, das Verbrechen zu begehen und die Versuchung ist so mächtig, dass ich fliehen muss, um mich nicht auf das kleine boshafte Geschöpf zu stürzen.

## XVIII.

Zwischen Juliane und mir schien der Pakt geschlossen. Sie lebte. Wir lebten beide weiter, in Heuchelei und Verstellung. Wir führten, wie die Dipsomanen, ein Doppelleben: das eine, ein ruhiges Leben, das sich nur aus liebenswürdigen Äusserlichkeiten zusammensetzte, aus kindlicher Liebe, aus reinen Gefühlen und edlen Thaten; das andere erregt, fieberhaft, verwirrt, unsicher, hoffnungslos, von einer fixen Idee beherrscht, von einem Gespenst gejagt, einer unbekannten Katastrophe entgegentreibend.

Ich hatte einige seltene Augenblicke, in denen meine Seele dem Banne so vieler schlechter Dinge entfloh, sich frei machte von dem Bösen, das sie, wie mit tausend Fühlfäden umgarnte, und sich mit glühendem Verlangen zu dem hohen Ideal der reinen Herzensgüte, aufschwang, das sich mehr als einmal ihr gezeigt hatte. Ich musste an die seltsamen Worte meines Bruders denken, die er am Ende des Waldes beim Assóro, auf Johann von Scordio deutend, gesagt hatte: „Du wirst wohl thun, Tullio, dieses Lächeln nicht zu vergessen.“ Und dieses Lächeln, das die welken Lippen des Greises umspielte, erhielt eine tiefe Bedeutung, es prägte sich mir ganz besonders ein und begeisterte mich wie die Offenbarung einer grossen Wahrheit.

Fast immer musste ich, auch in jenen seltenen Augenblicken, eines anderen Lächelns gedenken, als Juliane noch krank in ihren Kissen lag, und das unerwartete Lächeln um ihre Lippen „schwächer und schwächer wurde, ohne ganz zu erlöschen.“ Und die Erinnerung an jenen entlegenen friedlichen Nachmittag, an dem ich die arme Rekonvalescentin mit den weissen Händen, in trügerischem Rausche trunken gemacht hatte, die Erinnerung an jenen Morgen, an dem sie zum ersten Mal das Bett verlassen und mir in der Mitte des Zimmers lachend und atemlos in die Arme gefallen war, die Erinnerung an jene göttliche Geberde, mit der sie mir Liebe, Nachsicht, Frieden, Traum, Vergessen, alles Gute und Schöne dargeboten hatte, erfüllte mich mit unendlicher, verzweifelnder Trauer und Gewissensbissen. Die sanfte und furchtbare Frage, die Andreas Bolkonski auf dem Gesicht der todten Fürstin Lisa gelesen hatte, las ich unaufhörlich auf dem Gesicht der noch lebenden Juliane: „Was habt Ihr aus mir gemacht?“ Kein Vorwurf war über ihre Lippen gekommen! keine meiner Nichtswürdigkeiten hatte sie mir vorgehalten, um die Schwere ihrer Schuld zu mildern, demütig war sie vor ihrem Henker erschienen, nicht einen Tropfen Bitterkeit hatten ihre Worte geatmet:

Digitized by Google

und doch sagten mir ihre Augen wieder und wieder: „Was hast Du aus mir gemacht?“

Ein seltsamer Opfermut begeisterte mich und trieb mich mein Kreuz zu umarmen. Die Grösse der Sühne schien mir meines Mutes würdig zu sein. Ich fühlte in mir ein Übermass an Kraft, eine heldenhafte Seele, einen erleuchteten Geist. Ging ich zur schmerzgebeugten Schwester, so dachte ich: „Ich werde das Trostwort für sie finden, ich werde den brüderlichen Ton finden, der ihren Schmerz lindern, ihre Stirn erhellen soll.“

Aber war ich dann bei ihr, so fand ich keine Worte mehr. Meine Lippen schienen durch ein unlösbares Siegel geschlossen; mein ganzes Wesen schien behext zu sein. Das innere Licht erlosch plötzlich, wie durch einen eisigen Hauch, dessen Ursprung nicht festzustellen war. Und in der Dunkelheit regte sich von neuem jener dumpfe Groll, den ich schon kannte und nicht unterdrücken konnte.

Es war das Symptom eines Anfalles. Verwirrt stotterte ich einige Worte und vermied Juliane in die Augen zu blicken; und ich ging davon, ich entfloh.

Mehr als ein Mal blieb ich auch. In leidenschaftlichem Sinnentaumel suchte ich Juliane's Lippen, und bis zur Erstickung dauerten die langen Küsse, wütend waren die Umarmungen, die uns niedergeschlagener, trauriger zurückliessen, die den Abgrund, der uns trennte noch düsterer machten, die uns mit neuer Schuld befleckten.

„Du bist wild! Du bist wild!“ Auf dem Grunde dieses leidenschaftlichen Ungestüms, regte sich eine verbrecherische Absicht, eine Absicht, die ich mir selbst nicht einzugestehen wagte. In der Glut der Umarmung dachte ich nicht an die tödtliche Gefahr, der ich Juliane's Leben aussetzte. Sicherlich wäre in einem solchen Falle das Leben der Mutter schwer bedroht gewesen. Nun wohl, in meiner Geistesverwirrung, dachte ich nur an die Möglichkeit das Leben des Sohnes zu zerstören. Erst später kam mir zum Bewusstsein, dass das eine Leben Sklave des anderen sei und dass ich durch mein wahnwitziges Vorgehen ein Attentat auf beider Leben begangen.

Juliane, die vielleicht die unwürdigen Gedanken, die mich zum Verlangen trieben, ahnte, setzte mir keinen Widerstand entgegen. Die stummen Thränen der niedergetretenen Seele füllten nicht mehr ihre Augen. Sie antwortete meinem Verlangen oft mit einer unheilverkündenden Inbrunst. Und wirklich flössten mir zuweilen der Angstschweiss, und das leichenhafte Aussehen, das sie befiel, Schrecken ein. Und einmal schrie sie mir, ausser sich, mit erstickter Stimme, zu:

— Ja, ja, töte mich!

Ich begriff. Sie hoffte auf den Tod, sie erwartete ihn von mir.

## XIX.

Es war unglaublich, welche Kraft sie besass, diejenigen, die von nichts wussten, zu täuschen. Es gelang ihr, noch zu lächeln. Die Besorgnis, die ich für ihre Gesundheit hegte, rechtfertigten die Traurigkeit, die ich nicht verbergen konnte. Diese Besorgnis, die ich mit meiner Mutter und meinem Bruder teilte, war auch der Grund, weshalb die neue Hoffnung nicht wie die vorherigen gefeiert wurde, und die gewohnten Anspielungen und Voraussagungen unterblieben. Und das war ein Glück. Endlich kam Doktor Vebesti nach La Badiola.

Sein Besuch beruhigte uns. Er fand wohl Juliane sehr geschwächt und konstatierte eine nervöse Gereiztheit, Blutmangel, und eine allgemeine Ernährungsstörung des Organismus; aber er versicherte, dass in dem Zustande keine bemerkenswerte Unregelmässigkeit vorliege, und dass, wenn der Allgemeinzustand sich gebessert habe, auch die Entbindung normal verlaufen würde. Ausserdem gab er uns zu verstehen nur auf Juliane's ungewöhnliche

Digitized by Google

Constitution zu vertrauen, von deren ausserordentlicher Widerstandskraft sie uns schon früher Beweise geliefert hatte. Er verordnete eine hygienische und diätetische Kur, billigte den Aufenthalt in La Badiola und empfahl Regelmässigkeit, mässige Bewegung und Gemütsruhe.

— Ich rechne besonders auf Sie — sagte er mit Nachdruck zu mir.

Ich war enttäuscht. Ich hatte auf ihn meine Hoffnung gesetzt und nun war sie verloren. Vor seiner Ankunft hatte ich die Hoffnung genährt: Wenn er um die Mutter zu retten, es notwendig finden sollte, den Sohn, den noch nicht lebensfähigen, zu opfern! Wenn er es notwendig finden sollte, um einer sicheren Katastrophe zur Zeit der Reife vorzubeugen, künstlich, die Entbindung jetzt herbeizuführen! . . . Dann wäre Juliane gerettet, sie würde gesunden; und auch ich wäre gerettet, wie neugeboren würde ich mich fühlen. Ich glaube, ich würde fast vergessen, wenigstens mich in mein Schicksal finden können. Die Zeit heilt so viel Wunden und die Arbeit ist der Trost für so viel Kummer. Ich glaube, allmählich könnte ich mir den Frieden zurückerobern und mich ändern, ich könnte meines Bruders Beispiel folgen, besser werden, ein Mensch werden, für Andere leben, den neuen Glauben umarmen. Ich glaube, dass ich gerade in meinem Schmerz meine Würde wiederfinden würde. — Der Mensch, dem es gegeben wird, mehr zu leiden, als die Anderen, ist würdig mehr zu leiden als die Anderen. — Ist dies nicht ein Verslein aus dem Evangelium meines Bruders? Es giebt also Auserwählte im Schmerze. Johann von Scordio ist, zum Beispiel, ein Auserwählter. Wer dieses Lächeln besitzt, besitzt eine göttliche Gabe. Ich glaube, ich könnte diese Gabe erwerben . . . . So hatte ich gehofft. Im Gegensatz zu meinem Sühneeifer, hatte ich auf eine Milderung der Busse gehofft!

Und in der That, indem ich mich durch Leiden läutern wollte, fürchtete ich den Schmerz, hatte ich eine bange Furcht dem wahren Schmerze zu trotzen. Meine Seele war schon am Ende ihrer Kraft, und hatte sie auch das grosse Ziel vor sich gesehen und war sie auch von christlichen Hoffnungen bewegt worden, sie betrat doch den krummen Weg, an dessen Ende der unvermeidliche Abgrund gähnte.

Als ich mit dem Arzte sprach, zeigte ich mich seinen beruhigenden Versicherungen gegenüber etwas ungläubig, ich liess meine Unruhe durchblicken und fand einen Weg ihm meinen Gedanken mitzuteilen. Ich gab ihm zu verstehen, dass von Juliane, um jeden Preis, jede Gefahr ferngehalten werden müsse, und dass ich lieber, wenn es notwendig sein sollte, auf ein drittes Kind, ohne Bedauern verzichten würde. Ich bat ihn, mir nichts zu verheimlichen.

Er beruhigte mich von neuem. Er erklärte mir, dass selbst, wenn der Fall verzweifelt wäre, er zu keiner Operation schreiten würde, da in Juliane's augenblicklichem Zustand jeder Blutverlust im höchsten Grade gefährlich sei. Er wiederholte mir, dass vor allem neues Blut zugeführt und der geschwächte Organismus sich erholen müsse, dass man jedes Mittel versuchen müsse, um die Mutter für die Entbindung kräftig, vertrauensvoll und ruhig zu machen.

— Ich glaube — schloss er, — dass die Dame hauptsächlich moralischen Trostes bedarf. Ich bin ein alter Freund Ihres Hauses und weiss, dass sie viel durchgemacht hat. An Ihnen ist es, ihren Mut wieder zu beleben.

## XX.

Meine Mutter, die wieder Mut schöpfte, verdoppelte ihre Zärtlichkeit für Juliane. Sie gab ihren liebsten Traum, ihre sichre Ahnung zu erkennen. Sie erwartete einen Enkel, den kleinen Raimund. Dieses Mal war sie ihrer Sache sicher.

Auch mein Bruder hoffte auf diesen Raimund.

Maria und Natalia wandten sich oft an mich, an ihre Mutter, an die Grossmutter, mit allerliebsten naiven Fragen über ihren künftigen Gefährten.

Digitized by Google

So wurde die unsichtbare Frucht, das Wesen, das noch nicht lebte, schon mit Liebe umgeben, die sich in Voraussagungen, Wünschen und Hoffnungen kundgab.

Juliane fing an stärker zu werden.

Eines Tages sassen Juliane und ich allein unter den Ulmen. Meine Mutter hatte uns eben erst verlassen. In ihren liebevollen Reden hatte sie auch Raimund's erwähnt, ja sie hatte sogar, indem sie die ferne Erinnerung an meinen verstorbenen Vater wachrief, im Diminutiv gesprochen: Mundi. Juliane und ich, wir hatten dazu gelächelt. Sie hatte geglaubt, dass ihr Traum unser Traum sei und hatte uns allein gelassen, damit wir unsere Träume weiterspinnen könnten.

Es war um die Zeit nach Sonnenuntergang, eine helle, ruhige Stunde. Die Blätter über unseren Häuptern bewegten sich nicht. Dann und wann zerteilte ein Flug von Schwalben ungestüm die Lüfte und erfüllte mit dem Rauschen ihrer Flügel und mit durchdringendem Geschrei die Luft, wie in Villalilla.

Wir folgten der heiligen Frau mit den Augen, bis sie verschwand; dann blickten wir einander schweigsam, betroffen an. Lange Zeit blieben wir in Schweigen versunken, niedergedrückt von der ungeheuren Grösse unseres Kummers. Und ich fühlte, indem ich von Juliane absah, in der schrecklichen Spannung meines ganzen Wesens, das kleine Geschöpf einsam neben mir leben, als ob in diesem Augenblick kein anderes Wesen neben mir lebte, kein anderes Geschöpf mich umgab. Und das Gefühl beruhte nicht auf Einbildung, es war tief und wahr. Ein Schauder lief mir durch alle Adern. Ich zuckte zusammen und heftete von neuem meine Blicke auf das Antlitz meiner Gefährtin, um dieses furchtbare Gefühl zu bannen. Hilflos blickten wir uns an, ohne zu wissen, was wir sagen, was wir thun sollten gegen dieses Uebermass des Schmerzes. Und ich sah in ihrem Gesicht mein eigenes, den Reflex meines Kummers. Unwillkürlich hafteten meine Blicke auf ihrer Gestalt; und als ich aufblickte, bemerkte ich auf ihrem Gesicht einen Ausdruck des Entsetzens, wie ihn Kranke annehmen, denen durch schreckliche unheilbare Leiden Glieder misgestaltet sind, wenn der Blick auf das verkrüppelte Glied fällt.

Mit leiser Stimme sagte sie nach einer Pause, in der wir beide versucht hatten, unsern Kummer abzumessen und kein Ende gefunden hatten:

— Hast Du daran gedacht, dass es unser ganzes Leben lang so fortdauern könnte?

Ich öffnete den Mund nicht; aber in meinem Inneren tönte entschlossen die Antwort: Nein, das wird nicht fortdauern.

Sie fuhr fort:

— Denke, dass Du mit einem Wort allem Leiden ein Ende machen, Dich befreien könntest. Ich bin bereit. Denke daran.

Ich schwieg noch immer; aber bei mir dachte ich: Du darfst nicht sterben.

Mit einer Stimme, die von trostloser Zärtlichkeit bebte, fuhr sie fort:

— Ich kann Dich nicht trösten! Weder für Dich, noch für mich giebt es einen Trost, könnte es jemals einen geben . . . . Hast Du bedacht, dass jemand immer zwischen uns beiden stehen wird? Wenn das Gebet Deiner Mutter erhört wird . . . Bedenke, bedenke doch!

Aber meine Seele bebte unter einem einzigen unheimlichen Gedankenblitze. Ich sagte:

— Alle lieben ihn schon.

Ich zögerte und warf Juliane einen schnellen Blick zu. Aber ich schlug gleich wieder die Augen nieder, senkte mein Haupt, und fragte Juliane mit einer Stimme, deren Ton mir auf den Lippen zu ersterben schien:

— Liebst Du ihn?

— O Gott, warum fragst Du mich!

Ich musste darauf bestehen, wenn ich auch physisch dabei litt, als wühlte jemand mit Nägeln in einer offenen Wunde.

Digitized by Google

— Liebst Du ihn?

— Nein, nein. Ich verabscheue ihn.

Ich empfand eine unwillkürliche Regung der Freude, als habe mein geheimer Gedanke durch dieses Geständnis Billigung, ja fast einen Mitschuldigen gefunden. Aber hatte sie mir auch aufrichtig geantwortet? Oder hatte sie mich aus Mitleid belogen?

Ich fühlte das grausame und leidenschaftliche Verlangen noch weiter in sie zu dringen, bis in's innerste ihrer Seele und sie zu einer ausführlichen, vollständigen Beichte zu zwingen. Aber ihr Anblick hielt mich davon zurück, Ich verzichtete. Ich fühlte jetzt ohne Bitterkeit für sie, obwohl sie in ihrem Schosse das Wesen trug, von dem mein Todesurteil abhing. Mit einem Gefühl der Dankbarkeit neigte ich mich ihr jetzt zu. Es schien mir, als ob sie dieser Abscheu, zu dem sie sich schaudernd bekannt hatte, von dem Geschöpf das sie ernährte, loslöste und mir näher brächte. Und ich fühlte das Bedürfnis ihr meinen Gedanken klar zu machen, ihre Abneigung gegen den Ungeborenen zu vergrössern, als sei es ein gemeinschaftlicher, unversöhnlicher Feind.

Ich ergriff ihre Hand und sagte:

— Du hast mich ein wenig beruhigt. Ich danke Dir. Du begreifst . . .

Und ich fuhr fort, indem ich meine verbrecherische Absicht, unter der Maske der christlichen Hoffnung verbarg:

— Es giebt eine Vorsehung. Wer weiss! Es giebt vielleicht für uns noch eine Rettung . . . . Du weisst, welche ich meine. Wer weiss! Bete zu Gott.

Es war ein Gebet um den Tod des Kindes. Und indem ich Juliane veranlasste, Gott um Erhörung ihres Gebets zu flehen, bereitete ich sie auf das verhängnisvolle Ereignis vor und machte sie zu einer Art geistigen Mitschuldigen. Ich dachte folgendermassen:

— Wenn durch meine Worte die Suggestion des Verbrechens bei ihr Eingang fände und nach und nach so stark würde, dass sie sie fortrisse! . . : Es war doch möglich, dass sie sich von der furchtbaren Notwendigkeit überzeugte, dass sie sich an dem Gedanken, mich zu befreien, begeisterte, dass sie in einem wilden Anfall von Energie dieses äusserste Opfer vollführte. Hat sie nicht noch eben wiederholt, dass sie immer zum sterben bereit sei? Ihr Tod begreift den Tod des Kindes in sich. Kein religiöses Vorurteil, keine Furcht vor der Sünde hält sie also zurück, denn ist sie bereit zu sterben, so ist sie auch bereit, ein doppeltes Verbrechen zu begehen, gegen sich selbst und gegen die Frucht in ihrem Schosse. Dennoch ist sie überzeugt, dass ihr Bleiben auf Erden nützlich, ja unentbehrlich ist für die Menschen, die sie lieben und die sie liebt; und sie weiss, dass die Existenz des Sohnes, der nicht der meine ist, unser Leben zur unerträglichen Qual machen würde. Und sie weiss, dass wir wieder einander näher treten und im Verzeihen und Vergessen vielleicht einigen Trost finden, dass wir von der Zeit die Heilung der Wunde hoffen könnten, wenn der Eindringling nicht zwischen uns stände. Es würde also genügen, wenn sie sich dies alles wohl überlegte, damit ein nichtiges Gelübde, ein wirkungsloses Gebet, sich plötzlich in einen Entschluss, in eine Handlung umsetzte. So dachte ich, und sie schwieg auch und sann nach, mit gesenktem Haupte, ihre Hand noch immer in der meinen, während auf uns der Schatten der grossen, unbeweglichen Ulmen fiel.

Woran dachte sie? Ihre Stirn war noch immer zart und weiss wie eine Hostie. Fiel auf sie vielleicht ein anderer Schatten, als der der Dämmerung?

Noch einmal sah ich Raimund vor mir, aber nicht in der Gestalt des schlauen, boshaften Knaben mit den grauen Augen, sondern in Gestalt eines kleinen, rosigen, weichen Körperchens, das kaum atmete, und das der leiseste Druck töten konnte.

Die Glocke von La Badiola begann das „Angelus“ einzuläuten. Juliane zog ihre Hand aus der meinen und machte das Zeichen des Kreuzes.

Digitized by Google

## XXI.

Der vierte und fünfte Monat verging. Juliane's schlanke, hohe, biegsame Gestalt wurde stark und entstellt, wie die einer Wassersüchtigen. Sie fühlte sich mir gegenüber erniedrigt, wie von einer schimpflichen Krankheit! Ein schmerzliches Leiden sprach sich in ihrem Gesicht aus, sobald sie merkte, dass meine Augen auf ihrer entstellten Figur ruhten.

Ich fühlte, dass ich am Ende war, unfähig noch länger die Last dieses elenden Lebens zu schleppen. Jeden Morgen, wenn ich, nach unruhigem Schlaf meine Augen öffnete, war es mir, als wenn jemand mir einen tiefen Kelch darböte und zu mir sagte: „Wenn Du heute trinken, wenn Du leben willst, musst Du Dein Herzblut bis zum letzten Tropfen hier hinein pressen." Bei jedem Erwachen stieg mir ein Widerwillen, ein unbeschreiblicher Ekel aus dem Innersten meines Wesens auf. Und doch musste ich leben.

Mit grausamer Langsamkeit schlichen die Tage dahin. Die Zeit floss nicht, sondern tropfte schwerfällig.

Und vor mir lag noch der Sommer und ein Teil des Herbstes. Ich zwang mich, meinem Bruder nachzuahmen, ihm bei dem grossen landwirtschaftlichen Werke, das er unternommen, zu helfen, mich an dem Feuer seines Glaubens zu entflammen. Ich blieb ganze Tage zu Pferde, wie ein Pferdehüter; ich ermüdete mich durch Arbeiten mit den Händen, in irgend einer leichten, monotonen Beschäftigung. Ich versuchte die Schärfe meines Gewissens im Verkehr mit den Landleuten abzustumpfen, mit den einfachen und aufrichtigen Männern, mit solchen, bei denen die ererbte Moral genügte, um ihren Beruf ebenso selbstverständlich zu erfüllen, wie es ihre körperlichen Organe thaten. Zu verschiedenen Malen besuchte ich Johann von Scordio, den einsamen Heiligen, ich wollte seine Stimme hören, wollte ihn nach seinem Unglück fragen, seine so traurigen Augen wollte ich wiedersehen, sein mildes Lächeln. Aber er war schweigsam, ein wenig schüchtern mit mir; er antwortete kaum mit wenigen unbestimmten Worten, er liebte es nicht, von sich selbst zu sprechen, liebte es nicht, sich zu beklagen, er unterbrach nicht die Arbeit, mit der er beschäftigt war. Seine knochigen, dürren, braunen Hände, die in lebendigem Erz gegossen zu sein schienen, ruhten nie, sie kannten wohl keine Müdigkeit. Eines Tages rief ich aus:

— Aber wann ruhen Deine Hände?

Der brave Mann betrachtete lächelnd seine Hände; er sah den Rücken und die Fläche an, und hielt sie von innen und aussen gegen die Sonne. Dieser Blick, dieses Lächeln, diese Sonne, diese Bewegung verliehen seinen groben, schwieligen Händen königlichen Adel. Schwielig von den Werkzeugen des Ackerbaues, geheiligt durch das Gute, das sie gethan, durch die ungeheure Arbeit, die sie bewältigt, waren diese Hände jetzt würdig, die Palme zu tragen.

Der Alte kreuzte die Hände auf der Brust, nach christlichem Begräbnisbrauch, und erwiderte, noch immer lächelnd:

Bald, mein Herr, wenn Gott will. Wenn sie mich so in den Sarg legen. So soll es sein.

## XXII.

Alle Mittel waren umsonst. Die Arbeit erleichterte, tröstete mich nicht, denn ich arbeitete übermässig, ungleich, unregelmässig, fieberhaft, häufig unterbrochen von einer unüberwindlichen Trägheit, Erschöpfung, Teilnahmlosigkeit.

Mein Bruder ermahnte mich:

— Das ist nicht nach der Vorschrift. Du verbrauchst in einer Woche die Kraft von sechs Monaten, dann fällst Du wieder in Teilnahmlosigkeit zurück, um Dich von neuem, bis zur Erschöpfung in die Arbeit zu stürzen. Das ist

Digitized by Google

nicht nach der Vorschrift. Damit unser Werk von Erfolg gekrönt sei, muss es ruhig, einheitlich, harmonisch ausgeführt werden. Verstehst Du? Wir müssen uns eine Methode vorschreiben. Aber Du hast den Fehler aller Novizen: den Übereifer. Mit der Zeit wirst Du ruhiger werden.

Mein Bruder sagte mir:

— Du hast noch nicht das Gleichgewicht gefunden. Du fühlst noch nicht festen Boden unter den Füssen. Aber fürchte nichts. Früher oder später wirst Du das richtige ergreifen. Und das wird plötzlich, unerwartet geschehen.

Und weiter sagte er:

— Juliane wird Dir gewiss, dieses Mal, einen Erben schenken: Raimund. Ich habe an den Paten gedacht. Johann von Scordio soll Deinen Sohn über die Taufe halten. Einen würdigeren Paten könnte er nicht haben. Johann würde ihm seine Güte und seine Kraft einflössen. Wenn Raimund alt genug ist, uns zu verstehen, werden wir ihm von diesem grossen Alten erzählen. Und Dein Sohn wird das werden, was wir selbst nicht sein konnten.

Oft kam er auf diesen Gegenstand zurück, oft sprach er von Raimund; er wünschte, dass das Kind das von ihm erträumte Ideal des Menschen verkörpern, ein Mustermensch werden sollte. Er ahnte nicht, dass jedes seiner Worte für mich ein Dolchstich war, das meinen Hass noch bitterer, meine Verzweiflug noch trostloser machte.

Ahnungslos verschworen sich Alle gegen mich; verwundeten sie mich Alle um die Wette. Wenn ich mich einem der Meinigen näherte, war ich immer ängstlich und furchtsam, als wäre ich gezwungen an der Seite eines Menschen zu bleiben, der furchtbare Waffen in Händen hat, deren Gebrauch und Gefährlichkeit ihm unbekannt. Unausgesetzt lebte ich in der Erwartung, getroffen zu werden. Um ein wenig Ruhe zu finden, musste ich die Einsamkeit aufsuchen, weit weg von Allen fliehen; aber in der Einsamkeit stand ich Auge in Auge mit meinem schlimmsten Feind: mit mir selbst.

Ich fühlte, wie ich mich allmählich verzehrte; es schien mir als entfliehe das Leben durch alle meine Poren. Zuweilen wiederholten sich bei mir Seelenzustände, die der dunkelsten Periode meines Lebens angehörten, die mir jetzt so fern lag. Zuweilen empfand ich nichts als die Vereinsamung meines Lebens unter all den unnützen Fantastereien. Lange Stunden fühlte ich nichts als die schwere erdrückende Last des Lebens und das gleichmässige Schlagen einer Arterie in meinem Kopfe.

Und wieder wendeten sich meine Ironie und mein Sarkasmus gegen mich selbst, unwillkürliche Wutausbrüche überkamen mich, in denen ich alles vernichten und zerstören wollte, unbarmherziger Spott, wilde Bosheit, das trübe Ferment der niedrigsten Triebe meines Wesens. Es schien mir, als wüsste ich nicht mehr, was Nachsicht, Barmherzigkeit, Zärtlichkeit, Güte sei. Alle guten Strömungen in meinem Inneren versiegten, vertrockneten, als seien sie verflucht. Und ich sah dann in Juliane nichts weiter, als die brutale Thatsache, den entstellten Leib, die Folge des Verkehrs mit einem andern Mann; und in mir sah ich nichts als den lächerlichen, betrogenen Ehemann, den dummen, empfindsamen Helden eines schlechten Romans. Mein innerer Spott verschonte keine meiner, keine von Juliane's Handlungen. Das Drama verwandelte sich für mich in eine beissende satirische Komödie. Nichts hielt mich mehr zurück, alle Bande waren zerrissen; ein gewaltsamer Bruch trat ein. Und ich dachte bei mir: „Warum soll ich hier bleiben, um diese verhasste Rolle zu spielen? Ich gehe fort von hier, kehre zurück in die Welt, zu dem früheren Leben, zur Freiheit. Ich werde mich betäuben, werde untergehen. Was liegt daran? Ich will nur das sein, was ich bin: Schlamm im Morast. Pfui!“

## XXIII.

In einem dieser Anfälle beschloss ich La Badiola zu verlassen und nach Rom zu reisen, auf gut Glück.

Digitized by Google

Es fand sich ein guter Vorwand.

Da ursprünglich keine so lange Abwesenheit geplant war, hatten wir unser Haus nur in provisorischem Zustand zurückgelassen. Es war nun vieles in Ordnung zu bringen und die Vorkehrungen so zu treffen, dass unsere Abwesenheit bis zu einem unbestimmten Termin verlängert werden konnte.

Ich kündigte meine Abreise an und überzeugte sowohl meine Mutter, wie meinen Bruder und Juliane von deren Notwendigkeit. Ich versprach in wenigen Tagen die Sache zu erledigen und traf meine Vorbereitungen.

Spät am Abend vor der Abreise, hörte ich, während ich dabei war meinen Koffer zu schliessen, an meiner Thüre klopfen.

— Herein — rief ich.

Erstaunt sah ich Juliane eintreten.

— Du bist es?

Ich ging ihr entgegen. Sie war atemlos, vielleicht von der Anstrengung des Treppensteigens. Ich liess sie niedersitzen und bot ihr eine Tasse kalten Thee, in dem eine dünne Citronenscheibe lag, an, ein Getränk, das sie früher gern gemocht und das jetzt für mich bereit stand. Sie netzte kaum die Lippen und gab es mir zurück. Ihre Augen verrieten eine gewisse Unruhe. Nach einiger Zeit fragte sie schüchtern:

— Du willst also reisen?

— Ja — erwiderte ich — morgen früh, wie Du weisst.

Es folgte eine lange Pause des Schweigens.

Durch die geöffneten Fenster drang eine köstliche Frische. Der Vollmond schien hell auf die Fensterbrüstung, der Gesang der Grillen im Chore klang herüber und erinnerte an den heiseren, aus unendlicher Ferne dringenden Ton einer Flöte.

Mit veränderter Stimme fragte sie mich:

— Sage mir die Wahrheit. Wann kommst Du zurück?

— Ich weiss es nicht — antwortete ich.

Wieder folgte eine Pause. Ein milder Wind wehte dann und wann und blähte die Vorhänge auf und jeder Luftzug, der in's Zimmer drang, liess uns die Wollust, die in dieser Sommernacht lag, empfinden.

— Du verlässt mich?

Eine so tiefe Niedergeschlagenheit lag in ihrer Stimme, dass die rauhe Härte in meinem Inneren sich mit einem Schlage löste, und ich von Reue und Mitleid ergriffen wurde.

— Nein — antwortete ich — fürchte nichts Juliane. Aber ich bedarf der Ruhe. Ich kann nicht mehr. Ich bedarf der Erholung.

— Du hast recht — sagte sie.

— Ich glaube, dass ich bald zurückkehren werde, wie ich es versprochen habe. Ich werde Dir schreiben. Und vielleicht wird es auch Dir, wenn Du mich nicht mehr leiden siehst, eine Erleichterung sein.

— Für mich giebt es keine Erleichterung.

Unterdrücktes Schluchzen klang aus ihren Worten. Und mit einem Ausdruck von herzzerreisender Angst, fuhr sie gleich darauf fort:

— Tullio, Tulio, sage mir die Wahrheit. Du hassest mich? Sage mir die Wahrheit!

Und ihre Augen fragten mich noch angstvoller als ihre Worte. Einen Augenblick schien es, als ob ihre ganze Seele in mich dringen wollte. Und diese armen, weit geöffneten Augen, diese reine Stirn, die zuckenden Lippen, das abgemagerte Kinn, dieses ganze zarte, schmerzerfüllte Antlitz, das einen solchen Gegensatz zu dem schändlich entstellten Körper bildete, diese zarten Hände, die sich mit flehender Geberde mir entgegenstreckten, verursachten mir mehr Pein, als je und erregten mein Mitleid und rührten mich.

— Glaube mir Juliane, glaube mir, ein für alle Male. Ich hege keinen Groll gegen Dich und werde Dir niemals grollen. Ich vergesse nicht, dass ich Dein Schuldner bin! ich vergesse nichts. Habe ich Dir nicht schon den Beweis geliefert? Fasse wieder Mut. Denke jetzt an Deine Befreiung. Und

Digitized by Google

dann . . . wer weiss! Aber was auch geschehen möge, ich werde Dir beistehen, Juliane. Jetzt lass mich reisen. Vielleicht werden mir einige Tage der Abwesenheit wohlthun. Ich werde beruhigter zurückkehren. Und Ruhe wird uns dann sehr not thun. Du wirst meines ganzen Beistandes bedürfen . . .

Sie sagte:

— Ich danke Dir. Du kannst aus mir machen, was Du willst.

Gesang von Menschenstimmen tönte jetzt durch die Nacht und übertönte das heisere Flötenkonzert der Grillen: — vielleicht ein Chor von Dreschern, die in einer fernen Tenne im Mondschein sangen.

— Hörst Du? — sagte ich.

Wir lauschten. Ein leiser Wind bewegte die Luft. Und die ganze Wollust der Sommernacht machte mein Herz schwellen.

— Möchtest Du, dass wir uns draussen auf die Terrasse setzten — fragte ich Juliane mit sanfter Stimme.

Sie willigte ein und stand auf.

Wir gingen in das Nebenzimmer, wo kein anderes Licht leuchtete als der Vollmond.

Eine weisse Lichtwelle, etwas wie körperlose Milch, überflutete den Boden. In dieser Lichtwelle schritt sie vor mir her, um auf die Terrasse zu gehen, und ich konnte den Schatten ihrer entstellten Formen sich dunkel von dem Licht abheben sehen.

Ach, wo war die schlanke, biegsame Gestalt, die ich in meinen Armen gehalten hatte? Wo war die Geliebte, die ich an einem Apriltag unter dem blühenden Flieder wiedergefunden hatte? Und in einem Augenblick empfand ich wieder in meinem Herzen alle Reue, alle Wünsche, alle Verzweiflung.

Juliane hatte sich gesetzt und ihren Kopf gegen das Eisen der Balustrade gelehnt. Ihr voll beleuchtetes Gesicht war weisser, als alles, was sie umgab, weisser als die Wand. Sie hielt die Augenlider gesenkt und der tiefe Schatten, den die Augenwimpern auf ihre Wangen warfen, beunruhigte mich mehr, als ihr Blick.

Wie hätte ich sprechen sollen?

Ich blickte über das Thal, beugte mich über das Geländer und drückte meine Finger gegen das kalte Eisen. Ich sah unter mir eine gewaltige Masse wirrer Erscheinungen, unter denen ich nur das Funkeln des Assóro unterschied. Je nach der Bewegung der Luft hörte man den Gesang ertönen und in den Pausen schlug von neuem der Ton der heiseren Flöte, wie aus unendlicher Ferne an das Ohr. Niemals war mir eine Nacht so voller Süssigkeit und Trauer erschienen. Und aus dem innersten meiner Seele ertönte, wenn auch ungehört, ein lauter Wehschrei über das verlorene Glück.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

# KOLONIALE SPEKULATIONEN.

VON

FRANZ GIESEBRECHT.

Vorbemerkung. Die nachstehende Darstellung der Besiedlungsgeschichte des Bezirkes Windhoek in Deutsch-Südwest-Afrika, speziell des dem „Syndikate für Südwestafrikanische Siedelung“ von der deutschen Regierung überwiesenen Gebietes, stützt sich auf zahlreiche aktenmässige Belege, auf Korrespondenzen und mündliche Berichte, auf einige von dem genannten Syndikate ausgegebene Prospekte, Cirkulare und Denkschriften und auf Begutachtungen seitens kolonialer Autoritäten. Die Basis unserer wider das Syndikat erhobenen Anschuldigungen bilden zwei Civilprozesse, welche sich in nächster Zeit vor Berliner Gerichten abspielen werden. Der Prozess „von Carnap contra Syndikat für Südwestafrikanische Siedelung“ ist in erster Instanz für den Kläger verloren gegangen und wird vor dem Kammergerichte von Herrn Rechtsanwalt Haenschke (Berlin C., Brüderstrasse 4) geführt. Der Prozess „Schreiber contra Syndikat für Südwestafrikanische Siedelung“ liegt in der Hand des Herrn Rechtsanwalts und Notars Raetzell I (Berlin W., Französische Strasse 8). Für beide Prozesse ist von dem Verfasser dieser Studie ein umfangreiches Aktienmaterial gesammelt worden, das in den nachfolgenden Ausführungen teilweise zum Abdruck gelangen wird. Was unsere Publikation an mündlichen Informationen bringt, stammt durchweg von Gewährsmännern, welche bereit sind, ihre Aussagen vor Gericht eidlich zu erhärten, und dürfte also mit Recht die Qualifikation von eidesstattlichen Versicherungen zugebilligt erhalten. —

Kolonialschwindel entsteht oft schon bei den ersten leisen Regungen einer kolonialen Bewegung. Er hat durchaus nichts Extraordinäres an sich und entbehrt auch als psychologische Erscheinung jeder Originalität. Unsaubere Elemente giebt es überall. Gerade die Geschichte der deutschen Kolonialbewegung dient in ausgiebigem Masse zur Illustration dieser Behauptung. Unsaubere Elemente waren es, welche sich, fromm und frech, sogar in jene Kreise drängten, die, heiligen patriotischen Eifers voll, in den Kolonieen dem absterbenden deutschen Nationalgefühle ein neues Sehnsuchtsobjekt zu schaffen suchten. Es steht ausser Frage, dass viele hervorragende Männer, welche für eine energische Inangriffnahme deutsch-kolonialer Bestrebungen plädierten und Zeit und Kraft dem neuen Ideale widmeten, es wirklich ehrlich meinten im Grunde ihres Herzens und nur der Stimme ihrer Ueberzeugung und ihrer vaterländischen Gesinnung Heeresfolge leisteten. Die meisten sogenannten „Kolonialfreunde“ aber dürfte man wohl treffender mit „Kolonialinteressenten“ bezeichnen. Der persönliche Vorteil war das ausschlaggebende Moment, das sie veranlasste, sich der kolonialen Bewegung in Deutschland anzuschliessen.

Digitized by Google

Mochten den Einen ganz gemeine pekuniäre Motive leiten, mochte der Andere es sich zur Aufgabe gemacht haben, Titel und Orden zu ergattern, und mochte der Dritte dem kindlichen Vergnügen huldigen, mit seinem Namen in den Zeitungen paradieren zu wollen, das punctum saliens aller derartigen Bestrebungen war der Profit. Ein Jeder fragte sich: „Was kann die koloniale Chose dir für Nutzen bringen?“ Man rede nur nicht zu viel von „Kolonial-Schwärmerei“. Es existiert im Deutschen Reiche ein Mann, der in der deutschen Kolonialbewegung eine sehr grosse Rolle gespielt hat und heute noch einen hohen amtlichen Posten bekleidet. Dieser Mann ist von der heranwachsenden Generation als der Kolonialheld katexochen angestaunt und gefeiert worden. Man muss aber nur mal hinter die Coulissen schauen. Als besagter Mann, vor etwa einem Jahrzehnte, sich den kolonialen Kreisen in Deutschland näherte, um durch sie sein Fortkommen zu finden, da äusserte er sich gelegentlich in seinem weltbekannten Cynismus:

„Mit der kolonialen Geschichte ist was zu machen. Man muss nur die richtige Fühlung gewinnen. Bei den Nationalliberalen lohnt es sich nicht. Das sind alles zu kluge Köpfe. Ich gehe zu den Konservativen. Das sind meistens dumme Kerls. Da reüssiere ich.“

Und er reüssierte . . . .

Wir müssen zwei Arten von Kolonialschwindel unterscheiden. Es giebt einen Kolonialschwindel, der einen Zug ins Grosse hat, er ist meistens impersonell, rein finanzieller Natur und „arbeitet“ etwa nach der berühmten, historisch gewordenen Methode der Panamisten. Nehmen wir ein Beispiel. Es wird eine Kolonialgesellschaft begründet, welche sich die Aufgabe gestellt hat, eine Kolonie zu besiedeln. Glänzende Namen dienen als Aushängeschild. Die Regierung giebt unentgeltlich grosse Ländereien her. Nun kann der Schwindel in Szene gehen. Anlagekapital ist nicht viel vorhanden, aber vorläufig auch nicht nötig. Einige Ansiedler werden in die Kolonie gelockt und dort, nachdem man ihnen ihr Geld abgenommen hat, ihrem Schicksale überlassen. Alsdann werden günstige Berichte aus der Kolonie veröffentlicht. Nun finden sich auch die Aktionäre. Es giebt immer noch — Leute, die nicht alle werden. Die Gesellschaft floriert . . . Die Sache geht so lange wie sie geht. Eines Tages tauchen plötzlich gewisse Gerüchte auf . . . . Ein Ansiedler, der sich klüglicherweise die letzten tausend Mark für die Rückreise reserviert hat, ist zurückgekehrt und erzählt Wunderdinge aus der als so herrlich geschilderten Kolonie . . . . . Die Träger glänzender Namen ziehen sich allmälig zurück. Endlich kommt der Krach, und was übrig bleibt, ist ein gewaltiger Kehrichthaufen.

Der Kolonialschwindel zweiter Gattung klebt gewissermassen an der Scholle und hat ein weitaus weniger vornehmes Gepräge. Zu dieser Kategorie gehören hauptsächlich die kolonialen Zechpreller und Pferdediebe. Man befasst sich nicht gerne mit solchem Geschmeiss.

Einen besonders gefährlichen Charakter nimmt der Kolonialschwindel an, wenn es einem Individuum der zweiten Art gelingt, sich in einem Unternehmen der ersten Art die führende Rolle anzueignen.

Nun giebt es aber auch noch einen „unbewussten“ Kolonialschwindel. Es ist das psychologisch unschwer zu erklären. Eine leicht entzündliche, lebhafte Phantasie baut gerne Luftschlösser: Châteaux en Espagne und Farmen in Deutsch-Südwestafrika. Ein Herr, der in

Digitized by Google

kolonialen Kreisen sehr bekannt ist, pflegt solche phantasievollen Leute sehr fein als „gemeingefährliche Theoretiker“ zu bezeichnen.

Bemerkenswert bei beiden Arten von Kolonialschwindel ist es, dass den Urhebern desselben seine Inszenierung und Durchführung ausserordentlich leicht gemacht wird. Die unselige Verquickung des Patriotismus mit der Kolonialpolitik trägt nicht zum mindesten die Schuld daran. Die Träger glänzender Namen lieben es, derartigen Unternehmungen den besagten glänzenden Namen zu leihen. Auch pflegt man irrtümlicherweise das höchste Vertrauen in diejenigen Leute zu setzen, welche den Mund am meisten voll nehmen und ihr liebereiches Kolonialherz auf dem Präsentierteller herumzutragen beflissen sind.

Wir haben es immer für unsere Aufgabe gehalten, bei Behandlung kolonialer Fragen der in der deutsch-kolonialen Bewegung sich bereitmachenden Korruption ein Paroli zu biegen. Die Publikation des Falles Leist hat zum mindesten den Erfolg gehabt, die Herren am grünen Tisch über die Zustände in unseren Kolonieen aufzuklären und zur Abstellung der vorhandenen Missstände zu veranlassen. In einer theoretischen Studie „Kolonialgreuel“ haben wir versucht, dem Wesen dieser merkwürdigen historischen Erscheinung näher zu treten und die Wurzeln der bei allen Kolonisationen verübten Scheusslichkeiten bloszulegen. Der vorliegende Fall nun scheint uns ganz besonders der Veröffentlichung bedürftig zu sein. Erstens bildet er gewissermassen das Supplement zu unseren bisherigen Publikationen auf kolonialem Gebiete. Zu zweit ist er von unleugbar grosser sozialer Bedeutung und dürfte gerade in wirtschaftlicher Beziehung als ernste Mahnung und Lehre aufzufassen sein. Vor Allem aber nimmt er das öffentliche Interesse im höchsten Grade in Anspruch und fordert gebieterisch seine Bekanntgebung, um ähnlichen Geschehnissen in Zukunft vorzubeugen.

Wir wollen in dieser Arbeit durchaus nicht festzustellen versuchen, ob es sich bei den Manipulationen des „Syndikates für Südwestafrikanische Siedelung“ wirklich um einen Fall von Kolonialschwindel handelt. Das zu entscheiden, überlassen wir den Gerichten. Die durch das Syndikat geschädigten Ansiedler behaupten freilich allen Ernstes und sehr bestimmt, dass sie von dem Syndikate um ihr Vermögen geradezu betrogen worden seien. Sie haben daher nicht blos einen Zivilprozess gegen das Syndikat angestrengt, sondern auch bei der Staatsanwaltschaft gegen die damaligen Leiter des Syndikates Anzeige erstattet. Die Staatsanwaltschaft hat auch bereits am 6. November 1894, unter dem Aktenzeichen I 10873, die Zivilakten des Prozesses „von Carnap contra Syndikat für Südwestafrikanische Siedelung“ von der Gerichtsschreiberei des Landesgerichts I zu Berlin sich zur Einsichtnahme erbeten und, nach Erledigung des Prozesses in erster Instanz, eine nochmalige, diesbezügliche Anfrage gestellt. Bekanntermassen pflegt die Staatsanwaltschaft in Betrugsaffären erst die Beendigung des Zivilprozesses in allen Instanzen abzuwarten, ehe sie zur Erhebung der Anklage schreitet. Die damaligen verantwortlichen Leiter des Syndikates waren der Geh. Justizrath Prof. Dr. von Cuny und der Generalsekretär der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ Dr. Bokemeyer. Der letztere, welcher als der Hauptschuldige bezeichnet wird, ist vor einiger Zeit gestorben. Wir würden uns nun gerne der Maxime be-

Digitized by Google

fleissigen: de mortuis nil nisi bene. Aber der Ernst der Sache, die wir führen, verlangt eine schonungslose Kritik. Wir wollen und müssen die Thatsachen sprechen lassen, wie uns unsere Gewährsmänner dieselben übermittelt haben. Dem Publikum bleibt es dann überlassen, die im Nachfolgenden aufgezeichneten Geschehnisse mit unseren vorstehenden theoretischen Ausführungen zu vergleichen und sich selber daraus seine Schlüsse zu ziehen.

Ueber die Entstehungsgeschichte des Syndikates dürften folgende Mitteilungen am Platze sein. Als das deutsche Kolonialwesen sich einigermassen konsolidiert hatte und die einzelnen deutschen Kolonien abgegrenzt und unter eine ordnungsmässige Verwaltung gestellt worden waren, begann man in Deutschland sich lebhafter mit der Frage zu beschäftigen, wie man am besten die Kolonialgebiete finanziell auszubeuten und in handelspolitischer Beziehung dem Mutterlande nutzbar zu machen vermöchte. Dabei wurde natürlicherweise auch die Besiedlung der ausgedehnten deutsch-afrikanischen Landstrecken in Erwägung gezogen. Togo, Kamerun, Deutsch-Ostafrika und Neu-Guinea waren Plantagen- oder Handelskolonieen. Die einzige Ackerbaukolonie, die wir besassen, war Deutsch-Südwestafrika. Auf dieses richteten sich daher die Blicke derjenigen, welche sich aus einem Siedelungsunternehmen ideelle und materielle Vorteile versprachen. Der „Deutschen Kolonial-Gesellschaft", welche sich die Förderung aller kolonialen Bestrebungen zur Aufgabe gemacht hatte, verdankte der Siedelungsgedanke seine Entstehung. Am 18. März 1892 war an die Mitglieder des Hauptvorstandes und die Vorstände der Abteilungen der „Deutschen Kolonialgesellschaft" ein „Deutsche Kolonialgesellschaft. Der Präsident. I. V.: Dr. Hammacher" unterzeichnetes Rundschreiben erlassen worden, welches die Bildung einer Siedelungsgesellschaft in Aussicht stellte und zur Zeichnung von Anteilscheinen aufforderte. Zugleich wurde mitgeteilt, dass die Regierung sich bereit erklärt hätte, den Bezirk Klein-Windhoek in Deutsch-Südwestafrika der neuen Gesellschaft zu Siedelungszwecken unentgeltlich zu überlassen. Eine Anzahl von Kolonialfreunden trat zusammen und am 23. April 1892 wurde das „Syndikat für Südwestafrikanische Siedelung" begründet.[1]) Zum Vorsitzenden wurde der Geh. Justizrath Professor Dr. von Cuny gewählt. Dieser, sowie Dr. Bokemeyer und Vizekonsul Schwabe bildeten den geschäftsführenden Ausschuss.

Vom finanziellen Standpunkte aus ist das Unternehmen des Syndikates in ziemlich leichtsinniger Weise begonnen worden. Ehe noch die genügenden Anteile gezeichnet waren oder man sich über eine anderweitige Beschaffung von Mitteln klar geworden war, ging man an die praktische Ausführung des auch noch recht skizzenhaften Programmes. Bereits in der zweiten Syndikatssitzung vom 3. Dezember 1892 muss über „das weitere Vorgehen behufs Aufbringung von Kapital" beraten werden. Die Rechnungslegung per 1. März 1893 ergiebt dann folgendes Resultat für das erste Geschäftsjahr: Einnahmen 85163,25 Mk. darunter 372 Anteile à 200 Mk. und 10000 Mk. für zwei verkaufte Farmen. Die Ausgaben beziffern sich auf gegen 80000 Mk., sodass ein Baarbestand von nur 7198,69 Mk. vorhanden ist. Unzweifelhaft hätte das Syndikat bereits im zweiten Geschäftsjahre mit einer gehörigen Unterbilanz arbeiten müssen, wenn ihm nicht die Regierung mit weitgehenden Konzessionen hilfreich unter die Arme gegriffen hätte. Ueber dieses interessante Beispiel von offenbarem Staatssozialismus ist uns von kompetenter Seite folgendes mitgeteilt worden:

Der Kolonialdirektor im Auswärtigen Amt Geheimrat Kayser, der so vortrefflich die politische Balancierstange zu handhaben weiss, wollte sich die Nationalliberalen verbinden. Er förderte daher das Syndikat, dessen Mitglieder



Digitized by Google

sich zumeist aus den Mittelparteien rekrutierten. Das Syndikat hatte bezüglich der Landfrage exorbitante Forderungen gestellt, die einfach nicht zu bewilligen waren. Immerhin wurde ihm noch eine sehr grosse Landfläche überwiesen, in Summa 300000 preussische Morgen, und für später wurden ihm weitere Schenkungen in Aussicht gestellt. Das oben erwähnte Terrain also bildete die substanzielle Grundlage der angestrebten Gesellschaft. So vorsichtig ist Geheimrat Kayser aber doch gewesen, dem die Gesellschaftsgründung vorbereitenden Syndikate die Bedingung zu stellen, dass es sich bis zum 1. Januar 1896 als Gesellschaft konstituiert haben müsste, wenn es die definitive Ueberlassung der ihm provisorisch zugeteilten Ländereien anstrebte. Freilich hat das Auswärtige Amt dem Syndikate die Gesellschaftsgründung ausserordentlich leicht gemacht. Als Grundkapital für die Gesellschaft waren nur 300000 M. normiert worden, während ähnliche Unternehmungen sonst mit $^1/_2$ bis 1 Million fundiert zu werden pflegen.

Ohne die grossen Landschenkungen und die weiteren seitens der Regierung gemachten Verheissungen wäre die ganze Syndikatsunternehmung überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Nun glückte es aber dem Syndikate, sich noch eine fernere Finanzbasis zu schaffen. Es traf mit der Wörmannlinie ein Abkommen des Inhalts, dass diese Dampfergesellschaft von dem Syndikate eine Minimalfracht erhalten und sich dafür verpflichten sollte, zu bestimmten Zeiten in Swakopmund, dem Haupthafenplatze von Deutsch-Südwestafrika, anzulaufen. Es wurden äusserst billige Frachtsätze abgemacht. Die Hauptsache für das Syndikat aber war die Vereinbarung, dass die Verfrachtungen nur durch das Syndikat bewerkstelligt werden durften. Das Syndikat schraubte natürlich die Frachtsätze ausserordentlich in die Höhe und verdiente an der sich hieraus ergebenden Differenz ein Sündengeld, das in erster Linie den armen Auswanderern abgenommen wurde. So flossen bei den Verfrachtungen 50 Prozent und mehr in die Tasche des Syndikates. Doch nicht genug! — Um dem Syndikate die Minimalfracht zu sichern, traf die Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes mit ihm das Abkommen, dass aller Bedarf für die Verwaltung und für die Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika gleichfalls durch das Syndikat verfrachtet werden sollte. Auf diese Weise wurde für das Syndikat allerdings allmälig eine ausgiebige Finanzgrundlage geschaffen. Aber es ist doch unerhört, dass die Regierung, um einer Privatgesellschaft die Existenz zu ermöglichen, in so verschwenderischer Weise mit den Reichsmitteln wirtschaftet und für Frachten an 100000 Mark mehr als nötig verausgabt. Es ist nicht minder unerhört, dass sich zwischen Passagiere und Dampfergesellschaft in Gestalt des Syndikates ein völlig überflüssiger Vermittler einschiebt, der den Löwenanteil des erzielten Umsatzes für sich in Anspruch nimmt.

Wenn trotzdem und alledem heute die finanziellen Erfolge des Syndikates auf dem Gefrierpunkte stehen, so liegt das im Wesentlichen, wie wir oben gezeigt haben, an der ungenügenden Finanzierung des Unternehmens bei Begründung des Syndikates. Auch das planlose Draufloswirtschaften der späteren Jahre ist nicht ohne schädigenden Einfluss auf die finanziellen Verhältnisse des Syndikates geblieben. —

Die Anschuldigung der finanziellen Misswirtschaft werden wir später noch durch zahlreiche eklatante Beispiele erläutern. Jetzt kommen wir zu dem zweiten Vorwurfe, der gegen das Syndikat erhoben wird, dass es die Ansiedler, welche als Landwirte in Südwestafrika ihr Fortkommen suchen wollten, in eine für Ackerbau und intensiv betriebene Viehzucht gleich ungeeignete Gegend gesandt habe. Das Syndikat wahrt sich selbst ganz entschieden gegen diese Behauptung. Hören wir zuerst den Gewährsmann des Syndikates, den stellvertretenden Kaiserlichen Kommissar Major von François. Der-

Digitized by Google

selbe schreibt am 19. Oktober 1892 in einem Berichte an den Reichskanzler:

„Das seitens der Regierung der Siedelungsgesellschaft kostenlos überlassene Gebiet von Klein-Windhoek wird begrenzt durch die Plätze Aris, Gross-Windhoek, Okapuka, und im Osten durch die Wasserscheide Nosob-Windhoeker Wasser.

Höchstens mit Ausnahme von Aris, welcher Platz möglicherweise von den Bastards beansprucht wird, steht der Besiedlung in dem genannten Gebiete durch Deutsche nichts entgegen. Das Gebiet umfasst die zu Gemeindeplätzen sich eignenden Wasserstellen Klein-Windhoek, Aris, Okapuka, Brackwater und ca. 30 für Farmen passende Wasserstellen mit einem Weidefelde von in Summa 300000 Morgen. Die vorzüglichsten Weide- und günstigen Wasserverhältnisse, die Nähe der grössten Truppenstation Gross-Windhoek und der wichtigsten Verkehrsader von der Küste bezw. dem Norden nach dem Namalande machen das Gebiet zu dem begehrtesten des Schutzgebietes, und ist anzunehmen, dass die von der Siedelungsgesellschaft zu vergebenden Farmen bald ihre Käufer finden werden. Nicht wenig dürfte hierzu der von der Gesellschaft für dieselben geforderte, ausserordentlich geringe Preis beitragen, der nur mit Rücksicht eines schnellen Anfangs gut geheissen werden kann."

Diesen Ausführungen des Majors von François, der von landwirtschaftlichen Verhältnissen wohl ebenso wenig Ahnung hat, wie von wirtschaftlichen,*) stellen wir das Gutachten eines Mannes gegenüber, der acht Jahre als Landwirt in Südwestafrika gelebt und die dortigen Zustände von Grund aus kennen gelernt hat. Herr Rechtsanwalt Raetzel I, der sich dies Gutachten für den von ihm geführten Prozess „Schreiber contra Syndikat für Südwestafrikanische Siedelung" besorgt hat, stellte es uns freundlichst zur Verfügung.

## GUTACHTEN

### des Landwirts Herrn E. Hermann über die Besiedelungsfähigkeit des dem Syndikate für Südwestafrikanische Siedelung gehörigen Terrains.

Innerhalb des dem Syndikate für Südwestafrikanische Siedelung gehörigen Gebietes um Gross- und Klein-Windhoek ist ein Ackerbau an und für sich ausgeschlossen, was der Leitung der Siedelungsgesellschaft unbedingt bekannt sein musste. Jede Bodenkultur ist dort nur mit Hilfe künstlicher Wässerung möglich. Das in Gross- und Klein-Windhoek zur Verfügung stehende Wasser reicht höchstens dazu aus, für die heute dort ansässige Einwohnerschaft (inklusive Schutztruppe und Beamte) die notwendigen Küchengärten zu unterhalten. Es ist wohl möglich, dass ein strebsamer Ansiedler sich ganz geringe Einnahmen durch seinen Garten verschaffen kann. In der Regel wird derselbe jedoch nur den Küchenbedarf des Ansiedlers decken können.

Auch inbetreff der Viehzucht ist ein selbständiges landwirtschaftliches Gewerbe, welches nicht allein den Lebensunterhalt für die Familie des Unternehmers und sein Gesinde zu beschaffen hat, sondern auch noch einen Gewinn abwerfen soll, vollkommen ausgeschlossen. Die Einwohnerzahl von Windhoek wird, einschliesslich der Eingeborenen, sich auf nicht weniger als 2000 Seelen beziffern. Da dort Milch als ein hervorragendes Nahrungsmittel zu bezeichnen ist, sind zur Ernährung dieser Be-

*) Es widerspricht den einfachsten, ökonomischen Grundsätzen, das begehrteste und an den Hauptverkehrsadern belegene Gebiet eines Landes zu landwirtschaftlichen Zwecken zu benutzen. In ganz Südwestafrika giebt es keinen zur Begründung einer städtischen Centrale geeigneteren Platz, als Windhoek. Es zeugt nicht gerade für ein tiefgehendes, wirtschaftliches Verständnis des Majors von François, wenn er 50 Pfennige per Morgen in Südwestafrika einen ausserordentlich geringen Preis nennt und durch die angeratene baldige Erhöhung des Kaufpreises geradezu zu Terrainspekulationen auffordert.



Digitized by Google

völkerung mindestens 1000 Kühe in Anschlag zu bringen. Ferner müssen an stets verfügbarem Schlachtvieh wenigstens 1000 Hammel, resp. 200 Ochsen, gehalten werden. Die Schutztruppe und die Beamten bedürfen der permanenten Gegenwart von einigen hundert Pferden. Hierzu kommen noch die Zugtiere, welche gerade ortsanwesend sind, infolge des Handels und des lebhaften Verkehrs immerhin eine Zahl, die sich auf einige hundert Ochsen und mehrere Pferde veranschlagen lässt. Da nun das Land um Gross- und Klein-Windhoek keineswegs durchweg als brauchbare Weide anzusehen ist, sondern im Gegenteil vielfach — etwa ein Viertel des Gebietes umfassend — aus steilen und steinigen Gebirgs-Partieen besteht, die für Weidevieh überhaupt unzugänglich sind, so wäre allein für die notwendigsten Bedürfnisse der heutigen Einwohnerschaft von Gross- und Klein-Windhoek an Weideland ein Areal von 160000 Morgen notwendig. Da diese zahlreichen Tiere dort meist ungehütet im Gelände umherlaufen, da ferner eine auf nur einige Zeit anhaltende Dürre das Bedürfnis nach einem neuen Weideland unverhältnismässig steigert und der lebhafte Verkehr in Windhoek durch das Durcheinanderlaufen der Tiere die Einschleppung von verheerenden Seuchen (besonders der Lungenseuche) ausserordentlich begünstigt, so ist an ein selbständiges Viehzuchtunternehmen garnicht zu denken, zumal ein solches stets ausgiebige Weideländereien und einem ruhigen und stetigen Betrieb erfordert, wenn es überhaupt einen Gewinn abwerfen soll.

Demnach also ist die Umgegend von Gross- und Klein-Windhoek wohl geeignet, für Handwerker und andere Gewerbtreibende als dauernder Aufenthaltsort zu dienen, es ist aber wohl der allerungeeignetste Bezirk für ein selbständiges, landwirtschaftliches Unternehmen. Da Windhoek als politischer Mittelpunkt, auch was Handel und Verkehr anbelangen, sich in aufsteigender Linie bewegt, so ist vorauszusehen, dass die die Landwirtschaft hemmenden Einflüsse sich von Jahr zu Jahr immer mehr noch steigern werden.

Alles dieses musste den Leitern des Syndikates für Südwestafrikanische Siedelung wohl bekannt sein, es steht ihnen daher nicht die Entschuldigung zur Seite, dass sie aus eigener Unkenntnis Hoffnungen und Erwartungen geweckt hätten, welche sich niemals verwirklichen konnten.

Um in Deutsch-Südwestafrika ein selbständiges landwirtschaftliches Gewerbe beginnen zu können, sind auch in den besten Lagen mindestens 10000 Hektaren = 40000 preussische Morgen notwendig. Dieses Unternehmen würde auch dann nur einem kleinbauerlichen Betriebe in Deutschland entsprechen, aber doch ein Anlagekapital von mindestens 20000 Mk. erfordern, wobei vorausgesetzt wird, dass die Ländereien, wie es billig ist, dem Ansiedler unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Der Grund und Boden dort, wie überall in der Welt, hat an und für sich keinen Wert, sondern verdankt einen solchen erst der darangewandten Arbeit. Da nun das Syndikat für Südwestafrikanische Siedelung diese Ländereien unentgeltlich von der Regierung erhalten hat, unter der Bedingung, dort Ansiedler unterzubringen, und da das Syndikat fernerhin alle von ihm gewährten Leistungen sich ausgiebig von den Ansiedlern bezahlen lässt, so ist es unbillig, dass das Syndikat die Unkenntnis der Ansiedler ausbeutet und sich für die Ländereien einen Preis bezahlen lässt, den diese erst nach langjähriger Bearbeitung durch den Ansiedler wert sind. Das Syndikat ist umsoweniger hierzu berechtigt, als alle Meliorationen im Lande durch die Regierung ausgeführt werden, ebenso wie diese allein für Sicherheit und Verkehrseinrichtungen Sorge trägt.

Es mag für eine Gesellschaft vielleicht schwer sein, zwischen der Regierung und dem einzelnen Ansiedler noch ein dankbares Arbeitsfeld zu finden. Jedenfalls liegt keine Veranlassung vor, den Ansiedler dem Syndikate abgabepflichtig zu machen, wenn er dadurch verhindert wird, mit der Zeit seine Lage behaglicher zu gestalten und Handelsbeziehungen mit dem Mutterlande zu pflegen, auf welche dieses, nach all den grossen Opfern, die es für die Kolonieen gebracht hat, nachgerade einigen Anspruch erheben darf.

Berlin, den 25. Oktober 1895.

E. HERMANN.

(Die Unterschrift ist notariell beglaubigt.)

Der Kontrast, in welchem diese beiden Darstellungen zu einander stehen, ist ein ausserordentlicher. Wir möchten aber doch den Aussagen des erfahrenen praktischen Landwirts das grössere Gewicht beimessen. Wenn Hermann meint, das Syndikat hätte die ungünstigen

Digitized by Google

Ansiedlungsverhältnisse im Bezirke Windhoek kennen müssen, so können wir dieser Ansicht nur beipflichten. Wenn das Syndikat dem höchst oberflächlichen Berichte des Kaiserlichen Kommissars blindlings Glauben schenkte, so ist das zwar höchst patriotisch gedacht und gehandelt, enthebt das Syndikat aber keineswegs der Verantwortung, welche es durch Entsendung von Ansiedlern nach Afrika auf sich geladen hat.

Wir kommen jetzt zu der dritten Beschuldigung, welche wider das Geschäftsgebahren des Syndikates erhoben wird. Das ist die Art und Weise, wie man die Ansiedler in die Kolonie hinausgelockt hat. Eine der ersten Massnahmen des Syndikates gleich nach seiner Begründung war die Entsendung des Grafen Pfeil nach Südafrika. Derselbe sollte im Kaplande Kolonisten für den Windhoeker Bezirk zu gewinnen suchen. Nach ihm wurden dann noch die Herren von Uechtritz, Dr. Hindorf und Dr. Dove in das Siedelungsgebiet entsandt. Auf die Berichte all dieser Herren und die brieflichen Nachrichten der ersten drei Ansiedler gestützt, stellte das Syndikat im April 1893 eine kleine Broschüre zusammen, welche sich „Notizen für Ansiedler in Deutsch-Südwestafrika" betitelt und seit einiger Zeit so gut wie vom Erdboden verschwunden ist. Wir haben sie dennoch aufgetrieben und werden sie im Folgenden einer sorgfältigen Kritik unterwerfen. Diese Broschüre bildet übrigens die hauptsächlichste Unterlage für die gegen das Syndikat angestrengten Civilprozesse. Sie soll falsche Vorspiegelungen enthalten und ein im höchsten Grade gewissenloses Machwerk sein. Ihr Verfasser hat offenbar seiner Phantasie einen all zu grossen Spielraum gewährt und aus den Berichten der ersten Sendboten des Syndikates nur das herausgenommen, was ihm gerade in den Kram passte. Uebrigens haben weder Graf Pfeil noch Herr von Uechtritz es anscheinend verstanden, sich über die landwirtschaftlichen Verhältnisse um Windhoek Klarheit zu verschaffen. Sonst hätten sie das Syndikat unbedingt von seinem Siedelungswerke in der Form, wie dieses vor sich ging, abhalten müssen. Dr. Dove ist Meteorologe und hat über die klimatischen Verhältnisse durchaus wahrheitsgetreue und sehr interessante Berichte geliefert. Dr. Hindorf, selber Landwirt, wird als der Vater der unglücklichen Heimstättenidee genannt. Diese wird am besten durch das vorstehende Hermannsche Gutachten widerlegt, demgemäss ein selbständiger landwirtschaftlicher Betrieb in Südwestafrika an 40000 preussische Morgen zur Bewirtschaftung gebraucht. Die Hindorfschen Heimstätten umfassen aber nur eine äusserst geringe Zahl von Morgen,*) können also, was auch die Thatsachen bewiesen haben, durch landwirtschaftlichen Betrieb eine Familie nicht ernähren.

Die vorhin erwähnten „Notizen" beginnen mit einer Zusammenstellung der nach Ansicht des Syndikates für den Ansiedler notwendigsten Ausrüstungsgegenstände. Ein Kapital von 5000—6000 M. wird zum mindesten durch diese Anschaffungen absorbiert. Abgesehen davon, dass viele der anempfohlenen Ausrüstungssachen höchst überflüssig sind, wie Ackergeräte, Tauschwaaren, Fensterrahmen u. s. w., ist es auch vom wirtschaftlichen Standpunkte aus höchst verkehrt, seine Geldmittel durch übermässige Einkäufe zu erschöpfen und sich selber dadurch wirtschaftlich die Hände zu binden. Ein Kenner Deutsch-Südwestafrikas schreibt uns darüber:

*) Meist nur 6—12 Morgen. Auf dieser Fläche kann man nicht ein Stück Vieh ordentlich ernähren.

Digitized by Google

„Wenn ein landwirtschaftliches Unternehmen in Deutsch-Südwestafrika bald einen Gewinn abwerfen soll, so muss nach der heutigen Lage der Dinge der Unternehmer den grössten Teil des ihm zur Verfügung stehenden Kapitals für den Ankauf von Wollschafen und Angoraziegen verwenden. Es ist also direkt gegen das Interesse des Unternehmers gehandelt, wenn derselbe veranlasst wird, sein Geld für Dinge auszugeben, welche er besser nach und nach aus den laufenden Einnahmen sich anschafft, selbst auf die Gefahr hin, die ersten Jahre dort unter grossen Entbehrungen hinbringen zu müssen. Ohne dieses ihm zur Verfügung bleibende Kapital zur Anschaffung von Wollschafen und Angoraziegen ist er der Gefahr ausgesetzt, einer schnellen gänzlichen Verarmung anheimzufallen, ohne jede Aussicht, auch mit den grössten Anstrengungen und Entbehrungen sich jemals wirtschaftlich selbständig zu machen."

Demnach also kann man dem Syndikate nicht den Vorwurf ersparen, dass es sich zum mindesten als sehr schlecht informiert gezeigt hat. Es hat den meisten Ansiedlern viele unbrauchbare Sachen aufgehalst und ihnen das Betriebskapital dadurch in ganz erheblicher Weise geschmälert.*) Von den geschädigten Ansiedlern wird behauptet, es wäre das geschehen, um die grossen Frachtspesen herauszuschinden. Ueber die einzelnen Ausrüstungssachen sind uns folgende Erläuterungen zugegangen:

„Ackergeräte sind wegen des steinigen Bodens um Windhoek völlig überflüssig.**) Nahrungsmittel nehme man nicht in zu grosser Menge mit. Man bezieht dieselben weit billiger aus Kapstadt, zumal die Frachtersparnis dann eine bedeutende ist. Die angegebenen Tauschwaaren sind meistens nicht verwendbar. Schmiedeeiserne Fensterrahmen mitzunehmen, ist schon wegen ihrer Schwere und der teuren Transportkosten einfach lächerlich."

Wenn die „Notizen" ferner den Rat erteilen: „Der Ochsenwagen wird aus Deutschland mitgenommen und kostet einschliesslich Seefracht 1500 M.", so müssen wir das geradezu einen kompletten Unsinn nennen. Der Ochsenwagen aus Deutschland ist in Südwestafrika, schon wegen seiner Bauart und weil die klimatischen Verhältnisse auf das Holz einwirken, garnicht zu gebrauchen.

Den „Notizen" zufolge verspricht das Syndikat, dass beim Eintreffen des Ansiedlers an der Küste Ochsengespanne vorhanden sein sollen, welche ihn und seine Habe in das Innere führen. Das Syndikat nimmt dem Ansiedler das Geld für diesen Transport bereits in Deutschland ab.***) Trifft dann das Schiff in Swakopmund ein, so ist von Ochsengespannen gewöhnlich nichts zu sehen. In Swakopmund existiert überhaupt kein Haus des Syndikats, nicht einmal ein Schuppen, um die Sachen unterzubringen. Die Ansiedler müssen unter freiem Himmel kampieren. Die Sachen liegen ungeschützt am Strande und verderben. Glückt es dem Ansiedler endlich, eine Fahrgelegenheit nach Windhoek aufzutreiben, so muss er oft die Hälfte seiner Habe in Swakopmund zurücklassen, und sieht davon natürlich niemals etwas wieder. In Windhoek giebt es weder das von dem Syndikate angepriesene Hotel noch die Leinwandzelte zur Unterbringung der frisch angekommenen Kolonisten.

Auch die ferneren Ausführungen der „Notizen" lassen an Glaubwürdigkeit recht viel zu wünschen übrig. Es werden dort Versprechungen gemacht, die nie gehalten werden können, und Erwartungen erweckt, die niemals in Erfüllung gehen.[2]) Aus der Milchwirtschaft und aus der Bearbeitung des Gartens können niemals grosse Erträge erzielt werden, weil kein Abnehmer dafür vor-

*) So hat es Herrn Schreiber nicht mehr und nicht weniger als sieben Centner Stiefelwichse mitgegeben.

**) Ganz neue Pflüge und Eggen kaufte die Firma Mertens & Sichel Herrn Schreiber als altes Eisen ab, weil eine andere Verwendung in Deutsch-Südwestafrika dafür nicht vorhanden ist.

***) Gewöhnlich wird die Sache so gehandhabt. Der Ansiedler kauft auf Veranlassung des Syndikates in Deutschland einen Wagen, den er mitnimmt, und Ochsengespanne, die ihm bei seinem Eintreffen in Swakopmund geliefert werden sollen. Das Geld für beides zahlt er baar an das Syndikat. Trifft er dann in Afrika ein, so sind die bezahlten und oft telegraphisch bestellten Ochsengespanne nicht vorhanden.

Digitized by Google

handen ist. Ueberhaupt ist das Fehlen des Marktes für die ganzen Verhältnisse in Südwestafrika von ausschlaggebender Bedeutung.

Die beste Illustration für die Unhaltbarkeit der Zustände im Syndikatsgebiete liefern die Schicksale der einzelnen Ansiedler und ihrer Familien.

1. Der erste Ansiedler, den das Syndikat im Jahre 1892 hinausgeschickt hat, ist der „Oberamtmann" Nitze. Frau und 3 Kinder begleiteten ihn. Er war der Lockvogel des Syndikates. Er hat den Titel „Oberamtmann" nur in den Berichten des Syndikates geführt und persönlich sich denselben stets verbeten. Er hat von dem Syndikate des Oefteren Geld und das Missionshaus nebst Garten geschenkt erhalten.[3]) Trotzdem geht es ihm mit seiner Familie nicht sonderlich. Er hat, wie die meisten Ansiedler, Schankkonzession und verschenkt Schnaps und Bier. Sein Sohn figurirt zwar in den Listen des Syndikates als selbständiger Ansiedler, wohnt aber bei dem Vater und arbeitet Backsteine.

2. Der Leutnant a. D. Stoss, der 1892 hinausging, befindet sich mit seiner Frau im allerfurchtbarsten Elend. Er hat sein kleines Vermögen dem Syndikate aushändigen müssen und kann jetzt, trotz einmaliger Unterstützung durch das Syndikat, sich nicht mehr emporarbeiten. Er ist das bedauernswerteste Opfer der falschen Siedelungsmethode des Syndikates. Moralisch völlig niedergedrückt, ist er dem sicheren Untergange verfallen. Er sowohl wie seine Frau haben alle Energie verloren, sie besitzen kaum die nötigste Kleidung und leben wie die Tiere. Es klingt wie die reinste Persiflage auf die deutschen Rechtsverhältnisse, wenn man voller Staunen vernimmt, dass sich dieser unglückliche Mann, der nichts besitzt, als eine kleine Ziegenheerde, dort draussen im wilden Afrika zur Zeit in einem regelrechten Konkurse befindet. Leutnant Stoss ist mit diesem Leben fertig.[4]) Ihm ist kaum mehr zu helfen. Als sein Regimentskamerad Schreiber ihm in diesem Jahre freie Heimfahrt anbot, lehnte er es traurig ab. Er will lieber in Afrika zu Grunde gehen.

3. Der Schlosser F. W. Unglaube kam 1893 nach Deutsch-Südwestafrika. Er ging garnicht nach Windhoek, sondern blieb in Swakopmund und lebt dort in einer Erdhöhle. Sein Sohn ist auch wieder, wie der junge Nitze, als besonderer Ansiedler angeführt, um die Zahl der angeblichen Kolonisten zu erhöhen.

4. Gottfried Schurz kam 1893 mit Frau und 5 Kindern in Swakopmund an. Zur Weiterreise fehlte ihm das Geld. Er blieb an der Küste liegen und lebte dort mit seiner Familie von den Abfällen, welche die Schutztruppe ihnen vor die Füsse warf. Seine achtzehnjährige Tochter prostituierte sich, um die Not ihrer Angehörigen ein wenig lindern zu helfen. Diesem armen Manne hatte das Syndikat einen Wagen angeschmiert, der in Afrika nur als Brennholz brauchbar war, und ihm für denselben 300 Mk. Fracht abgenommen. Schurz ist vor Not und Kummer wahnsinnig geworden. Seine Frau ernährt sich jetzt mit Waschen für die Schutztruppe. Die Kinder sind von andern Leuten in Pflege genommen und weit verstreut in alle Welt.

5. v. Hagen, Landwirt, kam mit seiner Schwester 1893 nach Afrika. Er war früher aktiver Offizier und ist jetzt Leutnant der Landwehr. Er wurde in Windhoek Kellner und bediente die Mannschaften der Schutztruppe. Bei dem Aufstande Witbois wurde er vom Flaschenspülen weg als Landwehroffizier eingezogen. Die Soldaten der Schutztruppe nahmen ihm aber den Säbel weg, prügelten ihn durch und riefen ihm höhnisch zu: „Willem! geh' nach Hause, Flaschenspülen!" v. Hagen ist von Major Leutwein, der ihm eine Existenz gründen wollte, als Viehwächter angestellt worden.

6. Der Landwirt Boysen traf 1893 in Windhoek ein. In der Landwirtschaft war er dort ohne Erfolg thätig und machte daher eine Kneipe auf.

7. Der Leutnant a. D. von Carnap, der 1893 in Windhoek eintrifft, kehrt nach vergeblichen Bemühungen, daselbst die gekaufte Farm angewiesen zu erhalten, nach Deutschland zurück. Er ist der Erste, der sich aus der Windhoekmisere befreit hat und die dortigen Zustände aufzudecken wagt. Er ist gegen das Syndikat klagbar ge-

Digitized by Google

worden, hat aber seinen Prozess in erster Instanz verloren, weil derselbe falsch fundamentiert gewesen ist. Von Carnap hatte in seiner Klage seine Ansprüche auf Schadenersatz damit motiviert, dass das Syndikat „gewusst" hätte, dass das „Kaufobjekt, die Farm in Windhoek, garnicht existierte." Diese Behauptung liess sich natürlich nicht nachweisen. Daher wurde die Klage abschlägig beschieden. In zweiter Instanz wird die Klage ganz anders formuliert werden. Das Fundament bilden jetzt die glücklich ausgegrabenen, famosen „Notizen", sodass ein Erfolg zu erhoffen ist.

Das Syndikat hat, um sich selber weisszubrennen, versucht, Herrn von Carnap, wie auch andere Ansiedler, in Misskredit zu bringen. Herr von Carnap hat uns daher folgende Erklärung zur Verfügung gestellt:

## Erklärung.

„In einem Geschäftsbericht des Syndikates für Südwestafrikanische Siedelung, datiert vom 20. Dezember 1894, befindet sich folgender Passus:

„Der Leutnannt a. D. von Carnap hat sich als Kolonist völlig unbrauchbar erwiesen. Er wurde vom Ausschusse als Ansiedler zugelassen, weil er sein Vermögen auf 40000 Mk angab und versicherte, einen tüchtigen Wirtschaftsinspektor*) mitnehmen zu wollen. Der Wirtschaftsinspektor hat sich aber in Hamburg bei Abgang des Schiffes garnicht eingestellt, und das verfügbare Kapital betrug nur 15000 Mk."

Unterzeichneter hat hierauf zu erwidern:

Ich habe dem Syndikat gegenüber mein Vermögen niemals auf 40000 Mk. angegeben. Als ich in Dresden mit dem dortigen Vertreter des Syndikates, Herrn Otto Klössel, verhandelte, habe ich demselben wahrheitsgemäss mitgeteilt, dass sich mein verfügbares Kapital auf 15000 Mk. bezifferte, dass aber späterhin mir noch ein Kapital von 40000 Mk. zufliessen würde. Jede dieser Aussage entgegenstehende Behauptung seitens des Syndikates und seiner Vertreter erkläre ich für unwahr. Was den Wirtschaftsinspektor anbelangt, so hatte ich einen solchen engagiert, derselbe hat mich aber, nachdem ich ihm eine ganze Ausrüstung auf meine Kosten angeschafft und ein Billet 2. Klasse von Breslau nach Hamburg bezahlt hatte, im Stich gelassen. Meine Unbrauchbarkeit als Kolonist zu erweisen, hat mir das Syndikat überhaupt nicht Gelegenheit gegeben; ich habe die von mir bezahlte Farm niemals erhalten, und bin daher nie imstande gewesen, als Kolonist in Afrika thätig zu sein." —

Berlin, den 22. Oktober 1895.

W. von Carnap."

8. Th. Heyn, früher Inspektor eines Gutes des Ansiedlungskommission in Posen, kommt mit Frau und fünf Kindern 1893 nach Windhoek. Da die Landwirtschaft nichts abwirft, macht er einen store (Kneipe) auf. Seine Frau, eine Enkelin des kommandierenden Generals von Boyen, bedient die Mannschaften der Schutztruppe.

9. Die Landwirte Kürsten und Poenitz kommen 1893 nach Windhoek. Auch sie vermögen es in ihrem Berufe nicht vorwärts zu bringen.

10. Walter Mittelstädt, Landwirt aus Russisch-Polen kommt 1893 mit Frau, zwei Kindern und einer Schwägerin nach Windhoek. Auch er erreicht in seinem Berufe nichts und bedauert, nicht das Geld zur Rückreise zu haben. Er hat früher ein grosses Gut besessen und wäre jetzt froh, wenn er auf demselben Inspektor wäre.

11. Landwirt A. Ohlsen kommt 1893 nach Windhoek. Ihm geht es, wie den andern sogenannten Farmern.

12. Hans Warncke, Pastorsohn aus Mecklenburg, kommt 1893 nach Windhoek. Er macht heute Fuhren für die Schutztruppe.

*) Wir können nicht umhin, es für eine ausserordentliche Gewissenlosigkeit zu erklären, einem Ansiedler noch die Verantwortung für einen Angestellten aufzubürden. Dass der Inspektor Herrn von Carnap im Stich liess, ist für diesen ein grosses Glück gewesen.

Digitized by Google

13. Drei russische Ansiedler aus der Krim treffen im Januar 1894 mit dem Dampfer Jeanette Wörmann in Swakopmund ein. Sie sehen sich die Verhältnisse in der Kolonie an und kehren sofort wieder um.

14. Ein Ansiedler vergiftet sich im Winter 1894/95 in Otjimbingue, als er sieht, dass an die Begründung einer Existenz in Südwestafrika nicht zu denken ist.

15. Der Rittergutsbesitzer von Garczynski aus Schlesien, ein sehr reicher Mann, kommt Frühjahr 1894 nach Swakopmund. Er hat zwei Trakehner Zuchtstuten, zwei Simmenthaler Bullen und eine Riesenfracht mit. Als er die dortigen Zustände sieht, verkauft er Alles zu einem Schleuderpreise und kehrt 1894 via Capstadt nach Europa zurück. Er hat in 1/4 Jahr 40000 Mark an das Syndikat verloren.

16. Die Leute der Schutztruppe, die nach ihrer Entlassung sich auf dem Gebiete des Syndikates angesiedelt haben, verkommen dort moralisch und materiell.

17. Im Februar 1895 fuhr der Landwirt E. Schreiber von Hamburg nach Swakopmund, um sich im Syndikatsgebiete in Südwestafrika anzusiedeln. Er war besonders durch die „Notizen" zu diesem Schritte veranlasst worden. Seine Frau und seine beiden Kinder begleiteten ihn. In Swakopmund war eine Landung wegen der fürchterlichen Brandung unmöglich. Schreiber ging daher mit seiner Familie in Walfischbai an Land. Als er von den unhaltbaren Zuständen in Windhoek hörte, liess er seine Familie und seine Sachen an der Küste zurück und machte sich zu einem Orientierungsritte durch die Windhoeker Gegend auf. Er sah sich die ganze wirtschaftliche Misere in dem Syndikatsgebiete an und verzichtete daher freiwillig auf die Uebernahme einer Farm, für die er in Dresden an den dortigen Vertreter des Syndikates Herrn Hans Klössel bereits 500 M. angezahlt hatte. Er kehrte mit seiner Familie nach Deutschland zurück und hat gegen das Syndikat eine Klage auf Schadenersatz eingeleitet. Sein Verlust beziffert sich auf circa 25000 Mark. Er musste unter Anderem dem Syndikate doppelte Landungsgebühren bezahlen, 180 M. in Deutschland und 220 M. in Afrika. Das Leben in Walfischbai und Windhoek ist, wie er mitteilt, eben so teuer, wie in Berlin. Das wird den Ansiedlern, die hinausgehen, aber nicht bekannt gegeben. Für Waschwasser musste er täglich 4 Mark in Walfischbai bezahlen. Ein Fortkommen als Landwirt in Windhoek zu finden, ist seiner Aussage nach einfach undenkbar.

Ueber die landwirtschaftlichen Verhältnisse im Bezirke Windhoek äussert sich Herr Schreiber folgendermassen:

„Nur Fachleute mit ansehnlichem Kapital könnten dort einige Erfolge erzielen. Der kleine Bauer hat, selbst wenn er etwas produziert, gar keine Absatzgebiete. Die nächsten Absatzgebiete sind das Kapland und die westafrikanische Küste. Auf den Transporten geht oft fast die Hälfte des Viehs zu Grunde. Das kann der kleine Landwirt nicht aushalten. Bei der Schutztruppe starben 1000 Ochsen in einem halben Jahr an der Lungenseuche. Die guten Arbeiterverhältnisse, welche das Syndikat so sehr rühmt, stellen sich in Wirklichkeit ganz anders dar. Die Arbeiter sind zwar da, aber sehr teuer und sehr faul."

Einzig und allein die Missionare und die Soldaten der Schutztruppe sind es, welche die Kolonisten von Windhoek notdürftig über Wasser halten. Die ehemaligen Landwirte, die früher, wenn auch nicht glänzend, so doch leidlich situiert waren und nach Windhoek gesandt wurden, um dort als Grossfarmer*) sich eine Existenz zu schaffen, haben alle ihren Beruf aufgeben müssen, sie sind, der bitteren Not gehorchend, Händler und Kneipwirte geworden. Dass

*) Die unter 5—12, 15 und 17 angeführten Ansiedler sind alle als Grossfarmer nach Deutsch-Südwestafrika hinausgegangen und haben von dem Syndikate Farmen im Umfange von 5000—40000 Morgen gekauft.

Digitized by Google

kein einziger von all diesen Landwirten in Windhoek in seinem Berufe reüssierte, ist der beste Beweis dafür, dass einzig und allein das Syndikat die Schuld an diesem eklatanten kolonialen Fiasko trägt.[5])

Rekapitulieren wir noch einmal die Sünden des Syndikates. Es hat eine schlechte Finanzwirtschaft geführt.[6]) Es hat seine Kolonisten in eine für Besiedelung völlig ungeeignete Gegend geschickt.[7]) Es hat die Ansiedler unter falschen Vorspiegelungen nach Afrika gelockt und sie dort in Not und Elend verkommen lassen.[8]) Wer ist der Schuldige? Die „deutsche Kolonialgesellschaft" hat das Unternehmen zwar finanziell unterstützt, aber auf die geschäftlichen Massnahmen des Syndikates keinen Einfluss gehabt. Die zahlreichen anständigen Mitglieder des Syndikates sind persönlich natürlich auch ohne jede Schuld. Man kann ihnen höchstens vorwerfen, dass sie nicht vorsichtig genug gewesen sind und sich mit zweifelhaften Existenzen eingelassen haben.[9]) Dem Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses, Herrn von Cuny, kann man freilich den Vorwurf nicht ersparen, dass er im höchsten Grade fahrlässig gehandelt habe. Eine ihm nahestehende Persönlichkeit hat sich gelegentlich folgendermassen geäussert:

„Was aus der Linkstrasse 25, betreffend die Syndikatsangelegenheiten, herkommt, ist alles Betrügerei. Aber Herr von Cuny ist darin wie ein Kind, er ist ein hochgelehrter Mann, er unterschreibt aber alles, ohne es gelesen zu haben."

Herr von Cuny hat ohne Zweifel das Beste gewollt. Zu unserem Bedauern aber müssen wir sagen, sein Können hat an sein Wollen nicht herangereicht.

Wir müssen uns nun noch kurz mit Dr. Bokemeyer befassen. Dass dessen Geschäftsführung keine tadellose gewesen ist, beweist schon der Umstand, dass man ihn noch vor seinem Tode aus dem Syndikate entfernte. Hätte er länger gelebt, er würde auch seine Stellung in der „deutschen Kolonialgesellschaft" verloren haben. Dr. Bokemeyer soll ein äusserst intelligenter Kopf und eine sehr tüchtige Arbeitskraft gewesen sein. Er war, wie die ganze südwestafrikanische Siedelungsaffäre zur Genüge beweist, aber auch sehr gewissenlos und hat das Vertrauen, welches man in ihn allgemein setzte, in der schmählichsten Weise getäuscht.[10])

In der Presse ist übrigens schon verschiedentlich auf die unlauteren geschäftlichen Manipulationen des Syndikates hingewiesen worden. Die Kreuzzeitung vom 11. Oktober 1894 schreibt:

„Die Ansiedler finden bei ihrer Ankunft niemanden, der sie empfängt;[11]) die den Kolonisten geleisteten Lieferungen sollen nicht nur mangelhaft, sondern für jene Gebiete wohl gar unbrauchbar sein. Vielfach sind die Klagen über die Landanweisungen und den Preis des Landes; auch dort sind keine Vorkehrungen zur Aufnahme der Leute getroffen."

Die Siedelungsmethode des Syndikates hat sich als völlig unbrauchbar erwiesen. Wir baten einen Herren, der Jahre lang in ganz Südafrika umhergereist ist, um positive Vorschläge für eine Besiedelung unserer südwestafrikanischen Kolonie und erhielten nachstehende, interessante Ausführungen:

„Dass eine Siedelungsgesellschaft, wenn gut fundiert und geleitet, in wenigen Jahren gute Erfolge erzielen wird, ist ausser Zweifel. Die Gesellschaft sollte vor allen Dingen eine Musterfarm einrichten, worauf die Ansiedler die dortigen Verhältnisse, hauptsächlich also die von der

Digitized by Google

europäischen ganz verschiedene Art des Ackerbaues und der Viehzucht kennen lernen, ferner ist es notwendig, dass ihnen das Brunnengraben und Dammbauen beigebracht wird, sowie die einfache dort übliche Art des Häuserbaues; es ist nöthig, dass sie das geeignete Weidefeld für Schafe resp. Rinderzucht selbst auszusuchen vermögen, sowie die den Tieren nachteiligen zum Teil absolut tötlichen Pflanzenarten, welche nach der Regenzeit, mit den Futterpflanzen, der Erde entspriessen, kennen und solche Stellen meiden lernen."

Nur solche Leute hält unser Gewährsmann für geeignet nach dort auszuwandern, welche an ein arbeitsames Leben auf dem Lande gewöhnt sind und welche sich leicht Entbehrungen und Strapazen unterwerfen können, welche überhaupt eine einfache Lebensweise zu führen pflegen und sich mit dem eigenen Familienkreise begnügen können. Er fährt dann fort:

„Um die Ansiedler in den ersten und schwersten Jahren zu unterstützen, müsste ihnen von der Gesellschaft eine gewisse Anzahl Vieh auf das „half und half farming"-System, welches sich in der Kapkolonie so gut bewährt hat, überwiesen werden. Der Grundstamm bleibt Eigentum der Gesellschaft, die Hälfte der jungen Tiere aus diesem Stamm, sowie der Ertrag aus dem Verkauf der Wolle, Felle, Schlachttiere etc. gehört auch zur Hälfte der Gesellschaft, ohne dass letztere irgend welche Auslagen hat.

Auf diese Weise kommt aber auch der fleissige Ansiedler nach einigen Jahren zu einem Viehstand.

Den Einwanderern sollten Zahlungserleichterungen wenigstens für die ersten 3 Jahre gewährt werden, erstens bei Ankauf der Farm und zweitens durch Materiallieferungen, indem man ihnen einen Kredit in der Faktorei der Gesellschaft einrichtet, allerdings nur für solche Materiallieferungen, die sie zum Ausbau der Farm und zum Lebensunterhalt brauchen. Nur dadurch, dass sich die Gesellschaft eine Art von Handelsmonopol sichert, können ihre Ansiedler vor einem Aussaugungssystem, wie solches in den 70er und 80er Jahren in der Kapkolonie florierte, bewahrt bleiben.

In der eben kurz angedeuteten Weise allein kann eine schnelle und rationelle Besiedelung unserer südwestafrikanischen Kolonie bewerkstelligt werden."

Das Syndikat hat neuerdings wieder seine Leimruten gestellt.[12]) Die Leitung ist freilich, nachdem fast alle Mitglieder, selbst Herr von Cuny, sich zurückgezogen haben, in andere Hände übergegangen. Konsul Vohsen und Konsul Schwabe sind jetzt an die Spitze getreten. Wir glauben aber nicht, dass dieses völlig verfahrene Unternehmen noch in vernünftige Bahnen gelenkt werden kann, und halten es für das Beste, wenn die geplante Konstituierung der Gesellschaft unterbleibt.[13])

Die Besiedelung unserer einzigen Ackerbau-Kolonie scheint uns innerhalb unseres Kolonial-Wesens einen so hervorragenden Platz zu beanspruchen, dass die Regierung das Siedelungswerk nicht einzelnen Privatgesellschaften überlassen, sondern selbst in die Hand nehmen sollte.[14]) Es steht ausser Frage, dass Deutsch-Süd-West-Afrika, dem Gutachten kolonialer Autoritäten zufolge, besonders was die Viehzucht und den Bergbau anbelangt, eine grosse Zukunft vor sich hat. Gewisse Distrikte werden sich auch für die Ackerbauwirtschaft eignen. Der Bezirk

Digitized by Google

Windhoek ist als Sitz der Regierung zweifellos der allerungeeignetste Ort für landwirtschaftliche Betriebe. Sowohl das Syndikat wie die Regierung sollten sich doch die Erfahrungen jener Männer zu eigen machen, welche seit langen Jahren mitten unter den eingeborenen Stämmen ihrem landwirtschaftlichen Berufe nachgehen und vor der Besiedelung von Bezirken wie Windhoek immer gewarnt haben. Unkenntnis und böser Wille haben unsere südwestafrikanische Kolonie schwer geschädigt. Nicht gerade freudigen Herzens haben wir uns der Aufgabe unterzogen in die schwärende Wunde dieser Siedelungsgeschichte unsern Finger zu legen, um dem weiteren Umsichgreifen des schleichenden Giftes vorzubeugen und unsere kolonialen Bestrebungen vor neuen schweren Schlägen zu bewahren.

* * *

## Anmerkungen.

[1]) Da die „Deutsche Kolonialgesellschaft" nur ein Verein und keine mit den Rechten einer juristischen Person ausgestattete Gesellschaft ist, so fördert sie den kolonialen Gedanken nur durch ausgedehnte Propaganda in Deutschland und durch pekuniäre Unterstützung kolonialer Unternehmungen. Werden praktische Ziele angestrebt, so schreitet man aus ihrer Mitte zur Bildung von Gesellschaften oder Syndikaten, welche auf Aktien oder Anteilscheine begründet sind und die Rechte und Pflichten einer juristischen Person geniessen.

[2]) Das Schicksal des Ansiedlers, der von dem Syndikate nach Deutsch-Südwestafrika gesandt wird, gestaltet sich, typisch genommen, etwa folgendermassen. Alles baare Geld, welches der Ansiedler besitzt, wird von ihm in Deutschland auf Veranlassung des Syndikates ausgegeben. Da sind zu bezahlen die Billete (à 500 Mk.), die Anzahlungen für die Farmen, die Ausrüstungen und die Frachten. Je wohlhabender ein Ansiedler ist, um so mehr Waaren werden ihm angeschmiert. Die Hauptsache ist, wie die geschädigten Kolonisten behaupten, dass niemand soviel Kapital in Händen behalten darf, dass er noch die Möglichkeit besitzt, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Dem Ansiedler werden in Deutschland goldene Berge versprochen. Die „Notizen" schildern die Lage in Südwestafrika in überaus glänzendem Lichte. Unterwegs, auf dem Dampfer bereits, werden dem Auswanderer die Hoffnungen einigermassen benommen. Langt er in Afrika an, dann fehlen bereits die Transportmittel, welche versprochenermassen an der Küste zur Verfügung stehen sollen. Gelangt man endlich unter grossen Schwierigkeiten und grossen Kosten nach Windhoek, dann beginnt erst der rechte Kampf ums Dasein. Ehe man eine Farm zugewiesen erhält, vergehen oft Monate. Und wenn man dann endlich in ihren Besitz gelangt, beginnen erst die grössten Schwierigkeiten. Baarmittel sind nicht mehr vorhanden. Jeder landwirtschaftliche Betrieb ohne solche ist aber völlig unmöglich. Diese Ausführungen beweisen, dass man eine Klage gegen das Syndikat nicht, wie von Carnap, auf das Nichtvorhandensein der Farmen fundamentieren darf, sondern nachzuweisen versuchen muss, dass jede landwirtschaftliche Thätigkeit in Südwestafrika ohne nennenswerte Erfolge bleiben wird, solange die Syndikatszustände dort fortdauern werden.

[3]) Ueberhaupt ist Nitze anfänglich von dem Syndikate sehr bevorzugt worden. Er war quasi der Vertreter des Syndikates in Südwestafrika, solange in Person des Herrn Kurt Weiss noch kein offizieller Vertreter hinausgeschickt worden war. An Nitze wurden die anderen Ansiedler besonders empfohlen Dr. Bokemeyer schreibt über ihn unter dem 4. Juni 1893 an Leutnant Stoss: „. . . . dass Sie Ihre Heimstätte neben der Niederlassung des Herrn Oberamtmann erhalten. Derselbe ist ein sehr liebenswürdiger und rechtschaffener Herr, sodass Sie an ihm einen vorzüglichen Nachbarn und Berater haben werden." Nitze hat im Auftrage des Syndikates mit Stoss draussen abzurechnen, anstelle von barem Gelde giebt er ihm Waren und übervorteilt ihn hierbei um den ganzen Rest seines Kapitals, etwa 1000 Mark. In einem Briefe vom 18. April 1893 hat das Syndikat diese Thatsache zugeben müssen. Es heisst dort: „. . . welche allerdings ergiebt, dass Herr Oberamtmann Nitze Ihnen diese Waaren bedeutend zu hoch in Rechnung gestellt hat."

[4]) Der Anfang eines Briefes von Leutnant Stoss an Leutnant von Carnap lautet: „Ich teile Ihnen mit, dass ich heut Morgen in einem Anfall von Raserei vor meinem Hause die Nora erschossen habe."

Nora war das Reitpferd des Leutnants von Carnap, das Stoss an Carnap hatte verkaufen müssen.

Digitized by Google

[5]) Beigetragen zu der stetigen Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Windhoeker Bezirke, wie überhaupt im ganzen Schutzgebiete, hat nicht zum mindesten die traurige Leitung der amtlichen Geschäfte durch den Kaiserlichen Kommissar Major von François. Derselbe hat es weder verstanden, Ruhe und Ordnung in Südwestafrika zu schaffen und die kriegerischen Unruhen rasch und energisch zu beseitigen, noch den deutschen Ansiedlern mit Rat und That zur Seite zu stehen. In ganz anderer Weise hat sich sein Nachfolger Major Leutwein bewährt. Derselbe ist empört über die traurigen Zustände, die er im Siedelungsgebiete vorgefunden hat, und hat seinem Unwillen gegen das Syndikat in scharfen Worten Luft gemacht. Unter Major Leutweins verständigem und gerechtem Regimente geht unsere südwestafrikanische Kolonie besseren Zeiten entgegen und wird sich hoffentlich recht bald die internationale Stellung errungen haben, die ihr zukommt. Unter den Beamten der Kolonie haben sich allerdings stets zahlreiche Männer befunden, die mit scharfem Blicke die schlimme Lage der Ansiedler erkannten und wohlwollend genug der allgemeinen Deroute nach Kräften vorzubeugen suchten. Dazu gehörte besonders der Assessor Köhler, Dr. Dove, Leutnant von Heydebreck und Leutnant Schwabe. Letzerer, der sehr beliebt bei Weissen und Eingeborenen war, äusserte sich gelegentlich, im Mai 1894, folgendermassen: „An all' diesem furchtbaren Unglück ist nur das Syndikat Schuld."

[6]) Höchst fehlerhaft und inkonsequent war es, die ersten Ansiedler, nachdem man ihnen alles Geld abgenommen und sie in eine völlig unhaltbare Lage gebracht hatte, mit grösseren Darlehen zu unterstützen. Man erreichte dadurch nichts. Die Verhältnisse waren damals schon viel zu verfahren. Besonders der Schnaps spielte bereits eine viel zu grosse Rolle in Windhoek. Anstatt 80000 Mark für Darlehen zu verpulvern, hätte man den Ansiedlern mit Lieferung von Zuchtvieh und Lebensmitteln auf die Beine helfen sollen. So wanderte das ganze Geld des Syndikates in die stores der Windhoeker Händler.

[7]) In der Klage des Herrn von Carnap contra Syndikat wird behauptet, dass Major von François selber bei Ankunft der Ansiedler in Swakopmund geäussert hätte: „Sie sind arg hineingefallen, meine Herren, denn die Kolonialgesellschaft hat in Windhoek überhaupt keine Farmen." François hat freilich, unter seinem Eide, am 6. März 1895 vor Gericht ausgesagt, dass er sich dieser Worte nicht mehr erinnere. Er fügte aber hinzu, dass er gegen das Syndikat einen heftigen Unwillen gehabt hätte, weil dasselbe in Windhoek keinen festangestellten Beamten und in dem Bezirke nicht genügende Wasserstellen gehabt hätte.

[8]) Es ist bereits der Gedanke aufgetaucht, das Syndikat, welches soviel Unheil verschuldet hat, auf Grund des preussischen Auswanderungsgesetzes zu belangen. Dasselbe soll auf die vorliegenden Fälle volle Anwendung finden. Das deutsch-südwestafrikanische Schutzgebiet ist kein Mutterland im Sinne des Gesetzes, nicht einmal Kolonie. Das Syndikat hat seinerzeit Anstrengungen gemacht, die Konzession als Auswanderungsbüreau zu erhalten, dieselbe aber nicht erlangt. Eine strafrechtliche Verfolgung der Massnahmen des Syndikates unter dem Paragraphen des Auswanderungsgesetzes liegt äusserst nahe.

[9]) Vor Allem ist es bedenklich, dass Dr. Bokemeyer für seine „Bemühungen" zwecks Gewinnung und Entsendung von Ansiedlern eine Remuneration von etwa 5000 Mk. von dem Syndikate erhalten hat. Dabei wird von verschiedenen Seiten behauptet, dass die meisten Syndikatsmitglieder von der elenden Lage der Kolonisten unterrichtet gewesen wären. Wir können uns diese Anschauung nicht zu eigen machen.

[10]) Zur Kennzeichnung der Geschäftsführung des Syndikates dürfte folgende Angabe genügen. Wir haben zahlreiche Dokumente und Korrespondenzen des Syndikates in Händen, welche „Deutsche Kolonialgesellschaft. Der Generalsekretär. Dr. Bokemeyer" unterzeichnet sind. Es liegt die Befürchtung nahe, dass die deutsche Kolonialgesellschaft durch derartige Nachlässigkeiten oder bewusste Fälschungen in die Prozesse des Syndikatsunternehmens verwickelt und dadurch in Deutschland in Misskredit gebracht wird. Nicht minder charakteristisch für das ganze Geschäftsgebahren des Syndikates ist die merkwürdige Gepflogenheit, von den Ansiedlern, vor ihrer Abreise, Schrittstücke unterzeichnen zu lassen, laut welchen sie erklären, von dem Syndikate über die südwestafrikanischen Zustände bestens informiert zu sein, und sich verpflichten, niemals gegen das Syndikat klagbar zu werden. Eine derartige Massregel kann nur einem offenbaren Schuldbewusstsein entspringen. Obwohl die Anzahlung für die Farmen bereits in Deutschland geleistet werden muss, wird der Kaufkontrakt neuerdings erst in Windhoek ausgehändigt. Herrn Schreiber, der sich weigerte, eine Farm anzunehmen, wird jetzt von seiten des Syndikates vorgehalten, er hätte überhaupt keine Farm gekauft. Das alles sind geschäftliche Manipulationen von ganz besonderer Eigenart.

Digitized by Google

[11]) Uebrigens hat sich die Lage der Ansiedler durchaus nicht verbessert, seit Herr Kurt Weiss als Vertreter des Syndikates die Leitung der Geschäfte in Südwestafrika übernommen hat. Dieser Herr hatte sich schon in Ostafrika nach Möglichkeit nicht bewährt. Kennzeichnend für seine Position in Südwestafrika ist der Ausspruch des jetzigen Reichskommissars Leutwein, als Weiss, nachdem jener seine Abberufung durchgesetzt zu haben glaubte, wieder auf der Bildfläche erschien: „Sie sollten sich schämen, als ehemaliger Offizier für diese Gesellschaft thätig zu sein."

[12]) Wir müssen allerdings betonen, dass die neusten Massnahmen des Syndikates von den früheren Geschäftsverfahren angenehm abstechen. Die schwindelhafte Reklame wird völlig bei Seite gelassen. Auch die Berichte aus Südwestafrika, welche dem zur Ansiedlung im Syndikatsgebiete auffordernden Cirkular angehängt sind, stellen die südwestafrikanischen Zustände ziemlich der Wahrheit entsprechend dar Mit diesen von Kurt Weiss verfassten Berichten hat aber das Syndikat selbst seinen Gegnern eine furchtbare Waffe in die Hand gegeben. Die älteren „Notizen" werden nämlich dadurch völlig desavouiert. Fast alles wird von Weiss bestätigt, was die Kolonisten behauptet haben. Das Syndikat wird in deu gegen dasselbe angestrengten Prozessen als Zeuge gegen sich selber auftreten müssen

[13]) Wir plädieren im Wesentlichen dafür, dass in erster Linie dem menschenunwürdigen Dasein der Ansiedler in Südwestafrika abgeholfen werden muss. Alle die durch das Syndikat geschädigt sind, müssen durch das Syndikat entschädigt werden. Langen die Mittel desselben nicht aus, so hat die Regierung, unter deren Aegide das Siedelungswerk vor sich ging, einzuspringen. Sie muss eventuell schon in der nächsten Session des Reichstages eine dringende Vorlage einbringen und die nötigen Geldmittel zur Entschädigung der um ihre Existenz betrogenen Ansiedler zu erlangen suchen.

[14]) Auch neuerdings hat die Regierung verschiedenen Gesellschaften, darunter englischen Interessenten, grössere Gebiete in Südwestafrika angewiesen. Wir können uns mit diesem Vorgehen durchaus nicht befreunden. Wir halten es für ein durchaus falsches Prinzip, die grossen Gesellschaften auf Kosten der kleineren und besonders der Privatleute zu fördern.

# EINE STUNDE.

VON

GEORG HIRSCHFELD.

München lag hinter ihm. Er ging in den Sommer hinein. Über brennende Hügelwellen, wehendes Roggengold am Wege, Sammetmatten stieg er in die Freiheit. Endlich löste sich drüben, weit drüben aus Schatten und Silberdust der See, den er nicht vergessen hatte, den er im starren Winterkleide gesehen, und der ihm nun befreit entgegenrauschte. Ein Dorf lag da mit roten Dächern im Sonnenbrand. Hier blieb er. Die Stube in dem Bauernhäuschen, die er wählte, ging auf eine Wiese hinaus, besät mit Glockenblumen und Kamillensternen, und durch das Blättergewirr eines Apfelbaumes auf der Wiese sprühte die Sonne tausend Silberfunken. Diesseits am Seeufer, in die Ebene hinein, aus welcher Hofmann emporgestiegen, lag das Dorf. Auf einer geringen Wiesenhöhe, Weinberg genannt, die Kirche mit dem kleinen Friedhof, dessen Kreuze in die Himmelsglocke zeigten. Gartenland versteckte die einzelnen Bauernhäuser vor einander, dass das Ganze etwas Unberührtes, Einsames hatte, worüber der Wind ganz leise hinstrich.

Dieser singende Sommerschlaf schloss Hofmanns heisse Augen. Das Herz aber, das den Jubel verlernt hatte, zog sich in dem Wunsch zusammen, einsamer zu sein, als die Einsamkeit um ihn her. Und aus diesem Wunsche wuchs eine Scheu, eine Abneigung beinahe gegen Menschen, und er vergass die leidige Lebensnotwendigkeit, dass er mit jedem Esel seine Sonne teilen musste. —

*

Digitized by Google

Mittags sass er meist im Garten des einzigen Gasthauses, den der Ort besass. Daheim auf seiner Stube zu essen, war ihm doch zuviel der Einsamkeit gewesen. Der Garten lag dicht am See, breite Zweige über den Tischen gaben leiswehenden Duft, das Bier war aus München und das Essen erträglich. Die wenigen Sommerfrischler aber, die herumsassen, in ihrem naiv bequemen Geniessen wie eine Ironie auf Hofmanns Einsamkeit, Familien mit lärmenden Kindern oder Einzelerscheinungen, die sich interessant machen wollten, betrachtete er still und feindselig. Da er täglich dieselben Leute wiedersah, verfiel er willenlos allmählich in eine etwas stumpfsinnige Theilnahme an den Klatschgeschichten, die er die Leute einander erzählen hörte. Der Charmante und der Renommist, die in keiner Sommerfrische fehlen, ergötzten ihn bald. Er entschloss sich nun, das ganze bunte Menschenbild satirisch anzuschauen, und fühlte sich besser dabei. Behaglich in den Stuhl zurückgelehnt, dichtete er sich insgeheim die ganze Gesellschaft nach Gabriel Max in eine Versammlung von Affen und Äffchen um, mit all' ihrer tragikomischen Verzerrung von Menschlichkeit und tierischem Hinleben. Frohsinn durchzog ihn. Zu Hause angelangt ging er sogleich daran die Satire zu gestalten, kam aber nicht weit damit, da er nach seiner Weise Gott und die Welt in das kleine Zerrbild hineinzog, und als die ungeheuren Konsequenzen kamen, sich's nicht eingestehen mochte, dass, wenn die Gedichteten samt und sonders zu Affen gemacht würden, der Dichter sich am besten auch zu einem macht. Solch' eine wilde Weltgrimasse sang ihm nun doch zu falsch in den Frieden draussen hinein. Er zerriss das Geschriebene, stand auf, trat an's Fenster und starrte in das stille heisse Leben der Wiese unten hinab. Er fühlte im Herzen etwas leer bluten.

*

Tags darauf war Thora da mit ihren Eltern. —

Er sah sie zum ersten Male Mittags im Gasthausgarten. Sie sassen schon bei Tisch, als Hofmann über den knirschenden Gartenkies daherschritt — ein ihm verhasstes Geräusch, da es auf jeden Neueintretenden sogleich die Aufmerksamkeit der Gäste, die sich sonst einander anstarrten, lenkte. Der Nebentisch war frei, dort nahm er Platz. Die neuen Erscheinungen neben ihm interessirten ihn sogleich. Das Mädchen sass zwischen den Eltern. Den Vater, einen kränklich ausschauenden, missgestimmten Mann von Sechzig, grau, Schlapphut auf, gebückt und ein blaues Pincenez auf der Nase, hielt Hofmann für einen höheren Beamten ausser Dienst. Seine Frau, eine korpulente Vierzigerin in Seide und Spitzen, ass sehr viel, gähnte, schwitzte und schien den Oberbefehl zu haben. Die Tochter war still und hatte merkwürdige Augen.

Hofmann konnte seine physiognomischen Studien indessen nicht sogleich fortsetzen, da er, wie ihm oft geschah, eine fatale Röte in den Wangen aufsteigen fühlte. Er starrte dafür zerstreut in die Speisenkarte, die ihm Theres, eine kleine Kellnerin aus München, geduldig wartend schon lange darbot, und überlas mehrmals das Preisverzeichnis der Käsesorten. Plötzlich erhob sich sein Vis-à-vis. Die Mutter rauschte voraus, eine Parfumwolke hinter sich lassend, dass man sich in Persien glauben konnte, nicht im ackerduftigen Deutschland. Die Tochter bediente den Vater, der sich mühsam aufrichtete, und führte ihn ab. Sie schritten dicht an Hofmann vorüber, und der duftige Ärmel des Mädchen streifte ihn leicht. Er mochte nicht hinschauen, um das Aufsehen, welches das seltsam rührende Paar bei den Umsitzenden ohnehin schon erregte, nicht noch zu vermehren. Da sie aber dicht an ihm vorübergingen, konnte er das Mädchen wenigstens flüchtig betrachten. Er sah ein feines Gesicht, ganz helle Augen, die Nase klein und leicht gebogen, die Lippen etwas herb. Sie war nicht gross und trug ein weisses, loses Kleid, in der Taille von einem schwarzen Sammetgurt gefangen. Die Brust erschien zu flach für den vollen, weichen Hals. Das gab ihr etwas Müdes, Wiegendes, seltsamen Gegensatz zum Licht in den Augen und zu der hohen Stirn, um die das Haar frei spielte. Ihr Vorname Thora, wie er später erfuhr, stand ihr gut, wenn

Digitized by Google

ihr Vater auch nur aus komödiantischem Besonderheitsbedürfnis sie so nordisch hatte taufen lassen. Sie war wohl eine arme, liebe Thörin Thora mit ihren grossen, fragenden Augen und dem Munde, dem das Weinen nahe schien. Sie führte den Vater rasch und sicher und sprach dabei nervös in ihn hinein, sichtlich bemüht die Blicke der Gaffer zu meiden und bei den Leuten da möglichst wenig als rührende Antigone zu gelten.

Beide verschwanden im Flur des Gasthauses. Hofmann zündete sich eine Cigarette an und fragte die kleine Kellnerin nach den Gästen. Er hörte von ihr, dass der Vater des Fräuleins natürlich kein Beamter — Hofmann traf mit seinen Beobachtungen fast nie in's Schwarze — sondern ein Rentier aus Leipzig sei, dass das Fräulein im Gastzimmer sehr schön gesungen hätte und Thora hiesse. Die Herrschaften wären heut morgen zugereist.

*

Täglich nach dem Mittagessen begegnete er ihnen diesseits am See, und später, gegen Sonnenuntergang, am jenseitigen Ufer wieder. Sie machten in entgegengesetzten Richtungen um den See herum ihren täglichen Nachmittagsspaziergang. Thoras Mutter hielt sich oft am Wege auf, schnitt mit einem Taschenmesser Schilf aus dem Wasser und beugte den dicken Körper auch weit hinaus, um mit der Schirmkrücke eine verführerisch nahe Seerose heranzuangeln. Thora führte den Alten.

Sobald Hofmann ihrer von fern her ansichtig wurde, wie sie drei Punkten gleich weit hinten an der geschweiften, schimmernden Uferlinie auftauchten, schwanden, dann wieder auftauchend allmählich grösser wurden und näher kamen, begann er ihnen entgegenzulaufen, von einem Sturm ergriffen, den er sich selber nicht erklären mochte, der ihm Purpur in die Wangen trieb, so dass er jedesmal auf's Heftigste bewegt an den gemächlichen Spaziergängern vorüberschritt.

Der Sonnenuntergang, der später seine goldene Glut über den Himmel goss, beschwichtigte ihn wohl, liess aber viel Sehnsucht in ihm zurück, und er konnte Minuten lang noch schweratmend am Ufer stehen bleiben und hinüberstarren nach den Seerosen, deren Blätter still und schaukelnd in der Silberglut des Wassers lagen.

*

An einem Sonntag lernte Hofmann sein Mädchen kennen, und zwar auf die wunderlichste Weise von der Welt. — Es war am frühen Morgen schon brennend heiss gewesen, es knisterte förmlich in den Wiesen, und da Hofmann heute nicht viel Arbeitslust verspürte, ging er bald hinaus und begab sich, unter Bauern hinschreitend, die im schmucken Sonntagsstaate schweigend zur Kirche gingen, in den Gasthausgarten. Er setzte sich, Theres brachte ihm Bier. Niemand war im Garten. Über ihm im Baume sangen Finken ein Duett, es war sehr schön und sonntaglich. Nach einer Weile trat Thora auf die Schwelle des Hauses hinaus, in ihrem lichten Kleide, den breitrandigen Strohhut in der Hand. Hofmann durchlief es wie ein Schreck, da er sich so plötzlich mit ihr allein sah — Theres war eben wieder in die Küche gegangen. Thora sah ihn an, flüchtig, klar und ruhig, dann setzte sie sich auf eine Bank, die an das Haus gelehnt dastand. Den Strohhut legte sie neben sich, sass mit leicht gesenktem Kopf und streckte die Füsse ein wenig von sich. Sie spielte mit den Händen im Schoosse, indem sie die Fingerspitzen der einen Hand die der anderen berühren und wieder davon abgleiten liess. Hofmann lehnte sich in seinen Stuhl zurück und betrachtete sie verstohlen. Plötzlich geschah etwas ganz Überraschendes. Der Stuhl, auf dem er sass, brach krachend zusammen, und mit einem Male sah sich Hofmann am Boden sitzen. Es war einer von den angenehmen Gartenstühlen mit eisernen Beinen, die einander diagonal kreuzen und sich zusammenschieben lassen. Aus dem Kreuzungspunkte musste sich nun der hemmende Stift gelöst haben, so dass der Stuhl zusammenklappte. Hofmann geriet in starke Verlegenheit und konnte sich nicht sogleich wieder aufrichten, da er an dem am stärksten

Digitized by Google

collidierten Körperteil empfindliche Schmerzen verspürte. Das Mädchen war aufgestanden, als der Fremde sich nicht sogleich wieder erheben wollte, und that ein paar Schritte auf ihn zu. Er richtete sich jetzt auf und murmelte entrüstet etwas in den Bart wie „Unerhört, verdammte Wirtschaft, Stühle" — dann besann er sich aber und lachte etwas krampfhaft. Thora lächelte und fragte: — Haben Sie sich auch nicht verletzt?

— Nein . . . aber die Stühle sind hier wirklich gefährlich. . .

— Am besten wär's, wenn man sich gleich danebensetzte!

— Haha — ja — entschuldigen Sie nur, gnädiges Fräulein, dass ich Sie erschreckt habe . . . . Gestatten Sie, dass ich mich Ihnen bei dieser etwas merkwürdigen Gelegenheit vorstelle — mein Name ist Hofmann . . .

— Ich heisse Thora Wehr. Setzen Sie sich hier auf die Bank, da sind Sie wenigstens vor Umsturz sicher!

— Danke . . . . Sie sind schon längere Zeit hier, gnädiges Fräulein? —

— Acht Tage. Gefällt's Ihnen hier?

— Ich finde es wundervoll.

— Eigentlich bin ich lieber am Meer, Sie nicht?

— Das Meer hat viel Befreiendes.

— Eben. Das haben die Berge nicht. Mein Vater wollte aber hierher. Ich bin mit meinen Eltern hier.

— Ah so!

— Na wir sind uns doch täglich begegnet?

— Am See — jawohl — ganz recht. . .

— Zu komisch, dass man sich immer erst erkennen will, wenn man sich gegenseitig die Namen zugeflüstert hat! Schliesslich weiss man doch von einem, den man oft gesehen hat, mehr, als von manchem „Bekannten". Ich wenigstens. Sie sind mir gleich aufgefallen. Sie laufen ja immer daher, wie Beethoven, als er die Neunte componiert hat. So'n furchtbar tiefsinniges Gesicht machen Sie immer. Ich bin unverschämt, nicht wahr? Ich rede immer soviel zusammen. Streichen Sie alles aus. Bitte. Übrigens, wie Sie da vorhin auf der Erde sassen, da haben Sie mir gefallen.

— So?! Da machte ich wohl kein so furchtbar tiefsinniges Gesicht?

— Hahaha — nein! Aber Sie schimpften so ehrlich, das war famos!

— Geschimpft hab' ich?

— Studieren Sie? Schöne Anknüpfung, was?

— Ich bin Maler.

— Maler? Kein Dichter?

— Zuweilen auch Dichter.

— Wissen Sie was, ich freu' mich, dass ich mal einen kennen lerne, der beides kann.

— Ich kann nicht viel.

— Aber Sie haben so'n verborgenes Gesicht. Ulkig — was?

— Hm.

— Wissen Sie, ich bin nämlich auch vom ‚Bau' — mache Musik — singe! In Laipzig! Hercheses! — Ach ik möchte nach Berlin. — Da kommt mein Vater.

*

Er war jetzt täglich mit ihr zusammen, täglich machte er mit ihr und ihren Eltern den Nachmittagsspaziergang um den See herum. Die Eltern waren unausstehlich. Die Frau war Thoras Stiefmutter, ihre rechte Mutter schon lange tot. Der Vater quängelte in einem fort, liess sich, was kaum nötig war, beständig von der Tochter führen, und hatte sie ihn nur fünf Minuten allein gelassen, so schalt er schon auf die Rücksichtslosigkeit der Kinder. Krank war er, das sah man ihm an, aber er hatte auch die entsetzliche Eigenschaft, andere damit krank zu machen. Das Beste an ihm schien seine Vaterliebe, deren erste Ursache freilich wieder Eitelkeit war. Die Stiefmutter war gefährlich. Sie wollte noch gefallen und liess das Hofmann merken. Selber reizlos war sie von Eifersucht verzehrt auf die Jugend-



Digitized by Google

schönheit der Stieftochter. Das Lästigste waren ihre Kunstgespräche. Während ihr Mann noch wenigstens von allem Besseren, als Essen und Trinken, skeptisch schwieg, sprach sie immerfort in Hofmann hinein, sobald sie erfahren hatte, dass er Künstler sei, und benutzte jede Gelegenheit, ihm ins Gesicht zu schmeicheln, während sie der Stieftochter jede Begabung absprach. Anfangs opponierte Hofmann mit verhaltener Entrüstung, gab es dann aber seufzend wieder auf. — Welch' eine Tragik, dass solche Eltern solche Tochter hatten! Die hatte Künstlerblut, das klang so voll und tief aus ihrer schönen, leicht umflorten Stimme. Hörte er sie singen, so kam das ganze, wehe Frühlingsgefühl der Sehnsucht über ihn, alles klang wieder, was einmal rein und neu für ihn gewesen. Ein weiches Weib, ein weiches, reines, stolzes Weib. Dass er nie mit ihr allein sein konnte. Aber warum wünschte er sich das? Er würde ihr nichts sagen können. Aber er träumte sich oft in eine Stunde hinein, in eine goldene Stunde des Glückes, da sie wie Kinder beieinandersitzen würden, und er ihr gestehen könnte, den Kopf in ihren Schooss legen, weinen, fragen. O sie fühlte wohl nichts für ihn. Sie war zu reich, sie hatte noch ein volles, junges Herz zu geben — er war müde, so herbstlich müde fühlte er schon. Er hatte um einen Engel gebeten sein Leben lang. Süsses, freies Miteinandergehen, flüchtige Frühlingsträume hatte er gehabt, doch kein Zusammenfliessen, nicht den Sturm, der einmal stürmt, die Bäume in einander schlägt und auch entblättert.

Es war kein zartes, unbewusstes Mädchenbild, Knospenschönheit, die dem Liebenden geheimnisvoll und einzig ist durch ein armes „Ja" oder „Du Lieber", was ihn hier bezauberte. Wie oft fühlte er sich anfangs zurückgestossen von ihr und nie vereinbar dieser Seele. Als er dann aber erkannte, wie sie vor sich selber bangte, wie sie den wilden Sturm im Innern vergebens beschwichtigen und durch Trivialität angstvoll darüber hinwegtäuschen wollte, als er den Schatten über ihrem jungen Leben sah und ihres Herzens Ruhelosigkeit . . . da kam ein grosses, heisses Mitleid in ihm auf und eine Sehnsucht nach ihr, die er nicht mehr bekämpfen konnte. Die Tragik seines Wesens sah er hier in einem holden Gefäss, des Glückes würdiger als er. Sehnsucht, Sehnsucht hinaus in eine Morgendämmerung jenseits, in ein freies, farbenschönes Leben. Die Tragik, die dem Meere innewohnt, das draussen donnernd Eintritt heischt, die Tragik, welche Berge überspringen, einem grossen Frühling alles Leben öffnen, Geistesmacht zum Körper werden lassen will, Griechengott und Künstler sein . . . . . ! Wo war er. — — Ja wo war er. — Das Herbstgefühl „Wo war ich" fand er auch bei ihr, und deshalb lachte sie oft, wenn er sie ernst betrachtete, und lachte in einem Tone, den er nicht ertragen hätte, hätte er den tiefen Grund in ihrem Auge nicht gesehen.

— Sie halten mich wohl manchmal für'n bischen verdreht? fragte sie ihn einmal. Wissen Sie, ich papple nur mehr als andere. Ich denk' mir immer, es würde viel mehr Geheimnisvolles aus den Menschen herauskommen, wenn sie nicht mit lahmen Zungen geboren wären. Aber ich weiss ja, Sie schwärmen für Zurückhaltung. Sie lassen sich nicht fixieren. Sie sind ein seelischer Korpsstudent, und ich bin man ein armes Plappermaul. Wenn ich mal tot bin, pass' ich zu Ihnen. Dann liege ich im Bett, mit'm weissen Wachsgesicht, womit die Toten renommieren, sie wüssten jetzt was von der Ewigkeit. O ich glaub's nicht. Ewigkeit hat man im Herzen, wenn man lebt. Darum schlägt's auch so. — Da kommen meine Eltern.

*

Der Tag, da Thora abreisen musste mit ihren Eltern, kam heran. Hofmann konnte unmöglich daran denken. Nichts war ausgesprochen, nur Wünsche brannten in ihm und Zweifel. Nicht zehn Minuten konnte er mit ihr allein sein. Die Stiefmutter misstraute ihm schon und spionierte, wenn er Thora zufällig allein traf. Der Vater rief nach ihr mit seiner Klagestimme. Dass sie diese Sklaverei ertrug! Was Rücksicht — die schönsten Jahre ihres Lebens

Digitized by Google

konnten so verblühen. Es schnürte ihm das Herz zusammen. Schreiben? Was denn schreiben. Es war nur Sturm, nur Herzzerspringen, er wusste ja noch nichts von ihr. O wenn er sie erraten könnte. Er fühlte etwas Unausgesprochenes, ein stilles, wehes Miteinandergehen zwischen ihnen beiden, und dann fiel wieder ein Nebel zwischen sie, sie starrte vor sich hin, als suchte sie etwas Längstvergangenes, er ging fremd neben ihr her, und kühl umwehte es ihn wieder. —

Gegen Abend vor ihrer Abreise stieg Hofmann die Anhöhe hinauf, auf der die Dorfkirche mit ihrem Friedhof lag. Dort oben gab es einen weiten Blick über den See und die Berge jenseits. Er wollte mit dem Sonnenuntergang allein sein. — Emporsteigend sah er Thora oben auf dem Berge stehen. — Die plötzliche Begegnung überraschte ihn jetzt garnicht. Den Abschied fühlte er, vielleicht die Stunde . . . . Langsam schritt er auf sie zu und nahm ihre Hand. Sie liess sie ihm. Dann sah sie ihn an und sagte:

— Ja morgen ist's aus, lieber Freund, und heut Abend ist es natürlich am schönsten. So geht's.

Er sagte nichts. Sie standen nebeneinander, vom Abendwinde umweht, und sahen die Sonne sterben. Im grauen Regenhimmel eine grosse Feuerscheibe, scharf abgegrenzt und langsam sinkend. Der See lag still in tiefen Schatten, und die Berge drüben schwanden allmählich. Das grosse Schweigen war über ihnen beiden. Er sah zur Erde, während er sprach:

— Ich habe die Natur so wahnsinnig lieb . . . . Aber ich bin nicht mehr fähig, rein als Kind die Sonne untergehen zu sehen und dann weiterzuspielen . . . . Alles ist Absicht.

— Gehen sie bald nach München zurück?

— Nein, ich bleibe nicht mehr in München. Ich muss zum Herbst nach Hause, nach Berlin. Die Mark muss ich wiedersehen. Das hier ist zuviel. Kennen sie die Mark?

— Ja ich war als Kind in Potsdam in Pension. Aber ich weiss nicht, ob ich mich da wieder hinwünschen soll.

— Stille Teiche im Herbst mit überhängenden Bäumen, rote Blätter, grauer Himmel.

— Ich mag dem Himmel keine Farbe geben. Golden, so ganz offen, dass man Engel drin sehen kann, so wie bei den alten Malern hab' ich ihn am liebsten. Wenn Wolken da sind, glaub' ich immer ich hätte ein Dach über mir, und wenn mir's dann einfällt, dass es nur Wolken sind, krieg' ich Angst. Angst hab ich überhaupt immer . . . . .

— Wovor?

— Ja wenn ich das wüsste. Als Kind schon hab' ich immer Angst gehabt. — Ach wir wollen lieber nicht reden, das Schweigen hier oben ist so schön.

— Ich glaube, wir beide haben zuviel geschwiegen.

— Wie meinen Sie das?

— Sie haben mir selber gesagt, Fräulein — dass viel mehr Geheimnisvolles aus den Menschen herauskommen würde, wenn ihnen die Zunge von Natur gelöst wäre.

— Hier — den Stein in der Brust — Sie werden, denk' ich mir, auch einen drinnen haben — den müsste man loskriegen . . . . Ich habe Ihnen oft angesehen, wie wütend Sie waren, dass wir nie allein bleiben konnten. Sie haben einen Hass auf meine Eltern gehabt, nicht wahr!

— Aber Fräulein —

— Aufrichtig! Keine Rücksicht, ich kann mir's vorstellen. Glauben Sie denn, dass einem böse Gedanken so fern bleiben? — Ich bin geknechtet, so lange ich weiss, was eigentlich Freiheit für mich sein könnte! Ich schleiche wie in einem Kerker umher mit der entsetzlichen Angst und kann nicht hinaus. Kann nicht. O was wissen Sie von meinem Leben.

— Sie möchten fort . . . wohin?

— Wohin. Weit! Nur weit. Ich bin Gott sei's geklagt ein Mädel. Ich



Digitized by Google

kann nicht fort, auch wenn ich könnte. Ich habe ja nichts! Ich kann ja nichts. Mein Vater hält sich für sterbenskrank, er will mich um sich haben, und es geht ihm Gott sei Dank so gut, dass er achtzig werden kann. Soll ich ihm aus dem Hause laufen? Was hab' ich dann? . . . Meine Stiefmutter mag nicht Krankenpflegerin sein und geht ihre eigenen Wege. Sie hasst mich, weil sie glaubt, ich durchschaue sie — mein Gott, ich will ja von dem ekelhaften Zeug nichts wissen!! . . . Sie vergeht, weil ich jung bin. O wär' ich alt. Steinalt mit einem Mal — was ist denn Leben, wenn man sich nur sehnt, nur weiss, dass man nicht finden wird, wonach man sich sehnt, und dass das Ganze doch nur Traum ist . . . . Ach kommen Sie, wir setzen uns da auf die Bank.

Sie sassen nebeneinander. Die Abendröte schwand allmählich in ein tiefes, nächtiges Blau.

— Sie können mich ja garnicht verstehen, sagte sie jetzt leise. Ich rede ja alles durcheinander. Früher war ich anders. So weich und gläubig. Mir ist zuviel in den Staub gezogen worden, was heilig war. Jetzt fühl' ich mich selber oft im Staube. Sie werden mich oft — für nicht mädchenhaft gehalten haben . . . Missverstehen Sie mich nicht — es ist nur Abwehr gegen mich selber — ich rede wie ein Lümmel und würde so gern wie ein Weib mit Ihnen reden. Unsinn. Streichen Sie alles aus.

— Ich habe nur immer das Weib in Ihnen gesehen. Nichts Weiblicheres seit meiner Mutter.

— Meinen Sie? . . . Ich bin mir schon entsetzlich. — — Ihre Eltern leben nicht mehr?

— Nein, lange nicht mehr.

— Meine Mutter auch nicht. Die war gut. Jetzt ist sie weit. Hätten ihre Eltern was dagegen gehabt, dass sie Künstler wurden?

— Sicher nicht. Ich sagte ihnen schon als Junge, dass ich Maler werden wollte.

— Dann wurden Sie Waise? Da sind Sie viel umhergestossen worden?

— Ich hatte einen Freund . . . und so lange ich den hatte . . . . Vielleicht wissen Sie was von ihm? Er war Musiker. Sehr begabt. Er wurde wahnsinnig. Reinhold Funk hiess er.

— Ich habe ein paar Lieder von ihm gesungen. Tiefe, schöne. Das vom Schwan . . . . Warum wurde er wahnsinnig?

— Überarbeitet wahrscheinlich.

— Überarbeitet? —

— Er war auch verlobt . . .

— Lebt das Mädel noch?

— Nein . .

— Haben Sie Ihren Freund nicht wiedergesehen?

— Nur einmal in der Anstalt. Es hätte jetzt keinen Zweck mehr. Er würde mich nicht erkennen.

— Ich möchte manchmal auch nichts mehr erkennen. Also mit dem waren Sie froh?

— Wie ich ihn verlor — — da löste sich gleichsam etwas Neues in mir. Ich fühlte mich schon lange nicht mehr als Maler, aber nun musste ich weiter, nun musste ich sagen, was in mir gesammelt war. Ich ging nach München . . aber das Südliche hat mir immer mehr weh gethan, als dass ich mich vertraut gefühlt hätte. Am besten fühle ich mich schon zu Hause, in der Mark. Aber jetzt — was ich jetzt schreiben werde — das — das wird mich ein bischen wenigstens befreien. . .

— Wahrscheinlich malen Sie Ihre Gedichte . . . .

— Ja, das kann wahr sein.

— Warum zeigen Sie mir nichts? —

— Ich habe Ihnen meine Bilder auch nicht gezeigt. Wir haben hier Natur gehabt, Fräulein. Es giebt nur wenige, die Licht geben können neben

Digitized by Google

der Sonne. Mein Freund wollt' es thun, im Wahnsinn. Ich bin vernünftig — und bleibe davon.

— Ich glaube, ich verstehe Ihren Kampf . . . . Manchmal — wenn ich wirklich gut singe — dann freut's mich wohl, aber mein letztes Gefühl bleibt doch, dass ich das Lied nicht gemacht habe. Mir fehlt so ganz das Vogelgefühl im Herzen. Ich bin nichts — nischt nich, mein Lieber! Wir wollen beide einpacken, was?

— Nein, Sie werden siegen. Ich fühl's.

— Ach man könnte ja auch in Leipzig selig werden, wenn man ein ganzer Kerl wär! Aber die Luft, die Atmosphäre bei mir zu Hause, die ertötet alles. Da riecht's nach Bosheit und Medizin. O bleiben Sie allein — Einsamkeit — was liegt daran. Sie haben doch Ihre Freiheit.

— Nach aussen . . ja. Innen ist nichts befreit. Wie gern wär ich gefangen. Hingegeben einer andern Seele, der ich dienen könnte . . . . ich möchte so gern mich lösen . . . in einer andern Seele.

— Seltsam. Das könnt' ich nicht.

— Sie grade. . .

— Nein — glauben Sie — ich würde mich immer wegsehnen . . . grade, wenn ich glücklich wär. Ich kann mir vorstellen, dass ein Rausch über mich kommt — dass ich blind gefangen werde von einem — na von dem berühmten Manne, den es garnicht giebt! . . . . aber das wäre nur zerstörend für mich. Ich könnte nicht treu sein, glaub' ich . . .

— Wer Sie singen hört, der glaubt Ihnen das nicht.

— Mein Singen ist auch nur Sehnsucht. Und wenn ich jetzt singe, dann glaub' ich immer, es ist mein letztes Lied. Die Erregungen schaden der Stimme — vielleicht verstehen Sie, was ich meine. Ich — weine zuviel.

— Das ist das Schönste für mich . . die Thränen in Ihrem Ton.

— Was haben Sie lieber — wenn ich den Frühling singe oder das Volkslied?

— Das Volkslied . . .

— Es ist seltsam. Warum gefällt Ihnen der Frühling nicht besser? — — Sie sind doch frei. Wer weiss . . . wenn ich frei würde — so wie Sie — ob ich dann könnte, was ich wollte? Sie sagen, es giebt nicht viele, die Licht geben können neben der Sonne. — Aber die reine Flamme in einem . . ist das nichts . .?

— Ist gar keine Aussicht, dass Sie loskommen können?

— So lange meine Stiefmutter da ist, nicht. Mein Vater thut nur, was sie will. Und selbstständig kann ich nicht fort.

— Ich dachte oft daran . . . . .

Er schwieg. Eine heisse Welle schlug an sein Herz.

— Nun?

— Nichts . . . . . .

— Kein Vertrauen? Sprechen Sie doch. — Wir sind uns nah heute. Vielleicht zum letzten Mal.

— Zum letzten Mal . . .?

— Lieber Freund.

— Nicht . . Freund.

Sie hatte seine Hand in ihren kühlen Händen gehabt. Er fühlte jetzt, wie sie sie langsam losliess, und wie ihr Auge starr und staunend wurde.

— Schade, flüsterte sie.

Er wurde leichenblass. Aber Friede lag in seinen Zügen.

— Ich bin einsam gewesen mein Leben lang, sagte er. Glauben Sie mir, ich bin kein glücklicher Mensch. Ich sah zuviel Schönheit in allem. Was körperlich schön war, das hielt ich auch für seelisch schön. Sie haben beides — Sie sind so zart und frei — ich träumte mich so tief in mein Glück hinein . . . in eine Stunde, wo ich beichten könnte — Ihnen — jetzt wollt' ich's, und jetzt stossen Sie mich von sich.

— Nein, Hofmann — das thu' ich nicht. Sie hätten es nur nicht sagen

Digitized by Google

sollen. Glauben Sie mir . . . ich hatte mich auch danach gesehnt, mit Ihnen allein zu sein. Ihnen gegenüber fühlte ich mich freier, klarer, ruhiger — ich konnte Ihnen in's Auge schauen ohne Furcht — dass Sie mich missverstehen könnten . . . . Mensch wollt' ich sein Ihnen gegenüber — zwanglos. Und nun zwing' ich Sie.

— Ich hätte Ihnen viel zu geben.

— Ja . . aber ich könnt' es nicht nehmen. Grade weil ich etwas fühle bei Ihnen, was mir verwandt ist . . darum bin ich Ihnen fern. Ich könnte Sie nicht lieb haben, Hofmann. —

— Ich könnte nicht Ihr Freund sein . . . .

— Still. — Bitte. — — — Wir wollen uns jetzt Adieu sagen.

Er sass, den Kopf gesenkt, und schwieg.

— Traurig, sagte sie, dass das zwischen uns ausgesprochen ist. Sie sollten wissen, wie ich weinen kann. Nicht auf die Bahn kommen morgen, hören Sie? Die besten Menschen sind oft so geschmacklos. Schreiben wollen wir auch nicht — Bilder wollen wir uns schicken . . . . Dann wird das bischen Traum nicht gestört.

Sie ging hinab. Er blieb noch oben auf der Bank sitzen, regungslos, und der Mond stieg über dem See empor.

# ALKOHOL UND NACHKOMMENSCHAFT.

VON

Dr. ALFRED PLOETZ.

Für und gegen unsere Trinksitten ist viel geschrieben worden, wenn auch bei uns nicht der hundertste Theil dessen, was die Engländer und Amerikaner darüber geschrieben haben. Die Deutschen glauben meist, dass ihr Alkoholismus ein in demselben Verhältnis harmloserer Geselle sei und sich lange nicht so breit mache als sein englischer Vetter. Jeder Kenner des deutschen Trinklebens weiss das aber besser. Nach Bär kamen 1880 in England auf den Kopf der Bevölkerung (Frauen und Kinder eingeschlossen) 10 Liter absoluter Alkohol, dazu 2 Liter Wein und 144 Liter Bier; im Deutschen Reich betrug der Verbrauch pro Kopf 7 Liter absoluter Alkohol, 9 Liter Wein und 88 Liter Bier, Ziffern, die von einzelnen Landestheilen bedeutend überschritten wurden. So war z. B. in Brandenburg mit Berlin der Verbrauch 13 Liter absoluter Alkohol und 94 Liter Bier.

Wir haben demnach kaum weniger Anlass als die Engländer, die Alkoholfrage eifrig zu diskutiren. Drei Hauptgründe sind es, weshalb bei uns die Trinksitten noch nicht das Object einer „Frage“ geworden sind. Der erste Grund ist der Glauben des Volks an den Alkohol als ein Nahrungs- und Kraftmittel. Der zweite Grund liegt darin, dass der Durchschnitts-Deutsche einfach nicht das starke Interesse des Angelsachsen für die Kraft und Tüchtigkeit seiner selbst und seines Volkes besitzt. Und zu guter Letzt ist noch von erheblicher Bedeutung, dass der moderne Nationaldeutsche — zu seinem grossen Schaden in dem Wettkampf mit anderen Völkern — die Trinksitten

Digitized by Google

als ein spezielles Erbstück von den alten Germanen her betrachtet, das er zu den heiligen Gütern seines Volksthums rechnet.

Damit rechtfertigen sich nicht nur die „Germanen", „Teutonen", „Alemannen", „Markomannen", „Borussen" und wie sonst die Repräsentanten der alten Deutschen unter unserer gebildeten Jugend heissen, sondern auch alle die vielen Anderen, die sich zur nationalen Blüthe rechnen, wenn sie Nachts betrunken von der Kneipe heimschwanken und ihr benebelter Mannesstolz wie eine Pythia dunkle warnende Prophezeiungen stammelt. Unsere Bierpaläste, bescheidenen Restaurants und „Destillationen" sind häufig mit Bildern und Sprüchen geschmückt, die mehr oder minder deutlich predigen: „Die alten Deutschen tranken viel und waren kräftig wie die Bären, also trinke Du auch viel, dann wirst Du vielleicht auch so kräftig." Nun ja, das wird ja der auch, der diese Lehre befolgt, d. h. er wird wenigstens dick wie ein Bär. Aber kommt er dadurch auch dem männlichen Ideal geschmeidiger, rascher Kraft und hoher Geistesschärfe näher? Nein, er wird nur stark oder vielmehr dick, oft auch dumm wie ein Bär, und in den schlimmsten Fällen wird aus dem Bär eine Tonne, schwerfällig und hohl.

Die Riesensuggestion, der Alkohol sei ein Kraft- und Freudenspender, wird hauptsächlich durch die geschickte und beharrliche Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die bei Produktion und Verkauf betheiligten Interessenten aufrechterhalten. Unsere schnapsbrennden Junker, unsere Bierbrauer und Weinbauern, sowie die zahlreichen Zwischenhändler, Hotel- und Kneipwirthe bis herab zum Budiker, die zusammen einen Geschäftsumsatz von Milliarden bewerkstelligen, haben alle ein starkes, pekuniäres Interesse daran, den blinden Glauben des Volks an die Segnungen des Alkohols zu erhalten und zu stärken, wenn sie auch nicht so weit gehen wie die nordamerikanische Brauer-Association, „wissenschaftliche Kräfte" in ihren Dienst zu stellen.

Dass der Alkohol bei manchen krankhaften Zuständen als Heilmittel zu wirken scheint und bei Genesenden und Gesunden öfter den Fettansatz befördert, hat auch viele Aerzte besonders der älteren Generation, dazu gebracht, ihn in mässigen Dosen als ständiges Genussmittel zu empfehlen. Das hat die Trinkgewohnheiten natürlich nur gefördert. Heute kommen die Aerzte wieder mehr und mehr davon ab, und in Deutschland sind es jetzt grade Mediciner, die den Kampf gegen unsere Trinksitten am eifrigsten führen.

Das nahezu einstimmige Diktum der modernen Physiologie und Arzneimittellehre lautet: „Der Alkohol ist kein Nahrungsmittel. Der Alkohol ist bei den Kindern als Genussmittel völlig zu verwerfen, bei Erwachsenen höchstens in sehr geringen Dosen zulässig. Auch Erwachsene erleiden nicht die geringste Einbusse an ihrer geistigen und körperlichen Kraft, wenn sie sich des Genusses aller alkoholischen Getränke dauernd enthalten. Im Gegentheil halten Alle, die irgend einem Sport obliegen, eine vorgängige mehrwöchentliche Abstinenz für nothwendig, sobald es sich darum handelt, maximale Kraft und Geschicklichkeit zu entfalten. Die Enthaltsamkeit erhöht die durchschnittliche Lebensdauer. Der akute Rausch sowie das gewohnheitsgemässe Trinken der Eltern drückt die Qualität der erzeugten Kinder herab."

Die vorgeführten Punkte sind häufig für weitere Kreise besprochen worden. Verhältnismässig selten war dies der Fall bei dem letzten Punkt, dem schädlichen Einfluss des Alkohols auf die Nachkommenschaft, ein Grund, diesen Einfluss wieder einmal eingehender zu beleuchten. Grade dies Moment sollte eigentlich in weit höherem Maasse das allgemeine Interesse wachrufen, als alle die Beeinträchtigungen des Individuallebens, denn hier greift der Alkohol mit zerstörender Macht in das innerste Leben der Menschheit, in das geheimnisvolle Emporkeimen einer neuen Generation aus dem Schooss der alten.

Bereits die alten Griechen und Römer wussten, dass die Trinksitten der Eltern den Nachwuchs verdarben. Bekannt ist das Wort Plutarchs: Ebrii gignunt ebrios. Ebenso bekannt ist die Vorschrift der lykurgischen Gesetzgebung für die spartanischen Gatten, sich nur im nüchternen Zustande zu umarmen. Im alten Rom existirten ähnliche Vorschriften. Jedoch exaktere

Digitized by Google

Beobachtungen über den Einfluss des Alkohols auf die Fortpflanzung datiren erst aus den letzten hundert Jahren.

1794 sprach sich Erasmus Darwin nach angestellten Beobachtungen dahin aus, dass Krankheiten, die aus dem Missbrauch geistiger Getränke entstehen, sich häufig bis in die dritte und vierte Generation forterben. Zwanzig Jahre später trat Adams mit ähnlichen Behauptungen auf; nach seinen Erfahrungen brachten Mütter, die trinken, oft unreife Kinder oder gar Idioten zur Welt.

Der erste Forscher, der Zahlenmaterial lieferte, war Lippich. Er constatirte 1834 in seiner Dipsobiostatik, dass für die Laibacher Gegend die eheliche Fruchtbarkeit der Säufer nur ein Drittel der Fruchtbarkeit der Gesammtbevölkerung betrug. Waren beide Eltern Säufer, so kam erst auf zwei Ehen ein Kind.

Rösch veröffentlichte 1839 die ersten genaueren anatomischen Beobachtungen über die Veränderung der Geschlechtsorgane der Säufer. Zugleich berichtet er über 97 Kinder, die während der Trunkenheit der Eltern erzeugt waren. Nur 14 blieben ohne Gebrechen, über ein Viertel war scrofulös, viele hatten nervöse und psychische Anomalien von leichteren Graden bis zum Idiotismus.

Der Schwede Huss bestätigte eine solche Entartung der Nachkommen von Trinkern und constatirt die frühzeitige Impotenz der letzteren. Er behauptet interessanter Weise, dass grade die starken und kräftigen Konstitutionen besonders leicht in's Saufen gerathen.

Morel studirte den verschlechternden Einfluss der elterlichen Trunksucht auf die Kinder hauptsächlich auf dem Gebiet der nervösen und psychischen Krankheiten. Leichter Schwachsinn bis Idiotie, hochgradige Nervosität mit Leidenschaften, Epilepsie, moralischer Schwachsinn, periodische Geistesstörungen und Verfolgungs-Wahnsinn sind häufige Erscheinungen bei den Nachkommen.

Hitzig beobachtete, dass die Kinder von Trinkern nervös gleich schwer belastet sind als die Kinder von nerven- und geisteskranken Eltern, und dass sie noch häufiger an Konvulsionen und anderen krampfartigen Zuständen in frühester Jugend zu Grunde gehen.

Von nun an mehren sich die Beobachtungen und nehmen an Umfang und Gründlichkeit zu. Im Jahre 1878 veröffentlichte Bär seine grosse Arbeit über den Alkoholismus, in der er das bisherige Material sammelte und ihm neues hinzufügte. Er machte es höchst wahrscheinlich, dass das Sinken der Militärtauglichkeit in verschiedenen Gegenden die Folge einer Zunahme des Alkoholkonsums sei. Das Resultat seiner Betrachtungen fasste er in die Worte zusammen: „Durch die Trunksucht der Eltern wird der Nachkommenschaft der Charakter der allgemeinen Depravidität vererbt."

Im Jahre 1888 wurden von Mairet und Combemale die Ergebnisse der ersten Thier-Experimente über die Wirkung des Alkohols auf die Nachkommen veröffentlicht. Die beiden Forscher paarten einen chronisch alkoholisirten Hund mit einer gesunden Hündin. Von den zwölf Jungen waren zwei bei der Geburt todt, drei starben zufällig, der Rest starb innerhalb 67 Tagen an krampfartigen Anfällen, an Darmentzündung und an Tuberkulose. Bei dem zweiten Experiment waren beide Eltern gesund, die Hündin wurde jedoch während der letzten drei Wochen ihrer Tragezeit täglich betrunken gemacht. Von den sieben Jungen waren vier todtgeboren, zwei körperlich gut aber wenig intelligent, das letzte, ein Weibchen, wuchs langsam, zeigte Mängel des Intellekts und ein sehr geringes Geruchsvermögen. Diese letzte Hündin wurde nun im dritten Experiment mit einem gesunden, nicht alkoholisirten Hunde gepaart und bekam selbst keinen Alkohol. Von den drei Jungen hatte das erste zahlreiche Bildungsfehler wie Klumpfuss, Verkümmerung mehrere Zehen, Wolfsrachen etc., das zweite behielt einen offenen ductus Botalli und starb an Darmverschluss, das dritte wurde von Verstopfungen und Schwund des Hintertheils befallen.

Interessant ist in diesem Experiment die fortschreitende Entartung der

Digitized by Google

Nachkommenschaft von der vorletzten zur letzten Generation, trotzdem die vorletzte keinen Alkohol mehr erhalten hatte. Sollte sich dies Ergebnis bei Kontrolversuchen bestätigen, so würde das beweisen, dass die Keimzellen besonders empfänglich für die Beeinträchtigungen sind, die unseren Geweben aus dem Alkohol erwachsen.

Bei weitem die lehrreichsten Beobachtungen über Säufer-Nachkommen hat Demme, der verstorbene Berner Kinderkliniker, veröffentlicht. Er vergleicht zehn Trinker-Familien mit zehn Familien sehr Mässiger, die unter sonst ähnlichen Verhältnissen lebten und mit Rücksicht auf eine grosse Kinderzahl ausgesucht waren. Die Mässigen hatten unter ihren Kindern 82% gesunde und normale, die Trinker dagegen ebensoviele entartete und nur 18% anscheinend normale. Die Entartung stieg mit der Zahl der Säufer in der Ascendenz. Wo Vater und Mutter beide tranken, gab es unter den Kindern nicht ein einziges normales.

Während sich unter den Kindern der Mässigen nur 18% anormale befanden, gab es unter den Kindern der Trinker 82% anormale. 44% der Säuferkinder starben in den ersten Monaten an Lebensschwäche, 12% waren Idioten, 9% waren im Wachsthum zurückgeblieben, 9% waren Epileptiker und ebenso viel hatten sonstige Erkrankungen und Mängel. Nur 18% waren anscheinend normal. Die zehn Trinkerfamilien wurden von Demme noch besonders zusammengestellt je nach dem Grade der Belastung durch den elterlichen Alkoholismus. In drei Familien war nur der Vater Trinker. Von den 20 Kindern war nur ein Drittel normal, ein zweites Drittel starb früh, das letzte hatte allerlei Anomalien. In sechs anderen Familien war ausser dem Vater auch noch der Grossvater und weitere männliche Ascendenz dem Alkoholismus verfallen gewesen. Von den 31 Kindern waren nur zwei normal, dagegen starb die Hälfte innerhalb der ersten sechs Lebensmonate. In einer letzten Familie waren sowohl Vater wie Mutter, sowie Ascendenzen zweier vorhergehender Generationen Trinker. Von den sechs Kindern starb die Hälfte bis zum sechsten Lebensmonat, von dem Rest war auch nicht ein einziges Kind normal.

Zahlreiche Beobachtungen über Alkohol-Entartung wurden von unseren Psychiatern veröffentlicht. Ich will hier nur die Zusammenstellung von Koller herausgreifen. Auf Anregung Forels wurde von ihm eine Erblichkeits-Statistik der Geisteskranken im Kanton Zürich ausgearbeitet. Diese Statistik zeigt, dass unter den Zuständen der Eltern, die die Kinder mit Disposition zu Geisteskrankheiten belasten, die Trunksucht einen Antheil von über 20% einnimmt. Hierbei ist allerdings einerseits in Abzug zu bringen, dass unter den trunksüchtigen Ascendenten eine Anzahl nur deshalb trunksüchtig wurde, weil sie durch geistige Anomalien dazu veranlasst wurden; dafür muss jedoch in Zuschlag gebracht werden, dass unter den belastenden Geisteskrankheiten der Eltern ein Theil durch Trunksucht weiterer Vorfahren bedingt war.

Was nun die Verwerthung obigen Materials anlangt, so muss vor Allem in Erwägung gezogen werden, dass das Material nur mit ausgesprochenen Säufern operirt. Aber vom Säufer bis zum Nüchternen giebt es sehr viele Übergänge. Sollen wir nun annehmen, dass die Natur einen Sprung macht, dass die furchtbaren Wirkungen der Trunksucht auf die Nachkommenschaft sofort in Nichts zusammenschwinden, sobald es sich nicht um den krassen Säufer handelt, sondern um den häufigen Typ, der stets voll ist, aber nie betrunken, der an der Grenze des Säufertums in dem holden Wahn dahinlebt, er sei ein fester Zecher, aber kein Trinker, oder um den noch viel häufigeren Typ des mässigen Trinkers in allen seinen Abstufungen?

Nein, die Natur macht keinen Sprung. Wenn z. B. die Säufer 82% anormale Kinder zeugen, und die sehr Mässigen nur 18%, so ist mit der allergrössten Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die festen Zecher und die sogenannten mässigen Trinker sowohl in Bezug auf den Procentsatz der anormalen Kinder als auch auf den Grad ihrer Degeneration zwischen diesen 82% der Säufer und den 18% der sehr Mässigen die Mitte halten werden.

Digitized by Google

Die Wahrscheinlichkeit würde die sein, dass in Bezug auf Nachkommenschaft die Anhänger der Trinksitten auf der Stufenleiter von den wenigen anormalen Kindern des Nüchternen bis zu den 82% der Säufer diejenige niedrige oder hohe Stufe einnehmen werden, die dem geringen oder hohen Grade ihres Trinkens entspricht.

Die hohe Wahrscheinlichkeit dieses Sachverhalts kann nicht genug betont werden, denn nicht in der wenig zahlreichen, völlig korrupten und sehr rasch ausgejäteten Nachkommenschaft der Säufer liegt die grosse Gefahr für die Rasse, sondern in der bei Weitem zahlreicheren und nicht ganz so entarteten, nur minderwerthigen Nachkommenschaft der sogenannten Mässigen. Grade diese Minderwerthigen kommen, weil sie nicht so rasch ausgejätet werden wie die völlig Entarteten, viel häufiger zur Ehe und zur Vererbung ihrer Gebrechen auf die nächste Generation.

Ob ein ausserordentlich mässiger Genuss von Alcoholicis sowohl als einmaliger direkt vor der Zeugung, als wie in der Form einer regelmässigen Einfuhr die Keime wirklich schädigt, weiss man nicht. Es ist jedoch in hohem Grade unwahrscheinlich. Jedes organische Wesen, auch die Zelle, hat die Fähigkeit, sich gegen geringe äussere Schädlichkeiten zu behaupten, oder sich zu restituiren. Das gilt auch für die Keimzellen, auch sie sind lebende Materie. Die Frage ist nur, nach welchen Quanten Alkohol und in wieviel Zeit erfolgt eine solche Restitution? Ganz mässige Dosen fallen entschieden in die Regulationsbreite der Erhaltungs-Mechanismen der Keimzellen, weil sonst unsere Rasse längst zu Grunde gegangen wäre. Jedoch ist darauf zu beharren, dass diese Regulirung nur gegen ganz geringe Dosen bestehen wird, gegen Dosen, die weit unter das Quantum fallen, das im Volk ein mässiges genannt wird. Es wäre sehr zu wünschen, dass umfangreichere Experimente und Beobachtungen angestellt würden, die die Grenzen der Restitutionsfähigkeit der Keimzellen gegen Alkohol feststellten. Es giebt noch andere mehr indirekte Wege, durch die der Alkohol die Nachkommenschaft schädigt, wie z. B. durch Syphilis, deren Erwerbung durch unsere Trinksitten bekanntlich sehr gefördert wird, doch würde das hier zu weit abführen.

Das Angeführte genügt, um den Alkohol als eines der verderblichsten Gifte für unsere Rasse zu erkennen. Daraus ergiebt sich als Minimalforderung, dass, falls nicht von vornherein durch Gebrechen und andere Umstände eine zeugungsfähige Verbindung ausgeschlossen ist, der Alkohol aus dem Leben des Mannes und Weibes bis zum Ablauf ihrer Zeugungsperiode entweder gänzlich verbannt oder wenigstens auf sehr geringe Genuss-Quanta eingeschränkt werde. Ob diese Forderung allein auf dem Boden der Mässigkeits-Bewegung wirklich erreichbar ist, oder ob es dazu der schärferen Tonart der Abstinenz-Bewegung bedarf, will ich hier dahingestellt sein lassen.

Der Alkohol zerstört das Leben von Individuen und verschlechtert die neue Generation. Je mehr Untüchtige durch ihn erzeugt werden, desto mehr müssen im Kampf um's Dasein wieder ausgejätet werden, wenn die Rasse auf ihrer Höhe erhalten bleiben soll. Ausjäte aber heisst Elend und Jammer in tausend Formen. Durch die Vergiftung der Keimzellen einer Generation schafft also der Alkoholismus nothwendiger Weise die Basis für eine grosse Masse von Ausjätungselend in der nächsten, vorausgesetzt, dass die Rasse nicht entarten, sondern sich auf ihrer Höhe erhalten oder gar fortschreiten soll. Und dieses Fortschreiten wollen wir Alle als Erstes und Unantastbares. Wir wollen Glück und Lebensfreude für möglichst Viele. Wir wollen die Garantien dafür in einer gesunden und starken Rasse von wachsender Schönheit und Kraft. Wer den Zweck will, muss auch die Mittel wollen. Deshalb im Namen der Freude fort mit dem Alkohol überall da, wo neues Leben erblühen soll.

Digitized by Google

# J. K. HUYSMANS.

VON

Dr. ROBERT SAITSCHICK.

La nuit n'est qu'une vérité
Où l'on veut trouver du mensonge.
(Maurice Rollinat.)

## I.

Dem menschlichen Geiste ist wohl erlaubt, das ewige Problem des Lebens durchdringen zu wollen, alle Erscheinungen der Natur in eine bezwingende Synthese zusammenzufassen, aber nicht aufs Gerathewohl in das stürmische Meer des tieferen Fühlens sich hinauszuwagen, ohne einen bestimmten, noch so subjectiven Zweck vor sich zu sehen und an das zu entdeckende Land zu glauben. In stürmischer Nacht, ohne Begleitung hinauszufahren, nur aus Ueberdruss an der Umgebung und aus unbestimmter Sehnsucht nach neuen Eindrücken in die drohende Tiefe des unterwühlenden Fühlens sich zu flüchten, das ist der menschlichen Natur nicht erlaubt, und wenn sie es thut, so kann man voraussehen, was für Aengste und Kämpfe ihrer dort harren. Wer in sich den unwiderstehlichen Drang nach Wahrheit verspürt, wird die Wahrheit suchen, auf die Gefahr hin, am Ende seines mühseligen Weges einzusehen, dass er vielleicht nur dem Schimmer seiner eigenen Einbildung nachging. Aber wenn dieses Suchen mit einer quälenden Unruhe und Angst verbunden ist, wenn man von dem Drange nach der Lösung des Lebensräthsels geplagt wird und dabei zum voraus weiss, dass man die Wahrheit nicht finden kann, dass man einem erschreckenden Phantom des erhitzten Gehirns nachjagt, und man sich auf jedem Schritt ängstlich umsieht, die geheimen Mächte der Erde und des Himmels anrufend, so ist es wohl der traurigste Anblick der leidenden, mit der schrecklichsten, weil unerklärbaren und doch Ehrfurcht einflössenden Krankheit behafteten Seele.

„En route", das neueste Werk von J. K. Huysmans, ist eine tragische Wanderfahrt in die traurigen Tiefen eines unruhigen Geistes. Huysmans ist ein einsamer unruhiger Wanderer. Seine Lehrjahre haben in ihm keine schönen Erinnerungen zurückgelassen. Er hat sich auf den Weg gemacht, um von der kalten Selbstzufriedenheit der Kulturlehrer fern zu bleiben. Die selbstbewussten Kulturlehrer sitzen ruhig zu Hause und können sich nicht genug über das fieberhafte Suchen des Unruhigen verwundern, denn sie selbst haben nie etwas gesucht und glauben doch Alles gefunden zu haben. Huysmans Wanderfahrt war mühselig und angstvoll. In „En route" erzählt er, was er suchte. Dass er nichts gefunden hat, darüber werden die Kulturlehrer grosse Schadenfreude empfinden. Wer aber keinen Anspruch macht, das Welträthsel gelöst und die letzten Fragen des Daseins beseitigt zu haben, der wird den menschlichen Gehalt in „En route" würdigen können, ohne mit

Digitized by Google

Huysmans seine allzu dunklen Pfade zu wandeln, aber auch ohne ihm die Ueberzeugung von der Allmacht der Wissenschaft und von der Grösse des Jahrhunderts beibringen zu wollen.

Ein Buch, das mehr als ein Buch ist, indem es einen ganzen persönlichen Menschen enthält, darein kann sich unsere in industrieller Objectivität erzogene Zeit nicht leicht finden. Huysmans' „En route" schildert aber ein Schicksal und einen ganzen Menschen.

Der moderne Mensch hat in seiner Seele tiefer zu graben angefangen, der bewusste Pessimismus konnte nicht mehr den Trieben dieser Seele entsprechen, eine tiefe Trauer erstickte in ihr jede Klage des Schmerzes, sie versenkte sich in sich und wurde einsam. Sie wollte nicht mehr mit den Menschen verkehren, die sie beim Werke der grossen Dummheit genau beobachtet und kennen gelernt hatte. Das Mitleid mit der unglücklichen Frucht der unbewusst-höhnischen Natur machte Platz dem Hass gegen die brutale Dummheit, in welcher die Natur durch ihre echten Kinder ihren eigentlichen Willen offenbart. Der Mensch mit den überfeinen Nerven sah sich auf einmal einsam, verlassen von den landläufigen Doktrinen und verfolgt von der Dummheit der gewaltigen Mehrzahl, gegen deren Fühlen und Handeln er einen unwiderstehlichen Abscheu zu empfinden begann. Er sah ein, dass es gar keine Menschheit giebt, die seines Mitleids würdig wäre, dass die Unfeinen die eigentlich glücklichen, weil sie unbewusst sind und der Natur näher stehen als die Auserwählten. Und was sind nun diese Auserwählten, von wem und wofür wurden sie auserwählt? Die Auserwählten sind die Selbstgewählten, die Selbstverstossenen und Selbstvereinsamten, die alte Wege und gefahrene Strassen Verachtenden, hohe Gipfel und das Dickicht der Wälder Aufsuchenden. In uralten Zeiten waren es die grossen Heiligen, die das menschliche Gewissen in sich tragenden Eingeweihten, die in die Einsamkeit hoher Gipfel und schattiger Wälder gingen, um mit sich Zwiesprache zu halten und die geheimnissvolle Stimme der allgewaltigen Natur aus ihrer eigenen Seele herauszulesen. Es waren starke, übermenschliche Seelen, denen die tiefe Einsamkeit Gewalt über die Menschen mittheilte und die am Rande des Lebens vorübergingen, die grosse Wahrheit und den Sinn des Daseins verkündend. Das waren wirkliche Auserwählte, die glaubten, dass ein höheres in gewaltiger Güte sich kundgebendes Wesen sie zu seinen ergebenen Dienern gewählt hatte.

Die Selbsterwählten aber, die einsam sein möchten, doch im Grunde vereinsamt sind, wissen nicht, was und wo die Wahrheit sei, sie wären froh einem grossen Auserwählten auf ihrem einsamen Wege zu begegnen. Sie haben äusserlich manches mit den Einsamen gemein, aber zum Unglück sieht es auch in ihrer Seele sehr einsam aus. Sie haben das Leben gelebt, mit allen Sinnen gelebt. Nachdem sie Alles erfahren haben, wurden sie des Lebens überdrüssig und machten eine Umkehr, indem sie in den Tiefen des Lebens das suchten, was ihnen ihr eigener Geist vorspiegelte.

Um zu den geheimnissvollen Schatten der Geisterwelt herunterzusteigen, dazu ist ein tiefer Glaube an die Güte der menschlichen Natur und an den Sinn des Lebens notwendig. Wer diese Tiefen aufsucht im Glauben, er werde dort Ruhe und Wahrheit finden, den kann man wohl seiner Kühnheit wegen bewundern, aber auch den grossen Schaden, den er an seiner Seele nehmen wird, bedauern. Er wird an die Grenzen des Daseins gelangen und umsonst verlangen, dass man ihm das Jenseits zeige, er wird durch das Labyrinth der Hölle schreiten ohne den Glauben Dante's, er wird einen Dämon finden, der sich ihm als erfahrener Führer aufwerfen wird. Er wird in der Seele des Menschen wühlen ohne den leitenden Faden des gewaltigen Zutrauens zum Leben, wie es Dostojewski besass, und ist ihm ein grosses Talent zu theil geworden, so wird er die Nachtseiten des Geistes schildern ohne den Humor Hoffmanns und ohne die sich selbst genügende Antheilnahme Edgar Poe's. Er wird in den Wirbeltanz der höllischen Mächte hineingezogen und, übersättigt vom Natürlichen, durch das Unnatürliche zum Uebernatürlichen geführt werden, ohne zu wissen, ob dieses Uebernatürliche es mit dem Menschen gut oder böse meine. Die Qualen, die

Digitized by Google

er sich zuziehen wird, werden ganz aus Angst bestehen und keinen Augenblick geheimer Lust in sich tragen. Eine gewisse Stärke wird man dieser Seele, die den mächtigen Anprall der Geister aushält, nicht absprechen, aber diese Kraft ist insofern keine schöpferische, als sie den Menschen zu keinem neuen Leben aufwecken kann.

## II.

Niemand unter den modernen Schriftstellern verkörpert in sich diesen dämonischen Drang und schildert ihn mit solcher erschütternder Gewalt wie J. K. Huysmans.*) Sein Talent, von gewaltigen, aber auch krankhaften Gelüsten getragen, tritt an das Leben nicht von aussen heran, sondern ist aus einem tief erlebten Leben hervorgegangen. Alles was er schildert, ist wahr, man fühlt beim Lesen seiner Werke, dass man vor sich einen seltsamen Menschen hat, dessen krankhafte Neigungen von einem starken Intellekt in Gleichgewicht gehalten werden. Seine Nerven verlangen nach mächtiger Aufregung. Er bannt das Gesehene und Erlebte in grosse Perspektiven, er schildert mit düsteren grauen Farben, seine tiefblickenden Augen sehen das Leben misstrauisch, von unten an, er kennt nur das Hässliche und Widrige der menschlichen Natur. Es giebt für ihn keinen einzigen Schimmer des Guten im Leben, Alles ist lügnerisch, hässlich und verworren. Die Instinkte, denen er sich mit der ungetheilten Kraft einer starken sinnlichen Natur anvertraut hatte, haben ihn jämmerlich betrogen. Er sieht die kleinsten Details und prägt das Gesehene den Nerven und dem Gedächtnisse ein. Er kann nichts vergessen, seine Nerven führen ihm selbst im Traume Eindrücke und längst verschollene Erinnerungen zu; das Vergangene lebt in ihm stärker als das Gegenwärtige: der gegenwärtige Augenblick, getragen von einem unbewussten, öfters unbestimmten und sinnverwirrenden Instinkt, wird ihm zur quälenden Erinnerung.

Das einsame Leben, die düstere Erkenntniss, die er vielleicht auch im Kampfe mit den Widrigkeiten des Lebens gewonnen hat, die grossen Gegensätze, die er in seiner Seele trug und durch einen mächtigen inneren Drang vertiefte und verschärfte, das intensive Nachdenken über den Sinn des Lebens, der ihm zum wirklichen Räthsel wurde — das Alles bildet die düstere Grundlage, auf der sich Huysmans' künstlerische Begabung erhebt. In diesem Boden wurzelt seine Phantasie. Der Naturalist, der in seinen ersten Schilderungen „Marthe", „Soeurs Vatard" und „En ménage" sich eng der Wirklichkeit anschliesst, der Mitarbeiter von „Soirées de Médan", der das Leben mit der grössten Treue beobachtete und ebenso treu nachzeichnete, fühlte sich nicht lange von der unmittelbaren Wirklichkeit angezogen. Bald waren seine Nerven abgestumpft und sein Organ des Denkens verschärft. Er suchte nach neuen Horizonten. Er hat sie gefunden; sie sind düster, aber weit und tief. Die Gelüste seiner Sinnlichkeit eröffneten in seiner Seele einen weiten Abgrund zwischen dem Guten und dem Bösen. Das Verlangen nach neuen komplizirten Empfindungen, ohne die er nicht mehr leben konnte, das Suchen nach Anregungen seiner erschöpften Nerven führten seiner Phantasie die Gestalt von des Esseintes zu, die einigermassen typische Gestalt des an Ueberfeinheit und geistiger Hypertrophie leidenden Decadenten. Es war eine Verkörperung für einen neuen Begriff geschaffen. Die Schwäche aus krankhafter Feinheit, der Drang zum Widernatürlichen, weil die Natur nichts mehr den überfeinen Nerven gewähren kann, die unnatürliche Schönheit als Befriedigung

*) Marthe, Bruxelles, Jean Gay, 1876; Les soeurs Vatard, Paris Charpentier, 1879; En ménage, Paris, Charpentier 1881; A vau-l'eau, Bruxelles, Kistemaeckers, 1882; nouv. éd. Paris, Tress et Stock, 1894; A Rebours, Paris, Charpentier, 1884; Un dilemme, Paris, Tress et Stock, 1887; En rade, Paris, Tress et Stock, 1887; Là-bas, Paris, Tress et Stock, 1891; En route, Paris, Tress et Stock, 1895.

Digitized by Google

der nach neuen und unerhörten Empfindungen schmachtenden Seele sind in der Gestalt von des Esseintes mit seltsam anmuthender Stärke geschildert.

Des Esseintes ist mehr als ein einzelner Mensch, er verkörpert in sich gewisse Charakterzüge einer ganzen Epoche, die im Denken und Fühlen an die Grenzen des Unerreichbaren gelangt ist und in ihrer Unruhe nicht weiss, wohin sie sich nun wenden soll. Des Esseintes ist der leibliche Bruder von Folantin in „A vau l'Eau", das unmittelbar vor „A Rebours" erschienen war. Huysmans wollte gleichsam sagen, so würde der arme Büreauangestellte Folantin verfahren, wenn er über die ererbten Reichthümer des vom alten Adel stammenden des Esseintes verfügte. Auch Folantin hatte allen Reiz am Leben verloren. „Wäre ich noch irgend einer Leidenschaft fähig, hätte ich wenigstens die Weiber, das Büreau gern, würde ich Kaffee, Domino, Karten lieben, aber nichts zerstreut mich, nichts kann mich mehr interessiren" — so sprach mit sich in der düsteren Einsamkeit seiner Junggesellenwohnung Folantin und entschloss sich dem Strome des Lebens sich zu überlassen. So lange Folantin von seiner Sinnlichkeit gestachelt war, hatte er noch einen Lebenstrieb, ebenso des Esseintes. Beide sind sie sinnliche Naturen, die infolge ihrer tiefen Reflexion bald der Sinnlichkeit überdrüssig wurden. Folantin ist ein Einsiedler, der noch zuweilen gezwungen ist, Menschen zu sehen, des Esseintes kann sich den Luxus erlauben, eine Einsiedelei einzurichten, wie sie eine phantastische Königin sich gar nicht anders wünschen könnte (ein Mann kann überhaupt nie auf solche Einfälle kommen). „Gleich einem Eremiten, war des Esseintes reif für die Einsamkeit, er war geplagt vom Leben, davon er nichts mehr erwartete. Gleich einem Mönch war er von einer grenzenlosen Müdigkeit erdrückt, von einem Bedürfniss nach Sammlung, von dem Wunsch nichts mehr mit den Profanen gemein zu haben, d. h. mit den Utilitariern und Dummköpfen". Diese Flucht von der Welt geht jedoch von keinem gesunden Trieb aus, denn des Esseintes trägt keine eigene Welt in sich, um in der Einsamkeit Zweck und Mittel zu finden. Der überfeine krankhafte Egoismus hat ihn in die Einsamkeit geführt, die mehr als blasirte, an die Verrücktheit eines römischen Imperators der Verfallszeit grenzende Launenhaftigkeit liess ihn seine den Vorgeschmack dem Geschmacke vorziehende Lebensweise wählen. Mit solchen verkehrten Sinnen lässt sich nicht nur nichts gesundes, sondern überhaupt nichts hervorbringen.

Freilich könnte uns Huysmans, wenn er nur für seinen Helden einstehen wollte, antworten, er wisse nicht, was krank und was gesund sei, vielleicht seien manche Krankheiten fähig, Schätze des Denkens und des Geschmackes zu heben, die sich der gesunde Menschenverstand auch im Traume niemals vorstellen könne, besonders jene Krankheiten, „deren Wurzeln überall und nirgends sind." Trotz alledem bleibt des Esseintes doch ein kranker Mensch, da die auffallende Krankheit seiner Nerven und sein von Grunde aus verdorbener Geschmack keine andere Grundlage haben als die äusserste Abgestumpftheit aller Organe. Einzig und allein die Phantasie wirkt noch ihre bunten Gebilde in seinem Hirn. Der Verstand, das Gefühl, die reine Empfindung sind von seiner Alles verbrennenden und aus der Asche neue Gebilde hervorzaubernden Phantasie verdrängt worden. Die Kräfte des menschlichen Geistes sind nicht immer fähig, die natürlichen Grenzen des Fühlens und Denkens zu sprengen, an die Stelle der lebendigen Natur ein Menschlichkünstliches zu setzen. Die echte Kunst ist nicht künstlich, sondern schafft wie die Natur, intensiver und grossartiger als die Natur. Aber die Kunst, wie sie der Geschmack von des Esseintes erfasst, ist nicht künstlerisch, sondern künstlich, in der schwülen Atmosphäre des Treibhauses aufgewachsen und nur daselbst geniessbar. „Der Mensch, sagt des Esseintes, vermag in einigen Jahren eine Auswahl zu treffen, die die träge Natur nur in Jahrhunderten hervorbringen kann; in unserer Zeit sind die Gärtner die einzigen und echten Künstler." Das ist der Geschmack eines Menschen, dessen Lunge wahrscheinlich nie freie und reine Luft athmete. Die Kunst vermag mehr als die Natur zu geben, unter der Bedingung jedoch, dass sie von der Natur

Digitized by Google

ausgehe und die Natur nicht verneine. Das Treibhaus, noch so prachtvoll eingerichtet (und des Esseintes versteht sich auf Pracht, das muss man ihm zugeben), bleibt immer nur ein Treibhaus. Wer für die Natur das unmittelbare Gefühl verloren hat, muss doch wenigstens für ein gewisses Ideal des Menschenlebens ein reines Gefühl bewahrt haben. Wer aber jedes starke und reine Gefühl eingebüsst hat, muss auch das unmittelbare Bewusstsein seiner eigenen Person verwirkt haben, denn er weiss ja nicht, wofür und weswegen er lebt. „Das Künstliche erschien des Esseintes als das charakteristische Merkmal des menschlichen Genies. Wie er es sagte, hat die Natur bereits Alles vollbracht, was sie nur konnte, sie hat durch die abscheuliche Einförmigkeit ihrer Landschaften und ihrer Himmel die aufmerksame Geduld der Feinfühligen erschöpft. Und in Wahrheit, was für eine Plattheit des Spezialisten, der sich in sein Fach einschliesst, welche Kleinlichkeit der Krämerin, die nur diesen und jenen Artikel im Laden hält, was für ein monotones Magazin von Wiesen und Bäumen, welche banale Geschäftsverwaltung von Bergen und Seen."

Des Esseintes verhält sich zur Natur wie er sich zu seinen Mitmenschen verhält. Die Natur langweilt ihn ebenso wie das Leben. Und liebt er wenigstens sich selbst? Er liebt sich ebensowenig wie er sich achten kann. Er weiss nur, dass er anders geartert ist als die anderen, ob auch besser und schöner, das kann er nicht behaupten, da er alle festen Gebilde der Seele mit launenhafter Kühnheit zerstört hat, ohne sie durch neue Begriffe zu ersetzen. Die unbekannten Düfte, die verschärften Empfindungen, die er so hartnäckig aufsucht, hat er sie wirklich gefunden? Aber diese Düfte, diese überfeinen krankhaften Gerüche, die er aus den Blumen und Büchern herausathmet, sind doch etwas vergängliches, das von der augenblicklichen Erregung seines überreizten Nervensystems abhängt. Auf den Augenblick der gesteigerten Empfindung, die auf gesuchter und gewollter Ueberreizung beruht, auf „das mystische Schmausen der Seele" folgt dann ein Zustand der äussersten Trauer und der qualvollsten Trostlosigkeit. Wesshalb liest er alle diese auf dem ausgesuchtesten Papier gedruckten, in den prachtvollsten Ausgaben seine Bibliothek zierenden Bücher, die den Geist aller Ueberfeinen von den römischen Verfallszeitlern bis zu den modernen Ueberreizten herab gleichsam destillirt und parfümirt enthalten? Sucht er dort nur den morbiden Duft der anbrüchigen Seele?

Aber dieser Einsame ist doch unglücklich in seiner parfümirten Einsamkeit, trotz der sehr richtigen Bemerkung Pascals, das ganze Unglück des Menschen komme daher, dass er es nicht vermöge sich in einem Zimmer ruhig zu verhalten. Des Esseintes, der ganze Haufen Geldes auf die ungesehensten und unerhörtesten Blumen verwendet, dessen andere Einfälle eines Heliogobal würdig sind, empfindet in seiner Einsiedelei, umgeben von seinen kühnen Phantasiegebilden, dieselbe Trauer wie in der hassenswerthen Umgebung von Menschen. Die Gesetze der Natur sind doch stärker als alle raffinirten Kunststücke von des Esseintes, und wenn er auch im Kampfe mit diesen Gesetzen zusammenbräche, so wäre es noch keineswegs der Ausgang einer Tragödie, in welcher das Bewusste dem Unbewussten unterläge. Die Natur nimmt sich auch keine Mühe, offen und stark vor solche zertrümmerte Seelen hin zu treten, denn sie liebt nur gegen die starken Bewussten zu kämpfen, die sie um deren höhere Macht beneidet. Für des Esseintes selbst wäre noch der Tod das Beste, wenn er nur vor dem Tode sich nicht ebenso fürchtete wie vor dem Leben. Diese Angst, die in allen Winkeln seiner Seele lauert, ist doch im Grunde nichts anderes als die Folge seiner grenzenlosen Müdigkeit. Aber das Merkwürdige ist, dass solche nervenüberreizte und auf drei viertel kranke Menschen zäher dem Leben gegenüberstehen als die einfachgesunden und physisch starken. Er lebt und grübelt weiter. Die traurige Oede seiner Seele kann ihn nur zur Religion führen, aber nicht zum selbstbewussten starken Gefühl des Glaubens, sondern zur raffinirten mystischen Empfindung, in welche das empfindsame Ich tiefer zurückfällt, um die einzige noch einigermassen zugängliche Wollust, die Wollust des Schmerzes herbeizurufen.

Digitized by Google

## III.

Noch einige Schritte auf diesem Wege, und Huysmans wird zu Durtal gelangen, dem Helden von „Là-Bas“ und „En route“. Durtals ganzer Charakter ist einseitige Vergeistigung. Auch er hat alle Empfindungen durchgekostet. Jetzt verlangt er die Lust der Selbstgeisselung und Selbstzerfleischung. Die heilige Theresa hat diesen Zustand der wollüstig gemarterten Seele tiefer empfunden und beobachtet als Durtal.

Bei grossangelegten mystischen Naturen, wie die heil. Therese, ist das wollüstige Verlangen nach dem Jenseits ein starkes Gefühl, das vielleicht den Keim der höchsten und intensivsten Lust in sich trägt. Die Selbstkreuzigung und tägliche Auferstehung im Namen eines geheimnissvollen Etwas, das in den Tiefen der selbstgequälten Seele wohnt, sind glühende Gefühle, gegen die das Fühlen des gewöhnlichen gesunden Menschen sich schattenhaft und blass ausnehmen muss. Eine ganze Welt in sich entstehen und gleich wieder verschwinden zu sehen, das blutige Schaffen und Vernichten seines Selbst, wenn dabei in einem verborgenen Winkel der Seele der Trieb des Lebens noch unversehrt geblieben und den geschaffenen Gebilden den Geruch der Erde und der Sinne mittheilt — das ist vielleicht die wollüstigste Kraftanstrengung, die man sich nur denken kann. Aber nicht der raffinirte Skeptiker ist einer solchen Kraftanstrengung fähig. Durtal kennt diese Empfindungen nur vom Hörensagen, er ahnt die glühende Tiefe dieser Lust, aber nie wird ihm vergönnt sein, eine Welt solcher intensiver Gefühle zu schaffen, dazu ist er zu sehr Kind unserer nüchternen Zeit, dazu hat er noch zu viel Sinn für die Wirklichkeit der Erde.

Der Skeptizismus ist ja im Grunde die Folge des Zusammenstosses des tiefer schauenden Geistes mit der Wirklichkeit des Lebens. Bei dem grossen Mystiker lebt noch der Zweifel nur als nebensächlicher Kontrast, das Verhältniss des Körpers zum Geiste ist bei ihm ein anderes als bei den anderen Menschen, der Gegensatz ist intensiv und abgrundstief. Selbst die Unnatur hat dann noch einen grossen natürlichen Zug. Nicht so bei Durtal. Er mag gelangen wohin er wolle, er wird die echte mystische Wollust der grossen geistigsinnlichen Naturen nie erfahren. Sein religiöses Gefühl wird nie die Höhe der intuitiv geschauten Gewissheit erreichen können, die weltschöpferische Tiefe der unmittelbaren mystischen Persönlichkeit ist in seinem Geiste nicht begründet, der Zweifel wird die bessere Hälfte seiner Seele nicht loslassen.

Durtals Charakter ist weit echter und temperamentvoller als der von des Esseintes. Durtal ist auch eine stärkere Natur als des Esseintes. Durtal ist Huysmans selbst, während des Esseintes eine wunderliche Geburt von Huysmans Phantasie war. Einige typische Züge unserer zerfahrenen Zeit, die mit der allzuflachen materialistischen Erklärung des Lebensräthsels unzufrieden, nach tieferer Wahrheit strebt, sind in der Schilderung von Durtals Kämpfen unverkennbar. Allein so schlimm steht es noch mit unserer Zeit nicht. Die stärkeren Naturen gedenken noch keineswegs gleich Durtal in den unterirdischen Tiefen stecken zu bleiben. Sie haben noch die Hoffnung nicht aufgegeben, die Wahrheit des Lebens tiefer erfassen und organisch dem Leben einverleiben zu können. Die Selbstvernichtung kann nicht der Zweck des Lebens sein, sondern zuweilen nur Mittel zu einer Widergeburt.

Auch Huysmans weiss wohl, dass „die Wirklichkeit es nicht verzeiht, wenn man sie verachtet: sie rächt sich, indem sie den Traum zusammenbricht, mit Füssen tritt und zerfetzt in den Koth wirft.“ Aber das Verlangen nach dem Uebernatürlichen unterwühlt nach wie vor seine Seele. Er sieht aus der sinnlichen Gluth, die ihn verzehrt, ein Ideal hervorlodern, das die Wirklichkeit zu Asche vernichtet. Er vermag aber auch nicht dieses Ideal festzuhalten. In einem unerwarteten Augenblick fällt seine Gluth auf die niedrigste Stufe der kalten Prosa herunter.

Huysmans' unzufriedenem Skeptizismus ist ein origineller starker Zug eigen, der etwas dämonisches hat. Die Art und Weise, wie Huysmans sich

Digitized by Google

zum Leben verhält, zeugt, dass er vor den tiefsten Abgründen nicht zurückschreckt, dass er wohl fähig ist gleich den mittelalterlichen Unbefriedigten für eine tiefere Erkenntniss seine Seele wegzugeben. Die starken und weiten Gegensätze, die sein Geist in sich trägt, lassen ihn Hohn und Verachtung unserer kleinlichen Gesellschaft zollen. In „A Rebours“ und „En rade“ hat er noch wenigstens in den Entdeckungen der modernen Industrie den einzigen, aber doch bemerkenswerthen Zug unserer Zeit anerkannt, in „Là-Bas“ und „En route“ spricht er von unserem Jahrhundert mit derselben bitteren Ironie wie Barbey d'Aurévilly.

Selbstverständlich ist es nicht die griechische Lebensauffassung, die einen so tief düsteren Menschen anziehen kann, sondern das Mittelalter mit seinen grossen Leidenschaften und Tugenden. Die Weltanschauung und die grosse Kunst des Mittelalters sind ihm der Ausdruck der höchsten Kraftanstrengung der Persönlichkeit. Wie flach kommt ihm die Krämerseele des modernen superklugen Menschen vor, wenn er sie mit der an gewaltigen Gegensätzen reichen Seele des Mittelalters vergleicht. Wie kleinlich erscheint ihm unsere verflachende Kunst gegenüber der kraftstrotzenden, ganze Persönlichkeiten in sich bergenden Kunst der Jahrhunderte, denen wir in unserem Parvenustolz uns weit überlegen glauben.

Für des Esseintes waren die Gemälde von Jan Luyken eine Quelle der schärfsten Empfindungen, für Durtal sind es Matthäus Grünewald, die Vorgänger der Renaissance und die alten Meister der Kirchenmusik. Für Huysmans sind sie alle Vertreter einer Kunst, die er für die höchste hält, — eines naturalistischen Spiritualismus.

Huysmans möchte das Diesseits mit den der Wirklichkeit parallel laufenden Ahnungen eines Jenseits verbinden. In seinen letzten Werken verfolgt er dieses Ziel. Ueber die traurige Wirklichkeit verbreitet er mächtige Schatten anderer Welten. Dadurch gewinnen seine Schilderungen etwas erhaben trostloses. Man empfindet förmlich Furcht vor diesem Menschen, der uns die schrecklichsten Wahrheiten entdeckt. Nicht umsonst nennt er Dostojewski „den erbittlichen Russen“, denn er selbst ist grausam unerbittlich im Aufdecken des Bösen. Das Böse hat für diese düstere Seele die Bedeutung einer übernatürlichen Kraft, die Opfer verlangt. Es giebt für ihn eine Religion des Bösen, wie es eine Religion des Guten giebt. Diese Religion hat ihre ergebenen und bewussten Anbeter, sie existirte von jeher und hat noch jetzt ihre Bedeutung. Es ist es der Satanismus, der seine Messen, Priester und Kapellen hat. Die Kenntnisse Huysmans' vom Satanismus und dessen Anhängern scheinen mehr als gründlich zu sein. Er hat die Hysterie der menschlichen Natur tiefer und eindringlicher, weil mit mehr Kenntniss des Menschenherzens studirt als die erfahrensten Aerzte, zu deren Kenntnissen er nicht das geringste Zutrauen hat. Die Schilderungen der Nervenkrankheit, der Seelenangst in „Là-Bas“ und „En rade“ sind von überwältigender Wirkung. Die Schilderung der Hallucinationen von Jacques in „En rade“ erreicht fast die Tiefe der psychologischen Schilderung der Hallucination Iwan's in „Die Gebrüder Karamasow“ von Dostojewski.

Alles krankhafte zieht ihn förmlich an. Selbst im Reiche der Mineralien und Pflanzen übt auf ihn das Anrüchige und Ungesunde eine seltsame Anziehungskraft aus. Man vergegenwärtige sich nur, mit welcher farbenreichen Genauigkeit die Blumen in „A Rebours“ und die Krankheiten der Bäume in „En rade“ behandelt sind. Die düsteren Farben seiner Bilder sind ohne Zweifel gesucht ebenso wie seine merkwürdige Sprache, aber im Ganzen gehen sie unmittelbar von seinem finsteren Temperament aus. Seine Landschaften in „En rade“ haben einen erschreckend grandiosen Zug, etwas von einem Goya, der seine glühend düstere Phantasie auf die Behandlung der äusseren Natur verlegt hätte. Gleich Goya verleiht er zuweilen dem Hässlichen einen erschütternden Zug, so dass man von den Visionen seiner dämonischen Phantasie förmlich verfolgt wird. Die Beschreibung der Greuelthaten von Gilles de Raie in „Là-Bas“, die in die Erzählung eingeflochten ist, um den



Digitized by Google

Gegensatz der grossen Leidenschaften des Mittelalters zu den kleinen Tugenden unserer Zeit zu beleuchten, die Schilderung des Satanismus und seiner Anhänger sind von der niederdrückendsten Wirkung.

In allen Werken Huysmans, findet man keinen einzigen lichten Punkt, der auf die Güte der menschlichen Natur hindeuten könnte. Huysmans, Temperament kann das Leben anders nicht empfinden als eine Verkettung von geheimnissvollen Ursachen einer bösen Macht. Während das Böse für ihn das eigentliche Räthsel des Lebens bedeutet, hasst er die Dummheit mehr als es dem tiefdenkenden Menschen geziemt. Seine Unzufriedenheit mit den Menschen und dem Leben führt ihn zu einem bitteren, angreifenden Hass. Seine Abneigung gegen die Mittelmässigkeit hat etwas von einer unbezwingbaren Idiosynkrasie. Er hat Alles, was dem menschlichen Leben zur Erklärung dient, mit unerhörter Kühnheit vernichtet, philosophische Grundsätze und Systeme müssen ihm als Kinderspiele vorkommen, nur die Kraft der in ihrer Einsamkeit gross gezogenen Persönlichkeit bleibt dann noch übrig. Aber welche Richtung wird nun diese Kraft nehmen? Jede Kraft muss ja einen zielbewussten Weg einschlagen, um nicht in sich selbst zusammenzufallen und die von allen Banden befreite Seele vor ihrer eigenen Oede erschrecken zu lassen. Es kann dieser Seele dann ergehen wie Jacques in „En rade“: „die traurige Einsamkeit plagte ihn und zugleich eine unbestimmte, grausame Furcht, nicht die Furcht vor einer erkannten Gefahr, denn er fühlte, dass diese Furcht verschwände vor einem Menschen, den er in einem Winkel kauern erblickte, sondern die Furcht vor dem Unbekannten, der Schrecken der Nerven, die gleichsam von beunruhigenden Geräuschen einer schwarzen Wüste erregt waren.“

An der letzten Grenze angelangt, muss der Mensch, der nicht kopfüber in das schreckensvolle Nichts herunterstürzen will, eine Umkehr machen. So ist die Wendung zu erklären, die Huysmans in „En route“ nehmen will. Ich glaube nicht, dass er jemals die Ruhe des festen Glaubens finden wird, denn sein Skeptizismus ist zu sehr mit seinem ganzen Wesen verwachsen, als dass er ihn jemals aufgeben könnte. Der unwiderstehliche Forschungsdrang ist noch das Einzige, was ihn im Leben aufrecht erhalten wird. Die Neugierde zu wissen, was sich in den Tiefen der eigenen komplizirten Seele abspielt, ist ja auch ein Trieb, der vielleicht den anderen lebenerhaltenden Trieben der menschlichen Natur nicht nachsteht. „Nein, es interessirt mich, bei den anderen einen Blick zu thun; ich will das Alles aus meinem Fenster sehen, aber ich weigere mich herunterzugehen; ich mache keinen Anspruch, Heiliger zu werden“ — sagt Durtal, indem er mit der schärfsten Sonde die wogenden Gebilde seines komplizirten Fühlens prüft.

Huysmans, der den Hauptpersonen seiner Schilderungen den wesentlichen, ja wesentlichsten Theil seines Ich einverleibt, weiss sehr gut, dass Durtals Wille dem Entschlusse die Welt zu verlassen und in der Einsamkeit zu leben nicht gewachsen ist, denn dazu ist „die Gabe des übermenschlichen Exils“ nothwendig. Mehr als zehn Tage wird Durtal bei den Trappisten nicht aushalten können. Was er mit sich aus dem Kloster nach Hause bringt, ist nicht die ersehnte ruhige Erkenntniss des Lebenszweckes, die er in jedem einzelnen der Mönche auf das tiefste und schönste verkörpert sah, sondern Eindrücke zu einem der seltsamsten und aufrichtigsten Bücher, in welchem der Seelenzustand des modernen, der industriellen Kultur müde gewordenen Menschen im Suchen nach Glauben und Wahrheit tief analysirt und erschütternd geschildert ist.

Die Kämpfe, die Huysmans in „En route“ schildert, sind in den heiligsten und verborgensten Tiefen der menschlichen Natur begründet. Sie würden eine wirklich erzieherische Bedeutung haben, wenn die Seele, in der sie ausgefochten werden, nicht alle ihre Freiheit und Frische eingebüsst hätte. Und darin liegt ein Schicksal. Der einzelne Mensch will nicht der Uebermacht der prosaischen Zweckmässigkeit des Lebens sich unterordnen und hat doch nicht die nöthige Kraft, der nivellirenden Kultur der nackten Prosa ein lebens-

Digitized by Google

volles Ideal entgegenzustellen. Er ist gezwungen in der Vergangenheit das zu suchen, was ihm die Zukunft nicht gewähren kann. Es ist eine traurige Täuschung, die vielleicht mehr Wahrheit enthält, als wir es zugeben möchten. Und darin liegt der düstere Sinn dieser unheimlich tief durchlebten Schilderung.

Nachdem Huysmans' Vernunft den Anstoss des unterwühlenden Zweifels nicht aushalten konnte, suchte er anderswo eine Erklärung des Unerklärbaren. Bei den letzten Konsequenzen des Pessimismus angelangt, verspürte er ein unwiderstehliches Verlangen, den Pessimismus zu überwinden. „Man müsste sich entschliessen im Dunkeln zu leben, umgeben von Rätseln. Das Geld, die Liebe, nichts ist klar; der Zufall, wenn er existirt, ist ebenso geheimnisvoll wie die Vorsehung, ja noch geheimnisvoller. Gott ist doch wenigstens ein Ursprung des Unbekannten, ein Schlüssel." Er hat die ganze mystische Litteratur studirt, anfangs aus Neugierde und später, um sich die wahlverwandten Kämpfe der tieferen Seelen zu vergegenwärtigen. Nur oberflächliche Menschen werden diese Kämpfe nicht begreifen, wie sie ja auch manches andere missverstehen, was noch schlimmer ist als nicht verstehen. Wer von dem nicht mehr angezogen wird, was für die meisten Menschen den Zweck ihres Lebens bedeutet, wer die Oberflächlichkeit und Eitelkeit des menschlichen Herzens genau erkannt hat, der wird ein höheres Prinzip suchen müssen, um überhaupt leben zu können. Jede tiefe und aufrichtig denkende Natur hat diesen Seelenzustand durchgemacht, nur hängt es ganz von der persönlichen Anlage ab, wohin man nach den bestandenen Kämpfen gelangt. Was Huysmans' Kämpfe so traurig macht, das ist deren Trostlosigkeit. Es kann kein neues Leben aus ihnen entstehen. Aus der grenzenlosen Selbstverachtung kann nicht die selbstbewusste Macht der Persönlichkeit, noch die befruchtende Liebe hervorkeimen.

# CISSY.

VON

HANS VON KAHLENBERG.

Eigentlich hiess sie Cäcilie, aber alle Welt nannte sie Cissy, zwei kleine, weiche, kinderige Laute, wie wenn ein Vögelchen zwitschert. Er konnte es nie richtig aussprechen mit seiner ungelenken Zunge. Sie wollte sich totlachen über seine tölpischen Bemühungen: Cissy, Cissy.

Er war sehr verliebt in sie. Sie war auch wirklich ein allerliebstes Geschöpfchen, klein, wie ein Püppchen mit einem rosigweissen Porzellangesichtchen und winzigen Händchen und Füsschen. Wenn er mit ihr tanzte, hatte er immer eine Todesangst, sie zu zerbrechen. Er wagte nicht, seine Finger zu schliessen, wenn sie ihm die Hand gab. Sogar seine Stimme suchte er zu dämpfen, schmeichelnd und leise zu sprechen, wie man mit kleinen Kindern spricht. Alles an ihr war ihm wunderbar, märchenhaft: ihre Kleinheit und Zierlichkeit und ihre weissen Kleidchen, die immer so glatt und rein waren, nie ein Fältchen zerknittert, nie eine hässliche, fliegende Hitze in ihrem Gesichtchen oder ein Löckchen verirrt aus den glattgefloch-



Digitized by Google

tenen, blonden Zöpfchen . . . sogar auf der Landpartie nicht, als er sie „seinen“ Weg geführt hatte. Er hatte immer seine besonderen Wege, abseits von den grossen, gebahnten, die er auf einsamen Wanderungen herausgefunden und sehr liebte. Dieser Weg, den er sie führte, war sein ganz besondrer Liebling — durch uralten Buchenwald. In einer Schlucht rieselte ein Quell über ganz schwarzes, laubgedüngtes Erdreich. Man sah immer Hochwild da. Es war so still, dass man den Wald atmen hörte, die Arbeit der Insekten im hundertjährigen Holze . . . Er liebte den Weg . . Sie fand ihn abscheulich, voll Gestrüpp und glitschig. Ein Salamander, der sich auf einer Baumwurzel sonnte, erschreckte sie, dass sie laut aufschrie. Er nahm das Tierchen auf, um es ihr zu zeigen, wie hübsch und harmlos es war.

„Machen Sie es tot. Machen Sie es sofort tot,“ schrie sie. Er setzte es schweigend wieder an seinen Ort. Sie schien etwas pikiert und sprach nicht mehr mit ihm.

Erst auf dem Rendezvousplatz wurde sie wieder lustig, gab die Geschichte ihrer Abenteuer in der Wildnis zum Besten und zeigte den grossen Riss in ihrem Stiefelchen, den „seine“ Dornen gemacht hatten. Er musste sehr reuig sein und nachher durfte er Erdbeeren für sie pflücken, die sie von einem Blatttellerchen aus seiner Hand verspeiste. Sie liebte es, ihn dergleichen thun zu lassen: ihr Sonnenschirmchen tragen, ihr Mäntelchen zuhaken. Allen Frauen macht das Spass. Mit ihm machte es ihr noch besonderen Spass, weil er sich so ungeschickt dabei anstellte.

Er war überhaupt ein merkwürdiger Mensch. In Gesellschaften drückte er sich in den Ecken herum und wusste nichts zu sagen. Aber er hatte ein Buch geschrieben, das ihn berühmt gemacht hatte und manchmal, wenn der Gegenstand ihn packte und er vergass, dass man ihm zuhörte, konnte er auch sprechen, so dass die Andern schwiegen und Alle ihn ansahen. Dann kam es vor, dass er mitten drin abbrach und hinauslief, wo draussen am Himmel die Sterne flimmerten und das junge Heu so stark herüberduftete von den Wiesen. Er konnte sich freuen wie ein Kind über einen Sonnenstreifen an den Buchenstämmen, einen Lockruf der Amsel im Hollundergebüsch. „Ach das ist schön! das ist schön!“ sagte er dann immer wieder. Seine Brust atmete tief und seine Augen leuchteten. Sie kicherte: „Was für ein komischer Mensch Sie sind, nein wirklich, zu komisch! . . .“

Sie hatte ein Stimmchen genau wie sie selbst, klein, hell, spitz wie ein silbernes Schlittenglöckchen, das unaufhörlich bimmelte, immer in demselben feinen, dünnen Ton. Er hörte zuletzt gar nicht mehr, was sie sagte. Er hörte nur das spitze, helle Bimmeln und dann kam eine Angst über ihn, ein brennender, atemloser Wunsch, dass es einmal anders klingen möchte, tiefer, weicher, er wusste nicht, wie . . . . Er erzählte ihr die allertraurigsten Geschichten, die gar nicht in die Gesellschaft passten. Manchmal traten ihm die Thränen in die Augen dabei und er musste innehalten, weil er nicht weitersprechen konnte. „Oh, wie schrecklich!“ sagte sie dann. „Nein, das ist wirklich zu traurig“ . . . aber es war immer derselbe Ton, der Ton, den er nicht ertragen konnte. Er hätte sich das Herz aufreissen können, um ihn warm und farbig zu machen. Und einmal, als er ihr das Allertraurigste erzählt hatte, unter dem er namenlos gelitten, Jahre lang, und fast gestorben wäre dran . . . . . Sie zupfte an ihrem weissen Busenspitzchen: „Oh aber, so etwas erzählt man doch nicht . . einer jungen Dame doch nicht“ . . . Er war sehr bestürzt und bat um Entschuldigung. Er konnte es nicht mehr aushalten unter den Menschen und lief nach Hause, obgleich man ihn gebeten hatte einige Gedichte vorzutragen. Gedichte von sich, vor denen da! . . .

Er ging doch wieder hin. Manchmal blieb er Wochen lang weg und dann war er wieder da, spät am Abend, oder des Morgens in aller Frühe, wenn kein Mensch Visiten macht. Er wurde immer unruhiger und elender. Es gab Nächte, in denen er sich auf seinem Lager wand wie ein Wurm. Tage, die er nur aushalten konnte in der Wildnis, weitab von allem Lebendigen.

Digitized by Google

Sie blieb immer dieselbe, freundlich, wohlerzogen, kühl und weiss. Sie spielte ein bischen Klavier: das Gebet der Jungfrau und Klosterglocken . . Sie malte auch ein bischen: Blumen und Schmetterlinge auf Tässchen und Kästchen für die Verwandten zu Weihnachten . . und sie hatte den „Trompeter von Säckingen“ gelesen und schwärmte für Julius Wolff und die Eschstruth und Chokoladenbonbons mit Mandelfüllung . . .

Oft sprach er den ganzen Abend kein Wort. Er sass nur da und starrte sie an. . . Ein wütendes, heisshungriges Verlangen peinigte ihn, eine tötliche Neugier . . . Er fühlte es in sich drängen und reissen wie eine Bestie im Käfig, er konnte nicht anders: und einmal, als sie ganz allein zusammen waren im Garten, der Klee so süss und schwer herüberduftete von der Wiese und überall in den Blumenkelchen die Schmetterlinge hingen wie tot, mit zusammengefalteten Flügeln, dass man sie mit der Hand herunternehmen konnte — —

Plötzlich packte er sie und küsste sie, mitten auf den Mund küsste er sie, auf die kühlen, weichen Lippen und die spitzen, weissen Mausezähnchen, heiss, leidenschaftlich, wieder und wieder . . das Raubtier, das er war! . . .

Sie stiess einen kleinen Schrei aus, weder Zorn noch Lust . . nur ein bischen wohlerzogner, jüngferlicher Schreck und gleich fuhr sie mit den Händchen über ihr weisses Kleid: „Oh aber, das dürfen Sie doch nicht! Was thun Sie denn? . . . die vielen Leute da vorne, die uns sehen könnten“ . . . .

„Aber ich liebe Dich doch! Ich liebe Dich“ . . . .

Nun lächelte sie, aber sie trat doch behutsam noch einen Schritt zurück und während sie sich mit dem Taschentüchelchen die Lippen abtupfte: „Das macht man aber doch nicht so, explizierte sie. So macht man das ja gar nicht. Sie müssen mit meiner Mama sprechen und dann spricht meine Mama mit Ihrer Mama. Und dann, werden die Anzeigen rumgeschickt . . . Und dann, wenn man wirklich verlobt ist, dann küsst man sich doch erst“ . . .

„Ja so“, sagte er „so ist das“ . . . Er war totenblass geworden. Einen Augenblick war es ihm, als drehte sich alles im Kreise um ihn, der Garten mit den weissen und roten Georginenstöcken und dem vergoldeten Gitter, das weisse Mädchen in dem weissen Kleidchen und der himmelblaue Himmel . . . Er stammelte eine Entschuldigung und stürzte fort.

Sie hatte ihr Kleidchen wieder ganz glatt gestrichen und sich überzeugt, dass Niemand von der Strasse her zugeguckt hatte. „Was für ein komischer Mensch er doch ist! dachte sie. Ein zu komischer Mensch!“ . . Sie kicherte in sich hinein bei der Erinnerung . . ob er nun morgen kommt und seinen Antrag macht? oder ob ich nicht doch lieber den kleinen Freddi nehme? Sie dachte zärtlich an den kleinen Freddi, wie göttlich er Walzer tanzte, und an seine schönen, langen, schneeweissen Fingernägel und die kornblumenblauen Schlipse, die er trug. Er trug sogar seidne Hemden, versicherten ihre Freundinnen. Gewiss, der kleine Freddi hatte seine Vorzüge. . . . .

Draussen aber im blühenden Klee unter den samenschweren Sommerhalmen lag Einer, der hatte sein Gesicht in's Gras vergraben und die Fäuste in die Erde geklammert, und er weinte, weinte wie man nur einmal weint mit göttlichen vierundzwanzig Jahren, dass es Blumen ohne Duft giebt nnd Weiber ohne Seele, und dass sie so lieblich sind . . so wunderlieblich! . . . .

Digitized by Google

# KATILINARIER UND CÄSAREN.

VON

SYLVESTER.

„Die katilinarische Existenz“ war in letzter Zeit ein beliebtes Stichwort aller jener, zu deren Metier die tugendhafte Entrüstung gehört. Besonders die Journalisten in der sauren Gurkenzeit arbeiteten unermüdlich mit diesem Begriff, zumal der Fall Hammerstein-Stöcker ihnen eine so herrliche Gelegenheit dazu bot. Ob die Herren aber auch so genau wissen, was eine katilinarische Existenz eigentlich ist? Schwerlich denken sie dabei noch an den alten Verschwörer und seinen heimlichen Bundesgenossen, Julius Cäsar, der damals freilich noch nicht Herrscher der Welt war, sondern ein von heissem Ehrgeiz durchwühlter, tief verschuldeter Mann. Gerade diese Bundesgenossenschaft könnte dazu verleiten, den Katilinarier als eine Verbrecher- oder, vom anderen Standpunkt, Herrennatur zu definiren. Das wäre aber viel zu umfassend, weil es auch Verbrechernaturen und Herrschermenschen giebt, die vollkommen einheitlich aus einer Wurzel emporgewachsen sind. So aber steht es keineswegs mit dem Katilinarier. Er ist ein Mischprodukt verschiedener Stände und Klassen, und die widersprechendsten Instinkte geben sich in ihm ein Rendezvous. Nur dadurch, dass in seiner mächtigeren Natur die inneren Kämpfe viel heftiger toben und er sie leichter ertragen kann, unterscheidet er sich von dem verfallenden, gefährlich vielseitigen Schwächling. Zuweilen ringt sich auch aus diesem Chaos der gestaltende Wille empor, und dann reichen wir Cäsar den Lorberkranz. Doch die meisten reiben sich auf in dem furchtbaren Kampf und stürzen halt- und ziellos, ermattet von dem Widerstreit wilder Begierden, in den Abgrund hinab. Insofern giebt es viele Katilinarier heute und man mag dann auch Hammerstein und Stöcker als solche bezeichnen. Das sind eben Zeittypen, die eine ernste Prüfung verdienen, sine ira et studio — vor allen ohne jede Moral. —

Vom Hammersteiner ist nicht viel zu sagen. Ein Stück von Katilinarier war freilich in ihm — nicht etwa weil er für Wein, Weib und Gesang gar zu oft das gelbe Metall auf den Tisch springen liess. Dann ist man höchstens ein Verschwender und Bankerotteur, aber noch lange keine Desperado, keine katilinarische Existenz. Hammerstein war aber auch herrsch- und machtbegierig und liebte den wildesten Wirbelschlag des modernen Lebens. Ihn als flotten, leichtlebigen Kavalier, als nichts mehr und nichts weniger, zu bezeichnen, hiesse den Mann gründlich verkennen. Er hatte nichts von der leichtsinnigen, lässlichen Liebenswürdigkeit altfranzösischer Edelleute des ancien régime. Einer süsslichen, zermürbten, verfallenden Rasse entstammte er wahrhaftig nicht; er strotzte ja von brutaler, unverwüstlicher Lebenskraft. Aber auch mit den Junkern alten Schlages, diesen schlicht-beschränkten und wirklich noch königstreuen Landedelleuten, hatte er nicht das Geringste gemeinsam. Als

Digitized by Google

der Junker von Bismarck-Schönhausen im Revolutionsjahr den ingrimmigen Wunsch aussprach, die grossen Städte möchten von der Erde vertilgt werden, da war es gewiss ein Wort aus der tiefsten Seele seiner Standesgenossen heraus. Vom Hammersteiner aber ist anzunehmen, dass er sich im Redaktionszimmer der Kreuzzeitung, im Parlament, in den Nachtkafés oder im Boudoir einer Berliner Schönen viel wohler fühlte, als auf dem heuduftenden Ackerfeld oder im Viehstall. Darin glich er ja jenen französischen Edelleuten, die sich im Lichtglanz von Paris oder Versailles die Schwingen versengten. Aber der Hammersteiner suchte nicht das Grossstadtleben, weil er in ihm eine parfümirte, gezierte Gesellschaft fand, sondern im Gegentheil, weil es viel wilder, toller und zügelloser dort zuging, als im festgefügten Geleise eines schwerfälligen Landlebens. Zu geniessen und zu schlürfen begehrte er, nicht nur zierlich zu nippen und graziös zu sündigen. Auch die Tivolipolitik der Jungkonservativen entsprang weit mehr dem persönlichen Bedürfnis des Kreuzzeitungsritters und ihm verwandter Naturen, als kühlen, taktischen Erwägungen. In ihm zeigt es sich deutlich, wie das urgewaltige, aber noch rohe und formlose moderne Leben gerade die lebenskräftigsten, in ihrem Standesbewusstsein noch ganz ungebrochenen Sprösslinge alter Geschlechter in seinen Strudel zieht. Das alte Junkertum war roh, beschränkt, herrschsüchtig, aber auch einfach, festgefügt und festhaltend, voll rauhen Pflichtgefühls. Seine Tage sind gezählt; es stirbt langsam ab und etwas Neues will sich bilden. Aber aller Anfang ist nicht nur sehr schwer, sondern auch Schwindel. Jede neue Einrichtung, jeder neue Stand, muss als Kinderkrankheit alle möglichen Unehrlichkeiten, Betrügereien und verkrachten Unternehmungen durchmachen, sich durchringen aus solchen Widerwärtigkeiten. Das ist eben die ganz unerlässliche Feuertaufe. So war auch der Hammersteiner ein Opfer der Umbildung, welcher die preussischen Ostelbier jetzt unterliegen. Alles begreifen heisst zwar noch lange nicht alles verzeihen. Aber es genügt in diesem Fall, um die Entrüstungstiraden der Kartellträger aus dem freikonservativen und nationalliberalen Lager mit kühlem Gleichmut über sich ergehen zu lassen. Neue Umsturzvorlagen oder preussische Vereinsgesetze sind sehr viel unmoralischer, als Herr von Hammerstein.

Einem gleichen Verhängnis, wie der Hammersteiner, nur dass es in weniger strafrechtlicher Form zum Ausdruck kam, unterlag auch sein Freund Stöcker. Auch er ist eine starke, brutale Natur; auch in ihm wühlte das moderne Leben sich ein und erfüllte ihn mit neuen Reizen und Begierden. Sehr viel vom protestantischen Pastor hat Stöcker sich bewahrt. Ihm eignet das Verbissen-Fanatische und Nörgelnd-Kleinliche jenes Standes, aber auch die Feuersglut einer bis ins Innerste ergriffenen Natur und der wilde Kampfmut, der blindwütig sich auf den Gegner stürzt. Begreiflich genug, dass viele seiner Anhänger ihn als zweiten Luther, als teuren Gottesmann, enthusiastisch begrüssten. Aber dieser Luther hat den Macchiavell verschluckt. Während der grosse Reformator mit abergläubiger Scheu auf die Welthändel blickte und schon den schmalkaldischen Bund als Zeichen betrachtete, dass es seinen Anhängern an dem Besten, dem demütigen Gottvertrauen, völlig fehlte — empfand und verstand Stöcker alle Reize der modernen Politik und fühlte die unbezwingliche Begier, sich an dem grossen Machtspiel zu beteiligen. Damit ging ihm das seelische Gleichgewicht verloren; die alte und die neue Weltanschauung gerieten sich in die Haare und der Fülle neuer Eindrücke fehlte die ordnende, organisirende Kraft. Es ging noch an, den Pastor mit dem demagogischen Agitator zu vereinigen. Aber der eigentliche Politiker bedarf feinerer, versteckterer Mittel, er muss nicht nur Intrigant sein aus strikter Notwendigkeit, sondern aus Freude, aus Künstlerfreude an der Intrigue. Der echte Künstler vergisst aber niemals den Rahmen und den Hintergrund seines Gemäldes. Im Zeitalter des ausgebreiteten Journalismus, der Telegraphen, Parlamente und Volksversammlungen muss auch die Intrigue modernisirt werden. Nicht so nadelfein zugespitzt darf sie sein, wie in den Tagen der Parquet-Politik, nnd anderseits müssen die Marionetten durch un-

Digitized by Google

zählige, unsichtbare Drähte, von deren komplizirter Feinheit die Diplomaten alter Schule keine Ahnung hatten, in Massenbildern hin- und hergeschoben werden. Mit einem Wort, der Staatsmann von heute muss Agitator und Beschwichtiger sein, muss die potenzirte Kraft der Massenleidenschaft, wie der Maschinist den Dampf, immer in seiner Hand haben. Darum ist die moderne Intrigue, trotz äusserlicher Plumpheit, unendlich feiner und raffinirter, als alle Macchiavellica früherer Jahrhunderte. Das liegt eben auch an unserer vielspältigen Zeit, welche reinliche, klare, ganze Verhältnisse nirgends kennt. Aber Stöcker vermochte seine Zeit nicht zu beherrschen, keine planvolle, bewusste Politik zu treiben. Der Politiker und Fanatiker hatten sich in ihm nicht ausgeglichen. Alle vorübergehenden Erfolge hat er durch Leidenschaft und plumpe List wieder eingebüsst. Sein Aufwühlen der Judenfrage war, von diplomatischem Standpunkt betrachtet, ein Meisterstück ersten Ranges. Als es aber abzuwiegeln galt, da verstand er nicht nur nicht dieses Geschäft, sondern er wollte es nicht einmal verstehen, weil sein Herz und sein Hass sich viel zu sehr in die Sache verbissen hatten. Wo er aber intriguiren musste und auch intriguiren wollte, da griff er zu den verbrauchten Mitteln der alten Diplomatie, die er noch erheblich vergröberte. Darum war es in der Ordnung, dass alle diejenigen, denen die sogenannte Judenfrage nur ein taktischer Kunstgriff war, den plumpen Techniker, der ihnen das Spiel verdarb, wieder gehen hiessen. Bismarck konnte er noch stürzen helfen; doch gleich darauf brach auch er sich den Hals, weil er durch seine Wildheit und taktisches Ungeschick die Regierung und den Hof kompromittirte. Er war zu sehr wütiger Agigator und Bauerndiplomat der alten Schule, um den zünftigen Politiker zu gewinnen und doch auch schon zu sehr Politiker, um das Vertrauen der Massen sich dauernd zu bewahren.*) Dadurch kam der Zwiespalt, die haltlose Zügellosigkeit in sein Leben. Die Bedenklichkeiten, welche in der Handlungsweise eines jeden Politikers verborgen liegen, wuchsen sich bei ihm zu Ungeheuerlichkeiten und empörenden Thaten aus, die seinen Charakter für immer entstellten. —

Wo aber bleiben die Cäsaren? der sehnende Blick sucht sie schon lange und immer vergebens. Ein Cäsar, ein echter, wirklicher, der seine Widersprüche zu überlisten und zu überwinden weiss, ist immer eine so berückende Erscheinung, dass jedes durch Katilinarierexistenzen gemarterte Herz ihm stürmisch entgegenschlägt. Und doch, so paradox es auch erscheinen mag — auch Cäsar ist keine geschlossene Persönlichkeit, keine Natur aus einer Wurzel. Er folgt nicht frei und ohne Schaden seinen Instinkten; er kommandirt dieselben, ordnet und lenkt sie nach einem verständigen Plan. So kann es kommen, dass die wirklichen Neigungen einer solchen Persönlichkeit mit ihren welthistorischen Thaten in einen sonderbaren Widerspruch geraten. Cäsar stürzte die Republik und bewahrte doch republikanische Neigungen sein Leben lang, und Bismarck, dieser ins Niederdeutsche übersetzte Cäsar, der sein Altpreussenthum niemals los wurde, hat das Reich begründet. Mehr als grandioses Bureaukratenwerk und allenfalls solide Grundmauern haben die Cäsaren — abgesehen von dem ästhetischen Eindruck ihrer Persönlichkeit — niemals hinterlassen. Wir brauchen krystallklare Charaktere, die die Widersprüche der Zeit innerlich überwunden haben, während der Cäsar sie gewaltsam niederzwingt oder souverain mit ihnen spielt. Es ist die Frage, ob wir solche Charaktere noch erwarten dürfen, oder ob uns nur die bange Wahl bleibt zwischen Katilina und Cäsar.

Am Abend des 2. September 1895 hat der Kaiser im weissen Saal des Schlosses seine so schnell berühmt gewordene Rede gehalten, die einen Sturm

*) Die Vertrauenskundgebungen in Berliner Wahlvereinen und die Beharrlichkeit, mit welcher die Konservativen an dem Hofprediger noch festhalten, können doch über diesen Umstand nicht hinwegtäuschen. Stöcker mag im Parlament und in der Agitation noch eine gewisse Rolle spielen. Aber der Stöcker der achtziger Jahre ist unwiderbringlich dahin.

Digitized by Google

von Hoffnungen und Befürchtungen heraufbeschwor. Mit Unrecht. Die politische Bedeutsamkeit dieser Rede wurde ganz gewaltig überschätzt.*) Sie war nichts weiter als die persönliche Kundgebung eines tief gekränkten, temperamentvollen Mannes. So sehr verstehen wir unter Politik bereits den mechanischen, abstrakten Staatsbetrieb, dass wir bei jedem aus tiefster Seele emporschiessenden Wort, bei jedem Hauch des ganz Persönlichen erschreckt zusammenfahren. Abgesehen von den ziemlich müssigen Kombinationen der Berufspolitiker, hat die Rede doch das eine Gute gehabt, die Aufmerksamkeit des denkenden Beurteilers wieder auf den so eigenartigen Charakter des Kaisers zu lenken. So eigenartig und doch so einfach. Eine leidenschaftliche Herrschernatur, die Grosses, Ewiges, Unsterbliches leisten möchte und mit unvergänglichen Lettern ihren Namen in die Tafeln der Geschichte graben. Aber zwei schwere, hemmende Gewichte hindern ihn am grossen Aufschwung — die dynastische Tradition und seine Stellung als konstitutioneller Monarch.

Die ganze Romantik der Hohenzollerngeschichte, die von so dürftigen Anfängen zu so schwindelndem Glanz emporführt, hat der Kaiser in sich eingesogen. Er lebt in intimster Berührung mit seinen Ahnen. Die Burggrafen von Nürnberg waren die Gespielen seiner Kindheit und der grosse Kurfürst der Leitstern des werdenden Jünglings. In diesem Boden ruhen viele Wurzeln seiner Kraft. Doch zugleich besitzt er eine ausserordentlich feine, fast sensible Empfänglichkeit für das moderne Leben. So entsteht auch in ihm jener Konflikt, der in starken Naturen ganz andere Klüfte aufreisst, als in greinenden Feuilletonistenseelen. Vor dem Geiste des Kaisers schwebt die Idealgestalt eines sozialen Herrschers, der die Arbeiterfrage — denn diese allein hat von allen sozialen Problemen eine aktuelle politische Bedeutung — als grosser Reformator zur Lösung führt. Aber die Arbeiter reden eine andere Sprache, als der Kaiser. Sie sind doch schliesslich Kinder der Aufklärung und des Liberalismus, die allerdings ihren Vätern gründlich über den Kopf wuchsen. Wenn nun zwei, die auf einander angewiesen sind, nur durch Dolmetscher und durch recht schlechte Dolmetscher mit einander verkehren, so kann das unmöglich einen guten Klang geben. Missverständnisse werden unvermeidlich und treiben die Empfindlichen wieder in die extremen Lager. So steht der Kaiser zu den Arbeitern und zu seinem Jahrhundert.

Aber auch eine durchaus moderne Herrscherpersönlichkeit wäre gefesselt, gebunden durch die ihr entgegentretende Verfassung. Unsere Zeit liebt eben nicht das persönliche Herrschertum und man hat im lieben, deutschen Vaterland, wo alles und jedes mit einem philosophischen Mäntelchen bekleidet wird, recht plausibel klingende Gründe für diese Abneigung. Die Zeit der grossen Führer – so belehren uns diese Ganzgescheidten — wäre für immer vorüber. Nur die Massen, Kollektivgehirne und Kollektivgedanken, sollen unsere fernere Entwicklung noch bestimmen. Das ist das Lied, welches jetzt alle klugen Spatzen von allen Dächern pfeifen. Und dieses Lied gefällt. Die meisten Menschen sind eben Durchschnittsnaturen, kluge Spatzen, die sich selbstverständlich sehr geschmeichelt fühlen, wenn sie zu hören bekommen, dass nur ihre Art noch etwas Vernünftiges zu Wege bringt. Und doch ist das alles, mit Verlaub gesagt, blauer Dunst. Die Masse weiss höchstens immer, dass, aber niemals, wo der Schuh sie drückt. Sie empört sich gegen das Alte, ersehnt und ahnt das Neue. Doch diesem Neuen die feste und allerdings auch beschränkende Form der Wirklichkeit zu geben, vermag nur das Talent oder Genie, welches sich niemals bei der Masse, stets nur bei Einzelnen findet. So ist es immer gewesen und so wird es auch ferner sein in alle Ewigkeit. Nur freilich hat, bei steigender Entwicklung, das werdende Genie auch grössere Hindernisse und Gefahren zu überwinden, bleibt viel leichter auf der Strecke liegen. Daraus folgt aber nicht, dass wir gar keiner, sondern ganz im Gegen-

*) Die Ordnungsparteiler machten freilich und machen noch immer den Versuch, diese Rede als kreisenden Berg zu benutzen, um das Mäuslein eines preussischen Vereinsgesetzes zu gebären. Noch aber ist selbst dieses nicht gelungen.

Digitized by Google

teil, dass wir der allerstärksten Persönlichkeit bedürfen. Mit den Hindernissen müssen eben auch die Kräfte steigen. Geschieht das nicht und bringt ein Volk keine grossen Männer mehr hervor — um so schlimmer für dieses Volk.

Mit jener vielbeliebten philosophischen Rechtfertigung der konstitutionellen Monarchie ist also nicht viel anzufangen. Wenn aber irgendwo ein Genie, ein zweiter grosser Friedrich, den Thron besteigt, dann muss sich notwendig ein schädlicher Konflikt ergeben. Entweder der Monarch zertrümmert die ihn beengende Verfassung, oder diese presst den Monarchen in die mittelmässigen Formen einer stummen Repräsentationsfigur. Dadurch wird der Staat der produktivsten Maschine, die es giebt, des Genies, beraubt. Wo wäre der grosse Ökonom oder Staatsmann, der ein solches Verfahren für rationell erklären möchte? Anderseits ist aber nicht zu verkennen, dass das Genie auf dem Thron gerade so selten wie in der Bauernhütte sich findet, und dass jeder Grosse mit einer gewissen Einseitigkeit behaftet ist, die in Zeiten einer reichen, allseitigen Kulturentwicklung als schwerer Druck empfunden wird. Man muss ihn darum bekämpfen, undankbar sein im schlimmsten Fall und ihn auf legalem Wege beseitigen. Das alles ist sehr schwer, wenn nicht unmöglich, in einer erblichen Monarchie. Und darum erscheint auch dem unbefangenen Beurteiler die Republik als das Endziel einer sehr langsamen Entwicklung des europäischen Staatenwesens. Andere mögen anders denken und Grosses von einem sozialen Königtum erwarten. Dieser Glaube soll ihnen unbenommen bleiben. Für die Völker, die schliesslich immer stärker sind, als der Einzelne, ist die Form, unter welcher regiert wird, etwas im Grunde höchst Gleichgültiges. Und für ein paar hundert Jährchen dürfte allerdings die Monarchie, in Deutschland wenigstens, noch ein Wort mitzureden haben. Aber diese drei Dinge: die dynastische Tradition, die Empfänglichkeit für das moderne Leben und endlich die konstitutionelle Monarchie machen es auch dem auf dem Thron geborenen Genie unsäglich schwer, sich zum vollkräftigen, einheitlichen Herrscher zu entwickeln. Hier, wie überall, leiden wir an der Überfülle des Jahrhunderts.

Und also — was könnte da noch bleiben? Sollte es kommen wie im zerbröckelnden Rom — zuerst ein Cäsar, dann der Bürgerkrieg und zuletzt die gar nicht goldene Mittelmässigkeit degenerirter Geschlechter, die schliesslich der rohen Naturkraft östlicher Barbaren zum Opfer fallen? Nein, Gott sei Dank, so wird es nicht kommen. Damals, im alten Rom, lagen Kultur und Staat in den Händen der obersten Zehntausend. Keine direkte und indirekte Einwirkung kam von den millionenzähligen Massen. Als sie aber endlich kam, da waren diese Massen auch schon von der aurea mediocritas angefressen. Das bischen Eigenart floh in Klöster und Wüsten, kasteite sich und zeugte keine Kinder. Wir leben in einer ganz anderen Zeit, in einem der grössten Jahrhunderte, das die Weltgeschichte je gesehen. Alles, was an Talent, Energie und Herz in einer Nation von 50 Millionen vorhanden ist, richtet all' sein Denken und Sinnen auf Staat und Gesellschaft. Und die strenge, redliche Arbeit eines ganzen Volkes ist noch niemals vergeblich gewesen. Noch viele, mit oder ohne ihre Schuld katilinarische, Existenzen werden am Wege liegen bleiben, und das geborene Genie wird noch gar oft vor der Zeit geknickt werden. Aber endlich werden jene thatkräftigen, rastlos arbeitenden Männer, die sich immer wieder aus der Gesammtnation ergänzen, diesen unheilvollen Zuständen ein Ende machen.

Den Arbeiter und den Bauer, den Bürger und den König werden sie erlösen.

Digitized by Google

# DER FALL FULDA.

VON

ALFRED KERR.

„Eine normal gebaute Wahrheit lebt — nun sagen wir: in der Regel fünfzehn, sechzehn, höchstens zwanzig Jahre; selten länger.“ Also Ibsens vorübergehender Bevollmächtigter Otto Stockmann, Badearzt seines Berufs, Wikinger seines Charakters. Will man ihm glauben, so muss man sich entschliessen, den Altruismus als eine unnormale Wahrheit zu betrachten. Denn länger als hundert mal zwanzig Jahre hat sie gelebt. Auch scheint sie jetzt noch nicht gleich sterben zu wollen, wenn sie schon mächtige Gegner hat. In Wahrheit besass sie seit Jahrtausenden in jedem einzigen Menschen einen Gegner. Aber eine Theorie dieser Gegnerschaft bestand nicht: bis ein gefährlich-furchtbarer Kämpfer, ach, es war ein verhungerter Privatlehrer aus Baiern, das Unbewusste zum Bewusstsein brachte. Dieser gewisse Herr Schmidt, der sich des Decknamens Stirner bediente, rief: „Warum immer noch fruchtlos erwarten, dass die Aufopferung uns bessere Zeiten bringen soll; warum nicht lieber von der Usurpation sie hoffen? Nicht mehr von den Gebenden, Schenkenden, Liebevollen kommt das Heil, sondern von den Nehmenden, den Aneignenden (Usurpatoren), den Eignern.“ Sein Ruf blieb unter den Systematikern ungehört. Weiter, und emsiger, wurde vielmehr gebaut an einer neuen Form des Altruismus, die sich auffallend hoch und breit auswuchs: die sozialistische. Der Meister Marx, — der dritte Jude, der eine Weltreligion schuf —, war zwar erwiesenermassen nicht auf dem Wege des Mitleids, sondern auf dem Wege der Berechnung zu seinem System gekommen; aber in der Verbreitung durch den Apostel Ferdinand und namentlich durch die späteren Apostulluli wurde mit dem wirtschaftlichen Moment das sentimentale immerwährend verknüpft.

Da, — die Natur sah endlich ein, dass sie mit dem Privatlehrer Schmidt eine zu geringe Anstrengung gemacht hatte; sie spie noch einmal einen Geist von verwandter Structur aus. Dieser benahm sich nun wie ein Besessener, er sprang und tanzte, trug sich halb nackt, halb mit seltsamen, schillernden Stoffen behängt, er sprach seine Worte nicht, sondern sang, er setzte offenkundig seine Excrement-Häufchen in die altruistischen Kirchen, ihre Heiligenbilder benässte er und mit einem Hammer fuchtelte er um sich: bis er von der furchtbaren Anstrengung zusammenbrach und nur blödsinnige Worte noch lallen konnte. Die Natur hatte durch den armen Veitstänzer die antialtruistische Lehre durchdrücken lassen; Dichter liessen sie jetzt aus ihren Werken wiederstrahlen, am bedeutsamsten ein seltener Schwede namens August Strindberg, (der auch in einer gewissen Besessenheit dem Meister ähnelte). Aber andere Dichter hatten noch immer nicht aufgehört die andre Lehre zu verkünden, die altruistisch-sozialistische. Aus dem Lebenswerk eines französischen Riesenreporters und Freskogenies sprach sie Seite für Seite. Ganz allgemein nur und vag hatte sie ein russischer Graf verkündet, der an unheilbaren altruistischen Wahnvorstellungen litt, nach der Zeugung von sechzehn Kindern warm für die Enthaltsamkeit eintrat und wegen der grenzenlosen Forderungen,

Digitized by Google

die er nicht zu erfüllen, aber zu stellen den Edelmut besass, von Europa enthusiastisch bewundert wurde. Jener geniale Reporter dagegen hatte, spezieller, in einer Bergwerksgeschichte einen sozialistischen Arbeiterroman geschrieben. Ein Deutscher, der von Webernot und Weberempörung wusste, hatte für das Drama gethan, was jener für den Roman. Beide hatten grandiose, typische Werke geliefert. „Den" sozialistisch-altruistischen Arbeiterroman, „das" sozialistisch-altruistische Arbeiterdrama. Die Sache der Altruisten hatte in der Kunst ihre grössten abschliessenden Gestaltungen gefunden.

So lagen die Dinge, als sich Ludwig Fulda aus Frankfurt am Main entschloss, dieser Sache dichterisch auf die Beine zu helfen. War es ein Wunder? Die Arbeiterherrschaft kam mit jedem Tage näher, es handelte sich um Wahrheiten, die auch in ihrer vorübergehenden Fassung die stockmannschen zwanzig Normaljahre reichlich hinter sich hatten, sie waren (nicht zuletzt durch jene abschliessenden dichterischen Gestaltungen) ganz zeitgemäss geworden, und ein Unzeitgemässer, im Zarathustra-Sinne, war Fulda bei Gott nicht, vielmehr ein talentvoller, vernünftiger Mensch, guter Leute Kind. Er hatte früher schon einmal sozial gedichtet. Er setzte sich also hin und schrieb „Robinsons Eiland."

* * *

Immerhin wählte er eine abweichende Form. Jene beiden hatten die Tragödie der sozialen Ungerechtigkeit geschrieben, er wollte ihre Komödie liefern. Freilich konnte ein scharf zusehender Beobachter schon im „Biberpelz" eine Art komischen Gegenstücks zu den Webern erkennen. Die armen Schlucker waren beidemal zu Helden geworden; in den Webern zeigte der Dichter ihre Tragik, blutig erschütternd; im Biberpelz verschmitzt lächelnd ihr Humor, ihre pfiffige Spitzbubenrache an den sozial Höherstehenden, den Unterdrückern; dort ihren offenen Krieg, hier ihren Guerillakrieg im Frieden. Indessen das sei dahingestellt. Jedenfalls hatte der Germinaldichter und der Autor des Weberdramas aus einem altruistischen Affekt heraus, in leidenschaftlichem Mitleidsinstinkt geschaffen, ihr Temperament hatte gedichtet. Bei Herrn Fulda war die Erwägung der Zweckmässigkeit massgebend. Jene beiden hatten gezeigt, und im übrigen das Maul gehalten. Fulda, der vernünftige, talentvolle Mensch, wurde belehrsam. Er war temperamentsfrei von Jugend auf gewesen. Er hatte seinen Verstand von je davor gehütet, sich durch überspannte Tiefbohrungen zu kompromittieren: und seine Seele, im Fluge nach oben Übertreibungen zu machen. Als dieser Dichter zwanzig Jahre zählte, sang er:

Der Tugend erste Ford'rung ist das Mass,
Und übertrieb'ne Tugend wird zum Fehler.

Mit zwanzig Jahren schrieb er mehrere hundert Verse, um, des wohlwollenden Lächelns älterer Herrschaften sicher, für konventionelle Lügen einzutreten. Er docierte:

So hört mich an. Kein grösseres Verbrechen,
Als, wo's drauf ankommt, nicht die Wahrheit sprechen;
Doch nichts kann mehr der Einsicht widerstreiten,
Als wahrhaft sein in allen Kleinigkeiten.

So der kleine Fulda. Gott was ein Stürmer! Auch jetzt hatte er die schädlich-hitzigen Affekte verbannt. In einer Liebesszene auf einsamem Tropeneiland blieb sein Affekt trotz Meer und Mondenschein und seliger Verlassenheit so beleidigend verfroren und mager wie ein gerupfter Kanarienvogel; wo doch (sofern Fulda der Märchendichter wäre, als den man ihn hinstellt) alte Wunder mit dem Mondenglanz hereinscheinen müssten! Der ausgeprägte Sinn dieses Poeten für das Allernächstliegende hatte ihn nach dem Gedanken von der Haltlosigkeit des Gottesgnadentum greifen lassen, als dieser Gedanke seit hundert Jahren überfällig, also haarsträubend einleuchtend geworden war. Es war die kühne That einer Treibhauspflanze: eine konzessionierte Revolution mit Schillerpreis; ein Witz, etwa, wie wenn Beaumarchais die Figarokomödien

Digitized by Google

unter dem Nationalkonvent gedichtet hätte. So griff er auch jetzt wieder nach dem Gesichertsten, nach dem Allernächstliegenden. Er illustrierte den altruistischen Weisheitssatz, dass Jeder, der isst, gerechterweise auch arbeiten muss; dass aber viele Leute, welche essen und geniessen, doch nicht arbeiten. Um Diese ad absurdum zu führen, liess der Dichter ein Schiff untergehen. Ein Kommerzienrat, ein ruinierter Fürst, ein Professor, ein Journalist, eine Ärztin, ein Gesellschaftsgeck, eine tugendschwache junge Wittwe und ein lyrisches Mädchen (das dann glücklicher Weise, sehr fuldaisch, kochen lernt) wurden auf eine wüste Insel verschlagen. Da zeigte es sich, dass die verzärtelten Leute auf diesem Eiland ganz machtlos waren. Sie waren gewöhnt zu kommandieren, von den ererbten Vorrechten der Geburt und des Vermögens Gebrauch zu machen. Hier wurde der Mächtigste d e r, welcher von je darauf angewiesen war, um das Leben zu kämpfen, sich in jede Lage zu schicken, zu arbeiten: der Arbeiter, der Proletarier, er der wahrhaft Produktive. Er ward (Palm hiess er) der Beherrscher Aller. Er leitete sie an, eine primitive Civilisation zu schaffen, Hütten zu bauen, Kartoffeln zu pflanzen und noch anderes. Als man dann durch einen Glückszufall nach Europa zurückkehrte, wurde er wieder über die Achseln angesehen.

Recht harmlos, was? Aber recht einleuchtend. Der Dichter zitterte davor, irgendwo in die Tiefe zu geraten. Es scheint nur einmal, als ob er die allmähliche Umwandlung des Unterdrückten zum Unterdrücker zeigen, ein bischen menschlich-allzumenschliche Cäsarenpsychologie geben wollte, und auf der andern Seite die seelische Wandlung von Beherrschenden zu Beherrschten, die Entstehung aufrührerischer Gelüste, den Hass der Vielen gegen den grössern Einzelnen eingehender zu zeichnen versuchte: — aber es scheint nur so. Herr Fulda hält sich von feiner differenzierender Psychologie fern. Er scheint einen Eid geleistet zu haben: keine Gestalten zu schaffen. Oder hat er eine geschaffen, so lange er schriftstellerisch thätig ist?

Man hat Fulda oft mit Paul Heyse verglichen. Mit Unrecht, wie ich glaube. Ihm fehlt die runde Weichheit jener eleganten Heidenseele. Es bleibt ihm ewig etwas Spitziges, Frierendes. Heyse ist ein Novellist — und was Fulda in seiner Novelle „die Hochzeitsreise nach Rom" geleistet, das ist schaudervoll, schaudervoll, höchst schaudervoll. Eher lässt er sich in gewissem Sinne Wilbrandt an die Seite setzen. Zwar ist er an Heiterkeit und bunter Mannichfaltigkeit dessen schmächtig spröder Individualität überlegen. Aber er hat doch Gemeinsames mit ihm; gerade jetzt trat es hervor, wo man den Meister von Palmyra in Berlin neben seiner Komödie betrachten konnte. Fulda wählte ganz wie Wilbrandt einen grossen Stoff, an den sein Können nicht heranreichte; und er brachte, wie Wilbrandt, die Idee nicht indirekt, sondern direkt zum Ausdruck, nicht künstlerisch, sondern lehrhaft; nur dass er weit schematischer, trockener und aufdringlicher war als der Rostocker. Man merkt es ihm an: er hat die feste, unumstössliche Absicht, eine gewisse Summe von abstrakten Dingen auf irgend eine Art von der Bühne vorzubringen; er hat sich die Ideen zurechtgelegt, geordnet, numeriert und es fehlt ihm, ach, nichts als die Fähigkeit, sie dramatisch umzuwerten. Man riecht die Disposition heraus. Nicht allein das — er lässt sie sogar hersagen. In einem schönen Gefühl der Bescheidenheit, das nur eben bei einem schaffenden Künstler recht nah an eine Pleite-Erklärung heranreicht, lässt er die Ideen bieder im Rohzustande aussprechen: vielleicht damit sie ein Anderer, der ein Dichter ist, verarbeitet? Der rüstige Palm bläut mit den Mitspielenden dem Publikum die Grundgedanken ein: d i e s sind die Wirkungen der verzärtelnden Kultur, d i e s die Vorteile des ererbten Vermögens, d i e s die Nachteile der proletarischen Geburt, d i e s ist recht und d i e s ist billig, d i e s aber ist unbillig und unrecht, und kommen thut es daher und daher; er wirft es den Hörern so lange an den Kopf, bis es ein Pferd begriffen hat und ein Feinfühliger krank geworden ist. Der Dichter aber, der hier mehr und mehr blosser Materiallieferant wird, hat dabei die Genugthuung, sich als Vertreter zeitgenössischer Ideen zu schätzen.

Digitized by Google

Und geschätzt zu werden. Darauf kommt es doch wohl an. Wie steht Herr Fulda im Grunde seines Herzens zu den Ideen dieser Zeit? Man überblicke die bisherige Entwicklung des vielseitigen Dichters und ich will den sehen, der sich einen Vers auf ihn machen kann. Wie bewegt sich Fulda? Er geht nicht, er taumelt. Besser, er flattert; bald hierhin, bald dorthin, — etwas ängstlich, denn er will nichts versäumen; nichts versäumt zu haben scheinen. Mit der Lobpreisung konventioneller Lügen begann er seine Laufbahn; ich will ihm diesen Beginn nicht oft mehr vorrücken. Mit der Lobpreisung des trauten Zusammenlebens von Ehegatten fuhr er fort. Was ist dagegen einzuwenden? nichts; was könnte überhaupt gegen das traute Zusammenleben von Ehegatten eingewendet werden? Fulda trat freilich nicht, wie ein Grösserer früher schon, für die intime seelische Gemeinschaft der Vermählten ein, für Vertrauen, für Gleichberechtigung. Er wies nur darauf hin, dass es störend sei, wenn die Vermählten allzuviel in Gesellschaft gingen. Was ist dagegen einzuwenden? O, nichts. Die Gleichberechtigung streifte er dennoch. Er zeigte eine Frau, welche berühmter war als ihr Mann, und den Missstand, der sich daraus ergab. Der Missstand wurde glücklicherweise zum Schluss beseitigt, denn der Mann bekam eine Professur, und die künstlerische Frau setzte ein Inserat wegen einer Köchin in die Vossische. Was ist dagegen einzuwenden? O, wieder nichts. Aber die Gleichberechtigung war einmal zeitgemäss, und unser Dichter musste sich durchringen, sie in noch frappierenderer Form zu behandeln. Er zeigte also eine Ehefrau, die von ihrem Mann schier als Sklavin angesehen und gar spekulativ ausgebeutet wurde. Diese Frau entsann sich, von einer gewissen Nora gehört zu haben, nahm ihre Röcke zusammen und ging. Auch hiergegen war nichts einzuwenden, wenigstens hatte der vorhin erwähnte Grössere dagegen nichts einzuwenden gehabt. Bald gestand Fulda so der Frau das Recht zu, den Mann zu verlassen, bald sah er das „Recht der Frau" darin, den Mann zu versöhnen. Bald machte er die emancipierte Frau lächerlich (natürlich meinte er nur die Auswüchse der Emancipation! natürlich nur verrückte Teppichfabrikantengattinnen!), bald führte er zeitgemäss mit Stolz eine Ärztin vor, die in der Ehe — man denke — weiterpraktizierte, um den Lebensunterhalt mitzuerwerben. Und angesichts dieser Agathe Merk schwang er sich sogar auf, Sätze aus einem Emancipationskatechismus glatt in das Parkett rufen zu lassen; keine wilden Sachen natürlich, denn „der Tugend erste Ford'rung ist das Mass." Also: eheliche Trautheit, Überlegenheit des Mannes im ehelichen Wettbewerb und Kochstunde der Künstlerin, Aufstand der Sklavin, Friedensamt der Gattin, Verspottung der Emancipierten, Verherrlichung der Emancipierten: — nichts Menschliches ist unserem Dichter fremd. Auf welcher Seite seine Neigungen sind, lässt sich vielleicht erraten. Ein rein bourgeoises Philisterideal stellte er gleich im ersten grösseren Werk auf, welches das Behagen am trauten runden Theetisch über Alles setzte und eine, nicht eigentlich moderne Sehnsucht nach der eisenbahnlosen Postkutschenzeit ausdrückte. Und vielleicht steckt hier Fuldas Grundzug. Von diesem ersten Stück führen ja Fäden zu seinem letzten, dem „sozialen"; die Eisenbahnscheu hat hier die Form eines milden Spottes gegen moderne technische Einrichtungen. Trotz seines Hutten-Schrei's „O Jahrhundert — u. s. w." steht der Dichter der modernen Gegenwart im Herzensgrund wahrscheinlich recht fern. Und das ist ja nicht unter allen Umständen ein Fehler.

Aber mitunter. Moderne Dichter gehen, wenn sie Modernes behandeln, gewissen Dingen energisch zu Leibe. Auch geschlechtlichen. Damit ist nicht gesagt, dass Herr Heinz Tovote, der vorwiegend geschlechtliche Dinge absetzt, auch ein moderner Dichter sein müsse. Bei Fulda ist dieser Punkt bemerkenswert. Seinem Dichten, ich sprach schon davon, fehlt die Weichheit. Aber seine Seele hat sie, die Weichheit der Schwachen. Seine Seele ist zahm. Dass sie in dieses Jahrhundert, in dem zu leben doch eine Lust ist, gestellt ward, das schafft ihr grade ihre ewigen Disharmoniechen; das bedingt ihre Halbheit. Wie drückebergerisch schleicht er in dem neuesten Werk um die

Digitized by Google

Geschlechtsfrage herum. Die Beantwortung dieser Frage, wenn er eine Spur von Konsequenz bethätigen wollte, war das zweitwichtigste Ding an dem „sozialen" Werk. Männer und Weiber auf einer wüsten Insel! Es soll gezeigt werden, wie man zu den primitivsten Existenzbedingungen zurückkehrt! Wie jede gesellschaftliche Rücksicht schwindet! Wie man die Urtriebe zu befriedigen sucht! Da wird doch der Dichter die Herren den Damen, im verwegensten Sinne des Worts, zu Leibe gehen lassen? Da lässt er doch schon nach wenigen Wochen —? Er wird euch was. Sittsam geblieben wird. Und das ist sehr fuldaisch. Man brauchte nur zu sehen, wie er den Beaumarchais bearbeitete. „— l'habiller le matin et la déshabiller le soir" übersetzte er: „Du kannst sie am Morgen anziehen und am Abend . . ." hier traten keusche Pünktchen ein, er scheute sich wahrhaftig das Wort „ausziehen" von einer Dame zu schreiben. Die entzückende Stelle zwischen Susanne und Figaro: „Wie lange wirst Du noch vom Morgen bis zum Abend über Deine Liebe reden?" — „Bis ich sie Dir vom Abend bis zum Morgen zeigen darf" — wie übersetzte er die? Garnicht. Er liess sie weg. Er genierte sich. Wie behandelte er das Herrenrecht? Garnicht. Er liess es weg. Das Herrenrecht ist in dieser politischen Komödie vielleicht von einiger Wichtigkeit. Aber die Seele unseres modernen und sozialen Dramatikers verträgt solche Horreurs nicht. „Kann meine Tochter auch eintreten?" fragte etwas ängstlich in seinem ersten grossen Stück ein Bankier, der ein Maleratelier besucht. Sie darf, mein Herr! Bei Fulda immer. Ich bin nun neugierig, wer schreiben wird, ich hätte ihm Vorwürfe wegen mangelnder Schweinerei gemacht.

* * *

Als Fulda vor mehreren Jahren das „Verlorene Paradies" schrieb, war er schon einmal sozial geworden. Gewiss doch; denn man sah und hörte Maschinen, es kam ein Streik vor, es trat eine Arbeiterdeputation auf. Das freundliche Mittelglied zwischen Kapitalisten und Arbeitern war hier ein junges Mädchen, die Tochter eines Kommerzienrats. Auch in dem neuesten Werk ist das freundliche Mittelglied zwischen der besitzenden und der arbeitenden Klasse ein junges Mädchen, die Adoptivtochter eines Kommerzienrats. Dort hiess sie Edith, hier heisst sie Lydia. Dort stiess sie eine adlige Drohne bei Seite und näherte sich in Neigung einer Arbeitsbiene, einer Art Werkführer. Hier stiess sie gar eine fürstliche Drohne bei Seite und näherte sich gar einem gewöhnlichen Arbeiter. Wie Bourget, wenn er antisemitisch wird, die jüdischen jungen Mädchen ausnimmt (les femmes juives seront sauvées parce qu'elles ont pleuré Notre-Seigneur en secret!). so nimmt Fulda, der unerbittliche Antikapitalist aus Frankfurt am Main, die Kommerzienratstöchter aus. Hätte er die Weber geschrieben, er würde Dreissigern eine Tochter gegeben haben. Vielleicht hätte sie Alice geheissen. Im vierten Akt wäre sie vor Jäger hingetreten und hätte geschrieen: „Moritz, — nimm mich mit!" Jedenfalls schreit Lydia zum Schluss ähnliche Worte, als sie mit Palm nach der wüsten Insel zurückkehrt. Und neben ihr treten andere Gestalten Arm in Arm auf: das Stück schliesst nämlich mit einem dreifachen Paarungsprozess. Steckt eine besondere Absicht hierhinter? Vielleicht sollte systematisch ein Liebespaar gezeigt werden (Lydia, Palm), eine Interessenheirat (reiche Wittwe, armer Geck) und eine emancipierte Ehe (Ärztin und Journalist)? Aber der Zweck, eine Reihe von Ehespielarten vorzuführen, wäre nicht einleuchtend. Auch wäre die Reihe der Ehemöglichkeiten in einem Idealstaat damit nicht erschöpft. Und endlich werden diese Ehen garnicht in einem Idealstaat, sondern in Berlin geschlossen. Also wie? Es kam dem Dichter auf den dreifachen Paarungsprozess an! Ja wussten Sie denn nicht, meine Herren, dass dieser moderne Dramatiker im Grunde ein Amüseur ist; dass er es immer nur sein wollte, auch wenn er sehr anders that? Wie er auf den Effekt läuft, zeigte wieder seine Beaumarchais-Behandlung. Susannchen ruft bei der Erkennung der Marcelline erstaunt: „Vous, sa mère!" Keine komische Wirkung ist hier irgendwie beabsichtigt. Was machte mein Fulda daraus? „Schwiegermutter!!" Paukenschläge und Gelächter. Man sieht: ein Unzeit-

Digitized by Google

gemässer im Zarathustra-Sinn ist er wirklich nicht. Oder es hiess: „— témoin l'argent". Wie gab mein Fulda das? Beweis ist, „dass ich Dich anpumpte." Paukenschläge und Gelächter! Und weil er auch in dem neuesten Werk fortwährend Nebenabsichten verriet, weil er immer wieder Mätzchen und Witzchen anbrachte, die doch nicht recht witzig waren: darum übte er auf die Dauer verstimmende Wirkungen. Die Disharmoniechen in seiner Seele kamen zum Durchbruch: er war weder witzig genug, um ganz unsachlich zu sein; noch war er sachlich genug, um auf die faulen Witzchen verzichten zu können. Er war nicht Fleisch, nicht Fisch; wie er immer ist. Da wurde auf einer kleinen berliner Bühne neulich eine Moseriade gespielt; darin zu sehen war, wie beim Militär mit einem Schlage eine Verrückung der gesellschaftlichen Rangordnung eintritt: der Millionär muss sich als untüchtiger Soldat pisacken lassen von einem Proletarier der dienenden Klasse, der in den veränderten Verhältnissen tüchtiger ist als er; die Ersten werden die Letzten. Das ist ein munterer Situationsspass: und wer Herrn Fulda auf den Grund des Busens sehen könnte, würde vielleicht finden, dass dieselbe Seite seines Themas ihn am stärksten gelockt hat. Ihn hat zu den Spässen sein wahrhaftiger Instinkt geführt; zu dem sozialen Drumunddran äusserliche Erwägungen; zu dem einen die Liebe, zu dem andern der Ehrgeiz des Mitmachers. Wir sahen, wie er vor ernsten Punkten unbedenklich ausriss, wenn sie für decente Theaterbesucher nicht geeignet waren. Wir sahen, wie er sich an Oberflächen klammerte, um recht bequem verständlich zu sein. Auf die Frage, ob er ein sozialer Dramatiker oder ein Amüseur ist, giebt es kein Schwanken. Er ist grade soweit sozialer Dramatiker, um für ein Bourgeoispublikum ein Amüseur zu sein. Und nun wird hoffentlich jemand schreiben, ich hätte ihm Vorwürfe gemacht, weil er nicht langweilig ist.

* * *

Fulda ist jetzt dreiunddreissig Jahre alt. Unter der jüngeren Generation, der er — ich möchte nicht sagen, angehört, aber mit der er gleichlebend ist, nimmt er den drittberühmtesten Platz in Deutschland ein. Und er besitzt eine seltene Gewandtheit; selten vor allem bei uns. Es ist nicht möglich, sein Formtalent zu verkennen. Ein Formtalent ist er freilich in dem Sinne, dass ihm das Bewältigen künstlerischer Formen leicht fällt; nicht in dem Sinne, dass seine künstlerischen Formen vollendet sind. Die Weichheit fehlt auch ihnen, sie sind rasch zu Tage gefördert, sie zeigen mehr Leichtigkeit als treffende Gewalt, sie haben oft Schlagkraft, aber nicht die letzte, und selbst die netten Vers'chen des Talismans kann ich so bezwingend nicht finden. Immerhin: dieser feine, spielerische Kopf hat uns manche feine, spielerische Einzelheit beschecrt; er hat auch ein paar schlechtweg entzückende Parabelchen gemacht; er ist auch ein Übersetzer, der (nicht immer, wie ich zeigte; aber mehrfach) glänzendes gegeben hat. Und nur eines, ach, fehlt ihm: die Persönlichkeit. Die Persönlichkeit des Mannes könnte niemand anders als negativ bestimmen. Dieser Verwöhnte (denn nicht kommt er aus Nacht und Leiden, aus Glanz und Wonne kommt er her), welcher den sozialistischen Altruismus der Elenden sich anempfinden möchte; dieser keusche Joseph, welcher in eine soziale Geschlechtsbewegung einzugreifen sucht; dieser Künstlerisch-Graziöse, der in einer massigen Revolutionskolonne mithüpfen will; dieser Spassmacher, der ein Gedankendichter sein möchte; dieser Vernünftig-Kühle, der Märchen ausarbeitet: — ist er nicht ein einziger Widerspruch? Zeigt er nicht musterdeutlich den Abgrund zwischen Ziel und Kraft? Offenbart er nicht auch den ganzen Zwiespalt zwischen einer gross veranlagten Zeit (in welcher zu leben eine Lust ist) und einer klein veranlagten Natur?

Fulda hat jetzt einen gewissen Grenzpunkt erreicht. Ein Überblick über das Schaffen des drittberühmtesten Dichters der deutschen Gegenwart hat Manches für sich. Eine Revision dieser Persönlichkeit dürfte von Zeit zu Zeit frommen.

Digitized by Google

# RUNDSCHAU.

## NATIONALÖKONOMISCHE FERIENKURSE.

Von Dr. E. TIESSEN.

In dem Artikel „University Extension" des vorigen Heftes machte H. Minos auf die bemerkenswerten Bestrebungen aufmerksam, die von den englischen Universitäten zur Popularisirung der Wissenschaften ausgegangen sind. Ein Unternehmen von ähnlicher Bedeutung, und ganz einzigartig für deutsche Verhältnisse, waren die Nationalökonomischen Ferienkurse, welche der „Verein für Sozialpolitik" durch die angesehensten Vertreter dieser Wissenschaft in Deutschland und Österreich zu Berlin im Oktober abhalten liess. Hervorgegangen aus dem Bedürfnis einer Annäherung des sogenannten Kathedersozialismus an die sozialistischen Strömungen, die durch immer weitere Kreise unseres Volkes ihren Weg nehmen, stellten sie in bedeutsamer und den modernen Verhältnissen angepasster Form die ganze Wichtigkeit dieser in unserm öffentlichen und privaten Leben sich in den Vordergrund drängenden Fragen vor Augen. Sämtliche Fächer der Sozialpolitik und Volkswirtschaft waren an die berufensten Vertreter verteilt, und in allgemeinverständlicher Fassung ward ein grosses Bild dieses aktuellsten aller Forschungsgebiete entrollt. In dieser Allgemeinheit lag die einzige Gefahr des Unternehmens. Berlin W fand bald Geschmack an der neuen Sensation, und gerade erreichten die verdächtigen Equipagen vor dem Auditorium maximum eine vielleicht nicht erwartete und erwünschte Anzahl, als die Vorträge rechtzeitig schlossen.

Man konnte sonst bei dem Publikum der Kurse seine interessanten Beobachtungen machen. Ich will die Typen ein wenig skizziren.

Er war sehr mit sich zufrieden. Er war schon über 60 Jahre alt, im Aktenstaube ergraut, und doch war er von wahrer Bildungszudringlichkeit beseelt und lernte, wo er ging und stand. Er sass ganz vorne, dicht am Katheder, von dem aus die hohe Wissenschaft der Nationalökonomie und Sozialpolitik in ihren Grundlehren verkündet wurde; und wann wieder einer der vortragenden Gelehrten geendet hatte, dann drehte er sich zu seinem Nachbar und sagte jedesmal in seinem biedern Ostpreussisch: „Aber hören Sie; das war wieder mal sehr interessant!" Er wurde nicht müde im Nachschreiben des Gehörten, und was er Schwarz auf Weiss nach Hause tragen konnte, wog nicht wenig, doch immerhin nicht so viel in seiner Hand, wie in seinem beglückten Bewusstsein. Das waren die Einen: die Pflichtgetreuen, welche mit unbeirrtem Eifer Alles einspeichern, Alles zu lernen streben, um die Einsicht noch höher zu machen und am heimatlichen Biertisch mit noch wichtigerer Miene die hohe Kunst der Politik vertreten zu können. Es waren solcher nicht ganz so wenig in den sozialpolitischen Kursen und an ihnen haben die lehrenden Professoren sicherlich keine schlechte Zuhörerschaft gehabt.

Dann waren da die Anderen, welche jedes Urteil über eine beendete Vorlesung mit den Worten einleiteten: „Ja! Zunächst — das waren für mich natürlich ganz bekannte Sachen!" Des Weiteren kam dann manch harter Tadel: dieser stellte die Sache ja durchaus einseitig dar; jener stände ja garnicht über dem zu behandelnden Stoffe; jener endlich wäre gar Nichts als ein Schwätzer. Diese Partei war stärker als die vorige, auch jünger; zum mindestens war Niemand in ihr, der das Alter und das Grau jenes Juristen erreichte. „Wer fertig ist, dem ist Nichts recht zu machen; ein Wer-



Digitized by Google

dender wird immer dankbar sein!“ Hier die fertige Jugend, dort der werdende, lernende Graukopf — es ist nicht selten so! —

Dazu kam nun noch der Rest derer, die garnichts sagten; sei es, dass sie nichts zu sagen hatten, sei es, dass sie ihr Urteil mit sich abmachten und für sich behielten. Das waren die Meisten; unter ihnen Junge und Alte, Erfahrene und Unerfahrene, Studenten und Studierte, Theoretiker und Praktiker, und — ja nicht zu vergessen, was vom Katheder aus oft vergessen wurde: Damen und Herren. Zu denen, welche, wie ich meinte, nichts zu sagen hatten, gehörten auch eine ganz grosse Anzahl von Berliner Studenten, wenigstens bedienten dieselben sich statt der Worte einer anderen Sprache, welche nach geheiligtem Gebrauche in den Räumen akademisch freier Gesittung dem Docenten das Urteil seiner Herren Zuhörer durch Trampeln und Scharren übermittelt. Das mag ja, solange man unter sich ist, und solange auch die Professoren Gefallen an diesen Kundgebungen finden, ganz passend sein; wenn die Studentenschaft aber glaubt, auf diese Art auch den ausserakademischen Klassen ihre höhere Bildung recht eindrücklich zu demonstrieren, so wird sie hoffentlich recht häufig dem gerechtfertigten Vorwurf der Unmanierlichkeit begegnen.

Selbst wenn man diesen „donnernden“ Beifall der akademischen Jugend hätte entbehren dürfen, wären für den Verein für Sozialpolitik noch immer genug Beifallsbeweise übrig geblieben, um ihm über das Gelingen dieser seiner Veranstaltung jeden Zweifel zu benehmen. Zunächst die beträchtliche Zahl des Teilnehmer; dann der Umstand, dass diese in der zweiten Woche gegen die erste fast um das Doppelte (bis fast 800) stieg, was auf ein zunehmendes Aufsehen in den Berliner Kreisen schliessen liess; ferner der reichliche Besuch aus allen Teilen des Reichs — schon diese Thatsachen, welche man aus dem gedruckten Teilnehmer-Verzeichnisse ersehen konnte, mussten den Unternehmern dieser Kurse als recht erfreulich gelten.

Am interessantesten nun wäre es zweifellos gewesen, wenn man jedes der Hauptthemen von zwei sich gegenüberstehenden Koryphäen der Nationalökonomie behandelt gehört hätte — also z. B. die Währungsfrage: hie Knapp — hie Wagner, oder die moderne Handelspolitik Deutschlands: hie Sering — hie v. Philippovich. Das ganz so einzurichten ging ja nun nicht wohl an. Trotzdem kamen doch der Gegensätze zwischen den Docenten genug zu Tage, um den Hörern die Warnung vor Autoritätenkultus recht eindringlich ins Gemüt zu rücken. Wenn man selbst von den regelrechten Schlachten, wie Prof. Sering eine gegen einen Schüler Brentanos zu liefern hatte, absieht, so waren doch die Bemerkungen von Wagner, dass er die Währungsfrage „ein wenig anders“ behandelt haben würde als sein Kollege Knapp, und von Sering, dass er mit seinem Freunde v. Philippovich in der optimistischen Auffassung unserer nächsten handelspolitischen Zukuntt garnicht übereinstimme, ganz hinreichend, um es offenkundig zu machen, dass der Verein für Sozialpolitik hier keine Dogmatik treiben wollte. Und wenn eine grosse Anzahl wissenschaftlichen Kapazitäten sich so zu gemeinsamem Wirken über die Differenzen des fachlichen Urteils hinaus zusammenfinden, so ist das in unserer politisch zerrissenen Zeit rückhaltloser Anerkennung wert. Hier zeigte sich, dass sich Agrarpolitik und Finanzpolitik und Gewerbepolitik und Arbeiterpolitik unter einem Streben nach einem gemeinsamen Ziele vereinigen lassen, und wir wünschten unseren politischen Parteien, welche sich heute jede einen dieser Teile zum Zwecke gegenseitiger Verneinigung reserviert haben, sehr, dass sie die Forderung gemeinsamer Sozialpolitik erkennten und beherzigten.

Ganz vorzüglich spiegelte sich dieses einige Zweckbewusstsein in den Diskussionsabenden der Kurse, welche überhaupt das meiste Interesse für Lehrer und Lernende haben mussten, aber bei einer Wiederholung der Kurse hoffenthich in noch höherem Maasse gewinnen können. Trotzdem in diesen Debatten naturgemäss die aktuellen Fragen der Politik am dringlichsten in den Vordergrund gezogen wurden, so habe ich doch nicht bemerken können, dass es einem der Debattanten darauf angekommen wäre, einen politischen Parteistandpunkt einzunehmen und zu verfechten, zum Schaden der Sachlichkeit. Auch die recht geschickte Bosheit, welche Herren Dr. Oldenberg aufforderte, die von ihm entworfene Schilderung des „widerlichen“ Sozialistengründers Lassalle zu rechtfertigen, war nicht so unberechtigt, dass man auf einen Parteifanatismus des Antragstellers hätte schliessen können. Es kann keine dankbarere Aufgabe geben, als vor grösserer Versammlung das Leben und die Persönlichkeit berühmter Männer zu schildern, und man kann dieser Aufgabe mit aller Schärfe des Kritikers genügen, ohne aus einer distinguirten, den feinen Geschmack nicht verletzenden Sprache herausfallen zu müssen. Und wenn das jemandem widerfährt, der sich von leidenschaftlicher Erregung hinreissen lässt, so mag es noch erträglich sein; wenn man aber jedes Wort ausgearbeitet mitbringt und selbst die sehr überflüssigen Bemerkungen über die Porträts der sozial-

Digitized by Google

demokratischen Führer erst aus dem Konzept entnehmen muss, so kann ich nur wünschen, dass bei kommender Gelegenheit das Misfallen über diese sehr ungelehrte Vortragsweise noch schärfer zum Ausdruck gebracht werden möchte. Auch der Diskussionsabend unter der Leitung des genannten Herren verlief nicht so angeregt, wie die meisten übrigen. Herr Oldenberg hat nicht die Veranlagung dazu, sich in die ihm vorgetragene Ansicht Anderer hineinzudenken, oder er will von ihr keinen Gebrauch machen; so verlief denn die Debatte über den Inhalt und die Berechtigung der Marx'schen Wertlehre ganz im Sande, und nur ein paar kurze, treffende Worte der Aufklärung, welche von dem wahrscheinlich von Mitleid ergriffenen Ad. Wagner diesem Gegenstande bald darauf gewidmet wurden, konnten die allgemein verbreitete Unbefriedigung etwas erhellen.

Auch der Diskussionsabend von Prof. Sering stand nicht auf der Höhe der anderen. Zweifellos lässt sich gegen die Auslassungen dieses Gelehrten noch weit Mehreres und Schärferes sagen, als es ihm widerfuhr. Trotzdem versetzte jede Anfrage den Herrn in eine Erregung, welche entschieden abschrecken musste. Nach seinen Vorträgen muss man annehmen, dass die Nationalökonomie, innerhalb dieser allerdings wieder die Agrarwissenschaft die aufregendste aller Disciplinen sei.

In den übrigen Diskussionsabenden erhielt man erst die praktische Belehrung zu der theoretischen. Da traten Sachverständige auf, welche zwischen den Triebrädern der sozialen Maschine das erfahren hatten, worüber vom Lehrstuhle aus gesprochen war; da wurden manche Thatsachen berührt, welche der freimütige Gelehrte mit offenem Dank als ihm bisher unbekannt entgegennahm; da wurde durch beherzte Fragen dem Vertreter der Doctrin zu Leibe gegangen, ob er, der Mann der grauen Theorie, sich auch zu dem Grün des ewig goldenen Baumes des Lebens bekenne. Nicht immer folgte auf solche Fragen, welche, wie Prof. Bücher sagte, dem Docenten die Pistole auf die Brust setzten, eine offene Antwort. Es sei denn, dass man folgende in ihrer Schlagfertigkeit bewundernswerte Antwort Brentanos eine offene nennen wollte; er wurde gefragt, ob er die Berechtigung der Arbeiter zur Veranstaltung von Streiks anerkenne, und er antwortete prompt: „ich bin eine viel zu geringe Autorität, um da zu sprechen, wo das Gesetz bereits gesprochen hat, als es den Arbeitern Koalitionsfreiheit gab!“

Der Vortrag Brentano's war übrigens von bewunderungswürdiger Praezision, während das Vollendetste in der Darstellung entschieden Knapp bot, welcher es verstand, aus der Währungsfrage einen spannenden Roman zu machen.

Noch Eins muss erwähnt werden: die Herren, die in der zweiten Woche sprachen, standen untereinander jedenfalls näher und besser als zu denen des ersten Cyclus. Es wäre sehr zu wünschen, dass bei einer Wiederholung der Kurse entweder diese beiden Richtungen mehr vermischt werden, oder wenigstens die Herren, welche diesmal den Vortritt hatten, dann in zweiter Reihe kommen, damit auch sie einmal etwas Nachlese in den Meinungen der Herren Vorredner halten können. Die Wiederholung der Kurse, welche in Aussicht gestellt wurde, wird hoffentlich im Interesse der Verbreitung politischer Durchbildung bald stattfinden.

---

Leipzig, einstmals eine führende Stadt, hat in einem litterarischen Schlaf von Menschenaltern gelegen. Aber auch dort keimen neue Hoffnungen. Über die soeben begründete

## LITTERARISCHE GESELLSCHAFT IN LEIPZIG.

wird uns geschrieben:

Nach vorsichtigem Tasten und geschicktem Lavieren ist es gelungen, eine Litteraturgemeinde von ca. 300 Leipzigern zu sammeln. Und die Zahl wächst noch immer; denn der Leipziger ist bildungsfähig und scheut auch die Kosten nicht, wo sich ihm ein Ausweg aus seiner Theater-Misère bietet. Selbst die „staatserhaltende“ Presse steht dem Unternehmen mit neugierigem Wohlwollen gegenüber, abgesehen von der „Leipziger Zeitung“, die in offizieller Verständnislosigkeit die „Nachahmung der längst überwundenen „Berliner“ bejammert.

Die Litterarische Gesellschaft begann, wie recht und billig, mit Gerhart Hauptmann. Am ersten Gesellschafts-Abend hielt Dr. Heine die conférence zu dem in der Matinée vom 13. Oktober aufgeführten „Friedensfest“. Dem Vortrage folgte die Recitation von Gedichten Liliencron's, Falke's, Ompteda's und schliesslich Georg Hirschfeld's Novelle „Bei Beiden“, vom Dichter selbst vorgelesen. Die wackeren Leipziger, die wohl seit ihrem ehrwürdigen Rudolf von Gottschall nie wieder einen leibhaftigen Dichter gesehen hatten, begrüssten Hirschfeld mit freudigem Händeklatschen.

Sonntag am 13. fand dann die Aufführung von Hauptmann's „Friedensfest“ durch die Schauspieler der Gesellschaft im



Digitized by Google

Carola-Theater statt. Die Regie des Dr. Heine hatte das Stück mit feinster Intimität in Scene gesetzt und ein prächtiges Ensemble erzielt. Es war erfreulich, zu sehen, dass dieses so vernachlässigte Jugend-Drama vor dem gewiss unbefangenen Publikum stürmischen Beifall errang, einen Beifall, der gegen die Zischer am Schlusse des zweiten Aktes um so begeisterter losbrach.

Somit weht endlich auch in Leipzig ein frischer Luftzug, unter dem es freilich noch manchen Bürger frösteln wird. Denn auch Ibsen's „Wildente" soll ihm nicht erspart bleiben, noch auch „Agnete" von Amalie Skram, die am 27. d. M. zur Darstellung kommt. (Ist inzwischen mit starkem Erfolge geschehen, D. R.) Zu einiger Beruhigung wird man ihm dazwischen Arthur Fitger's „Jean Meslia" und Beaumarchais' „Hochzeit" des Figaro' vorsetzen, bis er schliesslich merkt, dass die neue Litteratur gar nicht so schrecklich ist, wie sie sich anhört. M.

* * *

Über die trefflichen Bestrebungen des Hamburger Kunsthallen-Direktors, Herrn Prof. Lichtwark, den Dilettantismus für die künstlerische Kultur nutzbar zu machen und seine Wirkung unter bewährter Leitung und gegenseitiger Kontrole in ein System zu bringen, hatten wir hier schon vor längerer Zeit berichtet. Über die ersten praktischen Folgen dieses Unternehmens spricht Lichtwarck in dem soeben erschienenen Jahresbericht der Kunsthalle so interessant, dass wir meinen, seine Ausführungen müssten auch weiterhin Aufmerksamkeit und Anregung erwecken. Es liegt hier eine Bewegung vor, die ein Symptom der Kunstauffassung unserer Zeit ist.

Die im vorigen Jahresbericht sagt Lichtwark, bereits angekundigte Ausstellung von Dilettantenarbeiten hat in den Monaten Januar und Februar stattgefunden.

Da die Zahl der eingegangenen Arbeiten über Erwarten gross war, mussten mit Ausnahme der Graphischen Abteilung die sämmtlichen Säle des Erdgeschosses geräumt werden.

Zum ersten Mal wurde uns ein Überblick dessen geboten, was durch die ganz überraschend umfangreiche Thatigkeit der Hamburgischen Dilettanten hervorgebracht wird.

Die öffentlichen Vorträge des Direktors (Wege und Ziele des Dilettantismus, München 1894) berichten im Einzelnen über die technischen und kunstlerischen Ergebnisse.

Auf die Hamburgischen Besucher der Ausstellung machte die Menge und Vielseitigkeit der Erzeugnisse, in nicht wenigen Fällen auch das künstlerische Streben der Urheber einen nachhaltigen Eindruck. Für die Thatsache, dass im letzten Jahrzehnt der Dilettantismus in den bildenden Künsten eine ganz ausserordentliche Verbreitung gefunden hat, wurde der Beweis des Augenscheins geliefert. Freilich zeigte sich, dass noch viel Unbewusstes in der Bewegung steckt, und dass es angesichts der ungeheuren Summe von Kraft und Mitteln, die der Dilettantismus heute verzehrt, dringend nötig ist, zu untersuchen, was damit erreicht wird. Solange ein bischen Zeichnen und Malen nur in vornehmen Kreisen mit zur Ausbildung der Töchter gehörte, kam der Dilettantismus für die Ökonomie der Volkskraft nicht eigentlich in Rechnung. Seit aber die Verbreitung der dilettantischen Kunstübung so ausserordentlichen Umfang angenommen hat und auch von der männlichen Jugend wieder aufgenommen ist, muss allen Ernstes angestrebt werden, diese Bewegung der allgemeinen künstlerischen Kultur dienstbar zu machen. Aus dem Spiel muss Ernst werden.

Es ist bereits im Jahresbericht für 1893 darauf hingewiesen worden, dass sich im Anschluss an die Kunsthalle unter dem Namen: Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde ein Verein gebildet hat der die Dilettanten, Kunstfreunde und Sammler zusammenfasst und sich die Aufgabe gestellt hat, für die Vertiefung des Dilettantismus in Hamburg zu wirken.

Die Gesellschaft hat in diesem Jahre in der Kunsthalle ihre regelmässigen Versammlungen abgehalten, in denen die Mittel und Wege nach allen Richtungen besprochen wurden.

Zunächst wurde beschlossen, auf Jahresausstellungen hinzuarbeiten, wie sie in England bereits längere Zeit gang und gäbe sind. Sodann wurden zwei litterarische Unternehmungen geplant, die Herausgabe eines Jahrbuchs und die einer Hamburgischen Liebhaberbibliothek.

Das Jahrbuch soll uber die Arbeiten der Gesellschaft berichten und alle Illustrationen sollen von Mitgliedern der Gesellschaft gezeichnet und in Holz geschnitten werden. Für den Holzschnitt ist die der Technik zunächst liegende Beschränkung auf den Kontrast schwarzer und weisser Flächen und Linien ins Auge gefasst, da der Tonschnitt dem Dilettanten wenigstens vorläufig ferner liegt. Die Versuche ergaben, dass es namentlich den mit der Behandlung des Holzes bereits vom Kerbschnitt her Vertrauten nicht schwer wurde, selbst hochgesteigerten Anforderungen zu genugen.

Mit der Hamburgischen Liebhaberbibliothek verfolgt die Gesellschaft zu-

Digitized by Google

nächst das Ziel, die Freude am Buch als Kunstwerk in Hamburg wieder zu erwecken. Sie soll auf bestem Papier gedruckt werden und mit der Zeit an Kopfleisten und Schlussstücken eine originelle künstlerische Ausstattung erhalten. Von Hamburgischen Künstlern wird die Gesellschaft die Entwürfe zu erhalten suchen, Mitglieder der Gesellschaft werden die Herstellung in Holzschnitt übernehmen. Es liegt im Plan, die einheimische Flora, namentlich die der kleinblütigen Pflanzen, rationell für die Buchausstattung zu verwerten.

Den Inhalt der Liebhaberbibliothek sollen Werke Hamburgischer Schriftsteller aus den letzten Jahrhunderten bieten. Das lediglich den Gelehrten interessierende bleibt jedoch ausgeschlossen.

Da Hamburg eine namentlich vom Inlande aus noch wenig bearbeitete Provinz der deutschen Litteratur bildet, so ist der Stoff ungemein umfangreich. Auch mit lebenden Hamburgischen Schriftstellern wünscht die Gesellschaft der engern Heimat die Bekanntschaft zu vermitteln. Publikationen über Hamburgische Kunst- und Kulturgeschichte, Darstellungen der heimischen Natur dürften sich von selber anschliessen.

Vor Allem soll auf den Neudruck der wertvollsten Familienschriften Gewicht gelegt werden.

Es steht zu hoffen, dass dies Unternehmen in der Hamburger Familie die erwünschte Aufnahme findet, denn es dürfte geeignet sein, das Hamburgische Wesen zu stärken, das Gefühl für die Heimat zu erwecken und zu kräftigen und damit originellen Leistungen auf künstlerischem und litterarischem Gebiet den Boden zu bereiten.

Als erster Versuch wird die Herausgabe des liebenswürdigen Hausbuchs der Familie Hertz „Unser Elternhaus“ von Paul Hertz, einem Mitgliede der Gesellschaft, und die Veröffentlichung der „Pflanzenstudien mit Scheere und Papier“ von Philipp Otto Runge ins Auge gefasst.

## ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

Eine unserer eigenartigsten und zugleich vornehmsten deutschen Zeitschriften-Neugründungen sind die vierteljährlichen „Biographischen Blätter“, die nicht nur ein immer interessantes Material zur Biographie berühmter Männer vereinigen, sondern auch auf die Methode der Biographie, die Kunst der Lebensbeschreibung als solche ihr Augenmerk richten und so das Allgemein-Interessante mit dem Wissenschaftlich-Ernsten passend verbinden.

Das dritte Heft z. B. der „Biographischen Blätter“ (welche Dr. Anton Bettelheim im Verlage von Ernst Hofmann & Co. herausgiebt), bringt die Lebensbilder eines deutschen und eines deutsch-österreichischen Heerführers: Gneisenau, geschildert nach den neuesten Forschungen von Conr. Varrentrapp; Erzherzog Albrecht, charakterisiert von dem Direktor der Wiener Albertina Malcher. Der Meister der deutschen Physiologie Karl Ludwig wird von zwei seiner berufensten Jünger, den Professoren Adolf Fick und Rob. Tigerstedt, nach der vollen Bedeutung seiner Persönlichkeit geschildert; der Philosoph Moritz Carrière findet in Franz Muncker einen gewissenhaften Biographen. Den Stand der biographischen Studien in Spanien schildert einer der besten Kenner, Rud. Beer, an der Hand von reichem, bisher unerschlossenem Material spanischer und deutscher Sammlungen; Familiengeschichtliches bietet Freiherr von Voelderndorff, Künstlererinnerungen der greise Maler Rud. Lehmann, dessen im Jahre 1846 aufgenommenes Porträt von Pius IX. dem Hefte beigegeben ist. Sehr bemerkenswerte Beiträge zur politischen Geschichte der sechziger Jahre geben die von Ottokar Lorenz mitgeteilten Briefe von Hermann Orges, der in Berlin und Wien vertraute Fühlung mit den leitenden Kreisen hatte und zumal über Kaiser Franz Josephs Stellung in der deutschen Frage lehrreiche Aufschlüsse giebt. Unter den Anzeigen gestalten sich Minors Würdigung der ersten Gesamtausgabe von Schillers Briefen und Freiherrn von Waldbergs Charakteristik der vielgerühmten R. M. Meyerschen Goethebiographie zu selbständigen Aufsätzen.

* * *

Eine neue Berliner Kunstzeitschrift erscheint unter dem Namen „Die Kunst-Halle“, herausgegeben von dem durch seine niederländischen und preussischen Studien bekannten Georg Galland und dem als Kunstschriftsteller geschätzten Fritz Stahl, der im 2. Heft in dem Aufsatz über die so schnell berühmt gewordene Malergruppe von Worpsvede eine glänzende Probe seines Darstellungstalentes giebt. Die Zeitschrift soll speziell den Interessen des Berliner Kunstlebens dienen; da dieses ja nicht von Bedeutung strotzt, so mag die Zeitschrift vielleicht zu seiner Förderung beitragen. In den Leitartikeln giebt Galland beachtenswerte durchgreifende Anregungen. Im ersten Heft schlug er die Bildung einer Art ästhetischer Kommission für öffentliche Bauten vor, die allerdings in Berlin, wo man jetzt den Mumpitzbau des Circus Busch geradeüber der Nationalgalerie aufgestellt hat, dringend angebracht wäre. Im

Digitized by Google

zweiten Leiter kommt er auf die Nützlichkeit eines wirklich populären Museums zu sprechen, dessen Namen sich unsere gelehrten Sammlungen nicht zulegen können.

Er sagt mit Recht: Die spezialistisch denkenden Gelehrten stellen sich die Entwickelung des Museal wesens in der Weise vor, dass immer andere Abteilungen von dem Gesamtkörper abgetrennt und selbständig erweitert werden. Ihr Ideal wurde sein: für jede Abteilung ein eigenes, prächtiges Gebäude. Damit wäre freilich jeder geschichtliche Zusammenhang der Kunstdenkmäler für die unmittelbare gleichzeitige Betrachtung gelöst. Diese Idee mag für rein wissenschaftliche Zwecke die grösste Ergiebigkeit versprechen; volkstümlich ist sie gewiss nicht. Denn wirklich volkstumlich kann nur eine Kunstsammlung sein, die der bildungsfreundlichen Menge nicht mehr als das notwendigste Anschauungsmaterial zur ästhetischen Erziehung darbietet. Die ältere Kunst aber als ein volkserzieherisches Mittel von vielversprechender Wirksamkeit zu empfehlen, heisst gewiss nicht Moralpredigen im landläufigen Sinne. Es handelt sich hier vielmehr um eine thatsächliche Pflege idealer Güter unseres Volkes und der Kulturmenschheit. Und dafur kann am sichersten Propaganda gemacht werden, wenn man dem interessierten Publikum den kurzesten Weg bahnt nach dem Herzen der vergangenen Kunstepochen, deren Geist, deren charakteristische Schonheit leicht durch den Ballast nebensächlicher Objekte verwischt werden.

Was wir mithin heute wohl brauchen, ist ein — Elite-Museum, eine Sammlung, die, entweder aus Originalen oder auch znm Teil aus Kopien bestehend, eine bequeme Übersicht uber die Leistungeu aller Kunstepochen gestattet. Wir besitzen längst Schulen aller Stufen, entsprechend dem verschiedenen Bildungsbedurtnis des Publikums. So weitab liegt der Gedanke sicherlich nicht, in unserer Hauptstadt eine Art Vormuseum zu schaffen, das in einem ähnlichen Verhaltnis zu den kunsthistorischen Anstalten stehen wurde, wie eine Vorschule zur Universität. Allerdings würde für solches Vormuseum nur das Beste gerade gut genug sein.

Ja, was ist nun eigentlich das Beste aus dem reichen Schatze unserer Sammlungen? Die Antwort setzt naturlich eine ganze Summe von Uberlegungen und Erwägungen voraus. Rascher kommt man vielleicht auf dem Wege einer Enquete, an der sich Männer von ruhmenswertem Geschmack beteiligen mussten, zum Ziele. Aber die Gefahr ist wahrlich nicht gross, selbst wenn eine Einigung über die Elitestucke unserer Sammlungen zunachst nicht erzielt werden kann. Der Bestand eines Vormuseums braucht kein dauernd fester zu sein; er kann wechseln, und mancherlei abweichende Wunsche wurden dadurch Berucksichtigung finden.

* * *

Eine neue, deutsche Wochenschrift, welche bestimmt ist das moderne geistige Leben Europas mit der Kultur Russlands in anregende Verbindung zu bringen, erscheint unter dem (leider in Wien schon vergebenen) Titel „Neue Revue" von diesem Oktober in Petersburg.

Die Aufgabe, welche sich diese Zeitschrift stellt, ist nach ihrem Programm eine zweifache:

Die „Neue Revue": soll die weitesten Kreise des Auslandes durch Vermittelung des nächsten Nachbarreiches — Deutschlands, indem sie in deutscher Sprache erscheint, mit allen Stromungen der zeitgenössischen Litteratur und Kunst und des gesamten geistigen Lebens des russischen Heimatlandes vertraut machen. Es wird das Streben der Zeitschrift sein, dem Auslande ein treues und von allen tendenziösen Entstellungen freies Bild des sozialen und politischen Lebens der russischen Heimat zu bieten und über alle neuen Schöpfungen, alle neuen Regungen, die auf dem Gebiete der einheimischen Litteratur und Kunst zu Tage treten, Bericht zu erstatten.

Dann ist es das Ziel der „Neuen Revue" der grossen Bewegung in der Litteratur, in der Kunst unserer Zeit, die man mit dem Namen der „modernen Richtung" bezeichnet, in allen ihren Erscheinungen zu folgen. Auf allen Gebieten, überall in der Kunst, in der Litteratur regt sich ein neues Schaffen, sind neue Bahnen geöffnet und eine Blutezeit neuer Gebilde, neuer Schöpfungen ist angebrochen. Unter dem Zeichen dieses neuen Werdens steht unsere Zeit. Es soll unsere Aufgabe sein, sagen die Herausgeber, diesen neuen Strömungen, diesen neuen Gedanken, wo wir sie auch finden mögen, in den Schöpfungen der modernen Kunst und Litteratur, in dem gesellschaftlichen Leben unserer Zeit nachzugehen und sie den Lesern in den Spalten der Wochenschrift vor Augen zu fuhren.

* * *

Die Revue des Revues hat in ihren Oktoberheften zwei lehrreiche Aufsätze aus Gebieten, die der reinen Kunst zwar ferne liegen, aber gerade darum ein ungewohnlicheres Interesse beanspruchen.

Der eine handelt über die Wedding-Cakes, die grossen Kuchenaufbauten, die

Digitized by Google

auf keinem besseren englischen Hochzeitstisch fehlen. Illustrationen der Zucker- und Kuchenarchitektur sind beigegeben. Nach ihnen scheint besonders ein Kuchenbau die dieser Technik eigentümlichen Gesetze glücklich erfüllt zu haben, ohne allzu sehr in die Nachahmung der grossen Architektur zu verfallen. Das ist der Wedding-Cake der Hochzeit des Prinzen Leopold, Herzogs von Albany, und der Prinzessin Helene von Waldeck-Pyrmont am 27. August 1882. Er hatte die Höhe von 6 Fuss und war, auch in den Blumen, nach den Motiven der vier Weltteile dekoriert.

Der zweite Aufsatz behandelt die englischen Plakate nach einem Artikel in Scribners Magazine. Man verfolgt ihre Entstehung, soweit sie künstlerische Ansprüche machen, bis zu Frederic Walker's „weisser Dame", die einen Roman von Wilkie Collins anzeigen sollte, aber vielfach noch missverstanden wurde, bis Graphic und Magazine of Art sich der neuen Auffassung annahmen und die ersten englischen Künstler, unter ihnen Herkomer sich am Plakatmalen beteiligten. Dann passierte es Walker sogar, dass ein Liebhaber seinen Entwurf für ein Seifenplakat, weil es zu schön war, als Gemälde für 13125 Dollar kaufte. Der Artikel ist illustriert.

* * *

In der belgischen Revue Générale hat Armand Thiery einen Aufsatz über den, jüngst auch durch Hermann Bahr bekannter gewordenen Ernest Hello, diesen tiefen Geist, der sein Leben lang verkannt war und auch nach seinem Tode nicht berühmt werden will. Dieser gewaltige Träumer, eine Art positiver Nietzsche, der so viele Ideen umsetzte und so viele Geister beeinflusste, beginnt indessen jetzt seine Ausleger und Verteidiger in Belgien und Deutschland zu finden, von wo er sicher nach Frankreich zurückkehren wird. Thiery zeigt, wie Hello, in seiner beredten Kraft, in seiner Überzeugungsgewalt, uns zwingt zu einer mutigen und energischen Thätigkeit. Ich rate, sagt er, unseren Freunden vor Allem die Lektüre seines „Menschen", eines gewaltigen, kräftigen, fortreissenden Werkes, voll von Tiefe und Gipfelhöhe, von einem Talent, das ganz aus dem Niveau und Charakter unserer weichen und indifferenten Zeit herausragt. In seinem letzten unvollendeten Werke „Philosophie" scheint sich Hello schon in Demut und Gottergebenheit zu flüchten. Er will sich in den Staub auflösen . . .

„O poussiere fidèle, sans pourriture et sans orgueil, fille de la terre, sa substance et son image, de laquelle je suis tiré, que je renie incessamment. qui vole obéissante sous le souffle de Dieu qui passe, tu n'as jamais dit que tu es le soleil, ou l'air ou la lumière; tu te donnes pour ce que tu es; tu te donnes à nous comme tu es; tu ne te vantes pas, tu ne mens pas, tu ne résistes pas; ô poussière, ô ma mère, que je te trouve sublime auprès de moi!"

* * *

Die Revue der Revues führt vom November eine sehr beachtenswerte Neuerung ein. Es wird ein ständiges Inhaltsverzeichnis sämtlicher, in den wichtigsten Zeitschriften erscheinender Aufsätze, nach den Stoffen geordnet, beigegeben werden. Wie vorteilhaft diese Einrichtung ist bei der Fülle guter Arbeiten, die sich heut in Zeitschriften zerstreuen, braucht nicht gesagt zu werden. Da wir in Deutschland immer noch keine „Zeitschrift der Zeitschriften" besitzen, wird diese Quelle auch für deutsche Schriftsteller unentbehrlich sein.

* * *

Eine recht ergiebige Rundschau über interessante Aufsätze laufender Zeitschriften bringt in regelmässigen Wochenübersichten die Wiener „Zeit", natürlich nicht mit der Ausführlichkeit, die eine Revue des Revues oder eine Review of Reviews bieten kann. Wir entnahmen ihr folgende beiden Notizen.

* * *

Der soeben beendigte Jahrgang der czechischen, im fortschrittlich modernen Geiste geführten Revue „Rozhledy" zeigt eine ganze Serie von interessanten Artikeln über die moderne deutsche Poesie. Es sind dies die „Blätter aus der neuesten deutschen Poesie" von Jiri Karásek, flüchtig zwar, aber mit sympathischer Wärme aufgewortene Porträtskizzen von Richard Dehmel, Przybyszewski, Arno Holz und Detlev von Liliencron. Dieser letzte wird mit besonderer Wärme behandelt. Der czechische Kritiker kann am Ende seine Verwunderung nicht verhehlen, dass ein Dichter von Liliencrons künstlerischer Höhe, und nach zehnjähriger literarischer Arbeit dazu, noch so wenig in seinem Vaterlande bekannt und geschätzt werden kann. Ein durchschnittlich qualifiziertes czechisches Blatt scheint von der portugiesischen Poesie besser informiert zu sein als die deutsche Journalistik von dem deutschen Dichter. — Diese Artikel sind eine der vielen Erscheinungen, die von der immer grösseren Annäherung der czechischen literarischen Jugend zu der deutschen Moderne sprechen. Man gewöhnte sich in Böhmen in den zwei letzten Decennien von der neuen deutschen Literatur verächtlich zu sprechen und alles Interesse nur der lite-

Digitized by Google

rarischen Entwicklung Frankreichs zu widmen, und dieses Ignorieren der deutschen Literatur dauerte lange noch, bis in die Jahre der aufblühenden neuen literarischen Epoche in Deutschland. Die Hauptnamen der deutschen Moderne waren bis in die jüngste Zeit in Böhmen unbekannt — jetzt erst fängt die dortige Moderne an, das literarische Verhältnis dieser zwei so eng beisammen lebenden Nationen zu verbessern. Wie in der Politik, so auch in der Literatur scheint die Jugend beider Völker eine Annäherung zur beiderseitigen Verständigung zu suchen, die durch den politisch-nationalen Hader der Alten so weit von einander gingen. — Die zwei letzten Hefte der Rozhledy enthalten eine glänzend geschriebene Studie von F. X. Salda über das neueste Buch Prof T. G. Masaryks „Nase nynější krise“ (Unsere heutige Krisis). F. X. Salda nennt es ein „schweres Buch“ und hebt es als eine auf Reform des czechischen Lebens zielende, ganz in dem nationalen Geiste wurzelnde Philosophie hervor, eine Philosophie der Humanität und des Altruismus, die gegenüber den analogen neuidealistischen und neochristlichen Erscheinungen in anderen Ländern das voraus hat, dass sie nie reaktionär, mystisch und passiv ist, keine Erschlaffung, kein Evangelium der „müden Seelen“ bedeutet, sondern in dem wissenschaftlichen Rationalismus wurzelt, an die Wissenschaft und den Fortschritt glaubt und zur Aktivität anspornt.

* * *

„Die Musen“, „Zwangslose Hefte für Produktion und Kritik“, nennt sich eine neue Revue, die seit kurzem in Berlin erscheint. Ihr Herausgeber ist der bekannte Lyriker Wilhelm Arent, und wohl die Hälfte des 120 Seiten starken ersten Heftes füllen Verse und Prosa-Aufsätze aus seiner Feder. Die Verse sind zum grossen Teil schön, fast immer gedankentief und von stolzer jugendlicher Kraft. Aber dieser selbe herbe Trotz äussert sich in den Prosa-Artikeln in hämischem Geifern, das, auch bei voller Übereinstimmung mit der Gesinnung des Verfassers, unsympathisch berühren muss. So schlimm übrigens, wie es der Herausgeber in seinem Programmartikel und weiterhin in seinem „Was uns Not thut“, darstellt ist es um Publikum und Kritik in deutschen Landen heute doch nicht mehr bestellt und unwillkürlich taucht die Silhouette des Ritters von der Mancha auf, wenn man den erbosten Verfasser so mit eingelegter Lanze dahersprengen und — offene Thüren einrennen sieht. Ein wenig inkonsequent und unverträglich mit seiner stolzen Geringschätzung der landläufigen Kritik, ist auch die dem Hefte angefügte Liste der Besprechungen Arent'scher Werke. — Zehn Jahre zurück, also in jenen Tagen, wo die Moderne sich jeden Fussbreit Bodens erst erobern musste, wäre jenes unerschrockene, brutale Vordringen ein Vorzug gewesen — oder zum mindesten ein schöner Fehler, den man den ungestümen jugendlichen Heisssporen, die Arent und seine Kampfgenossen damals waren, gern nachgesehen hätte. Heute würden männliche Mässigung und etwas mehr Geschmack in der äusseren Form der Sache der Kunst sicherlich weit mehr dienen, und Arent muss dafür sorgen, wenn er sein Ziel erreichen und nicht riskieren will, dass das viele Wahre und Schöne, das er zu sagen weiss, wirkungslos verhallt. Hoffentlich sind das übrigens nur Kinderkrankheiten, die „Die Musen“ glücklich überstehen werden, um sich dann so kräftiger zu entwickeln und die schönen Verheissungen ihres begabten Herausgebers zu erfüllen.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novellen verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Reitzsch vorm. Otto Nonck & Co.

Digitized by Google

# DIE FAMILIE.

VON

Prof. LUDWIG GUMPLOWICZ (Graz).

„Die Familie ist die Grundlage eines geordneten Staatswesens", das ist sehr schön gesagt. Wir hörten die Worte unzählige Male. Mit ganz besonderer Emphase pflegen sie die Hammersteins zu wiederholen, sowohl die ertappten wie die nicht ertappten. Was sie im Munde der ertappten zu bedeuten hatten, das wissen wir schon. Was sie im Munde der nicht ertappten zu bedeuten hatten, das wissen wir noch nicht. Die Worte werden auch oft bona fide gesprochen und nachgesprochen. Ihr Sinn aber ist dunkel. Es ist nämlich eine Gleichung, die aus zwei Grössen besteht, die beide unbekannt sind. Denn was ist „Familie"? und was ist ein „geordnetes Staatswesen"? Die beiden Begriffe scheinen klar zu sein, sind es aber keineswegs. Wir wollen heute nur den ersten untersuchen, denn über Familie ist in den letzten Jahren unendlich viel geschrieben worden von Sociologen und Socialisten und je mehr sie schrieben desto dunkler wurde die Sache. Man schrieb über eine „Mutterfamilie", eine „Vaterfamilie", eine polygame, polyandre und monogame Familie; wir kennen in Europa eine Familie auf Grund einer unauflöslichen Ehe, das ist die katholische Familie, von der die guten Katholiken behaupten, nur sie sei die Grundlage eines wohlgeordneten Staates; wir kennen eine Familie mit in verschiedenem Grade trennbarer und auflösbarer Ehe bei Protestanten und Juden, bei der Civilehe der Franzosen aller Confessionen und neuestens bei den Ungarn. Socialisten verlangen eine „freie" Ehe für die „gleichberechtigte" Frau und Anarchisten gar eine „freie Liebe" für „alles was Menschenantlitz trägt". Sehr hohe Herren in Europa gestatteten sich manchmal den Luxus einer doppelten Familie, eine zur rechten und eine zur linken Hand. Kurz und gut: der Begriff „Familie" ist nichts weniger als klar und etwas „mehr Licht" hier zu schaffen dürfte nicht überflüssig sein.

* * *

Allerdings, als man die Augen schloss, brauchte man kein Licht. Das war lange, sehr lange in der deutschen Wissenschaft der Fall. Von den unzähligen deutschen Philosophen, Rechtsphilosophen, Historikern und Juristen, die über Familie und Familienrecht an den Univer-



Digitized by Google

sitäten docirten ist es keinem eingefallen, über den Begriff „Familie“ sich den Kopf zu zerbrechen. Den meisten von ihnen schwebte die römische Familie vor, die mit der Zeit etwas christianisirt wurde; sie träumten sich hinein in die unwiderlegbare „Natürlichkeit“ dieser Familie und niemand störte ihren Traum. Nicht im Lande „der Denker“ und Professoren, im Lande der Freiheit erstand der erste Ruhestörer. Der Baseler Professor Bachofen liess im Jahre 1860 seine bekannte Schrift „Das Mutterrecht“ erscheinen, in welchem er sich mit der hergebrachten Definition der Familie nicht begnügte, sondern die „ursprüngliche“ Form dieser Institution zum Gegenstande eingehender Untersuchung machte. Dabei entschlüpften ihm einige Aeusserungen über Wissenschaftlichkeit, welche den Rechtsphilosophen und Juristen seiner Zeit wohl als sehr ketzerisch erscheinen mussten. „Das wahrhaft wissenschaftliche Erkenntniss meint er besteht nicht nur in der Beantwortung der Frage nach dem Was? — Seine Vollendung erhält es erst dann, wenn es das Woher? zu entdecken vermag und damit das Wohin? zu verbinden weiss. Zum Verstehen wird das Wissen nur dann erhoben, wenn es Ursprung, Fortgang und Ende zu umfassen vermag.“ Man denke nur, welcher Umsturz der Familie drohte, wenn ein kühner Neuerer sich nicht mehr mit ihrer an den Universitäten herrschenden Definition begnügen, sondern auch ihr „Woher?“ und ihr „Wohin?“ ergründen wollte. Zunächst allerdings begnügte sich Bachofen mit der Frage „Woher?“ Auf diese gab er nun, gestützt auf philologische Forschungen, die bekannte überraschende Antwort, dass die „primitive Familie“ eine Mutterfamilie war, d. h. dass man sich in der Urzeit um die Erzeuger nicht kümmerte, und nur die Mütter die Häupter der „Familien“ waren.

Diese obschon wissenschaftlich wohl begründete Ansicht war so neu und ging so sehr wider den Strich der herrschenden Rechtsphilosophie, dass die deutschen Professoren zunächst mittelst stillschweigender Uebereinkunft beschlossen, diesen kecken Neuerer nach beliebter Methode todtzuschweigen. Das thaten sie mit seltener Einhelligkeit. In den bekanntesten und am meisten gebrauchten deutschen Rechtsphilosophieen, Naturrechts-Lehrbüchern, juristischen Encyclopädieen der ganzen 60er und der ersten 70er Jahre suchen wir vergebens nach dem Namen Bachofen oder nur nach einer Notiznahme seiner „Mutterrechts“theorie. Ahrens, der gewaltige Rechtsphilosoph, dessen Lehrbücher in zahlreichen Auflagen bis in die Mitte der 70er Jahre die deutschen und österreichischen Universitäten beherrschten, schweigt über ihn und lässt sich in seinem philosophischen Redeschwall über die Familie als dem „Ursitz der religiösen Cultur am ältesten Altare des Hauses“, der „ein Verein ist für gemeinsame religiöse Erbauung und Kräftigung“, „eine Quelle reichen Segens für die ganze Gesellschaft“ u. dergl.*), durch die neue Theorie nicht im mindesten stören.

Robert v. Mohl, der umfassende Rechtsgelehrte, dem sonst keine literarische Erscheinung entging, weiss in der 1872 erschienenen 2. Aufl. seiner juristischen Encyclopädie noch immer nichts von Bachofen und docirt ungestört durch die Mutterrechtstheorie ruhig weiter: die Familie sei „die erste, einfachste und nothwendigste der Verbindungen

*) Naturrecht oder Philosophie des Rechts 6. Aufl. 1871 2 II 229 und 231.

Digitized by Google

zu menschlichen Zwecken", wobei er selbstverständlich dem Leser den einzig gangbaren Begriff der bestehenden Vaterfamilie unterschiebt.

Auch Trendelenburg (in seinem „Naturrecht" 2. Aufl. 1868) ergeht sich ruhig in den üblichen philosophischen Phrasen ohne von Bachofen Notiz zu nehmen. Er erklärt die Familie, natürlich die noch heute bestehende, zugleich als „das ursprüngliche Ganze, in welchem sich sogleich Haupt und Glieder scheiden"; sie sei „die erste Quelle von Rechtsverhältnissen" — denn „Familien ergänzen sich zu Gemeinden, Gemeinden zu Staaten, Staaten zu Staatensystemen" (S. 194). So sei die Familie selbst „ein ursprüngliches, natürliches und sittliches Ganzes" (S. 276).

Und nun gar erst die Historiker, die in Adam und Eva die erste Familie sehen und gar keinen andern Begriff fassen können, als dass die Staaten aus den Familien hervorgingen so wie die vielen Familien aus der natürlichen Vermehrung der ersten Familie hervorgingen. Welche Naivität im Denken verräth in dieser Beziehung der „grosse" Historiker Sybel. „Die Macht des Vaters über seine Söhne, schreibt er, ruht allerdings auf einem natürlicheu Grunde und bedarf nicht erst der Anerkennung durch die Beherrscher (!); die Thatsache der physischen Erzeugung giebt dem Vater von vornherein über sein Kind die Herrschaft des Schöpfers über sein Geschöpf." *) Schon das römische Recht hätte ihn über seinen Irrthum belehren sollen; bei den Historikern aber ist alles „natürlich", was sie im heutigen Staate vorfinden, und dann diese tiefe Begründung der Herrschaft des Schöpfers über sein Geschöpf! Natürlich — Gott als Schöpfer ist ja Herr der Welt, das ist für einen Historiker ein genügend solides Fundament für seine Argumentationen. Das es von jeher und auch heutzutage sehr viele „Schöpfer" von Werken giebt, die über ihre Werke, trotzdem sie von ihnen geschaffen, nichts zu sagen haben, z. B. Lohnarbeiter, daran denkt der Historiker nicht. Die Analogie von Gott als Schöpfer und Herr genügt ihm. Und endlich diese schönen Parallelen, die sich bei einer solchen Betrachtungsweise ziehen lassen, sind ja für Historiker und Staatsrechtler unschätzbar, so z. B. Gott-Vater ist quasi unser König, daraus ergiebt sich auch, dass der König unser Landesvater ist; und da wir doch Gott unbedingten Gehorsam schuldig sind, so ist ja klar, dass wir auch dem König, unserem Landesvater, unbedingten Gehorsam schuldig sind. Man sieht, dass die Annahme der Vaterfamilie als ursprünglicher noch von Adam her datirender Institution und der Entstehung des Staates aus der Familie zu sehr nützlichen Folgerungen benützt und gut fruktificirt werden kann.**) Wie sollte man von solchen werthvollen Anschauungen sich trennen?

Wenn aber Roscher***) meint, dass es „für die uranfänglichen Zeiten der menschlichen Gesellschaft offenbar am nächsten liegen muss, dass man die Monarchie auf dem Wege der Familie entstehen lässt", so irrt er und überträgt eine uns durch tendenziöse Darstellungen geläufig gewordene Anschauung auf „uranfängliche" Zeiten, denen sie keineswegs am nächsten lag, da die uranfänglichen Zeiten eben eine

*) Königthum der Germanen S. 54.

**) Darauf hat sich schon der alte Homer verstanden, was Aristoteles in seiner Politik (I 5) hervorhebt, denn er nennt Zeus den Vater der Menschen, „um ihn dadurch als den König von ihnen allen zu bezeichnen."

***) Politik 1892 S. 18.



Digitized by Google

Vaterfamilie nicht kannten, daher auch die Monarchie aus einer solchen nicht ableiten konnten. Nur zur Stütze der Monarchie hat man in spätern Zeiten dieselbe als aus der Familie hervorgegangen dargestellt, da man vor einer Darstellung des wirklichen Herganges ihrer Entstehung eine ganz unwissenschaftliche Scheu hegte. So kam es denn, dass man Bachofen, der zum ersten Male jene „Urzelle des Staates", die Vaterfamilie, für die älteste Zeit leugnete, als unbequemen Widersacher ignorirte, und da den ersten Coryphäen der deutschen Universitäten darin das Heer der minores gentium folgte, so wäre es bald gelungen, Bachofen in Deutschland todtzuschweigen, wenn er nicht unglücklicherweise (für die deutsche Rechtsphilosophie) unter seinen schweizer Schülern auch einen französischen Schweizer — Giraud-Teulon gehabt hätte, der das von Rechtsphilosophen in Deutschland so peinlich gehütete Geheimniss der Bachofen'schen Theorie auf französisch — also der ganzen Welt — ausplauderte. Giraud-Teulon liess zuerst im Jahre 1867 in Paris sein Buch „La mère chez certains peuples de l'antiquité" und sodann im Jahre 1884 sein Buch „Les origines du Mariage et de la Famille" erscheinen und widmete letzteres „à Mr le Dr Bachofen de Bale auteur du Mutterrecht". Jetzt war's verrathen; die jahrzehntelange Todtschweigerei der deutschen Professoren hat nichts geholfen. Giraud-Teulon hebt das Verdienst Bachofen's hervor, der in seinen „bedeutenden Werken der Wissenschaft eine bisher unbekannte Bahn eröffnete und bezüglich der Familie ein von ihm nie geahntes Problem enthüllte." Auf dieser von Bachofen eröffneten Bahn nun schreitet Giraud-Teulon rüstig vorwärts, indem er zur weiteren Begründung der Bachofen'schen Ansicht von einer in der Urzeit überall herrschenden „Mutterfamilie" ein reichhaltiges Material aus dem Leben der Naturvölker beibringt (während Bachofen sich meist auf Stellen aus Schriftstellern des klassischen Alterthums beschränkte).

Das wirkte. Mac Lennan in England begann in der „Fortnightly Review" 1877 seine einschlägigen Studien zu veröffentlichen, in denen er Bachofen's Theorie beitrat; sein Landsmann Lubbock folgte ihm in den 80er Jahren und nun mussten auch die Deutschen, Professoren und Nichtprofessoren, sich mit diesen unerhörten Theorien bekannt machen — insbesondere da für die Popularisirung der neuen Theorien in Deutschland der wackere Hellwald sorgte.*) Jetzt allerdings ergoss sich ein breiter Strom von Gelehrsamkeit über die Frage des „Mutterrechts" und der ursprünglichen Ehe und Familienorganisation. Der unermüdliche Sammler Post, der vielseitige Professor Kohler, der unerschöpfliche Bastian, der allzufrüh verstorbene Krakauer Professor Dargun, der Prähistoriker Kulischer und viele viele andere trugen theils Bausteine herbei, theils sichteten sie das Material nach gewissen Gesichtspunkten. Auf all dies Material gestützt wagten es endlich zwei nordische Gelehrte, der dänische Professor Starcke (1888) und der finnländische Professor Westermark (1893) umfangreiche systematische Werke über die „primitive Familie" und „Geschichte der menschlichen Ehe" zu verfassen; zu ihnen gesellt sich noch der Russe Kowalewsky.**)

* * *

*) Hellwald: Die menschliche Familie 1889.

**) Tableau des origines et de l'evolution de la Famille. Paris 1890.

Digitized by Google

Wenn wir aber an diese ganze grosse und reichhaltige Literatur über die Entwickelung der menschlichen Familie, angesichts deren Thatsachenfülle wir von einem Schwindel erfasst werden, herantreten und Auskunft verlangen über die eine Frage: wie entstand die Vaterfamilie? so finden wir darauf keine Antwort. Sie alle die Sammler und Gelehrten, die Rechtshistoriker und Ethnologen, sie haben auf diese Frage nur eine Antwort: einst existirte nur die Mutterfamilie; aus ihr entwickelte sich allmählig die Vaterfamilie. „Entwickelte sich allmählig" — ist das eine Erklärung? Was besagt diese Antwort anders als: einst gab es eine Mutterfamilie, heute giebt es eine Vaterfamilie, wie es kam das wissen wir nicht! — Wenn die Worte „es entwickelte sich allmählig" eine Erklärung wären, dann liesse sich allerdings alles in der Welt leicht erklären; alle Fragen nach der Entstehung des Staates, der Monarchie, der Ständeordnung, sie alle wären gelöst: „es entwickelte sich allmählig!" Die Sociologie darf sich mit einer solchen Ausflucht nicht abspeisen lassen: die Sociologie fragt wie und auf welche Weise, aus welchen Ursachen und unter welchen Umständen erfolgte die grosse Umwälzung; was war der unmittelbare Anstoss zu dieser gewaltigsten aller socialen Revolutionen? Wenn wir in der ganzen oben erwähnten Literatur auf diese Frage keine Antwort finden, so rührt das daher, dass sich diese Schriftsteller über den eigentlichen Werdeprozess des Staates nicht klar sind, dass sie sich meist auch bezüglich der Entstehung des Staates mit jener allgemeinen nichtssagenden Phrase „er entwickelte sich allmählig" begnügen. Nun hängt aber der Uebergang aus der Mutter- zur Vaterfamilie, die Begründung dieser letzteren, mit der Begründung des Staates enge zusammen und man kann über die erstere zu keiner richtigen Erkenntniss kommen, wenn man sich über die letztere nicht klar geworden ist. Nur in diesem Zusammenhange mit der Entstehung des Staates, den die Rechtshistoriker (auch die „vergleichenden") beharrlich ausser Acht lassen, kann der Uebergang von der Mutter- zur Vaterfamilie begriffen werden.

Um es hier zunächst nur schematisch darzustellen, verhielt sich die Sache folgendermassen. In der vorstaatlichen Horde finden wir Mutterfamilie, weil bei der mehr oder weniger herrschenden Promiscuität der verwandtschaftliche Zusammenhang zwischen Vater und Kind nicht sichtbar und nicht offenkundig ist. Sobald aber eine kriegerische Horde eine friedliche, ackerbautreibende Bevölkerung unterjocht, deren Siedlungsterrain als „Eigenthum" in Anspruch nimmt, die Besiegten zu Sklaven macht und für sich arbeiten lässt, dann muss sie im Selbsterhaltungsinteresse darauf bedacht sein, eine solche Organisation zu schaffen, um ihre Herrschaft über Land und Leute aufrecht zu erhalten.*) Dieses kann gar nicht anders geschehen als durch eine Auftheilung des eroberten Landes mitsammt der auf demselben ansässigen Bevölkerung unter die Sieger, die nun „Herren" werden. Jeder einzelne „Herr" also erhält einen entsprechenden Theil des eroberten Landes mit den auf demselben ansässigen Leuten zu eigen, um diesen Theil des neugegründeten „Staates" zu beherrschen; dieser Theil des Ganzen bildet seine „Familia". Es ist nicht sichergestellt, welche Bedeutung ursprünglich die Wurzel dieses Wortes hatte: doch wird es wahr-

*) Vergl. Gumplowicz, Soziologische Staatsidee. Graz 1892.

Digitized by Google

scheinlich dieselbe Wurzel gewesen sein, die auch dem Worte „famulus“ zu Grunde liegt und so viel wie Dienerschaft, Unterthanschaft bedeutet hat.*) Dass aber der mit diesem Vorgang gleichzeitig aufkommende Ausdruck „pater“ nicht die Bedeutung des „Erzeugers“ haben konnte, das dürfte schon daraus zu erklären sein, dass er ursprünglich nur in Verbindung mit dem Worte „Familia“ gebraucht wurde; wenn der einzelne Vorsteher einer Familie „pater familias“ heisst, so ist doch klar, dass damit nicht der „Erzeuger“ der Familie sondern der „Herr einer Familie,“ d. h. der Herrscher über den ihm zugefallenen Theil des Staates gemeint ist. Diese Annahme wird ja unterstützt durch den weiteren Umstand, dass im römischen Recht die blosse Thatsache der Vaterschaft keinerlei familienrechtliche Bedeutung oder Wirkung hat. Denn nicht der Erzeuger, sondern der „quem justae nuptiae demonstrant“ ist Vater; der Sklave aber, der kein pater familias ist, ist auch nicht Vater seiner Kinder; er erzeugt solche für den pater familias.**) Kurz und gut, die „Vaterfamilie ist eine staatliche Einrichtung für staatliche Zwecke; eine Maassregel zum Zweck der Aufrechthaltung der Herrschaft der „Herren“ über Land und Leute. Und ebenso wie die Thatsache der Landnahme seitens der Sieger zunächst das erste collective „Eigenthum“ der Sieger begründet; wie die Auftheilung des eroberten Landes unter die „patres“ das erste Sondereigenthum und zugleich, indem ihnen auch die „familia“ zugesprochen wurde, das Institut der Familie schafft: ebenso erfolgt in derselben Absicht die Herrschaft dauernd, auch über das gegenwärtige Geschlecht hinaus, in der Classe der Eroberer festzuhalten das Institut der Erbfolge und des Erbrechts, d. h. jener Einrichtung, wonach dem pater familias in seiner Theilherrschaft im Staate derjenige folgt, den er dazu bestimmt oder der ihn repräsentirt, jedenfalls aber ein Angehöriger der herrschenden Klasse. — Eigenthum, Hausgewalt und Erbfolge sind die drei Maassregeln, welche die „Herren“ ergreifen müssen, wenn sie sich in der über Land und Leute errungenen Herrschaft erhalten wollen. So entstand die Vaterfamilie. Nicht also in „allmählicher Entwickelung“ aus der Mutterfamilie, sondern durch Dazwischenkunft der Staatsgründung als einer die Erhaltung der Herrschaft der Sieger über die Besiegten und das Land sichernde Institution.

* * *

Dass sich die Familie später verallgemeinerte, dass sie aus einer eminent staatsrechtlichen Institution eine „allgemein bürgerliche“ wurde, das war eben die natürliche Folge der sozialen Entwicklung der staatlichen Gemeinschaft, das war die Folge des Emanzipationskampfes der unteren Stände, wie das in der Entwicklung des römischen Familienrechtes paradigmatisch zur Anschauung kommt. Hatte doch noch im christlichen Europa bis in unser Jahrhundert hinein der Grundholde keineswegs alle „Vaterrechte“ über seine Kinder, sondern viele dieser Rechte, wie z. B. künftige Berufsbestimmung und dergl. übte der Grundherr, der in etwas abgeschwächter Form noch immer eine Art „pater familias“ seiner „Hintersassen“ war. Ja! noch

*) Die Ableitung von „domus“, an der Ihering festhält, ist von den neuesten Linguisten widerlegt.

**) Vergl. Lippert, Gesch. d. Familie. S. 97 ff.

Digitized by Google

bis heutzutage blieb die Familie, trotzdem sie sich verallgemeinerte, trotzdem sie aus der Sphäre des Staatsrechts in die des „allgemeinen bürgerlichen" Rechts herabstieg, insofern sie durch das in ihr enthaltene Erbrecht den besitzenden Klassen ihre Herrschaft sichert, ihrem ursprünglichen Charakter als „Grundlage des Staates" getreu. Die Schlauheit aber derjenigen, welche jede Diskussion über die Familie als „heilige und unantastbare Grundlage" des Staates hintanhalten wollen, besteht darin, dass sie vorgeben, dadurch die „fromme Sitte und Gottesfurcht", die Monogamie, Reinheit der Ehe, trautes Familienleben und ähnliche schöne Sachen zu schützen: während sie damit thatsächlich ganz andere Dinge, wie z. B. Familienbesitz, Fideikommisse, Majorate, Erstgeburtsrechte und dergl. nützliche Sachen schützen. Denn das, was an der Familie gutes und schönes ist, das braucht nicht den Schutz eines Umsturzgesetzes, das braucht keine, auch die freieste Diskussion nicht, zu scheuen; nur das die Familie noch vielfach durchsetzende staatliche (und kirchliche) Element scheut die freie Diskussion, weil es all und jede Entwicklung scheut. Diese aber hat bisher das moralische und sittliche Element in der Familie immer nur gekräftigt und geläutert und wird auch in der Zukunft an der Familie nur diesen Läuterungsprozess vollziehen. Man denke nur einmal zurück an die römische Familie oder überhaupt an die Familien früherer Jahrhunderte; an die rechtliche Stellung der Kinder; an die untergeordnete, familien- und vermögensrechtliche Stellung der Frau. Wem verdanken wir die Veredlung und moralische Hebung dieser Verhältnisse? Der Entwicklung; und diese sollte nun mit dem Schluss des 19. Jahrhunderts ein für allemal aufhören, weils den „Herren" da oben nicht gefällt, weil sie die Diskussion über dieses Thema fürchten, da sie besorgen, dass diese Diskussion auch manches staatsrechtliche und kirchliche Element in der Familie tangiren könnte?

O! da irren die Herren gewaltig! was da unten rumort in den Tiefen des Volkes, was in tausend jungen Brauseköpfen lodert, das ist nicht „gemacht" durch „gottlose" Verführer. Dort unten tief und durch tausend Feuerseelen aufflackernd wälzt sich der glühende Lavastrom der Wahrheit und er wird einst zu Tage kommen. Den werden sie nicht verkleistern mit ihren Umsturz-Gesetz-Motiven. Wie hat es denn da nur geheissen?

„ . . . der Entwurf (des Umsturzgesetzes) hat durchweg den Begriff des gewaltsamen Umsturzes der bestehenden Staatsordnung verwendet. Im Sinne des Entwurfes gehören zur Staatsordnung nicht nur die eigentlichen Verfassungseinrichtungen, sondern auch die gesellschaftlichen Grundlagen des staatlichen Verbandes . . . vor allem die Familie und das Eigenthum . . ." Da haben wir's ja! Aber gerade deswegen, weil die Familie zu diesen Grundlagen gehört, steht auch sie im Strome der sozialen Entwicklung, ganz ebenso wie der Staat — und wird sich ebenso wenig wie dieser letztere, ein „autoritäres" sta et ne moveare zurufen lassen. Oder soll sie vielleicht dem Volke noch imponiren, diese „unantastbare, heilige Institution", für welche die Kreuzzeitungsmänner schwärmen? Diese Hammersteinische Familie mit der Flora Gass im Hintergrunde? Schöne Maske, wir kennen Dich! Du „Grundlage eines geordneten Staatswesens", ganz ebenso wie das Hammersteinische „Eigenthum" — diese Umsturz-Gesetz-Begründungs-Phrasen verfangen nicht mehr. Diese

Digitized by Google

„Familie“ und dieses „Eigenthum“: sie riechen beide nach Paschawirthschaft. Die bürgerliche Familie aber wird sich ruhig und vernunftgemäss fortentwickeln; sie wird gerade deswegen, weil sie ein integrirender Bestandtheil des Staates ist, und weil auch der Staat nicht stehen bleiben kann bei der Willkürherrschaft, sondern unabwendbar zu immer grösserer, bürgerlicher Freiheit sich entwickeln muss, sich fortentwickeln zu freieren Formen, zu einer freieren Form der Ehe sowohl, wie der Stellung der Frau und der Kinder und zwar ohne Unterschied der ehelichen und der unehelichen, welcher Unterschied auch schon ein Anachronismus ist.

Die Ehe z. B. muss nicht immerdar einer Löwenhöhle gleichen, in welche alle Spuren nur hineinführen, aus der aber nur — kirchlicher oder staatlicher Dispens hinausführen. Warum denn dieser Zwang der obendrein gegebenenfalls nur den Plebejer drückt, da die Herren und Damen „vom Stande“ alle Dispensen leichter erhalten? Warum sollte die Ehe nicht eine freiere Vertragsform ertragen und ebenso, wie sie frei geschlossen wird, auch — unbeschadet der Interessen dritter Personen, also eventuell der Kinder frei gelöst werden können? Warum sollten zwei Personen, die auseinander gehn wollen, erst den Herrn Richter um die Erlaubniss dazu bitten müssen? „Eine Ehe kann nur durch gerichtliches Urtheil geschieden werden“ so lautet der § 1459 des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuchs, mit dem das ganze Deutsche Reich beglückt werden soll. Das Gericht aber kann auf die Scheidung „nur aus den in den §§ 1460—1464 bestimmten Gründen“ erkennen. Und was enthalten diese unseligen vier §§? Die ärgsten Schandthaten, die nicht nur Ehegatten, sondern Menschen gegen einander begehen können (nach dem Leben trachten und dergl. Liebenswürdigkeiten). So lange sie also solche Schandthaten, wie sie diese §§ verlangen, gegen einander nicht verübt haben, giebt es für zwei Eheleute kein Entrinnen aus einer Ehe, die ihnen beiderseits nicht behagt und die sie einverständlich gern lösen möchten, wozu sie ja tausend andere vernünftige Gründe haben können? Oder soll keine Scheidung eintreten können, so lange der Herr Richter ein schnödes Betragen des einen Theiles nicht als ein „ehrloses und unsittliches Verhalten“ anerkennt? wobei es natürlich nicht ausgeschlossen ist, dass der Richter nach subjektivem Ermessen und nach Umständen den Begriff „ehrlos“ nach der gesellschaftlichen Stufenleiter abmessen und eine „Standesperson“ schon als „ehrlos“ handelnd anerkennen wird, wenn sie in einem Café chantant auftritt, was er natürlich bei der Frau eines Kleinbürgers oder Arbeiters als gar nicht choquirend finden wird. Soll die Ehe wirklich für immerdar eine Zwangsinstitution bleiben, dem freien Uebereinkommen der Eheleute entzogen, unter Umständen also eine Marterkammer, von deren Pforte der Staat die Schlüssel abzieht, um sie nur nach seinem Belieben herauszugeben? Und warum das alles? Wo sind die vernünftigen Gründe? Weil sonst „Zucht und fromme Sitte“ leiden könnten, sagen die Kreuzzeitungsmänner.

Und auch die andern höchst „moralischen“ und sehr klugen Bestimmungen des „Entwurfs zweiter Lesung“ über Familienverhältnisse, z. B. dass „der Vater des unehelichen Kindes verpflichtet ist, dem Kinde bis zum 16. Lebensjahre (!) den der Lebensstellung der Mutter (!) entsprechenden Unterhalt zu gewähren,“ sollen Gesetz und als solches womöglich durch ein Umsturzgesetz geschützt werden.

Digitized by Google

O! wie diese Bestimmung schlau ist. Sie will offenbar den reichen Kavalier, der sich herabliess, der Vater des Kindes eines armen Mädchens zu werden, nicht zu viel „blechen" lassen; nicht nach seinem Stande, nur nach dem Stande der Mutter soll er den Unterhalt gewähren und nur bis zum 16. Lebensjahre! Und solche auf versündfluthliche Anschauungen beruhende Bestimmungen des „Entwurfes zweiter Lesung" sollen Gesetz werden; sollen dann als „Grundlage eines wohlgeordneten Staatswesens", wie die „Umsturz-Begründung" sagt, vor allen rednerischen Angriffen der bösen „Umstürzler" und Anarchisten mittelst Maulkorb-Gesetzes geschützt werden? Die Herren machen die Rechnung ohne Wirth. Dieser Wirth ist hier die soziale Entwicklung und diese wird uns eine ganz andere Rechnung präsentiren, in welcher die Freiheit des Individuums ganz anders sichergestellt sein wird. Nicht in der Richtung der Entwicklung, dass der Staat sich immer mehr in die Privatangelegenheiten des Einzelnen mische, sondern im Gegentheil in der Richtung der immer entschiedeneren Beseitigung der Intervention des Staates, also auch des Richters in die Privatangelegenheiten des Staatsbürgers. Der staatsanwaltschaftliche und richterliche Schutz sind schlechte Garantien der Moralität der Ehe und Familie: diese werden desto moralischer sein, je weniger sie „Grundlagen des geordneten Staatswesens" zu sein bestimmt sein werden.

* * *

Sollen wir nun aber im Einzelnen angeben, wie denn anders als heutzutage oder im „Entwurfe" die Familie der Zukunft sich gestalten wird? Das wäre eine Vermessenheit. Die Prophetengabe Bebels besitzen wir nicht. Wie sich die Familie in der Zukunft entwickeln wird, das wird von der Entwicklung des Staates abhängen. Da aber diese auf Grund klarer und wahrnehmbarer Gesetze dem Individuum eine immer grössere Sphäre freien Waltens einräumen und seine engherzige Bevormundung auf Schritt und Tritt und gar in einseitigem Interesse herrschender Klassen beseitigt werden muss, so wird Familie und Ehe voll und ganz der Sphäre der individuellen Freiheit anheimfallen.

„Das ist ja der reine Anarchismus!" Schon möglich, aber derjenige, den die deutsche Philosophie seit Fichte verkündete und den neuerdings Herbert Spencer in seiner Schrift „Man versus State" als den höchsten Fortschritt der Zukunft feiert — ja! Herbert Spencer, derselbe, dem sie jüngstens von Berlin aus den Orden „pour le mérite" antrugen. Bei Fichte allerdings, da lautete die Lehre von der Beseitigung der Allmacht des Staates noch sehr schüchtern und philosophisch verschleiert: „Der Staat, meint er, als blosses Regiment des in gewöhnlichem friedlichem Gange fortschreitenden menschlichen Lebens" sei „nichts Erstes für den höheren Zweck der ewig gleichmässig fortgehenden Ausbildung des rein Menschlichen". Nicht wahr? diesem Satz merkt man seine Gefahr nicht an? Das eben ist ja die Kunst der deutschen Philosophie. In diesem Satze aber liegt ein Keimplasma, das sich allmählig zur Theorie entwickelt, dass die allseitige Entfaltung der Individualität der Zweck des Staates sei, dieser letztere aber nur ein mittlerweile zu duldendes Mittel zu diesem Zwecke sei. Und einer der Fichte-Hegel'schen Epigonen, Lorenz

Digitized by Google

Stein, hat es jahrzehntelang seinen tausend und aber tausenden Hörern in Wien vom Katheder wiederholt, dass „der Staat dahin streben müsse, sich selbst überflüssig zu machen". In allen Tonarten wiederholte es die deutsche Philosophie, „der Staat sei nur ein nothwendiges Uebel, das Individuum aber sei der höchste Zweck aller Staatsentwicklung" und diese philosophische Erkenntniss pries man als die höchste Errungenschaft des „individualistischen germanischen Geistes."

Herbert Spencer aber gab dieser deutschen philosophischen Erkenntniss einen klaren Ausdruck; das konnte er sich erlauben, da er kein deutscher Professor ist und in England die Polizei ihm nicht über die Axel guckt, wenn er beim Schreibtisch sitzt. Er spricht es daher offen aus (in der obenerwähnten Schrift), dass die Beseitigung der Staatsallmacht, die „Annihilirung" des Einflusses des Staates auf all und jede Privatangelegenheit, die Aufhebung der durch allerhand Reglementationen sich offenbarenden Staatsbevormundung und die Befreiung des Individuums von dem Drucke des Staates das Ziel der socialen Entwicklung ist. So Unrecht haben sie also nicht die Elisé Reclus, die Krapotkins und die Bruno Wille's, wenn sie Herbert Spencer zu den ihrigen zählen. Ja! er ist es; von Fichte bis Spencer, von Spencer bis zum „Berliner Anarchismus" zieht sich eine logische Kette, in der ein Glied fest eingeschmiedet ist ins andere. Wir haben nicht zu untersuchen, ob er Recht oder Unrecht habe, aber im Lichte der Spencer'schen Philosophie müssen Bestimmungen wie die oben erwähnten des „Entwurfes zweiter Lesung", wonach der Herr Richter darüber erkennen soll ob ein Ehepaar genügenden Grund hat auseinanderzugehen oder nicht, als Monstruositäten eines barbarischen Jahrhunderts und solche Maulkorbbestrebungen, wie sie in den „Umsturz-Motiven" hervortreten, um jede freie Meinungsäusserung über die Familie zu unterdrücken und mit Kerker zu bestrafen, als ein beklagenswerther Rückfall in den „militärischen Typus" des Staates, als ein „socialer Atavismus" ärgster Sorte erscheinen.

# DER UNSCHULDIGE.

VON

GABRIELE D'ANNUNZIO.

(Schluss.)

## XXIV.

Kaum war ich in Rom angekommen, bereute ich auch schon dorthin gereist zu sein. Ich fand die Stadt glühend, schwelend heiss, fast ganz verödet, und das flösste mir Furcht ein. Im Hause war es still, wie im Grabe, und all die mir bekannten Dinge, sahen mir fremd aus; und auch das flösste mir Furcht ein. Ich hatte ein Gefühl der Einsamkeit, der trostlosen Einsamkeit; aber ich suchte keine Freunde auf; ich wollte mich keiner Freunde erinneren, keine Freunde sehen. Einzig und allein auf einen Menschen machte ich Jagd, gegen den mich ein unversöhnlicher Hass trieb: ich war auf der Jagd nach

Digitized by Google

Philippo Arborio. Ich hoffte ihm möglichst bald an irgend einem öffentlichen Ort zu begegnen. Ich ging in das Wirtshaus, das er aufzusuchen pflegte. Ich wartete dort einen ganzen Abend auf ihn und überlegte mir, auf welche Weise ich ihn provocieren könnte. Der Schritt jedes Neuankommenden versetzte mich in Aufregung. Aber er erschien nicht. Ich befragte die Kellner. Sie hatten ihn seit langer Zeit nicht gesehen.

Ich begab mich auf den Fechtboden. Der Saal war leer und in ein grünliches Dunkel getaucht, das von den geschlossenen Jalousien herrührte, und ein eigentümlicher Geruch, wie er durch das Befeuchten des hölzernen Fussbodens entsteht, erfüllte den Raum. Der Fechtmeister, den seine Schüler verlassen hatten, empfing mich mit ausserordentlicher Liebenswürdigkeit. Aufmerksam folgte ich den ausführlichen Berichten über die Siege der letzten Wettkämpfe. Dann erkundigte ich mich nach einigen Freunden, die eifrige Besucher des Fechtbodens waren, und schliesslich fragte ich nach Philippo Arborio.

— Er ist seit vier oder fünf Monaten nicht mehr in Rom — antwortete mir der Fechtmeister. — Ich habe gehört, dass er erkrankt sei, ein schweres Nervenleiden, und dass er sich schwerlich wieder erholen wird. Der Graf Califfa erzählte es. Aber ich weiss nichts genaueres.

— Er war, in der That, sehr erschöpft — fuhr er fort. — Bei mir hat er nur wenige Lektionen genommen. Er hatte Furcht vor dem Degenstoss; er mochte die Spitze nicht vor den Augen sehen . . . .

— Ist Califfa noch in Rom? — fragte ich ihn.

— Nein, er ist in Rimini.

Nach einigen Minuten verabschiedete ich mich. Die unerwartete Nachricht, hatte mich wie ein Schlag getroffen. „Wenn es doch wahr wäre"! dachte ich bei mir. Und ich hoffte, dass es sich nun um eine jener schrecklichen Krankheiten des Rückenmarks oder um eine Gehirnerweichung handelte, die den Menschen zum Tier herabwürdigen, die zum Blödsinn führen, zu der traurigsten Form der Verrücktheit, und schliesslich zum Tode. Die Kenntnis, die ich aus wissenschaftlichen Büchern geschöpft, die Erinnerung die ich an einen Besuch im Irrenhause behalten, die deutlicheren Eindrücke, die mir von einem besonderen Fall eines meiner Freunde, des armen Julius Spinelli geblieben waren, kehrten jetzt alle in mein Gedächtnis zurück. Und ich sah wieder den armen Spinelli vor mir, wie er auf dem grossen Lehnstuhl von rotem Leder sass, sein aschfahles Gesicht mit starren Zügen, mit offenem Munde voller Speichel und einem unverständlichen Lallen. Und ich sah wieder die Bewegung, mit der er unaufhörlich den Speichel, der ihm aus dem Munde floss, mit dem Taschentuch entfernte. Und ich sah wieder die blonde, abgezehrte, schmerzerfüllte Gestalt der Schwester, die dem Kranken, wie einem Kinde, die Serviette unter dem Kinn band und ihm mit einer Schlundsonde die Nahrung in den Magen führte, die er nicht mehr schlucken konnte. Ich dachte bei mir: Ich kann nur dabei gewinnen. Denn, wenn ich ein Duell mit einem so berühmten Gegner hätte, wenn ich ihn schwer verwundete, ihn tödtete, so könnte diese Thatsache kaum geheim bleiben; sie würde in Aller Munde sein, alle Zeitungen würden sie verbreiten und kommentiren. Und die wahre Ursache des Duells könnte auch an's Tageslicht kommen. Statt dessen überhebt mich diese von der Vorsehung geschickte Krankheit jeder Gefahr, jeden Verdrusses und verhindert jedes Geschwätz. Ich darf gern auf eine blutdürstige Rache, auf eine Züchtigung, von meiner Hand verzichten, (bin ich denn des Ausgangs so sicher?) wenn ich den Mann, den ich verabscheue, von Krankheit gelähmt, ohnmächtig weiss. Aber wird die Nachricht sich auch bestätigen? Und wie, wenn es sich nur um eine vorübergehende Störung handelte? Mir kam ein guter Gedanke. Ich sprang in einen Wagen und liess mich zu der Buchhandlung des Verlegers fahren. Auf dem Wege dorthin stellte ich mir (mit dem aufrichtigem Wunsche, dass es so sein möge) die beiden für einen Schriftsteller, für einen Künstler der Sprache, für einen Stilisten,

Digitized by Google

schrecklichsten Formen der Geistesstörung vor: — Lähmung der Sprech- und Schreibnerven.

Und in einer gespenstischen Vision erkannte ich die Symptome.

Ich trat in den Buchladen ein. Im ersten Augenblick konnte ich, noch geblendet von dem Licht von draussen, nichts unterscheiden. Ich hörte eine näselnde Stimme, mit fremdem Accent, die mich fragte:

— Der Herr wünscht? . . . .

Ich bemerkte hinter dem Ladentisch einen Mann von unbestimmtem Alter, weissblond, hager, von fader Gesichtsfarbe, eine Art Albino; ich wandte mich an ihn und nannte ihm die Titel einiger Bücher; einige kaufte ich und fragte dann nach dem neusten Roman von Philippo Arborio. Der Albino reichte mir „Das Geheimnis." Ich spielte mich nun als leidenschaftlichen Bewunderer des Dichters auf.

— Ist dies sein letztes Buch?

— Jawohl, mein Herr. Seit einigen Monaten hat unser Haus zwar ein neues Buch von ihm angekündigt. — Turris eburnea!

— Ah, Turris eburnea!

Mein Herz stand still.

— Aber ich fürchte, wir werden es nicht mehr herausgeben können.

— Und warum nicht?

— Der Dichter ist sehr krank.

— Krank? Und woran leidet er?

— An einer progressiven Lähmung des Rückenmarks — erwiderte der Albino, in dem er die drei schrecklichen Worte besonders hervorhob mit einer gewissen Affektation, ob seiner Gelehrsamkeit.

„Aha, Julius Spinelli's Krankheit!"

— Es ist also ein schwerer Fall.

— Sehr schwer — meinte der Albino. — Sie wissen, dass es bei dieser Lähmung keinen Stillstand giebt.

— Aber jetzt ist die Krankheit noch im ersten Stadium?

— Im ersten Stadium, ja; aber über die Natur des Leidens waltet kein Zweifel mehr. Das letzte Mal, als er hier war, hörte ich ihn sprechen. Schon damals verursachten ihm einige Worte Schwierigkeiten.

— Ah, Sie haben ihn selbst hier sprechen hören?

— Ja wohl, mein Herr. Er hatte schon eine schwere Zunge, und einige Worte kamen nur undeutlich heraus . . .

Ich stachelte den Ehrgeiz des Albino an durch das ausserordentliche Interesse, ja fast die Bewunderung, mit der ich seine Antworten entgegennahm. Ich glaube, am liebsten hätte er mir die Consonanten genannt, über die die Zunge des berühmten Dichters gestolpert war.

— Und wo hält er sich jetzt auf?

— Er ist in Neapel. Er braucht dort auf Wunsch der Aerzte eine elektrische Kur.

— Ah, eine elektrische Kur! wiederholte ich, in harmlosem Staunen wie ein Mensch, der derartiges noch nie gehört hat, in der Absicht der Eitelkeit des Albino zu schmeicheln und die Unterhaltung in die Länge zu ziehen. Und in der That, wehte in diesem Buchladen, der lang und schmal, wie ein Corridor war, eine angenehme, frische Luft, geeignet zum plaudern. Das Licht war gedämpft.

Ein Kommis war auf seinem Stuhle friedlich eingeschlafen, der Kopf war ihm auf die Brust gesunken und er ruhte im Schatten eines Globus. Niemand störte uns. Der Buchhändler hatte etwas Lächerliches an sich, das mich amüsirte, in seiner faden Blondheit, mit dem Munde eines Nagetieres und der näselnden Stimme. Und es war so angenehm in dieser Ruhe der Bibliothek mit solcher Sicherheit von der unheilbaren Krankheit des verhassten Menschen sprechen zu hören.

— Die Aerzte hoffen also ihn zu retten, — sagte ich, um den Albino noch mehr anzuspornen.

Digitized by Google

— Ausgeschlossen.

— Wir müssen schon zum Besten der Dichtkunst hoffen . . .

— Es ist ausgeschlossen.

— Aber ich glaube, dass bei der progressiven Paralyse doch Fälle von Heilungen vorkommen.

— Nein, mein Herr, ganz gewiss nicht. Er kann noch zwei, drei, vier Jahre leben; aber geheilt werden, nein.

— Und ich glaube dennoch. . . .

Ich weiss nicht, warum mir so leicht ums Herz war, woher mir der Mut kam meinen Berichterstatter zum besten zu halten und das eigentümliche Wohlbehagen, das mich bei der Befriedigung meiner grausamen Gelüste erfüllte. Thatsache ist, dass ich ein Wohlgefallen dabei empfand. Und der Albino, durch meinen Widerspruch gereizt, stieg, ohne weiteres zu erwidern, auf eine kleine hölzerne Leiter, die er gegen ein hohes Büchergestell gelehnt hatte. In seiner Gelenkigkeit glich er einer jener herumvagabondirenden Katzen, die abgezehrt und mit zerschundenem Fell über den Dachtraufen hängen. Als er hinaufstieg, stiess er mit dem Kopf an ein Band, das von einem Ende der Bibliothek zum anderen gezogen war und den Fliegen, als Ruhestätte diente. Eine ganze Wolke von Fliegen umkreiste sein Haupt mit wildem Gesumme. Er stieg mit einem Band in der Hand wieder herunter: Die Autorität, die sich zu gunsten des Todes aussprach. Und die unvermeidlichen Fliegen kamen mit ihm herunter.

Er zeigte mir das Titelblatt. Es war eine medicinische Abhandlung über Spezial-Pathologie.

— Jetzt werden Sie hören.

Er blätterte in den Seiten. Da das Buch nicht aufgeschnitten war, trennte er einige Seiten mit dem Finger auseinander; und indem er seine weisslichen Augen zusammenkniff, las er aus dem Buch: „Die Prognose der progressiven Paralyse des Rückenmarks ist eine ungünstige . . . .“ und fügte dann hinzu:

— Sind Sie nun überzeugt?

— Ja. Aber es ist traurig. Eine so ungewöhnliche Begabung.

Die Fliegen wollten sich nicht beruhigen. Ihr Summen irritirte die Nerven. Sie setzten sich auf mich, auf den Albino, auf den Kommis, der im Schatten des Erdglobus schlief.

— Wie alt war er? — fragte ich und verwechselte unwillkürlich die Zeitform, als spräche ich von einem Verstorbenen.

— Wer, mein Herr?

— Philippo Arborio.

— Ich glaube, fünf und dreissig Jahr.

— So jung!

Mich wandelte eine seltsame Lust zu lachen an, eine kindische Lust dem Albino ins Gesicht zu lachen und ihn verblüfft stehen zu lassen. Es war eine ganz eigentümliche, noch nie empfundene Erregung, etwas krampfhaftes, unbeschreibbares. Der Kitzel glich jener seltsamen unbezähmbaren Heiterkeit, wie sie uns zuweilen bei überraschenden Wendungen in einem unzusammenhängenden Traum überfällt. Die Abhandlung lag noch aufgeschlagen auf dem Ladentisch; ich beugte mich, um eine Vignette genauer anzusehen: ein menschliches Gesicht, das durch eine schreckliche und groteske Verzerrung entstellt war: „Linksseitige Gesichtshemitrophie“. Und ohne Aufhören summten und summten die unvermeidlichen Fliegen.

Ich hegte noch eine Besorgnis, und fragte:

— Das Manuskript für den „Turris eburnea“ hat der Verleger noch nicht erhalten?

— Nein, mein Herr. Die Ankündigung ist wohl erfolgt, aber es existiert nur der Titel.

— Nur der Titel?

Digitized by Google

— Jawohl, mein Herr. Und die Anzeige ist in der That wieder zurückgezogen worden.

— Ich danke. Bitte schicken Sie mir diese Bücher im Lauf des Tages zu.

Ich gab meine Adresse und ging.

Als ich auf der Strasse war, hatte ich ein seltsames Gefühl der Verwirrung Es schien mir, als hätte ich ein Stück künstliches, nachgemachtes, verfälschtes Leben hinter mir gelassen. Alles, was ich gethan, was ich gesagt, was ich empfunden hatte, und die Erscheinung des Albino, seine Stimme, seine Art sich zu bewegen: alles erschien mir künstlich, unwahrscheinlich wie ein Traumbild, hinterliess mir nicht den Eindruck der Wirklichkeit, sondern es schien mehr wie die Erinnerung an ein erst kürzlich gelesenes Buch.

Ich nahm einen Wagen und fuhr nach Hause. Das Gefühl der Unsicherheit verlor sich. Ich sammelte mich, und überlegte. Ich überzeugte mich, dass Alles unzweifelhaft auf Wahrheit beruhte. Ich konnte mir leicht Vorstellungen von dem Kranken machen, durch die Erinnerung die ich von dem Leiden des armen Spinelli bewahrt hatte. Mich stachelte wieder die Neugier. Wenn ich nach Neapel ginge, um ihn mir anzusehen? Und ich stellte mir das erbärmliche Schauspiel vor, diesen geistig begabten Menschen durch die Krankheit erniedrigt zu sehen, wie ein Blödsinniger lallend. Ich empfand keine Freude mehr dabei. Jedes Gefühl des Hasses war erloschen. Eine düstere Traurigkeit senkte sich bleischwer auf mich nieder. — Der Untergang dieses Mannes hatte keinen Einfluss auf meinen Zustand, konnte meinen eigenen Untergang nicht hindern. Nichts war dadurch in mir, in meinem Leben, in meinen Aussichten für die Zukunft geändert worden.

Und ich musste von neuem an den Titel des angekündigten Buches von Philippo Arborio denken: Turris eburnea. Wieder türmten sich die Zweifel vor meinem Geiste auf. — War dieser Titel nur eine zufällige Uebereinstimmung mit der mir bekannten Widmung? Oder hatte der Dichter beabsichtigt Juliane Hermil als litterarische Figur zu verwerten und sein jüngstes Abenteuer zum besten zu geben? Und von neuem trat die quälende Frage vor meinen Geist: — In welcher Weise hat sich das Abentener von Anfang bis zum Ende abgespielt?

Und ich hörte wieder Juliane's Aufschrei in jener unvergesslichen Nacht: „Ich liebe Dich, ich habe Dich immer geliebt, ich habe nur Dir angehört und zahle einen Augenblick der Schwäche mit dieser Höllenpein, hörst Du? einen Augenblick der Schwäche . . . Das ist die reine Wahrheit. Fühlst Du nicht selbst, dass es die Wahrheit ist?“

Oh, mein Gott, wie oft glauben wir die Stimme der Wahrheit zu hören aus einem Munde, der lügt! Nichts kann uns vor Täuschung schützen. Aber wenn das, was ich aus Juliane's Stimme gehört hatte, die reine Wahrheit war, so war sie wirklich von jenem Menschen in meinem eigenen Hause in einem Zustand der Erschöpfung ihrer Sinne überrascht worden und hatte die Vergewaltigung in einer Art von Bewusstlosigkeit erduldet und beim Erwachen hatte sie Entsetzen und Ekel über die That empfunden, die niemals wieder gut zu machen war und hatte den Verführer von der Schwelle gejagt und ihn niemals wiedergesehen?

Diese Vorstellung hatte in der That alle Wahrscheinlichkeit für sich, denn alle Anzeichen sprachen dafür, dass jedes Band zwischen Juliane und jenem Menschen schon seit langer Zeit endgültig zerrissen war.

„In meinem eigenen Hause!“ wiederholte ich mir. Und in dem Hause, in dem es still wie in einer Gruft war, in der drückenden Schwüle der verlassenen Räume verfolgte mich die unvermeidliche Vision.

## XXV.

Was thun? Sollte ich noch in Rom bleiben und in diesem Feuerbrande, unter dieser Hundstagsglut einen Wahnsinnsausbruch meines Gehirns abwarten?

Digitized by Google

Sollte ich an das Meer, in die Berge gehen, unter Menschen Vergessenheit trinken, an den Orten, wo sich die elegante Welt ein Stelldichein giebt? Sollte ich den alten Wüstling in mir wieder wachrufen, auf die Suche nach einer zweiten Teresa Raffo, nach irgend einer leichtfertigen Maitresse gehen?

Zwei oder dreimal verweilte ich bei der Erinnerung an die blonde Freundin, obgleich sie vollständig aus meinem Herzen und sogar seit langer Zeit auch aus meinem Gedächtnis verschwunden war.

„Wo mag sie sein? Ob sie noch mit Eugen Egano liirt sein mag? Was würde ich wohl bei einem Wiedersehen empfinden?“ Es war nur eine sehr schwache Neugier. Ich fühlte, dass mein einziger, dringender, sehnlichster Wunsch war, dorthin zurückzukehren, in das Haus der Schmerzen, in mein Martyrium.

Ich traf alle nötigen Anordnungen mit der äussersten Sorgfalt; machte dem Doktor Webesti einen Besuch, telegraphirte meine Rückkehr nach La Badiola nnd reiste ab.

Die Ungeduld verzehrte mich; ich wurde von einer Unruhe gequält, als ob mich irgend welche ausserordentliche Neuigkeiten erwarteten. Die Reise erschien mir endlos. Ich lag ausgestreckt auf den Kissen, die Hitze beklemmte mich und der Staub, der durch die Oeffnungen eindrang erstickte mich und, während sich das eintönige Geräusch des Bahnzuges mit dem eintönigen Gesang der Grillen zu einer Harmonie verband, ohne meine Unruhe zu beschwichtigen, dachte ich an die bevorstehenden Ereignisse und zog die kommenden Möglichkeiten in Betracht, ich versuchte den dunklen Schatten zu durchdringen. — Der Vater war tödtlich getroffen. Welches Schicksal erwartete den Sohn?

## XXVI.

Nichts neues in La Badiola. Meine Abwesenheit war nur sehr kurz gewesen. Meine Rückkehr wurde festlich begangen. Juliane's erster Blick sprach mir von unendlicher Dankbarkeit.

— Das war brav von Dir, so bald zurückzukehren — sagte meine Mutter lächelnd zu mir. — Juliane hatte keine Ruhe. Nun werden wir Dich hoffentlich ganz hier behalten.

Indem sie auf Juliane deutete, fügte sie hinzu:

— Nun, haben wir nicht Fortschritte gemacht? Oh, dabei fällt mir ein, hast Du an die Spitzen gedacht? Nein? Du Gedankenloser!

Gleich, in den ersten Augenblicken, begann die Marter von neuem.

Kaum war ich mit Juliane allein, sagte sie zu mir:

— Ich hatte nicht gehofft, dass Du so bald zurückkehren würdest. Wie ich Dir dafür danke!

In ihrer Haltung, in ihrer Stimme lag so viel Zaghaftigheit, Demut und Zärtlichkeit. Noch nie war mir der Gegensatz zwischen ihrem Gesicht und ihrer Gestalt so aufgefallen, wie heute. Unaufhörlich las ich auf ihrem Gesicht einen eigentümlich kummervollen Ausdruck, den das beschämende und entehrende Gefühl ihrer Schwangerschaft ihr aufgeprägt hatte. Dieser Ausdruck verschwand nie aus ihrem Gesicht, er schien durch, auch wenn ein anderer vorübergehender Ausdruck darauf lag, der, wenn auch noch so stark, niemals imstande war den kummervollen Ausdruck auszulöschen; er haftete fest und dieser Ausdruck rührte mich, er löste all meinen Groll, und milderte den Eindurck der hässlichen Wirklichkeit selbst in den Momenten, in denen mein Blick durch Unmut geschärft war.

— Was hast Du in der Zwischenzeit hier gethan? — fragte ich sie.

— Ich habe auf Dich gewartet. Und Du?

— Nichts. Ich wünschte nur heimzukehren.

— Meinetwegen? — fragte sie schüchtern und demütig.

— Deinetwegen.

Digitized by Google

Sie senkte die Augenlider und der Schein eines Lächelns flog über ihr Gesicht. Ich fühlte, dass ich nie geliebt worden war, wie in diesem Augenblick.

Nach einer Pause sagte sie und blickte mich dabei mit feuchten Augen an:

— Ich danke Dir.

Der Ausdruck, die Empfindung, die darin lag, erinnerten mich an jenen weitentlegenen Morgen ihrer Genesung, an dem sie mir gedankt hatte, den Morgen meines ersten Verbrechens.

## XXVII.

Und so begann das beschwerliche Leben in La Badiola von neuem und floss trübselig dahin, ohne bemerkenswerte Zwischenfälle, während der Zeiger auf dem Sonnenquadranten nur langsam vorrückte und das eintönige Zirpen der Grillen in den Ulmenbäumen die Monotnie noch vermehrten. Hora est benefaciendi!

Und in meinem Geist gährte es wie sonst, wechselten wie sonst Verdrossenheit, Spott, eitle Hoffung, widersprechende Krisen miteinander ab, Ueberfluss und Mangel. Und wenn ich zuweilen das graue, neutrale mittelmässige, vorüberfliessende und ungeheuie Ding, das das Leben ist, betrachtete, so dachte ich: „Wer weiss, vielleicht ist der Mensch vor allem das Tier, das sich anpasst. Es giebt keine Schändlichkeit und keinen Schmerz, an die er sich nicht gewöhnte. Vielleicht finde ich schliesslich auch einen Ausgleich. Wer weiss!"

Ich erschöpfte mich in ironischen Auslassungen: „Wer weiss, ob nicht Philippo Arborio's Sohn mein ganzes Ebenbild sein wird, wie man zu sagen pflegt. Die Anpassung würde dadurch noch leichter werden." Und dabei fiel mir ein, wie mir einmal die traurige Lust zum Lachen gekommen war, als ich hörte, wie jemand von einem Kinde (von dem ich bestimmt wusste, dass es die Frucht eines Ehebruchs war) in Gegenwart der legitimen Gatten sagte: — Ganz wie sein Vater! — Und die Aehnlichkeit war eine auffallende und beruhte auf jenem geheimnisvollen Gesetz, das die Physiologen: Erblichkeit durch seelischen Einfluss nennen.

So kommt es wohl vor, dass der Sohn weder dem Vater noch der Mutter gleicht, sondern dem Manne, der vorher mit der Mutter in Berührung gestanden hat. Eine Frau bringt in zweiter Ehe, drei Jahre nach dem Tode des ersten Gatten, Kinder zur Welt, die alle Züge des Verstorbenen tragen und in nichts demjenigen ähnlich sind, der sie erzeugt hat.

— So wäre es möglich — dachte ich bei mir —, dass Raimund meine Züge tragen und wie ein echter Hermil aussehen wird. Es könnte kommen, dass man mich besonders beglückwünschte, weil ich dem Erben den Stempel des Geschlechts so deutlich aufgedrückt habe!

Und wenn die Hoffnung meiner Mutter, meines Bruders getäuscht würde? Wenn Juliane einem dritten Mädchen das Leben schenken würde? Diese Möglichkeit hatte etwas beruhigendes für mich. Es schien mir, als würde meine Abneigung geringer gegen die Neugeborene sein, als würde ich sie ertragen können. Sie würde einmal mein Haus verlassen, einen anderen Namen tragen, inmitten einer anderen Familie leben.

Je mehr sich indessen das Ende nahte, je grösser wurde meine Ungeduld. Ich mochte nicht immer den entstellten Körper vor Augen haben, dessen Umfang unverhältnismässig zunahm. Ich war müde mich immer wieder mit denselben unfruchtbaren Aufregungen, denselben Aengsten, derselben Ratlosigkeit herumzuschlagen. Ich hätte gewünscht, dass die Ereignisse sich beschleunigten, dass es endlich zu irgend einer Katastrophe kommen möchte. Jede entscheidende Wendung war besser, als diese furchtbare Agonie. Eines Tages fragte mein Bruder Juliane:

— Nun, wie lange wird es noch dauern?

Digitized by Google

Sie antwortete:

— Noch einen Monat!

Und ich sagte mir: Wenn die Geschichte von dem einem Augenblick der Schwäche wahr ist. so muss sie den Tag der Sünde genau bestimmen können.

Wir waren im September.

Der Sommer ging seinem Ende entgegen. Vor uns lag die Zeit der Herbstaequinoktien, die schönste Zeit des Jahres, die Zeit, in der die Luft von einem Rausch erfüllt scheint, der von den reifen Trauben ausströmt.

Nach und nach bemächtigte dieser Zauber sich meiner, stimmte meine Seele weich, und zuweilen empfand ich eine glühende Sehnsucht nach Zärtlichkeiten, nach einem innigen Zusammenleben. Maria und Natalia leisteten mir stundenlang Gesellschaft, mir allein, in meinen Zimmern oder draussen im Freien. Ich liebte sie tiefer und inniger als je zuvor. Aus ihren Augen, aus denen kaum bewusst die Gedanken sprachen, leuchtete zuweilen meiner innersten Seele ein Strahl des Friedens.

## XXVIII.

Eines Tages. war ich in La Badiola auf der Suche nach Juliane. Es war in den ersten Nachmittagsstunden. Ich fand sie weder in ihren Räumen, noch anderswo und so trat ich bei meiner Mutter ein. Die Thüren waren geöffnet; man vernahm weder Stimmen noch Geräusche; die leichten Vorhänge an den Fenstern flatterten hin und her; durch die Fensteröffnungen sah man die grünen Ulmen; ein mildes Lüftchen wehte zwischen diesen hellen Wänden.

Vorsichtig näherte ich mich diesem Heiligtume. Ich ging ganz leise, um meine Mutter nicht zu stören, für den Fall, dass sie schlafen sollte. Ich hob die Portiere und ohne über die Schwelle zu treten, streckte ich den Kopf hinein. Ich vernahm wirklich den Atem eines Schlafenden. Ich sah meine Mutter, die auf einem Lehnstuhl am Fenster eingeschlummert war; und über der Lehne eines anderen Fauteuils erblickte ich Julianes Haare. Ich trat ein.

Sie sassen einander gegenüber und zwischen ihnen befand sich ein niedriger Tisch, auf dem ein Korb voller winziger Häubchen stand. Meine Mutter hielt noch eines dieser Häubchen, in dem eine Nadel glänzte, zwischen den Fingern. Während der Arbeit hatte der Schlummer sie überrascht und sie hatte die Stellung beibehalten. Das Kinn auf der Brust, schlief sie, vielleicht träumte sie. Der weisse Faden war nur halb vernäht, aber vielleicht spann sie im Traume einen kostbareren Faden.

Juliane schlief auch, aber ihr Kopf ruhte auf der Rücklehne und die Hände auf den Seitenlehnen des Stuhls. Ihre Züge waren in der Süssigkeit des Schlummers weicher geworden, aber um ihren Mund lag eine kummervolle Falte, ein Schatten von Trauer: halbgeöffnet liess er ein wenig von dem blutlosen Zahnfleisch sehen, aber an der Nasenwurzel, zwischen den Augenbrauen, blieb die kleine Furche, die der grosse Schmerz dort eingegraben. Und ihre Stirn war feucht: ein Schweisstropfen perlte langsam über ihre Schläfe. Und ihre Hände, die weisser waren, als der Musslin, der die Arme umhüllte, schienen, nur durch ihre Haltung, eine ungeheure Erschöpfung auszudrücken. Was mir aber mehr Eindruck machte, als diese seelischen Erscheinungen, das war der Anblick ihrer Gestalt, die das nun fertige Wesen in sich trug. Und noch einmal hatte ich das Gefühl, indem ich ganz von diesen Eindrücken, ganz von Juliane absah, als lebte dieses Geschöpf einsam neben mir, als ob nichts, nichts anderes neben mir existirte, als dieses kleine Wesen. Und wieder war es kein Gefühl der Einbildung, sondern ein wahres, tief empfundenes Gefühl; ein Schauder lief durch alle meine Adern.

Ich wandte die Blicke und wieder sah ich in den Händen meiner Mutter das Häubchen, in dem die Nadel glänzte; wieder sah ich in dem Korb all die



Digitized by Google

duftigen Spitzen, die rosa und blauen Bändchen, die in dem Windhauch flatterten. Mein Herz zog sich zusammen und ich glaubte zu vergehen. Wieviel Zärtlichkeit verrieten die Hände meiner Mutter, die jetzt über diesem niedlichen weissen Ding träumte, über diesem Dinge, das das Haupt des Kindes bedecken sollte, das nicht mein Kind war!

Ich blieb einige Minuten dort. Dieser Ort war wirklich das Heiligtum des Hauses, das Allerheiligste. An der einen Wand hing das Bildnis meines Vaters, das mit Friedrich auffallend viel Aehnlichkeit hatte, an einer anderen das Portrait von Constanze, das ein wenig an Maria erinnerte. Diese beiden Bildnisse, die ein höheres Dasein in der Erinnerung führten, die die Hinterbliebenen ihren teuren Abgeschiedenen weihten, besassen magnetische Augen, die dem Beschauer überall folgten, eine Art von Allsehen. Noch andere Reliquien der beiden Todten heiligten den Ort. In einer Ecke stand auf einem Sockel unter einer Krystallglocke, mit einem schwarzen Schleier verhüllt, die Todtenmaske des Mannes, den meine Mutter mit der Liebe, die stärker als der Tod ist, liebte. Und doch war nichts trauriges in diesem Raume. Ein heiliger Friede herrschte hier und schien sich von hier aus über das ganze Haus zu breiten, gleichsam das Herz, von dem das Leben harmonisch ausströmt.

## XXIX.

Ich erinnere mich des Ausflugs nach Villalilla mit Maria, Natalia und Miss Edith an einem etwas nebligen Morgen. Und auch die Erinnerung daran ist nebelhaft, undeutlich, verwirrt, wie an einen langen herzzerreissenden und doch süssen Traum.

Im Garten gab es keine Myriaden bläulicher Dolden mehr, keinen zarten Wald von Blumen, deren dreifacher Duft, harmonisch wie Musik wirkte, weder die allzuoffne Heiterkeit, noch das unaufhörliche Gezwitscher der Schwalben war nunmehr vernehmbar. Nichts heiteres gab es mehr als die Stimmen und das Umherlaufen der beiden ahnungslosen kleinen Mädchen. Viele der Schwalben waren schon fortgezogen, andere machten sich zu der Reise bereit. Wir waren gerade zur rechten Zeit gekommen, um den letzten Schwarm zu grüssen.

Die Nester waren alle leer, verlassen, ohne Leben. Einige waren zerbrochen und auf den thönernen Überbleibseln zitterte manch zarte Feder. Der letzte Schwarm hatte sich auf dem Dache, längs der Dachrinne versammelt und wartete noch auf einige verirrte Gefährten. Die kleinen Wanderer sassen in einer Reihe auf dem Rande der Gosse, einige den Schnabel, andere den Schwanz zukehrend, so dass die kleinen gabelförmigen Schwänzchen mit den weissen Brüstchen abwechselten. Und während sie so warteten, liessen sie ihre Lockrufe durch die stille Luft ertönen. Und allmählich zu zweien, zu dreien, trafen die Nachzügler ein. Und die Stunde des Abzugs war gekommen. Die Rufe hörten auf. Ein matter Sonnenblick traf das geschlossene Haus, die verlassenen Nester. Nichts traurigeres konnte man sehen, als diese zarten toten Federn, die hier und dort, an dem Thone haftend, in der Luft zitterten.

Und wie von einem plötzlichen Windstoss aufgescheucht, erhob sich der Schwarm mit lautem Flügelschlag, schwirrte in die Lüfte und blieb, wie eine Wassersäule einen Augenblick vertikal über dem Hause stehen; dann machten sie sich, ohne Zaudern, fast als sei ihnen der Weg vorgezeichnet, in dichten Massen, auf die Reise, entfernten sich immer weiter, trieben auseinander, verschwanden.

Maria und Natalie, die auf einer Bank auf den Zehenspitzen standen, um den Flüchtigen noch länger mit den Blicken folgen zu können, breiteten die Arme aus und riefen:

— Lebt wohl, lebt wohl, lebt wohl, Ihr Schwalben!

An alles übrige habe ich nur eine unklare Erinnerung, wie an einen Traum.

Digitized by Google

Maria wollte in das Haus gehen. Ich selbst öffnete die Thür. Hier, auf diesen drei Stufen, war Juliane mir verstohlen, leicht wie ein Schatten gefolgt, und hatte mich umschlungen und mir zugeflüstert: „Komm, komm." Im Flur hing noch das Nest zwischen den Arabesken der Wölbung. „Nun bin ich Dein, Dein, ganz Dein!" hatte sie geflüstert, ohne sich von meinem Hals zu lösen, aber mit einer schlängelnden Bewegung hatte sie sich an meine Brust geschmiegt und kam meinem Munde entgegen. — Der Flur war stumm, die Treppen waren stumm; Schweigen hüllte das ganze Haus ein. Dort hatte ich das dumpfe, ferne Brausen gehört, ähnlich dem Brausen, das man im Inneren tiefer Muscheln zu vernehmen glaubt. Jetzt glich das Schweigen der Stille des Grabes. Dort lag mein Glück begraben.

Maria und Natalie scherzten ohne Unterlass und wurden nicht müde mich zu fragen; über Alles wunderten sie sich, alle Kästen, alle Schränke öffneten sie. Miss Edith folgte ihnen, um sie zurückzuhalten.

— Sieh nur, sieh, was ich gefunden habe! rief Maria und sprang mir entgegen.

Sie hatte tief in einem Schubkasten einen Strauss Lavendel und einen Handschuh gefunden. Es war ein Handschuh von Juliane, der an den Fingerspitzen schwarze Flecken hatte. Auf der Rückseite, dicht bei der Naht, war folgende Schrift noch deutlich zu entziffern. „Die Maulbeeren: 27. August 1880. Memento!" Wie ein Blitz tauchte vor meinem Geiste hell und klar die Erinnerung an das Erlebnis mit den Maulbeeren auf, eine der heitersten Episoden unseres frühlingshaften Glückes, das Bruchstück einer Idylle.

— Ist das nicht ein Handschuh von Mama? — fragte Maria. — Gieb ihn mir, bitte gieb ihn mir. Ich will ihn der Mama mitbringen. . .

An alles übrige habe ich nur eine unklare Erinnerung, wie an einen Traum.

Calisto, der alte Gärtner, sprach mit mir, und sprach von tausend Dingen; und ich verstand fast nichts. Verschiedene Male wiederholte er den Wunsch:

— Einen Jungen, einen schönen Jungen, und Gott möge ihn segnen! Einen schönen Jungen!

Als wir draussen waren, schloss Calisto das Haus zu.

Und was mit diesen Nestern? — fragte er und schüttelte den schönen weissen Kopf.

— Man soll nicht daran rühren, Calisto.

Die Nester waren alle verlassen, leer, ohne Leben. Die letzten Gäste waren fortgeflogen. Ein matter Sonnenblick traf das geschlossene Haus, die verlassenen Nester. Nichts traurigeres konnte man sehen, als diese zarten leblosen Federn, die hier und dort an dem Thone haftend, in der Luft zitterten.

## XXX.

Das Ende näherte sich. Die erste Hälfte des Oktober war vorüber. Man hatte Doktor Vebesti benachrichtigt.

Die Wehen konnten jeden Tag erwartet werden.

Meine Angst wuchs von Stunde zu Stunde, wurde unerträglich. Oft wurde ich von einem Wahnsinnsanfall gepackt, ähnlich wie an jenem Tage, wo es mich zu den Ufern des Assoro getrieben hatte. Ich floh weit fort von La Badiola, blieb stundenlang zu Pferde und zwang Orlando über Hecken und Gräben zu setzen, und trieb ihn im Galopp über gefährliche Stege. Wir kehrten schweisstriefend, ermattet, aber beide immer unversehrt heim.

Doktor Vebesti kam an. Alle in La Badiola atmeten erleichtert auf, fassten frischen Mut und hofften das beste. Nur Juliane blieb mutlos. Mehr als einmal las ich in ihren Augen unheilvolle Gedanken, die ihr Hirn durchkreuzten, das Entsetzen einer trüben Vorahnung.



Digitized by Google

Die ersten Wehen stellten sich ein; mit einigen Unterbrechungen dauerten sie einen ganzen Tag, bald stärker, bald schwächer, zuweilen erträglich, dann wieder furchtbar quälend. Sie stand aufrecht an einen Schrank gelehnt, während sie sich mit den Händen an einen Tisch stützte, und die Zähne zusammenbiss um nicht zu schreien, oder sie sass auf einem Lehnstuhl, unbeweglich, das Gesicht mit den Händen bedeckt, von Zeit zu Zeit leise stöhnend; oder sie war in beständiger Bewegung, ging von einem Ende des Zimmers zum anderen, und blieb bald hier, bald dort stehen, um irgend einen Gegenstand krampfhaft in den Händen zu pressen. Der Anblick ihres Leidens zerriss mir das Herz. Ich ertrug es nicht länger, verliess das Zimmer, und blieb wenige Minuten draussen; dann trat ich wieder ein, fast gegen meinen Willen, magnetisch angezogen und ich blieb dort, um sie leiden zu sehen, ohne ihr helfen, ohne ihr nur ein Wort des Trostes sagen zu können.

— Tullio, Tullio, ach, es ist furchtbar, es ist furchtbar! Nie habe ich so gelitten, wie dieses Mal, nie, niemals.

Es war gegen Abend. Meine Mutter, Miss Edith und der Doktor waren in das Esszimmer hinuntergegangen. Ich und Juliane, wir waren allein geblieben. Man hatte die Lichter noch nicht gebracht. Es herrschte ein bläuliches Dämmerlicht, wie es der Oktober mit sich bringt; der Wind rüttelte von Zeit zu Zeit an den Fensterscheiben.

— Hilf mir, Tullio! Hilf mir! — schrie sie, ausser sich vor Schmerz, und sie streckte mir die Arme entgegen und blickte mich mit weit geöffneten Augen an, in denen der Augapfel ungewöhnlich weiss in dem Halbdunkel, das das Gesicht aschfahl erscheinen liess, hervortrat.

— Sage mir! sage Du mir, was könnte ich für Dich thun — stammelte ich verwirrt und wusste nicht, was ich anfangen sollte, und mit liebevoller Bewegung, in die ich gern übernatürliche Kraft gelegt hätte, strich ich ihr die Haare von der Schläfe. — Sage es mir, sage Du es mir! Was soll ich thun?

Sie klagte nicht mehr; sie blickte mich an; sie hörte mir zu, als habe sie ihren Schmerz vergessen, fast erstaunt, vielleicht gerührt von dem Klang meiner Stimme, von dem Ausdruck meiner Hülflosigkeit und meiner Angst, von dem Beben meiner Finger auf ihrem Haar, von der trostlosen Zärtlichkeit, die in meiner liebkosenden Bewegung lag.

— Du liebst mich, nicht wahr? — sagte sie und blickte mich dabei unablässig an, damit ihr kein Zeichen meiner Rührung entgehe. Du verzeihst mir Alles?

Und sich von neuem erregend rief sie aus:

— Du musst mich lieben, Du musst mich jetzt über die Massen lieben, denn morgen bin ich nicht mehr, denn ich sterbe diese Nacht; vielleicht sterbe ich heute Abend; und Du würdest es bereuen, wenn Du mich nicht geliebt, wenn Du mir nicht verziehen hättest, gewiss Du würdest es bereuen ...

Sie war so sicher zu sterben, dass mir vor plötzlichem Schreck das Blut in den Adern erstarrte.

— Du musst mich lieben. Sieh, es kann ja sein, dass Du mir nicht geglaubt hast, was ich Dir in jener Nacht sagte, es kann sein, Du glaubst mir auch jetzt nicht; aber, wenn ich nicht mehr bin, wirst Du mir sicher glauben. Dann wird es hell vor Deinem Geiste werden, Du wirst die Wahrheit erkennen, und Du wirst bereuen mich nicht genug geliebt, mir nicht verziehen zu haben.

Schluchzen erstickte ihr die Stimme.

— Weisst Du, warum es mir leid thut, dass ich sterbe? Weil ich sterbe, ohne dass Du weisst, wie sehr ich Dich geliebt habe .... wie sehr ich Dich geliebt habe, nachher besonders ... Ach welche Marter! Habe ich dies Ende verdient?

Sie vergrub ihr Gesicht in die Hände.

Aber gleich darauf liess sie die Hände sinken. Bleich und fest blickte

Digitized by Google

sie mich an. Es schien, als ob ein noch entsetzlicherer Gedanke sie plötzlich durchblitzt hätte.

— Und wenn ich stürbe — stammelte sie — wenn ich stürbe und es bliebe am Leben . . .

— Schweige!

— Du begreifst . . .

— Schweige, Juliane!

Ich war schwächer, als sie. Das Entsetzen hatte mich überwältigt und ich hatte nicht einmal mehr die Kraft, ein Wort des Trostes hervorzubringen, ich konnte diesen Todesgedanken kein ermutigendes, belebendes Wort entgegensetzen. Auch ich war überzeugt von dem traurigen Ende. In dem bläulichen Dämmerlicht begegneten meine Blicke Julianes Blicken, und ich glaubte auf diesem armen, abgezehrten Gesicht die Zeichen der Agonie wahrzunehmen, die beginnenden, unabwendbaren Symptome der Auflösung. Und sie hatte nicht mehr die Kraft eine Art von Geheul zu unterdrücken, das nichts menschliches hatte; und sie klammerte sich fest an meinen Arm.

— Hilf mir, Tullio! Hilf mir.

Sie presste mich stark, sehr stark, aber mir war es nicht stark genug, ich hätte ihre Nägel in meinem Fleisch fühlen mögen, begierig physische Qualen zu empfinden, um so an ihren Qualen teilzuhaben. Und ihre Stirn an meine Schulter gelehnt stiess sie unaufhörlich Klagelaute aus. Es waren die Töne, die die menschliche Stimme durch das Übermass der körperlichen Schmerzen unkenntlich machen, Töne, die den Menschen, der leidet, auf dieselbe Stufe mit dem Tiere, das leidet, stellen: das unwillkürliche Klageschreien jedes Fleisches, das Schmerzen duldet, sei es Mensch, sei es Tier.

Immer wieder fand sie ihre Stimme um zu rufen:

— Hilf mir!

Und die heftigen Bewegungen ihrer schmerzvollen Pein teilten sich mir mit.

Und ich fühlte das Zucken ihres Körpers, in dem das kleine schändliche Wesen unerbittlich gegen das Leben der Mutter kämpfte, ohne ihr Ruhe zu gönnen. Wie eine Welle von Hass stieg es aus meinem Innersten auf, und schien mir sich bis in die Hände mit einem mörderischen Drange fortzupflanzen. Es war ein vorzeitiger Drang, aber die Vision des schon vollzogenen Verbrechens war wie ein Blitz in mir aufgeleuchtet. „Du wirst nicht leben."

— Ach, Tullio, Tullio, bringe mich um, lasse mich sterben! Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr, hörst Du? ich kann es nicht mehr aushalten; ich kann nicht länger leiden.

Sie stiess die Schreie wild heraus und blickte mit wahnsinnigen Augen um sich, als suche sie etwas oder jemand, der ihr Hilfe bringen sollte, da ich es nicht konnte.

— Beruhige Dich, Juliane, beruhige Dich . . . . Vielleicht ist jetzt der Augenblick gekommen. Nur Mut! Setze Dich hierher. Mut, meine Einzige! Noch einen Augenblick! Ich bin hier, ich bin ja bei Dir. Fürchte Dich nicht.

Und ich lief zur Glocke, um zu läuten.

— Der Doktor! Der Doktor soll sofort kommen!

Juliane klagte nicht mehr. Von einem neuen Gedanken bewegt, schien sie plötzlich aufgehört haben zu leiden, oder wenigstens sich ihrer Schmerzen bewusst zu sein. Es war ganz augenscheinlich, dass sie etwas beschäftigte, sie war in Gedanken versunken.

Ich hatte kaum Zeit, die momentane Veränderung wahrzunehmen.

— Höre, Tullio. Wenn ich nun anfinge zu phantasieren . . .

— Was sagst Du?

Ja, wenn ich im Fieber phantasierte und im Delirium stürbe . . .

Nun?

Sie sprach mit allen Zeichen der Todesangst und ihre Art in abgebrochenen Sätzen zu sprechen, hatte etwas so beklemmendes, dass ich in plötzlichem Schrecken zitterte wie Espenlaub, ohne noch zu wissen, wo sie hinaus wollte.

Digitized by Google

— Und dann?

— Alle werden bei mir sein, mich umstehen . . . Wenn ich dann im Delirium spräche, etwas verriete. Hörst Du? Verstehst Du? Ein Wort würde genügen. Und im Fieberwahn, weiss man nicht, was man spricht. — Du solltest . . .

In diesem Augenblick kamen meine Mutter, der Arzt und die Hebeamme in das Zimmer.

— Ach, Doktor, — seufzte Juliane — ich glaubte zu sterben.

— Mut, Mut, — sagte der Arzt in seiner freundlich behäbigen Art. — Sie brauchen nichts zu fürchten. Es wird alles sehr gut gehen.

Er sah mich an.

— Ich glaube, — fuhr er lächelnd fort — dass Ihr Gatte sich schlechter befindet, als Sie.

Und er wies nach der Thür.

— Gehen Sie, gehen Sie. Sie werden hier nicht gebraucht.

Ich begegnete den unruhigen, bestürzten und teilnahmsvollen Blicken meiner Mutter

— Ja, Tullio, es ist besser, dass Du gehst — sagte sie. — Friedrich wartet auf Dich.

Ich blickte Juliane an. Ohne sich um die anderen zu kümmern, sahen mich ihre leuchtenden Augen fest an, es lag ein seltsamer Glanz in ihnen. Aus diesem Blick sprach die ganze Leidenschaft einer verzweifelnden Seele.

— Ich werde mich nicht aus dem Nebenzimmer rühren — erklärte ich mit Festigkeit, ohne meine Augen von Juliane abzuwenden.

Während ich hinausging, bemerkte ich, wie die Hebeamme die Kissen auf dem Schmerzenslager, auf dem Bette des Elends zurechtlegte; ich schauderte, als habe mich ein Hauch des Todes getroffen.

## XXXI.

Es war zwischen vier und fünf Uhr des Morgens. Bis zu dieser Zeit hatten die Wehen mit wenigen Unterbrechungen sich hingezogen. Gegen drei Uhr hatte mich unversehens der Schlaf übermannt, auf dem Divan, auf dem ich im Nebenzimmer gesessen hatte. Christine weckte mich und sagte mir, dass Juliane mich sehen wolle.

In der Verwirrung des Erwachens, noch schlaftrunken, sprang ich auf.

— Habe ich geschlafen? Um Gottes willen, was ist geschehen? Juliane . . .

— Erschrecken Sie nicht. Nichts ist geschehen. Die Schmerzen haben sich beruhigt. Kommen Sie nur und sehen Sie selbst.

Ich ging hinein und meine Augen erblickten Juliane.

Sie war durch Kissen gestützt, weiss wie ihr Hemd, fast leblos. Unsere Blicke begegneten sich, denn sie hatte die ihrigen erwartungsvoll auf die Thür gerichtet, durch die ich eintrat. Ihre Augen schienen mir grösser, unergründlicher, sie lagen tiefer in den Höhlen und ein tiefdunkler Rand umgab sie.

— Siehst Du — hauchte sie tonlos — es ist noch immer dasselbe mit mir.

Und unablässig ruhten ihre Blicke auf mir. Ihre Augen sagten, wie die der Fürstin Lisa: „Ich hoffte, dass Du mir helfen würdest, und Du hilfst mir. nicht, nicht einmal Du!"

— Und der Arzt? — fragte ich meine Mutter, die niedergeschlagen und sorgenvoll schien.

Sie wies auf eine Thür. Ich ging darauf zu und trat ein. Ich sah den Doktor an einem Tisch stehen, auf dem verschiedene Medikamente, ein schwarzes Futteral, ein Thermometer, Binden, Compressen, Flakons und einige

Digitized by Google

Schläuche von besonderer Form lagen. Der Doktor hatte eine elastische Röhre in der Hand, in die er eine Sonde einfügte, er gab Christine mit gedämpfter Stimme einige Anweisungen.

— Nun — fragte ich ihn ungestüm — was ist geschehen?

— Nichts beunruhigendes, für den Augenblick.

— Und alle diese Vorbereitungen?

— Aus Vorsicht.

— Aber wie lange kann diese Qual noch dauern?

— Wir sind am Ende.

— Sprechen Sie offen mit mir, ich bitte Sie darum. Glauben Sie, dass es schlecht ablaufen wird? Sprechen Sie aufrichtig zu mir.

— Bis jetzt sind keine Anzeichen für eine ernstere Gefahr. Ich fürchte jedoch eine Blutung und treffe meine Vorbereitungen. Ich werde rechtzeitig einschreiten. Haben Sie nur Vertrauen zu mir und behalten Sie Ihre Ruhe. Ich habe bemerkt, dass Juliane durch Ihre Gegenwart sehr erregt wird. Sie bedarf für die kurze Zeit, die sie noch zu leiden hat, aller ihrer Kräfte. Es ist notwendig, dass Sie sich entfernen. Versprechen Sie, mir zu gehorchen. Und kommen Sie herein, wenn ich Sie rufen werde.

Ein Schrei drang bis zu uns.

— Die Schmerzen fangen wieder an — sagte er. — Jetzt sind wir so weit. Also, Ruhe!

Er ging zur Thür. Ich folgte ihm. Wir näherten uns beide Julianen. Sie packte mich beim Arm und presste ihn wie in einem Schraubstock. So viel Kraft war ihr doch geblieben?

— Mut! Mut! Es ist so weit. Alles wird gut gehen. Nicht wahr, Doktor? — stammelte ich.

— Ja, ja. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Juliane, lassen Sie Ihren Gatten hinausgehen.

Mit weit aufgerissenen Augen sah sie den Doktor, sah sie mich an. Sie liess meinen Arm los.

— Mut! — wiederholte ich, mit erstickter Stimme.

Ich küsste sie auf die Stirn, die feucht von Schweiss war und wendete mich um, um zu gehen.

— Ach, Tullio — schrie sie hinter mir her mit herzzerreissendem Schrei und dieser Schrei bedeutetete: Ich werde Dich nie wiedersehen.

Ich machte eine Bewegung um zu ihr zurückzukehren.

— Hinaus, hinaus — befahl der Arzt mit entschlossener Geberde.

Ich gehorchte. Jemand schloss hinter mir die Thür. Ich blieb einige Minuten dort stehen, um zu horchen, aber meine Kniee schwankten und das Klopfen meines Herzens übertönte jedes andere Geräusch. Ich warf mich auf den Divan, nahm mein Taschentuch zwischen die Zähne und vergrub meinen Kopf in ein Kissen.

Auch ich litt physische Qualen, ähnlich wie jemand der eine Amputation zu erdulden hat, die schlecht und langsam ausgeführt wird. Das Gewimmer der Wöchnerin drang durch die Thür bis zu mir. Und bei jedem Schrei glaubte ich: „Das ist der letzte.“ In den Pausen hörte ich ein Murmeln weiblicher Stimmen, vermutlich meine Mutter und die Hebeamme, die ihr Mut zusprachen. Da ertönte ein Schrei, noch gellender, noch unmenschlicher als die anderen. „Das ist der letzte.“ Ich sprang auf die Füsse, starr vor Entsetzen.

Ich war nicht imstande einen Schritt zu thun. So vergingen einige Minuten, eine endlose Zeit. Wie Blitze durchzuckten die Gedanken, die Vorstellungen mein Hirn. „Ist er geboren? Und wenn sie tot wäre? Wenn alle beide, Mutter und Sohn tot wären? Nein, nein. Es ist gewiss, sie ist tot; und er lebt. Aber warum hört man kein Schreien? Der Blutsturz, das Blut. . . .“ Ich sah ein Meer von Blut und Juliane inmitten im Todeskampf. Ich bezwang das Entsetzen, das mich lähmte nnd stürzte zur Thür. Ich öffnete sie und trat ein.

Digitized by Google

Sofort rief mir der Arzt mit strengem Ton zu:

— Kommen Sie nicht näher. Erregen Sie sie nicht. Wollen Sie sie tödten?

Juliane sah aus wie eine Todte; weisser als ihr Kissen, lag sie unbeweglich da. Meine Mutter hatte sich über sie geneigt und legte ihr eine Compresse auf. Grosse Blutflecken färbten das Bett, Blutflecke röteten den Fussboden. Der Arzt bereitete mit ruhiger und sicherer Sorgfalt eine Spülung vor; — seine Hände zitterten nicht, wenn er auch die Stirn runzelte. In einer Ecke dampfte ein Gefäss mit kochendem Wasser, Christine goss aus einem Krug Wasser in ein anderes Gefäss, in das sie einen Termometer hielt. Ein anderes Mädchen brachte ein Packet mit Watte in das Nebenzimmer. Ein Geruch von Salmiak und Essig erfüllte die Luft.

Die kleinsten Einzelheiten dieser Scene, die ich mit einem einzigen Blick umfasste, prägten sich meinem Gedächtnis unauslöschlich ein.

— Bis zu 50 Grad — sagte der Doktor, sich Christinen zuwendend. — Geben Sie Acht!

Da ich kein Kindergeschrei hörte, suchte ich überall mit den Augen. Jemand fehlte hier im Zimmer.

— Und das Kind? — fragte ich, zitternd.

— Es ist dort, im anderen Zimmer. Sehen Sie sich es nur an — antwortete der Doktor. — Und bleiben Sie dort.

Mit verzweiflungsvoller Geberde, deutete ich auf Juliane.

— Fürchten Sie nichts. Christine, geben Sie das Wasser.

Ich trat in das andere Zimmer. An meine Ohren tönte ganz schwaches kaum hörbares Kindergeschrei. Auf einem Lager von Watte sah ich einen kleinen roten Körper, der einige bläuliche Flecke aufwies, und die Hebeamme frottirte ihm mit ihren dürren Händen den Rücken und die Fusssohlen.

— Kommen Sie, kommen Sie, sehen Sie ihn sich nur näher an — sagte die Hebeamme und fuhr fort zu reiben — Sehen Sie nur, was für ein schöner Junge: Er atmete nicht, aber jetzt ist die Gefahr vorüber. Sehen Sie nur den Jungen! Sie drehte das Kind um und legte es auf den Rücken. — Da, schauen Sie her!

Sie nahm das Kind auf und bewegte es in der Luft hin und her. Es fing an etwas stärker zu schreien.

Aber es funkelte mir etwas seltsam in den Augen, das mich am guten Sehen verhinderte; mein ganzes Wesen war seltsam abgestumpft, gegen die zur Wahrheit gewordene, furchtbare Thatsache.

— Schauen Sie her! — wiederholte die Hebeamme noch einmal und legte das schreiende Kind wieder auf die Watte.

Jetzt schrie es kräftig. Es atmete, es lebte. Ich neigte mich über den kleinen, zuckenden Körper, der nach Bärlappsamen roch; ich beugte mich über ihn, um ihn zu betrachten, zu untersuchen, um die verabscheute Aehnlichkeit zu entdecken. Aber das kleine, verschwollene, noch etwas bläuliche Gesicht mit den vorstehenden Augäpfeln, dem geschwollenen Mund, dem verschobenen Kinn, die ganze missgestaltete Erscheinung, die kaum etwas menschliches an sich hatte, flösste mir nichts als Widerwillen ein.

— Wie es eben geboren war — stotterte ich — gleich nach der Geburt, da atmete es nicht. . . .

— Nein, mein Herr. Es war erstickt.

Während sie sprach, besorgte sie das Kind; und ich betrachtete diese dürren Hände, die ihm das Leben gerettet hatten und jetzt vorsichtig den Nabel mit einem mit Salbe bestrichenen Läppchen abbanden.

— Julie, gieb mir die Binde.

Und während sie den Leib des Kindes wickelte, fügte sie hinzu:

— Der ist nun ausser Gefahr. Gott segne ihn!

Und ihre erfahrenen Hände nahmen den weichen kleinen Kopf, als ob sie ihn formen wollten. Das Kind schrie immer stärker; es schrie sich in eine Art Wut, und behielt dabei sein apoplektisches Aussehen, die violette

Digitized by Google

Röte, ein Widerwillen erregendes Äussere. Es schrie immer stärker, als ob es mir einen Beweis seiner Lebenskraft geben, als ob es mich provoziren, mich reizen wollte.

Er lebte, er lebte. Und die Mutter? Ausser mir trat ich schnell wieder in das andere Zimmer.

— Tullio!

Es war Juliane's Stimme, schwach wie die einer Sterbenden.

## XXXII.

Die ununterbrochene Zuführung des hoch temperirten Wassers hatte in ungefähr zehn Minuten die Blutung gestillt. Jetzt ruhte die Wöchnerin in ihrem Bett im Alkoven. Es war heller Tag.

Ich sass am Kopfende und betrachtete sie in schmerzvollem Schweigen. Vielleicht schlief sie nicht. Aber die äusserste Schwäche machte es ihr unmöglich, sich zu regen, ein Lebenszeichen von sich zu geben, liess sie wie eine Leblose erscheinen. Während meine Augen auf dem unheimlich wachsbleichen Gesicht ruhten, sah ich im Geiste wieder die Blutflecken, all das arme vergossene Blut, das die Laken durchweicht, in die Matratzen gedrungen und die Hände des Arztes rot gefärbt hatte.

„Wer wird ihr all das Blut ersetzen?“ Ich machte eine unwillkürliche Bewegung sie zu berühren, denn ich hatte ein Gefühl, als müsse sie zu Eis erstarrt sein. Aber die Furcht sie zu stören, hielt mich davon ab. Während ich sie unaufhörlich betrachtete, übermannte mich immer von neuem eine plötzliche Angst und mehr als einmal, war ich im Begriff aufzustehen und den Arzt zu rufen. Während meines Grübelns drehte ich zwischen den Fingern, eine kleine Baumwollenflocke, die ich sorgfältig in den Fäden auflöste und in meiner unbesiegbaren Angst und Unruhe, näherte ich von Zeit zu Zeit mit unbeschreiblicher Vorsicht die Fäden an Juliane's Lippen und an dem leichten Erzittern der Fäden, bemass ich die Stärke ihres Atems.

Sie lag auf dem Rücken und der Kopf ruhte auf einem niedrigen Kissen. Die leicht gelösten, kastanienbraunen Haare umrahmten das Gesicht und liessen ihre Züge noch zarter, noch wächserner erscheinen. Das Hemd war am Hals und an den Handgelenken geschlossen. Und ihre Hände, die auf dem Betttuch ruhten, waren so weiss, dass nur die blauen Adern sie von dem Linnen unterschieden. Eine übernatürliche Güte strömte von diesem armen, bleichen, unbeweglichen Wesen aus; eine Güte, die mein ganzes Wesen durchdrang, mein Herz überfliessen machte. Und sie schien wieder zu mir zu sagen: „Was hast Du aus mir gemacht?“ Und ihre welken Lippen mit den herabgezogenen Mundwinkeln, ein Zeichen tödtlicher Erschöpfung, die trockenen Lippen, die durch so viel Leiden verzerrt, der Mund, dem so viel Wehgeschrei entfahren war, schien immer wieder zu sagen: „Was hast Du aus mir gemacht?“

Meine Augen ruhten auf der abgemagerten Gestalt, deren Formen sich kaum von der Fläche des Bettes abhoben. Da das Ereignis sich vollzogen, da sie sich endlich von der schrecklichen Last befreit, da das andere Leben sich für immer von dem ihrigen losgelöst hatte, so trübten auch jene instinktiven Regungen des Widerwillens, jene plötzlich auftauchenden Schatten des Hasses nicht mehr meine Zärtlichkeit und mein Mitleid. Nichts als unendliche Zärtlichkeit, unendliches Mitleid empfand ich für sie, wie für das beste und das unglücklichste Geschöpf in Gottes Welt. Meine ganze Seele hing jetzt an diesen armen Lippen, die von einem Augenblick zum anderen ihren letzten Seufzer aushauchen konnten. Bei dem Anblick dieser Blässe kam mir die heilige Ueberzeugung: „Wie glücklich wäre ich, könnte ich die Hälfte meines Blutes in ihre Adern überfliessen lassen!“

Ich hörte das leise Ticken einer Uhr vom Nachttisch her, und fühlend,

Digitized by Google

wie die Zeit im Laufe der flüchtigen Minuten entfloh, dachte ich bei mir: „Aber er lebt."

Und das Entfliehen der Zeit erzeugte eine sonderbare Angst in mir, anders als früher, ein unbeschreibliches Gefühl.

— Er lebt — dachte ich — und er hat ein zähes Leben. Als er geboren war, atmete er nicht. Als ich ihn sah, trug er noch an seinem Körper alle Erstickungsmale. Wenn ihn die Hebeamme durch ihre Mühen nicht in das Leben zurückgerufen hätte, wäre er jetzt nichts als ein kleiner, bläulicher Leichnam, ein unschädliches Ding, um das man sich nicht zu sorgen brauchte, das man vielleicht vergessen könnte. Nichts anderes würde mich beschäftigen, als Juliane's Genesung. Ich würde nicht vom Platze weichen, ich würde der eifrigste, sanfteste aller Krankenpfleger sein, die belebende Transfusion würde mir gelingen, die Macht der Liebe würde das Wunder bewirken. Es wäre nicht denkbar, dass sie nicht genesen würde. Ganz allmählig würde sie wieder auferstehen, neugeboren, mit neuem Blute. Sie würde ein neues Wesen sein, frei von jeder Unwahrheit. Beide würden wir uns geläutert, einander würdig fühlen, nach einer so langen, schmerzvollen Busse. Durch die Krankheit, die Zeit der Genesung würde die traurige Erinnerung in unbestimmte Fernen rücken. Und ich würde aus ihrer Seele selbst den Schatten einer Erinnerung löschen; ich würde ihr vollkommenes Vergessen schaffen in der Liebe. Nach dieser schweren Prüfung würde jede andere Liebe, neben der unseren, nichtig erscheinen. Ich versenkte mich in diese fast in mystischem Lichte erscheinende Vorstellung der Zukunft, während Juliane's Antlitz unter meinem unverwandt auf ihr ruhendem Blick etwas unkörperliches annahm, einen Ausdruck übermenschlicher Güte, als hätte sie sich schon von dieser Welt losgelöst, als sei mit ihrem Blut der letzte Rest von Bitterkeit, von Unreinheit ausgestossen worden und angesichts des Todes nur ihre geistige Wesenheit übrig geblieben. Die stumme Frage: „Was hast Du aus mir gemacht?" hatte nichts schmerzliches, nichts furchtbares mehr für mich. Ich antwortete:

— Bist Du nicht durch mein Werk die Schwester des Schmerzes geworden? Hat sich Deine Seele nicht in ihren Leiden zu einer schwindelhaften Höhe aufgeschwungen, von der sie die Welt in einem ungewohnten Lichte sehen konnte? Ist Dir nicht durch mich die Offenbarung der höchsten Wahrheit zu teil geworden? Was wollen all unsere Irrtümer, all unsere Fehler, unsere Vergehen sagen, wenn wir durch sie dahin gelangt sind den Schleier von unseren Augen zu reissen, dahin gelangt sind, das, was in unserem elenden Dasein weniger gemein ist, zu befreien? Uns wird die höchste Freude zu teil, die die Auserwählten auf Erden erstreben können: mit Bewusstsein zu neuem Leben erstehen.

Es kam eine begeisterte Stimmung über mich. Tiefes Schweigen herrschte im Alkoven, in dem geheimnisvolle Schatten walteten, Julianes Gesicht schien mir verklärt; und meine Gedanken hatten etwas feierliches, denn ich fühlte in der Luft die Gegenwart des unsichtbaren Todes. Meine ganze Seele hing an diesen bleichen Lippen, die von einem Augenblick zum anderen ihren letzten Seufzer aushauchen konnten. Und diese Lippen verzogen sich und ein Stöhnen entrang sich ihnen. Und das schmerzliche Verziehen veränderte die Züge des Gesichts für eine Weile. Die Falten in der Stirne vertieften sich, die Augenlider begannen leicht zu zittern und zwischen den Wimpern ward das Weisse des Auges sichtbar.

Ich neigte mich über die Kranke. Sie öffnete die Augen und schloss sie gleich wieder. Sie schien mich nicht gesehen zu haben. Ihre Augen waren blicklos gewesen, wie von Blindheit geschlagen.

War sie plötzlich erblindet?

Ich hörte jemanden in das Zimmer kommen. „Wäre es nur der Arzt!" Ich trat aus dem Alkoven. Und wirklich sah ich den Arzt, meine Mutter und die Hebeamme, die leise eingetreten waren. Christine folgte ihnen.

— Ist sie ruhig? — fragte der Arzt mit gedämpfter Stimme.

Digitized by Google

— Sie stöhnt. Gott weiss, wie sie noch leiden mag.

— Hat sie gesprochen?

— Nein.

— Sie darf um keinen Preis aufgeregt werden. Vergessen Sie das nicht.

— Soeben hat sie einen Augenblick die Augen geöffnet. Sie schien nichts zu sehen . . . .

Der Arzt winkte uns zurückzubleiben und trat in den Alkoven ein. Meine Mutter sagte zu mir:

— Komm. Wir müssen sie jetzt dem Arzt überlassen. Komm mit. Wir wollen uns Mundi ansehen. Friedrich ist auch bei ihm.

Sie nahm mich bei der Hand. Ich liess mich führen.

— Er ist eingeschlafen — fuhr sie fort. Er schläft sanft. Heute nachmittag wird die Amme kommen

Obgleich ihr Juliane's Zustand Unruhe und Besorgnis einflösste, lächelten ihre Augen, während sie von dem Kinde sprach; ihr ganzes Antlitz leuchtete von Zärtlichkeit.

Auf Anordnung des Arztes war das Zimmer für das Kind möglichst entfernt von dem der Wöchnerin gewählt worden: ein grosses luftiges Zimmer, an dem noch viele Erinnerungen aus unserer Kinderzeit hafteten. Beim Eintritt fiel mein Blick sofort auf Friedrich, Maria und Natalie, die alle drei über die Wiege gebeugt, den kleinen Schläfer betrachteten. Friedrich wandte sich um und fragte vor allem:

— Wie geht es Juliane?

— Schlecht.

— Schläft sie nicht?

— Sie leidet sehr.

Meine Antworten klangen hart, ohne dass ich es wollte. Meine Seele war plötzlich ernüchtert. Ich empfand nichts als eine unüberwindliche Abneigung, die ich nicht zu verbergen vermochte, gegen den Eindringling und Unwillen und Ungeduld gegen die Pein, die mir die Menschen unbewusst zufügten. Wie ich mich auch bemühte, es gelang mir nicht mich zu verstellen. So standen wir nun, ich, meine Mutter, Friedrich, Maria und Natalie um die Wiege, und bewachten Raimund's Schlaf.

Er lag, in seine Windeln gewickelt und hatte ein mit Spitzen und Bändern verziertes Häubchen auf dem Kopf. Das Gesicht schien weniger aufgedunsen, aber noch rötlich, und die Wangen glänzten, wie die neue Haut einer kaum vernarbten Wunde. Von den Mundwinkeln des geschlossenen Mundes lief ein wenig Speichel; die wimperlosen, an den Rändern entzündeten Augenlider bedeckten die vortretenden Augäpfel; an der Wurzel der noch formlosen Nase war ein blauer Fleck sichtbar.

— Aber wem gleicht er wohl? — sagte meine Mutter. — Ich finde noch keine Aehnlichkeit . . .

— Er ist noch zu klein. — meinte Friedrich. — Ein paar Tage muss man noch warten.

Meine Mutter blickte zwei oder dreimal abwechselnd erst auf mich und dann auf das Kind, wie um unsere Züge besser vergleichen zu können.

— Nein — sagte sie. Eher sieht er Juliane ein wenig ähnlich.

— Bis jetzt sieht er niemanden ähnlich — unterbrach ich sie. — Er sieht schrecklich aus. Siehst Du denn das nicht? —

— Schrecklich! Er ist bildhübsch. Sieh nur die vielen Haare!

Und ganz vorsichtig nahm sie mit ihren Fingern das Häubchen von dem noch weichen Kopf, an dem einige braune Haare klebten.

— Lass ihn mich anfassen, Grossmama! — bat Maria und streckte die Hände nach dem Kopf des Brüderchens.

— Nein, nein. Du willst ihn wohl aufwecken?

Der Schädel sah aus, als wäre er von Wachs, das durch Hitze weich geworden, fettig, schwärzlich. Und es machte den Eindrnck, als würde die leiseste Berührung eine Spur darauf hinterlassen. Meine Mutter bedeckte

Digitized by Google

seinen Kopf wieder. Dann beugte sie sich über ihn, um ihm mit unbeschreiblicher Zartheit die Stirne zu küssen.

— Ich auch, Grossmama — bat Maria.

— Aber sanft, um des Himmels willen!

Die Wiege war zu hoch.

— Hebe mich hoch — sagte Maria zu Friedrich.

Friedrich hob sie in seinen Armen hoch; und ich sah, wie die schönen rosigen Lippen meiner Tochter sich zum Kusse spitzten, ehe sie die Stirn berührten, und ich sah ihre langen Locken über die weissen Wickeltücher rieseln.

Auch Friedrich küsste ihn und blickte dann auf mich. Ich lächelte nicht.

— Und ich? Und ich?

Es war Natalie, die sich an den Rand der Wiege klammerte.

— Sanft, um des Himmels willen!

Auch sie wurde von Friedrich aufgenommen. Und wieder sah ich die langen Locken über die weissen Wickeltücher rieseln, als sie sich in zärtlicher Bewegung über ihn neigte. Ich stand wie versteinert; und die finsteren Gedanken, von denen ich beherrscht wurde, mussten sich in meinen Blicken aussprechen. Diese Küsse von Lippen, die mir über alles teuer waren, hatten dem Eindringling in meinen Augen nichts von dem widerwärtigen Anblick geraubt, sondern hatten ihn mir noch verhasster gemacht. Ich fühlte, dass es mir unmöglich sein würde, dieses fremde Fleisch und Blut zu berühren, mich zu irgend einer äusserlichen Handlung väterlicher Liebe herzugeben.

Meine Mutter sah mich beunruhigt an.

— Du giebst ihm keinen Kuss? — fragte sie mich.

— Nein, Mutter, nein. Juliane hat zu viel durch ihn leiden müssen. Das kann ich ihm nicht verzeihen . . .

Und mit einer unwillkürlichen Bewegung des Widerwillens zog ich mich zurück.

Einen Augenblick blieb meine Mutter sprachlos vor Staunen.

— Wie kannst Du so etwas sagen, Tullio? Was kann das arme Kind dafür? Sei doch gerecht!

Meine Mutter hatte wohl bemerkt, dass meine Abneigung echt war. Es gelang mir nicht, mich zu beherrschen. Alle meine Nerven empörten sich.

— Ich kann jetzt nicht, ich kann nicht . . . . Lass mich, Mutter. Es wird vorübergehen.

Meine Stimme war herb und entschlossen. Ich zitterte am ganzen Körper. Die Kehle war mir wie zugeschnürt und meine Gesichtsmuskeln verzerrten sich. Nach so vielen Stunden heftiger Erregung, fühlte ich das Bedürfnis mich gehen zu lassen. Ich glaube, wenn ich in Weinen hätte ausbrechen können, mir wäre wohl gewesen; aber ich konnte es nicht.

— Du machst mir viel Kummer, Tullio, — sagte meine Mutter.

— Wünschst Du, dass ich ihn küsse? — schrie ich ausser mir.

Und ich ging zu der Wiege, beugte mich über das Kind und küsste es.

Das Kind wachte auf, begann zu schreien, erst leise, dann immer lauter wie in zunehmender Wut. Ich sah, wie sein Gesicht immer röter wurde und sich von der Anstrengung in Falten legte, während die weissliche Zunge in dem weitgeöffneten Munde zitterte. Obgleich ich mich auf dem Gipfel der Verzweiflung befand, bemerkte ich doch, welchen Fehler ich begangen hatte. Ich fühlte die Blicke von Friedrich, Maria und Natalie in unerträglicher Weise auf mir ruhen.

— Verzeihe mir, Mutter — stotterte ich. — Ich weiss nicht mehr, was ich thue. Ich bin unverständig. Verzeihe mir.

Sie hatte das Kind aus der Wiege genommen und hielt es in ihren Armen, ohne es beruhigen zu können.

Das Geschrei griff mich sehr an, es drang mir durch alle Nerven.

— Lass uns hinausgehen, Friedrich.

Ich verliess eilig das Zimmer. Friedrich folgte mir.

Digitized by Google

— Es geht Juliane so schlecht. Ich begreife nicht, wie man in diesem Augenblick an etwas anderes, als an sie denken kann — sagte ich, gleichsam, um mich zu rechtfertigen. — Du hast sie nicht gesehen. Man würde denken, sie stirbt.

## XXXIII.

Mehrere Tage schwebte Juliane zwischen Leben und Tod. Ihre Schwäche war derart, dass jede leiseste Anstrengung eine Ohnmacht zur Folge hatte. Sie musste beständig auf dem Rücken liegen, ohne sich rühren zu dürfen. Jeder Versuch sich aufzurichten, rief die Symptome einer Blutarmut im Gehirn hervor. Nichts war imstande sie von dem Gefühl des aufsteigenden Ekels zu befreien, ihr das Gewicht von der Brust zu nehmen, das sie bedrückte, das Sausen, das sie beständig hörte, zu entfernen.

Tag und Nacht wachte ich am Kopfende ihres Lagers, von einer unermüdlichen Energie aufrecht erhalten, über die ich mich selbst wunderte.

Mit meiner ganzen Lebenskraft stützte ich dieses Leben, das zu erlöschen drohte. Mir war, als stände auf der anderen Seite des Kopfendes der Tod auf der Lauer, bereit im günstigen Augenblick die Beute an sich zu reissen. Zuweilen hatte ich wirklich das Gefühl, als übertrüge ich einen Teil meines Wesens in den gebrechlichen Körper der Kranken, als teilte ich ihr von meiner Kraft mit, als gebe ich ihrem müden Herzen einen frischen Antrieb. Niemals flössten mir all die Widerwärtigkeiten, die die Krankheit im Gefolge hatte Widerwillen oder Ekel ein. Keiner der äusseren Vorgänge verletzte mein Zartgefühl. Meine geschärften Sinne kannten kein anderes Ziel, als die kleinsten Veränderungen in dem Zustande der Kranken wahrzunehmen. Noch ehe sie ein Wort hervorbrachte, ehe sie ein Zeichen machte, erriet ich ihren Wunsch, ihr Bedürfnis, den Grad ihres Leidens. Ohne den Rat des Arztes, in einer Art Eingebung, verfiel ich auf neue und sinnreiche Mittel einen Schmerz zu erleichtern, einen Anfall zu beruhigen. Nur mir gelang es sie zum essen, zum schlafen zu überreden. Ich nahm zu allen Künsten des Bittens und Schmeichelns meine Zuflucht, um sie zu bewegen einige Tropfen von etwas Kräftigendem hinunterzuschlucken. Ich bestürmte sie so, dass sie, widerstandsunfähig, sich zu dem heilkräftigen Entschluss aufraffen, ihren Ekel besiegen musste. Und es gab nichts beseligenderes für mich, als das unmerkliche Lächeln, mit dem sie sich meinem Willen fügte. Jedes geringste Zeichen ihres Gehorsams erfüllte mein Herz mit tiefer Rührung. Wenn sie mit ihrer schwachen Stimme sagte: — Ist es so recht? Bin ich brav? —, so schnürte sich mir die Kehle zusammen und meine Augen verschleierten sich.

Oft klagte sie über einen pochenden Schmerz an den Schläfen, der ihr keine Ruhe liess. Ich strich mit meinen Fingerspitzen über ihre Schläfen, um den Schmerz zu magnetisieren.

Leise, leise fuhr ich über ihre Haare, um sie einzuschläfern. Wenn ich dann an ihrem Atem merkte, dass sie schlief, so fühlte auch ich mich erquickt, fast als hätte die Wohlthat des Schlafes sich auch auf mich erstreckt. Vor diesem Schlafe wurde ich fromm, von einer unbestimmten Inbrunst ergriffen, ich fühlte die Notwendigkeit an ein höheres, allgegenwärtiges, allmächtiges Wesen zu glauben, an das ich meine Gebete richten konnte. Aus dem Innersten meiner Seele stiegen unwillkürlich Präludien zu Gebeten nach christlichem Ritus auf. Zuweilen erhob sich meine innere Beredsamkeit zu der Höhe des wahren Glaubens. In mir erwachten alle die mystischen Neigungen, die durch eine lange Reihe katholischer Vorfahren auf mich überkommen waren.

Während mein inneres Gebet mich bewegte, betrachtete ich die Schlafende.

Sie war noch immer weiss, wie ihr Hemd. Ihre Haut war von einer Durchsichtigkeit, dass ich die Adern in ihren Wangen, ihrem Kinn, ihrem Halse hätte zählen können.

Digitized by Google

Ich betrachtete sie, als hoffte ich die Wohlthat des Schlafes an ihr äusserlich wahrnehmen zu können, das langsame Verteilen des durch die Nahrung erneuten Blutes, die ersten Zeichen der Genesung. Ich hätte gewünscht, durch übernatürliche Gabe, der geheimnisvoll waltenden Arbeit der Heilung, die sich in diesem entkräfteten Körper vollzog, beiwohnen zu können. Und immer wieder hoffte ich: „Sie wird sich beim Erwachen kräftiger fühlen."

Es schien ihr eine grosse Erleichterung zu gewähren, wenn sie zwischen ihren kalten Händen meine Hand hielt. Zuweilen legte sie meine Hand auf das Kopfkissen und legte dann mit kindlicher Geberde ihre Wange dagegen; und so blieb sie eine Weile und schlummerte allmählich ein. Und um sie nicht zu wecken, konnte ich lange, lange Zeit den steif gewordenen Arm in seiner Unbeweglichkeit halten.

Zuweilen sagte sie:

— Warum schläfst Du hier nie mit mir? Du schläfst nie!

Und sie bestand darauf, dass ich meinen Kopf auf ihr Kissen legte.

— Schön, wir wollen schlafen.

Ich gab vor einzuschlafen, um ihr ein gutes Beispiel zu geben. Wenn ich die Augen wieder aufschlug, begegnete ich ihren weitgeöffneten Augen, die auf mir ruhten.

— Nun — rief ich aus — was thust Du?

— Und Du? — antwortete sie.

In ihren Augen lag ein solcher Ausdruck von Zärtlichkeit und Güte, dass ich von innigster Rührung ergriffen wurde. Ich küsste sie auf die Augenlider. Sie wollte mir den Kuss zurückgeben. Und wiederholte dann:

— Jetzt wollen wir schlafen.

Und so senkte sich zuweilen ein Schleier der Vergessenheit über unser Unglück.

Oft waren ihre armen Füsse kalt wie Eis. Ich fühlte sie unter der Decke und sie schienen von Marmor zu sein. Und sie selbst sagte:

— Sie sind tot.

Sie waren abgezehrt, dünn und so klein, dass ich sie fast mit meiner Hand umspannen konnte. Ich fühlte grosses Mitleid mit ihnen. Ich wärmte selbst über dem Kohlenbecken für sie das wollene Tuch und wurde nicht müde für die Füsschen zu sorgen. Ich hätte sie mit meinem Atem erwärmen, mit Küssen bedecken mögen. In dieses neue Gefühl des Mitleids mischten sich Erinnerungen an die ferne Zeit der Liebe. Die glückliche Zeit, in der ich nie versäumt hatte fast in heiliger Gewohnheit, mit eigenen Händen, vor ihr kniend, ihr des Morgens die Strümpfe anzuziehen und sie des Abends wieder abzunehmen.

Eines Tages war ich nach langem Wachen so müde, dass mich ein unüberwindlicher Schlaf gerade in dem Augenblick übermannte, wo ich unter der Decke die toten Füsschen in das erwärmte Tuch hüllte. Mein Kopf fiel nach vorne über und ich schlief in dieser Stellung ein.

Als ich erwachte, waren meine Mutter, mein Bruder und der Arzt im Alkoven, die mich lächelnd anblickten. Ich war verwirrt.

— Armer Sohn! Du kannst nicht mehr — sagte meine Mutter und glättete mir das Haar mit einer ihrer zärtlichsten Bewegungen. Und Juliane:

— Mama, bringe Du ihn hinaus. Friedrich, führe ihn hinaus.

— Nein, nein, ich bin nicht müde — wiederholte ich. — Ich bin nicht müde.

Der Arzt kündigte seine Abreise an. Er erklärte die Wöchnerin ausser jeder Gefahr und auf dem sicheren Wege der Besserung. — Man müsse fortfahren, auf alle Weise die Neubildung des Blutes zu befördern. Sein Kollege, Jemma von Tussi, mit dem er konferirt habe und der mit ihm übereinstimme, würde die Behandlung, die im übrigen äusserst einfach sei, fortsetzen. Er habe mehr Vertrauen in die strenge Beobachtung der hygienischen und diätetischen Verordnungen, die er angeordnet, als in die Arzneimittel.

Digitized by Google

— In der That — fuhr er fort und deutete auf mich — könnte ich mir keinen intelligenteren, wachsameren, ergebeneren Krankenpfleger wünschen. Er hat Wunder gewirkt und wird es weiter thun. Ich reise beruhigt ab.

Ich hatte das Gefühl, als ob mir das Herz an die Kehle spränge und mich erstickte. Das unerwartete Lob aus diesem strengen Munde in Gegenwart meiner Mutter, meines Bruders rührte mich tief; es war für mich ein ungewöhnlicher Lohn. Ich blickte auf Juliane und sah, dass ihre Augen sich mit Thränen gefüllt hatten. Und unter meinem Blick brach sie plötzlich in Schluchzen aus. Ich machte eine übermenschliche Anstrengung, um an mich zu halten, aber es gelang mir nicht. Es war als wollte sich meine Seele auflösen. Alle Tugenden der Welt lebten in dieser unvergesslichen Stunde in meiner Brust.

## XXXIV.

Von Tag zu Tag nahmen Juliane's Kräfte langsam zu. Meine Ausdauer wurde nicht geringer. Die Erklärung des Doktor Vebesti hatte sogar zur Folge, dass ich meine Aufmerksamkeit verdoppelte, niemand anderen meine Stelle einnehmen liess, meiner Mutter und meinem Bruder, die mir dringend Ruhe anrieten, Widerstand leistete. Mein Körper hatte sich ausserdem jetzt an die harte Zucht gewöhnt und ermüdete fast niemals. Mein ganzes Leben schlossen die Wände dieses Zimmers ein, ich lebte nur in der Vertrautheit des Alkovens, nur in dem Bereiche, wo die Kranke atmete.

Da sie der absoluten Ruhe bedurfte und wenig sprechen sollte, um sich nicht zu ermüden, bemühte ich mich, selbst die vertrauten Personen vom Bette fern zu halten. So blieb dieser Alkoven denn von dem übrigen Hause getrennt. Stunden und Stunden blieben Juliane und ich allein. Und da sie durch ihre Krankheit gefesselt war und ich in meinen heiligen Pflichten aufging, so kam es wohl zuweilen vor, dass wir unser Unglück vergassen, der Begriff der Wirklichkeit uns verloren ging und wir nur dem Bewusstsein unserer grossen Liebe lebten.

Es schien mir zuweilen, als ob es jenseits dieser Vorhänge keine Existenz mehr gäbe, so gewaltig war die Empfindung meines ganzen Seins für die Kranke. Nichts erinnerte mich mehr an das furchtbare Geschehnis. Ich sah vor mir eine Schwester, welche litt, und meine einzige Sorge war es, ihre Schmerzen zu erleichtern.

Nicht selten geschah es, dass dieser Schleier des Vergessens gewaltsam zerrissen wurde. Meine Mutter sprach von Raimund. Die Vorhänge thaten sich auf, um den Eindringling durchzulassen.

Meine Mutter trug ihn in den Armen. Und ich war da. Ich fühlte, dass ich erbleichte, denn alles Blut strömte mir zum Herzen. Was mochte Juliane empfinden?

Ich betrachtete dieses rötliche Gesicht, das die Grösse einer Männerfaust hatte und unter dem gesteppten Häubchen halb versteckt war; und mit einem so wilden Hass, der jedes andere Gefühl in meiner Seele erstickte, dachte ich: Was soll ich thun, um mich von Dir zu befreien? Warum bist Du nicht, so nahe dem Ersticken, gestorben? Mein Hass kannte keine Grenzen; er war instinktiv, blind, unbezähmbar, ich möchte fast sagen, lüstern; er sass mir im Fleische, er durchströmte alle meine Adern, all meine Nerven, er bewegte jede Fiber in mir. Er war durch nichts zu dämpfen, durch nichts zu zerstören.

Die Gegenwart des Eindringlings genügte, gleichviel zu welcher Stunde, gleichviel unter welchen Umständen, um in meinem Inneren alles für den Augenblick zu vernichten, und nur ein einziges Gefühl beherrschte mich: Der Hass gegen ihn.

Meine Mutter sagte zu Juliane:

— Sieh nur, wie er sich in den wenigen Tagen verändert hat! Er

Digitized by Google

gleicht mehr Dir, als Tullio; aber keinem von Beiden sehr. Er ist noch zu klein. Wir werden schon sehen . . . . Willst Du ihm einen Kuss geben?

Und sie näherte den Lippen der Kranken die Stirn des Kindes. Was mochte Juliane empfinden?

Aber das Kind begann zu weinen.

Und ich vermochte ohne Bitterkeit meiner Mutter zu sagen:

— Trage es hinaus, ich bitte Dich. Juliane bedarf der Ruhe. Diese Aufregungen thun ihr grossen Schaden.

Meine Mutter verliess den Alkoven. Das Geschrei wurde kräftiger und erregte in mir immer dieselbe Empfindung einer schmerzhaften Zerreissung und die Lust hinzulaufen und es zu ersticken, um nichts mehr zu hören. Wir vernahmen es noch einige Augenblicke, während sie sich entfernten. Als endlich nichts mehr zu hören war, erschien mir die Ruhe furchtbar, wie ein Mühlstein legte sich das Schweigen auf meine Brust und erdrückte mich. Aber ich überliess mich nicht diesem Schmerze, denn ich wusste dass Juliane meiner Hülfe bedurfte.

— Ach Tullio, Tullio, es ist nicht möglich. . .

— Schweige, schweige, wenn Du mich liebst Juliane. Schweige, ich bitte Dich darum!

Mit meiner Stimme, meiner Bewegung flehte ich sie an. Meine feindselige Stimmung war verflogen; und ich fand keinen anderen Schmerz, als den ihren, ich fürchtete nur das Unheil, das der Kranken aus dem Zusammensein mit diesem gebrechlichen Leben erwachsen konnte.

— Wenn Du mich liebst, so darfst Du an nichts denken, als gesund zu werden. Siehst Du? Ich denke nur an Dich, ich leide nur deinetwegen. Du darfst Dich nicht quälen; Du musst Dich ganz meiner zärtlichen Fürsorge überlassen um gesund zu werden . . .

Mit ihrer leisen, zitternden Stimme sagte sie:

— Aber Gott weiss, was Du in Deinem innersten Herzen empfindest! Armes Herz!

— Nein, nein Juliane, quäle Dich nicht so! Ich leide nur für Dich, weil ich Dich leiden sehe. Wenn Du lächelst, vergesse ich Alles. Wenn Du Dich wohl fühlst, bin ich glücklich. Wenn Du mich also liebst, musst Du gesund werden, musst Du ruhig, gehorsam und geduldig sein. Und wenn Du gesund bist, wenn Du kräftiger sein wirst, dann . . . . wer weiss! Gott ist gütig.

Sie murmelte:

— Gott, erbarme Dich unser.

Auf welche Weise soll er sich unser erbarmen? dachte ich. Er soll den Eindringling sterben lassen. So stieg also in uns beiden der Wunsch nach seinem Tode auf; also auch sie sah keinen anderen Ausweg, als den Untergang des Kindes. Und es gab keinen anderen Ausweg.

Und vor meiner Erinnerung tauchte ein kurzes Zwiegespräch auf, das wir vor langer Zeit bei einem Sonnenuntergang unter den Ulmen geführt hatten, und die schmerzliche Beichte tauchte vor meiner Erinnerung auf.

„Aber jetzt, da er geboren ist, wird sie ihn noch verabscheuen? Kann sie Fleisch von ihrem Fleisch wirklich hassen? Kann sie aufrichtig zum lieben Gott beten, dass er ihr Geschöpf wieder zu sich nehme?" Und die wahnwitzige Hoffnung, die an jenem verhängnisvollen Abend in mir aufgeblitzt war, kehrte wieder: „Wenn die Suggestion des Verbrechens bei ihr Eingang fände und nach und nach so stark würde, dass sie sie fortrisse! . . ."

War mir nicht einen Augenblick der Gedanke an ein versuchtes, mislungenes Verbrechen durch den Kopf geschossen, als ich die Hebamme den Rücken und die Fusssohlen des kleinen bläulichen, leblosen Körpers reiben sah? Auch das war ein wahnwitziger Gedanke gewesen. Nie würde Juliane gewagt haben . . .

Und ich betrachtete ihre Hände, die auf dem Bettuch lagen, sie waren so weiss, dass nur die blauen Adern sie von dem Linnen unterschieden.

Digitized by Google

## XXXV.

Jetzt, da es der Kranken von Tag zu Tag besser ging, wurde ich von seltsamer Sorge gequält. Im Innersten meines Herzens regte sich ein unbestimmtes Bedauern, dass die traurigen, einförmigen Tage im Alkoven vorüber waren, während eintöniger Regen sich über die trübe Herbstlandschaft ergoss. Diese Morgen, diese Abende, diese Nächte, wenn sie auch schmerzvoll waren, bargen doch eine stille Seligkeit in sich. Mein Werk der Barmherzigkeit erschien mir mit jedem Tage reizvoller. Ein Reichtum von Liebe überschwemmte meine Seele und begrub zuweilen alle finsteren Gedanken, liess mich zuweilen das furchtbare Geschehnis vergessen, verschaffte mir trostreiche Illusionen, unbestimmte Träume. Hier drinnen hatte sich zuweilen eine Empfindung, wie man sie wohl im Schatten jener einsamen Kapellen hat: ich fühlte mich an einem Ort, der mir Zuflucht gewährte gegen die Gewaltthätigkeiten des Lebens, gegen die Gelegenheit zur Sünde. Es wollte mir zuweilen scheinen, als ob die leichten Vorhänge mich von einem Abgrunde trennten. Eine plötzliche Angst vor dem Unbekannten bemächtigte sich meiner. Ich horchte in der Nacht auf das Schweigen des ganzen Hauses, das mich umgab; und ich sah mit den Augen der Seele, inmitten eines entfernten Zimmers, beim Lampenlicht, die Wiege, in der der Eindringling schlief, der Herzensliebling meiner Mutter, mein Erbe. Ein Entsetzensschauder schüttelte mich; und unter dem verhängnisvollen Aufleuchten eines einzigen Gedanken, blieb ich lange Zeit von Grauen betäubt. Die Vorhänge trennten mich von einem Abgrund.

Jetzt, wo es von Tag zu Tag Juliane besser ging, fehlte der Grund für die Absperrung; und allmählich drang ein gemeinsames Familienleben in den friedlichen Raum ein. Meine Mutter, mein Bruder, Maria, Natalie, Miss Edith kamen häufiger und hielten sich länger darin auf.

Raimund drängte sich der mütterlichen Zärtlichkeit auf. Weder für Juliane, noch für mich war es möglich dem aus dem Wege zu gehen. Es mussten ihm Küsse verabreicht, ihm zugelächelt werden. Wir mussten uns mit Kunst verstellen, heucheln, wir mussten die raffinirtesten Grausamkeiten, die der Zufall herbeiführte, ertragen, wir gingen langsam zu Grunde.

Von nahrhafter, gesunder Milch ernährt, von aller erdenklichen Sorgfalt umgeben, verlor Raimund allmählich das frühere Aeussere, das Widerwillen eingeflösst hatte, er nahm zu, wurde zarter, seine Formen wurden klarer und seine grauen Augen konnte er weit öffnen. Aber alle seine Bewegungen waren mir verhasst, die Art wie er mit den Lippen an der Brust saugte bis zu den unsicheren strampelnden Bewegungen seiner kleinen Hände. Nie konnte ich an ihm Grazie und Anmut wahrnehmen, nie hatte ich einen Gedanken an ihn, der nicht feindlich war. Wenn ich gezwungen war, ihn zu berühren, wenn meine Mutter ihn mir zum küssen reichte, so lief mir ein Schauder über die Haut, wie ihn mir die Berührung eines garstigen Tieres verursachen würde. Jede Fiber in mir empörte sich und die Gewalt, die ich mir anthun musste, brachte mich zur Verzweiflung.

Jeder Tag brachte mir neue Marter; und meine Mutter war der grosse Henker. Ein Mal, als ich unerwartet in das Zimmer trat und die Vorhänge des Alkovens zur Seite zog, bemerkte ich das Kind im Bett an Juliane's Seite. Es war niemand weiter gegenwärtig. Wir drei allein waren hier vereint. Das Kind, in seine weissen Windeln gehüllt, schlief sanft.

— Die Mutter hat ihn hier gelassen — stammelte Juliane.

Ich floh wie ein Wahnsinniger.

Ein anderes Mal kam Christine um mich zu rufen. Ich folgte ihr in das Zimmer, wo die Wiege stand. Meine Mutter sass dort und hielt das nackte Kind in ihrem Schooss.

— Ich wollte es Dir zeigen, bevor es eingewickelt wird — sagte sie zu mir. — Sieh nur!

Das Kind, das sich frei fühlte, strampelte mit Armen und Beinen, drehte die Augen bald da, bald dorthin, steckte die Finger in den geifernden Mund.



Digitized by Google

An den Handgelenken, an den Knöcheln, unter den Knieen und am Unterleib war der Körper rundlich und es bildeten sich Ringe im Fleisch, die mit Puder bedeckt waren. Aus dem geschwollenen Leib trat der Nabel noch missgestaltet heraus und war weiss von Puder. Die Hände meiner Mutter betasteten mit Wonne die zarten Glieder, zeigten mir seine Besonderheiten, eine nach der anderen, und erfreuten sich ganz besonders an der leuchtenden, weichen Haut, die er von dem frischen Bade behalten hatte. Und das Kind schien es angenehm zu empfinden.

— Fühle nur, wie fest er schon ist! — sagte sie und forderte mich auf, ihn zu befühlen.

Und ich musste ihn befühlen.

— Fühle nur, wie schwer er wiegt!

Und ich musste ihn aufheben, und den kleinen, weichen, warmen Körper in meinen Händen sich bewegen fühlen, in meinen Händen, die bebten, aber nicht von glücklicher Zärtlichkeit.

— Sieh nur!

Und lächelnd kniff meine Mutter zwischen Daumen und Zeigefinger die zarten Brüste, die das zähe Leben einschlossen, das allen Uebelthätern eigen.

— Liebling, Liebling, Grossmutter's Liebling! — sagte sie, während sie mit einem Finger das Kinn des Säuglings, der noch nicht einmal lachen konnte, kitzelte.

Das teure graue Haupt, das sich schon mit derselben Zärtlichkeit über zwei gesegnete Wiegen geneigt hatte, beugte sich, ein wenig weisser geworden, ahnungslos über das Kind eines Anderen, über einen Eindringling. Ich hatte das Gefühl, als sei sie gegen Natalie und Maria, die wirklichen Geschöpfe meines Blutes nicht von derselben Zärtlichkeit gewesen.

Sie selbst wollte ihn wickeln. Ueber den Leib machte sie ihm das Zeichen des Kreuzes.

— Du bist noch nicht einmal ein kleiner Christ!

Und sich zu mir wendend:

— Wir müssen nun den Tag der Taufe festsetzen.

## XXXVI.

Der Doktor Jemma, Ritter des Heiligen Grabes von Jerusalem, ein schöner, jovialer, alter Herr, brachte Juliane als Wochengeschenk einen Strauss weisser Chrysantemen.

— Ach, meine Lieblingsblumen! — sagte Juliane. — Ich danke Ihnen.

Sie nahm den Strauss, betrachtete ihn lange und vergrub ihre abgemagerten Hände darin; und es war eine traurige Aehnlichkeit zwischen ihrer Blässe und der Farblosigkeit dieser herbstlichen Blumen. Es waren grosse Chrysantemen, wie aufgeblüte Rosen, vielblätterig und schwer, ihre Farbe hatte etwas krankhaftes, blutloses, fast totes, sie erinnerte an das bläuliche Weiss, das die Wangen der kleinen Bettler deckt, wenn sie von Frost erstarrt sind. Einige waren von leicht bläulichen Adern durchzogen, andere spielten in's zart gelbliche.

— Nimm, — sagte sie zu mir. — Stelle sie in's Wasser.

Es war am Morgen, wir waren im November; vor kurzem war ein Jahr verflossen, seit jenem unseligen Tag, an den diese Blumen mich erinnerten.

Ach, ich habe sie verloren . . .

Und im Ohre tönte mir der Gesang aus dem Orpheus, während ich die weissen Chrysantemen in eine Vase stellte; vor meinem Geiste standen deutlich einige Momente jener sonderbaren Scene, die sich vor einem Jahre abgespielt hatte; ich sah Juliane wieder in jener zarten, goldigen Beleuchtung, in jenem süssen Duft, inmitten aller jener Gegenstände, die den Stempel weiblicher Anmut trugen, da der Geist der alten Melodie ein geheimes Leben

Digitized by Google

einzuhauchen, den Schatten über irgend eir Geheimnis zu verbreiten schien. Hatten diese Blumen auch bei ihr eine Erinnerung wachgerufen?

Tötliche Trauer legte sich auf meine Seele, die Trauer des hoffnungslos Liebenden. Der Andere erschien mir von neuem.

Seine Augen waren grau, wie diejenigen des Eindringlings.

Der Doktor rief mir vom Alkoven aus zu:

— Sie können das Fenster öffnen. Es ist gut, wenn möglichst viel Luft und Licht in das Zimmer dringt.

— Ach ja, ja mache es auf! — rief die Kranke.

Ich öffnete es. In diesem Augenblick kam meine Mutter mit der Amme, die Raimund trug. Ich blieb zwischen den Vorhängen, beugte mich über die Fensterbrüstung und sah auf das Land hinaus. Hinter mir hörte ich die vertrauten Stimmen.

Es war gegen Ende November, der Spätsommer war auch schon vorbei. Eine grosse Klarheit breitete sich über die feuchte Landschaft, über die edlen ruhigen Linien der Hügelketten aus. Es schien als ob über den Wipfeln der Olivenvflanzungen ein silberner Dunst schwebe. Hier und dort schimmerte eine Rauchsäule weisslich im Sonnenlicht. Dann und wann trug der Wind das Knistern fallender Blätter ans Ohr. Der Rest war Schweigen und Frieden.

— Warum — dachte ich — sang sie an jenem Morgen? Warum empfand ich diese Erregung, diese Angst, als ich sie hörte? Sie schien mir eine andere Frau. Liebte sie also jenen? Welcher Seelenstimmung entsprang bei ihr dieser ungewohnte musikalische Erguss? Sie sang, weil sie liebte. Vielleicht täusche ich mich. Aber niemals werde ich die volle Wahrheit erfahren. Es war nicht mehr die stürmische Eifersucht der Sinne, es war ein höherer Schmerz, der sich im Inneren meiner Seele erhob. Ich dachte: Welche Erinnerung bewahrt sie an Jenen? Wie oft mag sie die Erinnerung an ihn gequält haben? Der Sohn ist eine lebendige Fessel. In Raimund findet sie etwas von dem Manne wieder, dem sie angehört hat; sie wird bestimmtere Aehnlichkeiten finden. Es ist unmöglich, dass sie Raimund's Vater vergessen könnte. Vielleicht hat sie ihn immer vor Augen. Was würde sie empfinden, wenn sie wüsste, dass er ein zum Tode Verurteilter ist?

Und ich malte mir die Fortschritte aus, die die Paralyse inzwischen gemacht haben musste nach dem Vorbilde, das mir von dem armen Spinelli in der Erinnerung geblieben war. Und ich stellte mir ihn vor, wie er auf einem grossen Lehnstuhl von rotem Leder sass, das Gesicht von erdfahler Blässe, mit unbeweglichen Gesichtsmuskeln, der weitoffenstehende Mund voller Speichel und ein unverständliches Lallen von sich gebend. Und ich sah ihn wie er immerzu dieselbe Bewegung machte, um den Speichel der ihm unablässig aus den Mundwinkeln lief, mit einem Taschentuch zu entfernen. . . .

— Tullio!

Es war die Stimme meiner Mutter. Ich wandte mich um, und ging zum Alkoven.

Juliane lag auf dem Rücken, sehr niedergeschlagen und schweigsam.

Der Arzt untersuchte auf dem Kopf des Kindes einen beginnenden Milchschorf.

— Also wir wollen die Taufe übermorgen stattfinden lassen — sagte meine Mutter. — Der Arzt ist der Meinung, dass Juliane noch einige Zeit das Bett hüten muss.

— Wie finden Sie sie, Doktor? — fragte sie den Alten, indem sie auf die Kranke deutete.

— Mir scheint, es ist ein kleiner Stillstand in der Besserung eingetreten — antwortete er und schüttelte dazu seinen schönen, weissen Kopf. — Ich finde sie schwach, sehr schwach. Sie muss mehr Nahrung zu sich nehmen, sie muss sich zwingen. . .

Juliane unterbrach ihn, sie sah mich an, und meinte dann mit einem müden Lächeln:



Digitized by Google

— Er hat mein Herz untersucht.

— Nun? — fragte ich und wandte mich jäh dem alten Alten zu.

Es schien mir, als verdunkele ein Schatten seine Stirn.

— Das Herz ist vollkommen gesund — antwortete er ohne Zögern. — Nur mehr Blut muss es haben und Ruhe. Also nur Mut! Wie steht es heute Morgen mit dem Appetit?

Die Blutarme machte mit den Lippen eine Bewegung fast des Widerwillens. Sie sah zu dem offnen Fenster hin, durch das man ein Stück der zarten Himmelsbläue sah.

— Es ist wohl heute ein kalter Tag? — fragte sie zaghaft und zog die Hände unter die Decke.

Und man sah, dass sie schauderte.

## XXXVII.

Am darauf folgenden Tage besuchten Friedrich und ich Johann von Scordio. Es war am Nachmittag des letzten November. Wir gingen zu Fuss über die gepflügten Felder.

Wir gingen in nachdenklichem Schweigen. Langsam neigte sich am Horizont die Sonne. Goldiger Staub schwebte in der Luft über unseren Häuptern. Die feuchte Erde gewährte in ihrer lebhaft braunen Färbung einen Anblick von ruhiger Kraft, ich möchte fast sagen, friedlichen Bewusstseins ihrer Fruchtbarkeit. Aus den Erdschollen stieg ein sichtbarer Atem auf, ähnlich wie er den Nüstern der Rinder entströmt. Die weissen Gegenstände nahmen in dieser zarten Beleuchtung einen ungewöhnlich weissen Ton an, sie schienen weiss wie der Schnee zu sein. Eine Kuh in der Ferne, das Hemd eines Feldarbeiters, eine ausgebreitete Leinwand, die Mauern eines Gehöftes leuchteten wie bei Vollmondschein.

— Du bist traurig — sagte Friedrich in sanftem Ton zu mir.

— Ja, mein Freund: sehr traurig. Ich bin der Verzweiflung nahe.

Wieder folgte eine lange Pause.

Schaaren von Vögeln flogen mit lautem Flügelschlage aus den Hecken in die Lüfte. An unser Ohr drang das gedämpfe Geläute einer fernen Heerde.

— Weshalb verzweifelst Du? — fragte mich mein Bruder mit demselben Ton der Herzensgüte.

— Ich verzweifle an Julianen's Rettung, an meiner eigenen.

Er schwieg; kein Wort des Trostes kam über seine Lippen. Vielleicht war es der Schmerz, der ihm das Herz zusammenschnürte.

— Ich habe eine Ahnung — fuhr ich fort — als würde Juliane nicht wieder aufstehen.

Er schwieg. Wir gingen auf einem mit Bäumen bepflanzten Fussweg; die welken Blätter knisterten unter unseren Füssen, und wo keine Blätter waren, tönte der Boden dumpf unter unseren Schritten, als befänden sich unterirdische Höhlen darunter.

— Wenn sie tot ist — fuhr ich fort — was soll dann aus mir werden?

Eine plötzliche Angst ergriff mich, ein panischer Schrecken; und ich blickte auf meinen Bruder, der die Stirn in Falten gezogen hatte und schwieg, und ich blickte um mich in der stummen Verzweiflung dieser Stunde; und niemals hatte ich, wie in dieser Stunde, die erschreckliche Leere des Lebens empfunden.

— Nein, nein, Tullio — sagte mein Bruder — Juliane kann nicht sterben.

Das Schicksal hatte das verdammende Urteil gesprochen und daneben war seine Behauptung nichtig, wertlos. Und dennoch hatte er jene Worte mit einer Einfachheit gesprochen, die mich erschütterte, so seltsam berührte sie mich. So äussern Kinder wohl plötzlich unerwartete, schwerwiegende Worte,

Digitized by Google

die uns bis in's Innerste unserer Seele treffen; und es scheint eine prophetische Stimme durch ihren ahnungslosen Mund zu sprechen.

— Kannst Du in der Zukunft lesen? — fragte ich ihn, ohne einen Schimmer von Ironie.

— Nein, aber das ist meine Ahnung; und ich glaube daran.

Noch einmal kam mir von dem gütigen Bruder ein Hoffnungsstrahl; noch einmal löste sich durch ihn der eiserne Reif, der mein Herz zusammen presste. Die Ruhe war nur kurz. Den Rest des Weges sprach er mir von Raimund.

Als wir in die Nähe des Ortes kamen, den Johann von Scordio bewohnte, bemerkte er die hohe Gestalt des Greises im Felde.

— Sieh! dort ist er und säet. Wir bringen ihm die Einladung zu feierlicher Stunde.

Wir näherten uns ihm. Ich bebte innerlich, als wäre ich im Begriff eine Sünde zu begehen. Und schickte ich mich nicht in der That an, eine grosse und schöne Sache zu entweihen? Wollte ich nicht von diesem ehrwürdigen Greise verlangen die geistige Vaterschaft bei einem Kinde zu übernehmen, das im Ehebruch gezeugt war?

— Sieh diese Gestalt! — rief Friedrich aus, indem er stehen blieb und auf den Säemann deutete. — Er hat nur die Grösse eines Menschen und scheint dennoch ein Riese.

Wir blieben hinter einem Baum, an der Grenze des Feldes stehen, um ihn zu betrachten. Johann, der ganz bei seiner Arbeit war, hatte uns noch nicht bemerkt.

Geradeaus schritt er über das Feld, mit abgemessener Langsamkeit. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze von grüner und schwarzer Wolle, die längs der Ohren mit zwei Klappen versehen war, nach altem phrygischen Muster. Ein kleiner weiser Sack mit Korn gefüllt hing ihm an einem Lederriemen um den Hals bis über den Gürtel. Mit der linken Hand hielt er den Sack geöffnet, und mit der Rechten nahm er den Samen und streute ihn aus. Seine Bewegung war gross, kraftvoll und wohlbedacht und er hielt einen gleichmässigen Rhythmus dabei ein. Das Korn, das seiner Hand entglitt, glänzte zuweilen wie Funken Goldes in der Luft und fiel auf die feuchten, hochaufgeworfenen Furchen gleichmässig verteilt nieder. Der Säemann kam langsam vorwärts mit seinen nackten Füssen in dem nachgiebigen Erdreich einsinkend, und den Kopf zur Heiligkeit des Lichts emporgewandt. Seine Bewegung war gross, kraftvoll und wohlbedacht; seine ganze Erscheinung war einfach, heilig und grossartig.

Wir betraten das Feld.

— Heil Dir, Johann! — rief Friedrich aus, dem Alten entgegengehend.

— Gesegnet sei Dein Samen. Gesegnet sei Dein zukünftiges Brod.

— Heil Dir! — wiederholte ich.

Der Alte unterbrach die Arbeit; er entblösste sein Haupt.

— Du musst Dich bedecken Johann, wenn Du nicht willst, dass wir auch das Haupt entblössen — sagte Friedrich.

Der Greis bedeckte sich, verwirrt, fast schüchtern lächelnd. Bescheidenen Tones sagte er:

— Weshalb mir so viel Ehre?

Ich antwortete ihm, mit einer Stimme, die ich zur Festigkeit zwang:

— Ich bin gekommen, um Dich zu bitten meinen Sohn über die Taufe zu halten.

Verblüfft sah mich der Alte an, dann meinen Bruder. Seine Verwirrung steigerte sich. Er murmelte:

— So viel Ehre, mir!

— Und was antwortest Du mir?

— Ich stehe Dir zu Diensten. Gott lohne Dir die Ehre, die Du mir heute anthust und Gott sei gelobt für diese Freude, die er meinem Alter schenkt. Möge der Segen des Himmels auf Deinem Sohne ruhen!

— Ich danke Dir, Johann.

Digitized by Google

Und ich reichte ihm die Hand. Und ich sah, dass diese tiefen, traurigen Augen sich feuchteten in zärtlicher Liebe. Mein Herz schwoll in ungeheurem Angstgefühl.

Der Greis fragte mich:

— Wie werdet Ihr ihn nennen?

— Raimund.

— Wie Dein Vater, seligen Angedenkens. Das war ein Mann! Und Ihr gleicht ihm.

Mein Bruder fragte:

Bist Du allein hier, um das Korn zu säen?

— Ja, allein. Ich streue es aus und ich decke es wieder zu.

Und er zeigte die Egge und die zweizinkige Gabel, die auf dem braunen Erdreich leuchteten. Und ringsherum sah man den noch nicht zugedeckten Samen, die guten Keime der künftigen Aehren.

Und mein Bruder sagte:

— So fahre fort. Wir überlassen Dich Deiner Arbeit. Morgen kommst Du nach La Badiola. Lebe wohl, Johann. Gesegnet sei Dein Samen.

Wir drückten ihm beide seine unermüdlichen Hände, die geheiligt waren durch den Samen, den sie gestreut, durch die guten Werke, die sie vollbracht. Der Alte machte Miene uns bis an das Ende des Feldes zu begleiten. Aber zögernd blieb er stehen und sagte:

— Gewährt mir eine Bitte.

— Sprich, Johann.

Er öffnete den Sack, der ihm um den Hals hing.

— Nehmt eine Hand voll Korn und streut es auf mein Feld.

Ich senkte als Erster meine Hand in den Sack mit Korn, nahm davon, so viel ich greifen konnte, und streute es aus. Mein Bruder that, wie ich.

— Und das sage ich Euch — fuhr Johann von Scordio mit bewegter Stimme fort, indem er das besäete Erdreich betrachtete — Gebe Gott, dass mein Patenkind gedeihen möge, wie das Brod aus dieser Saat. So soll es sein.

## XXXVIII.

Am nächsten Vormittag wurde der Taufakt, in Rücksicht auf Julianen's Gesundheitszustand, ohne Festlichkeit, ohne Feierlichkeit vollzogen. Das Kind wurde durch den inneren Verbindungsgang in die Kapelle getragen. Meine Mutter, mein Bruder, Maria, Natalie, Miss Edith, die Hebeamme, die Amme und Doktor Jemma wohnten der Feier bei. Ich blieb am Lager der Kranken zurück.

Ein tiefer Schlaf hielt sie umfangen. Schwer kam der Atem aus dem halbgeöffneten Munde, dessen Lippen blasser waren, als blasse Rosen, die im Schatten blühen. Dunkel herrschte im Alkoven. Meine Augen ruhten auf ihr und ich dachte: So kann ich Dich also nicht retten? Einmal habe ich Dich dem Tode entrissen und nun kommt der Tod wieder und will Dich holen. Denn das ist gewiss, tritt keine schnelle Änderung ein, so stirbt sie. Anfangs, als es mir gelang Raimund von ihr fern zu halten, als es mir gelang ihr in zärtlichster Fürsorge wenigstens zeitweise Täuschung und Vergessen zu bringen, schien es als ob sie genesen wollte. Aber seitdem sie den Sohn sieht, seitdem die Qual wieder begonnen, nimmt sie von Tag zu Tag ab, und verliert mehr an Blut, als wenn der Blutsturz noch andauerte. Ich bin Zeuge ihres Todeskampfes. Sie hört nicht mehr auf mich, sie gehorcht mir nicht mehr, wie anfangs. Und wer ist es, der ihr den Tod bringt? Er. Er, er wird sie töten, zweifellos töten . . . Aus dem Allerinnersten meiner Seele stieg eine Welle des Hasses auf und ich hatte ein Gefühl, als strömte sie in meine Hände aus mit mörderischem Drange. Ich sah das kleine bösartige Wesen vor mir, wie es sich mit Milch aufblähte, wie es in Frieden gedieh, geschützt vor jeder Gefahr, umgeben von unendlicher Sorge. Meine Mutter liebt ihn mehr, als sie Juliane liebt! Meine Mutter beschäftigt sich mehr mit ihm, als mit dieser

Digitized by Google

armen Sterbenden! Ich muss ihn aus dem Wege räumen, um jeden Preis. Und wie ein Blitz tauchte die Vision des schon vollendeten Verbrechens vor meinem Inneren auf: die Vision des kleinen Toten in seinen Wickeltüchern, die kleine Leiche, die nun keinen Schaden mehr anrichten konnte, auf der Bahre. „Die Taufe ist zu seiner letzten Oelung geworden. Und Johann trägt ihn auf seinen Armen“ . . .

Ich wurde von plötzlicher Neugier gepackt. Das schmerzliche Schauspiel reizte mich. Juliane schlummerte noch. Leise verliess ich den Alkoven, ging ich aus dem Zimmer; ich rief Christine um auf die Kranke Acht zu geben; dann wandte ich mich eiligen Schrittes, um auf den Chor der Kapelle zu gelangen, mit einem Angstgefühl, das mich erstickte.

Die kleine Eingangsthür stand offen. Ich bemerkte einen Mann, der vor dem Gitter kniete. Ich erkannte Peter, unseren alten, treuen Diener, der mich von der Geburt an kannte und auch bei meiner Taufe zugegen gewesen war. Etwas mühsam erhob er sich.

— Bleibe, bleibe, Peter — sagte ich leise zu ihm und legte ihm eine Hand auf die Schulter, um ihn so zu zwingen wieder niederzuknien.

Und ich kniete neben ihm nieder, lehnte die Stirn gegen das Gitter, und blickte hinunter in die Kapelle. Ich konnte alles vollkommen deutlich sehen und ich hörte die ritualen Formeln.

Die gottesdienstliche Feier hatte schon begonnen. Von Peter hörte ich, dass das Kind schon das Salz empfangen hatte. Der Geistliche war der Pfarrer von Tussi, Don Gregorio Artese. Er und der Pate waren dabei das Glaubensbekenntnis herzusagen, der Eine laut, der Andere mit leiser Stimme ihm nachsprechend. Johann hielt das Kind im rechten Arm, mit derselben Hand, die gestern das Korn gesäet hatte. Seine Linke ruhte auf den Bändern und weissen Spitzen. Und diese knochigen, sehnigen braunen Hände, die wie in lebendigem Erz gegossen schienen, diese Hände, die schwielig waren von den Werkzeugen der Feldarbeit, geheiligt durch das Gute, das sie gethan, durch das gewaltige Werk, das sie vollbracht, hielten jetzt das Kind mit einer so liebevollen Zartheit, fast Schüchternheit, dass ich meine Blicke nicht davon losreissen konnte. Raimund weinte nicht; unablässig bewegte er den Mund, aus dem wässeriger Schleim ihm über das Kinn und auf das gestickte Lätzchen lief.

Nach der Teufelsbeschwörung befeuchtete der Geistliche seinen Finger mit Speichel und berührte damit die kleinen rosigen Ohren und sprach dabei das geheimnisvolle Wort:

— Ephpheta.

Dann berührte er die Nasenlöcher, indem er sagte:

— In odorem suavitatis . . .

Darauf tauchte er seinen Daumen in das geweihte Oel und während Johann das auf dem Rücken liegende Kind in seinen Armen hielt, salbte er ihn in Form des Kreuzes auf die Brust, und als Johann ihn umwendete, salbte er ihm den Rücken zwischen den Schulterblättern in Form des Kreuzes und sagte dabei:

— Ego te linio oleo salutis in Christo Jesu Domino nostro...

Und dann rieb er mit einem Stückchen Watte die Teile, die er gesalbt hatte, ab.

Darauf legte er die violette Stola, die Farbe der Trauer und Betrübnis ab, und nahm die weisse Stola zum Zeichen der Freude, um zu verkünden, dass nunmehr der Flecken der Erbsünde von ihm genommen sei. Und er rief Raimund bei Namen und legte ihm die drei feierlichen Fragen vor. Und der Pate antwortete:

— Credo, credo, credo.

Sonderbar schallte es in der Kapelle wieder. Durch eines der hohen ovalen Fenster drang ein Sonnenstrahl, der einen der marmornen Grabsteine traf, unter dem die tiefen Grabstätten lagen, in denen viele meiner Vorfahren in Frieden schliefen. Meine Mutter und mein Bruder standen nebeneinander

Digitized by Google

hinter Johann, Maria und Natalie hoben sich neugierig auf die Zehenspitzen um den Kleinen sehen zu können, dann und wann lächelten sie und flüsterten miteinander. Johann drehte sich mehrmals bei ihrem Geflüster um, mit einer liebevollen Nachsicht, in der sich die ganze unaussprechliche Zärtlichkeit des Greises für die Kinder offenbarte und von der das grosse Herz dieses verlassenen Grossvaters überfloss.

— Raymunde, vis baptizari? fragte der Geistliche.

— Volo, — antwortete der Pate, das Wort, das man ihm zugeflüstert hatte, wiederholend.

Der Chorknabe hielt das silberne Becken bereit, in dem das Taufwasser glänzte. Meine Mutter nahm dem Täufling das Häubchen ab, während der Pate ihn zur Reinigung darreichte. Der runde Kopf, auf dem ich die weisslichen Bildungen des Milchschorfes unterscheiden konnte, hing über dem Taufbecken. Und der Pfarrer, der das Wasser mit einem kleineren Gefäss schöpfte, goss es dreimal über diesen Kopf, und bei jedem Mal machte er das Zeichen des Kreuzes.

— Ego te baptizo in nomine Patris, et Filii, et Spiritus sancti.

Raimund fing kräftig an zu schreien, und während man ihm den Kopf trocknete, schrie er immer stärker. Und als Johann ihn wieder aufnahm, sah ich das von der Anstrengung und dem Blutandrang gerötete Gesicht, durch die Bewegungen des Mundes voller Falten, und auch die Stirn voller weisser Flecke. Und das Schreien verursachte mir, wie immer, ein Gefühl herzzerreissenden Schmerzes, blinden Zorns. Nichts an ihm reizte mich so, wie diese Stimme, wie dieses hartnäckige Gewinsel, das mich zum ersten Mal in jener trüben Morgendämmerung des Oktober so grausam berührt hatte. Für meine Nerven war es ein unerträgliches Geheul.

Der Geistliche tauchte seinen Daumen in das heilige Weihöl und salbte die Stirn des Täuflings, und dabei sagte er die dem Ritus entsprechende Formel, die durch das Schreien übertönt wurde. Darauf legte er ihm das weisse Kleid an, das Symbol der Unschuld.

— Accipe vestem candidam . . .

Dann reichte er dem Paten die heilige Kerze.

— Accipe lampadem ardentem . . .

Der Unschuldige beruhigte sich. Seine Augen blickten in die zitternde Flamme der bemalten Kerze. Johann von Scordio hielt in seinem rechten Arm den neuen Christen und in der linken Hand das Symbol des göttlichen Lichtes, in ernster, feierlicher Haltung blickte er auf den Geistlichen, der die Formel sprach. Er überragte die Umstehenden um Hauptes Länge. Nichts in der Runde war so weiss, wie sein weisses Haar, nicht einmal das Kleid des Unschuldigen.

— Vade in pace, et Dominus sit tecum.

— Amen.

Meine Mutter nahm den Unschuldigen aus den Armen des Greises, drückte ihn an die Brust und küsste ihn. Alle Umstehenden, einer nach dem Anderen, küssten ihn.

Peter, der noch an meiner Seite auf den Knieen lag, weinte. Verwirrt, ausser mir, sprang ich auf, ging hinaus, lief eilenden Schrittes über die Corridore und trat unerwartet in Juliane's Zimmer.

Erschrocken fragte mich Christine mit leiser Stimme:

— Ist etwas vorgefallen?

— Nichts, nichts. Ist sie wach?

— Nein, Herr. Ich glaube, sie schläft.

Ich schob die Vorhänge beiseite und trat leise in den Alkoven. Zuerst konnte ich in dem Dunkel nichts unterscheiden, als die Weisse des Kissens. Ich näherte mich dem Bett und neigte mich darüber. Juliane hatte die Augen weit geöffnet und blickte mich fest an. Vielleicht erriet sie aus meinem Anblick all die Angst, die ich durchgemacht; aber sie sagte nichts.

Sie schloss von neuem die Augen, als wollte sie sie nie wieder öffnen.

Digitized by Google

## XXXIX.

Mit diesem Tage begann die letzte sich überstürzende Periode jenes hellen Wahnsinns, der mich zum Verbrechen führen musste. An jenem Tage begann ich über das einfachste und sicherste Mittel den Unschuldigen zum Sterben zu bringen, nachzusinnen.

Es war ein scharfes, kaltes unablässiges Überlegen, das all meine inneren Kräfte in Anspruch nahm. Die fixe Idee hatte mit unglaublicher Kraft und Zähigkeit ganz und gar von mir Besitz ergriffen. Während sich mein ganzes Wesen in höchster Lebensthätigkeit befand, trieb mich die fixe Idee dem Ziel entgegen, fest, ohne Schwanken, wie auf einer Stahlklinge. Mein Scharfblick schien sich verdreifacht zu haben. Nichts entging mir, weder innerlich, noch äusserlich. Meine Vorsicht liess mich keinen Augenblick im Stich. Ich sagte und that nichts, was Verdacht erregen oder Staunen hätte hervorrufen können.

Ich heuchelte, verstellte mich, nicht nur meiner Mutter gegenüber, meinem Bruder und den anderen, die von nichts wussten, sondern auch vor Juliane.

Vor Juliane zeigte ich mich in mein Schicksal ergeben, beruhigt und zuweilen sogar gab ich vor vergessen zu haben. Sorgsam vermied ich jede Anspielung auf den Eindringling. Ich versuchte auf jede Art ihr Mut, Vertrauen einzuflössen und sie zu der Befolgung der Vorschriften zu bewegen, die zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit nötig waren. Ich verdoppelte meinen Eifer. Ich hätte ihr durch meine innige und Vergessen bringende Zärtlichkeit beweisen mögen, dass das Leben für sie noch die köstlichsten und reinsten Genüsse darzubieten imstande sei. Noch einmal hatte ich das Gefühl, als könne ich von meinem Wesen in den gebrechlichen Körper der Kranken Kräfte ausströmen, als teilte ich ihr ein wenig von meiner Kraft mit, als erfüllte ich ihr schwaches Herz mit neuem Lebensdrange. Es schien, als sei ich es, der von einem Tag zum anderen den Lebenstrieb in ihr erhielt und ihr eine künstliche Kraft fast einblies, in Erwartung der unheilvollen Stunde der Befreiung. „Morgen!“ wiederholte ich mir selbst. Und das morgen kam, und verging, und verschwand, ohne dass die Stunde geschlagen hätte.

Ich wiederholte mir: „Morgen!“

Ich war überzeugt, dass die Rettung der Mutter von dem Tode des Kindes abhing. Ich war überzeugt, dass sie gesund sein würde, sobald der Eindringling verschwunden wäre. Ich dachte bei mir: „Dass sie nicht gesundet, ist unmöglich. Ganz allmählich wird sie wieder aufstehen, wie neugeboren, mit neuem Blut. Sie wird ein neues Wesen scheinen, frei von jeder Unreinheit. Wir werden uns beide geläutert fühlen, würdig einer des anderen, nach einer so langen, so schmerzensreichen Sühne. Die Krankheit, die Zeit der Genesung würden die traurige Erinnerung in eine unendliche Ferne rücken. Und ich würde mich bemühen aus ihrer Seele selbst den Schatten der Erinnerung auszulöschen, durch meine Liebe würde ich ihr völliges Vergessen bringen. Jede andere menschliche Liebe würde neben der unsrigen nichtig erscheinen, nach dieser schweren Prüfung.“ Die Vision dieses Zukunftsbildes erfüllte mich mit brennender Ungeduld. Die Ungewissheit wurde mir zur Unerträglichkeit. Das Verbrechen barg für mich keine Schrecken mehr. Ich machte mir bittere Vorwürfe über meine Unschlüssigkeit, zu der mich übergrosse Vorsicht geführt hatte; kein aufblitzender Gedanke hatte noch mein Gehirn durchkreuzt, noch war es mir nicht gelungen das sichere Mittel zu finden.

Es musste den Eindruck machen, als sterbe Raimund eines natürlichen Todes. Es war notwendig, dass auch in dem Arzt nicht der geringste Verdacht aufsteigen konnte. Keine der verschiedenen Methoden, mit denen ich mich eingehend beschäftigt hatte, schien mir möglich, ausführbar. Und

Digitized by Google

während ich auf die plötzliche Offenbarung, auf den erleuchtenden Einfall wartete, fühlte ich mich wie durch seltsamen Zauber zu dem Opfer hingezogen.

Oft trat ich unerwartet in das Zimmer der Amme, und mein Herz klopfte so stark, dass ich fürchtete sie möchte die Schläge hören. Sie hiess Anna; es war eine Frau aus Montegorgo Pausula, die aus einem grossen Stamme robuster, urkräftiger Alpenbewohner hervorgegangen war. Sie sah zuweilen aus wie die in Kupfer getriebene Statue eine Cybele, der die Krone mit den Türmen fehlte. Sie trug die Tracht ihres Landes: einen roten in tausend gerade, symmetrische Falten gelegten Rock, ein schwarzes, goldgesticktes Mieder, an dem zwei lange Ärmel hingen, durch die sie nur selten ihre Arme zu stecken pflegte. Ihr Kopf hob sich dunkel von dem schneeweissen Hemd ab, aber das Weisse in ihren Augen und ihre weissen Zähne überstrahlten noch die weisse Leinwand. Die Augen, die wie von Email erschienen, waren immer unbeweglich, ohne Ausdruck, traumlos, gedankenlos. Der grosse Mund war halbgeöffnet, immer schweigsam und mit zwei Reihen fester gleichmässiger Zähne geschmückt. Ihre Haare, die so schwarz waren, dass sie bläuliche Reflexe gaben, waren auf der niedrigen Stirn gescheitelt und endeten in zwei Zöpfen, die hinter den Ohren, wie die Hörner eines Widders, aufgewunden waren.

Fast immer sass sie, den Säugling in den Armen, in statuenhafter Haltung, weder traurig, noch heiter.

Ich trat ein. Für gewöhnlich war das Zimmer verdunkelt. Ich sah auf dem Arm des dunklen kräftigen Weibes, das mich ohne zu lächeln und ohne zu sprechen, mit den Augen eines seelenlosen Götzenbildes anblickte, Raimunds Windeln weisslich schimmern.

Manchmal blieb ich dort und sah dem Säugling zu, wie er an den runden Brüsten, die im Gegensatz zum Gesicht, seltsam zart und mit bläulichen Adern durchzogen waren, hing. Bald saugte er sanft, bald kräftig, bald träge, bald von einer plötzlichen Gier bewegt. Die weiche Wange folgte den Bewegungen der Lippen, bei jedem Schluck zuckte die Kehle, die Nase verschwand fast, von der vollen Brust zusammengedrückt. Ich bildete mir ein, das Wohlbehagen sehen zu können, das dieser Strom der frischen, gesunden, nahrhaften Milch in dem zarten Körper verbreitete. Es schien mir, als ob mit jedem neuen Schluck die Lebenskraft des Eindringlings zäher, widerstandsfähiger, unheilbringender würde. Ich empfand einen dumpfen Groll, in dem ich bemerkte, wie er wuchs, wie er gedieh, ohne das geringste Anzeichen irgend eines Leidens, abgesehen von dem leichten, unschädlichen weisslichen Schorf. Ich dachte bei mir: „So haben ihm also all die Aufregungen, all die Leiden der Muttter, während sie ihn unterm Herzen trug, nichts geschadet? Oder wäre es doch noch möglich, dass er ein organisches Leiden hätte, das noch nicht an den Tag getreten, das sich später entwickeln und zum Tode führen könnte?“

Eines Tages, als ich ihn ausgewickelt in der Wiege fand, bezwang ich meinen Widerwillen und betastete ihn, untersuchte ihn vom Kopf bis zu den Fusssohlen, legte meinen Kopf an seine Brust, um sein Herz zu behorchen.

Er zog seine kleinen Beinchen an und stiess sie dann kräftig wieder aus, strampelte mit den Händen, die voller Grübchen und Falten waren, und steckte die Fingerchen, deren winzige Nägel wie eine helle Einfassung hervortraten, in den Mund. Um die Handgelenke, um die Knöchel, unter den Knieen, um die Schenkel, am Unterleib lagerten kleine weiche Fleischwulste, die Ringe bildeten.

Oft betrachtete ich ihn auch, wenn er schlief und betrachtete ihn lange, und dachte und überlegte das Mittel, während die innere Vision von dem kleinen Todten in seinen Wickeltüchern, wie er zwischen Kränzen von weissen Chrysantemen und vier brennenden Kerzen ausgestreckt auf der Bahre lag, mich davon ablenkte. Er hatte einen so ruhigen Schlaf. Er lag auf dem Rücken, die Hände zu Fäustchen geballt, in denen der Daumen steckte. Dann und wann machte er mit seinen feuchten Lippen die Bewegung des Saugens. Wenn die Unschuld dieses Schlafes mein Herz rühren, diese unbewusste Be-

Digitized by Google

wegung der Lippen mein Mitleid erregen wollte, so sagte ich zu mir selbst, wie um mich in meinem Vorsatz zu bestärken: „Er muss sterben."

Und ich stellte mir all die Leiden vor, die wir schon für ihn erduldet, das Elend, das wir jüngst durchgemacht, und das, was uns noch bevorstand, und wieviel Liebe er, zum Schaden meiner eigenen Geschöpfe, für sich in Anspruch nahm, und Juliane's immerwährenden Todeskampf, und all die Schmerzen und die Gefahren, die die unbekannte Wolke in sich barg. Und so entfachte ich meine Mordlust von neuem, so erneuerte ich das Todesurteil über den Schläfer. Im Schatten, in einer Ecke sass zur Aufsicht das Weib aus Montegorgo, schweigsam, unbeweglich, wie ein Götzenbild; und das Weisse ihrer Augen und ihre weissen Zähne gaben dem Glanze ihrer grossen, goldenen Ohrringe nichts nach.

## XL.

Eines Abends (es war am 14. Dezember), als Friedrich und ich nach La Badiola zurückkehrten, bemerkten wir vor uns, in der Allee, einen Mann, in dem wir Johann von Scordio erkannten.

— Johann! — rief mein Bruder.

Der Alte blieb stehen. Wir näherten uns ihm.

— Guten Abend, Johann. Was giebt's neues?

Der Greis lächelte schüchtern, verlegen, fast, als hätten wir ihn bei etwas Unrechtem ertappt.

— Ich kam — stotterte er — ich kam . . . . wegen meines Patchens.

Er war ganz beschämt. Es schien beinahe, als wollte er wegen seiner Kühnheit um Verzeihung bitten.

— Möchtest Du ihn sehen? — fragte ihn Friedrich leise, als wollte er ihm im geheimen ein Vorschlag machen, denn er hatte das süsse und traurige Gefühl, das das Herz dieses einsamen Grossvaters bewegte, verstanden.

— Nein, nein . . . Ich kam nur, um zu fragen . . .

— Also, Du möchtest ihn nicht sehen.

— Nein . . . ja . . das heisst es macht zu viel Umstände . . . . zu so später Stunde.

— So gehen wir — sagte Friedrich, und nahm ihn, wie ein Kind, bei der Hand.

— Komm und sieh ihn Dir an.

Wir traten ins Haus. Wir stiegen hinauf bis zu dem Zimmer der Amme.

Meine Mutter war dort. Sie lächelte Johann freundlich zu und winkte uns, kein Geräusch zu machen.

— Er schläft — sagte sie.

Und sich zu mir wendend, fügte sie besorgt hinzu:

— Heute, gegen Abend, hat er ein wenig gehustet

Mich verwirrte diese Mitteilung: und meine Erregung war so offenbar, dass meine Mutter glaubte mich beruhigen zu müssen, und so setzte sie hinzu:

— Aber, weisst Du, es war ganz unbedeutend, kaum der Rede wert; nichts von Belang.

Friedrich und der Alte hatten sich schon der Wiege genähert und betrachteten den kleinen Schläfer bei dem Schein der Lampe. Der Alte hatte sich tief hinuntergebeugt und nichts in der Umgebung konnte sich an Weisse mit seinem Haupthaar vergleichen.

— Küsse ihn — flüsterte Friedrich ihm zu.

Er erhob sich und sah mich und meine Mutter mit verlegener Miene an; dann strich er sich über den Mund und das schlechtrasierte Kinn.

Leise sagte er zu meinem Bruder, zu dem er grösseres Vertrauen hatte:

— Wenn ich ihn küsse, steche ich ihn. Und er wird dann sicher aufwachen.

Digitized by Google

Mein Bruder, der sah, wie der arme, verlassene Greis darauf brannte das Kind zu küssen, ermutigte ihn dazu mit einer Handbewegung. Und sachte, sachte, sachte, neigte sich das schwere, weisse Haupt über die Wiege.

## XLI.

Als wir in dem Zimmer alleingeblieben waren, meine Mutter und ich vor der Wiege, in der Raimund noch mit dem Kusse auf der Stirn schlief, sagte meine Mutter gerührt:

— Armer Alter! Weisst Du, dass er fast jeden Abend kommt? Aber heimlich. Peter, der ihn um das Haus schleichen gesehen, hat es mir gesagt. Am Tage der Taufe hat er sich von ihm das Fenster dieses Zimmers von aussen zeigen lassen, wahrscheinlich um hinaufzusehen, wenn er kommt. . . . Armer Alter! Wie ich ihn bedaure!

Ich horchte auf Raimunds Atemzüge. Sie waren gleichmässig, sein Schlaf war ruhig.

— Also, er hat heute gehustet . . . . — sagte ich.

— Ja, Tullio, ein wenig. Aber mache Dir keine Gedanken deswegen.

— Vielleicht hat er sich erkältet . . .

— Es scheint mir nicht möglich, dass er sich erkältet hat; bei so viel Vorsicht!

Wie ein Blitz durchzuckte es mein Gehirn. Ich wurde unwillkürlich von einem inneren Beben befallen. Die Nähe meiner Mutter wurde mir plötzlich unerträglich. Ich verwirrte mich, ich verlor die Fassung, ich hatte Furcht mich zu verraten. Mit solcher Klarheit stand der Gedanke vor meiner Seele, mit solcher Macht, dass ich fürchtete: „Etwas davon muss durchleuchten auf mein Gesicht.“ Die Furcht war überflüssig, aber es gelang mir nicht, mich zu beherrschen. Ich that einen Schritt vorwärts, und neigte mich über die Wiege.

Es fiel meiner Mutter etwas an mir auf, aber sie deutete es zu meinen Gunsten, denn sie fuhr fort:

— Wie ängstlich Du bist! Hörst Du denn nicht, wie ruhig er atmet? Siehst Du nicht, wie sanft er schläft?

Obgleich sie so sprach, lag in ihrer Stimme eine gewisse Unruhe und es gelang ihr nicht, ihre Besorgnisse vor mir zu verbergen.

— Ja, das ist wahr; es wird nichts sein — antwortete ich, mich zusammennehmend. — Bleibst Du hier?

— Bis Anna zurückkommt.

— Ich gehe jetzt.

Ich ging hinaus. Ich ging zu Juliane, die mich erwartete. Es war alles bereit für ihr Abendessen, an dem ich teilzunehmen pflegte, seitdem der kleine Krankentisch ihr weniger verhasst war und mein gutes Beispiel und mein Eifer sie zum essen bewogen.

In meinen Bewegungen, in meinen Worten war etwas gewaltsames, erregtes, ungleichmässiges. Ich war die Beute einer seltsamen Nervenüberreizung, von der ich ein deutliches Bewusstsein hatte, und ich konnte mich wohl beobachten, aber nicht mässigen. Gegen meine Gewohnheit, trank ich zwei oder drei Glas des Burgunderweins, der Juliane verordnet war. Ich wünschte auch, dass sie ein paar Schluck mehr, als gewöhnlich davon trinken sollte.

— Du fühlst Dich etwas besser; nicht wahr?

— Ja, ja.

— Wenn Du gehorsam sein willst, verspreche ich Dir, dass Du zu Weihnachten aufstehen kannst. Es sind noch zehn Tage bis dahin. In zehn Tagen kannst Du, wenn Du willst, wieder kräftig werden. Trinke noch einen Schluck, Juliane!

Sie blickte mich halb erstaunt, halb neugierig an, und gab sich alle Mühe, mir ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Vielleicht war sie schon

Digitized by Google

müde; vielleicht wurden ihre Augenlider schwer. Die sitzende Stellung rief immer noch, dann und wann, bei ihr die Symptome der Blutleere im Gehirn hervor.

Sie netzte die Lippen an dem Glase, das ich ihr reichte.

— Sage mir — fuhr ich fort — wo möchtest Du am liebsten die Zeit der Rekonvalescenz zubringen?

Sie lächelte matt.

— An der Riviera? Soll ich an Augusto Arici schreiben, dass er uns eine Villa mietet? Wenn die Villa Ginosa frei wäre! Entsinnst Du Dich noch?

Sie lächelte noch matter.

— Bist Du müde? Ermüdet Dich vielleicht meine Stimme . . .

Ich sah, dass sie im Begriff war in Ohnmacht zu sinken. Ich hielt sie, entfernte die Kissen, die sie gestützt hatten, liess sie ausgestreckt niederliegen mit dem Kopf etwas tiefer und stand ihr mit den gewohnten Mitteln bei. Nach kurzer Zeit schien es, als sei sie wieder bei Besinnung. Sie murmelte wie im Traum:

— Ja, ja, lass uns fortgehen von hier . . .

## XLII.

Eine seltsame Unruhe bemächtigte sich meiner. Zuweilen war es eine Lustigkeit, ein unbestimmter Freudentaumel, der mich ergriff. Und zuweilen war es eine verzweifelte Ungeduld, eine unerträgliche Raserei, die über mich kam. Zuweilen war es mir, wie ein Bedürfnis irgend jemand zu sehen, jemand aufzusuchen, zu sprechen, mich mitzuteilen. Und ein anderes Mal hatte ich nur das Bedürfnis nach Einsamkeit, das Bedürfnis an einen sicheren Ort zu eilen, mich dort einzuschliessen, um mit mir allein zu bleiben, Einkehr bei mir selbst zu halten, der Entwicklung meines Gedankens zu folgen, um alle Einzelheiten des bevorstehenden Ereignisses zu prüfen und zu überlegen, um mich vorzubereiten. Diese verschiedenen entgegengesetzten Triebe und noch zahllose andere unbeschreibliche, unerklärliche Regungen wechselten in meinem Geist bei einem ungewöhnlich beschleunigten innerlichen Leben unaufhörlich ab.

Der Blitz, der mein Gehirn durchzuckt hatte, dieser unheilvolle Lichtstrahl schien plötzlich einen, obwohl in Dunkelheit getauchten, aber schon vorher bestandenen Seelenzustand erhellt, er schien mein Gedächtnis aus tiefem Schlafe erweckt zu haben. Ich fühlte, dass es eine Erinnerung war, aber wie ich mich auch abmühte, es gelang mir nicht den Ursprung der Erinnerung aufzufinden, noch ihr Wesen zu entdecken. Kein Zweifel, ich erinnerte mich an etwas. War es vielleicht die Erinnerung an etwas, das ich vor langer Zeit gelesen hatte? Hatte ich in irgend einem Buche die Beschreibung eines analogen Falles gefunden? Oder hatte irgend jemand eines Tages mir von einem solchen Fall, als wirklich erlebt, erzählt? Oder beruhte dieses Gefühl der Erinnerung nur auf Einbildung, und war es nur die Wirkung einer geheimnisvollen Ideenassociation? Jedenfalls hatte ich die Empfindung, als sei mir das Mittel von aussen her suggerirt worden. Mir schien es, als sei plötzlich jemand zu mir getreten, und habe all meiner Unentschlossenheit ein Ende gemacht, indem er sagte: „Du musst dasselbe thun, was jener Andere in Deinem Falle that.“ Aber wer war jener Andere? Ich musste ihn doch irgendwie gekannt haben. Aber, wie ich mich auch abmühte, es gelang mir nicht, ihn von mir loszulösen, ihn mir gegenständlich vorzustellen. Es ist mir unmöglich, den seltsamen Seelenzustand, in dem ich mich befand, mit Genauigkeit zu schildern. Ich hatte das klare Bewusstsein von einer Begebenheit in allen Phasen ihrer Entwicklung, mit anderen Worten, ich hatte das Bewusstsein von einer Anzahl von Handlungen, die ein Mensch zum Zwecke eines bestimmten Vorhabens ausgeführt hatte. Aber dieser Mann, mein Vorgänger, war mir unbekannt, und ich konnte mit diesem Begriff nicht

Digitized by Google

die bezüglichen Vorstellungen verbinden, ohne mich selbst an seine Stelle zu setzen. Ich sah mich selbst also die betreffenden Handlungen ausführen, die ein Anderer schon ausgeführt hatte, das Benehmen eines Anderen in ähnlicher Lage nachahmen. Das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit fehlte mir.

Als ich Juliane's Zimmer verliess, brachte ich einige Minuten in Unentschlossenheit zu und lief auf's Geradewohl in den Corridoren herum. Ich begegnete niemanden. Ich ging zu dem Zimmer der Amme. Ich lauschte an der Thür und vernahm die gedämpfte Stimme meiner Mutter. Ich entfernte mich wieder.

Vielleicht hatte sie sich während dieser Zeit nicht vom Platze gerührt?

Hatte das Kind etwa einen schweren Anfall gehabt? Ich kannte nur zu gut den Bronchialkatarrh der Neugeborenen mit seinen trügerischen Erscheinungen. Ich erinnerte mich an die Gefahr, in der Maria geschwebt, als sie noch nicht drei Monate alt war, ich erinnerte mich an alle Symptome. Auch Maria hatte anfangs nur ein paarmal geniest, leicht gehustet und sehr viel Neigung zum schlafen gezeigt. „Wer weiss! — dachte ich — Wenn ich noch warte, wenn ich mich nicht fortreissen lasse, hilft mir der liebe Gott vielleicht noch beizeiten, und ich bin gerettet." Ich ging noch einmal zurück, lauschte von neuem, hörte die Stimme meiner Mutter und trat ein.

— Nun, wie geht es Raimund? — fragte ich, ohne meine Bewegung zu verbergen.

— Es geht ihm gut. Er ist ruhig und hat nicht gehustet; er atmet gleichmässig und hat eine normale Temperatur. Sieh nur, er trinkt.

Meine Mutter schien wieder vollständig ruhig und unbesorgt zu sein.

Anna, die auf dem Bett sass, gab dem Kinde, das gierig trank und beim saugen mit seinen Lippen ab und zu ein kleines Geräusch machte, die Brust. Anna hatte das Gesicht vornübergebeugt und blickte auf den Fussboden, unbeweglich, wie aus Bronze, sass sie da. Das flackernde Licht der Lampe warf Lichtreflexe und Schatten auf ihren roten Rock.

— Ist es nicht zu warm hier? — fragte ich, denn die Hitze benahm mir ein wenig den Atem.

Es war in der That ausserordentlich heiss im Zimmer. In einer Ecke wurden über dem gewölbten Deckel eines Kohlenbeckens einige Windeln und ein Wickeltuch gewärmt. Man hörte auch ein bullerndes Geräusch von kochendem Wasser. Und dann und wann hörte man das Klirren der Fensterscheiben, unter den pfeifenden oder heulenden Windstössen.

— Hörst Du wie der Wind braust! — flüsterte meine Mutter.

Kein anderes Geräusch vernahm ich mehr. Mit angstvoller Spannung horchte ich auf den Sturm. Ein kalter Schauder drang mir bis in's Mark meiner Knochen, als hätte mich ein Strahl dieser Kälte bis in's Innerste getroffen. Ich ging zum Fenster. Mir zitterten die Finger, als ich einen der inneren Fensterläden öffnete. Ich lehnte die Stirn gegen die eiskalte Scheibe und blickte hinaus, aber von meinem Atem beschlugen die Scheiben und ich konne nichts mehr sehen. Ich erhob die Augen und sah durch die obere Scheibe den bestirnten Himmel leuchten.

— Der Himmel ist klar — sagte ich, vom Fenster zurücktretend.

Und während meine Augen zu Raimund zurückkehrten, der noch an der Brust lag, stand vor meiner Seele das Bild dieser krystallklaren, unseligen Nacht.

— Hat Juliane heute Abend etwas zu sich genommen? fragte mit liebevollem Ton meine Mutter.

— Ja — antwortete ich schroff; und bei mir dachte ich: „Den ganzen Abend hast Du keine Minute gefunden, um zu ihr zu gehen! Es ist nicht das erste Mal, dass Du sie vernachlässigst. Raimund hast Du Dein Herz geschenkt."

## XLIII.

Am folgenden Morgen untersuchte Doktor Jemma das Kind und erklärte es für vollkommen gesund. Er legte dem von meiner Mutter angekündigten

Digitized by Google

Husten nicht die geringste Bedeutung bei. Dann empfahl er, obgleich er über das Übermass der Besorgnis und Angst lächelte, doch Vorsicht in diesen Tagen des strengen Frostes, namentlich äusserste Sorgfalt beim waschen und baden.

Ich war dabei, während er diese Dinge vor Juliane besprach. Zwei oder dreimal begegneten sich unsere Blicke in blitzschnellem Aufleuchten.

Also von der Vorsehung kam keine Hilfe. So musste gehandelt, musste der günstige Augenblick wahrgenommen, mussten die Ereignisse beschleunigt werden. Ich fasste meinen Entschluss. Ich wollte den Abend erwarten, um das Verbrechen auszuführen.

Alles, was noch von Energie in mir war, raffte ich zusammen; ich strengte meinen Scharfsinn auf's äusserte an, überlegte jedes Wort und jede Bewegung. Nichts sagte ich, nichts that ich, was Verdacht oder Verwunderung hätte hervorrufen können. Meine Vorsicht verliess mich keinen Augenblick. Ich hatte keine Minute eine Anwandlung sentimentaler Schwäche. Mein Empfindungsvermögen war unterdrückt, betäubt. Und mein Geist concentrierte alle die Fähigkeiten, die ihm nützen konnten, die Lösung eines positiven Problems zu erreichen: ich musste abends mit dem Eindringling einige Minuten ungestört allein sein können.

Während des Tages ging ich zu verschiedenen Malen in das Zimmer der Amme. Anna war immer auf ihrem Posten, eine unermüdliche Wächterin. Wenn ich einige Fragen an sie richtete, antwortete sie mir einsilbig. Sie hatte eine rauhe Stimme, von eigentümlichem Klange. Ihre Schweigsamkeit, ihre Verdrossenheit reizten mich.

Meistens entfernte sie sich nur zur Stunde ihrer Mahlzeiten. Und dann trat meine Mutter, oder Miss Edith, oder Christine oder irgend ein anderer Dienstbote an ihre Stelle. In diesem letzteren Falle konnte ich mich des Zeugen auf bequeme Weise entledigen, indem ich ihm einen Auftrag erteilte. Aber immer blieb die Gefahr, dass in der Zwischenzeit irgend Jemand unerwartet eintreten konnte. Und ausserdem musste ich mich der Willkür des Zufalls überlassen, denn ich selbst konnte die Stellvertretung nicht auswählen. Es konnte sehr gut möglich sein, dass, sowohl heute Abend, wie in den nächstfolgenden Tagen, meine Mutter dieses Amt übernehmen würde. Auf der andern Seite, schien es mir unmöglich, meine Wachsamkeit, und meine Furcht ins unbestimmte zu verlängern, auf ungewisse Zeit hinaus auf der Lauer zu stehen, in beständiger Erwartung der verhängnisvollen Stunde zu leben.

Während ich unschlüssig dort stand, trat Miss Edith mit Maria und Natalie ein. Die beiden kleinen Grazien, wohl verwahrt in ihren Zobelpelzen, auf dem Kopfe Mützen von der gleichen Pelzart, Handschuhe an den Händen, erfrischt von dem Laufen in der freien Luft, mit von der Kälte geröteten Wangen, fielen, sobald sie meiner ansichtig wurden, über mich her, heiter und anmutig und während einiger Minuten hallte das Zimmer von ihrem Gezwitscher wieder.

— Weisst Du schon — teilte mir Maria mit — dass die Pifferari von den Bergen angekommen sind. Heute Abend, in der Kapelle fängt die neuntägige Weihnachtsandacht an. Wenn Du die Krippe sehen könntest, die Peter gemacht hat! Weisst Du, dass die Grossmutter uns einen Baum versprochen hat? Nicht wahr, Miss Edith? Den müssen wir in Mama's Zimmer stellen. Zu Weihnachten wird doch die Mutter gesund sein; nicht wahr? Ach, mache Du sie doch gesund!

Natalie war bei Raimund stehen geblieben um ihn anzusehen; von Zeit zu Zeit lachte sie über die Gesichter, die er schnitt; er strampelte unaufhörlich mit den Beinen, als wollte er sich aus seinen Wickeltüchern befreien. Plötzlich kam ihr ein Einfall.

— Ich möchte ihn auf den Arm nehmen.

Sie bestand geräuschvoll auf ihrem Wunsch. Sie nahm all ihre Kraft zusammen um die Last zu tragen und sie machte dazu ein ganz ernstes Gesicht, wie sie es that, wenn sie mit ihrer Puppe Mutter und Kind spielte.

Digitized by Google

— Jetzt ich! — rief Maria.

Und der entsetzliche kleine Bruder ging von Einer zur Anderen, ohne zu weinen. Aber während Maria ihn unter Miss Edith's Aufsicht herumtrug, geschah es in einem Augenblick, dass er das Gleichgewicht verlor und im Begriff war ihren Händen zu entgleiten. Edith konnte ihn noch halten, sie nahm ihn und gab ihn der Amme wieder, die vollständig abwesend schien, weit entrückt den Menschen und Dingen, die sie umgaben.

Indem ich einem meiner geheimen Gedanken nachhing, sagte ich:

— Also heute Abend beginnt die Weihnachtsandacht? . . .

— Ja, ja, heute Abend.

Mein Blick fiel auf Anna, die ihre Gleichgültigkeit abgeschüttelt zu haben schien, und der Unterhaltung mit ungewohnter Teilnahme folgte.

— Wieviel von den Leuten sind vom Gebirge gekommen?

— Fünf — antwortete Maria, die von allem auf das genaueste unterrichtet schien. — Zwei Dudelsackpfeifer, zwei Schalmeienbläser und ein Querpfeifer.

Sie fing an zu lachen und wiederholte das letzte Wort unzählige Male, um die Schwester zu necken.

— Kommen Sie von Deinen Bergen? — richtete ich das Wort an Anna. — Ist vielleicht einer aus Montegorgo darunter? . . .

Ihre Augen hatten den harten Emailglanz verloren, sie hatten sich belebt und blickten feucht und traurig. Ihr ganz verändertes Gesicht drückte ungewohnte Bewegung aus. Und ich begriff mit einem Mal, dass sie litt und dass ihre Krankheit das Heimweh war.

## XLIV.

Der Abend kam heran. Ich ging hinunter in die Kapelle und sah die Vorbereitungen für die Weihnachtsandacht: die Krippe, die Blumen, die Kerzen aus reinem Wachs. Ohne zu wissen warum, ging ich wieder hinaus: ich blickte hinauf zu dem Fenster in Raimunds Zimmer. Mit raschen Schritten ging ich auf und ab auf dem Platze, in der Hoffnung das krampfhafte Zittern zu überwinden, die eisige Kälte, die mir bis in die Knochen drang, die konvulsivischen Zuckungen, die meinen leeren Magen peinigten.

Es herrschte eisige Dämmerung, scharfe, fast schneidende Luft. Ein fahler, grünlicher Dunst lagerte über dem fernen Horizont, im Hintergrunde jenes bleifarbenen Thals, durch das sich der Assoro schlängelte. Einsam funkelte der Fluss.

Eine plötzliche Angst bemächtigte sich meiner. Ich dachte: „Habe ich Furcht?“ Es war mir, als ob irgend ein unsichtbares Wesen meine Seele betrachtete. Ich empfand dasselbe Unbehagen, das zuweilen fest auf uns gerichtete Blicke magnetisch hervorrufen. Ich dachte: Habe ich Furcht? Wovor? Die That auszuführen oder dabei entdeckt zu werden? Die Schatten der grossen Bäume flössten mir Schrecken ein, die Unermesslichkeit des Himmels, das Funkeln des Assoro, all diese unbestimmten Laute der Natur. Es wurde zum Angelus geläutet. Ich trat ins Haus, oder vielmehr ich entfloh, als folgte mir jemand auf den Fersen.

In dem Corridor, in dem noch kein Licht brannte, begegnete ich meiner Mutter.

— Wo kommst Du her, Tullio?

— Von draussen. Ich habe einen kleinen Spaziergang gemacht.

— Juliane wartet auf Dich.

— Um welche Zeit beginnt die Andacht?

— Um sechs.

Es war ein Viertel nach fünf. Dreiviertelstunden fehlten noch. Ich musste auf der Hut sein.

— Ich gehe, Mutter.

Digitized by Google

Nach einigen Schritten, rief ich sie noch einmal.

— Friedrich ist noch nicht zurückgekommen?

— Nein.

Ich stieg zu Juliane's Zimmer hinauf. Sie erwartete mich. Christine deckte den kleinen Tisch.

— Wo bist Du bis jetzt gewesen? — fragte mich die arme Kranke mit leichtem Vorwurf.

— Ich war unten, mit Maria und Natalie . . . Ich habe mir die Kapelle angesehen.

— Ach ja, heute Abend beginnt ja die Andacht — murmelte sie traurig entmutigt vor sich hin.

— Vielleicht hörst Du die Musik bis hierher.

Sie blieb einige Augenblicke nachdenklich. Sie schien mir sehr traurig zu sein, von jener weichen Traurigkeit, bei der das Herz thränengeschwellt ist und die Augen weinen möchten.

— Woran denkst Du? — fragte ich sie.

— Ich denke an mein erstes Weihnachtsfest in La Badiola. Entsinnst Du Dich?

Sie war in weicher, gerührter Stimmung. Sie vertraute auf mich, ich sollte sie liebkosen, sie einwiegen, ich sollte ihr Herz erleichtern und ihre Thränen trinken. Ich kannte dieses schmerzliche Sehnen, diesen unbestimmten Kummer. Aber mit Bangen dachte ich: Ich darf dieser Stimmung nicht nachgeben, darf mich nicht fesseln lassen. Die Zeit entflieht. Wenn sie mich einmal fest hält, wird es mir schwer werden, mich wieder von ihr frei zu machen. Wenn sie weint, würde ich sie nicht verlassen können. Ich muss mich beherrschen. Die Zeit drängt. Wer wird zur Aufsicht bei Raimund bleiben? Meine Mutter gewiss nicht. Wahrscheinlich die Amme. Die anderen werden sich Alle in der Kapelle versammeln. Christine werde ich hierher schicken. So bin ich sicher. Die Gelegenheit könnte mir nicht günstiger sein. Ich muss in zwanzig Minuten frei sein.

Ich vermied es die Kranke aufzuregen, ich gab vor, sie nicht zu verstehen, erwiderte ihre Herzensergüsse nicht, sondern versuchte ihre Aufmerksamkeit auf äussere Dinge zu lenken; ich richtete es ein, dass Christine uns nicht, wie sonst des Abends, allein liess; mit übermässigem Eifer beschäftigte ich mich mit dem Abendessen.

— Warum isst Du heute Abend nicht mit mir? — fragte sie mich.

— Ich kann jetzt nichts zu mir nehmen; ich fühle mich nicht ganz wohl. Aber, ich bitte Dich, iss Du doch etwas!

Wie sehr ich mich auch bemühte, es gelang mir nicht vollkommen die Angst zu verbergen, die mich verzehrte. Zu verschiedenen Malen blickte sie mich an in der offenbaren Absicht meine Gedanken ergründen zu wollen. Dann verfinsterte sich plötzlich ihr Gesicht und sie wurde schweigsam. Sie rührte das Essen kaum an und netzte kaum die Lippen am Glase. Da raffte ich all meinen Mut zusammen, um mich zu entfernen. Ich gab vor das Geräusch eines Wagens gehört zu haben. Ich horchte einen Augenblick und sagte dann:

— Vielleicht ist Friedrich eben gekommen. Ich muss ihn gleich sprechen . . . Gestatte, dass ich einen Augenblick hinunter gehe. Christine bleibt inzwischen hier.

Ich sah, wie ihr Gesicht sich veränderte, als wollte sie in Thränen ausbrechen. Aber, ohne auf ihre Einwilligung zu warten, verliess ich in Eile das Zimmer. Christinen schärfte ich noch ein, dass sie bis zu meiner Rückkehr dort bleiben müsse.

Kaum draussen, musste ich stehen bleiben, weil die Angst drohte, mich zu ersticken. Ich sagte mir: „Wenn es mir nicht gelingt meine Nerven im Zaum zu halten, ist Alles verloren." Ich horchte, aber ich hörte nichts, als das Brausen in meinen Adern. Ich ging durch den Corridor bis zur Treppe. Ich begegnete niemand. Schweigen lag über dem Hause. „Sie sind alle



Digitized by Google

schon in der Kapelle — dachte ich — auch die Dienstboten. Es ist nichts zu fürchten." Ich wartete noch zwei oder drei Minuten, um mich zu fassen. Während dieser zwei oder drei Minuten liess die Spannung meines Geistes nach. Eine seltsame Verwirrung kam über mich. Unbestimmte, nichtssagende Gedanken, die nichts mit der That, die ich auszuführen im Begriff stand, zu thun hatten, gingen mir durch den Kopf. Mechanisch zählte ich die Stangen am Treppengeländer.

„Zweifellos ist Anna zurückgeblieben. Raimund's Zimmer liegt nicht weit von der Kapelle. Die Musik wird den Beginn der Andacht verkünden."

Ich ging zur Thür. Noch ehe ich sie erreicht hatte, tönte das Präludium der Pifferari an mein Ohr. Ohne Zögern trat ich ein. Ich hatte mich nicht getäuscht.

Anna stand neben ihrem Stuhl und zwar in so lebhafter Stellung, dass ich sofort erriet, dass sie soeben beim ersten Ton der heimatlichen Dudelsackpfeife — das Präludium des antiken Hirtenliedes — aufgesprungen sein musste.

— Schläft er? — fragte ich.

Sie nickte mit dem Kopfe.

Und weiter erklangen die Töne, durch die Entfernung gedämpft, süss wie in einem Traum, ein wenig rauh, lang ausgehalten, getragen. Begleitet von den Dudelsackpfeifen modulierten die klaren Stimmen der Schalmeien die einfache, unvergessliche Weise.

— Geh Du auch zur Andacht — sagte ich zu ihr. — Ich werde hier bleiben. Wie lange schläft er schon?

— Er ist eben eingeschlafen.

— Also geh nur, geh zur Andacht.

Ihre Augen leuchteten.

— Ich darf gehen?

— Ja. Ich werde hierbleiben.

Ich selbst öffnete ihr die Thür und schloss sie hinter ihr. Auf den Zehenspitzen lief ich zur Wiege, sah ihn mir in der Nähe an. Der Unschuldige schlief in seinen Wickeltüchern auf dem Rücken liegend, seine kleinen Hände waren zu Fäustchen geballt, in denen der Daumen steckte. Zwischen seinen Augenlidern konnte ich die graue Iris seiner Augen sehen. Aber kein Anfall blinden Hasses oder blinder Wut stieg in meinem Inneren auf. Meine Abneigung gegen ihn war minder stark, als sonst. Jener instinktive Drang fehlte, der mehr als einmal mich ergriffen und den ich bis in die Spitzen meiner Finger empfunden hatte, die zu jeder verbrecherischen Gewaltthätigkeit bereit gewesen wären.

Ich folgte jetzt einzig und allein dem Antriebe eines kalten, klaren Willens, und hatte das vollkommene Bewusstsein meiner Handlungsweise.

Ich ging zur Thür zurück und öffnete sie noch einmal, ich überzeugte mich, dass der Corridor leer war. Ich lief zum Fenster. Mir fiel ein, was meine Mutter gesagt hatte; die Möglichkeit, dass Johann von Scordio unten auf dem Platze sei, tauchte in mir auf. Mit unendlicher Behutsamkeit öffnete ich das Fenster. Eine eisige Luft benahm mir den Atem. Ich lehnte mich über das Fensterbrett, um hinaus zu spähen. Keine verdächtige Gestalt war zu sehen, und ich hörte nichts als die getragenen Töne der Andacht.

Ich zog mich vom Fenster zurück und ging zur Wiege, mit äusserster Anstrengung bekämpfte ich meinen Widerwillen; leise, leise nahm ich das Kind, unterdrückte meine Angst und es weit ab von meinem Herzen haltend, das all zu stark klopfte, trug ich es zum Fenster; ich hielt es hinaus an die Luft, an der es sterben sollte.

Mein Kopf blieb klar; keiner meiner Sinne war getrübt. Ich sah die Sterne am Himmul flimmern wie von himmlischen Winden bewegt; ich sah, wie in dem unruhigen Licht der Lampe die Vorhänge sich scheinbar bewegten, es war nur Einbildung, aber es sah schreckhaft aus; ich hörte deutlich die Wiederholung des Hirtenliedes und in der Ferne das Kläffen eines Hundes. Eine zuckende Bewegung des Kindes machte mich erbeben. Er erwachte.

Digitized by Google

„Nun wird er weinen“ — dachte ich. „Wie viel Zeit ist verflossen? Vielleicht eine Minute, nicht einmal eine Minute? Wird diese kurze Zeit genügen, wird er sterben? Ist er zu Tode getroffen?“ Das Kind arbeitete mit seinen Armchen in der Luft, verzog den Mund und öffnete ihn; er zögerte einen Augenblick, ehe er in Schreien ausbrach, und das Schreien klang mir anders, schwächer, zitternder als sonst, aber das kam vielleicht daher, weil ich ihn sonst nur in geschlossenen Räumen gehört hatte. Dieses schwache, zitternde Schreien erfüllte mich mit Grausen, eine wahnsinnige Angst bemächtigte sich meiner plötzlich. Ich eilte zur Wiege und legte das Kind hinein. Nun ging ich wieder zum Fenster, um es zu schliessen, aber bevor ich es schloss, lehnte ich mich über die Fensterbrüstung und warf einen Blick in die Dunkelheit; ich sah nichts als die Sterne. Ich schloss das Fenster. Obwohl von Angst getrieben, vermied ich ein Geräusch zu machen. Und hinter mir weinte das Kind, weinte es immer stärker. „Bin ich gerettet?“

Ich lief zur Thür, blickte in den Korridor, horchte hinaus. Der Korridor war leer, nichts war zu hören als die getragene Flut der Töne.

„So bin ich also gerettet. Wer könnte mich gesehen haben?“ Ich dachte noch einmal an Johann von Scordio und, indem ich zum Fenster blickte, kam wieder eine Unruhe über mich. „Aber nein, dort unten war niemand. Zweimal habe ich hinuntergeblickt.“ Ich näherte mich der Wiege, legte das Kind an Ort und Stelle, deckte es sorgsam zu und überzeugte mich, dass alles an seinem Platze war. Jetzt aber verursachte mir jede Berührung einen unüberwindlichen Widerwillen. Er weinte und weinte. Was konnte ich thun, um ihn zu beruhigen? Ich wartete ab.

Aber dieses ununterbrochene Schreien in dem grossen, einsamen Raum, diese unartikulirte Klage des ahnungslosen Opfers, peinigte mich in so grausamer Weise, dass ich, unfähig noch länger Widerstand zu leisten, aufstand, um mich auf irgend eine Weise dieser Marter zu entziehen.

Ich ging in den Corridor, liess die Thür hinter mir halb geöffnet und blieb dort auf der Lauer. Die Stimme des Kindes drang kaum bis zu mir und mischte sich in die langgezogenen Tonwellen. Und weiter erklangen die Töne, durch die Entfernung gedämpft, süss wie in einem Traum, lang ausgehalten, getragen. Begleitet von den Dudelsackpfeifen modulierten die klaren Stimmen der Schalmeien die einfache Weise. Das Hirtenlied durchtönte das grosse, friedliche Haus, seine Klänge drangen vielleicht bis in die entferntesten Gemächer, Ob Juliane sie hörte? Woran dachte Juliane, was empfand sie? Ob sie weinen mochte?

Ich weiss nicht, warum ich es mit Sicherheit in meinem Herzen empfand: „Sie weint.“ Und aus dieser Sicherheit entsprang eine lebendige Vision, die eine wahrhafte und tiefe Empfindung in mir erzeugte. Die Gedanken und Vorstellungen, die durch mein Gehirn zogen, waren unzusammenhängend, fragmentarisch, unsinnig, aus Elementen zusammengesetzt, die nicht mit einander übereinstimmten, sie waren flüchtig, rätselhafter Natur. Ich fürchtete, wahnsinnig zu werden. Ich fragte mich: „Seit wie lange bin ich hier?“ Und ich ward gewahr, dass mir der Begriff der Zeit vollständig verloren gegangen war.

Die Musik hörte auf. „Jetzt ist die Andacht zu Ende — dachte ich — Anna wird gleich heraufkommen. Vielleicht kommt auch meine Mutter. Raimund weint nicht mehr.“ Ich ging in das Zimmer zurück und blickte in die Runde um mich noch einmal zu versichern, dass nicht die geringste Spur des Verbrechens zurückgeblieben war. Ich näherte mich der Wiege, nicht ohne eine vage Furcht das Kind leblos zu finden. Es schlief, auf dem Rücken liegend, die kleinen Hände zu Fäustchen geballt, den Daumen nach innen gesteckt. „Er schläft! Unglaublich. Man könnte denken, es sei nichts vorgefallen.“ Das, was ich gethan hatte, nahm für mich eine traumhafte Unwahrscheinlichkeit an. Ich hatte die Empfindung wie von einer plötzlichen Lücke in meinen Gedanken, einem leeren Raum in meinem Gehirn, während ich dort wartete.



Digitized by Google

Kaum erkannte ich im Corridor den schweren Schritt der Amme, so ging ich ihr entgegen. Meine Mutter folgte ihr nicht. Ohne ihr in das Gesicht zu sehen sagte ich;

— Er schläft noch.

Und schnell entfernte ich mich: gerettet!

## XLV.

Von diesem Augenblicke an bemächtigte sich meines Geistes eine Art fast stumpfsinniger Trägheit, vielleicht weil ich erschöpft, am Ende meiner Kräfte, zu weiteren Anstrengungen untüchtig war. Mein Bewusstsein verlor seine entsetzliche Klarheit, meine Aufmerksamkeit schwächte sich ab, meine Neugierde stand nicht auf der Höhe der Wichtigkeit der Ereignisse, die sich nun entwickelten. Meine Erinnerungen sind in der That verwirrt, spärlich und aus undeutlichen Bildern zusammengesetzt.

An jenem Abend kehrte ich in den Alkoven zurück, sah Juliane wieder und hielt mich einige Zeit an ihrem Bett auf. Es machte mir grosse Mühe zu sprechen. Ich fragte, indem ich ihr in die Augen blickte:

— Hast Du geweint?

Sie erwiderte:

— Nein.

Aber sie war trauriger als zuvor. Sie war bleich wie ein Leintuch. Ich fragte sie:

— Was hast Du?

Sie erwiderte:

— Nichts. Und Du?

— Ich fühle mich nicht wohl. Der Kopf schmerzt mich sehr. . . .

Eine unendliche Müdigkeit drückte mich zu Boden; alle meine Glieder lasteten schwer. Ich legte den Kopf auf den Rand des Kissens und blieb einige Minuten in dieser Stellung, von einer unbestimmten Pein bedrückt. Ich fuhr in die Höhe, als ich Julianes Stimme hörte, die sagte:

— Du verbirgst mir irgend etwas.

— Nein, nein. Warum?

— Weil ich es fühle, dass Du mir etwas verbirgst.

— Nein, nein; Du täuschst Dich.

— Ich täusche mich nicht.

Sie schwieg. Ich stützte meinen Kopf wieder auf das Kissen. Nach einigen Minuten sagte sie plötzlich:

— Du siehst ihn oft.

Bestürzt erhob ich mich, um sie zu betrachten.

— Aus eignem Antriebe gehst Du, um ihn zu sehen, gehst Du, um ihn aufzusuchen, — fügte sie hinzu. — Ich weiss es. Auch heut. . . .

— Nun?

— Es ängstigt mich, ich habe Angst für Dich. Ich kenne Dich. Du quälst Dich, Du gehst dorthin, um Dich zu quälen, um Dir das Herz zu zerreissen. . . . Ich kenne Dich. Ich habe Angst. Du bist nicht resignirt, nein, nein; Du kannst nicht resignirt sein. Ich täusche mich nicht, Tullio. Auch heute Abend, vorher, bist Du dort gewesen. . . .

— Woher weisst Du das?

— Ich weiss es, ich fühle es.

Das Blut war mir zu Eis erstarrt.

— Möchtest Du, dass meine Mutter Argwohn schöpfte? Möchtest Du, dass sie meine Abneigung bemerkte?

Wir sprachen mit leiser Stimme. Auch sie hatte ein verstörtes Aussehen. Und ich dachte: so, jetzt kommt meine Mutter mit dem rasenden Schrei: „Raimund stirbt!“ —

Digitized by Google

Maria und Natalie mit Miss Edith traten ein. Und der Alkoven wurde heiter bei ihrem Geplauder. Sie erzählten ausführlich von der Kapelle, von der Krippe, von den Kerzen, vom Dudelsack.

Ich verliess Juliane und zog mich in mein Zimmer zurück, Kopfschmerz vorschützend. Als ich im Bett lag, überwältigte mich die Müdigkeit fast augenblicklich. Ich schlief fest, viele Stunden.

Das Tageslicht fand mich ruhig, im Bann einer seltsamen Gleichgültigkeit, eines unfasslichen Mangels an Neugierde. Niemand war gekommen, um meinen Schlummer zu unterbrechen, also war auch nichts ungewöhnliches vorgefallen. Die Vorgänge des gestrigen Abends erschienen mir unwirklich und weit entlegen. Ich fühlte einen ungeheuren Riss zwischen mir und meinem bisherigen Sein, zwischen dem, der ich nun war und dem, der ich gewesen war. Es war kein Zusammenhang zwischen der vergangenen und der gegenwärtigen Periode meines psychischen Lebens. Und ich machte nicht die geringste Anstrengung, um mich zu sammeln und das eigentümliche Phänomen zu verstehen. Jedwede Thätigkeit widerstand mir; ich suchte mir diese Art scheinbarer Apathie, unter der der dunkele Wirrwarr aller erlittenen Aufregungen schlummerte, zu bewahren; ich vermied, in mir Umschau zu halten, um jene Dinge, die tot zu sein, die nicht mehr zu meiner wirklichen Existenz zu gehören schienen, nicht wieder zu erwecken. Ich glich ein wenig jenen Kranken, die, nachdem sie in der einen Hälfte des Körpers jedes Gefühl verloren haben, sich einbilden, an ihrer Seite, in ihrem Bette, einen Leichnam zu haben.

Aber Friedrich kam und klopfte an meine Thür. Er trat ein. Was brachte er mir neues? Seine Gegenwart rüttelte mich auf.

— Gestern Abend haben wir uns nicht gesehen, — sagte er. — Ich kam spät nach Haus. Wie geht es Dir?

— Weder gut, noch schlecht.

— Gestern Abend hattest Du Kopfschmerzen. Nicht wahr?

— Ja: deshalb ging ich so früh ins Bett.

— Du siehst heut morgen ein wenig grün aus. O mein Gott, wann wird das Unglück endlich aufhören? Du bist nicht wohl, Juliane liegt beständig im Bett, und jetzt bin ich der Mama ganz aufgelöst begegnet, weil Raimund heut Nacht gehustet hat!

— Er hat gehustet?

— Ja. Wahrscheinlich handelt es sich um eine unbedeutende Erkältung; aber Mama übertreibt, wie gewöhnlich . . . .

— Ist der Arzt gekommen?

— Noch nicht. Aber mir scheint, dass Du noch schlimmer als Mama bist.

— Wenn es sich um Kinder handelt, weisst Du, ist jede Besorgnis gerechtfertigt. Ein Nichts genügt . . . .

Er sah mich mit seinen klaren, blauen Augen an, und ich empfand Schrecken und Scham.

Als er fortging, sprang ich aus dem Bette. Ich dachte: jetzt fängt also die Wirkung an; es ist also kein Zweifel mehr. Aber wie lange wird er noch leben? Es ist auch möglich, dass er nicht stirbt . . . . Aber nein, es ist unmöglich, dass er nicht stirbt. Die Luft war eisig, sie schnitt einem den Atem ab. — Und ich sah innerlich noch einmal das atmende Kind, den halbgeöffneten kleinen Mund, das Grübchen am Hals.

## XLVI.

Der Doktor sagte:

— Es ist kein Grund zur Beängstigung. Es handelt sich um eine ganz leichte Erkältung. Die Bronchien sind frei.

Er beugte sich von neuem über Raimunds entblösste Brust, um zu horchen.

— Es fehlt absolut jedes Geräusch. Sie können sich selbst mit Ihrem Ohr davon überzeugen, — fügte er, zu mir gewendet, hinzu.

Digitized by Google

Auch ich hielt mein Ohr an die gebrechliche Brust und fühlte ihre sanfte Wärme.

— In der That . . .

Und ich betrachtete meine Mutter, die auf der andern Seite der Wiege vor Angst bebte.

Die gewöhnlichen Symptome der Bronchitis fehlten. Das Kind war ruhig, hatte in langen Zwischenräumen einige Hustenanfälle, nahm seine Milch in der gewohnten Menge und hatte einen festen und gleichmässigen Schlaf. Ich selbst, betrogen durch den Schein, zweifelte: Also war mein Unternehmen nutzlos gewesen. Es scheint, dass er nicht sterben soll. Welch zähes Leben! — Und mein ursprünglicher Groll gegen ihn kehrte zurück, nur noch schärfer. Sein ruhiges und rosiges Aussehen brachte mich auf. Also hatte ich um nichts alle diese Aengste erduldet, um nichts mich dieser Gefahr ausgesetzt! In meinen dumpfen Zorn mischte sich eine Art abergläubischer Bestürzung über die ausserordentliche Zähigkeit dieses Lebens: ich glaube nicht, dass ich den Mut haben werde, wieder von vorn anzufangen. Und dann? Dann werde ich sein Opfer sein; und ich werde ihm nicht entfliehen können. — Und das gottlose, kleine Geschöpf, das gallige, katzenartige Kind, voll Verstand und niedriger Instinkte, tauchte wieder vor mir auf; von neuem starrte es mich mit seinen harten, grauen Augen an, mit dem Ausdruck des Misstrauens. Und die schrecklichen Scenen im Dunkel einsamer Zimmer, die Scenen, die zu Zeiten meine feindliche Einbildungskraft mir vorgespiegelt hatte, tauchten mir wieder auf; wieder nahmen sie das Ansehen, die Bewegung, alle Merkmale der Wirklichkeit an.

Es war ein bleicher Tag, es lag Schnee in der Luft. Julianes Alkoven erschien mir noch als eine Zuflucht. Der Eindringling sollte sein Zimmer nicht verlassen, er konnte nicht kommen und mich bis dort hinein verfolgen. Und ich überliess mich ganz meiner Traurigkeit, ohne sie zu verbergen.

Ich dachte, indem ich die arme Kranke betrachtete: sie wird nicht genesen, sie wird nicht wieder aufstehen. — Die sonderbaren Worte vom Abend vorher kamen mir wieder ins Gedächtnis und quälten mich. Ohne Zweifel war der Eindringling für sie ein Henker, wie er es für mich war. Ohne Zweifel konnte sie an nichts anderes als an ihn denken und starb daran nach und nach. Diese ganze Last auf diesem so schwachen Herzen!

Mit der Zusammenhanglosigkeit von Bildern, die sich im Traume ablösen, erstanden vor meinem Geiste vereinzelte Bruchstücke des vergangenen Lebens: Erinnerungen an eine andere Krankheit, an eine weit entlegene Rekonvalescenz. Ich bemühte mich, diese Bruchstücke zusammen zu fassen, jene so süsse und so schmerzliche Periode, in der ich den Keim zu meinem Unglück gelegt, zu rekonstruiren. Das gleichmässige, weissliche Licht erinnerte mich an jenen trägen Nachmittag, den ich und Juliane mit dem Lesen eines Gedichtbuches verbracht hatten, zusammen über dieselbe Seite gebeugt, die Augen auf dieselbe Zeile geheftet. Und ich sah wieder auf dem Rande ihren zugespitzten Zeigefinger und die Spur ihres Nagels.

„Accueillez la voix qui persiste
Dans son naïf épithalame.
Allez, rien n'est meilleur à l'âme
Que de faire une âme moins triste!"

Ich hatte ihre Hand genommen; und indem ich den Kopf langsam senkte, bis ich die Lippen in die Höhlung ihrer Hand legte, murmelte ich:

— Du . . . . könntest Du vergessen?

Sie schloss mir den Mund und sprach ihr grosses Wort:

— Still.

Ich durchlebte noch einmal dieses Stück Leben, mit wirklicher und tiefer Empfindung; und ich fuhr fort, alles wieder zu durchleben; ich gelangte an den Morgen, an dem sie zum ersten Mal aufstehen durfte, an den schrecklichen Morgen. Ich hörte wieder ihre lachende, abgebrochene Stimme;

Digitized by Google

ich sah wieder die Bewegung, mit der sie mir das Glück darbot und sie selbst in dem Lehnstuhl, nach dem unvermuteten Schlag, und all das Übrige. Warum konnte meine Seele sich von diesen Bildern nicht losreissen? Vergeblich war die Klage, vergeblich. „Zu spät."

— An was denkst Du? — fragte mich Juliane, die während meines Stillschweigens bis jetzt vielleicht durch nichts, als meine Traurigkeit gelitten hatte.

Ich verbarg ihr nicht meine Gedanken. Sie rief, mit einer Stimme, die aus dem Innersten ihres Herzens zu kommen schien, leise und doch durchdringender, als ein Schrei:

— Ach, ich hatte für Dich den Himmel in meiner Brust!

Nach einer langen Pause, in der vielleicht ihr Herz die Thränen aufgesogen hatte, die nicht zum Vorschein kamen, fügte sie hinzu:

— Heute kann ich Dich nicht trösten! Weder für Dich, noch für mich giebt es einen Trost; niemals wird es einen geben .... Alles ist verloren.

Ich sagte:

— Wer weiss!

Und wir sahen uns an; und es war offenbar, dass wir beide in diesem Moment an dieselbe Sache dachten: an den möglichen Tod von Raimund.

Ich zögerte einen Augenblick; und dann wollte ich sie fragen, indem ich auf ein Gespräch anspielte, das wir eines Abends unter den Ulmen gehabt hatten:

— Hast Du Gott gebeten?

Meine Stimme zitterte heftig.

Sie erwiderte (und ich hörte sie kaum):

— Ja.

Und sie schloss die Augen und drehte sich auf die Seite, verbarg den Kopf in dem Kissen, krümmte sich und zog sich unter den Decken in sich selbst zusammen, als ob sie von heftigem Frost ergriffen wäre.

## XLVII.

Gegen Abend ging ich, um nach Raimund zu sehen. Ich fand ihn auf den Armen meiner Mutter. Er schien mir ein wenig blasser; doch war er noch immer so ruhig, atmete gut und hatte kein verdächtiges Anzeichen.

— Er hat bis jetzt geschlafen! — sagte mir meine Mutter.

— Beunruhigt Dich das?

— Ja, weil er noch nie so viel geschlafen hat.

Ich betrachtete das Kind aufmerksam. Seine grauen Augen, unter der Stirn, die mit leichtem, weisslichem Schorf bedeckt war, waren ohne Lebhaftigkeit. Er bewegte ununterbrochen die Lippen, als ob er kaute. Plötzlich spie er etwas geronnene Milch auf sein Lätzchen.

— Aber nein, nein, dieses Kind ist nicht gesund, — rief meine Mutter, den Kopf schüttelnd.

— Hat er denn gehustet?

Als ob er mir antworten wollte, fing Raimund an zu husten.

— Hörst Du?

Es war ein kleiner, schwacher Husten, der von keinem Geräusch der inneren Organe begleitet war. Er hielt ganz kurze Zeit an.

Ich dachte: man muss abwarten. — Aber sobald die unheilvolle Aussicht sich mir wieder eröffnete, verminderte sich meine Abneigung gegen den Eindringling, beruhigte sich meine Bitterkeit. Ich merkte, dass mein Herz bedrückt und elend blieb, keines Frohlockens fähig.

Ich erinnere mich dieses Abends als des traurigsten, den ich im Verlauf meines Unglücks je durchlebt habe.

Im Zweifel, ob Johann von Scordio nicht im Umkreis des Hauses wäre, trat ich hinaus und schlug den Fussweg ein, auf dem ich und mein Bruder ihm neulich begegnet waren. In dem Schimmer der Dämmerung lag der

Digitized by Google

Vorbote des ersten Schnees. Längs der Baum-Allee breitete sich ein Teppich von Blättern. Scharf hoben sich die nackten dürren Zweige vom Himmel ab.

Ich blickte um mich, in der Hoffnung, die Gestalt des Alten zu entdecken. Ich dachte an die Zärtlichkeit des Alten für sein Patchen, an jene trostlose greisenhafte Liebe, an jene groben, schwieligen, runzligen Hände, die ich auf den weissen Windeln zart hantieren und zittern gesehen hatte. Ich dachte: Wie würde er weinen! — Ich sah den kleinen Toten in seinen Wickeln ausgestreckt auf der Bahre, zwischen Kränzen von weissen Chrysanthemen, zwischen vier brennenden Kerzen; und Johann kniete weinend daneben. — Meine Mutter wird weinen, sie wird verzweifeln. Das ganze Haus wird trauern. Weihnachten wird düster sein. Was wird Juliane thun, wenn ich auf der Schwelle des Alkovens, am Fusse ihres Bettes erscheinen und ihr melden werde: „Er ist tot —?"

Ich war am Ende des Weges angelangt. Ich blickte um mich; ich sah niemand. Die Landschaft tauchte schweigend in Schatten unter; in der Ferne, auf dem Hügel brannte rötlich ein Feuer. Ich kehrte um, einsam. Plötzlich zitterte mir etwas weisses vor den Augen und zerfloss. Es war der erste Schnee.

Und später, als ich an Julianes Lager sass, hörte ich wieder den Dudelsack, der die neuntägige Andacht fortsetzte, zu derselben Stunde.

## XLVIII.

Der Abend verging, die Nacht verging, der folgende Morgen verging. Nichts ungewöhnliches fiel vor. Aber bei dem Besuch des Kindes verhehlte der Arzt nicht, dass ein Katarrh der Nase und der Bronchien vorliege: eine leichte Affektion, ohne Bedeutung. Ich bemerkte aber, dass er eine gewisse Unruhe verbergen wollte. Er gab einige Weisungen, ordnete die grösste Vorsicht an und versprach, im Laufe des Tages wiederzukommen. Meine Mutter hatte keine Ruhe.

Als ich in den Alkoven trat, sagte ich mit halber Stimme, und ohne ihr ins Gesicht zu sehen, zu Juliane:

— Es geht schlechter.

Wir sprachen nichts mehr, lange Zeit. Von Zeit zu Zeit erhob ich mich und ging ans Fenster, um den Schnee zu betrachten. Ich lief im Zimmer umher, einer unerträglichen Angst zur Beute. Juliane hatte den Kopf in die Kissen vergraben und war fast gänzlich unter den Decken verborgen. Wenn ich mich näherte, öffnete sie die Augen und warf einen raschen Blick auf mich, den ich nicht zu entziffern vermochte.

— Frierst Du?

— Ja.

Aber das Zimmer war behaglich warm. Ich kehrte immer wieder an das Fenster zurück, um den Schnee zu betrachten und die weisse Landschaft, auf die die langsamen Flocken unaufhörlich niederfielen. Es war zwei Uhr nachmittags. Was mochte im Kinderzimmer vorfallen? Sicherlich nichts ungewöhnliches, da niemand kam, um mich zu rufen. Aber meine Angst wuchs derart, dass ich beschloss, hinzugehen und nachzusehen. Ich öffnete die Thür.

— Wohin gehst Du? — rief mir Juliane zu, indem sie sich auf dem Ellbogen aufrichtete.

— Ich gehe für einen Augenblick dorthin. Ich komme sofort zurück.

Leichenblass blieb sie auf dem Ellbogen aufgestützt.

— Willst Du es nicht? — fragte ich sie.

— Nein; bleibe bei mir.

Sie liess sich nicht wieder in das Kissen zurücksinken. Ein seltsames Entsetzen veränderte ihre Züge; ihre Augen schweiften unruhig suchend umher, wie hinter irgend einem huschenden Schatten. Ich näherte mich ihr und legte sie selbst wieder nieder, befühlte ihre Stirn und fragte sie sanft:

Digitized by Google

— Was hast Du, Juliane?

— Ich weiss nicht. Ich habe Angst . . . .

— Wovor?

— Ich weiss nicht. Es ist nicht meine Schuld; ich bin krank; ich bin so.

Aber ihre Augen schweiften umher, anstatt mich anzublicken.

— Was suchst Du? Siehst Du etwas?

— Nein, nichts.

Ich befühlte von neuem ihre Stirn. Sie hatte die natürliche Wärme. Aber meine Einbildungskraft fing an, sich zu verwirren.

— Siehst Du, ich verlasse Dich nicht; ich bleibe bei Dir.

Ich setzte mich nieder, ich wartete. Mein Gemütszustand war ein angstvolles Hangen in der Erwartung eines nahenden Ereignisses. Ich war sicher, dass jemand kommen würde, um mich zu rufen. Ich spitzte das Ohr bei jedem leichten Geräusch. Dann und wann hörte ich die Glocken im Hause läuten. Ich hörte den dumpfen Lärm eines Wagens auf dem Schnee. Ich sagte:

— Vielleicht ist es der Arzt.

Juliane rührte sich nicht. Ich wartete. Ein unbestimmter Zeitraum verging. Plötzlich hörte ich ein Geräusch von Thüren, die sich öffneten, den Klang von Schritten, die sich näherten. Ich sprang auf. In demselben Augenblick richtete sich Juliane auf.

— Was kann es sein?

Aber ich wusste schon, was es war, ich wusste es genau bis auf die Worte, die die eintretende Person aussprechen würde.

Christine trat ein. Sie schien verstört, suchte aber ihre Aufregung zu verbergen. Ohne sich uns zu nähern und den Blick auf mich heftend, stammelte sie:

— Auf ein Wort, gnädiger Herr.

Ich trat aus dem Alkoven.

— Was giebt es?

Mit leiser Stimme fügte sie hinzu;

— Mit dem Kinde steht's schlecht. Eilen Sie.

— Juliane, ich gehe auf einen Augenblick hinüber. Ich lasse Christine bei Dir. Ich komme sofort zurück.

Ich ging. Laufend gelangte ich in Raimunds Zimmer.

— O Tullio, das Kind stirbt! — schrie meine Mutter verzweifelt, über die Wiege gebeugt. — Sieh ihn an! Sieh ihn an!

Auch ich beugte mich über die Wiege. Eine plötzliche unerwartete, dem Anschein nach unerklärliche, schreckliche Veränderung war eingetreten. Das kleine Gesicht war mit einer aschgrauen Farbe überzogen, die Lippen waren blau, die Augen wie abgestorben, trübe, erloschen. Das arme Geschöpf schien unter der Wirkung eines starken Giftes.

Mit abgebrochener Stimme erzählte mir meine Mutter:

— Vor einer Stunde ging es ihm beinah gut. Er hustete ja, aber weiter fehlte ihm nichts. Ich war fortgegangen und hatte Anna hier gelassen. Ich glaubte, dass ich ihn schlafend wiederfinden würde. Er schien schläfrig geworden zu sein . . . . Ich komme zurück und sehe ihn in diesem Zustand. Fühle ihn an: er ist beinah kalt!

Ich berührte seine Stirn, seine Wange. Die Haut-Temperatur war in der That heruntergegangen.

— Und der Arzt?

— Ist noch nicht gekommen! Ich habe ihn rufen lassen.

— Man hätte einen Berittenen hinschicken sollen.

— Ja, Ciriaco ist gegangen.

— Zu Pferde? Bist du sicher? Es ist kein Augenblick zu verlieren.

Es war keine Verstellung von meiner Seite. Ich war aufrichtig. Ich konnte diesen Unschuldigen nicht so sterben lassen, ohne ihm zu Hülfe zu kommen, ohne den Versuch zu machen, ihn zu retten. Vor diesem fast leichenhaften Aussehen, packten Mitleid, Reue und Schmerz meine Seele, während

Digitized by Google

mein Verbrechen im Begriff war sich zu erfüllen. In der Erwartung des Arztes war ich nicht minder rasend als meine Mutter. Ich zog die Glocke; ein Diener kam.

— Ist Ciriaco fort?

— Ja, gnädiger Herr.

— Zu Fuss?

— Nein, gnädiger Herr, mit dem Wagen.

Atemlos kam Friedrich dazu.

— Was ist vorgefallen?

Meine Mutter, immer über die Wiege gebeugt, schrie:

— Das Kind stirbt!

Friedrich eilte hin und betrachtete es.

— Es erstickt, — sagte er. Seht ihr denn nicht? Es atmet nicht mehr.

Und er packte das Kind, nahm es aus der Wiege, richtete es auf, schüttelte es.

— Nein, nein! Was machst Du? Du tötest es, — schrie meine Mutter.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und eine Stimme meldete:

— Der Arzt.

Doktor Jemma trat ein.

— Ich war im Begriff, zu kommen. Ich bin dem Wagen begegnet. Was giebt es?

Ohne die Antwort abzuwarten, näherte er sich meinem Bruder, der Raimund noch auf den Armen hielt. Er nahm ihn, sah ihn prüfend an und sein Gesicht verfinsterte sich. Er sagte:

— Ruhe! Ruhe! Wir müssen ihn aufwickeln.

Und er legte ihn auf das Bett der Amme und half meiner Mutter, ihn aus den Windeln zu nehmen.

Das nackte Körperchen erschien. Es hatte dieselbe aschgraue Farbe, wie das Gesicht. Die Extremitäten hingen schlaff und kraftlos herunter. Die fette Hand des Doktors betastete hier und da die Haut.

— Thun Sie etwas für ihn, Doktor! — flehte meine Mutter. Retten Sie ihn!

Aber der Arzt schien unentschlossen. Er fühlte den Puls, legte das Ohr auf die Brust und murmelte:

— Ein Herzfehler . . . . Unmöglich.

Er fragte:

— Aber wie ist diese Veränderung denn gekommen? Plötzlich?

Meine Mutter wollte es erzählen, aber bevor sie zu Ende kam, brach sie in Weinen aus. Der Arzt entschloss sich, einige Versuche zu machen. Er versuchte, die Erstarrung, in die das Kind versunken war, abzuschütteln, er versuchte es zum Schreien zu reizen, ein Erbrechen zu erzielen, eine energische Atmungsbewegung zurückzurufen. Meine Mutter betrachtete ihn mit weit aufgerissenen Augen, aus denen die Thränen rannen.

— Weiss es Juliane? — fragte mich mein Bruder.

— Nein, vielleicht nicht . . . . vielleicht hat sie es erraten . . . . vielleicht dass Christine . . . . Bleibe Du hier. Ich laufe, um zu sehen, dann komme ich wieder.

Ich sah das Kind in den Händen des Arztes, ich sah meine Mutter; ich verliess das Zimmer; ich stürzte zu Juliane. Vor der Thür blieb ich stehen: Was sollte ich ihr sagen? Sollte ich ihr die Wahrheit sagen? — Ich trat ein und sah, dass Christine im Rahmen des Fensters stand; ich zeigte mich im Alkoven, der jetzt durch die Vorhänge abgeschlossen war. Sie lag noch zusammengekrümmt unter der Decke. Als ich näher kam, bemerkte ich, dass sie zitterte, wie in einem Fieberschauer.

— Sieh, Juliane: ich bin hier.

Sie machte ihr Gesicht frei nnd wendete es mir zu. Sie fragte mit leiser Stimme:

— Kommst du von dort?

Digitized by Google

— Ja.

— Sage mir alles.

Ich hatte mich über sie gebeugt und wir sprachen flüsternd mit einander, ganz aus der Nähe.

— Es geht schlecht.

— Sehr?

— Ja, sehr.

— Stirbt er?

— Wer weiss! Vielleicht.

Mit einer plötzlichen Bewegung streckte sie die Arme vor und schlang sie um meinen Hals. Meine Wange berührte die ihre; und ich fühlte sie zittern, fühlte die Gebrechlichkeit dieser armen, kranken Brust; und in mir jagten sich, während ich sie so fest an mich gepresst hielt, Visionen von dem entfernten Zimmer: ich sah die abgestorbenen, trüben, umschatteten Augen des Kindes, die bläulich blassen Lippen; ich sah die Thränen meiner Mutter fliessen. Keine Freude lag in dieser Lösung. Mein Herz war gepresst; meine Seele, so über den dunkeln Abgrund jener andern Seele gebeugt, war verzweifelt und einsam.

## XLIX.

Als der Abend herniedersank, lebte Raimund nicht mehr. Alle Anzeichen einer akuten Kohlensäure-Vergiftung waren an diesem kleinen toten Körperchen. Das kleine Gesicht war bläulich, fast bleiern; die Nase war spitzig; die Lippen hatten eine dunkelblaue Färbung; ein wenig von dem undurchsichtigen Weiss sah man zwischen den nur halb geschlossenen Augenlidern; auf dem einen Schenkel, dicht an der Leistengegend, wurde ein rötlicher Ausschlag sichtbar. Es schien, als ob die Zerstörung schon begonnen habe, so jämmerlich war der Anblick dieses kindlichen Fleisches, das vor wenigen Stunden noch rosig und zart die Finger meiner Mutter geliebkost hatten.

Das Geschrei und Geschluchze, die unsinnigen Worte, die meine Mutter ausstiess, während Friedrich und die Frauen sie hinaustrugen, gellten mir in die Ohren.

— Niemand soll ihn berühren, niemand soll ihn berühren! Ich will ihn waschen, ich will ihn wickeln . . . . ich . . . .

Nichts weiter. Das Schreien hatte aufgehört. Von Zeit zu Zeit hörte man das Werfen von Thüren. Ich war da, allein. Der Arzt war auch im Zimmer; aber ich war allein. Etwas ausserordentliches ging in mir vor; aber ich verstand es noch nicht.

— Gehen Sie, — sagte der Doktor, indem er mich sanft an der Schulter fasste, gehen Sie fort von hier. Gehen Sie. —

Ich war folgsam; ich gehorchte. Ich entfernte mich langsam durch das Vorzimmer, als mich wieder jemand berührte. Es war Friedrich; und er umarmte mich. Aber ich weinte nicht, ich empfand keine heftige Bewegung, ich verstand die Worte, die er vorbrachte, nicht. Ich hörte jedoch Juliane nennen.

— Führe mich zu Juliane, — sagte ich zu ihm. Ich legte meinen Arm in den seinen und liess mich führen, wie ein Blinder.

Als wir vor der Thür waren, sagte ich:

— Verlass mich.

Er drückte mir heftig den Arm, dann liess er mich. Ich trat allein ein.

## L.

Während der Nacht war es grabesstill im Haus. Im Gang brannte ein Licht. Ich ging auf das Licht zu, wie ein Somnambule. Etwas ausserordentliches ging in mir vor, aber ich verstand es noch nicht.

Digitized by Google

Ich blieb stehen, wie durch einen Instinkt gemahnt. Eine Thür stand offen; ein Lichtschimmer drang durch den herabgelassenen Vorhang. Ich überschritt die Schwelle, schob den Vorhang bei Seite, fasste mir ein Herz.

Die Wiege, weiss behängt, stand in der Mitte des Zimmers, zwischen vier angezündeten Kerzen. Auf der einen Seite sass mein Bruder, auf der andern Johann von Scordio und wachten. Die Gegenwart des Alten erstaunte mich nicht. Es schien mir natürlich, dass er da war; ich fragte ihn nichts; ich sagte nichts. Ich glaube, dass ich ihnen, als sie mich ansahen, ein wenig zulächelte. Ich weiss wirklich nicht, ob meine Lippen lächelten, aber die Absicht hatte ich, wie um ihnen zu bedeuten: „Kümmert euch nicht um mich, versucht nicht, mich zu trösten. Ihr seht, ich bin ruhig. Wir können schweigen." — Ich machte einige Schritte; ich ging und setzte mich zu Füssen der Wiege, zwischen zwei Wachskerzen; ich schleppte zu Füssen der Wiege meine scheue, demütige, schwache Seele, die ihrer früheren Spannkraft beraubt war. Mein Bruder und der Alte waren noch da, aber ich war allein.

Der kleine Tote war weiss gekleidet, er trug sein Taufkleidchen, oder es erschien mir so. Nur das Gesicht und die Hände waren sichtbar. Der kleine Mund, der mit seinem Geschrei so oft meinen Hass gereizt hatte, war verstummt unter dem geheimnissvollen Siegel. Dasselbe Schweigen, wie in diesem kleinen Mund, war in mir, war um mich. Und ich blickte ihn unverwandt an.

Da, in dem Schweigen, ging in mir ein grosses Licht auf, mitten in meiner Seele. Ich verstand. Das Wort meines Bruders und das Lächeln des Alten hatten mir das nicht offenbaren können, was in einem Augenblick der kleine stumme Mund des Unschuldigen mir offenbarte. Ich verstand. Und nun packte mich ein furchtbares Bedürfniss, mein Verbrechen zu gestehen, mein Geheimniss kund zu thun, angesichts dieser beiden Männer zu erklären: ich habe ihn getötet!

Beide sahen mich an; und ich bemerkte, dass beide angstvoll mich und meine Haltung vor der Leiche beobachteten, dass beide angstvoll das Ende meiner Erstarrung erwarteten. Da sagte ich:

— Wisst ihr auch, wer diesen Unschuldigen getötet hat? — In dem tiefen Schweigen hatte meine Stimme einen so seltsamen Klang, dass sie mir selbst unkenntlich vorkam. Und ein plötzlicher Schrecken erstarrte mein Blut zu Eis, lähmte mir die Zunge, verdunkelte meinen Blick. Und ich fühlte, dass mein Bruder mich unterstützte und meine Stirn berührte. Ich hatte in den Ohren ein so starkes Sausen, dass seine Worte nur undeutlich und abgebrochen zu mir drangen. Ich verstand, dass er glaubte, ich sei durch einen Fieberanfall verwirrt, und dass er versuchte, mich fortzuführen. Ich liess mich führen.

Er führte mich in mein Zimmer, indem er mich unterstützte. Der Schrecken hatte mich noch nicht losgelassen. Als ich eine Kerze sah, die einzeln auf einem Tisch brannte, erbebte ich. Ich erinnerte mich nicht, dass ich sie hatte brennen lassen.

— Zieh Dich aus, leg Dich ins Bett, — sagte Friedrich und zog mich voll Zärtlichkeit an den Händen weiter.

Er liess mich auf das Bett setzen und befühlte von neuem meine Stirn.

— Fühlst Du es? Dein Fieber nimmt zu. Fange an, Dich auszuziehen. Schnell, schnell!

Mit einer Zartheit, die mich an die meiner Mutter erinnerte, half er mir, mich zu entkleiden. Er half mir, mich niederzulegen. An meinem Bett sitzend, befühlte er mir dann und wann die Stirn, um mein Fieber zu messen; da er fühlte, dass ich noch zitterte, fragte er mich:

— Frierst Du sehr? Hören die Schauer nicht auf? Willst Du, dass ich Dich wärmer zudecke? Hast Du Durst?

Schaudernd überlegte ich mir: Wenn ich gesprochen hätte! Wenn man mich hätte fortfahren lassen! War ich es denn wirklich, mit meinen Lippen, der diese Worte ausgesprochen hat? Bin ich es wirklich gewesen? Und wenn, zurückdenkend und überlegend, Friedrich von einem Zweifel ergriffen würde?

Digitized by Google

Ich habe gefragt: „Wisst ihr auch, wer diesen Unschuldigen getötet hat?“ — und weiter nichts. Aber hatte ich nicht das Aussehen eines geständigen Mörders? Sicherlich musste sich Friedrich, wenn er daran dachte, fragen: „was wollte er damit sagen? gegen wen richtete sich seine seltsame Anklage?“ Und meine Aufregung musste ihm unerklärlich erscheinen. Der Arzt! . . . . Er müsste denken: vielleicht hat er auf den Arzt anspielen wollen. — Und er müsste noch irgend einen anderen Beweis meiner Überreiztheit haben, damit er fortführe, zu glauben, ich sei durch das Fieber verwirrt, in einen Zustand von intermittirendem Delirium. — Während ich so hin und her überlegte, schossen rasche und deutliche Bilder durch meinen Kopf, die die Klarheit von wirklichen, greifbaren Dingen hatten: Ich habe Fieber, hohes Fieber. Wenn ich wirklich phantasierte und unbewusst das Geheimnis enthüllte! — Ich überwachte mich mit ängstlicher Sorge. Ich rief:

— Der Arzt! Der Arzt . . . . er hat nicht gewusst . . . . — Mein Bruder beugte sich über mich und befühlte mich wieder, beunruhigt und seufzend.

— Quäle Dich nicht, Tullio. Beruhige Dich.

Und er tauchte ein Tuch in kaltes Wasser und legte es mir auf die brennende Stirn.

Der Zug der raschen und deutlichen Bilder nahm seinen Fortgang. Mit einer fürchterlichen, visionären Klarheit sah ich die Agonie des Kindes wieder vor mir. — Da lag es sterbend in der Wiege. Sein Gesicht war aschgrau, von einer so fahlen Färbung, dass die Krusten des Schorfes über den Augenbrauen gelb erschienen. Seine heruntergezogene Unterlippe war nicht mehr zu sehen. Von Zeit zu Zeit hob es die Augenlider, die ein wenig violett geworden waren, und es schien, als ob die Iris daran festhinge, denn sie folgte beim Aufschlagen den Lidern und verlor sich unter ihnen, so dass das undurchsichtige Weisse zum Vorschein kam. Das heisere Röcheln hörte dann und wann auf. In einem gewissen Moment sagte der Doktor, wie als letzten Versuch:

— Auf, auf! wir wollen die Wiege dicht ans Fenster, ans Licht tragen. Platz gemacht: Das Kind braucht Luft. Platz!

Ich und mein Bruder trugen die Wiege, die eine Bahre zu sein schien. Aber am Licht war das Schauspiel noch jammervoller: an diesem kalten, blendenden Lichte der ausgebreiteten Schneedecke. Und meine Mutter:

— Jetzt stirbt er! Seht doch, seht; er stirbt! Fühlt: er hat keinen Puls mehr!

Und der Arzt:

— Nein, nein. Er atmet. So lange Atem ist, ist auch Hoffnung. Mut!

Und er träufelte zwischen die bläulichen Lippen des Sterbenden einen Theelöffel voll Aether. Nach einigen Augenblicken öffnete der Sterbende die Augen wieder, drehte die Pupille nach oben und brach in leises Wimmern aus. In seiner Farbe ging eine leichte Veränderung vor. Seine Nasenflügel zuckten.

Und der Arzt:

— Sehen Sie nicht? Er atmet. Man darf, bis zum Ende nicht verzweifeln.

Und er bewegte die Luft über der Wiege mit einem Fächer; dann drückte er mit einem Finger das Kinn des Kindes, um die Lippe herunter zu pressen und ihm den Mund zu öffnen. Die Zunge, die am Gaumen geklebt hatte, fiel herunter wie eine Fallthür; und ich sah die Fäden zähen Schleimes, die sich zwischen Gaumen und Zunge verbreiteten, die weissliche Masse, die tief hinten angesammelt war, eine konvulsivische Bewegung hob die kleinen, kleinen Händchen, die namentlich in der Handfläche, in den Biegungen der Gelenke und in den Nägeln violett geworden waren, gegen das Gesicht; diese schon leichenhaften Hände, die meine Mutter fortwährend befühlte. Der kleine Finger der Rechten war immer von den andern Fingern abgesondert und zitterte leise in der Luft; nichts war herzzerreissender.

Friedrich versuchte meine Mutter zu überreden, das Zimmer zu ver-

Digitized by Google

lassen. Aber sie beugte sich über Raimunds Gesicht, dass sie es fast berührte, und achtete gespannt auf jedes Zeichen. Eine Thräne von ihr fiel auf das angebetete Haupt. Sie trocknete sie sofort mit ihrem Taschentuch, aber sie bemerkte, dass die Fontanelle am Schädel sich vertieft hatte.

— Sehen Sie, Doktor! — schrie sie entsetzt.

Und meine Augen hefteten sich auf diesen weichen Schädel, der gelblichgrau, mit Schorf bedeckt, einem Stück Wachs ähnlich sah, in das in der Mitte eine Höhlung eingedrückt war. Alle Knochennähte waren sichtbar, Die blaue Ader an der Schläfe verlor sich unter dem Schorf.

— Sehen Sie! Sehen Sie!

Die leichte, künstliche Belebung, die der Aether hervorgernfen, erlosch. Das Röcheln hatte jetzt einen besonderen Klang. Die Händchen fielen an der Seite schlaff herunter; das Kinn sank noch mehr zurück, die Fontanelle wurde noch tiefer, ohne Puls. Und plötzlich gab der Sterbende Zeichen einer Anstrengung; der Doktor hob ihm sogleich den Kopf auf. Und aus dem violetten Mund kam etwas weissliche Flüssigkeit. Aber in der Anstrengung des Erbrechens spannte sich die Stirnhaut, und durch die Haut sah man die dunkeln Flecke der Blutstockung. Meine Mutter stiess einen Schrei aus.

— Lass uns gehen, lass uns gehen. Komm mit mir, — wiederholte mein Bruder und versuchte, sie fortzuziehen.

— Nein, nein, nein.

Und der Doktor gab noch einen Löffel Aether. Und die Agonie verlängerte sich, und die Qual verlängerte sich. Die Händchen erhoben sich wieder, die Finger bewegten sich unsicher; zwischen den halb geschlossenen Augenlidern erschien die Iris und verschwand, gleich zwei welken Blümchen, gleich zwei kleinen Blumenkelchen, die, indem sie zusammenschrumpfen, sich müde schliessen.

Und es ward Abend über der Agonie des Unschuldigen. Auf den Fensterscheiben lag es wie die Helle der Morgendämmerung; und es war die Dämmerung, die vom Schnee heraufstieg in die Schatten.

— Ist er tot? Ist er tot? — schrie meine Mutter, als sie das Röcheln nicht mehr hörte, und um die Nase bläuliche Schatten sich verbreiten sah.

— Nein, nein; er lebt.

Man hatte eine Kerze angezündet; und eine der Frauen machte sich damit zu schaffen; und die gelbe Flamme flackerte zu Füssen der Wiege. Plötzlich deckte meine Mutter das Körperchen auf, um es zu betasten.

— Er ist kalt, er ist ganz kalt.

Die Beine waren erschlafft, die Füsschen violett geworden. Nichts erbarmungswürdigeres konnte man sehen, als dieses Erlöschen des nichtigen Fleisches, an dem Fenster, auf das tiefer Schatten fiel, beim Lichte dieser Kerze.

Aber noch ein unbeschreiblicher Ton, der weder ein Wimmern, noch ein Schrei, noch ein Röcheln war, entfloh, zusammen mit etwas weisslichem Speichel, dem kleinen, beinah blauen Munde. Und meine Mutter warf sich wie eine Wahnsinnige über den kleinen Toten. —

So sah ich alles wieder vor mir, mit geschlossenen Augen; ich öffnete die Augen, und noch immer sah ich alles vor mir, mit unglaublicher Deutlichkeit.

— Das Licht! Nimm das Licht fort! — schrie ich Friedrich zu und richtete mich im Bett auf, durch die Unruhe der bleichen Flamme erschreckt. — Nimm das Licht fort!

Friedrich nahm es und stellte es hinter einen Schirm. Dann kam er an mein Bett zurück, legte mich wieder nieder und wechselte das kalte Tuch auf meiner Stirn. Dann und wann hörte ich ihn in der Stille seufzen.

## LI.

Obwohl ich am folgenden Tage in einem Zustande äusserster Schwäche und Betäubung war, wollte ich doch der Einsegnung durch den Pfarrer, der Überführung, der ganzen Ceremonie beiwohnen.

Digitized by Google

Der kleine Leichnam war schon in einen kleinen weissen mit Glas bedeckten Sarg eingeschlossen. Auf der Stirn hatte er einen Kranz von weissen Chrysanthemen, in den gefalteten Händen hielt er ein weisses Chrysanthemum; nichts aber kam der wächsernen Weisse dieser kleinen Hände gleich, an denen nur die Nägel violett geblieben waren.

Ich und Friedrich und Johann von Scordio und einige Hausgenossen waren zugegen. Die vier Wachskerzen brannten tröpfelnd. Der Priester in der weissen Stola trat ein, gefolgt von Geistlichen, die den Weihwasserwedel und das Kruzifix trugen. Wir knieten alle nieder. Der Priester besprengte die Bahre mit Weihwasser, während er sagte:

„Sit nomen Domini . . . .“

Dann sprach er den Psalm:

„Laudate pueri Dominum . . . .“

Friedrich und Johann von Scordio erhoben sich und nahmen die Bahre, Peter öffnete vor ihnen die Thüren. Ich folgte ihnen. Nach mir kamen der Priester, die Chorknaben, vier Diener mit den angezündeten Kerzen. Durch die schweigsamen Gänge gelangten wir in die Kapelle, während der Priester den Psalm recitirte:

„Beati immaculati . . . .“

Als die Bahre innerhalb der Kapelle war, sprach der Priester-

„Hic accipiet benedictionem a Domino . . .“

Friedrich und der Alte setzten die Bahre auf dem kleinen Katafalk, inmitten der Kapelle, nieder. Wir knieten alle. Der Priester sagte andere Psalmen her. Hierauf flehte er zu Gott, dass die Seele des Unschuldigen in den Himmel berufen werden möge. Dann besprengte er die Bahre von neuem mit Weihwasser. Und er ging, gefolgt von den Ministranten.

Nun standen wir auf. Alles war schon für die Beisetzung bereit, Johann von Scordio nahm den leichten Sarg in seinen Arm; und seine Augen hefteten sich auf den Glasdeckel. Friedrich stieg als erster hinunter in das Gewölbe, hinter ihm kam der Alte mit dem Sarg; dann folgte ich mit einem Diener. Niemand sprach.

Die Gruft war geräumig, ganz aus grauem Stein. Die Nischen waren in die Wände gehauen, einige schon mit Grabsteinen verschlossen, andere noch offen, tief, vom Schatten ausgefüllt, erwartungsvoll. Von einer Wölbung hingen drei Lampen, mit Olivenöl gespeist; und sie brannten ruhig in der feuchten und schweren Luft, mit schwachen, unauslöschlichen Flämmchen.

Mein Bruder sagte:

— Hier.

Und er bezeichnete eine Nische, die sich unter einer andern öffnete, welche bereits durch einen Grabstein geschlossen war. Auf diesem Stein war der Name Konstanze eingraviert; und die Buchstaben leuchteten unbestimmt.

Johann von Scordio breitete jetzt die Arme, auf denen der Sarg ruhte, aus, damit wir noch einmal den kleinen Toten betrachten könnten. Und wir betrachteten ihn. Durch das Glas hindurch erschien dies kleine, bleiche Gesicht, diese kleinen gefalteten Hände, und dieses Kleid und diese Chrysanthemen und all dieses Weiss in unbestimmte, ungreifbare Fernen gerückt, als ob der durchsichtige Deckel dieses Sarges, auf den Armen dieses grossen Greises, ein Stückchen des übernatürlichen, fürchterlichen und süssen Mysteriums wie durch einen Spalt hätte durchscheinen lassen.

Niemand sprach. Es schien fast, als ob keiner mehr atme.

Der Alte wendete sich zu der Grabnische, bückte sich, setzte den Sarg nieder und schob ihn langsam nach hinten. Dann kniete er nieder und verharrte einige Minuten unbeweglich.

Uubestimmt schimmerte in der Tiefe der beigesetzte Sarg. Das weisse Haupthaar des Alten glänzte hell unter den Lampen, wie er so niederkniete an der Schwelle des Schattens.

Digitized by Google

# DIE ROTEN TAGE.

VON

SECESSUS.

Wenn sich Uebel in der Welt zeigen, zumal materielle Nöte, dann scheint für den oberflächlichen Blick die einfachste Abhilfe die unmittelbare zu sein: man lindere die Not, man ergänze ein Zuwenig aus einem Zuviel oder sogar aus einem blossen Genug, man spende als sittlicher Mensch Wohlthaten — und die Uebel, soweit sie nicht zum Bestand der Welt und der Menschennatur gehören, müssen schliesslich schwinden. Verdient der Arbeiter zu wenig Lohn, so erhöhe man diesen, nötigenfalls durch Gesetze; wird das Kleingewerbe gedrückt, so mindere man den Druck, lasse z. B. verdichtete Luft benützen; drohen dem Einzelnen oder dem Staat schlechte Zeiten, so soll er sparen; haben die Weber nichts zu essen, so schicke man ihnen Lebensmittel; bringt der Bauer sein Getreide nicht an, soll Schutzzoll — ist es zu teuer, soll Freihandel helfen; stinkt die Prostitution gen Himmel, so fege man sie weg oder desinficire sie wenigstens; haben arme Schulkinder keine warmen Kleider, so sammle man Cigarrenspitzen u. s. w.

Es ist eines der grössten und am leichtesten zu würdigenden Verdienste des Socialismus, dass er das Thörichte solcher Meinungen blossgelegt hat. Verweist schon eine nichtsocialistische Gesellschaftswissenschaft das anscheinend so nützliche Sparen in's Reich der Schäden, so verweist eine socialistische all jene Abhilfen in's Reich des „Radirgummis“. Das heisst: sie zeigt, dass jene Uebel viel zu tief liegen, um wegradirt werden zu können, dass sie keine augenblicklichen Misgriffe, sondern wesentliche Bestandteile der gesammten gesellschaftlichen Lage und ihrer Veränderungen, zumal Symptome, vielleicht sogar etwas wie natürliche Selbstheilungen socialer Krankheiten sind, und dass jede unmittelbare Ausbesserung vergeblich, eine gefährliche Verschleierung und Täuschung, wahrscheinlich geradezu eine Verschlimmerung der gesammten Verhältnisse ist. All das müsse man vom Standpunkt naturnotwendiger Entwicklungen, „historisch“, betrachten, und jede entgegengesetzte Auffassung sei, kurz gesagt, reactionär. Geht's dem Kleingewerbe schlecht, so müsse man einsehen, dass es sich, im Mass seiner Leiden, überlebt hat; ihm aufzuhelfen heisse nur, einen Strom aufhalten.

Diese strenge Folgerichtigkeit sollte nach meinem Erwarten dazu führen, auch die Wahrung der Sonntagsruhe als eine unsocialistische Sache aus jeder socialistischen Bemühung auszuschliessen und die Ausgleichung zwischen Sonn- und Werktag gleich dem Wachsen des Grosscapitals als ein geschichtliches Entwicklungsproduct zu begreifen. Es ist aber nicht so. Mit andern Interessengruppen wetteifert die socialdemokratische Partei im Schutz des Sonntags uud findet immer mehr auch staatliche Unterstützung dafür. Manche Seiten drängen nach besondrer Verschärfung. So brachten seinerzeit die Deutsch-Socialen im deutschen Reichstag den Antrag ein, die Regierung zu ersuchen, dem Reichstag einen Gesetzentwurf vorzulegen, wonach die Bestellung von Postsendungen, ausgenommen Telegramme, Eil- und Einschreibsendungen, an Sonn-

Digitized by Google

und Festtagen nach zehn Uhr Vormittags untersagt wird. Im ungarischen Abgeordnetenhaus interpellirte am 25. Februar 1893 ein Pfarrer den Kultusminister wegen dessen Anordnung, dass die Universitätsbibliothek an Sonn- und Feiertagen geöffnet sei. Der Minister motivirte die Massregel damit, dass ein grosser Theil des Publikums an Wochentagen verhindert sei, die Bibliothek aufzusuchen, wesshalb dies Sonntags ermöglicht werden müsse. Der Präsident wollte einfach einen Beschluss, dass die Antwort zur Kenntniss gedient habe; das gesammte Haus forderte jedoch die Abstimmung Das ganze Haus ohne Parteiunterschied erhob sich von den Plätzen. Diese ministerielle Antwort dürfte zugleich als ein Einzelbeispiel die Gegenströmung verständlich machen, die sich bereits im weitesten gegen die neuen sonntäglichen Geschäftssperrungen im deutschen Reich richtet

Geht man nun näher auf die grundsätzliche Frage ein, so erstaunt man, dass eine wesentliche Unterscheidung — meines Wissens — bisher verwischt wurde. Die Forderung nach Sonntagsruhe zerfällt nämlich in zwei sehr verschiedene Forderungen: erstens die nach Ausfall der Arbeit am soundsovielten Tag — sagen wir kurz, mit Übergehung einer naheliegenden Frage, am siebenten Tag — und zweitens die nach dem Zusammentreffen jenes Ausfalls für Alle oder wenigstens für die Gesammtheit auf einen und denselben Tag, den Sonntag. Es dünkt mich fast, als sei die grosse Frage mit dieser Unterscheidung bereits der Lösung nahe: die Ruhebedürfnisse u. s. w., die zur Sonntagsfeier drängen, ergeben blos die erste Forderung; die zweite muss anderswo abgeleitet werden. Und nur gegen diese richtet sich in der Hauptsache unser Widerstand.

Vor allem stützt er sich auf die Thatsache: der „Sonntag", um kurz so seine Einhaltung zu nennen, befindet sich seit langem in allmähligem Rückgang. Von den modernen Staaten haben ihn Frankreich und Italien beinahe aufgehoben; nur auf angloamerikanischem und deutschem (zumal preussischem) Boden blüht er so recht oder wird vielmehr in künstlicher Blüte gehalten. Verfolgt man ihn nach rückwärts, so wächst seine Bedeutung immer mehr und vermannigfacht sich. Sie war in seiner ursprünglichen Gestalt, dem hebräischen Sabbat, eine dreifache: die eigentlich religiöse (Erinnerung an die Schöpfung), die religiös-geschichtliche (Erinnerung au die Erlösung aus Egypten) und die religiös-hyieinische. In seiner nächsten Gestalt, dem christlichen Sonntag, war sie eine zweifache: die früheren ersten zwei Bedeutungen waren in die eine religiöse (Auferstehungstag Christi) übergegangen, die hygeinische schwand erst, kam und blieb dann wieder. Bei den Reformatoren fiel jene sogut wie ganz aus, und es blieb nur diese. Heute wieder verblasst jene in der Volksgesammtheit immer mehr zu einem Titel, diese aber beherrscht die Auffassung des Sonntags. Verfolgen wir nun auch die Strenge seiner Einhaltung nach rückwärts, so finden wir sie ebenfalls, je weiter zurück, um so grösser. Den hebräischen Sabbat schützte die drohende Strafe der Steinigung, und selbst dem Vieh war das Arbeiten untersagt. In der heiligen Schrift fehlt bekanntlich ein ausdrückliches Sonntagsgebot; erst im 4. Jahrhundert begannen Bemühungen darum, im achten hatten sie ihr Ziel erreicht. Aber auch die Eingliederung des Sonntags in das Ganze des socialen Lebens wird nach rückwärts straffer. Sein Ursprung, der Sabbat, war ja nur ein Glied eines grösseren Systems von Festen nach der gleichen Form der Siebenteilung: über ihm stand der festereiche siebente Monat, über diesem das Sabbatjahr und darüber noch das Jobeljahr. Schon danach zeigt sich für unsere Zeit der Sonntag als das letzte Ueberbleibsel einer sozialen Verfassung, die ihm eine natürliche Grundlage bot, als ein absterbender Rest. Noch mehr. Schon das ursprüngliche Christentum schuf ihm eine ganz andere Grundlage: die der Heiligung eines jeden Tages im ausdrücklichen Gegensatz gegen „bestimmte Feiertage, oder Neumonden, oder Sabbathe" (Colosserbrief 2, 16) und führte die altrömische Bezeichnung feria, Festtag, für Wochentag überhaupt ein; so wurde der Sonntag ein blosser Grenzfall des Werktags, während er ein Gegenstück dazu gewesen war. Indem er die Stelle des ersten, nicht letzten, Wochentags



Digitized by Google

einnahm, war er sogar von der Bestimmung des Rasttages ausgeschlossen, denn Rast kann ja nur ein Epilog, kein Prolog zur Arbeit sein. So hatte sich der Sonntag schon frühe, dank auch den geschäftsvernünftigen Römern, auf eine religiöse oder bürgerliche Markirung beschränkt. Wurde er später wieder mehr seiner mosaischen Bedeutung angenähert, so waren es im Mittelalter kirchliche, in der Neuzeit ökonomische Interessen; erstere ebenso dem urchristlichen Geist zuwider wie diese dem heutigen ökonomischen Gesammtgeist, der den Sonntag gleich einem Kleingeschäft zerreibt.

An dieser gedrängten Jahrtausendsübersicht über einstige Angemessenheit, spätere Unangemessenheit und schliessliche Sinnverfälschung haben wir nun heute zu schleppen. Was aus den einheitlichen patriarchalischen Verhältnissen der Juden und aus dem unirdischen, weltwidrigen Leben der Kirche mit Naturnotwendigkeit herauswuchs, das sollen wir unsern heutigen äusserst verwickelten und gänzlich weltgebundenen Verhältnissen nach Vorschrift aufpfropfen. Wie es homogen gebaute Staaten geben mag, für die eine schutzzöllnerisch-agrarische, und andere, für die eine freihändlerisch-manchesterliche Politik passt, wie aber unsere ganz heterogen gebauten Staaten von hier und heute durch irgend eine solche Politik durchschnittlich nur in der Hälfte ihrer Einwohner und Interessen gefördert werden, ebenso passte der Sonntag leicht für ein gesammtes Altertumsvolk, das in sich einheitlich geschlossen war, unmöglich aber für ein gesammtes Hochkulturvolk der Neuzeit. Denn dies dürfen wir als einen Hauptsatz aufstellen: ungefähr für jeden Menschen, der in heutiger Civilisation am Sonntag rastet, muss ein andrer mit seiner gleichbleibenden oder erhöhten Arbeit eintreten, Die Rast geschieht ja nicht durch versteinertes Sitzen in einer Ecke, sondern z. B., wozu ein Sonntagsvertheidiger wohl in erster Linie rät, durch einen Ausflug. Die Fahrgelegenheiten tragen Dich in's Freie; allein dazu darf ihr Personal (und ihr Tierpark) nicht rasten, sondern muss verschärft arbeiten und muss sogar verstärkt werden. Gerade in diesem Beruf (wie auch in manchen anderen) ist die hier aufgeworfene Sonntagsfrage meines Wissens gelöst: man lässt dem Personal, soweit Not und Menschlichkeit, Begehr und Möglichkeit reichen, einen so und so vielten Tag frei, jedoch in ausgleichender Verteilung; etwa, schematisch genommen, einem Sechstel den Montag, einem andern den Dienstag, einem letzten den Samstag. Diese Berufsverhältnisse können jedoch für modernes Leben überhaupt vorbildlich sein: sie weisen auf den Partien- oder Schichtenwechsel als das heutige Seitenstück zum veralteten Sonntag hin und lassen durch eine leichte Rechnung erkennen, dass ein solcher Wechsel an sich im grossen Ganzen keine einzige Arbeitskraft noch Arbeitsstunde mehr oder weniger bedingt als der Sonntag. Natürlich gilt dies nur für grössere Betriebe; für solche, drin weniger als 6 einander nebengeordnete Arbeiter schaffen, also für Bureaus, Kleinbetriebe, Haushaltungen u. s. w., muss eben ein Arbeitsausfall an diesem und jenem Werktag ebensogut erträglich sein wie am Sonntag.

Soweit zugleich unser nächster eigener Vorschlag an Stelle dessen, was wir tadeln. Man antwortet vielleicht, dass manche Betriebe zwar einen Gesammtstillstand, aber keinen Einzelausfall vertragen; muss jedoch einsehn, dass diese nur einen kleinen Bruchteil der modernen Geschäftssumme bilden und kaum gehindert sind, einen beliebigen Wochentag „rot“ zu machen. Was wir bekämpfen, ist ja immer nur der gleichmachende Zwang, der durch Gesetze oder moralischen Druck allen ein und dasselbe vorschreibt. Er blamirt sich zu unserer Freude schon dadurch, dass er vor einer Menge Objecten Halt machen muss. Warum zwingt der Staat die Organe, denen er die Aufsicht über Einhaltung der Sonntagsruhe anvertraut hat, nicht ebenfalls zur Sonntagsruhe; warum muss der Wachmann am Sonntag den Geschäftsmann, der zu heiliger Stunde offen hält, aufschreiben, statt selbst seine Stunden zu heiligen? Weil all dieser Zwang einer der tollsten Widersprüche ist, weil solche Gesetze sich selbst unmöglich machen. Er blamirt sich ferner dadurch, dass er einer Reihe anderer Berufe die Arbeit und zum Teil sogar eine Erhöhung der Arbeit gestatten muss: dem Priester und seinen Dienern, dem

Digitized by Google

Arzt, Apotheker, Conducteur, tausend anderen, jedem Privatarbeiter und natürlich, nach reichsdeutscher Ordnung, dem Conditor. Ueber die lächerlichen Widersprüche und Schäden des jetzigen Reichssonntages braucht man wohl kein Wort mehr verlieren. Nur Eine Erwägung scheint noch dringend.

Wir Menschen von heute bilden keine einheitliche Interessengemeinschaft. Der eine, z. B. der Commis oder Fabrikarbeiter, hat an dem, was er schafft, weiter keinen Gefühlsanteil als den der Pflicht, für deren genau abgegrenzte Erfüllung er Lohn und menschenwürdige Behandlung verlangt. „Ledig aller Pflicht" hört er „die Vesper schlagen" und sieht mit Freuden den Sonntag kommen, um endlich für sich, nicht für Fremdes zu leben. Der andre, z. B. der Meister, der Fabriksherr, der freie Schriftsteller, „muss sich immer plagen"; an dem, was er schafft, hat er den lebhaftesten Gefühlsanteil, nicht nur den idealen, sondern auch den materiellen der Hoffnung, dass es ihn ernähre. Auch er sieht den Sonntag oft mit Freuden kommen, aber meist nur, weil er da erst recht ein Arbeiten und Verdienen erhofft. Ihm ist es lieber und förderlicher, an diesem Tag sich plagen zu dürfen als ruhen zu müssen. Wendet man ein, dass man in seinem eigenstem Interesse ihn zu hygieinischer Ruhe und religiöser Erhebung zwingen darf, so könnte dies jedenfalls nur für solche gelten, die an sechs Tagen genug erwerben; das sind aber Wenige. Die es nicht können, für die hört sich die Hygieine von selber auf, und für die denkt Gott vernünftiger als ein preussischer Consistorialrat. Bestehn also derartige Unterschiede zwischen Sonntagsrastern und Sonntagsarbeitern, warum begnügt man sich nicht damit, den Geschäftsinhaber zur Freigebung seiner Angestellten zu zwingen, ihn selbst aber nach Herzenslust verkaufen und das Publikum, dass seine Kaufgänge eben nach Bedarf einrichtet, ebenso kaufen zu lassen? Ich sehe den Grund davon wahrlich nicht ein und kann ihn nur vermuten. Soll nun meine Vermutung nicht ein eigensinniges Muckertum treffen, so kann sie nur dahin gehn, dass man alles aufbieten will, um den Sonntag auf allgemeinen Ruhecharakter zu stimmen. Ist aber diese Stimmung, ganz abgesehn von ihrer Undurchführbarkeit, auch die von ihr erzeugten Nachteile wert? Wäre sie nicht zeitgemässer durch eine allgemeine Freude an richtigem oder gar erhöhtem Geschäftsverkehr zu ersetzen? Ich warne nochmals davor, Gott auf Eine Stufe mit gewissen Menschen zu stellen. Zum Verständnis dessen, was man mit jener Stimmung eigentlich will, diene folgende Erzählung. Ein Städter wohnte auf dem Land und pflegte aus Gesundheitsrücksichten öfters Holz zu sägen. Als er dies nun in aller Unschuld auch an einem Sonntag that, wurde es ihm verwehrt, da heute nicht „gearbeitet" werden dürfe. Der dies verbot, scheute sich aber wohl nicht, am selben Tag von seinem Wirt ein Bier, von seiner Hausfrau ein Essen, von den Jahrmarktshändlern Waaren, von den Wachorganen Ordnung, von den Eisenbahnen Beförderung und von anderen anderes zu verlangen. Es sollte wohl heissen, dass die „schwere körperliche" Arbeit Aergernis errege. Nun bedenke man aber, welche geringe Bedeutung in unserer Zeit der verfeinerten, vergeistigten, vermannigfachten Arbeit die schweren Körperdienste und ihr Unterschied von den übrigen Diensten haben, und man wird aus dem einen Beispiel sehn, dass irgend eine einheitliche Ruhestimmung des Sonntags in unsern Verhältnissen nicht zu erwingen ist.

Doch noch ein bisher wenig beachteter Umstand verhindert eine solche Stimmung. Ich erlaube mir ein wenig auszuholen. Man wird sich schon bei manchen nicht radical modernen Theaterstücken, zumal Opern, darüber gewundert haben, dass dort die Intimitäten des Einzelnen sich meist vor allen möglichen Zuschauern abspielen, dass z. B. das glückliche Brautpaar inmitten aller übrigen Figuren und etwa eines vielstimmigen Chores seinen Segen erhält und dafür seine Wonne widergiebt. Das verletzt unser Gefühl, bedeutet aber für ältere Zeiten keine solche Gefühlsverletzung. Denn damals lebte man in einer viel grösseren Gemeinsamkeit der Gefühle; heute ziehen sich mit der Mannigfaltigkeit der socialen Interessen auch die Gefühle aus der Einsamkeit in die Einzelheit zurück. Vor mehreren Jahrhunderten hätte ich mit meinem



Digitized by Google

Nachbar vielleicht auf irgend einem Platz der Gemeinde den Reigen getanzt oder ein Wettspiel gespielt; heute kennen wir uns nicht, verstehn uns nicht, gehn in jedem Sinn aneinander vorbei und wechseln höchstens im Wirtshaus oder auf der Pferdebahn ein paar Höflichkeitsworte. Damals wäre mein Glück auch einigermassen seine Sache, mein Unglück auch seine Angelegenheit gewesen; heute ist's damit in der Hauptsache vorbei. Wer diesen Unterschied der Zeiten in unmittelbare Beobachtung übertragen will, vergleiche den Unterschied zwischen städtischem und bäuerlichem Leben: dort die Trennung, hier die Vereinigung der Interessen — im grossen Ganzen genommen. Für solche ältere Zeiten und für solche ländliche Verhältnisse ist nun auch eine einheitliche Tagesstimmung einigermassen zu erzielen; in der heutigen Stadt ist sie es nicht, und selbst für das heutige Land drängt immer mehr und mehr das moderne Verkehrs- und Buntheitsleben die patriarchalische Gleichförmigkeit des rein bäuerlichen Lebens zurück. Die gemeinsame Stimmung, die über einem Ort oder Tag schwebt, mag vordem für den Einzelnen entscheidend gewesen sein; heute kommt sie der Stimmung dieses gegenüber nicht über ein künstliches Machwerk hinaus.

* * *

Wer eine Dummheit begeht, macht häufig eine zweite gleichartige, aber stärkere dazu und karrikirt dadurch seine erste. So besitzt auch der Sonntag seine Karrikatur, den Feiertag. Gegen ihn anzukämpfen ist nicht schwer; aber wer die Gründe gegen ihn billigt, sollte sich fragen, ob er damit nicht auch, wenngleich weniger scharf, den Sonntag verurteilt. Die geschichtliche Entwickelung des Feiertags ist eine ähnliche wie die des Sonntags, nur dass er bereits im Heidentum bestand und bei den alten Griechen am üppigsten blühte. Die katholische Kirche, einschliesslich der griechisch-orientalischen, entfaltete ihn bekanntlich mit ihrem neuheidnischen Olymp zu einem grossen und für ihr Leben ganz naturgemässen System, das früher, z. B. in Spanien, noch reicher war als heute. Der Protestantismus stellte dieser Verschwendung von Festesduft eine grosse Sparsamkeit entgegen und hat ja die in katholischen Ländern so lästige Feiertagsfrage für sich fast schon gelöst. Neben ihm lenkte auch die katholische Kirche, etwa seit 1524, in nüchternere Bahnen ein, und besonders das 17. und 18. Jahrhundert sahen eine Menge alter Feiertage fallen. Trotzdem seufzt das moderne Geschäftsleben noch sehr unter den Feiertagen und namentlich darunter, dass diese so „hereingeschneit" kommen.

Dieses „hereingeschneit" zeigt bereits, wo die Schädlichkeit und Unnatürlichkeit der Feiertage liegt. Sie wachsen noch weniger als der Sonntag aus dem treibenden Boden des gegenwärtigen Lebens heraus, sie haben mit diesem keinen Zusammenhang, sie stören es in der ungemässesten Weise. Wir sollen heute unser gesammtes vielverflochtenes Verkehrstreiben, unsre nicht nur ökonomischen sondern auch idealen Interessen unterbrechen — etwa weil etwas in ihnen gerade heute zur Unterbrechung drängt? Nein, sondern weil wir uns just heute, nicht gestern und nicht morgen, der Himmelfahrt Christi (auch im Protestantischen) oder gar irgend eines Heiligen in besondrer Weise erinnern sollen. Das konnte für andre Verhältnisse passen, für die unsrigen passt es nicht. Wendet jemand ein, dass uns Gegnern der religiöse Sinn fehlt, und dass er grade durch solche Feiertage am besten bewahrt und wieder hergestellt wird, so erwidern wir, dass nicht der religiöse, nur der kirchliche Sinn den Feiertag fordert. Wie das so sehr unkirchliche, jedoch religiöse Urchristentum in ausdrücklichem Gegensatz zum „Feiern" einen jeden Tag geheiligt wissen wollte, so bedarf auch heute die Religiosität nicht des höchst schwerfälligen und kostspieligen Apparats bestimmter roter Tage, um Gott zu geben, was Gottes ist. Nur das Kirchentum braucht ihn; vielleicht aus Irreligiosität.

Wie wir infolge Sinkens des früheren Gemeinsamkeitsgeistes einen Rückgang der eigentlichen Volksfeste, zumal der zünftigen, zu verzeichnen haben und statt ihrer vielmehr Schaustellungen mit einem vorwiegend passiven Gaff-

Digitized by Google

publikum vorfinden, so vermissen wir auch für den heutigen Feiertag jene Aktivität der Oeffentlichkeit, die ihn aus Eigenem stets neu schaffen und erhalten würde. Er bietet uns nichts „für uns", aber vieles wider uns; und die Weise, wie wir ihn benützen, giebt ihm gar keinen eigentlichen noch einheitlichen Charakter. Es fehlt gänzlich an einem Mittel- oder Brennpunkt des feiertäglichen Treibens; die kirchliche Feier ist es ja gewiss am allerwenigsten. Höchstens bietet vielleicht das rein Negative der Arbeitsrast einen solchen Mittelpunkt, eine Charakterisirung des Feiertags; aber auch dem ist eben nicht so, da jene einheitliche Arbeitsrast wie am Sonntag so noch weniger hier besteht.

Und damit gelangen wir zu einer gemeinsamen Betrachtung des Sonntags- und Feiertags. Ein bekanntes Wort sagt: „das Beste am Sonntag ist der Samstag." Nicht nur eine Till-Eulenspiegelei lässt hier die Vorfreude über die Freude selbst siegen, sondern man sieht ein, dass kein Sonntag, kein Feiertag und keine Reihe von Festtagen (am ehesten noch letztere) einem das bietet, was man davon erhofft. Die wenigsten Menschen wissen ja mit ihrem Sonntag was rechtes anzufangen, ausser vielleicht etwas, das sie ebenso gut oder besser am Werktag haben könnten. Geben wir uns nur die ehrliche Auskunft, dass wir, wer immer die „wir" sein mögen, den Sonntag nicht recht zu benützen verstehn, dass wir dafür aber auch keinen Vorwurf verdienen, weil sich nun einmal heutzutage mit dem Sonntag nichts rechtes anfangen lässt. Einiges schon, vor allem die bare Ausspannung; doch dies steht nicht im Verhältnis zu dem, was sonst der eigentliche Sonntag verlangt. Gestehn wir uns aber auch zu, dass, wie das Beste am Sonntag der Samstag, so das Schlimmste daran der Montag ist; nicht nur weil er uns die Last der neu beginnenden Frohne vergrössert empfinden lässt, sondern auch, weil er mit seiner als „Kater" bekannten acuten Nervenkrankheit uns zeigt, wie wir den Sonntag am typischesten benützen: aus den Tagen des Herrn und der Heiligen haben wir die Tage des Alkohols und der ihm entspringenden acuten Geisteskrankheit gemacht.

Allein auch abgesehn von dieser nicht eigentlich den roten Tagen zu dankenden noch auch von ihnen unablösbaren Besonderheit dürfte die Mahnung einigermassen begründet sein: aufzugeben den Versuch, durch Erzwingung von Sonn- und Feiertagsruhe die Gegenwart und kommende Zukunft zurückzuschrauben; abzulassen von dem Wahn, allen die nämliche Ruhezeit zu schaffen, und mit der heute unentbehrlichen Individualisirung durchweg Ernst zu machen. Man wird dabei freilich auch dazu kommen, an den individualisirten siebenten Ruhetag Kritik anzulegen und sich zu fragen, ob nicht — das wäre unser weiterer eigener Vorschlag — täglicher Wegfall einer Arbeitsstunde und jährlicher Wegfall einer grösseren geschlossenen Reihe von Arbeitstagen als bisher das allseits Förderlichste wäre. Man wird endlich auch einsehn, dass die heute so berechtigt erscheinenden Kämpfe für die Sonntagsruhe im Grunde doch nur Kämpfe gegen Arbeitsüberbürdung und persönliche Barbarei überhaupt sind. Keineswegs sollen durch unsre Ausführungen die Scheusslichkeiten vertheidigt werden, die in so vielen Gewerben durch Sonntagsarbeit zwar nicht hervorgerufen aber vermehrt werden; keineswegs soll dem nach sechs Tagen auf's Aeusserste erschöpften Arbeiter auch der siebente Tag weggenommen werden. Wir verlangen nur die Erkenntnis, dass diese Uebel tiefer als im Problem des Sonntags liegen, und dass ihre Abstellung höher liegen muss als in der Rotmachung von Tagen, die nicht diesen Uebeln, sondern ganz anderen, uns nicht wieder erreichbaren Thatsachen entspringen. Hand weg von Leichen; und eine Leiche ist auch der Sonntag.

Digitized by Google

# DER KLUB DER ÜBERMENSCHEN.

VON

ROSA MAYREDER-OBERMAYER.

(EREMO.)

---

Lange konnten sie sich nicht darüber einigen, welchen Namen sie ihrer Verbindung geben sollten. Adolf Elsner, der aus der Provinz war, debütirte mit dem Titel: „Bund der Zukunftspriester" — zur höchlichen Entrüstung seiner sechs Kollegen, die einstimmig erklärten, sie wollten von Priestern durchaus nichts mehr hören. Hierauf schlug Siegmund Weltmann „Freie Gesellschaft für Immoralismus" vor. Dieser Gedanke wurde mit beifälligem Gemurmel aufgenommen; es schien fast, als sollten die Annalen des neunzehnten Jahrhunderts mit einer freien Gesellschaft für Immoralismus bereichert werden.

Da erhob Ferdinand Renitz seine gewichtige Stimme dagegen. Er fand, dass dieser Name keineswegs vollständig die Aufgabe bezeichne, die sie sich gestellt hätten. Siegmund Weltmann sagte ärgerlich:

„Was heisst vollständig? Vollständig ist auch nur ein relativer Begriff —". Dann beantragte er einen Zusatz: „Freie Gesellschaft für Immoralismus und verwandte Gebiete"; damit könnten sich die „Pedanten" wohl zufrieden geben. Er war im Allgemeinen auf Ferdinand Renitz nicht gut zu sprechen. Denn er sah es kommen, dass dieser sich zum Präsidenten der vorläufig noch namenlosen Vereinigung aufschwingen würde — eine Ehrenstelle, für welche er selbst die gleiche, wenn nicht die bessere Qualifikation zu haben glaubte. Aber sein Zusatz schlug nicht ein; Ferdinand Renitz bezeichnete ihn unumwunden als geschmacklos.

Nun entspann sich eine gereizte Auseinandersetzung zwischen den beiden Champions über den Begriff Geschmack. Siegmund Weltmann sagte endlich geringschätzig, es sei eine alte Wahrheit, dass sich über Geschmackssachen nicht streiten liesse. Mit dieser Wendung hatte er sich eine gefährliche Blösse gegeben. Eben weil es eine alte Wahrheit sei, müsse man damit aufräumen, sagte Renitz; derjenige, der sich auf „alte" oder gar „ewige" Wahrheiten berufe, sei ein Philister, aber kein freier Geist.

Siegmund Weltmann war in den Sand gestreckt.

Jetzt ergriff Christian Ritter das Wort. „Ich begreife eigentlich nicht, warum wir streiten", sagte er versöhnlich. „Der Titel ist doch Nebensache, findest Du nicht, Renitz? Nennen wir uns einfach Friedrich Nietzsche-Verein nach Analogie der Richard Wagner-Vereine —"

Aber der grosse Ferdinand Renitz wollte nichts wissen von einer Analogie mit den Wagner-Vereinen; „wir sind keine Nachbeter", sagte er stolz, während Christian Ritter verwirrt und erröthend eine Entschuldigung stammelte.

Digitized by Google

„Zum Teufel, so heissen wir uns doch, was wir sind: Klub der freien Geister", rief Hermann Schwarz, den die Sache zu langweilen begann.

Diese Bezeichnung schien Gnade vor Renitz' Augen zu finden. Da er aber unmöglich zugeben konnte, dass ein Anderer als er ihre Vereinigung taufe, machte er dennoch Einwendungen. Er sagte, dass es freie Geister zu allen Zeiten gegeben habe; freie Geister seien also nichts Neues. Sie hätten die Aufgabe, ihr Ziel höher zu stecken, über alles Dagewesene hinaus — und desshalb laute sein Antrag auf: Klub der Übermenschen.

Da hatte er wieder den Vogel abgeschossen. Selbst Siegmund Weltmann, der mit einem ironischen Lächeln die enthusiastische Zustimmung der Andern begleitet hatte, konnte schliesslich der schmeichelhaften Einladung, Übermensch zu werden, nicht widerstehen; er gab sogar zu, dass nach diesem splendiden Einfall die Präsidentschaft des neuen Klubs unbestritten Ferdinand Renitz gebühre.

Das Klublokal der Übermenschen war eine kleine, verräucherte Spelunke in der Annagasse, wo sich vorzugsweise jene Klasse von weiblichen Wesen mit Kaffee zu stärken pflegte, die von der bürgerlichen Gesellschaft wegen „unmoralischen Lebenswandels" ausgeschlossen ist. Gerade um seiner Verrufenheit willen hatten die Übermenschen dieses Lokal für ihre Versammlungen erwählt, obwohl es im Übrigen wenig Annehmlichkeiten bot. Aber da sie keine Gelegenheit versäumen wollten, die immoralistische Stärke ihrer Gesinnung zu manifestiren, setzten sie ihren Stolz darein, ein Lokal bei Tag zu frequentiren, in welchem die moralische männliche Jugend nur bei Nacht aufzutreten pflegte. Sie riskirten übrigens nicht viel dabei; sie waren alle Sieben freie, akademische Bürger, und selbst Adolf Elsner, ihr Benjamin, der bei der Maturitätsprüfung auf ein Jahr reprobirt worden war, hatte schon vor mehreren Monaten die bedauerliche Einschränkung der persönlichen Freiheit, welche das Gymnasialleben mit sich bringt, glücklich für immer überstanden.

In dieser Kaffeeschänke, die das stolze Schild: „Café Urania" führte, befand sich ihr Stammtisch hinter einer Glaswand mit matten Scheiben. An dem Tische hatten sie eine Lade mit versperrbarem Schloss anbringen lassen; und Christian Ritter war mit dem Ehrenamt des Schlüsselwartes betraut worden. Er fühlte sich nicht wenig ausgezeichnet dadurch; denn in dieser Lade verwahrten die Übermenschen (nebst einigen Packeten Cigarettentabak, den Engelhardt von einem Sahmuggler zu besonders billigem Preis erwarb, alten Zeitungsausschnitten, Spielkarten und dergleichen), die stenographischen Protokolle ihrer Symposien und die „Tafel der Satzungen". Montag Abends hielten sie nämlich stets ein festliches Symposion ab, bei welchem jedes der Mitglieder eine Rede hielt. Wieninger, der zweitjüngste, und Engelhardt pflegten zu stenographiren, während die anderen sprachen; sie genossen dafür den Vortheil, ohne Rede davon zu kommen. Sie waren beide einsilbige, redeungewandte Menschen, was aber keiner von ihnen merken lassen wollte.

Die „Tafel der Satzungen" bestand aus einem in der Mitte zusammengeklappten Pappendeckel, der auf diese Weise in zwei Hälften getheilt war. In verschnörkelten Lettern stand mit roter Tinte auf der einen Seite geschrieben:

Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt —

und auf der andern:

I: Jeder ist, wie er ist.

II: Jeder thut, was er will.

III: Jeder hat, soviel er vermag —

ganz klein aber in einer Ecke: Chr. R. fec.

Christian Ritter hatte alle seine Schreibkünste an diese Tafel gewendet; aus den liebevoll ausgeführten Schnörkeln allein war zu errathen, dass er mit der vollen Begeisterung seiner zwanzig Jahre an seinen Beruf zum Übermenschen glaubte. Er erwartete von dem Klub zuversichtlich die Erfüllung der höchsten Aufgaben. Alle geheimnissvollen, erhabenen Ziele, die jemals den Inhalt der ägyptischen Mysterien, oder des Templerordens, oder der Frei-

Digitized by Google

mauerei gebildet hatten, sollte der Klub der Übermenschen verwirklichen und überflügeln, so dachte er; in seinen Reden wimmelte es von grossartigen Andeutungen und himmelweiten Perspektiven, die allerdings immer in eine gewisse Dämmerung getaucht blieben. Denn er musste vorsichtig sein, weil Siegmund Weltmann keine Gelegenheit vorübergehen liess, ohne seinen Witz an ihm zu üben.

Aber er gedachte die volle Herrlichkeit seiner Zukunftshoffnungen, in glänzenden, rhetorischen Schmuck gekleidet, auf einem ganz anderen Wege der staunenden Mitwelt kund zu thuen. Ganz im Stillen arbeitete er an dem grossen Werke, an einem Trauerspiel mit Chören, in welchem die Gestalt des Uebermenschen zum ersten Male zur Darstellung gelangen sollte. Niemand wusste darum, ausser Ferdinand Renitz. Diesem verdankte er wichtige Rathschläge und Anregungen; jede Woche fast hatte derselbe irgend ein neues Programm, das Christian scenisch ausarbeiten musste. Mit dankbarem Eifer nahm er sich diese Winke zur Richtschnur; dennoch standen vorläufig noch zahlreiche ungelöste Probleme der Ausführung im Wege, vor Allem der Held, der glorreiche Übermensch, in höchsteigener Person. Bis jetzt war das zukünftige Publikum nur durch den Mund anderer Personen auf die Erscheinung desselben vorbereitet worden; der ganze erste Akt verging mit lauter Ankündigungen, und der Chor hatte sich schon zu seinem Ruhme in den kühnsten Metaphern erschöpft, die eine an Schiller's Gedichten genährte Phantasie jemals hervorgebracht hat.

Aber endlich musste er doch selber auftreten und heraus auf die Bretter, welche die Welt bedeuten. Nach Christian Ritters Entwurf sollte er diesen entscheidenden Schritt mit einem umfangreichen Monologe begleiten und auf diesem beliebten Wege dem Publikum das geheimste Weben und Streben seiner Seele offenbaren.

So weit war das grosse Werk gediehen, allein hier stockte es hartnäckig. Der Held verlässt, mit orakelhaft dunkeln Worten einen allgemeinen Umsturz, eine Art Götterdämmerung prophezeihend, seine hehre Einsamkeit und stürzt sich in das Weltgetriebe. Aber was nun?

Von Tag zu Tag hoffte Christian, dass Ferdinand ihm eine neue Direktive über das, was ferner geschehen sollte, geben werde. Doch der grosse Ferdinand Renitz schwieg. Christian hatte ihm in einer weihevollen Stunde überfliessender Empfindung gestanden, wer ihm zu seinem Porträt des Übermenschen Modell stehen sollte — kein Anderer als Ferdinand selbst. Er liebte diesen Ferdinand über Alles, er verehrte ihn, er betete ihn an; ja er zweifelte nicht daran, dass es ein Unsterblicher war, der ihm gestattete, Du und Du mit ihm zu sein. Alle Schätze des Geistes hatte ihm dieser wundervolle Magier geoffenbart — denn Christian's Wissen ging nicht über das hinaus, was das Programm der Bealschule vorschreibt.

Als der Einzige im Klub der Übermenschen, der keine Gymnasialbildung besass, wurde er von den Andern mit einiger Geringschätzung betrachtet; aber in der seligen Gewissheit, dass ihn die Sonne unter diesen Planeten mit den Strahlen ihrer Freundschaft bescheine, machte er sich nichts daraus.

Er hatte Ferdinand vor zwei Jahren in der Volksküche kennen gelernt; und kein glücklicher Bräutigam, oder besser, keine glückliche Braut war jemals von überschwänglicherem Danke für die Gunst des Schicksals erfüllt als er seit dieser Zeit.

Der Druck der Armuth und einer nüchternen oder hochmüthigen Umgebung schien mit Einem Schlage für ihn aufgehört zu haben; er kam sich unendlich reich und unendlich beneidenswerth vor. Seine dichterische Ader ergoss sich in bombastische Dithyramben auf seinen Freundschaftsbund; er lag im Geiste beständig auf den Knieen vor seinem Idole und stattete die Gestalt desselben mit allen Vorzügen aus, die er nur erfinden konnte. Die Seele seines Ferdinand war für ihn makellos wie die Madonna; er hätte nicht gezögert, ein Dogma der Unbeflecktheit von allen irdischen Mängeln für sie aufzustellen, wenn er einem Zweifel an der Möglichkeit solcher absoluten Vortrefflichkeit begegnet

Digitized by Google

wäre. Und wie litt er mit, wenn seinen Freund eine Verstimmung anwandelte oder wenn diesem etwas Unangenehmes widerfuhr! Das geschah sehr häufig; denn das zartbesaitete, hochgespannte Gemüth Ferdinands musste, so kam ihm vor, von den gemeinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens unendlich schwerer getroffen werden, als dasjenige gewöhnlicher Sterblicher. Es schmerzte ihn bitter, dass dieser hohe Geist dazu verurtheilt war, Lektionen zu geben wie er selbst, obwohl er für seinen Theil diese Nothwendigkeit nie als ein besonders hartes Loos empfunden hatte. Aber darin erblickte er nur einen Beweis mehr, dass er erst durch ihn aus geistiger Versumpfung in eine höhere Sphäre emporgehoben worden sei.

Wenn Renitz zuweilen auf einem einsamen Spaziergange den glühenden Menschenhass entlud, in welchem sich der verwundete Stolz einer ungewürdigten Bedeutung Luft machte, so erschauerte er bis in's Innerste vor der Gewalt dieser Individualität. Mit scheuem Staunen bemerkte er dann, dass dieser Hass sich nicht bloss auf die Philister, unter denen Ferdinand sein Brod suchen musste, sondern auch auf die Mitglieder seines eigenen Klubs erstreckte. Da war Adolf Elsner „ein ewig unreifer Phantast, dessen blöde Augen nie einen Blick in die wirkliche Welt thun würden," und Engelhardt, „ein stumpfsinniger Idiot, klebrig vor Schmutz an Körper und Seele" und Wieninger „eine gemeine Bedientennatur ohne eigene Gedanken" und Schwarz „ein unerträglicher Schwätzer, der schamlos fremde Geistesprodukte bestahl" — und dass diese zornige Verachtung vollends überschäumte, wenn die Rede von Siegmund Weltmann war, das verstand sich auch für Christian von selbst. Siegmund Weltmann war der einzige unter den Übermenschen, zu dem er sich in einem feindlichen Gegensatz fühlte — vielleicht, weil derselbe ihn mit seiner Spottsucht so unbarmherzig verfolgte, vielleicht, weil er ein zu anmassender Rivale seines Abgotts war. Dennoch erfüllte ihn Ferdinands masslose Geringschätzung mit einem dunklen Unbehagen; aber er vermied es, darüber nachzudenken, da er sich keinerlei Kritik über Ferdinand's Worte oder Thaten erlaubte.

Desto glücklicher war er, wenn Ferdinand's Gedanken von der gemeinen Gegenwart sich in die grosse Zukunft erhoben. Bald, bald musste sie anbrechen, bald musste das dritte Reich kommen, von dem Ferdinand träumte, das Reich des heiligen Geistes, dessen Herren die Menschen der Erkenntniss sein würden. Dann, in diesem neuen Reich, unter der Herrschaft dieses neuen Adels, sollten die Glücksgüter der Welt endlich denen zufallen, die ihrer am würdigsten sind, den Auserlesenen des Geistes, den wahren Repräsentanten des Menschenthumes, und aus der kahlen Dachstube sollte der Adept heruntersteigen in den fürstlichen Palast, der dem Edlen gebührt. —

Und während Ferdinands magere Wangen sich im Eifer der Rede dunkler färbten, hingen die Augen Christians mit inbrünstigem Glauben an diesem Asketengesicht und verklärten es durch die Macht der Liebe zu überirdischer Schönheit. In solchen Augenblicken ward es ihm zur beseligenden Gewissheit, dass Derjenige, der da an seiner Seite wandelte, der erhabene Prophet sei, der neue Messias, der die Menschheit auf diese Stufe der Vollendung zu führen berufen sei. Und sein Herz schlug höher bei dem Gedanken, dass dann er selbst vielleicht der Johannes dieses gewaltigen Mannes werden, und dass auch sein bescheidener Name in den Ruhmeshallen des neuen Reiches zu unsterblichem Glanze gelangen könnte.

Gegen Ende des Winters, als die ersten warmen Tage eintraten, machten sich bei Siegmund Weltmann verschiedene Symptome bemerkbar, die unzweifelhaft auf eine Verbesserung seiner Vermögensumstände deuteten. Bis jetzt war er, obwohl er bei seinem Vater lebte und nicht für sich selbst zu sorgen hatte, kaum weniger dürftig gewesen als seine Kollegen. Nun aber tauchte er unversehens in einem neuen Überzieher auf, dessen Façon auch den unerfahrenen Blicken der Übermenschen verriet, dass er von einem Schneider anderer Regionen herrührte. Überdiess begegnete ihn Engelhardt eines Tages im Prater mit einem auffallend und reich gekleideten Mädchen am Arme,

Digitized by Google

was er Abends im Klub, ehe Weltmann anwesend war, mit der Randglosse erzählte: „der Kerl muss auf einmal unmenschlich viel Geld haben, dass er sich eine so Elegante leisten kann."

Seitdem auf diese Weise Siegmund Weltmanns Glück offenkundig geworden war, drohte die Spaltung unter den Übermenschen den Klub ernstlich zu gefährden. Renitz und sein Privatjünger zogen sich stark zurück und kamen nur mehr Montags zu den Symposien in das Klublokal; Adolf Elsner bestrebte sich, ein Konkurrenzverhältniss wider diese Beiden zu eröffnen, indem er Hermann Schwarz zum Gegenstand eines eifrigen Kultus erhob, während Engelhardt und Wieninger als erklärte Trabanten des glücklichen Weltmann sich unermüdlich an dessen Fersen hefteten.

So lagen die Dinge, als Siegmund Weltmann mit seinem grossen Projekt herausrückte. Er that es am Schlusse einer langen Rede, in welcher er die bisherige Wirksamkeit des Klubs einer boshaften Kritik unterzog und dabei unverfrorene Bemerkungen über „gegenseitige Beweihräucherungs-Assekuranz" machte, über eine „Propaganda der Abgötterei", einen „Partikularismus der Selbstüberschätzung" und dergleichen, so dass Christian Ritter, schwitzend vor Aufregung, den Augenblick nicht erwarten konnte, bis Ferdinand Renitz diese unerhörte Frechheit niederschmettern würde. Unverwandt hingen seine Blicke an dem Angesicht seines Propheten, und er murmelte ihm nach jeder neuen Beleidigung zu; „aber jetzt —" „jetzt aber —".

Ferdinand Renitz schien jedoch langmüthig oder saumselig wie der liebe Gott selbst; kein Blitz fiel vom Himmel, den Frevler zu strafen. Ja, das Donnerwetter entlud sich endlich wie gewöhnlich über den Unschuldigen; denn als Christian Ritter, seiner nicht mehr mächtig, halblaut sagte: „Lass Dir doch das nicht länger bieten, ich beschwöre Dich —" versetzte Renitz, ihn mit einem vernichtenden Zornesblick streifend: „Halt's Maul, zum Teufel hinein!"

Indessen hatte Siegmund Weltmann seinen Antrag formulirt. Er forderte, um diesen Privathändeln den Garaus zu machen, die Gründung einer Zeitschrift, deren alleinige Mitarbeiter sie, die sieben Übermenschen, sein sollten, damit sie in „einträchtiger Zwietracht, in auseinanderstrebendem Zusammenwirken, jeder für sich selbst und doch Alle für einander, ihr Licht vor der Welt leuchten lassen könnten." Und um alle „langweiligen Debatten über nebensächliche Dinge" im Vorhinein abzuschneiden, beantragte er, ihrer Zeitschrift den Namen: „Freie Blätter" beizulegen und dem Präsidenten des Klubs die Stelle des Redacteurs anzubieten.

Nun erhob sich Ferdinand Renitz. Christian erwartete nichts Anderes, als eine fulminante Ablehnung; aber es stand ihm buchstäblich der Verstand still, als Ferdinand in wenigen Worten sagte, er nehme diesen Antrag mit Vergnügen an; nur müsse er vorher auf Eines hinweisen. Eine Zeitschrift herauszugeben, das koste vor allen Dingen Geld — und wer sollte in diesem Falle das erforderliche Geld beschaffen?

„Ich!" versetzte Siegmund Weltmann mit monumentaler Einfachheit.

Daraufhin schüttelte Ferdinand Renitz seinem Rivalen die „brüderliche Rechte" und beglückwünschte ihn aus „ganzem Herzen" zu dieser hoffnungsvollen Unternehmung. Siegmund Weltmann liess zur Feier des Tages aus dem nächsten Restaurant drei Flaschen Champagner holen, und der Klub feierte seine Wiedergeburt unter dem festlichen Knallen der Pfropfen.

Angelockt durch das liebliche Gerücht, dass es hier Champagner gebe, stellten sich einige Mädchen an der Glaswand auf und warfen erst sehnsüchtige Blicke, dann sehnsüchtige Worte in den Kreis der Übermenschen. Siegmund Weltmann lud sie im Überschwang seiner Geberlaune ein, sich niederzusetzen; und das Symposion gewann durch die Anwesenheit des weiblichen Elementes alsbald ein sehr erhöhtes Kolorit.

Der Einzige, der an diesem Festrausch nicht theilnahm, war Christian Ritter. Still und in sich gekehrt sass er da und schaute mit melancholischer Miene vor sich hin. Zuweilen schluckte er krampfhaft; von dem vollen

Digitized by Google

Glase, das vor ihm stand, hatte er in zwei Stunden nur zum Scheine ein paarmal genippt.

Als er endlich, mit Ferdinand Renitz im Freien stand, machte er seinem gepressten Herzen Luft. „Das hätte ich nicht für möglich gehalten", sagte er mit erstickter Stimme.

Ferdinand Renitz gab keine Antwort.

„Das hätte ich nicht für möglich gehalten," wiederholte Christian.

„Was denn also?" fragte Renitz unwirsch.

„Erkläre mir, ich bitte Dich, wie ist das nur möglich?"

„Ja was denn, zum Teufel?"

„Ein Blatt, das Siegmund Weltmann herausgiebt! Und Du nimmst die Redaktion an, Du?"

„Warum nicht?"

„Das ist mir unverständlich! Das begreife ich nicht!"

„Höre, Mann, Du fängst an, mir langweilig zu werden. Entweder sage, was Dich so sehr alterirt, oder verschone mich mit Deinen Ausrufungszeichen."

„Aber Ferdinand, dass Du, Du mit diesem Siegmund Weltmann gemeinsam — ! Er der Herausgeber, Du der Redakteur!"

„Und ich frage nochmals: warum nicht?"

Je kühler Renitz auf eine Begründuug drang, desto verwirrter wurde Christian. Er begriff nicht, warum Ferdinand seine Empörung nicht begreifen wollte. Ferdinand, der diesen Weltmann stets so sehr verachtet, der so masslos über ihn geschimpft, ihn für den Gipfel alles Schlechten und Niedrigen gehalten hatte —! Christian suchte sich mühsam auf einen dieser zahllosen Aussprüche Ferdinands zu besinnen; aber er war durch die Aufregung so angegriffen, dass ihn sein Gedächtniss gänzlich im Stiche liess. Er stotterte und stammelte und fand nur immer wieder dieselben unzusammenhängenden Ausrufungen. Endlich sagte er hilflos:

„Ich weiss nicht, Ferdinand, ich glaube, Du willst mich nicht verstehen! Siegmund Weltmann, den Du doch immer — das ist einfach ein Räthsel für mich. Ich kann nur sagen, mir steht der Verstand still!"

„Das merke ich. Also adieu indessen, bis Du ihn wieder einigermassen in Gang gebracht hast."

Das war zu viel für Christian Ritter. Thränen schossen ihm in die Augen; er musste seine Brille abnehmen, um sie zu trocknen.

„Ich bitte Dich, Ferdinand!" murmelte er. „Ich hatte gehofft, Du würdest mir erklären — und jetzt willst Du mich hier stehen lassen! Und jetzt bist Du plötzlich so verwandelt gegen mich!"

Ferdinand Renitz stampfte vor Zorn und Ungeduld auf den Boden.

„Wenn Du Dich auch benimmst wie ein Idiot! — Was soll denn das heissen? Bin ich Dir Rechenschaft schuldig über das, was ich für gut befinde? Genügt Dir meine Autorität etwa nicht mehr, da dieser alberne Weltmann auf den Schauplatz tritt?"

„Siehst Du, jetzt nennst Du ihn selbst albern."

„Habe ich jemals gesagt, dass er nicht albern ist? Oder wo steht denn geschrieben, dass man alberne Menschen nicht benützen soll? Verstehst Du denn nicht, dass ich ihn benütze, weil ich ihn brauchen kann?" Und sich allmählich besänftigend, begann er, Christian in seine Pläne einzuweihen. Er trage längst ein philosophisches System mit sich herum, das fertig gedacht sei bis in die letzten Konsequenzen. Bloss niederzuschreiben brauche er es, habe es zum Theile schon niedergeschrieben; und nur die schlechten Aussichten, bei der allgemein herrschenden Gleichgiltigkeit gegen die Philosophie einen Verleger zu finden, hätten ihn bisher abgehalten, sein Werk zu vollenden.

Und während sie in der windigen Märznacht durch die ausgestorbenen Gassen wanderten, entwickelte er seinem lauschenden Jünger die Grund-

Digitized by Google

prinzipien seines Systems. Er ging von einer Erklärung des Zeitbegriffs aus, wobei er sich sogleich in eine ausführliche Polemik gegen Kant vertiefte.

Christian Ritter, der für Fragen der Philosophie noch ein gänzlich jungfräulicher Boden war, begann empfindlich zu frieren. Er zählte im Stillen die Schläge der Thurmuhren, die bald nah, bald ferne hörbar waren, und konstatirte auf diese Weise, dass Ferdinands Duell mit dem ehrwürdigen Vater Kant anderthalb Stunden dauerte. Als jener endlich wieder auf die weiteren Consequenzen seines eigenen Systems zu sprechen kam, war Christian so müde, dass er nicht mehr aufpassen konnte. Ferdinands Stimme war ihm nur mehr ein einschläferndes Geräusch. Daher blieb es ihm dunkel, auf welchem Wege Ferdinand dazu gelangte, den Künstler, den Mann der Wissenschaft, kurz den Menschen des Geistes für den wahren Herrn der Welt zu erklären. Da aber hier der Punkt war, wo Ferdinands Philosophie in die künftige Religion des Geistes einmündete, zu deren Aposteln er gehören wollte, wachte er allmählig wieder auf, und fachte in seinem vor Kälte erstarrten Busen pflichtgetreulich noch einige Funken Begeisterung an.

Als er nach Hause kam, hatte das erste Morgengrauen begonnen. In seinem Zimmer konnte er schon jeden Gegenstand unterscheiden. Sein Schlafkamerad schnarchte, die Luft war frostig und schlecht. Trotz seiner grossen Müdigkeit ging er nicht schlafen, sondern setzte sich in Hut und Winterrock auf das Bett.

Lange sass er dort, erfüllt von einer unendlichen Traurigkeit. Er fand es zwar nicht mehr unbegreiflich, dass Ferdinand Weltmanns Vorschlag angenommen hatte, dennoch wurde er seiner Verstimmung nicht Herr. Seine verschwimmenden Blicke glitten die fleckigen, kahlen Wände entlang, über die wenigen armseligen Möbel und den schmutzigen Fussboden, und zum ersten Mal fiel ihm eine dunkle Ahnung von Enttäuschung und Misslingen schwer auf die Seele. Wenn er sein ganzes Leben in dieser elenden Umgebung verbringen müsste, sein ganzes Leben arm, geplagt, nothleidend! Aber was bedeutete Armuth und Plage für denjenigen, der auf den Flügeln einer grossen, weltbewegenden Idee durch das Leben schwebte, der getragen wurde von einem mächtigen, beseligenden Glauben, der gesendet war, eine hohe Mission zu erfüllen —?

Dabei schüttelte ihn die Kälte wie Fieberfrost: er zog sein Federbett über sich und kauerte sich ganz in sich zusammen. So fand ihn eine Stunde später sein Zimmergenosse, ein Tapezierergesell, der früh in die Arbeit ging, fest eingeschlafen; er weckte ihn auf, nahm ihm den Hut vom Kopf, zog ihm die Stiefel aus, und weil er anzunehmen schien, dass Christian, der sich vor Schlaftrunkenheit nicht auskannte, einen Rausch habe, sagte er wohlwollend: — „Schlafen Sie sich aus; das ist das Beste in einem solchen Fall, kann ich Ihnen versichern."

Nun kam eine schwere Leidenszeit für Christian. Ferdinand Renitz vernachlässigte ihn gänzlich und verkehrte dafür umsomehr mit Siegmund Weltmann. Wenn Christian seinen Meister darüber zu interpelliren wagte, so berief sich dieser auf gemeinsame, redaktionelle Geschäfte und entwarf ein so überwältigendes Bild von den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, dass der Jünger „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" verstummen musste. Dennoch verzehrte ihn die Eifersucht so schmerzlich, als wäre Ferdinand eine Geliebte, die ihm untreu wurde. Er fühlte seinen Hass wider Siegmund Weltmann zu unsinniger Heftigkeit anwachsen; manchmal berauschte er sich förmlich an dem Gedanken, dass die „Freien Blätter" Fiasko machen könnten, und Siegmund Weltmann schwer an Geld und Reputation geschädigt aus seinem eitlen Unternehmen hervorgehen würde. In ruhigeren Augenblicken hingegen gab er sich mit der Erwägung ab, ob er nicht seine grosse Tragödie vom Übermenschen in der neuen Zeitschrift erscheinen lassen sollte. Er hoffte im Stillen, dass Ferdinand ihn dazu auffordern werde; aber Ferdinand schien im Drange seiner redaktionellen Thätigkeit die grosse Tragödie vollständig aus dem Gedächtniss verloren zu haben. Doch eines Tages, als Ferdinand ihm

Digitized by Google

mittheilte, dass Hermann Schwarz eine „physiologische Novelle“ bei ihm eingereicht habe, fand er den Muth, anzufragen, ob nicht seine Tragödie gleichfalls zuerst in den freien Blättern abgedruckt werden könnte. Da runzelte Ferdinand die Brauen und sagte: „Na, vorläufig ist sie ja noch kaum angefangen.“

Christian fasste diese Antwort als einen Vorwurf über das langsame Fortschreiten seiner Arbeit auf, und begann sogleich an die Fortsetzung derselben zu denken. Aber alle Anstrengung war vergeblich; er schrieb und strich aus, schrieb wieder und strich wieder aus, es wurden Bögen voll tintenschwerer Hieroglyphen, und das Werk rückte nicht vor. Die Stimmung war dahin, und er konnte sie nicht wiederfinden. Ohne Ferdinand war er nur ein halber Mensch, das fühlte er mit schmerzlicher Klarheit. —

Da, als allen Mitgliedern der Kopf brummte von grossartigen Plänen für ihre Beiträge zur Zeitschrift, und diese eben einen Verleger gefunden hatte, der sich gegen Geld und gute Worte bereit erklärte, sie zu drucken, da drohte dem Klub unversehens eine neue Gefahr. Diesmal nicht von innen, sondern von aussen.

Vor Kurzem war ein neuer Polizeipräsident an's Ruder gekommen. So wenig die Uebermenschen sichs träumen liessen, sollte ihnen das sehr nahe gehen. Der neuernannte Polizeipräsident, wie alle neuernannten Polizeipräsidenten offenbar von dem Wunsche beseelt, die Segnungen der polizeilichen Ordnung vor der bürgerlichen Gesellschaft zu demonstriren, liess alle bedenklichen Lokale einer scharfen Durchsuchung unterziehen. Bei dieser Gelegenheit war auch das Café Urania an die Reihe gekommen; und das Auge des Gesetzes, in Gestalt eines besonders umsichtigen Detektives, hatte sich auf die versperrte Lade an dem Tische der Uebermenschen gerichtet. Als Tags darauf die Klubmitglieder sich in ihrem angestammten Lokal zusammenfanden, erfuhren sie zuerst durch den Kellner, dann durch die Wirthin — in deren sorgenvoller Miene noch deutlich die ungelöste Frage zu lesen war, welcher von den einschlägigen Paragraphen wohl einen Eingriff in ihre persönliche Freiheit oder gar in ihr Sparkassenbuch bedeuten werde — dass ihre Lade erbrochen und die „Tafel der Satzungen“, sammt den stenographischen Protokollen confiscirt worden sei. Die Wirthin entschuldigte sich, dass sie im Hinblick auf ihre eigene bedrängte Lage die Namen der Eigenthümer wahrheitsgemäss angegeben habe; denn diesmal sei es nicht so glimpflich wie sonst hergegangen, wo eine Gefälligkeit die andere werth zu sein pflegte.

Bange Ahnungen von kommenden Vorladungen und polizeilichen Beanstandungen begannen die Gemüther der Übermenschen zu verdüstern. Ferdinand Renitz und Siegmund Weltmann fehlten noch; ohne diese beiden wagten sie nicht, irgend einen Beschluss zu fassen. Hermann Schwarz, welcher Hörer der Rechte im zweiten Jahrgang war, trachtete unter Aufgebot seiner ganzen juridischen Kenntnisse herauszubekommen, kraft welches Rechtes die Polizei ihre Privatlade habe erbrechen dürfen. Die Andern sassen trübgestimmt herum; denn die Meisten genossen Stipendien, die sie wahrscheinlich verloren, wenn sie mit der Polizei in Conflict geriethen; überdiess lebten sie von Privatlektionen, die sie nur dem Umstande verdankten, dass sie „unbescholten“ waren. Ihre ganze Existenz war in Frage gestellt, wenn diese Konfiskationen ernste Konsequenzen nach sich zog. Angestrengt suchte jeder sich zu entsinnen, was er bei den verschiedenen Symposien für staatsgefährliche, hochverrätherische, revolutionäre Dinge gesagt haben könnte; Wieninger aber meinte erleichtert:

„Mir und Engehardt kann nichts geschehen; wir zwei haben immer das Maul gehalten. Das ist das Gescheidteste, was man thun kann.“

Christian Ritter bebte innerlich vor Scham und Zorn über diese niedrige Gesinnung; er erinnerte sich, dass Ferdinand diesen Wieninger eine „gemeine Bedientennatur“ genannt hatte, und er beugte sich vor der überlegenen Menschenkenntniss seines Meisters. Noch mehr aber schwoll seine Bewunderung, als er sah, mit welcher unstörbaren Seelenruhe Ferdinand die beunruhigende

Digitized by Google

Kunde von dem Eingriff der Polizei in ihre internsten Klub-Angelegenheiten hinnahm. Er war Arm in Arm mit Siegmund Weltmann gekommen; „so, so!“ sagte er auf die Erzählung des Ereignisses, die vielstimmig war wie der Aktschluss einer grossen Oper. Dann wendete er sich mit heiterer Miene zu Siegmund Weltmann und setzte das Gespräch fort, das er eben geführt hatte.

Aber mit wahrer Genugthuung bemerkte Christian Ritter, dass dieser nicht über die gleiche erhabene Weltentrücktheit verfügte. Eine auffallende Nervosität hatte sich seiner schon bemächtigt, als zuerst der Name der Polizei gefallen war. Namentlich seine Hände schienen alle Ruhe verloren zu haben; er fuhr sich durch die Haare, kratzte sich auf den Wangen, schnippte mit den Fingern, trommelte auf dem Tisch, und wiederholte fortwährend: „Eine dumme, Geschichte, eine sehr dumme Geschichte.“ Und indess die Andern unermüdlich alle Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten diskutirten, verfiel er in ein zerstreutes Brüten, aus dem er später in eine hochgesteigerte Lustigkeit übersprang. Er trank ungezählte Gläser einer lichtgelben, spiritushältigen Flüssigkeit, die im Café Urania Cognac genannt wurde; endlich bestellte er „zur Auffrischung der gedrückten Gemüter“ für Alle Punsch.

Es gelang ihm in der That, auf diese Weise die Stimmung ein wenig zu heben; aber zur peinlichen Überraschung Aller bekannte er, als es an's Zahlen ging, dass er keinen Knopf mehr besitze, und versuchte Hermann Schwarz und Christian Ritter anzupumpen. Mit Mühe und Noth wurde das erforderliche Geld aus sämmtlichen Taschen der Übermenschen zusammengescharrt; denn die Wirthin erklärte mit Bedauern, dass sie gerade jetzt nicht in der Lage sei, irgend welchen Credit zu gewähren.

Am nächsten Tag zeigte Ferdinand Renitz seinem Jünger einen Brief Weltmanns, worin ihm dieser mittheilte, dass in Angelegenheiten der „Freien Blätter“ eine bedauerliche Verzögerung eintreten werde müssen. Er habe während der letzten Monate Aussicht gehabt, die nöthigen Geldmittel beschaffen zu können; diese Aussicht habe sich leider nicht realisirt, und er selbst befinde sich gegenwärtig in so grosser Geldverlegenheit, dass er nicht daran denken könne, seine Verbindlichkeiten bezüglich der Zeitschrift aufrechtzuerhalten.

Das war ein Freudenstrahl in trüber Zeit für Christian Ritter. Jetzt musste ihre alte, selige Intimität zu Zweien wieder zurückkehren und mit ihr der ganze fruchtbare Enthusiasmus der Freundschafts-Feierstunden, aus welchem heraus die grosse Tragödie geboren werden sollte. Als er aber sah, wie verstimmt Ferdinand Renitz über diese unvorhergesehene Wendung war, getraute er sich nicht, seiner Hoffnung und seiner Tröstung Ausdruck zu geben.

Die polizeiliche Vorladung liess nicht lange auf sich warten. Eine Woche später sassen die sieben Übermenschen im Polizeibüreau. Sie sollten sich wegen: „Geheimbündelei mit anarchistischen Tendenzen“ verantworten. Namentlich die „anarchistischen Tendenzen“ machten ihnen das Herz schwer. Sie hatten beschlossen, das Amt ihrer Vertheidigung auf die Schultern ihres Operhauptes zu überwälzen, und Ferdinand Renitz hatte sich auch bereit erklärt, für sie Alle zu sprechen.

Nun aber wurden sie einzeln vernommen, nach alphabetischer Reihenfolge; Elsner zuerst, dann Engelhardt. und Renitz erst als dritter.

Er blieb sehr lange aus; unmittelbar nach ihm kam Christian Ritter dran. Ein heldenmüthiger Entschluss stärkte ihn bei diesem schicksalsvollen Gange: er wollte Alles aufbieten, um Ferdinand Renitz, der ihm als Präsident ihrer Vereinigung am schwersten bedroht erschien, von jeder Verantwortlichkeit zu entladen. Allerdings hatte er keine ganz genauen Vorstellungen, auf welche Weise er diesen Rettungsakt bewerkstelligen würde: er hoffte auf die Inspiration des Momentes.

Nach den üblichen Fragen um seinen bisherigen Lebenslauf fuhr der

Digitized by Google

Beamte fort: Ob er derjenige sei, der die Tafel der Satzungen niedergeschrieben habe?

Ja, er sei derjenige.

Ob es wahr sei, dass sie mit dieser Tafel nichts anderes beabsichtigten, als einen studentischen Scherz, den keines der Mitglieder jemals ernst genommen hätte?

Christian Ritter, ohne sich zu besinnen, mit Feuer: O nein; diese Tafel enthalte in kompendiöser Form den vollen Inhalt der Weltanschauung, die ihnen Allen gemeinsam sei. Er seinestheils würde sich nie dazu verstanden haben, mit solchen tiefen Wahrheiten Scherz zu treiben.

Ob also auch Alles, was in den stenographirten Reden stehe, im vollen Ernst zu nehmen sei?

Unbedingt.

Und ob auch, so weit es ihm bekannt sei, seine sechs Kollegen diese Ansicht gehabt hätten?

Er zweifle nicht daran.

Was er überhaupt von seinen Kollegen halte?

Er halte sie für hervorragend begabte und, vielleicht nur mit Ausnahme eines Einzigen, nach den edelsten Zielen ringende Menschen.

Ob dieser Einzige — hier schlug der Inquisitor in seinen Notizen nach, bevor er den Namen nannte — Ferdinand Renitz heisse?

Beileibe nicht. Doch würde er vorziehen, den Namen des Betreffenden zu verschweigen, um nicht durch Urtheil ein Odium auf ihn zu laden.

Also doch Ferdinand Renitz?

Nein, bei Go — bei Allem, was wahr sei. Ferdinand Renitz sei sein theuerster Freund, der grossartigste, erhabenste, bewunderungswürdigste der Menschen. Und da nun der Moment gekommen war, liess Christian Ritter dem Enthusiasmus seiner Freundschaft die Zügel schiessen. Er verbarg dem Beamten nicht, dass Ferdinand Renitz „ein geistiger Aristokrat vom höchsten Range“ sei, dass die Menschheit in ihm „einen ihrer künftigen Führer“ zu erwarten habe, und zugleich versäumte er nicht, mit einer Weltklugheit, auf die er stolz war, hervorzuheben, dass Ferdinand Renitz nach seinem eigenen Ausspruche die „banausischen Irrthümer des Sozialismus“ auf das Tiefste verachte, und Anhänger einer vollkommen aristokratischen Weltanschauung sei.

Der Beamte, der ihn mit trockener Geschäftsmiene beobachtete, erheiterte sich während dieser schwungvollen Apologie zusehends.

„In welchem Verhältniss sind Sie denn zu diesem Renitz gestanden?“ fragte er.

„In einem idealen Freundschaftsverhältniss,“ versetzte Christian mit glänzenden Augen.

„Na, mein Verehrtester, da stinkt es aber in der Fechtschule.“

„Wie belieben?“

„Zwischen Ihren Aussagen und denjenigen Ihres angeblichen Busenfreundes bestehen einige Differenzen. Renitz giebt an, dass die ganze Sache von allen Theilnehmern bloss als Scherz betrachtet wurde, ausgenommen vielleicht von Elsner und Ritter. Er behauptet ferner, mit keinem der übrigen in näherer Verbindung gestanden zu haben; speziell über Sie und Elsner lauten seine Angaben nicht sehr schmeichelhaft.“ Und mit Betonung las er er aus seinen Notizen vor: „Beide ganz inferiore Menschen von schwacher Intelligenz, unfähig, die Tragweite ihrer Worte und Handlungen zu beurtheilen, und in jeder Beziehung unreif.“ Erklären Sie mir doch, wie reimt sich das mit Ihren Aussagen?“

Christian Ritter starrte den Beamten sprachlos an.

„Nun? Haben Sie verstanden? Ich frage: was glauben Sie denn zu profitiren, indem Sie mir Märchen erzählen?“

„Mär — Märchen?“ stotterte Christian.

„Und noch dazu so unwahrscheinliche. Sagen Sie mir nur, wozu?

Digitized by Google

Mein Lieber, wenn man sich herauslügen will, muss man es geschickter anstellen."

„Herauslügen? Mich herauslügen?" wiederholte Christian geistesabwesend.

„Ich sehe, Sie suchen Ausflüchte und finden keine. Gestehen Sie lieber die Wahrheit, bevor Sie sich noch tiefer in Widersprüche verwickeln."

Aber Christian Ritter war vollständig vor den Kopf geschlagen. Er war wieder in jenen Zustand von Geistesverwirrung gerathen, der ihn immer befiel, wenn sein Gemüth eine schwere Erschütterung erlitt. Er murmelte unzusammenhängende Worte, er gab verkehrte Antworten, er wiederholte einmal über das andere: „es ist nicht möglich, es ist nicht möglich"; endlich bat er den Beamten, ihm die betreffende Stelle noch einmal vorzulesen. Und als die vernichtenden Worte verklungen waren, sagte er mit heiserer Stimme: „Das ist mein Todesurtheil", so dass ein menschlich Rühren den Polizeikommissär zu überkommen schien, und er ihn mit einem wohlmeinenden Wort entliess.

Mit starrem Blick und steifem Nacken ging Christian im Warteraum an Ferdinand Renitz vorüber. Zu Hause angekommen, schloss er sich in sein Zimmer ein und versuchte, sich zu besinnen. Er hatte, seinem Gefühle nach, den schmählichsten Verrath erfahren — aber kein mächtiger Zorn, kein brennender Rachedurst, kein rasender Schmerz loderte in seinem Innern. Da war nichts als eine ungeheure Öde, eine trostlose, staubgraue, trockene Wüste, und alle seine Hoffnungen waren mit einem Schlage daraus verschwunden wie eine trügerische Fata Morgana.

Länger als acht Tage lebte er in dieser Gemüthsverfassung, ohne das Geringste von den andern Übermenschen zu hören. Er verliess sein Zimmer nur, um mechanisch seine Stunden zu geben; die übrige Zeit sass er unthätig am Fenster. Er öffnete es nicht, obwohl die Frühlingsluft mit warmen Strömen den engen Hof erfüllte; trübe starrte er durch die trüben Scheiben auf die gegenüberliegende Wand und das Ziegeldach, über dessen First ein Streifen blauen Himmels sichtbar war. Aber er erhob seinen Blick nicht, um ihn an dieser heiteren Klarheit zu erquicken. Diese Frühlingswärme und diese lachende Himmelsbläue empfand er wie einen beleidigenden Hohn des Geschickes; denn auf seinen Frühling war ein grimmiger Reif gefallen, und seine Blüthen waren erfroren.

So sass er eben, den Kopf in die Hand gestützt, als sich die Thür öffnete und Siegmund Weltmann hereinstürzte.

„Freund, rette mich!" rief er emphatisch. „Wenn Du es nicht thust, so thut es keiner!"

Der Anblick seines Nebenbuhlers und diese Anrede gossen plötzlich Leben in den versteinerten Christian. Von einer Empfindung getrieben, die nicht Abneigung oder Unwillen, sondern eher Freude war, ging er ihm entgegen und gab ihm die Hand:

„Wenn ich Dich retten kann, von Herzen gern", antwortete er im aufrichtigsten Ton. „Aber was ist denn los? Ich weiss von gar nichts".

Siegmund Weltmann's gewöhnliche Affektation wurde durch diese Herzlichkeit einen Augenblick lang beinahe in ächtere Bewegung verwandelt. „Bruderherz!" sagte er. „Wir haben uns in früheren Tagen nie recht verstanden, aber das Unglück führt die Menschen zusammen. Du sollst in mir künftig einen treuen, unerschütterlichen Freund haben, das schwöre ich in dieser Stunde".

Er umarmte ihn, und Christian liess es geschehen. Dann setzten sich Beide, da Christian über kein Sopha verfügte, gemeinschaftlich aufs Bett. und Siegmund Weltmann begann zu erzählen. Das heisst, er brach in wüthende Klagen und Schimpfreden über Ferdinand Renitz aus.

„Dieser herzlose Egoist, der nur darnach trachtet, die Andern auszubeuten und für seine eigenen Zwecke zu gebrauchen! Dieser aufgeblasene Phrasenheld, der sich auf den freien Geist hinausspielt, so lange es ihm in

Digitized by Google

seinem Kram passt, und der sich auf die Seite der Philister schlägt, wenn er einen Vortheil dabei sieht! Dieser hochmüthige Geistespfaffe, dieser doppelzüngige Sophist, dieser verlogene, intrigante, feige Kerl, der seine erbärmlichen Charaktereigenschaften unter der Maske des Immoralismus verbergen zu können glaubt —"

Christian Ritter hörte mit getheilten Empfindungen zu. Etwas wie eine Erleichterung verbreitete sich mit siegreicher Gewalt in seinem Gemüthe. Er fühlte eine unzweideutige Genugthuung und durchaus keine Entrüstung über diese scharfe Verurtheilung Ferdinands; zugleich aber drückte ihn das Bewusstsein, wie unedel es von ihm sei, dass er seinen theuersten Freund verunglimpfen liess, ohne in seinem Innern irgend einen Antrieb zu seiner Vertheidigung zu spüren. Allein wie unedel und wie erstaunlich es ihm auch erschien: selbst die Reflexion, dass er eigentlich die Pflicht hätte, entrüstet zu sein, reichte nicht hin, ein kleines Strohfeuer der Abwehr in ihm zu entfachen. Und als Siegmund Weltmann von seiner vernichtenden Kritik Ferdinands überging zu einem warmen Lobe Christians, als er sagte:

„Du allein, ausser mir, hast es ehrlich mit unserer Sache gemeint. Du allein bist einer ächten Begeisterung fähig, und ächte, selbstlose Begeisterung ist das einzige Kriterium des Talentes," und so fort, da erwachte Christian vollends wieder zum Leben. Wie Balsamtropfen fielen diese Worte auf seine Wunden, und er konnte sichs nicht länger verhehlen: Das Selbstgefühl ist der Mensch. Ferdinand Renitz hatte ihn getödtet, Siegmund Weltmann erweckte ihn zu neuem Leben.

Schüchtern wagte er, die Frage einzuwerfen, was Siegmund wohl von Ferdinands Menschenkenntniss halte. Darauf antwortete Siegmund mit Hohnlachen. Menschenkenntniss? Woher sollte denn ein Mensch, dessen Interesse ausschliesslich auf sich selbst konzentrirt war, Menschenkenntniss haben? Renitz kenne nur sich selbst — und sich selbst kenne er ebensowenig als die Andern, denn er sei einer an's Lächerliche grenzenden Selbstverblendung verfallen.

Christian Ritter lebte immer mehr auf. Also brauchte er nicht zu verzweifeln; wenn Ferdinand Renitz kein Unfehlbarer war, dann war sein Todesurtheil nicht gesprochen, dann hatte die Erde wieder Raum und das Leben wieder Hoffnung für ihn. Alle diese Tage her hatte er mit sich gekämpft um dieses Eine — um eine muthige Skepsis, um eine kleine Gotteslästerung an Ferdinand. Uneingestanden hatte das den Grund seines dumpfen Brütens gebildet; aber er war zu ohnmächtig gewesen in seiner Zerschmetterung, um diesen erlösenden Gedanken aus sich selbst hervorzubringen.

Indessen war Siegmund Weltmann auf seine eigenen Verdienste um den Klub zu sprechen gekommen. „Ihr Andern," sagte er „habt euch damit begnügt, grosse Worte zu machen; ich allein habe gehandelt. Ihr habt immer durch ellenlange Reden zeigen wollen, dass ihr über die Vorurtheile der Welt hinaus sind, ich allein habe meine Freiheit durch die That bewiesen. Wenn es nach euch gegangen wäre, so hätte der Klub lebenslang ein obskures Dasein in einer obskuren Spelunke geführt; ich allein habe etwas gewagt, um ihn emporzuheben in das Licht der Öffentlichkeit —"

„Es ist wahr," murmelte Christian während einer nicht ganz angenehmen Regung seines Gedächtnisses, „Du wolltest die Zeitschrift herausgeben —,

„Ja, das wollte ich. Aber dass ich in der Lage war, es zu wollen, darin besteht meine That".

Christian sah ihn verdutzt an.

„Ich habe mich aus eigener Kraft in die Lage gesetzt, das wollen zu können, was Ihr Andern nicht wollen konntet."

„Ich verstehe Dich nicht. Was hast Du eigentlich gethan?"

Siegmund Weltmann schöpfte tief Athem. „Ich habe mein Erbtheil behoben," sagte er.

Christian sah noch immer nicht intelligenter aus.

„Dein Erbtheil behoben? Ist denn dein Vater —? Aber Dein Vater lebt ja noch?"



Digitized by Google

„Das ist es eben. Wäre es denn sonst eine That, sein Erbtheil zu beheben? Übrigens handelt es sich nicht um meinen Vater. Du musst wissen — aber Christian, ich appellire noch einmal an die Freiheit, an die volle immoralistische Unabhängigkeit Deines Geistes, und es wäre schrecklich, wenn ich mich auch in Dir täuschen müsste —

„Du wirst Dich nicht täuschen!“ versetzte Christian zuversichtlich.

„Also Du musst wissen, ich habe einen Onkel, einen der filzigsten, knauserigsten, schmutzigsten alten Junggesellen, die es jemals gegeben hat. Er lebt wie ein Hund, spart sich jeden Bissen vom Mund ab — und dabei hat er ein Vermögen, von dessen Renten er ganz anständig leben und auch seinen Angehörigen was zukommen lassen könnte. Mein Vater als sein einziger Bruder ist sein legaler Erbe, und ich als einziger Sohn meines Vaters komme zunächst. Lange schon hat es mich gewurmt, dass dieser alte Geizhals Alles besitzt, was die Grundbedingung zu einem schönen, genussreichen Leben bildet, und doch nur wie ein Maulwurf in seinem Loch herumwühlt; endlich aber, als wir sieben junge, frische, kraftstrotzende Kerle beisammen waren, die was Ordentliches leisten hätten können, wenn es ihnen nicht eben nur am schnöden Gelde gefehlt hätte, fasste ich einen Entschluss und stellte meine Sache geschickt an nach dem Grundsatz der Spartaner. Alles wäre auch brillant gegangen, wenn nicht diese dumme Geschichte im Café Urania dazwischen gekommen wäre. Der Onkel hatte schon eine Anzeige gemacht; da waren sie denn auch herumschnüffeln gekommen, hatten aber natürlich nichts herausgebracht. Als die Polizei aber ihre Nase in unsere Klubangelegenheiten steckte, witterte ich gleich Gefahr; denn sobald es sich herausstellte, dass ich es war, der das Geld für die Zeitschrift zu beschaffen versprochen hatte, musste jedes Rindvieh auf die Frage verfallen, wie ich denn zu diesem Geld gekommen sei, nicht wahr? Desshalb stellte ich mich gleich, als wären meine Mittel schon erschöpft, Du wirst Dich erinnern; und zum Ueberfluss fasste ich die Idee, Ferdinand Renitz ins Vertrauen zu ziehen. Denn ich Dummkopf glaubte damals noch an die Ächtheit seiner immoralistischen Überzeugung und nahm seine Tiraden für baare Münze. Da bin ich aber schön angekommen! Den hättest Du hören sollen! Es war im letzten Augenblick, gerade bevor wir zur Polizei gingen. Ich erzählte ihm Alles, und zugleich bat ich ihn, nichts davon zu erwähnen, dass ich derjenige sei, der die Kosten der Zeitschrift tragen wollte, und so weiter und so weiter. Ich kann Dir nur sagen, er hat sich benommen wie der schäbigste Philister. Er schwätzte von „unehrenhaften Handlungen“ und dergleichen; er erklärte, dass er sich solcher „unüberlegten Streiche“ wegen nicht in die Gefahr begeben möge, als Diebshehler oder Mitwisser in unangenehme Geschichten verwickelt zu werden. Überdiess that er, als ob er einen Riesenzorn wider mich hätte, weil ich unsere gemeinschaftliche Weltanschauung durch „bübischen Missbrauch“ befleckt habe, und erklärte rundweg, dass er mit mir nichts mehr zu thun haben wolle. Die Wahrheit aber ist, dass er zu feig war, um ein kleines Risiko — was Risiko! zu feig, nur um der Mitwisser eines solchen Geheimnisses zu sein. Er hatte Furcht, dieser grosse Geist — hinc illae lacrimae! Er hatte Furcht vor meiner That, vor dem blossen Wissen, Furcht vor dem verschwindenden Theil Verantwortung, der durch dieses Wissen möglicherweise auf ihn fallen konnte!“

Während dieser Erzählung war Christian abwechselnd roth und blass geworden. Sein biederes, bürgerliches Gewissen krümmte sich wie ein getretener Wurm bei der Vorstellung eines Diebstahls; ihm schauderte heimlich davor, wie vor einer unbegreiflichen Monstrosität. Aber er war durch Weltmanns Darstellung bezwungen. Mit heroischer Anstrengung kämpfte er mit sich selbst um jene überlegene Auffassung, an die Weltmann appellirt hatte. War Siegmund Weltmann nicht in der That kühner, unerschrockener, vorurtheilsloser als sie Alle? Hatte er nicht, wie alle heldenhaften Menschen, um eines edlen Zweckes willen eine schwere That auf sich genommen? Und dass diese That in der bestehenden Gesellschaftsordnung als ein gemeines Verbrechen galt, was hatte das für einen freien Geist zu bedeuten? Ja, bestand nicht gerade

Digitized by Google

darin ihr Werth? Hatte nun er, Christian Ritter, nicht die heilige Pflicht, diesem grossen Menschen gegenüber jeden Rest philiströser Zaghaftigkeit mit Gewalt von sich abzuschütteln?

Und Christian Ritter schüttelte sich innerlich so heftig er konnte, um allen elementaren Widerwillen und allen impulsiven Schauder, unter dem die verborgenen Tiefen seines Gemüthes zitterten, zu unterdrücken. Das war keine kleine Aufgabe; denn je weiter Weltmanns Erzählung fortschritt, desto mehr häuften sich Christians Bedenken.

Was Weltmann gefürchtet hatte, war eingetreten: Der Verdacht hatte sich auf ihn gelenkt — wie er annahm, in Folge kompromittirender Aussagen, die Ferdinand Renitz über ihn gemacht hatte. Vorerst hatte ihn freilich nur sein Vater mit verdächtigen Fragen und Andeutungen verfolgt; als diese Fragen aber die Gestalt von Drohungen annahmen, und der Vater von Polizei und Verhaften zu sprechen begann, hatte er es angezeigt gefunden, zu verschwinden. Denn er fühle nicht die geringste Lust, etwa ein halbes Jahr lang unter „stinkendem Pöbel“ in einer Strafanstalt zu verbringen. Desshalb müsse er auf Mittel sinnen, seinen Vater um jeden Preis zur privaten Beilegung der Sache zu bewegen. Er habe ihm also einen Brief geschrieben, worin er sich als den Schuldigen bekannte, und ihn bat, seine That zu verzeihen. Da er aber ausser Stande sei, ihm jemals die wahre Bedeutung und den wahren Werth derselben verständlich zu machen, so sehe er wohl, dass ein Flecken auf seinem ganzen Leben ruhen würde, und habe daher beschlossen, ein Ende zu machen —

„Gott!“ sagte Christian mit einer vor Erregung fast unkenntlichen Stimme, „Du willst Dir das Leben nehmen?“

Siegmund Weltmann lächelte. „Ich verachte den Selbstmord,“ sagte er. „Aber ehe der Alte nicht vor Angst windelweich ist, giebt er nicht nach, wie ich ihn kenne. Also muss ich ein paar Tage absolut von der Bildfläche verschwunden bleiben — und dazu, Bruderherz, muss Du mir behilflich sein. Behalte mich bei Dir versteckt! Bei Dir sucht mich kein Mensch, bei Dir bin ich am sichersten vor allen Nachstellungen —“

Was sollte Christian machen? Er konnte es zwar durchaus nicht fassen, dass Jemand den eigenen Vater auf eine solche Weise düpiren mochte; wie er sich auch stellte, darüber kam er nicht hinweg. Denn er selbst hatte Vater und Mutter früh verloren und bewahrte ihnen ein Andenken voll Liebe und Pietät. Trotz dieses Conflikte mit seinen heiligsten Gefühlen dachte er nicht daran, Siegmund Weltmann, der als Schutzflehender zu ihm gekommen war, abzuweisen. Seine Pein war gross. Sie bewog ihn zu einem schwachen Versuch, Weltmann umzustimmen, obwohl er dabei fürchtete, seine Vorurtheilslosigkeit in ein schiefes Licht zu setzen. Aber Weltmann wies energisch jede solche Einmischung ab.

„Lass das meine Sache sein, lieber Christian,“ sagte er. „Ich weiss besser als Du, wie ich meinen Alten anfassen muss. Übrigens, wenn Du Angst hast, oder wenn Du nicht magst, so sage es lieber ohne Umschweife — ich werde wohl auch ein anderes Asyl finden . . . . .“

Christian beschwor ihn um Alles in der Welt, nicht so von ihm zu denken; und Siegmund Weltmann liess sich häuslich nieder.

Durch gütliches Zureden und eine kleine Entschädigung in Baarem bewog Christian den Tapezierergesellen, sein Bett abzutreten und mit einer Liegestatt in der Küche vorlieb zu nehmen. Auf diese Weise konnten Christian und Weltmann ungestört beisammen sein. Der Hausfrau gegenüber gab sich Weltmann für einen auswärtigen Vetter Christians aus; und als Grund seines eingezogenen Lebens schützte er ein Fussübel vor. Er verbrachte seine Zeit ganz behaglich, stand erst gegen Mittag auf, nicht ohne vieles Fluchen über das schlechte Bett, er rauchte unausgesetzt und liess sich durch Christian Bücher und Zeitungen besorgen, vor Allem diejenige, die sein Vater abonnirt hielt.

Nicht ebenso behaglich lebte Christian während dieser Tage. Es



Digitized by Google

wollte sich keine rechte Intimität einstellen; von jener seligen Hingegebenheit, die er in entschwundenen schönen Zeiten im Verkehr mit Ferdinand Renitz empfunden hatte, war keine Spur in seiner neuen Freundschaft. Ja, die alte Aversion gegen Weltmann regte sich manchmal ganz deutlich im Hintergrunde. Zudem konnte er über Weltmanns „grosse That" nicht zur Ruhe kommen. In seinem Innern rumorte es beständig; er verbrachte schlaflose Nächte in fruchtlosem Nachdenken über die zahlreichen dunklen Punkte in Weltmanns Aussagen und Handlungen. Warum war Siegmund Weltmann überhaupt zu ihm gekommen, den er doch für Ferdinands besten Freund halten musste? Woher konnte er denn wissen, dass er, Christian Ritter, nicht mehr gut zu sprechen war auf Ferdinand? Wie kam es denn, dass er gleich mit einer so ausgiebigen Schimpferei über diesen in's Haus fiel? Dieser Umstand beschäftigte ihn, je mehr er darüber nachdachte, immer lebhafter, so dass er schliesslich Weltmann befragte. Da erfuhr er denn, dass der Polizeikommissär Weltmann über das Verhältniss dieser Beiden ausgeholt und ihm jene verhängnissvolle Aussage Ferdinands gleichfalls vorgelesen hatte.

Diese Mittheilung riss Christians Wunde von neuem auf. Also hatten auch alle Andern diese demüthigenden Worte seines Freundes erfahren; also war er blamirt vor allen seinen Gesinnungsgenossen! Diesmal half es nichts, dass Weltmann neuerdings eine Anzahl der saftigsten Ausfälle wider den grossen Ferdinand machte. Christian fühlte sich dadurch nicht getröstet. Er fragte mit selbstquälerischer Begierde, den Becher bis auf die Neige zu leeren, ob sich Ferdinand nicht schon früher über ihn geäussert habe.

„Das kannst Du Dir doch denken," antwortete Weltmann. „An wem hätte denn der ein gutes Haar gelassen?"

„Aber sage mir, warum hat er dann so viel mit mir verkehrt, mir alle seine Pläne anvertraut, sein ganzes Herz ausgeschüttet —?"

„Nun, was das betrifft: er brauchte eben ein Gefäss, in das er sich ausschütten konnte, vergleichsweise gesprochen, eine geistige — hm, Christian, mir scheint gar, Du wirst roth. Geh, alter Bursche, sei nicht beleidigt, ich wollte ja nur sagen, ein geistiges Weib. Und Du bist eine weibliche Natur, ist Dir das noch nicht zum Bewusstsein gekommen?"

Am nächsten Morgen rief Weltmann, nachdem er wie gewöhnlich einen raschen Blick auf die letzte Seite seiner Zeitung geworfen hatte:

„Viktoria! Gratulire mir, Christian; meine Menschenkenntniss hat mich nicht betrogen!"

Er war aus dem Bette gesprungen und lief mit der Zeitung zu Christian, der eben vor einem grünlichen Stückchen Spiegel seine borstigen Haare mit Hilfe eines nassen Kammes nach rechts und links zu scheiteln suchte. Christian las in fetten Lettern gedruckt:

„Siegmund, kehre zurück. Es soll Dir Alles verziehen sein."

Wenige Stunden später war Christian Ritter wieder allein. Seine Verstimmung überfiel ihn neuerdings; traurig und gedrückt schlich er herum. Auf das Ängstlichste vermied er das Café Urania und jede Gelegenheit, die ihn mit Ferdinand Renitz oder einem der anderen Übermenschen zusammenführen hätte können. Er wollte niemanden sehen, von niemandem hören.

Siegmund Weltmann liess sich nicht mehr blicken; aber es war ihm gleichgültig. Er ärgerte sich nicht einmal über die Undankbarkeit desselben. Selbst die Aussicht, demnächst wegen „Geheimbündelei mit anarchistischen Tendenzen" angeklagt zu werden, hatte nichts Aufregendes mehr für ihn; er war gänzlich apathisch. Früher hatte er häufig mit seinen Kollegen an der Technik hitzige Gefechte über die studentischen Vorurtheile und Ähnliches geführt, jetzt aber liess er alle Sticheleien und Herausforderungen stumpf und mürrisch an sich abprallen. Verdrossen sass er an den schönen klaren Maiabenden zu Hause und studirte auf die erste Staatsprüfung. Nur manchmal, wenn es schon sehr spät war und die Müdigkeit ihn zu übermannen begann, sah er von den Büchern und Heften auf, mit denen der

Digitized by Google

Tisch überhäuft war, und starrte lange in die finstere Tiefe des Zimmers. Dann stand vor seinem Blicke die Zukunft wie ein graues schlotterndes Gespenst, das auf der Brust ein blutiges Wort geschrieben trug, das Wort Enttäuschung.

So lebte er mehrere Wochen, bis er eines Nachmittags zufällig Ferdinand Renitz auf der Gasse begegnete. Er wollte vorübergehen, ohne zu grüssen, indem er that, als sehe er ihn nicht. Aber dabei ward er feuerrot und seine Knie zitterten so sehr, dass er stolperte. Ferdinand hielt ihn an.

„Was ist es denn mit Dir?“ fragte er mit vollkommenster Unbefangenheit. „Dich sieht man ja gar nicht? Wo steckst Du denn immer? Was treibst Du denn eigentlich?

„Ich — ich studiere,“ stotterte Christian.

„Ganz mein Fall. Seit vier Wochen bin ich keinen Abend ausser Haus gewesen; ich weiss schon nicht mehr, was in der Welt vorgeht. Aber Du hättest Dich trotzdem ein wenig um mich umsehen können — oder hast Du was gegen mich?“

Christian antwortete nicht.

„Hab' ich mir's doch gedacht! Also heraus damit — was giebt es denn?“

Christian sah flüchtig auf. Er glaubte auf dem mageren Gesichte seines einstigen Freundes ein kaltes, überlegenes Lächeln zu bemerken. Da fasste er sich ein Herz. Ironisch sagte er — freilich vibrirte seine Stimme dabei stärker als er wünschte —

„Aber ich bitte Sie, Herr Renitz, kümmern Sie sich doch nicht um einen so inferioren Menschen; das kann Sie ja unmöglich interessiren.“

Ferdinand Renitz lachte laut auf. „Na, hör' einmal, Mensch, bist Du nicht bei Trost? Was fällt Dir denn ein? Worüber bist Du denn so tödtlich beleidigt, dass Du sogar Sie zu mir sagst?“

„Lassen wir das. Eine Auseinandersetzung zwischen uns hätte nicht den geringsten Zweck. Es ist am besten, jeder von uns geht seinen Weg allein.“

„Nun gut, gut, ganz wie Du willst. Ich dränge mich Dir nicht auf. Meinetwegen kannst Du Deinen Weg schon allein gehen —“

Er machte Miene, sich abzuwenden. Da gereute es aber Christian schon; und aus dem künstlichen Ton in den natürlichen seiner schmerzlichen Erregung fallend, sagte er und packte Ferdinand am Arme:

„Aber das muss ich Dir vorher noch sagen, dass Du an mir nicht schön gehandelt hast, nein, nicht schön, sondern ganz perfid und — und — und noch einmal perfid. Du hast mich vernichtet, Du hast mich in's innerste Herz getroffen. Schämen solltest Du Dich, dass Du so gegen mich handeln konntest, gegen mich, den Du immer wie Deinen besten Freund behandelt hast —“

„Wenn Du Dir doch abgewöhnen könntest, in Räthseln zu sprechen! Zuerst sage mir: was wirfst Du mir denn vor, welchen konkreten Fall? Nachher kannst Du Deine moralischen Gefühle meinetwegen vom Stapel lassen.“

Und als Christian ihm so gut er es vermochte den „konkreten Fall“ vorgehalten hatte, versetzte Ferdinand kopfschüttelnd:

„Aber Mensch, Mensch, bist Du denn wirklich so kurzsichtig? Über so etwas alterirst Du Dich wie ein Narr? Siehst Du denn nicht ein, dass das die einzige Methode war, um uns Allen den Kopf aus der Schlinge zu ziehen? Glaubst Du denn, ich werde einem Polizeikommissär die Wahrheit auf die Nase binden? Wenn ich nicht gewesen wäre, so hätten wir alle eine gerichtliche Untersuchung auf dem Halse. Nur mir habt ihr es zu danken, dass die ganze Geschichte in der That als ein studentischer Scherz aufgefasst wurde, den bloss die Wichtigthuerei und Dummheit eines Detektives missverstehen konnte. Aber anstatt mir zu danken, feindet ihr mich an.“

Eine heisse Blutwelle ergoss sich durch Christians Körper, während Ferdinand sprach. „Wirklich?“ stammelte er, „das war wirklich nicht Deine wahre Meinung über mich?“

Digitized by Google

„Ja hätte ich dem ehrenwerthen Polizeimann etwa sagen sollen: wir sieben sind höchst gescheidte, höchst begabte, und folglich höchst gefährliche Individuen, vor denen sich Staat und Gesellschaft künftig in Acht nehmen mögen? Aber Christian, ich bitte Dich um Alles in der Welt! Richte Dich auf aus Deiner Vernichtung und lebe weiter; es ist gar kein Grund vorhanden, dass Du Dich in's Herz getroffen fühlst."

„Aber — aber es wäre doch besser gewesen, Du hättest nicht gerade auf meine Unkosten — hättest Du denn nicht eine weniger demüthigende Methode finden können?"

„Sehr gut! Eine andere Methode — und ihr? hattet ihr nicht vollständig den Kopf verloren, Du und Weltmann und Alle?"

„Nun was Weltmann betrifft, der hatte wohl alle Ursache —"

„So? Weisst Du auch davon? hat Dir dieser saubere Patron etwa auch von seiner angeblichen Heldenthat vorgeprahlt?"

Christians Verwirrung wuchs. Er erzählte nach einigem Zögern sein Erlebnis mit Weltmann.

Renitz lachte verächtlich. „Dieser Comödiant!" sagte er dann. „Weisst Du, warum er gerade zu Dir gekommen ist, während er sich doch ebenso gut im nächstbesten Vorstadthotel verstecken hätte können? Weil er jemanden brauchte, der ihm sein Märchen von der immoralistischen Heldenthat glaubte, vor dem er gross thuen konnte mit seinem Diebstahl. Der Kerl ist im Stande, sich selber glauben zu machen, dass er damit was geleistet hat. Aber mir gegenüber ist ihm das nicht gelungen, mir hat er keinen Sand in die Augen streuen können, deshalb ist er so wüthend über mich."

„Du glaubst also nicht, dass er nur unsertwegen —"?

„Dummes Zeug! Er hat seinen Onkel bestohlen, um sich elegante Kleider und elegante Dirnen zu kaufen; mit allen andern Motiven, die er vorspiegelt, kitzelt er nur seine Eitelkeit."

„Aber die Zeitschrift?"

„Auch nur ein Deckmantel. Er ist nichts als ein eitler, affectirter, verlogener Renommist" —

Christian Ritter trocknete sich den Schweiss von der Stirne.

Ferdinand erging sich in den härtesten Ausdrücken wider Siegmund Weltmann. Er tadelte auch Christian auf das Entschiedenste, dass er sich eines solchen Individuums halber in die Gefahr gesetzt habe, als sein Mitschuldiger in Kalamitäten zu gerathen.

„Du hast ein gewisses Bedürfniss, den Märtyrer zu spielen, scheint mir. Aber Deine Vorstellungen vom Märtyrerthum sind einigermassen antiquirt, lieber Christian. Der moderne Mensch hat andere Anforderungen zu erfüllen; und andere Formen sind es, in denen die Zukunft —"

Damit war Ferdinand Renitz in einem Fahrwasser angelangt, auf dem er mit vollen Segeln schiffte. Er redete einige Stunden während eines langen Spazierganges; später gingen sie in ein Gasthaus, dann in ein Kaffeehaus und trennten sich erst nach Mitternacht.

Als Christian allein war, blieb er stehen wie betäubt. Ihm schwindelte, Alles schien sich um ihn zu drehen. In diesem Wirbel von Standpunkten und Meinungen, wo war da die Wahrheit, wo das Recht? Er hatte eine Empfindung, als ob der Boden unter ihm wiche, als ob er in der lieblichen, duftenden Sommernacht auf einer Eisscholle inmitten eines reissenden Stromes voll Eisschollen stünde, die sich drängten und schoben und über einander emporthürmten, um zerschellend wieder auseinander zu fliessen. Und verzweifelt streckte er seine Hände in die Luft nach einem Halt, nach einem festen Halt; aber er griff ins Leere.

Digitized by Google

# NEU-VINETA.

VON

HOMO.

---

„Übrigens sieht es, leider in einem andern Sinne, herbstlich bey uns aus und gar mancherley Ansichten beschleunigen einen moralischen Winter." Goethe.

Draussen fällt das Laub, herbstbuntes, goldiges Laub. Wiesen und Wege verschwinden darunter — eine bunte Wildnis, eine wilde Poesie! Wild — — wild! Aber der Gärtner duldet kein Wildes, und wenn es noch so bunt und schön ist, hier in unserer korrekten Residenz. Des Morgens, wenn ich meinen Geschäften nachgehe, komme ich ein Stück Wegs durch den Park, den Goethes Meisterhand einst schuf in glücklicher Laune. Und jeden Morgen sehe ich sie, die behäbigen Männer, die mit der zitternden Ruhe des Alters und mit langen, dünnen Reiserbesen das bunte Laub von den „Promenadenwegen" kehren und seitwärts aufhäufen. Sie arbeiten ruhig und sicher, jeden Morgen, jedes Jahr, ein langes Leben schon. Vielleicht seit Goethes Tagen schon, aus denen sich auch diese Einrichtung noch herschreiben mag.

Vielleicht, sage ich; wahrscheinlich, könnte ich sagen. Jedenfalls aber ist dieser Vorgang von symbolischer Bedeutung. Denn hier ist alles glatt und eben, sauber und einfach, nicht nur nach aussen, auch nach innen. Wenigstens ist ein „guter" Geschmack, eine saubere Gesinnung vorgeschrieben, der Geschmack, die Gesinnung. Fast alle Unterthanen, betresste und unbetresste, sind „Diener", manche — der befohlenen Gesinnungsuniform nach — sogar Lakaien, nur dass die wenigsten von ihnen in Livree gehen. Korrekt in Gedanken und Gefühl, konservativ in Leben und Kunst! Was aber nicht „korrekt" ist, was bunt und lachend im Wege liegt oder sich wie ein flatterndes Blatt seinen eignen Pfad sucht, das wird mit den langen, dünnen Reiserbesen „aus dem Wege geräumt", bei Seite geschoben. Und wenn dann die breite „Parkpromenade" wieder „rein" ist, dann kommen hin und wieder Menschen, vor Alter gebrechlich und blind. Die freuen sich über den sauberen Weg und loben Gott und, was nach ihm kommt, die weise Obrigkeit, welche alles so schön geregelt hat. Mit schlürfenden Schritten putteln sie darüber hin, in vornehmer und satter Behaglichkeit und vor allem korrekt und ehrbar. Sie haben wohl selbst das Gefühl, dass man hier — wie auf der sauberen Glätte des Hofparketts — nicht fest auftreten dürfe. Ein peinliches Gefühl dem Neuling, ehe es zur Gewohnheit geworden. Auf leisen Sohlen schleicht das Leben von Tag zu Tag. Nie ertönt ein Gelächter, selten ein Lachen. Neulich hörte ich es, aber es war ein leises, hüstelndes, zitterndes Lachen, wie es die behäbige Gewohnheit lacht. Zwei ältere Damen in altseidenen Schleppkleidern — selbst in der Mode ist man hier traditionell — waren auf ihre Art ausgelassen und freudig erregt. Ich hörte, sie sprachen vom Theater.

Digitized by Google

Richtig! Dass ich daran nicht gedacht hatte! Es gab ja im Hoftheater den „Bibliothekar“ und zwei Abende darauf „Das Gefängnis“. Aber was will das sagen! Am letzten Sonnabend hatten wir sogar ein ganz neues Lustspiel: „Der Herr Senator“, und morgen ist schon die dritte Wiederholung. Aber die guten Weimaraner wissen gar nicht, was ihnen noch alles bevorsteht. Man bereitet jetzt sogar allen Ernstes „Den Talisman“ von Fulda vor. Der neue Intendant des Hoftheaters und der Hofkapelle ist eben ein Revolutionär!

Doch Scherz bei Seite! Die Sache hat einen sehr ernsten Hintergrund: Tradition. Das öffentliche Leben am Hofe und in der Stadt, die Malerei, das Schauspiel — alles erstarrt unter dem Frosthauch der Tradition. Sie betet man an, sie wird gepflegt von höchster Stelle aus. Die grosse Vergangenheit erdrückt die Gegenwart: Weimar ist heute nur ein Reflex seiner grossen Zeit. Die hohe Erinnerung verklärt es und hängt daran wie die letzte Sonne an zerborstenen Säulen, die das nächste grosse Erdbeben völlig hinwerfen wird: Die Gegenwart ist längst ausgezogen, aber die Vergangenheit wohnt noch darunter. Kirchhofsluft weht, Todesstimmung, denn wir schreiten über Gräber und Weimar ist ein grosser Friedhof. Aber ein Friedhof eigenster Art. Die Toten, die in der grossen Zeit des Glanzes lebten, sind nicht tot: Die sind es, die heute leben. Das Leben ist hier machtlos, der Tod lebt. Der grosse Zug aller derer, die hinter Goethe einherschreiten und in die Ewigkeit einziehen, die sein Name aus der Vergessenheit reisst — sie alle drücken noch heute den Stempel ihrer Zeit und ihres Geistes der „Kunststadt“ an der Ilm auf: Sie sind nicht tot, sie leben, denn sie sind eine Macht, die Macht.

Goethes Name sei mir heilig! Aber er, der für die ganze Welt ein Segen ist, für Weimar ist er heute ein Fluch. An seinem Namen hängt die Tradition! Überall hat er seine schwere Hand aufgelegt, in seinem Schatten wandeln wir, dass uns die Sonne neuer Kunst nicht wärmen kann. Und der Schatten eines Riesen ist breit und lang, und ich glaube, der Riese ist noch gar nicht einmal ausgewachsen.

Gewiss! Wir werden Goethes Kunst nie wieder erreichen, so gross und hehr ist sie. Aber wir wollen es auch nicht und dürfen es nicht wollen. Seine Kunst ist nicht unsere Kunst. Sie ist nur ein Gipfel, vielleicht der höchste, den ein Volk erklimmen kann, aber doch nur ein Gipfel. Und was ist ein Gipfel im Gebirge! Wir heute streben einem andern Gipfel zu, einem neuen, noch unerforschten Gipfel, unserm Gipfel. Und wenn wir einmal oben sind, werden wir erst wissen, ein wie stolzer und hoher Gipfel es ist. Und wir sind stark im Aufwärtssteigen!

Aber der andere Gipfel, von dem ich sprach, liegt dicht bei Weimar. Er verdeckt den andern und die Weimaraner — sie wohnen nicht nur in Weimar, sondern in der ganzen Welt — glauben deshalb, es gäbe nur diesen einen und er sei das Gebirge. Einer zeigt ihn dem andern, eine Generation im Herabkommen der andern, die hinauf will. So erbt sich der Glaube fort: Er ist die Tradition.

Wer aber Traditionen, nur Traditionen zu pflegen hat, der lebt der Vergangenheit, ihr gehört er an, nicht der Gegenwart. Dem Sammler gleicht er, der erst froh wird, wenn die bunte Pflanze ausgepresst und vergilbt im Herbarium liegt, dem Armen, der nicht ahnt, dass eine Blüte ohne Duft und Farbe keine Blüte mehr ist. Und Weimar hat in langen Jahren viel gesammelt und eingeordnet, das konserviert sein will: Man spürt überall den Kamphorgeruch. Wie es aber einst, als es noch eine Gegenwart hatte, der ganzen Welt um ein Menschenalter in künstlerischer Hinsicht voraus war, so ist es heute um eben so viel zurück. Es ist stehen geblieben und — das ist das Härteste — es wird stehen bleiben. Jedenfalls in der Kunst, die Goethe repräsentiert, in der Dichtkunst, im Schauspiel.

Goethe war lange Jahre Intendant des Hoftheaters. 1817 setzte Carl August ihn auf seinen Wunsch ab; so steht es wenigstens in den Akten. Aber in den Akten steht wenig, obwohl es unheimlich dicke Fascikel giebt.

Digitized by Google

Goethe blieb doch Intendant bis zu seinem Tode, ja er wurde es erst recht, als er tot war. Er ist es noch heute und wird es auch wohl immer bleiben. Einen Mann wie Goethe kann kein Carl August absetzen durch ein „gnädiges" Dekret. Wo er seine Hand aufgelegt hat, da bleibt sie liegen und alle seine Nachfolger müssen sie küssen. Er kann auch keine Nachfolger haben, sondern nur Nachlebende, die für ihn zeichnen, wie die Subalternbeamten für den Chef, der auf Reisen gegangen ist. Goethe war ein guter Intendant, sein Theater war das Theater. Er liebte seine Zeit, seine Gegenwart und ihre Kunst, denn er war selbst ein Künstler. Von der zeitgenössischen Produktion brachte er das Beste, und künstlerische Kräfte ersten Ranges, die seine Hand leitete, sein Geist bildete, brachten sie auf der Bühne zu denkbar höchster Erscheinung. Seine „Nachfolger" im Amt aber sind schlechte Intendanten, denn sie lieben ihre Zeit nicht, sondern schauen zurück in die Vergangenheit wie die Gelehrten: Sie sind keine Künstler. Und weil sie deshalb den Massstab, den Goethe als Künstler in sich selbst fand, nicht haben, glauben sie sich einen zu schaffen, wenn sie jenen, der auf Goethe und seine Zeit passte, für die ihrige zurecht schnitzeln. Die Thoren, die in Goethes Sinne zu wirken glauben, wenn sie zurückschauen. Ich sage es Euch noch einmal: Goethe war wie jeder wahre Künstler ein Gegenwartsmensch — aber seine Gegenwart ist nicht unsere Gegenwart. So sind wir denn stehen geblieben und sind deshalb zurückgegangen. Es ist sicher, dass heute von den meisten kleineren Hofbühnen, was das Schauspiel anlangt, die in Weimar eine der unkünstlerischesten ist. Nicht in Goethes Kunst (hier wenigstens nur relativ), aber in Goethes Sinne. Man sehe nur auf das kleine Meiningen, das, nach seiner grossen Zeit, wo der Meininger Ruhm in aller Munde war, gerade jetzt wieder sich kräftig rührt und neue Dichtwerke bringt, die hier nicht courfähig sind. Und dabei denke ich noch gar nicht einmal an „Die Ehre", die sogar das Gothaer Hoftheater aufgeführt hat. Weimar ist ein Theater für alte Leute: Seine Kunst ist greisenhaft. Man schliesst das moderne Drama, soweit es für die Kunst in Betracht kommt, in aristokratischer Verblendung vornehm aus — die Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" kann hier nicht mitzählen, weil man sich für diese erst entschied, als sich in den ausschlaggebenden Kreisen der seltsame Irrtum eingeschlichen hatte, dies Drama habe die Tendenz zu zeigen, wie die Menschen ohne die christliche Religion elendiglich zu Grunde gingen —, aber man ist auch nicht konsequent genug, den Ehrgeiz zu besitzen, die Klassik besser und tüchtiger als die andern Bühnen zu pflegen. Und doch könnte hier etwas Grosses geleistet werden.

Um die Malerei steht es ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm. Goethe selbst hat viel zusammengezeichnet und seinen Glauben, er sei eigentlich zum Maler geboren, erst spät und schwer überwunden. Dass ein Geist wie der seine sich auch auf diese Art auszusprechen und mitzuteilen strebte, wird man kaum wunderbar finden dürfen, aber er blieb zeitlebens nur ein Dilettant von mässiger Begabung. Und wie unendlich dürftig und nüchtern erscheint uns das malerische Können jener Tage! Wo bleiben Kügelgen und Tischbein, wenn wir Böcklin und Thoma jauchzen! So wäre denn heute wohl selbst in Weimar der akademische Geist aus dem Felde gejagt und die Aecker neu bestellt, die Goethe selbst nur kümmerlich zu bewirthschaften vermochte. Aber er hatte Heinrich Meyer, der freilich ebenfalls nur ein sehr schlechter Maler war, aber als des Dichters Freund und malerischer Beirat in dem grossen Goethezuge vornan mitschreitet. Durch Goethes Freundschaft ist er zu Ruf und Ansehn gekommen: Er hat die verdiente Ruhe im Grabe nicht finden können, und durch sein Medium hinwiederum dauert Goethes Einwirkung auf das Weimarische Akademiewesen in gewissem Sinne bis auf den heutigen Tag fort. Wohl waren immer Geister da, welche der Malerei einen neuen Inhalt und eine neue Form hätten geben können. Aber ihr Genius liess sie auf dem klassichen Boden nicht Wurzel schlagen und man wusste sie auch nicht zu halten. Lenbach und Böcklin haben hier an derselben Anstalt als Lehrer gewirkt, der in ihren ersten Anfängen einst Heinrich Meyer vorstand; der jüngere Kalkreuth hat

Digitized by Google

in späteren Jahren einen kurzen Glanz neuer Kunst hierhergetragen, aber sein frischer Genius konnte sich selbst sich nicht dauernd entfremden.

Ich weiss, dass es an anderen Akademien, die berufsmässig ein grosses, haltloses Künstlerproletariat aufziehen, nicht besser bestellt ist. Auch anderwärts giebt es zu viele „Künstler" und zu wenig Kunst. Die Kunst ist nun einmal für die wenigen Auserwählten: Man muss sie „können", man muss sie haben, lernen kann man sie nicht. Auch auf Akademien nicht. Vielleicht da am allerwenigsten, denn auf das Handwerksmässige, das bischen Technik, kommt es hier nicht an. Aber während es anderswo in mancher Beziehung besser sein könnte; hier, wo der genialische Bonaventura Genelli und zumal Friedrich Preller, der noch unter Goethes leiblichen Augen aufwuchs und seinen bestimmenden Einfluss zeitlebens gespürt hat, so Grosses vollbrachten, ist es für ein junges Genie doppelt schwer, eigne Wege zu gehen. Anders ausgedrückt: Aus der Nachempfindung — denn auch die klassische Kunst dieser beiden Grossen ist dem malerischen Gefühl von heute längst fremd geworden — herauszukommen und moderne Werte malerisch vorzuemfinden und in Farbentöne umzufühlen. So ist es deshalb kaum allzu wunderbar, dass man neuerdings jene beiden „Kunstschüler", die unter dem jüngeren Malervolk hier vielleicht die begabtesten waren, von der Akademie entfernt hat. Eben weil ihnen über Nacht eine andere Kunst, als jene, die hier offiziell gepflegt wird, ihre Kunst, aufgeblüht war. Ich nenne ihre Namen nicht, es kommt darauf nicht an. Ihr Schicksal ist es, dass sie vorerst allein für weitere Kreise bemerkenswert macht und in dem angegebenen Sinne typisch erscheinen lässt. Sie lagen im Weg, wie die bunten Blätter im Park. Man fegt sie fort und die behagliche Mittelmässigkeit macht sich wieder auf den „gereinigten" Wegen breit.

Damit will ich gar nicht einmal sagen, dass hier schlechte Bilder gemalt werden. Aber nur selten ist ein gutes darunter, fast niemals ein bedeutendes. Mittelgute „Gemälde", die der reiche Bourgois in seinen Salon hängt. Der genialste der hiesigen Maler, der in die Kunstgeschichte kommen wird, ist neulich gestorben: Brendel. Er malte Schafe, wie sie ihm kein Deutscher nachmalt, aber nur Schafe. Hätte er sich nicht vor langen Jahren in Weimar angesiedelt, er hätte seiner tiefen Kunst vielleicht noch einen grösseren Inhalt abgewonnen. Hier war er zufrieden — und zufrieden darf ja wohl ein Künstler mit sich nie sein? Hagen wirkt noch hier. Er ist modern und gilt für einen der Grössten. Der öden traurigen Landschaft weiss er jene herbe, schwere Stimmung abzugewinnen, die das Neue in unserer Kunst ist. Aber seine Bilder sind zumeist Studien. Und eine Studie ist noch kein Kunstwerk. Er ist ein Maler für Maler; er kann viel, aber er begeistert nicht. Er ist eine Leitung, ein Rohr, das anderswo geschöpftes gutes Wasser hierher zu leiten sucht, aber keine Quelle. Es giebt keine Quellen hier, wenigstens keine, die frisches Wasser geben: Das Wasser auf den Kirchhöfen ist ungesund. Auch Thedy lebt hier. Er ist jetzt Professor an der Kunstschule, aber ich glaube, seinen Jugendgenossen, die heute in der Secession einen grossen Namen haben, war er als ein wirklicher Künstler ohne diesen Titel lieber. Sie alle haben sich viel von ihm versprochen. Er hätte gewiss mehr gehalten, hätte er die Ilm nie gesehen. Hier verkümmert seine Kunst. Es wäre wohl noch Zeit, wenn er hinaus käme. Aber er hat ein Haus an den Ufern der Ilm, ein reizendes Haus, und eine Schaar Kinder, reizende Kinder. Und die wollen leben. Vielleicht überwindet er Weimar noch: Die Eingeweihten wissen, dass er jetzt ein grosses Bild („Charfreitag") unter dem Pinsel hat, aber keiner seiner Schüler darf zu dem verehrten Lehrer in's Atelier und keiner noch hat es gesehen. Möchte er sich und uns die Ostern nicht schuldig bleiben! Von Gleichen-Russwurm sage ich nichts: Er gilt hier nur etwas als „Enkel".

Ich komme zum Schluss, für den der Weise sich das Beste aufhebt. Mit der Musik ist es besser bestellt. Die Urteile über Goethes Musikverständnis gehen auseinander, aber es wird schon so sein, dass es nicht weit

Digitized by Google

damit her war. Sein Riesengeist hätte sonst auch hier sicher die Wege gewiesen. Hier aber gab es kein Erbe zu pflegen, keine geheiligte Tradition machte sich hier breit. Die Enkel konnten sich rühren, und in der That ist dies das einzige Gebiet künstlerischen Lebens in Weimar, auf dem sich eine organische Weiterentwickelung vollzogen hat. Neue Wege sind hier gesucht und gefunden worden und bis in die neueste Zeit hat das kleine Weimar in musikalischen Kreisen einen guten und grossen Namen gehabt. Weimar, die Stadt Goethe's, wurde die Stadt Liszt's, und noch in der jüngsten Zeit wieder hatte Richard Strauss die Augen der Welt auf Weimar gerichtet. Sein Fortgang ist nach Liszt's Tod der schwerste Verlust für Weimar gewesen. Vielleicht wäre er noch geblieben, wenigstens eine Zeitlang noch, aber man wusste ihn nicht zu halten und Widerwärtigkeiten aller Art sind auch ihm nicht erspart geblieben. Auch seine Jugend ist ihm nie verziehen worden. Und ganz neuerdings hatte man für Lassen, der sich zurückzog, d'Albert gewonnen und er schien berufen, neuen Ruhmesglanz über die verweiste Stätte auszuströmen. Und in der That! Eine solche Aufführung wie jene von Max Schillngs' „Ingwelde" war seit Strauss' Tagen nicht mehr möglich gewesen. Wie aber sein naives Genie, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, hämischen Intriguen weichen musste, ist unvergessen und wird unvergessen bleiben. Die Welt hat das eiternde Geschwür gesehen und mit Fingern darauf gewiesen: So schimmernd auch der Glanz ist, der auf Weimars Musikleben fällt, er wird nicht hinreichen, solchen Schandfleck zu überstrahlen. Nun herrscht noch Dunkelheit, aber der, welcher in der Nacht wandert, gedenkt gern des versunkenen Gestirns und hofft auf einen neuen Tag. Und wie hat es hier einst getagt! Wagners Sonne hat hier zuerst geleuchtet: Hierher zuerst kam Lohengrins Schwan an's Land gezogen und hier zuerst erklang Elsas süsse Klage. „Tannhäuser", zwar vorher schon in Dresden aufgeführt, „Tristan und Isolde", vorher freilich schon in München gegeben, und z. T. auch „Der Ring der Nibelungen" fanden hier — nach Cosima's eigenen Worten — doch erst ihre eigentliche „Schutz- und Trutzstätte." Von Weimar aus hat Wagner sich die Welt erobert. Fast wäre deshalb auch aus Weimar Bayreuth geworden: Der Meister dachte zuerst allen Ernstes daran, hier sein Festspielhaus zu errichten. Ein guter Genius hat ihn davor bewahrt: Er hätte sich auf die Dauer mit Goethe nicht vertragen. Ferner, um nur die Grössten nach Wagner zu nennen: Weimar hat den Ruhm, Humperdincks holde Wunderkinder, „Hänsel und Gretel", zuerst entdeckt und der erstaunten Welt vorgestellt zu haben, weil es einen Richard Strauss hatte, dessen genialer „Guntram" hier ebenfalls zum ersten Mal auf einer deutschen Bühne lebendig geworden ist.

Wer diese Grossthaten in der Musik miterlebt und -genossen hat, wird geneigt sein, vieles zu verzeihen. Wo viel Licht ist, wird er vielleicht zu bedenken geben, ist auch viel Schatten. Aber der so schliesst, folgert doch falsch. Der Fall d'Albert hat in erschreckender Weise gezeigt, dass in Weimars Kunstleben heute Faktoren mächtig und ausschlaggebend sind, die, werden sie nicht beseitigt, einen weiteren Niedergang weimarischer Kunst auch auf diesem Gebiete sicher verbürgen. Jetzt herrscht Bernhard Stavenhagen über die Hofkapelle; er hat einen schweren Stand, indessen Zöllners „Überfall", den er einstudiert hatte, war — schon wegen des modernen Stoffes — eine tüchtige Talentprobe. Ich hoffe aber, dass ihm die neue Stellung, welche ja naturgemäss im Anfang eine grosse Concentration der Kräfte verlangt, Musse genug lassen wird, auch fernerhin als Pianist hervorzutreten, denn der temperamentvolle Conrad Ansorge hat Weimar verstimmt den Rücken gekehrt und ist nach Berlin übergesiedelt. Seit kurzem lebt dagegen der geniale Willy Burmester hier und hat mit seiner Geige schon alle Herzen gewonnen.

Immerhin aber gilt es, die Augen offen zu halten! Gelingt es den alten zitterigen Parkwächtern mit ihren langen, dünnen Reiserbesen auch den schmalen Pfad, der in das letzte Stückchen frischen, fröhlichen Waldes führt, „rein" zu fegen und sauber zu ebnen für die blanken Lackschuhe der geschmeidigen Herren des Parketts, dann ist keine Hoffnung mehr! Dann ist ganz Weimar

Digitized by Google

ein grosser langweiliger Park, aus dem nie wieder — sollte er auch in langen Jahren verwildern — ein fröhlicher, wildfrischer Wald werden kann. Verwilderung ist noch keine Wildnis, ein wieder wildgewordener Rosenstock keine Heckenrose mehr. Wenn es nicht gelingt, dem lauernden Tode diesen letzten Rest Leben und Gegenwart dauernd streitig zu machen; wenn der Starrkrampf der Tradition auch diesem schwellenden Leib das Blut aus den Adern saugen wird, daun muss dem Scheintode bald der wirkliche Tod folgen. Die einbalsamierte Mumie aber gehört in das Museum und aus dem Theater wird ein Museum werden, wie aus dem Goethehaus und aus Liszt's Wohnung längst Museum geworden sind. Ja! Selbst die Bibliothek ist hier ein Museum, das im Sommer Schaaren von Bädekermenschen anlockt . . . . .

Und deshalb ist der Fall d'Albert von symptomatischer Bedeutung. Auch er war so ein buntes, leuchtendes Blatt, das ein frischer launischer Wind hierher gewirbelt hatte: Da lag es lachend im Wege. Aber die alten Männer mit den langen, dünnen Reiserbesen kamen und fegten es fort. Nun ist der Weg wieder gerade und glatt: Das Gerade und Glatte ist langweilig. —

Aber die Glocken haben doch einmal wieder zusammengeschlagen, ein leiser surrender Ton drang herauf aus der versunkenen Stadt in alles Land — und das ist gut. Dann erinnert man sich draussen, wo das Leben wohnt, wieder an die Stätte, über die einst auch jauchzender Thatendrang und tolle Lebenslust fluteten. Man spricht wieder einmal von der alten Stadt, deren dämmernde Umrisse an solchen hellen Tagen, wenn die Sonne darauf scheint, ein scharfes Auge noch tief drunten zu erkennen vermeint: Vineta! Aber unterdessen sinkt die verlorene Stadt tiefer und tiefer, denn der Sumpf der Vergangenheit ist schwarz und schwer und unergründlich. Langsam verfault sie und immer undeutlicher werden die Umrisse und immer seltener klingen die Glocken zusammen. Der Boden aber, wo sie stand, ist geweiht und die Legende spricht ihn heilig.

Herbst 1895.

# ERLEBTE BÜCHER.

VON

HANS PAULI.

Es giebt Bücher, die man erlebt, und Bücher, die man erledigt. Aber wie das Erleben an sich schon nicht Jedermanns Sache ist, um vieles schärfer noch geschieht die Sonderung der Menschen nach der Massgabe dessen, was in sie eindringt. Darum ist es überflüssig und schädlich, die Fiktion aufrecht zu erhalten, als ob der Kritiker nur so eine photographische Platte sei, auf die sich das Werk des Dichters nach seinen Umrissen und Schattierungen von selbst einschreibe. Sondern wenn der Leser ein Stück Wahrheit in meiner Besprechung von Büchern finden will, so hat er sich immer gegenwärtig zu halten, dass, was sich ihm enthüllt, eigentlich ich selber bin, und er muss des Lesens in den Zeilen und zwischen den Zeilen wohl kundig sein, wenn er, aus der Art, wie ich mich mit dem Kunstwerk abfinde, ersehen will, wie er sich zu ihm, seiner Natur nach, stellen würde.

Digitized by Google

Vor mir liegen die neue Novelle von Georg Hirschfeld *), das Drama von Richard Dehmel**), der neue Roman von Theodor Fontane***); drei Werke wie drei Dichter, unendlich verschieden nach ihrer Form und nach ihrem Kunstwillen, nach ihrem Alter und nach der Auswahl dessen aus unserer Zeit, worin ein Jeder von ihnen seine Zeit findet: Der eine, ein Jüngling mit Bierbaumischen Sucheaugen, der noch nichts von der Welt aufgeben, sondern sie sich dadurch zu eigen machen möchte, dass er sie in Liebe ganz in sich aufnimmt; der aus der Unendlichkeit seiner Sehnsucht auf die Unendlichkeit seiner Kraft zu lieben und zu leben schliesst; der andere, ein Mann mit dem ganzen Zorn und der unmitleidigen Härte des entbrannten Kampfes und mit dem bösen Wissen, dass es Unmögliches giebt; und der Dritte schliesslich, in grauen Haaren, mit ungreisem Herzen, mit der Weisheit, die nichts von der Welt will, und der sie demnach nicht gewähren oder versagen kann nach eigenem Belieben.

Hirschfelds „Bergsee" rechnet sich auf dem Titelblatt schon zum Jahre 1896, ist aber, wie ich gehört zu haben glaube, schon ein volles Jahr alt. Diese etwas verworrene Chronologie, erschwert dem Philologen und Litterarhistoriker in uns die Aufgabe klarzulegen, was dieses Werk in der Entwicklung des Dichters bedeute. Wir können also mit ganz ungelehrtem und ganz eigenwilligem Herzen an das Buch herangehen als an ein Fragment unserer Epoche, in welchem wir sie selber erfassen. — Die Handlung der Novelle ist sehr einfach: Auf einer Wanderung, die er unter Weltmanns, eines erfahrenen, älteren Freundes Leitung macht, erlebt die junge Künstlerseele Faber zwei Menschen. Ein greises Ehepaar ist das, die Wirthsleute am Bergsee, mitten in der Einsamkeit; der Mann mit Namen Waland, blind, gewitterträchtig, und seine Frau Gertrud, ein Weib mit Tiefen und Untiefen — Prophete und Sibylle. Waland, der Sohn eines Glasschleifers, hat in seiner Jugend die bunte und grosse Welt gesehen. Er ist auf der Malerakademie gewesen, relegiert worden, und dann, mit erkrankten Augen, still wieder in der Glashütte gelandet. Er ist Glasmaler geworden; und eines der Mädchen, die das Rohglas aus der Hütte zu den Schleifern, und das Geschliffene zu den Malern zu tragen hatten, war Gertrud. Seine Liebe zu ihr war fern und glücklos. Aber als er entdeckt hat, dass sie von dem Direktor der Hütte verführt ist, hat er den parfümierten Schuft gezüchtigt, ist infolge der Erregung krank geworden und völlig erblindet. Und dann hat er Gertrud, die inzwischen ein Kind geboren und verloren hat, gebeirathet, hat mit seiner Frau das Anwesen am See erworben, es dem Fremdenverkehr geöffnet, und, nach aussen ruhig, die Jahre an sich vorbei und über sich rollen lassen: „Wie ein unsichtbarer Engel," sagt er von seiner Frau, „lebt sie nun in der Einsamkeit mit mir. Vierzig Jahre. Vierzig Jahre ohne Wunsch. Was bin ich ihr? Sie hat mich lieb. Ich fühle ihre Milde, ich — bete zu ihr, und meine Augen geben mir Kraft, sie nur zu ehren." Und der Unglückliche ahnt nicht, in welchen Qualen die Frau neben ihm lebt, denn sie trägt Sünde auf der Seele und trägt schwer an der Sünde. Eine Johannesgestalt, ein italienischer Knabe, mit Namen Konrad, ist vor ihren heissen, begehrenden Augen und vor der Sünde in den Bergsee geflohen. Sie hat, mit ihren weissen Haaren nichts vergessen. Und als die beiden Fremden weiter gewandert sind, und Waland unmittelbar darauf gestorben ist, treibt die nie erloschene Scham sie ins Wasser.

Dieser Inhalt ist nicht die Novelle, sondern ist nur der Hintergrund, von welchem sich das Wesentliche des Buches in tausend wechselnden Stimmungen, Bildern und Gedanken abhebt. Und dieses Wesentliche ist: Sehnsucht, die reifen möchte, und Sehnsucht, die die Reife posiert. Daher kommt es, das in dem Buche Schönstes und Herrlichstes neben Unerträglichem

*) Der Bergsee. Dresden. Bondi. 1896.
**) Der Mitmensch. Berlin. Hugo Storm. 1895.
***) Effi Briest. Berlin. Fontane & Co. 1896.

Digitized by Google

hart steht; dass neben der stillen, goethischen Vornehmheit sich allerorten eine Vornehmthuerei und Geziertheit breit macht, die an die Art erinnert, wie gebildete Rechnungsrathstöchter den kleinen Finger krampfhaft wegspreizen, wenn sie die Kaffeetasse zum Munde führen. Die Freiheit des Stiles ist nicht tänzerisch, sondern allzuoft nur tänzelnd. Und so geschriebene Bücher bleiben nicht. Folgendermassen beginnt das Buch: „Diesseits über dem flachen Seeufer stand Walands Haus, des Wirtes am Bergsee und des einzigen Menschen, der in dieser Einsamkeit sich angesiedelt hatte. Das Dorf lag fern und hier nicht sichtbar an der Strasse, dort, wo sie am See vorüber bis zu dessen Ende führte, welches in scharfer Biegung um den Abhang der bewaldeten Vorberge griff." Aus dieser Schilderung wächst dem Leser deshalb keine Vorstellung heraus, weil der Standort des Schildernden ganz undeutlich ist. Und dieses Über-den-See-springen ist überall da, sodass die Novelle als ein Kunstwerk keine Einheitlichkeit als die der Stimmung und keinen Schwerpunkt in sich selber, sondern nur im Dichter hat. Es ist ein subjektivisches Zerfliessen und Flimmern, das an dem gestaltungsfähigen Dramatiker höchlich verwundert.

Aber im tiefsten Grunde ist dieses alles keine künstlerische Verfehlung, sondern es beruht auf der Echtheit der jugendlichen Weltanschauung. Sie ist es, die Waland, eine Gestalt von der Kraft der evangelischen Apostel, zuweilen in Auerbachische philosophische Wohlredenheit aufweicht, die die tragische Sünderin Gertrud mit Hysterie durchsetzt — eine hysterische Greisin! Aber sie thut das in der Rathlosigkeit vor allem Wunderbaren — und alles ist ihr wunderbar —; in der Bangnis vor dem Tage, den sie in ungeheuern Ereignissen nahen fühlt, und den zu ertragen sie stark sein will. Und die Jugendlichkeit dieses Buches ist nur zur Hälfte etwas, was überwunden werden muss, während sie zur andern Hälfte etwas ist, was der Dichter nie verlieren möge, und was wir wieder erobern müssen, wenn wir es verloren haben: die Reinheit; die Liebe, die nicht quält; und die in sich selber jene Weisheit ist, die nach Dehmels schönem Worte die Mächte erwägt und dem Leben Sinn giebt. — Des Buches ganze Art und Unart drägt sich in eine Stelle zusammen:

„Faber sah in die Abendglut:

Christus war ein Genie. Das erste Weltgenie vom Abgrund der Schönheit bis hinauf zur Höhe der Hässlichkeit. Wir sind am Rande — bald wenigstens. Das zweite Genie wird erwartet. Von der Höhe der Hässlichkeit bis zum — Abgrund der Liebe?

— Höhe der Liebe! sagte Waland. Es ist nichts Geniales, alles nur Wille. Jeder kann Christus aus sich selber werden. — Ihr seid mir alle in eurer Einbildung zu wenig eingebildet. Habt doch endlich einmal den Stolz zur Einsamkeit! Seltsam mutet's mich an, wenn ich von euren Kämpfen höre. Wie ich jung war, habe ich freilich ebenso gekämpft, aber das ist doch vierzig Jahre her. — In wem reift denn das Leben, wenn nicht in euch? — Es muss ein grosses, friedliches Gericht kommen — über alle und aus jedem heraus. Bin ich gottlos? —

— Nein, versetzte Weltmann — Goethelos sind Sie. Sie quälen sich viel zu sehr, wenn Sie so viel begriffen haben.

— Und doch, sagte Faber halblaut, indem er Gertrudens Augen auswich — der Marienglaube ist so schön.

— Lebt Ihre Mutter noch? fragte Waland.

Faber sah ihn überrascht an: — Ja.

— Der Marienglaube ist freilich schön. Wenn Sie einmal gekreuzigt werden, wird es zur Erscheinung kommen. Es giebt soviele Marien auf der Welt.

Da erhob sich Faber und rief voll Unruhe:

— Ach — Sie machen alles wirklich! Sie machen alles wirklich! .... Wenn alles Wirkliche heilig ist ....

— Wie wollen Sie ohne diesen Glauben leben?

— Basta, basta! rief Weltmann. Wir klettern wieder auf die Höhe der Idee und können nachher nicht oben bleiben. Ich mache darauf aufmerksam, dass die Sonne untergeht!"

Hier haben wir, in Fabers ersten Worten, die anthithetischen Spielereien, die Sucht nach Gedankenprägung, und, in seinem späteren Erstaunen, die

Digitized by Google

affektierte Kindlichkeit, sich gespreizt zu verwundern. Aber was Waland sagt, steht wunderbar in seiner nicht reifen, nicht unfreien, sondern ewigen Wahrheit da, vor der unser ganzes Leben mit seinen zu Geist verzerrten Lügen, mit seinen zu Problemen verrohten Gefühlen, mit seiner missschaffenen Kulturpose in Schamröthe brennt. Wenn doch diese Scham uns reinigte! Wehe Hirschfeld, wenn sein Christusthum nichts anderes ist, als die Koketterie des Juden, der unterschlüpfen will; wenn es nicht die bewusste Übernahme einer Aufgabe ist, der letzten, die die Juden der Kultur zu leisten haben: als schmerzvoll erzogene Spätlinge zu fassen, zu retten, neu zu bilden, was allzuhastige Radikale zu verwerfen sich anschicken. —

* * *

„Du hast mit deiner Sehnsucht nur gebuhlt."

Dieser Vers Richard Dehmels möge das Motto zu seinem Drama sein. Peter Wächter, ein genialer Architekt und Erfinder neuer Werkstoffe, die einen neuen architektonischen Stil ermöglichen (der zum ersten Mal bei dem Bau eines von ihm entworfenen Theaters angewendet werden soll) hat ein Liebesverhältniss mit Thora Nathan, der Tochter eines jüdischen Bankiers, auf deutsch Gauners. Thora, die mit einem Geschäftsfreunde ihres Vaters, Eickrott, einem wüsten Börsen- und Lebe-Menschen, verlobt ist, ist von Peter schwanger. Peters Bruder Ernst, der, während Peter für beide arbeitet, seinerseits für beide geniesst, „alles geniesst: Welt, sich selber, die Menschen, sozusagen von Beruf; der sozusagen, blos Mitmensch" ist, will das Verhältniss zwischen Peter und Thora auflösen, weil er zu wissen glaubt, dass seinem Bruder aus der Vereinigung mit einem Weibe, vollends mit dieser jüdischen, verwöhnten, genuss- und spielsüchtigen Person nichts weiter erblühen könne, als die Zerstörung dessen in ihm, was sein Grosses, sein Künstlerthum, sein Menschheitswerth ist. Sein ihm im übrigen ziemlich haltlos gegenüberstehender Bruder ist in diesem Punkte allen Vorstellungen taub, weniger aus wirklich echter Liebe zu dem Mädchen, als aus Anstand und ähnlichen Rücksichten. So geht Ernst zu Thora. Und als er sie weder überreden noch überzeugen kann, sagt er ihr klipp und klar, dass er, falls sie sich nicht fügte, rücksichtslos vor aller Welt ihr Frauenrecht auf seinen Bruder entblössen würde. Sie, in der Verzweiflung, nicht mehr warten und die Ereignisse auf sich zukommen lassen zu können, fleht ihren Vater an, sie von Eickrott zu befreien. Er kann es nicht, weil er, Bankrotteur der er ist, sich an Eikrotts Vermögen vergriffen hat und keinen Ersatz herbeischaffen kann. Da wendet sie selber sich an Eickrott, bittet ihn, sie freizugeben, sagt ihm, dass sie einen andern liebe, dass sie einem andern schon angehöre, er aber brutalisiert sie in seiner ganzen Roheit und im wildesten Zorn: „lass mir eine Nacht dein Zimmer — da dus doch gewohnt bist."

„Kaputt, du, peitsch' ich dir den Rücken! Werd' dir die Gelüste schon vertreiben, Satan jüdscher! Kannst ja dann dich scheiden lassen, bitte: wenn du Lust hast dann: vor allen Leuten! — Marsch jetzt! Schluss! In acht Tagen ist Hochzeit." Und sie erschiesst sich.

Sie trägt einen schwarzen Diamantring am vierten Finger der rechten Hand. Auf die Bitte Nathans, da nach jüdischem Ritus kein Geschmeide ins Grab mitgenommen werden darf — „Auch so'n alter Schacherwitz", sagt Eickrott — zieht Eickrott der Toten den Ring ab und steckt ihn sich an, „Zur Erinnerung, dass Ralf Eickrott auch mal unglücklich verliebt war," und, als er hört, dass der Ring ein Geschenk des „Andern" war, um sich „damit den Kerl vielleicht zu angeln." Die Gelegenheit dazu kommt schnell. Peter, der den Ring sich als Erinnerung von Nathan erbeten und vergeblich an der Hand der Toten gesucht hat, gewahrt ihn an Eickrotts Finger. Wild fordert er ihn und erhält ihn. „Wir werden uns sprechen, Herr!" sagt Eickrott. Peter steckt sich den Ring an den kleinen Finger der rechten Hand.

Eickrott erscheint in dem Arbeitszimmer der Brüder Wächter. Er benimmt sich wie ein flegelhafter Schurke, Peter geräth in Wuth, und schlägt

Digitized by Google

ihm, als er die Tote beschimpft, mit der geballten Faust ins Gesicht. Eickrott stürzt bewusstlos zusammen, der Ring an Peters Finger hat ihm das Auge zerstört. Ernst verbindet dem tief Ohnmächtigen das Auge, erbittet sich von Peter den Ring und steckt ihn an den eigenen Finger: „Wir werden sagen: Ich habe das gethan." „Du brauchst Freiheit", sagt er dem Bruder. „Denk' ans Klare, Peter! An die Zukunft. Du bist Ich! Dein Glück meins! Ich kann mir nicht einmal mein Brot selber schaffen! Ich bin ein Bettler, Peter, wenn Du kraftlos wirst." Aber, wie er sich in Thora getäuscht hat, so auch entgleitet ihm Peter. Er entwächst ihm. „Ich bin meine That, ich kann mich nicht verleugnen." Da wächst etwas Ungeheures in Ernst auf. Als Peter fort ist, um den Arzt zu holen, nimmt Ernst einen Revolver aus einem Spindchen „prüft die Ladung, nähert sich dem Divan (auf dem Eickrott, immer noch bewusstlos, liegt), während der Vorhang zu fallen beginnt. Nun steht er lächelnd vor dem Liegenden, spannt den Hahn, sagt leise vor sich hin: In Gottes Namen und setzt ihm den Revolver an das linke Auge auf den Blutfleck. Wenn der Vorhang bis zu Tischhöhe gesunken ist, fällt der Schuss."

— — — In kriminalistischer Hinsicht wäre zu erwägen, dass Ernst vergessen hat, die Binde vom Kopfe des Verwundeten zu lösen. Und dass, da er diese Spuren des Schusses trägt und Peter wohl kaum dem Arzt gegenüber schweigen wird, weil er ja seine That auf sich nehmen will, Ernstens Opfer Peter nicht retten wird. — Ja, man hat solchen Hohn nöthig, um die entsetzliche Erregung, in die einen das Stück versetzt, für einen Augenblick loszuwerden.

Denn mit einer Energie, die ohne gleichen ist, treibt Dehmel die Wirkungen hervor; nicht Effekte machend, sondern in bewundernswerther Kraft nach Richard Wagners stolzem Beispiel von dem Bewusstsein getragen, dass es eben im Drama gilt, zu wirken, dass das Drama ein scharfes Messer sein soll, in Leib und Seele Hunderter zu schneiden. Nicht die Ökonomie des Stückes ist tadellos; es ist an manchen Stellen, am Anfang des vierten Aktes durch ein zu lang ausgesponnenes Dienstbotengetratsch, unnöthig belastet. Das im Beginn des Stückes angeschlagene Thema der Judenfrage, zu der Dehmel in seinem Gedichte „ein Heinedenkmal" das Tiefste gesagt hat, was seit Wagners Schrift „das Judenthum in der Musik" gesagt ist, erweist sich im späteren Verlauf als beinahe überflüssig und verführt ihn sogar zu der Trivialität eines germanischen Kaufmanns, der Petern dreissig Prozent für seine Erfindungen bietet statt der zehn des lieblichen nathanischen Consortiums. Aber was will das alles sagen gegenüber einer mächtigen Gewalt, gegenüber einer dramatischen Kraft, die, niemals in dem Moment lyrisch untergehend, es zum Beispiel, in der Unterredung zwischen Ernst uud Thora, fertig bringt, auf anderthalb splendid gedruckten Seiten, eine Konversation, Schritt vor Schritt, zur vollen Höhe des dramatischen Ausbruchs zu führen!

Dehmel ist der monumentale Lyriker unserer Zeit. In ihm schliesst gewissermassen die Sprache den Ring ihrer Entwicklung, indem sie die Urgesetze, die sie haben werden lassen, wieder offenbar macht. Seine Poesie ist von der Urbewegung durchpocht und von einer neuen, ihrem Material, welches eben die Sprache ist, entsprungenen Sinnlichkeit erfüllt. Seine Verse sind Wollust und Affekt jenseit von Begriff und Vorstellung. Und wenn ein solcher Mann und einer, der stolz bekennt, dass er „den schöpferischen Wert der Einzelkreatur nur in ihrer Bedeutung für die Zuchtwahl der Gattung" erblickt, ein Drama vorlegt, ein mit dem Bewusstsein der Verantwortlichkeit geschaffenes Werk, so dürfen wir billig fragen, was der Dichter uns hat sagen wollen. Wir dürfen danach um so eher fragen, als es klar ist, dass die Menschen, die er darstellt, keine gesehenen, keine durch Beobachtung oder Intuition erkannten Menschen sind, sondern dass wir ihre Wahrheit in ihrer Bewegung gegeneinander zu suchen haben. Letzteres ist dem Künstler wohl erlaubt, und es sei darauf hingewiesen, dass das, was man zum Beispiel im phantastischen und im Märchendrama zuweilen Realismus nennt, nur Detailierung ist.

Digitized by Google

Der Kern des Dehmelschen Dramas ist dieser: Das Überflüssige vernichtet das Schädliche, um dem Fördernden freien Weg zu machen. Der Mensch, der nichts als Mitmensch ist, hat die eine Möglichkeit zur tragischen Vertiefung, zum Sprung über sich selber hinweg: er kann durch sich die höchste Kulturthat vollbringen, wenn er sie für andere vollbringt. Dass er lebte, war nicht nothwendig; aber dass er, eine Gasse machend, sich selber mit in die Luft sprengt, ist sein endlich, spät erworbner Adel. Den Egotismus und den Kindersinn für die Grossen, den Altruismus und die Grausamkeit für den, der nicht länger schmarotzen will und doch unfruchtbar ist, und für die Schädlichen irgendwie das Ende.

Das ist das Resultat des Dramas. Aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich fest annehme, dass es nicht das Resultat Dehmels ist. Sondern ich sehe Dehmels Werk als ein Experiment im grossen Stil an. Er hat in der Einleitung zu seinen Lebensblättern seine Weltanschauung eines eigenartigen Aesthetismus gelehrt; und hat in seinem Drama dieses gewollt: eine Probe zu seiner Rechnung zu machen. Und die Probe zeigt den Fehler in der Rechnung. Sein Drama enblösst eine faulige Stelle seiner Philosophie. Kein kühner Traum kann uns vergessen machen, was „leben" heisst; dass „leben", „lebendigsein" selber ein Urgeheimniss ist, dessen sich nicht spotten lässt. Leiden und leben, athmen und zittern, — wie weit im weiten bleibt da aller Tand; wie wird da das zur Lüge, worin wir, hastig und voreilige Menschen wir, unsere grössere Errungenschaft sehen. Denn machen wir das Exempel: Ernst Wächter, der lebendige Verhältnisse nach einem scheinbar grossartigen Ermessen zu gestalten sich unterfängt, sieht sich durch die That des Mädchens, die nicht vorauszusehen seine wenig tragische Schuld ist, in eine Lage versetzt, thatlos vor den Ereignissen, wie ein steuerloses Schiff auf den Wellen treibt, und dann in eine Aktion versetzt, die die Freiheit ausschliesst und nicht weit von der Verzweiflung ist. Und Peter, wenn er nicht ein aus dem Haupte seines Schöpfers mutterlos geborenes Monstrum ist, sondern ein Mensch von dieser luftumspülten Erde — so wird er unter der That seines Bruders zusammenbrechen, um nicht wieder aufzustehen. Denn der Gott, mit dem er jetzt zuweilen spielerisch sich quält, der wird dann ihn quälen. Was Blut und Leib des Einzelnen geworden ist, und was Blut und Leib der Menschheit geworden ist, schafft kein Gedanke aus der Welt, denn „die Gedanken sind nur Ranken, die wir arabeskenhaft flechten um Manifeste von grundlosen Mächten."

* * *

Hirschfeld, in seiner Kraft des sehnsüchtigen Verlangens, und Dehmel in der Kraft der rücksichtslosen Selbstbefreiung, mögen wohl mit finsteren Augen gegen einander stehen. Aber ein versöhnendes, bleiches Licht fällt auf sie von Fontane her, von der Kraft des ruhigen Besitzes. Fontanes neuer Roman ist bald erzählt. Effi Briest wird von ihren Eltern in allzu jungen Jahren einem allzu respektablen Manne verheirathet. Er ist Landrath in einem pommerschen Nest und war einst die Jugendliebe von Effis Mutter. Ihr Temperament kommt in der Ehe und in ihrer langweiligen Umgebung zu kurz, und sie vergeht sich mit einem ganz durchschnittsmässigen, hübschen, geistvollen Weiberjäger, einem Major ausser Diensten. Aus ihrer unsauberen Lage wird sie durch die Berufung ihres Mannes nach Berlin erlöst. Viele Jahre vergehen, bis eines Tages Effis Gatte die Briefe des Majors an Effi zufällig findet und den Ehebruch erfährt. Mit programmatischer Korrektheit erschiesst er den Verführer und trennt sich von seiner Frau. Und Effi, der sich ihr Kind und ihre Eltern in gleichfalls vollendeter Korrektheit entziehen, stirbt langsam davon.

Diese einfache Geschichte vollzieht sich mit einer ganz kühlen, ruhigen Selbstverständlichkeit. Die Menschen, sowohl für sich wie als Theil ihres Milieus, leben vor uns ohne Überhitzung und ohne Salopperie. Fontanes Kunst, seine Gestalten in unbezweifelbarer Lebendigkeit zu entwickeln, ist um so mehr zu



Digitized by Google

bewundern, als er sie mit Vorliebe alle in demselben wenig individualisierten Fontanischen Ton sprechen lässt. Sie alle geben sich uns in der sicheren Unfehlbarkeit und Unaufdringlichkeit gewisser, nur volkspersönlicher holländischer Porträte: Effi, deren kräftiges Mädchentum sich nicht vertieft, sondern sich, in unglaublich fein geschilderter Entwicklung, zu einem sehr gewöhnlichen Frauendasein verflacht; ihre Eltern, mit ihrer temperierten Ehe; ihr Mann, der nicht ganz ein Streber und nicht ganz ein Pedant ist; ihr Liebhaber, der nicht ihr Geliebter ist, sondern nur die wenig trostvolle Zuflucht aus trostloser Langeweile. Mustergültig wie immer bei Fontane ist die Art, wie es das Lokale schildert. Weil er sich zu bescheiden weiss, weil er seine Darstellung der Perspektive des Lesers unterordnet, deshalb wird unsere Phantasie zugleich lebendig und gesättigt, und in voller Plastik sehen wir den märkischen Gutshof und die pommersche Kreisstadt vor uns, und sehen sie in ihrem Leben, in ihrem Verkehr, ihrer ethnographischen und geographischen Verschiedenheit.

Aber es ist noch etwas Anderes an Fontane, was modern ist, als sein exemplarischer Realismus und sein allen bekannter ironischer Humor. Etwas Unheimliches. Die Menschen, die er schildert, haben keine Seele. Sie sind unerlösbar. Zwischen ihnen walten nicht Gefühle, sondern nur Beziehungen. Er lässt sie aufklingen wie Münzen auf eine Platte, und sie erweisen sich als Spielmarken. Sie sind die Narren einer verrenkten Kultur. Diese Mutter Effis, die seelentaub genug ist, ihr Kind mit ihrem Jugendgeliebten zu verheirathen, weil das eine gute und passende Partie ist, ist wie ausgehöhlt von einem sinnlos gewordenen Konventionalismus. Sie ist ohne Scham. Und Effis Mann duelliert sich mit dem Major, nicht weil er beleidigt ist, sondern weil sich das so gehört. Und Effi selbst hat ein Kind, ohne dass es eine andere Aenderung in ihrem Leben bedeutet, als dass eine katholische Magd mit dem Namen Roswitha ins Haus kommt. Und wenn der alte Briest doch einmal unruhig werden will, so besinnt er sich noch zeitig genug, dass das doch „ein zu weites Feld wäre." — Leidenschaftslos und fast nachsichtig schildert Fontane, und ganze Menschenklassen fallen ins Bodenlose. Er ist von jener echt künstlerischen Grausamkeit, uns nicht durch eine lichtvolle Contrastfigur beruhigen zu wollen, sondern es sind humoristische Nebenfiguren, in denen er etwas pochen lässt, das unverdorbenem Herzschlag ähnelt, die Magd Roswitha und ein Apotheker Giesshübler. Die Magd ist dumm, und der Apotheker hat einen Buckel. Fontane zürnt nicht und predigt nicht und lehrt nicht. Um so inniger lässt er den Wunsch rege werden, dass doch Liebe in die Welt käme; und sei es auch nur, damit das Leid edler würde und die Freude tiefer wurzle.

Und das bedeutet allerwegen freie Bahn für die Jugend, für ihre Irrthümer und ihre Wahrheiten, für ihr Streben. —

Digitized by Google

# ERNST ROSMER.

VON

ALFRED KERR.

---

Das ist Frau Elsa auserkohrn,
In einem guten Zeichen gebohrn,
Kent brave Leut, dess ist sie froh,
Und singt in dulci jubilo.

Ihr letztes Stück heisst Tedeum. Die Notwendigkeit, darüber allein eine Abhandlung zu schreiben, besteht nicht. Aber wie wär's mit etwas andrem: nur die Bestandteile ihres letzten Stücks aufzuzeigen, und diese Bestandteile durch ihr früheres Dichten zu verfolgen? Das gäbe eine Art Analyse. In Berlin ist man so vorsichtig, stets lieber ein Werk als eine Gesamtpersönlichkeit zu betrachten. Wäre es nicht möglich, dass wir die Gesamtpersönlichkeit noch gar nicht kennen? Würden nicht vielleicht Zusammenhänge klar werden? Sollte eine gewisse Vervollständigung —

Kurzum: ich packe die ganze Dichterin und werfe sie in die Retorte.

## I.

Der folgende Fall hat nichts Scherzhaftes. Ernst genommen zu werden, ist Frau Rosmer in jedem Betracht wert. Indem ich eine bestimmte Seite — die zuerst auffallende — an dieser ungewöhnlich interessierenden Erscheinung kennzeichne, werden starke Dinge zur Sprache kommen. Eine Katze wird jedesmal eine Katze genannt werden. Wenn die freundlichen Leser bei diesen Darlegungen auf den Rücken fallen sollten, so mögen sie liegen bleiben.

Im ersten Akt ihres jüngsten Stückes ruft jemand: „Das ist eine Sauerei!“ „Gekränkte Leberwürscht'“ kommen mindestens zweimal vor. Schon hier scheint eine Neigung zum Drastischen zu liegen; Frau Rosmer scheint sich von anderen Frauen zu unterscheiden. Ist das vorteilhaft, ist das nachteilsam? Der Lucinden-Julius hat sich vor hundert Jahren darüber geäussert. „Mir ist es,“ sagte er, „so einleuchtend und klar, dass nichts unnatürlicher für eine Frau ist als Prüderie (ein Laster, an das ich nie ohne eine gewisse innerliche Wut denken kann).“ Vielleicht werden sich diesem Urteil vernünftige Menschen heut anschliessen. Wie dem aber sei: Julius wäre auf Frau Rosmer nie wütend geworden. Es soll gleich gezeigt werden, warum. Wir gehen sachlich vor: ich bin gelernter Germanist.

Ich reihe einige Thatsachen aneinander. In einem früheren Schauspiel der Frau Rosmer, „Wir drei“, liebte die Heldin, Sascha Korff, einen gewissen Richard. Gelegentlich erzählte sie von ihm: „Hat sich der Junge auf die Bergpartie Closetpapier eingesteckt. Wirkliches, feines, hellgelbes . . .“ Sascha ist von Beruf Schriftstellerin; sie möchte, wie sie zu verstehen giebt, nicht „Menschen schildern, die nie ein Nachtgeschirr gebraucht haben.“ Auch Frau Rosmer thut das nicht; ihr Musiker Ritter in „Dämmerung“, sagte in seiner ehrlichen Bekümmernis zum dicken Karl: „Glauben Sie, ich gehe ruhig auf den locus?“ Als jener Richard nach längerer Abwesenheit zurückkehrte, erzählte er der Geliebten von Tirol: „Da hab' ich Läuse bekommen —, sind per Quecksilber



Digitized by Google

schon wieder selig verstorben." Auch andres erlebte Richard auf der Reise. „Ich war dabei," sagte er, „wie eine Kuh gekalbt hat . . . Und ich habe Dienste bei dieser Entbindung geleistet, die ich Ihnen nicht näher beschreiben kann." Es ist erforderlich, mitzuteilen, dass Richards Frau, Agnes, ihrer Entbindung entgegensieht und dass Karbolwatte hierzu besorgt wird. Früher hielt es Sascha freilich für ein Glück, dass Agnes keine Kinder hatte. „Wie froh war ich," sagt sie in diesem Sinne zu ihr, „als Du regelmässig . . . ." Sascha selbst hat ein Abenteuer mit ihrem fünfzigjährigen Onkel. Das Abenteuer und die eigne Beschaffenheit erklärt sie folgendermassen: „Eine gesunde Bestie von sechsundzwanzig Jahren; was fang' ich an mit der Kraft in meinen Gliedern? Mir ist's wie einem gefangenen Kriegshund. Und der Mann — so gross wie ich, so kräftig wie ich, mit denselben breiten Lippen . . ." Die Situation ist seltsam: schwül, zuletzt ein Unerwartetes. „Winterdämmer — der schwere Geruch des Treibhausflieders — mir ist alles gleich — ich graule mich ein wenig — fühle, wie seine Hand in meinen Ärmel gleitet — und — Knalleffekt — hab' mich fürchterlich übergeben."

Ich habe diese Dinge hierhergesetzt, weil sie mich bei einer Frau eine hervorragend auffallende Erscheinung dünkten. Sie bekunden zweierlei: die Neigung, den Dingen innerlich bis zur letzten Grenze auf den Leib zu rücken; und den Mut, diese Neigung äusserlich bis zur letzten Grenze zu vertreten. Die „Freude zu stinken", die man Zola nachgesagt hat, scheint ihnen fernzusein. Sie scheinen von einer Seele herzurühren, die sich bewusst ist, dass sie vorübergehend in dieser Welt lebt und dass sie ein Recht hat, während des Aufenthalts alles Wichtigste zu berühren, unter alle Hüllen zu blicken und auch das geheimnisvolle und urwesentliche Gebiet des tierischen Lebens nicht kindisch ausser Acht zu lassen. Es ist ein kleiner Ewigkeitsschrei. Eine noch gährende Natur lässt hier ein Pronunciamento los. Sollte sie nicht als Weib die drückende Enge der Komödie drückender gefühlt haben? Es war ihr sicher schlecht im alten Haus, und das Genie es will gleich obenaus. Ich brauche sie nicht mit der Roswitha zu verteidigen, der klösterlichen Kollegin, die ihre dramatischen Vorgänge in unklösterliche Häuser verlegte, wo es not that. Man mag, bei aller Verschiedenheit, an die liebe Lise Lotte von der Pfalz denken; oder sogar an die liebe Frau Aja. Frau Rosmer ist von dem kernhaft heitren, gesetzten Hausfrauentum dieser prachtfrischen, derben Seelen zeitlich durch ihre Jugend, qualitativ durch ihre Bewusstheit getrennt: aber auch bei ihr entspringt alles am letzten Ende aus einer herzlichen Natürlichkeit. Auch bei ihren allerschlimmsten Worten fühlt man, dass keine Petroleuse dahinter steht, sondern eine künstlerische, feine und freie Person, ein Mannskamerad ohne gleichen. Und wenn im Beginn der überquellende Mut sie manches bloss herausfordernd sprechen liess, ist in der „Dämmerung", ihrem bisher wertvollsten Werk, alles noch innerlicher begründet. Mag Sabine Gräf dem Musiker das Wort lues ins Gesicht sagen, mag sie von der Entwicklungsperiode eines jungen Mädchens sprechen, mag sie nach Einzelheiten der Schwangerschaft fragen. Hier ist das Gewagteste gross und rein und unantastbar. Und tiefer als die Kühnheit und Freiheit ist die Art zu bewundern, wie die Dichterin fein und fest an diesen todbringenden Klippen unversehrt vorbeisteuert. Fernsein von Prüderie ist auch am Tedeum ein Merkmal. Aber hier ist bloss die begrenzte gewöhnlich-irdische Seite des Drastischen zur Geltung gekommen; nicht Freiheit und Kühnheit, sondern allein Derbheit: die Sauerei und die gekränkten Leberwürscht' und was ein süddeutsch-resolutes rundes Musikweib sonst von sich giebt.

## II.

Diese Frau Kron ist eine humorhafte Gestalt. Und ein humorhafter Zug geht durch alles beste Schaffen der Rosmer. Nicht immer nur Derbheitshumor, wenn auch die Musikdirektorin schon eine Vorläuferin in der alten Betty Hofstetter fand, Pflegerin und Haushälterin aus „Wir drei", welche

Digitized by Google

ähnlich durch Resolutheit, Schimpfsucht und Das-Herz-auf-dem-rechten-Fleck glänzte. Wenn sie zu ihrer Pflegebefohlenen, mit scheelem Blick auf den ewigen Ehemann, sagte: „Ich hab' die Plackerei mit Dir gehabt, und er hat's Vergnügen", wenn sie schmälte, wenn sie grotesk ausmalte, wie sie das künftige Kind in den Hofgarten fahren wird, stattlich, mit zwei neu eingesetzte Zähn', so war sie wirklich eine entfernte Verwandte der Dirigentenfrau. Naturen, die in der äusseren Form etwas Radigenialisches, Burschikoses haben, in einer bestimmten Mischung — Isoldens Vater, der grobe, sonnige Heinrich Ritter hat es und, in andrer Weise, die ungezwungene Sascha Korff — gelingen der Dichterin vorzüglich. Hier liegt vielleicht ihr bis jetzt hervorstechendster spezifischer Zug. Daneben tritt eine höhere Art des Humors auf; man kann ihn tragikomisch nennen, mit starker Abschwächung des Begriffs tragisch. Wie jeder Humor wirkt er durch Kontrast: in einer Szene, in der Ernstes auf dem Spiele steht, läuft plötzlich eine Drolligkeit unter. So, wenn in der bewegten Unterredung zweier Frauen, wo Menschenschicksale und der Kampf um einen gemeinsam geliebten Mann den Inhalt bilden, das Wort fällt: „Er ist mir schon viel zu mager". So, wenn Sascha entschlossen ist sittlich zu handeln, den Mann ihrer Freundin nicht zu lieben, und im bewegten Konflikt über seine lockenden Reden herausstösst: „Aber so verbiet' ihm doch das Maul, du da oben." So merkt jetzt Frau Musikdirektor Kron in der entscheidendsten Szene ihres Lebens etwa, dass sie zwei linke Handschuh' mitgenommen hat. Als die Spannung am stärksten, die Lage am schwülsten ist, muss sie mit einem Rechtsanwalt hinter einem nächtlichen Schmetterling Jagd machen. Charakterhumor bot jene Sascha in ihrer Mischung von Aufrichtigkeit und Verlegenheit. Ihn hat auch Kron, der Idealist, der in Gedanken an sein Tedeum die reale Tbatsache einer töchterlichen Verlobung unbeachtet lässt. Wenn der schwergeprüfte, fast verbitterte Mann im Augenblick des Glücks weiterschimpft, so ist das ein Cramptonscher Zug. Ich wünschte, es wären in diesem Tedeum mehr Cramptonscher-Züge, die an die Seele greifen; dafür weniger von dem „gemütvollen" Familienhumor, der die tiefsten Tiefen nicht eben ausschöpft.

In ihren Anfängen hatte Frau Rosmer noch einen besonderen Humor, der mehr unbewusst als bewusst — aber auch nicht schlechtweg unfreiwilliger Humor war. Der Ehemann aus „Wir drei" kommt längere Zeit nach der Trennung von seiner Frau in das Haus der geliebten Sascha, dort ist auch die Gattin, die beginnt während seiner Anwesenheit ein Kind zu kriegen, die Hebamme wird schleunigst geholt, der Gatte auf den Balkon gestülpt, er wird vor Gewissensbissen ohnmächtig, indem er ein Kinderhemdchen vor's Gesicht presst, Sascha findet seinen Körper auf der Erde, Tohuabohu, Vorhang. Über diesen unreifen, oft ganz thörichten Szenen voll komisch-tragischen Unsinns, in welchen sich eine junge Schriftstellerin nach Herzenslust einmal ausraste, ruht doch der Humor einer gewissen sympathischen Verrücktheit. Zuletzt bekommt das junge Eheweib, die steifwandelnd schmerzliche Agnes, die hier von Th. Th. Heine gemalt scheint, eine nahezu symbolistische Ulkigkeit, die nicht beabsichtigt ist (es ist einfach Verzeichnung), die aber wirklich nicht schlecht zu dem Ganzen passt, — und die Verfasserin scheint das alles zu ahnen: sie wehrt wohl der Neigung nicht, in den bunten Trauergeschehnissen Humorhaftes zu finden. Es wäre ein kapitaler Spass, diesen Schmerzensschwank aufzuführen; die Hörer würden unter den Stühlen liegen. Jetzt aber scheint die Zeit des Sturms und Drangs für Frau Rosmer vorbei zu sein. In gebändigtere, aufführbarere Formen fügt sich alles. Auch der Humor. In einer Szene des Tedeums, sie stellt eine Operettenprobe dar, nähert er sich leise der Konvention der Posse. Aber selbst hier ist er liebenswürdig.

## III.

Der Frau Rosmer starke Seite ist die Komposition nie gewesen. Auch in ihrer Epik nicht. Sie will etwa schlichte Aufzeichnungen eines Mädchens

Digitized by Google

an einen geliebten Freund geben („Madonna") und lässt das Mädchen statt dessen eine Novelle schreiben. Sie will in „Corriger l'amour" eine Aristokratin Tagebuch führen lassen, über ein bestimmtes Abenteuer, sie versucht auch ein bischen den Stil zu treffen, den die Comtessenbriefe der Ebner-Eschenbach echter getroffen: doch eins, zwei, drei, wird ihr das Tagebuch zu einer Novelle. Das zeigte mindestens einen Mangel an Beharrlichkeit im Komponieren. Sie war bequem; in bequemen Monologen liess sie in „Milost pan" Herrn Stoneberg dem Parkett seine Absichten auf eine Geigerin klarmachen. Ganz naiv: „Ein kleines Slavenmädchen von möglichst dunkler Herkunft. Aufgewachsen im künstlerischen Vagabundentum. Darin liegt meine Hoffnung. Und bei der Amati." Sie bot in „Wir drei" eine ähnlich kümmerliche Technik. Aus Bequemlichkeit machte sie auch von dem guten modernen Rechte hier Gebrauch, die Einheit der Zeit über den Haufen zu werfen; die fünf Akte spielen jeder in einem anderen Monat. Und so hat sie im letzten Stück nicht vier Akte, sondern vier Bilder gegeben: wieder aus Bequemlichkeit.

Oder doch nicht bloss deshalb? Ein Stück in Akten ist, omissis omittendis, konzentrierter, ein Stück in Bildern äusserlich bewegter. Und die Frau hat so etwas Überquellendes; sie möchte am liebsten die bunte Daseinsfülle ganz in ihre Kunstwerke pressen. Deshalb wohl giebt sie auch so vieles, was für die Handlung nicht belangvoll ist. Man hat ihr darum jetzt Vorwürfe gemacht, und ihr Verfahren als besonders „modern" angesehn. Ich prüfe den Fall.

Es scheint hier ein gewisses Dunkel zu herrschen: das entgegengesetzte Verfahren ist ebenso modern. Es wird durch Ibsen vertreten, und auf einen Widerspruch znm Realismus habe ich vor vier und einem halben Jahre hingewiesen, ich wiederhole es in zwei Worten: „Aneinanderreihung wesentlicher Momente. Nur dasjenige wird vorgeführt, in höchster Meisterschaft von den Neueren bei Ibsen, was für die Begreiflichkeit der Handlung nötig ist. Daher die Scheu vor Episoden, vor allem Zwecklosen. Im Leben selbst verläuft eine Handlung niemals ganz für sich, ganz herausgelöst aus der Fülle der übrigen Begebenheiten. Im Leben stossen wir also auch bei der Betrachtung einer Handlung niemals blos auf diejenigen Momente, welche zu ihrer Verständlichmachung geeignet sind: es fliessen in den Beobachtungsprozess eine Menge von Wahrnehmungen ein, die mit der beobachteten Handlung in gar keinem Zusammenhang stehen, ausser dem des gleichzeitigen Geschehens. Während man also in der Wirklichkeit, um eine Handlung für sich zu begreifen, erst vieles Nichtzugehörige aussondern muss, bietet der dramatische Dichter von vornherein seine Handlung herausgeschält und befreit von allem Zufälligen. Darin liegt der Widerspruch zum Realismus. Je staunenswerter die knappe Kunst des Dichtens wird, desto grösser wird dieser Widerspruch. Er ist unlösbar."

Dies meine zwei Worte. Die andre, ebenso moderne Richtung sucht nun durch freigebige Hineinziehung des Unwesentlichen den Widerspruch zu beseitigen; sie verhält sich, wenn ich einen Vergleich suche, zur Linie Lessing-Frankreich-Ibsen, wie zur Kammermusik die ewige Melodie. Sie hat in Frankreich selbst einen auffallenden Vertreter in Becque gefunden. Zu den „Raben" erscheint anfangs der unwesentliche Zug, dass ein Sohn zum Spass in Vaters Schlafrock auftritt, und hierüber schreibt August Strindberg in heller Wut, aber richtiger Erkenntnis der Ursache: „— eine ganz unnötige Posse, deren Bedeutung ich nicht begreife, und die der Dramatiker sicher nur benutzt hat, weil sie in der Wirklichkeit passiert ist, aus der das langweilige und ziemlich bedeutungslose Ereignis genommen ist." Allerdings, nur deshalb.

Es fragt sich jetzt, ob diese zweite Richtung mit ihrem Verfahren der Wahrheit des Lebens näher kommt. Giebt sie alle Ereignisse, die innerhalb einer „Handlung" nebenher geschehen? Ganz gewiss nicht. Lässt sie eine gewisse Auslese des Unwesentlichen, dass heisst zugleich eine gewisse Auslese des Wesentlichen stattfinden? Ganz gewiss. Also wirf die Katze wie Du willst: ein Widerspruch bleibt. Die Asketischen und die Geilen in der Technik, sie können beide nicht selig werden!

Digitized by Google

Doch um auf Frau Rosmer zu kommen, die es mit den Geilen hält: ihre vier Bilder im Tedeum würden darum, weil sie Bilder sind, nicht schlecht sein. So wie ihre „Dämmerung" nicht darum gut ist, weil sie ein regelrechteres Stück, sondern darum, weil sie ein wundervolles Stück ist. Jedes der vier Bilder wäre gut, und alle vier zusammen wären es: wenn jedes bei Sichtbarlassung der durchlaufenden Gerippelinien in sich dramatisch wäre. Ich nenne statt aller Beweise die „Weber". Hier, — in der Beschaffenheit, nicht in der Existenz der Bilder, — liegt in Wahrheit der wunde Punkt des Tedeums. Ich zeige das rasch an einem der vier.

Erstes Bild: „Zerstörter Traum". So könnte es ein naiver Durchschnittsdramatiker nennen. Und der würde es so gestalten. Er würde einen Musiker, der weder Geld noch Anerkennung besitzt, von Hoffnung geschwellt, zeigen: denn er steht vor der Aufführung des berlioz'schen Tedeums. Alles in erwartender Stimmung. Da — ein kleines Missgeschick: er verliert den Kritikerposten, der seine Einnahmen bildete. Hierdurch Zuspitzung: alles steht nun auf einer Karte, auf der Aufführung; wesentliche Steigerung und Spannung. Jetzt — stärkster Schlag: das Orchester streikt dem Entlassenen; Geld verloren und Ruhm verloren; Verzweiflung . . . Matt klärendes Gespräch mit der Gattin, dumpfer Entschluss bei einer Schmiere einzutreten, Schlussperspektive: „Was will das werden!"

So würde es mein naiver Durchschnittsdramatiker machen; ich sage nicht dass ich es so machen würde. Wie macht es Frau Rosmer? Der Verlust des Kritikerpostens, der Orchesterstreik, die Rede der Gattin stehen an Eindruck etwa auf der gleichen Höhe. Der Stellungsverlust wirkt kaum schwächer als der Orchesterstreik, der Orchesterstreik kaum stärker als die Ansprache der Gattin. Sie zeichnet etwa so: „∧ ∧ ∧"; und das ist ein Chloral für die Teilnahme. Wenn im zweiten Bild Frau Kron ihren Mann dem Schmierenjöbel entreisst, musste dieser Augenblick steigernd vorbereitet werden; man musste irgend ein Sympton für sein Herannahen sehn; bei Frau Rosmer wirkt der Gattin Heraustreten und Standrede an die Komödianten, wie wenn plötzlich ein Schrank umfiele; alles verpufft. So ist es nicht blos hier. Die Dichterin differenziert nicht genug; nicht dass sie das Unwesentliche so liebreich behandelt, bricht ihr den Hals; sondern, dass sie das Wesentliche so lieblos behandelt. Das Ferneren: wenn man nur Szenenreihen bietet, gebe man wenigstens genrehaft fesselnde Bilder des Lebens; im dritten Bild („Beim Amerikaner im Hôtel") ist auch das nicht der Fall. Und wenn man nur Szenenreihen bietet —

## IV.

Ich wollte sagen: wenn man nur Szenenreihen bietet, so gebe man Charaktere. Das kann Frau Rosmer: Sie weiss in der That Gestalten zu malen. Sie hat den psychologischen Besitz unserer Dichtung um eine neue und schlechtweg glänzend gezeichnete Gestalt bereichert: das ist Isolde, genannt Bonni. An dieser verzogenen jungen Kranken, dieser egoistisch-eitlen, lüsternen und respektlosen Kröte, hat sie die verschlungenen Wege mädchensüsser, zarter Gerissenheit, lauernder Berechnung, holdselig naivthuender Verderbnis mit feinster Beobachtung aufgezeigt. „Ich bin garnicht naiv, ich weiss alles", sagt auch das junge Mädchen im neuesten Drama. So hatte schon die Novelle „Corriger l'amour" subtile Offenbarungen von Frauenschlichen gebracht; und die ganz con amore verlogene Sascha Korff, die einmal von sich sagt: „Jetzt hab' ich mit der Aufrichtigkeit angefangen", war eine kompliziertere, fein gezeichnete Gestalt, bei welcher es der Dichterin wieder auf ein Aufdecken ankam. Heinrich Ritter, in seiner derb herzlichen, lachenden, schimpfenden Musikergüte, in seiner Kinderschlichtheit war ein zum Greifen echter Mensch, und wenngleich die „Dämmerung" ohne die Einsamen Menschen nicht so geschrieben worden wäre, wie sie geschrieben worden ist: Sabine

Digitized by Google

Gräf in ihrer einfachen Innigkeit, ihrer Willensstärke und ihrem norddeutsch feinen Takt steht selbständig neben ihren zwei Basen: Hauptmanns Anna Mahr und Mackays Dora Syk. Im Tedeum ist zwischen dem Musiker und seiner Hausfrau der ewige ungleiche Bund errichtet, dessen Zeichnung Stückwerk bleiben muss, seit ihn der grosse Meister vorgedichtet hat: Jean Paul, der den Armenadvokaten Siebenkäs mit Lenette paarte, den Himmelsträumer mit dem Erdenweib. Der Dirigent hat bei Frau Rosmer hübsche Züge von weltfremdem Künstlertum, namentlich im vierten und besten Akt, doch individuell gekennzeichnet ist er nicht eigentlich. Auch die Frau zeigt in aller süddeutsch-irdenen Rundlichkeit meist Typisches. Und die Tochter? Ein junges Mädchen ist ein junges Mädchen! Ja. Aber selbst die schablonigste Backfischliebe hat ein Besonderes in jedem besonderen Fall. Die Beziehungen dieses Vergissmeinnichts zu einem jüdischen Rechtsanwalt — dessen Charakter auch etwan in der Haarfarbe besteht — sind ganz unbedeutend. Im höchsten Moment wird sie sogar dialektisch. Ob sie wolle, fragte der werbende Anwalt. „Wollen?" antwortet sie, „— müssen!" Schauderhaft. Aber die erklärtermassen dumme Hausfrau ist ja auch geistreich genug, feine Unterschiede zwischen idealem Egoismus und Egoismus für das Ideal zu machen. Das sind so Sachen. Die Rosmer besitzt eine grosse Fähigkeit Gestalten zu zeichnen, aber im Tedeum hat sie nur den halben Gebrauch davon gemacht.

## V.

Und noch einen aus der Gesellschaft muss ich nennen. In dieser wohligen Komödie die peinlichste Figur. Der Deutschamerikaner aus dem Lustspiel, der reiche, plötzliche. Er heisst Smith und weckte mir die Sehnsucht nach einer Wand, um an ihr emporzuklettern. Ein Stimmungsverderber ist er für den Hörer, so sehr er die Stimmung der Mitspieler schliesslich fördert. Er fördert sie, indem er ein Orchester mietet, für ein neues Kleid sorgt, für die Verlobung sorgt, — kurz: der Mann des fernen Westens erscheint grade, um Krons zu retten. Das ist kein unmöglicher Vorgang und bleibt doch eine Märchenlösung. Seltsam, wie die Phantasie dieser Frau hier in die Weite schweift. Aber sie thut es auch sonst nicht mehr als gern. Frau Rosmer ist im schlimmen und im guten Sinne phantasievoll. Sie zeigt auch frauenhafte Züge. Das Beste und das Böseste kennt sie hier: den weichen, bunten, zarten Traum, aber auch die dekorative Stellung.

Sie ist eine wirkliche Märchengestalterin. „Heute Abend", sagte Sascha Korff, „geben sie im Residenztheater zum ersten Mal die „Königskinder". Diese Dichtung Saschas ist seither im Druck erschienen. Wie das epische, trübe Märchen vom Bauer und dem Prinzesschen, wie Brentanos Märchen alle, sind die Königskinder zu lang. Wagnergleich, oft insbesondre meistersinglich, ist die Sprache, die doch nicht minder Einflüsse des sechzehnten Jahrhunderts, hoffentlich nicht durch Baumbach'sche Vermittlung, zeigt. „Grosse Gunst hab' ich ihrem Gold" oder „Nun kenn' ich ihn und bin ihm kühn" könnte der Bayreuther geschrieben haben, und „Einst hast Du's mit Sommerlippen gefragt" zum mindesten Frau Adelheid Wette. Aber die Rosmer zeigt sich dennoch als eine selbständige Sprachzwingerin von vielfältiger Gewalt. In Saft und Kraft, in Glanz und Duft leuchten und blühen aus der feuchten Erde rauhfrische Liedworte, die Bleibendes bergen und manchen holden Zug tragen. Das Volkslied, Goethe spielen hinein, und mag die Dichtung vom Verderben und Sterben des idealistischen Königssohns und der Gänsemagd in Einzelheiten ein Zuviel an Abgerundet-Stimmungsvollem haben: das ganze strahlt hell in seiner buntbewegten Fülle, und so reizende Episödchen enthält es wie die von dem „Kind". Da der verkannte Königssohn, in Armut, von der Liebsten getrennt, mitten im Gelärm in sich versunken, tieftraurig sitzt, tippt ihn ein Kind mit dem Finger an. „Du! Mann!" Er nimmt das Kind in die Arme und küsst es. Es bleibt dann eine Weile bei ihm.

Digitized by Google

Kind
(lehnt den Besen gegen die Bank).
Spielst Du mit mir?

Königssohn.
Was denn spielen?

Kind.
Den Rosenringel.

Königssohn.
Wie geht der?

Kind
(streckt den Zeigefinger aus und fährt damit in der Luft herum).
So rundum.

Königssohn.
Den kann ich nicht.

Kind.
Du bist aber dumm.

Königssohn.
Musst mich lehren, mein blonder Schlingel.

Kind
(nimmt ihn an beiden Händen, führt ihn im Kreis herum und singt dazu).
Roter Ringelrosenbusch
Hat mein Hemd zerrissen,
Weisses Schnabelgänslein hat
Mich ins Bein gebissen.
Busch darf nicht mehr Rosen tragen
Weisses Gänslein werd' ich schlagen,
Roter Ringelrosenbusch —
(Der Königssohn bleibt stehen und deckt die Hände über's Gesicht.)
Es ist noch nicht aus! Wir müssen uns ducken
Und rufen: Husch, husch!

Königssohn
(nimmt ihr Händchen und legt es sich auf die Brust).
Spürst Du da drinnen die Reue zucken?

Kind.
Hast Du Hunger?

Königssohn (traurig).
Ach nein.

Kind.
Aber Du musst weinen?

Königssohn
(hebt sie auf den Arm).
Ich wünsch' mir gar sehr,
Dass jeder bei seiner Liebsten wär',
Und ich bei der meinen.

Niemand wird sich dem süssen Zauber dieser traurig-lächelnden Kontrastpoesie entziehen können. Und wie die Dichterin Märchen schafft, bevorzugt sie auch in Novellen das Märchenelement. Das Phantasiehafte sitzt ihr tief im Blut. Es zeigt sich in der Wahl des jeweiligen Milieus. Fast immer eine besondere, eine künstlerische Welt. Die Musik spielt hinein. Musiker ist im „Tedeum" der Held, Musiker in „Dämmerung". Senta heisst des Einen Tochter, Isolde

Digitized by Google

die des Andren, — so wie die Dichterin Elsa heisst. Im Künstlerwartezimmer hinter dem Konzertsaal spielte nicht bloss der Schlussakt von „Tedeum", sondern schon die dramatisierte Novelle Milost pan. Der angebetete Mann in „Madonna" war wieder Musiker, sein Gegenpart Schriftsteller, so wie die zwei Hauptfiguren in „Wir drei" dem Beruf nach Dichter sind. Die phantasiehafte Welt des Schnürbodens nahm sie in „Platonisch" zum Milieu, und nicht wie eine Schauspielernovelle mutet das an, sondern eben wie ein Märchen, in dem eine Prinzessin von einem täppisch braven Riesen geliebt wird. Die Geschichte „In der Mauernstrasse", über der geniale Sinnlichkeitslichter aufflackern, verlegt sie in eine Andersen'sche Trödelatmosphäre; und hier bewältigt sie auch die realistisch gemeinte Handlung ganz mit Märchenmitteln; (schliesslich sind es frauenhafte Mittel). Der rührende, gelähmte Knabe, das sündhafte Mädchen, welches Tänzerin wird, der Krüppel, für sie bettelnd, um die Leichtsinnig-Süsse vor der Sünde zu bewahren: das ist Märchen. Der Schluss, das Erfrieren des Knaben am Weihnachtsabend wäre auch dann, wenn ihn Dostojewsky nicht vorgedichtet hätte, um seiner tiefen Theatralik willen vom Übel.

* * *

Die Pose ist der Dichterin nicht fremd. Der Gartenlauben-Amerikaner, der vor sich murmelte „the best of my life is past" und der „zwei Gräber" wiedersehn wollte, hat es zuletzt bezeugt. Betty Hoffstetter musste natürlich die Übernahme der Pflege-Agnes einer Freundin am Totenbett versprechen. Voll Frauenromantik war die Schilderung der blassen Stickerin, die am Weihnachtsabend für ihren Friedel kein Weihnachts-Bäumlein hat. „Friedel —" sagt sie, „soll ich hinuntergehen — soll ich (man beachte den Gedankenstrich) — betteln?" Und das Kind Friedel? „Mit sonderbar wildem Aufschrei hatte er sich vor ihr auf die Knie geworfen: ‚Nein Mutter nein!'" Auch über der Madonnennovelle ruhte zwar Andacht, aber keine ungemachte. Und rein komödiantisch, voll bösester Pose war die Geschichte der Geigerin, die sich vor Stolz an Beethovens Büste erdolchte, weil sie ein Ehrenwort versehentlich abgegeben hatte. Diese Geigerin ist vollends das gebrrrochen rrredende, exotische Zaubergeschöpf (aus Czechien), das eine Frauenzimmerphantasie „süss" findet. So muss Sascha Korff eine Russin sein und der radebrechende Amerikaner mitspielen. Das sind kleine Krankheiten; vielleicht vorübergehende. Dieselbe phantasiemässige Veranlagung gab der Dichterin auch die Kraft, sinnliche Bilder von frappierender, leuchtender Glut zu zaubern. In dieser Malerei der Sinnlichkeit ist sie vielleicht unerreicht. Und weiss es selber nicht. Es ist nichts Schwül-Brünstiges darin; mag sie einen Knaben schlafend bei einem heissen, frühreifen Mädel zeigen, mag sie mit drei Worten die Regungen ahnen lassen, die eine Sechzehnjährige eines Tages errötend empfindet. Auch hier ist Frische: es ist nur, als ob in einem kühlen Atrium ein süss bethörender Blumenduft schwer und weich durch die Luft ginge. Und die phantasiehafte Anlage, welche die Auswüchse zeitigte, gab ihr die Fähigkeit, jenen wundersam schleierartigen Reiz um Menschen und Schicksale fliessen zu lassen, der in der „Dämmerung" in gedämpften Farben herniedersinkt, Vergangenes, Begrabenes, Künftiges umhüllend. Das ist meisterhaft. Der junge Goethe schrieb: „Poesie ist nicht Wahrheit, noch Unwahrheit, nicht Tag, nicht Nacht, sondern Dämmerung". Wir fühlen es ihm in besonderer Beziehung nach: „Dämmerung" ist Poesie.

## VI.

Es ist noch alles ungeklärt und im Werden bei dieser Frau. Die Nebel steigen, dahinter leuchtet es. Grade dieses Chaos gewährt ihr vorläufig einen Reiz mehr. Was sie künftig schafft, steht dahin. Ihr bestes liegt gewiss im Verheissenen, nicht im Erfüllten. Es scheint, als ob sie auch ausserhalb des

Digitized by Google

Naturalismus Bedeutsames leisten würde: ich denke an Szenen voll phantastischen Humors; denn sie hat mancherlei und tief schillernde Farben auf ihrer Palette, und ein träumendes und ungestümes Temperament würde sie auftragen. Sie soll in Zukunft den freien, kühnen Zug nicht ablegen, um aufführbare Theaterstücke zu schreiben; in den Bahnen der Dämmerung lieber wandeln als in den Spuren des endlicheren Tedeums. Sie ist so voller Fehler noch; aber sie wird darum selten ganz unausstehlich, weil hinter allem eine Natur steckt. Diese Natur ist zusammengesetzt aus webender Träumerei, Energie und List; doch ihre List geht mehr und mehr unter in dem, was gross und gütig und edel an ihr ist. Sie hält es vielleicht mit der Sascha und schwenkt allmählich ganz zur Aufrichtigkeit ab; aber für längere Dauer als Sascha. Und vor allem: sie bleibe eine Seelenenthüllerin. Sie stelle weiter die Seelen ihrer Schwestern bloss; sie hat gelernt, sie kann uns lehren. Denn was wir aus dem Munde verliebter Thörinnen in einsamen Stunden erfahren, ist immer noch von einer letzten Schicht Schwindel umwittert. Herrlich aber ist sie schliesslich wie sie ist, in ihrer wüsten Unvollkommenheit. Ein frischer Zug froh-ungestümer Lebensbethätigung geht von ihr aus. Sie ist eine Frau, aber unter führenden Männern giebt es frausamere. Man denke nur an Björnson. Während in den Hosen dieses Dichters eine Familienmutter steckt, scheint das Gewand der Rosmer einen Jüngling zu verbergen: einen Georg aus dem „Götz“ oder, wenn es sein muss, einen Wilbrandtschen Nymphas.

Und darum dürfen die männlichen Männer sie grüssen, diese reichbegabte, frische, goldige Frau, die tapfere Rosmerin.

Digitized by Google

# DREI GEDICHTE

VON

OTTO JULIUS BIERBAUM.

## SOLO.

Der Alte beim Weine spricht:

Ich sitz in einem grünen Busch
Und trinke Wein
Ein Finkenpaar lässt sichs im Husch
Hier gütlich sein.

Ziepiept und schlägt die Flügel sein —
— Jetzt ist es still . . . .
Ich sitz im Busch und trinke Wein,
Komm', was da will!

*

## DUO.

Er spricht:

Du und ich, wir zwei Beiden,
Wir wissen was leiden,
Wir wissen, was lieben und leiden heisst.
Wir habens erfahren:
Mit Haut und mit Haaren
Hätte gern uns die Liebe der Andern verspeist.

Sie spricht:

Nun wir uns gerettet,
Nun wir uns gebettet
In Ruhe weitab vom Gelärme der Welt,
Nun wollen wir warten
Den blühenden Garten,
Den Lieben und Lachen in Früchten erhält.

*

## TRIO.

Der Alte spricht:

Ach Gott, ich habe Geld genung,
Doch fehlt mir die Begeisterung,
Schwach brennts auf meinem Herde.
Das junge Leben lockt so hell, —
Ach, schlüge doch mein Herz so schnell!
Ich säss auf heissem Pferde.

Der Junge spricht:

Ich brenn', ich brenne lichterloh!
Ich wollt', ich wollt' ich könnte so,
Ich könnte, wie ich könnte.
Verfluchte Habenichtserei!
Ach, hätt' ich Geld! Ich schwömme frei
In meinem Elemente.

Die Schöne spricht:

Dem Jungen sind die Lenden stark,
Der Alte hat im Sack das Mark, —
Wenn die Zwei Einer wären!
Was soll ich thun, ich armer Schatz?
Der Eine kanns, der Andre hats,
Und ich muss mich verzehren.

Digitized by Google

Das „Syndikat“ für südwestafrikanische Siedelung, welches Franz Giesebrecht in dem Artikel „Koloniale Spekulationen“ unseres Novemberheftes angegriffen hatte, sendet uns eine Berichtigung zu, in welcher ein grosser Teil der Giesebrecht'schen Behauptungen als unwahr hingestellt wird. Es handelt sich vor Allem um die Konzessionen, die die Regierung dem Syndikat gemacht haben soll, um die behaupteten Fracht-Verdienste und die Verbindung des Syndikats mit der Wörmannlinie, um die Richtigkeit der Behauptungen des Landwirtes Herrmann, denen auch dessen frühere Äusserungen nicht entsprechen, um die Behauptungen, dass das Syndikat den Ansiedlern Sachen aufgehalst oder sie nach Windhoek gelockt habe, um die Verbindung des Syndikats mit Dr. Hindorf und dessen Zusammenhang mit der Heimstättenidee, um das von Giesebrecht als elend geschilderte Loos einer Reihe von Ansiedlern, von denen ein Teil auch bedeutende Summen an das Syndikat verloren habe, um das Bild, welches von dem typischen Schicksal des Ansiedlers entworfen wurde, um die Remuneration des Dr. Bokemeyer, um die Behauptung einer schwindelhaften Reklame seitens des Syndikats u. A. Das Syndikat behauptet in allen diesen Punkten die Unwahrheit der Giesebrecht'schen Ausführungen und hat diese Berichtigungen in einem längeren Artikel der „Nationalzeitung“ vom 20. November klargelegt, auf den wir verweisen dürfen.

Herr Franz Giesebrecht andrerseits erwiedert hierauf:

Gegenüber den Ausführungen des Syndikats halte ich alle meine Behauptungen in vollem Umfange aufrecht. Der das Syndikat mir eine gerichtliche Auseinandersetzungen angekündigt hat, so werde ich ja Gelegenheit haben, öffentlich den Wahrheitsbeweis zu erbringen. In den nächsten Tagen publiziere ich überdies einige Entgegnungen auf die gegen meine Gewährsmänner und gegen mich gerichteten Angriffe in verschiedenen Blättern.

Franz Giesebrecht.

Wir überlassen hiermit die weitere Entwicklung des Streites den Zeitungen, Gerichts- und Reichstagsverhandlungen.

Digitized by Google

# RUNDSCHAU.

## HEISSES BLUT.

Dieser neue Band von Heinz Tovote vereinigt acht Novellen. Die Sammlung, welche zu den minder bedeutsamen Arbeiten des jungen Meisters gerechnet werden darf, bietet in der längsten Geschichte (Auf Vorposten) die beste: ein verfehltes Offiziersdasein wird verhältnismässig schlicht skizziert; die langwierig-grämliche Tragödie eines Problematikers, wie sie in der Armee wohl alle Tage vorkommt. Dann ist da eine letzte Novelle, „In den Schütten", die eine nebelfeuchte Donaufahrt mit einer gewissen Stimmung zeichnet. Im übrigen erweckt ein ungewöhnliches Interesse der Titel. An diesen Punkt hat der Herr Verfasser immer seine ganze Kraft gewendet. Er ersann Titel von lieblicher, buchhändlerisch-agitatorischer Allgewalt. „Heisses Blut"! Wer hat es? Der Meister? Gewiss doch. Aber Lise Mengers hat es, ein Mädchen, das gegen Strassenbekanntschaften gefällig ist; in diesen Bequemlichkeitshäuschen auf zwei Beinen sieht er noch immer Abgründe von Interessantheit. Das Ehepaar hat es auch, das von einem Kätzchen beobachtet wird. Mein Herr Tovote! Sie schildern hier eine süsslich-lüsterne Szene schlimmer als ein Budapester Journalist; das ist doch kein heisses Blut. Und jemand, der ein Mädchen „Ekel" nennt um sich dann in Ehren mit ihr zu verloben: er zeigt doch wieder kein heisses Blut. Ein Mädchen, welches sich ersäuft, weil sie beim ersten Stelldichein versetzt worden ist (es ist eine Berlinerin!) zeigt wohl Spuren geistiger Störung, aber kaum heisses Blut: wenn auch die oftbewährte Kunst der Erektionsnovellistik hier strebsam arbeitet. Das Kind mit Fliegenstöcken, das von einer Dame einen Thaler kriegt, hat mit heissem Blut ja wohl auch nichts zu schaffen, selbst zugegeben, dass die Dame Margit heisst (wie sonst die Leute bei Ihnen Bob, Lo, Jan, Frau Ellen und Hans Brügge heissen). Und endlich der junge Mann mit der Neigung für seine Mitmänner, den Sie, natürlich aus psychologischen Gründen schildern, hat ebensowenig heisses Blut; die Temperaturbezeichnung ist ungenau. Aber welch ein Titel! Welch ein Titel!

Ein leiser Hauch von Unbildung schwebt wieder über dem Werkchen, wie über den andern. Wer wollte darum nörgeln. Das Büchlein darf allen Freundinnen einer anregenden Lektüre warm empfohlen werden.

Alfred Kerr.

## VON NEUER LYRIK.

VON CHRISTIAN MORGENSTERN.

Wenn ich ein neues lyrisches Werk in die Hand nehme, so ist das Gefühl, mit dem ich es lese, das: ist es ein Buch aus der Zeit für die Zeit, oder sind es Verse, die überall und allezeit werden gelesen werden, wo und wann Menschen leben, seien es Nachkommen unseres eigenen Volkes oder Völker der Zukunft, die auf deutscher — wie wir auf antiker — Kultur fussen und weiterbauen. Sind diese Verse nur für den Augenblick aktuell und interessant, verfliegend mit dem Wind, in den sie gerufen sind, oder sind sie ein Zuwachs zur Gefühls-, zur Anschauungswelt der Menschheit überhaupt. Der Gesichtspunkt erscheint hoch, wenn man die Seltenheit des Wahrhaft-Grossen bedenkt, aber warum sollte man einer Zeit, da jeder dritte Mann „geistig produziert", nicht gesteigerte Ansprüche gestatten?

Grosse Gesichtspunkte haben auch Richard Dehmel vorgeschwebt, als er in seinem Vorwort zu den „Lebens-

Digitized by Google

blättern“*) über den Menschheitswert der Kunst präludierte. Nur dass er sich aus seinen Theorieen nicht die klare Ruhe dessen gerettet zu haben scheint, der weiss, er schafft für die Zukunft. Ihm fehlt die reife Nonchalance selbstsicherer Schöpfernaturen, die warten können, „bis ihr schleichend Volk ihnen nachkommt.“ Das in all seiner Schwere unruhige Blut, der kurze Atem vergiftet ihm seine Kunst, zu der ihm grosse Gaben geworden. Sie reissen ihn hin, in einer Art von Prolog den „verehrten Leser“ zu perhorrescieren, und sich durch den ganzen Charakter eben dieses Gedichtes als das zu verraten, was es voll Hitze und Gereiztheit hinwegdocieren soll. Er erklärt in ihm, dass seine Poesie nicht Gedanken- sondern Gefühlspoesie sei,

„ach, die Gedanken sind nur Ranken,
die wir arabeskenhaft flechten
um Manifeste von grundlosen Mächten.“

Nun eben: „— flechten“. Gewiss! Das Trinklied z. B. entsprang der grundlosen Macht einer tollen Zechstimmung. Aber ein wirr-rankiges „Geflecht“ von Bildern und Gedanken erstickt die grosse einfache Stimmung. Es ist kein impulsiver Ausbruch, keine Stimmungsthat, kein Manifest mehr: es ist ein Grundgefühl, zusammengebrochen unter dem Kreuz des Gedankenhaften. Am grossen Kunstwerk ist Stimmungskern und Geflecht nicht zu unterscheiden; vielmehr: Das Gedankliche und Bildliche wächst organisch aus der ganzen Stimmung heraus, das Gefühl schafft, gebiert sich selbst seinen Körper, wird nicht erst in einen zusammenkomponierten Leib eingewandet. Man lese Hartlebens „Ein Lied vom Wein“. Da ist Seele und Leib eins. Auch er denkt in ihm an dies und das, aber seine Gedanken klingen wie ferner Gesang zu einem einzigen langgedehnten Geigenton. Dehmels Gedanken stossen sich hart, wie Perlen auf Schnüre gereiht. Freilich — wie Perlen. Kann ich in seinem Buche im Allgemeinen die Stimmung nicht finden, so empfinde ich um so mehr hinter Vielem einen echten, heissen Künstlerwillen, eine eigenartige Phantasie und eine starke Zucht zur Form und zur Intensität des Ausdrucks, die seine Verse freilich oft anstatt klarer nur noch dunkler gestaltet, eine Eigentümlichkeit, welche — beabsichtigt oder nicht — bereits von ihren Vorläufern her bekannt ist. Einige der schönsten Gedichte der „Lebensblätter“ werden noch aus unserer Zeitschrift vom Januar 1894 her in Erinnerung sein, darunter das überaus reizende Kinderlied „Fitzebutze“. Im gleichen liebenswürdig humoristischen Stil, der bei Dehmels grübelndem Ernst doppelt überrascht, sind die Schelmgedichte an Peter Hille und Paul Scheerbart, die Kringelreime und die Christnacht-Scene. Die „Lebensblätter“ sind naturgemäss ruhiger, beschaulicher wie die früheren Werke, und Gedichte wie „Befreit“, „Auf See“, „Herr und Herrin“, „Vierter Klasse“, „Bergpsalm“, „Der Stieglitz“, „Ein Blick“, „Erste Hoffnung“, „Vor Ostern“, „Lied an meinen Sohn“ zeigen Dehmel von seiner besten, im guten Sinne charakteristischsten Seite. Von seinen grossen Phantasieen bewundere ich „Jesus und Psyche“ als die tiefste, „Ein Heinedenkmal“ als die geistreichste. Seine „bedenkliche Geschichte“ hat mich ebenso eigenartig berührt wie seinerzeit — bei aller Verschiedenheit der Form und des Inhalts — das Prosastück „Die drei Schwestern“ in „Aber die Liebe“. Dehmel ist von allen Dichtern der Gegenwart vielleicht am schwersten zu beurteilen. Er zieht ebenso stark an wie er abstösst; man muss ihn einen bedeutenden Künstler nennen und wendet sich eben so oft tief unbefriedigt von ihm. Oder ist „man“ nur „ich“? Die Zukunft wird darüber entscheiden und sie wird auch Gelegenheit dazu haben; denn wenn auch nicht Alles: — Einiges (zumal aus „Aber die Liebe“) wird doch trotz allen Gedankenballasts und aller Un-Naivetät in weite Menschenzukunft hineindauern.

Von Felix Dörmanns letztem Buche dürfte man dies kaum behaupten können. Es ist ja aber auch bei weitem nicht sein bestes. Das hat er in seinem „Neurotica“ gegeben. Die ekstatische Don Juan-Poesie von damals ist verraucht, und ein müdes „Gelächter“ — so nennt er die neue Sammlung*) — ist ihr Nachhall.

„Verstoben der brausende Überschwang
Der selige Sturm verweht,
Die friedlichen Alltagsstrassen entlang
Ein trauriger Spötter geht . . . . .“

Wenn man nur wüsste, wie viel von diesem Eiron- und Byronisieren echt, und wie viel Koketterie ist. Nicht so sehr Koketterie im unehrlichen Sinne, als vielmehr in jenem unbewusster Lust an der melancholischen Maske, allzuwilliger Hingabe an Tuberosenstimmungen und Dekadentenjammer, so wie die Hypererotik seiner früheren Werke etwa Paprika-Poesie hätte genannt werden können. Neue Töne klingen in diesen Versen nicht auf; es ist Stimmungslyrik intimer aber enger Art. Eine leichte Blutwärme strömt durch viele der kurzen Lieder und giebt ihnen etwas Sangbares. Manches hat Heines schwermütige Bild- und Klangfarbe, wie das Gedicht „Hörst du das ferne Weinen?“, manches jenen desillusionierenden Charakter des „Mein Fräulein, Sei'n Sie munter, das ist ein altes Stück“, wie Gedichte aus

*) Verlag der Genossenschaft Pan.

*) Verlag von Pierson Dresden. II. Aufl.

Digitized by Google

der „zweiten Reihe". In Dörmanns Lyrik fehlt die Mannigfaltigkeit des grossen Lebens; er spielt immer nur auf einer Saite. Die eintönige Musik schmeichelt sich uns in's Ohr, ja sie geht uns oft zu Herzen, dass wir traurig werden; aber diese Trauer ist keine fruchtbare, grosse Ergriffenheit, keine tragische Erschütterung. Es ist die weiche, erschlaffende Melancholie des Stimmungsmenschen unserer wirren Zeit, die uns in ihren gefährlichen Bann lockt.

Verwandt, aber ungefährlicher, ist die Melancholie Carl Busses, dessen „Gedichte"*) diesen Sommer zum dritten Mal aufgelegt worden sind. Man wird sich über die Thatsache der dritten Auflage nicht zu sehr wundern. Wie sie so vor mir liegen im schlichten, blaugrauen Kartoneinband, oben in der linken Ecke die Nachtigall im Gezweig, in der Mitte ein paar Schwalben und rechts unten die mondige Flusslandschaft im Rahmen von Vergissmeinicht, so mögen sie manches jungen Mädchens, mancher jungen Frau zierlichen Schreibtisch schmücken und weiss Gott wo überall im deutschen Land stiller Naturen herzliche Freude sein. Carl Busse wendet sich an das, was die Deutschen „Gemüt" nennen. Und damit hat er seine Landsleute gewonnen. Jener jungfräuliche, wehmütige Idealismus, jenes zauberhafte Sicheinspinnen in die Träume der Liebe und das geheimnisvolle Weben der Natur — ist es nicht wie ein Märchenbrunnen, zu dem der Deutsche immer wieder zurückflüchtet, gleich als ob er in dieser Flucht einen Ausgleich suchte für seine weltbürgerlichen Ideen und exotischen Begeisterungen? Und, weil es nur ein Ausgleich ist, dürfen wir uns solchen Stimmungen hin und wieder überlassen, ohne Gefahr zu laufen, kleingefühlig und sentimental zu werden. Unser Volk ist so reich und stark, dass es alle Arten von Poeten gebären darf. Wird es doch von Zeit zu Zeit auch immer wieder solche hervorbringen, die bei allem ihrem Gemüt über diesem Gemüt „noch eine Höhe" haben.

Es wäre mir eine frohe Aufgabe im Anschluss hieran Otto Erich Hartleben als einen vom Stamme dieser Letzten, charakterisieren zu können. Da jedoch seinen Werken bereits ein Aufsatz gewidmet worden ist, muss ich mich damit begnügen, in diesem Zusammenhang auf sein Buch „Meine Verse"**) nochmals hinzuweisen. Gleicherweise sei hier das jüngste Werkchen Otto Julius Bierbaums, das lyrische Singspiel „Lobetanz",***) nochmals genannt.

* * *

*) Verlag von Baumert und Ronge Leipzig III. Aufl.
**) Verlag S. Fischer, Berlin.
***) Verlag der Genossenschaft Pan.

Waren die bisher erwähnten Namen sozusagen aktuell, bezeichneten sie Vertreter der jüngst-deutschen Lyrik, so gehören die Namen Carl Spitteler und Peter Merwin älteren Dichtern an. Beide kultivieren die Ballade und jeder in einer andern meisterhaften Art. Von Peter Merwin (Wilhelm Schubert) auf dessen „Pessimistische Gedichte" seinerzeit hier hingewiesen wurde, ist ein „zweites Bändchen"*) unter dem gleichen Titel erschienen. Seine eigentümlichsten, plastischsten Balladen und Stimmungsgedichte hat er damals im ersten Bande gegeben; der eigne Zauber aber, in den mich jene volkstümliche Sprache und Anschauungsart verstrickten, weht mich auch aus diesen neuen Blättern an. Mit ein paar derben, oft nur roh behauenen Worten und Sätzen stellt der Dichter eine Gestalt vor uns hin, etwa einen verlumpten Kerl, der wie ein Waldmensch jahrelang im Busch gelebt, —

„Umhängt von Fetzen, hemdlos; — einzig glüht
Das Aug' aus strupp'gem Haarwald; spähend sieht
Der Fuss aus Stiefels Spalten . . ."

oder er zeichnet im „Feuerpeter" einen armen Teufel, den der Wahnsinn erfasst hat, einmal den weltbrandentfesselnden Gott zu spielen —

„Holz reiben auf Holz: hei, schöpferisch Werden!
Ich schaffe, ich ärmstes Geschöpf auf Erden;
Zu wollen nur brauch' ich, ich schaff' aus dem Nichts
Die wilde Seele des Feuers, des Lichts."

Während Carl Spitteler im Schwung seiner formenschönen Balladen vor allem die Historie und im Besondern die Antike neubelebt, gräbt Mervin, einförmiger, seine Stoffe vorwiegend aus dem Boden des Schauerlichen und des Schicksalstragischen. Das Ereignis eines Lüstresturzes giebt ihm den Stoff zu einer Gedankenschuld-Tragödie, indem es als durch den frevelhaften Wunsch eines gekränkten Mädchenherzens herbeigeführt geschildert wird; die alte Geschichte vom erfrierenden Knaben, der den lieblosen Seinigen in den Wald entlaufen, erhält einen neuen Reiz und eine vorwurfsvollere Bedeutung durch die reiche Christnacht, die der ganze Forst um ihn feiert. „O, wär' er doch lieber — —!" „Des See's Erzählungen", „Ein Gegenüber", „Prinz fin de siècle", „Einsam in der Menschenherde" —: das alles sind ganz seltsame, eigenartige Bilder, Träume und Stimmungen unter Manchem freilich auch weniger gelungenen. Zu dem ergrauten Magdeburger Poeten, dem sich ein an Schmerz und Entsagung reiches Leben in wahrhaft pessimistische Lieder und Phantasieen ausgestaltet, bildet der Schweizer Carl Spitteler einen vollkommenen Gegensatz. Seine „Balladen"**) mögen wohl

*) Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig
**) Verlag von A. Müller. Zürich.

Digitized by Google

unter ähnlichen Verhältnissen gekeimt und gediehen sein wie die Heldenlieder seines grossen Landsmannes Conrad Ferdinand Meyer: im stillen Studiergemach vielleicht, inspiriert und gesegnet von Reliquien aller Jahrhunderte, die von reichen Wänden auf den kraftfrohen Gestalter herabsahen. Eine grandiose Phantasie schöpft in diesen Cyclen aus den tiefen Quellen des Kosmos, des Götter-Mythos, der Legende, der Helden- und Minnesage, der vaterländischen Begeisterung und der freien Erfindung Alles in strenggefugtem, alt-solidem Versgefüge. Eine Kunst, die Musse zur Form hat, ein Schaffen, das ausser der Zeit steht und sich seine kleine Gemeinde durch Generationen hindurch langsam sammelt. Eine Kunst, die alle Schlagworte (die gleich allen öffentlichen Meinungen auch nur „private Faulheiten" sind) vergessen lehren und daran erinnern kann, dass im geistigen Schaffen der Menschheit über alle Schulbegriffe hinaus nur das Persönliche Wert hat. Einzelnes aus dem Reichtum dieser Balladen zu zitieren, wäre allzupeinliches Stückwerk. Sie müssen — ein (schwächeres) Drittel abgerechnet — als ungeteilte Gemälde und Scenen genossen werden, um in ihrer edlen Kraft und Grösse zu wirken. Ich habe ein Gefühl vor diesem Buche: Es müsste ein Lieblingsbuch deutscher Jünglinge werden, und von „Cyrus Ende" und „Die drei Rekruten" müsste jeder so heiss und gross werden, dass man seiner Generation nicht mehr sagen kann, was Spitteler am Schlusse seines Bandes unserer Zeit sagt:

„Es ist kein Mannesmark, es ist ein Teig,
Mit Fäusten tapfer, an Charakter feig.
Es fehlt der Mut, der im Gewissen sitzt,
Der freie Geist, der frisch die Wahrheit blitzt
Duckmäuser hinter die Moral versteckt,
Blinzelt ein jeder pfiffig nach Respekt,
Mit Anstand ist ihr Muckerherz befrackt;
Heucheln, das Wort klingt schlecht, drum nennt man's Takt."

* * *

Wenn ich daran gehe, meine Revue die bei Richard Dehmel begann, bei Johanna Ambrosius und Katharina Koch zu beschliessen, bin ich mir heiter der Gegensätze bewusst, die ich da, über die vorliegenden Erscheinungen berichtend, unter die Haube eines Aufsatzes zu bringen gezwungen bin. Und doch kann man kaum sagen: hier steht Naturmensch gegen Kulturmensch. Denn auch die — verwunderlich glatten — Verse der ostpreussischen Volksdichterin*) sprechen allzuoft, wie wohlerzogene Kultur spricht, die für jedes menschliche Gefühl schon von vornherein ein Versmass, einen Bild- oder Gedankengemeinplatz parat hält. Ich weiss nicht, ob man gut thut, eine Dichterin wie die genannte als „Naturdichterin" von anderen zu unterscheiden. Jeder Poet, der ehrlich ausspricht, was ihn bewegt, ist ein Naturdichter, ja er ist es umsomehr, je ungekünstelter, impulsiver sein Herz sich entlädt. Das, was dem grossen Publikum an der Lyrik Johanna Ambrosius' gefällt, ist glaube ich gerade die — Kultur in ihr, das Konventionelle, Altvertraute. Ich würde es mir nicht verzeihen können, über diese Lebensblätter eines einsam und ehrenvoll kämpfenden warmherzigen Weibes ein missgünstiges Wort zu sagen: nicht gegen sie, die zumeist nach den künstlerisch bescheidenen Vorbildern eines Familienblatts ihre Leiden und Freuden in wohlgeregelte Strophen fasste, wende ich irgend einen Vorwurf, sondern allein gegen diejenigen, welche bei der Erscheinung einer solchen Dorfpoetin plötzlich vergessen zu haben scheinen, dass ihr Los kein andres ist, als das vieler deutscher Dichter von ehedem und heute, und dass ihre schlichten, innigen Lieder als menschlich schöne Dokumente einer schlichten, innigen Frauenseele wohl einen stillen, beseligenden Wert haben und behalten mögen, aber doch schwerlich als eine That in unserer Literatur proklamiert und als sogenannte „Naturpoesie" nicht überschätzt werden dürfen.

Eine ähnliche Erscheinung wie Johanna Ambrosius, deren Schicksal edle Teilnahme so willig verschönt hat und hoffentlich noch weiter verschönen wird, ist die jüngst verstorbene Katharina Koch*) aus Ortenburg in Niederbayern. Sie hat nicht die Anmut und Sinnigkeit ihrer Gefährtin, sie ist eckiger und karger. Ihre Hauptgedichte sind geistlicher Art, teils im Kirchenliederstil, teils „unbehauene Steine", die in ihrer biblischen Sprache etwas Grosses haben. Ein Gedicht von ihr „Drei Wünsche" werde ich nicht vergessen. —: „Einen Kronenerben möcht' ich säugen . . . „Eines Fürsten Hofnarr möcht' ich heissen . . ." „Eines Helden Kraft möcht' ich besitzen! . ." Solche Ammen könnten wir brauchen.

Beide Dichterinnen hat der unermüdliche Professor Karl Schrattenthal-(Pressburg) entdeckt und in die Öffentlichkeit geführt. Man muss ihm hohen Dank wissen, unzweifelhaft! Aber nochmals: Diese Episoden, diese Idyllen in unserer Literatur dürfen nicht zu epochemachenden Ereignissen emporgewertet werden. Was wir brauchen, sind grosse Persönlichkeiten; in ihnen allein spricht Natur ihre tiefste Sprache, gärt Chaos, Urkraft, ewige Menschheitsjugend.

*) Verlag v. F. Beyer, Königsberg. XIII. Aufl.

*) Selbstverlag des Herausgebers K. Schrattenthal Pressburg; Comm. Verl. Heckenasts Nachf. Preusb.-Leipzig. III. Aufl.



Digitized by Google

## EIN BÜCHERHAUFEN.

Jüngst im Traume habe ich die Zeit als Redakteurin gesehen. Das Bild war nebelhaft, verschwommen, wie das die Träume, unserm Leben ähnlich, so an sich haben. Ich kann also nichts Näheres über ihr Aussehen berichten; nur dass ich mich auf einen ungeheuren Papierkorb besinne, der an ihrer Seite stand. Er hatte einen Schlund so gross wie der Krater des Ätna und schien wie dieser auf seinem Grund geheizt zu werden, denn ich sah Rauchwolken, von leisem Feuerschein angehaucht, dünn und unaufhörlich aus ihm emporsteigen; und weil alles, was in ihn hineingeworfen wurde, Bücher und Zeitschriften, Dichter und Denker, in ihm zur Asche verbrannt und verblasen wurde, so füllte er sich nie. Als ich sah, wie die grausame Frau Buch auf Buch und Stoss auf Stoss schonungslos in den klaffenden Höllenrachen warf, fasste mich das Augenblicks-Mitleid, und der Zorn gegen die Ewigkeits-Grausamkeit; ich trat auf sie zu, fasste sie beim Arm, sodass eine Anzahl von Büchern, die sie wieder in der Hand hatte, auf die Erde fielen und — erwachte; und jetzt sehe ich mir die Bücher an, und es ist mir unmöglich, so grausam zu sein, wie jene Erscheinung meiner Träume. Aber da ich sie ja gestört hatte, so weiss ich nun gar nicht, ob nicht grade diese Bücher, die ich jetzt vor mir habe, dem Schicksale ihrer Brüder und Schwestern entgangen wären. Ein Trost für die Autoren. —

Es sind nette Bücher dabei und bessere und Übersetzungen noch besserer, und die Verlagsanstalten geben ihren Schutzlingen einen eignen persönlichen Schimmer, der die Wertung erleichtert.

Sehr gut sind die Bücher nicht, die der „Verein für Freies Schrifttum" uns bescheert. Und Gustav Falkes neuer Roman „Landen und Stranden" erscheint leider nicht deplaciert in ihm. Der Roman ist ein Konglomerat von halb zusammenhängenden Episoden, die hamburger Leben und Liebe, und Stranden und Landen in Leben und Liebe schildern, also dasselbe Stoffgebiet wie sein erster Roman „Aus dem Durchschnitt".

In diesem zweiten ist die Dekomposition noch wuster durchgeführt als im ersten, und vergeblich wird sich Falke, wie er damals versucht hat, durch eine Hinweisung auf die Technik der Hauptmannschen Weber rechtfertigen. Es geht nicht an die Gründe hier nachzuweisen, aus denen er sich nicht auf die Weber berufen kann, weil es nicht angeht, zwei Werke mit einander zu vergleichen, die zu vergleichen Blasphemie wäre. Noch ein solcher Sieg über die vermeintlich konventionellen Gesetze der Möglichkeit zu wirken und Falke ist verloren; und das wäre schade, denn er, mit der Kraft, die Konturen des Lebens treu nieder zu zeichnen, mit seiner Sprache, die kühl, sachlich und korrekt wie sie ist doch auch tiefen und starken Ausdrucks fähig ist, ist uns mehr schuldig als eine Sammlung ungewohnt gut stilisierter Reportagen.

Die Poesie lässt sich eben nicht foppen und wir auch nicht gerne. „Am Seelentelephon" betitelt sich ein Werk von Karl Pröll, in dem gleichen Gewande desselben Vereins. Was für ein Ding ein Seelentelephon ist, das haben wir leider in Physik nicht gehabt. Es sind neue Kursgeschichten, und was das nun wieder ist, das haben wir leider in der deutschen Sprachlehre auch nicht gehabt; denn meine ursprüngliche Kombination, dass das kurze Geschichten sein soll, hat sich nicht als richtig erwiesen. Es sind nämlich keine Geschichten und sind keine Menschen, also auch keine Seelen; aber es spielt sich so auf. Dabei enthalten die Plaudereien so viel Verständnis, Kluges, so viel was nur ein Mensch sagen kann, der Zeit und Welt mit offenen Augen und stillem Herzen auf sich hat wirken lassen, dass es bedauerlich ist, dass der Verfasser sich mit der Kunst eingelassen hat; denn die Poesie lässt sich nicht gerne foppen und wir auch nicht. —

Auch das auslandische Produkt, das der Verein veröffentlicht hatt, ist halbschichtiges Zeug „Vingtras junge Leiden" von Jules Vallès, frei bearbeitet von Karl Schneidt; eine Jugendgeschichte, die man in keinem Fall hübsch zu finden braucht, die man aber in dem Falle, dass man sie mit ähnlichen Werken Bozens oder Arens nur Daudets vergleicht, ganz abscheulich finden muss. Ich weiss nicht, ob der Bearbeiter an dem Werke gesündigt hat, geschmacklos ist er zuweilen. Wenn er z. B. den Ausdruck trubetimpelig und ähnliche gebraucht, so vergisst er, dass ihm das nur erlaubt wäre, wenn er die ganze Geschichte nicht nur in die deutsche Sprache, sondern auch in das deutsche Leben übertragen hätte. So mitten unter den französischen Namen und in der französischen Umgebung erhöhen diese Ausdrücke den flapsigen Ton des Buches, von dem man nicht weiss, wer es erzählt, ob der alte Vingtras albern genug ist, uns in diesem Ton seine Jugendgeschichte zu erzählen, oder ob wir Tagebuch-Blätter des eben erwachsenen Bengels vor uns haben, eine monströse Stillosigkeit in dem Ganzen.

Bunt wie seine Bücherumschläge ist der Verlag von Albert Langen (Paris und Leipzig.) Er bringt französische neue Namen, die zum Teil vielleicht nicht lange Namen bleiben werden; einen Holländer

Digitized by Google

Vosmeer de Spie, der sich von einem Franzosen nicht unterscheidet; mit einem ausnahmsweise wenig geschmackvollen Deckelbild, dass man die Spekulation des Verlegers nicht versteht. Er bringt ferner den herrlichen Hamsun mit seiner tiefen, aber unverweichlichten Melancholie, mit der Melancholie des Trotzes, mit der Melancholie derjenigen Menschenverachtung, die lieber Mitleid sein möchte. Dieses Mal ist es ein Schauspiel in vier Aufzügen. „An des Reiches Pforten", übersetzt von Marie Herzfeld; mit solchen Hamsunschen Menschen, deren Sprache wie in verdünnter Lutt klingt und die wir in der Delikatesse ihrer Entfernung sich vor uns bewegen sehen. — Auch von Amalie Skram der klugen und kräftigen Naturalistin, bringt der Langensche Verlag uns deutschen Lesern ein neues Werk, den Roman „Professor Hieronymus". Dieser Roman, der den Charlatanismus der Irren-Ärzte geisselt, hat im Ton etwas erschreckend Unpersönliches, ähnlich wie ein Drama derselben Verfasserin „Agnete"*), das vor kurzem in Leipzig gespielt ist. Beide Werke sehen aus, als ob sie einer grossen Müdigkeit entfallen wären, als ob sie mit bitterer, verächtlicher Gleichgültigkeit geschrieben wären, weil das Talent nun doch einmal da ist und nicht Ruhe hält. Und derselbe Verlag bringt Laura Marholm. Über sie zu schreiben ist Verlegenheit. Denn wenn man ihr und uns gerecht sein will, so ist es nötig, neben jede Farbe ihre Komplimentär Farbe zu stellen und durch jede Wahrheit ihre Lüge durchschimmern zu lassen. Sie hat einen so souveränen Ton, ein solchen gebornen Stil, eine solche fabelhafte Unverfrorenheit in der Bergung von Hypothesen, dass sie einen einschüchert. Ihr „Buch der Frauen" enthält psychologische Analysen der repräsentativen Frauen unsrer Zeit. Sie will an gebrochnen Weiber-Charakteren das ungebrochene starke Weib, das Weib an sich, entwickeln. Aber hinter ihrer Gesundheit bricht zuweilen eine tiefe Perversität hervor, die Wollust, den Mann, den sie, als dem Weibe Sinn und Inhalt gebend philosophiert, doch unterzukriegen und zu zerplundern. Ihre sexucentrische Weltauffassung steht dem, was Mannes Werk und Mannes Streben ist, verständnisslos gegenüber. Sie ist im tiefsten Grunde unlyrisch, wie nach ihrem Ausspruch alle Frauen sind, darum interessiert sie immer nur die Kunst der Psychologie, und von der Psychologie der Kunst weiss sie nichts. Ihre eigenen Novellen,**) wie alle ihre Werke eine Fundgrube von Wahrheit und Lüge, sind keine Kunstwerke. Sie macht einen Schnitt durch ihre Menschen, von dessen einer Seite sie nach aussen und von dessen andrer Seite sie nach innen leben. Und das kommt daher, dass sie eigentlich immer nur offizielle und offiziöse Menschen kennt und schildert. Es ist gar keine Heimatlichkeit in ihr, sondern der Wirbel unseliger, durch internationale Pensionate getriebener Menschen. — Über andere „schöne Bücher zum Lesen" ein ander Mal mehr. Hans Pauli.

*) Berlin. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1895. Deutsch von Therese Krüger und Otto Erich Hartleben.

**) Zwei Frauenschicksale.

## VERSCHIEDENES.

### AUS DEM KUNSTLEBEN.

Der Rückblick auf die erste Hälfte des Berliner Winters ist nicht gar zu erfreulich. Der Vortrefflichkeit unserer ausübenden Künste hält die Vortrefflichkeit der schöpferischen Leistungen selbst nicht mehr die Wage. Die ausübenden Künste aber arbeiten für den Tag, wir fragen nach Werken, die für eine kleinere oder grössere Ewigkeit bestimmt sind.

Das Theater brachte von solchen bleibenden Werken bisher nur Georg Hirschfeld's „Mütter", über die wir anlässlich der Freien Bühnen-Aufführung berichteten. Der Repertoire-Erfolg war ein gutes Zeugnis für ein Publikum, dem die frischen Versuche der unbefangenen Jugend — denn echte Jugend nach allen Seiten ist dieses Stück — noch etwas bedeuten.

Die Kunstsalons haben altbekannte Meister in gewohnten Leistungen vorgeführt. Besonders rühmend sei die Thoma-Ausstellung bei Gurlitt erwähnt. Neue Kräfte brachten nichts Überraschendes. Nur einer, Wilhelm Volz, prägte sich in einer Sonderausstellung bei Schulte dem Gedächtnis fester ein. Er reiht sich unter die wenigen, und gerade heute so willkommenen Meister ein, die abseits von der Lärmerei und Eitelkeit des schablonenhaften Realismus sich in die seligen Gefilde phantasieduchtränkter Schönheit flüchten, wo Farben, Formen, Ideen in reinen, langgehaltenen Akkorden aufklingen. Immer weiss Volz, was er will; meist kann er, was er will. Und er geht zusehends ins Grosse.

Das bemerkenswerteste Ereignis brachte die Musik. Mit hingebender Liebe führte Weingartner die neueste symphonische Dichtung von Richard Strauss auf: „Till Eulenspiegels lustige Streiche." Ein schalkhaftes modernes Rondo, das den tollen Eulenspiegel durch die Sphären der Alltäglichkeit, der Moralsimpelei, des Philisteriums, der Priesterheuchelei, der Liebessentimentalität führt, bis ihn der Henker am Wickel kriegt — aber seine Gestalt lebt in der volkstüm-



Digitized by Google

lichen Legende fort. Nach drei Seiten gab sich das Stück epochemachend. Es verkörpert einen Humor, der in dieser deutsch-ironischen Form bisher der absoluten Musik unbekannt war. Es zeugt von einer reifen Tonwerdung des Gedankens, die in ihrem ungeschmälerten Naturalismus die neuen Bahnen der Musik schneller als je geahnt freizulegen scheint. Es ist von so unglaublich freier und kühner Orchesterarbeit, dass selbst Berlioz zurückbleibt.

* * *

DAS CHAMBERLAIN'SCHE WAGNER-WERK

ist im Bruckmann'schen Verlage nunmehr erschienen und entspricht in der Ausstattung und im Texte den Erwartungen, die man diesem Verlage und diesem Verfasser entgegenbringen musste. Von all den grösseren Arbeiten, die bisher über Wagner erschienen, ist dieses Buch vielleicht das bedeutendste, weil es mit dem schönen Talente, das Publikum in die Kreise Wagnerschen Schaffens einzuführen, einen philosophischen und ästhetischen Ernst verbindet, der die Dinge bis in ihre tiefsten Hintergründe liebend verfolgt. Chamberlain schreibt subjektiv und innerlich, und dennoch ist sein Buch als Nachschlagewerk zu benutzen. Er flattert niemals leichtsinnig über seine Stoffe weg, und dennoch giebt ihm seine Belesenheit und Associationsgabe eine schriftstellerische Gewandtheit, die fast an die Vorzüge des feinen Feuilletons grenzt.

Die Ausstattung ist infolge der mannigfachen archivarischen Zuweisungen eine konkurrenzlose geworden. Wagners Bildnisse von Lenbach und Herkomer, die feine Zeichnung seines Freundes Kietz, die letzte Gross'sche Photographie des Meisters, das prächtige, stilvolle Aquarellporträt seiner Mutter, Photographien aller um Wagners Sache verdienter Männer, der wunderbare Bülow Lenbachs, Autogramme Wagners aus allen Zeiten, einmal auch der erste Notenentwurf zum „Ringe", eine Arie aus der Jugendoper „Liebesverbot", die zwischen „Feeen" und „Rienzi" fällt, Theaterzettel und allerlei Denkwürdigkeiten sind durch das Buch in durchweg vorzüglichen Reproduktionen verstreut. Gut gemeint, aber für andere Dimensionen berechnet sind die Frenz'schen Vignetten und leider ganz verfehlt die Eckmann'schen Rahmen zu den sonst so passend ausgewählten Hendrich'schen Bildern, die im Tone und in der Komposition zu ihnen in Disharmonie stehen. In diesen Dingen — am schlimmsten ist die Umrahmung der Photographie Richard und Siegfried Wagners ausgefallen — hätte die Verlagsanstalt sich die Mitarbeit geschmackvollerer Zeichner sichern sollen. Aber diese Kleinigkeiten fallen nur auf, weil man sonst das Beste gab, was zu geben war.

Der Erfolg dieses Buches würde nicht nur die Bemühungen des Verfassers und Verlegers gebührend belohnen, er würde auch im Interesse unserer heiligen Wagnersache darum besonders nützlich sich erweisen, weil das Publikum hier wieder einmal über die Bedeutendheit nicht des Komponisten, nicht des Künstlers, sondern des ganzen grossen Menschen belehrt wird, der dieser gewaltigste Mann unseres Jahrhunderts gewesen ist.

* * *

NEUE BÜCHER.

Eine Publikation von vorläufig noch nicht abzusehender Bedeutung sind die beiden starken Bände nachgelassener Nietzscher Schriften und Entwürfe, die der Naumannsche Verlag (Leipzig) soeben herausbringt. Fertige Abhandlungen, die er nicht zum Druck brachte, und Skizzen, die in sein unterbrochenes Geistesleben einführen. Man kann Nietzsche nicht in einigen Tagen lesen, um ein schnell fertiges Urteil zu bilden. Wir kommen in passender Weise auf die Veröffentlichung zurück.

Vorläufig seien in Bausch und Bogen genannt: Wilhelm Preyer, Darwin (Berlin, Ernst Hofmann & Co. Sammlung der Bettelheim'schen Geisteshelden). — Albert Forel, Montesquieu (ebenda). — Martin Plüddemann und seine Balladen, von Richard Batka (Prag, Ehrlich). — Hans Wolfgang Singer, Geschichte des Kupferstichs (Magedeburg, Niemann). — Adolphe Appia, la Mise en scene du drame Wagnérien (Paris, chailley). — Schopenhauers Metaphysik der Musik, von M. Seydel (Leipzig, Breitkopf & Härtel). — Hamon, Psychologie de l'Anarchiste-Sozialiste (Paris, Stock). — A. Prüfer, Joh. Herm. Schein (Leipzig, Breitkopf & Härtel). — Die Lehre Jesu im Lichte der Kritik (Zürich, Schabelitz). — Die Volkshochschulen im Norden, von Maikki Friberg (Berlin, Schulze). — Kampf oder Kompromiss? „In medio Victus", Versuch einer Lösung der sozialen Frage auf Grundlage des Kompromisses (Dresden, Pierson). — Die evolutionistische Ethik als Grundlage der wissensch. Pädagogik, von Paul Bergemann (Wiesbaden Behrend). — Hugo Riemann, Präludien und Studien (Frankfurt, Bechhold). — Franz Oppenheimer, Freiland in Deutschland (Berlin, Fontane & Co.) — Adele Gerhard, Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie (Nürnberg, Wörlein & Co). —

Wir sind nicht im Stande, auf alle Werke in der gewünschten Ausführlich-

Digitized by Google

keit einzugehen, aber schon diese Auswahl aus den eingelaufenen Schriften möge unsern Lesern eine Empfehlung, mindestens im Sinne einer Anregung, bedeuten.

* * *

Leipzig ist nun unwiderruflich der modernen Litteratur verfallen. Der zweite Vortrags-Abend sowie die drei letzten Aufführungen der „Litterarischen Gesellschaft" haben dies erwiesen. Die Bühne dieser „freien" Litterarischen Gesellschaft ist eine „Freie Bühne," so frei als sie der Polizei-Wachtmeister eben noch gestattet. Zwar wurde Cervantes verboten, den man offenbar für einen Berliner Naturalisten hielt; in Cäsar Flaischlens „Martin Lenhardt", der am 1. Dezember mit grossem Erfolge zur Darstellung gelangte, wurde bereits der Untertitel „Ein Kampf um Gott" gestrichen und dem herabstürzenden Christus-Bilde ein Johannes der Täufer substituiert: indes, wie immer, liess man gerade die schwärzesten Bosheiten arg los stehen, und die Litterarische Gesellschaft bleibt nach wie vor ein Greuel aller Gutgesinnten.

„Agnete" von Amalie Skram ging am 27. Oktober in der Krüger-Hartleben'schen Bearbeitung in Scene und errang einen Beifall, wie man ihn von diesem stahlharten Problem-Drama vor einem zum Teil noch völlig naiven Publikum kaum erwarten durfte. Wieder ein Triumph der neuen Technik, die dem litterarischen Doktrinär unmöglich erscheint, weil er an den Zauber unverfälschter Wirklichkeit nicht glauben kann. — „Stehlen oder sich preisgeben?" Das ist der Konflikt für Agnete. Lösung: „Die Gebote stehen fest. Nur der getreue Knecht geht ein zu seines Herren Freude." Der ungetreue, unglückselige wird zertreten.

Zur Befriedigung derer, die mal ein ander Bild wünschten, wurde am 17. November „Figaros Hochzeit" von Beaumarchais-Fulda aufgeführt, ganz im Stile seiner Zeit mit den lustigen Karrikaturen, die der heutigen Bühne, nicht immer zu ihrem Vorteile, abhanden gekommen sind. Es wurde denn auch im Parterre viel gelacht und geschmunzelt, aber mancher Kundige mochte ahnen, dass dieser nach dem Rezept Fulda beschnittene Figaro nicht der ursprüngliche war, nicht der Figaro seiner Pariser von anno 1784. Siehe, was über den Fall Fulda Alfred Kerr geschrieben hat.

Ebenderselbe sprach am Vortrags-Abend der Litterarischen Gesellschaft vom 8. November „zur Psychologie der neueren Litteratur." Er gab, was in Leipzig ja vor allem not that, — in einem Brillant-Feuerwerk von feinen und treffenden Aperçus — einen Überblick über die neuesten Formen und Tendenzen dichterischen Schaffens, die in der psychologischen Analyse so bedeutsam sich entfalten. Er sprach mit verblüffender Gewandtheit, ein Meister des tiefsinnigen Bonmont wie der heiteren Polemik. — Den Rest des Abends füllte Cäsar Flaischlen mit der Novelle „Professor Hartmut." M.

* * *

Arthur Schnitzlers „Sterben" erscheint Ende Januar bei Perrin, Paris in einer Übersetzung von Gaspard Vallette, und die „Kleine Komödie" wird vom nächsten Monat an in Fortsetzungen durch die Liberté veröffentlicht werden — neben Sudermanns „Sorge" der einzige derartige Fall in den letzten Jahren.

---

## ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

Die Pariser „Revue des Revues" bringt in ihrem zweiten Novemberhefte einen Artikel des Prof. Ludwig Gumplowicz: Actions et Phenomènes. Unser geehrter Mitarbeiter führt da aus, dass in der Frage: Handlungen oder Erscheinungen? das ganze sociologische Problem ruhe. Die Sociologie fasse die Handlungen der Menschen nicht als individuelle Acte, sondern als sociale Erscheinungen auf, deren Erklärung in den Beschaffenheiten, Stimmungen und Strebungen ihrer socialen Gruppen zu suchen ist. Von grosser Tragweite sei diese Betrachtung insbesondere auf dem Gebiete des Strafrechtes. Hier stehen sich Richter und Angeklagter oft als Repräsentanten fremder Gruppen gegenüber, daher denn auch die Sociologie für die Höhe der Strafe ein Gesetz formulire, welches also lautet: Die Höhe der Strafe steht im geraden Verhältniss zur Entfernung der Gruppe des Richters zur Gruppe des Angeklagten. Der Verfasser illustriert diesen sociologischen Satz an einem in Berlin am 21. Mai 1894 durchgeführten Strafprozesse, bei welchem die Entfernungen der Gruppen der Angeklagten zu der Gruppe der Richter eine verschiedene war, daher denn auch das Strafzumass, beziehungsweise eine Straflosigkeit sich darnach richteten. Die Ausführungen des Artikels dürften hier grosses Interesse erregen; wir überlassen es den Strafrechtslehrern diese jedenfalls neue und originelle Ansicht zu prüfen. Eines aber scheint uns aus diesem Artikel unzweifelhaft sich zu ergeben: dass die Sociologie für die Beurteilung unseres Strafrechts ganz unerwartete und überraschende Gesichtspunkte eröffnet. —

* * *

Digitized by Google

Die norwegische Zeitschrift Kringsjaa (Olaf Norli's Verlag in Christiania) enthält in ihren letzten Heften eine ausführliche Studie über den auch in Deutschland hochgeschätzten norwegischen Verfasser Knut Hamsun von Karl Naerup, ferner einen illustrirten Artikel über Wotor Rydbeg von Nils Kjaer.

Im Oktoberheft der Nyt Tidsskrift (Christiania Johan Sörensen) ist Björnstjerne Björnson's neue Dichtung „Das Licht" enthalten. Die Dichtung, die sich „Universitäts-Kantate" nennt, ist ein Preislied des Lichtes und der Aufklärung für Chöre und verschiedene Stimmen Es verrät sich in ihm eine schwungvolle Sprache, die in Björnsons Dichtungen schon so oft die Bewunderung herausgefordert hat.

Das dritte Heft der schwedischen Zeitschrift „Nordik Tidsskrift für Vetenskap, Konst och Industrie", herausgegeben von dem „Letterstedtska Förening" (Stockholm, Norstedt & Söhne.) bringt u. A. eine sehr lesenswerte Studie von E. Wrangel „Hoad folket sjunger" (Was das Volk singt), sowie eine kleine Abhandlung über Holger Drochmanns Melodramen von Niels Möller.

* * *

Seit Beginn dieses Jahres erscheint in Schweden eine neue Zeitschrift „Nordisk Revy" herausgegeben von Erik Thyselius (Verlag von Wahlström & Widstrand), welche „innerhalb des Rahmens einer modern freisinnigen Grundanschauung, anstrebend die Befreiung in formeller Hinsicht sowohl von unfruchtbarer akademischer Feierlichkeit als auch publizistischem Schlendrian, verschiedenen Abtönungen der freisinnigen Gedankenrichtungen unserer Tage Gelegenheit bieten will, auch in der Zeitschriftenlitteratur zum Ausdruck zu kommen." Unter den Beiträgen der bisher erschienenen Hefte machen sich einige Gedichte, eine feine stimmungsvolle Novelle „Herbstsage" von Hilma Strandberg, ein Aufsatz über Strindberg als Naturforscher von Beugt Lidforss und eine genaue, überaus interessante Darstellung eines Stockholmer Theaterverbots besonders bemerkbar. Die Zeitschrift umfasst die Gebiete Litteratur, Kunst, Theater, Musik, Sozialpolitik.

* * *

Die „Zeit" erfreut in jedem Hefte durch einen belletristischen Beitrag nicht gewöhnlichen Interesses. Dass man in der erzählenden Literatur heute, wo alle Kraft zum Drama drängt, nicht mehr mit deutschen Erzeugnissen ausreicht, sondern, wenn man nicht zur Trivialität oder Familiensimpelei zurücksinken will, auch das Beste von ausländischer Literatur heranziehen muss, diese Erfahrung, die wir selbst reichlich machen, sehen wir auch in der bisherigen Auswahl der Belletristik der „Zeit" bestätigt. Von besonderem Interesse war kürzlich für deutsche Leser die ganz eigenartige kleine Geschichte „die Tortur durch die Hoffnung" von Villiers de l'Isle Adam. Hermann Bahr hat in demselben Hefte nach einem öfters befolgten Prinzip einen kleinen Essai über diesen vor 6 Jahren verstorbenen und jetzt förmlich angebeteten Dichter. Seine Vorzüge fasst er in die drei Punkte zusammen: er glaubte unerschütterlich an das Amt der Künstler, Propheten zu sein — er verachtete das bürgerliche Leben — er liebte nichts als den Traum. In der Auseinandersetzung dieser drei Punkte glaubt Bahr das getroffen zu haben, was die junge Generation so an Villiers packt. Denn „die Jugend ist es, die ihn neben Baudelaire und Flaubert verehrt. Maurice Maeterlinck hat gesagt: tout ce que j'ai fait, c'est à Villiers, que je le dois. Remy de Gourmont, die tapfere Seele des Mercure de France, hat gesagt: „Unser Meister ist Villiers, dieser Evangelist der Ironie und des Traumes; jeden winzigen Zettel seiner Verlassenschaft ehren wir als eine teuere Reliquie." Und so bekennen sich auch Peladan, Charles Morice und Henry de Regnier als seine Jünger. Seine Romane erscheinen jetzt in neuen Ausgaben. Seine Dramen werden vom Théâtre libre und von l'Oeuvre gespielt. Es muss in ihnen etwas sein, dass das neue Gemüt der neuen Generation im Wesentlichen trifft."

* * *

Der Graphologe Hans H. Busse hat in der „Aula" eine übersichtliche Darstellung der „Graphologie — eine werdende Wissenschaft, ihre Entwicklung und ihr Stand" veröffentlicht, die auch bei Schüler, München als Separatdruck erschienen ist. Auf eine systematische Auseinandersetzung folgt ein chronologischer Rückblick auf die bisherige Entwicklung der Graphologie. Interessieren wird die Übersicht über die deutschen Bestrebungen.

In Deutschland, sagt Busse, gewann die Graphologie seit 1881 Terrain. Ich unterscheide hier zwei Perioden. Die erste geht von 1881 bis 1894. Durch Dr. Eugen Schwiedland wurde die neue Wissenschaft zunächst dem Leserkreis von Schorers Familienblatt bekannt; ein graphologischer Briefkasten wurde eingerichtet und von Schwiedland geleitet. Aber schon nach kurzer Zeit trat sein erster Schüler, Langenbruch, an die

Digitized by Google

Stelle des Briefkasten-Leiters. Schwiedland hatte einen anderen Beruf, als die Graphologie. Während Langenbruchs ernste und rege Bemühungen in Schorers Familienblatt Aufsehen zu machen begannen, fingen auch andere Familienblätter an, die „Handschriften-Orakelei" zu pflegen; Plaudereien erschienen und „Briefkasten" wurden eingerichtet. Aucheinige, mehr oder weniger gut kombinierte Broschüren kamen heraus. Neben Langenbruch wuchsen L. Meyer und „Edelweiss" sich zu bekannteren Graphologinnen heraus. Und endlich war Crepieux-Jamins „Traité" in deutscher Übersetzung von dem Genfer Professor Krauss erschienen. Ein Zufall nun machte vor einigen Jahren den Berliner Physiologen Preyer mit Langenbruch bekannt, und der Gelehrte wird zum Schüler des Graphologen. Von Preyers Vortrag in der Urania zu Berlin oder vom Erscheinen seines Aufsatzes „Handschrift und Charakter" (Mai 1894) an, datiert die zweite gegenwärtige Periode der Graphologie in Deutschland. Seither hat Preyer der Bedeutung, welche er als bahnbrechende Autorität in der deutschen Geschichte der neuen Wissenschaft einnimmt, auch eine sachliche Bedeutung hinzugefügt, oft konnte im Verlaufe dieser Abhandlung auf das Werk „Zur Psychologie des Schreibens" verwiesen werden. Dass auch sonst die Entwicklung der deutschen Graphologie aufblüht, bezeugt das Erscheinen von Langenbruchs „Studien" und von L. Meyers „Lehrbuch", welche beide beachtenswerte Publikationen sind.

* * *

Im Elften Stück der „Bayreuther Blätter" findet sich neben Fr. v. Hauseggers IItem Aufsatz zur „Ästhetik von Innen" und Jean Thorels Abhandlung über die französischen Wagnerübersetzungen ein gut durchgeführter Versuch Ludwig Ziehens, Nordau's bekannte Äusserungen über den entarteten Wagner aus Wagners eigenen Schriften zu beleuchten. Übrigens hatte Lombroso im Oktoberheft von Century einen Artikel, in dem er selbst vor seiner Schule und seinem Schüler Nordau Angst bekommt, der Wagner, Ibsen und Tolstoi ins Irrenhaus verschrieben hätte.

* * *

Zu dem Kapitel „Gemeinnützige Bestrebungen" lesen wir in der Ethischen Korrespondenz folgende beherzigenswerten Notizen:

In Leipzig hat sich als Genossenschaft mit beschränkter Haftung ein Bau- und Spar-Verein begründet, um seinen Mitgliedern rasch behagliche Wohnungen und ein eigenes Heim zu sichern. Der Spekulation wird dabei in gesunder Weise ein Riegel vorgeschoben, indem sich der Verein das Vorkaufsrecht an jedem Grundstück seiner Mitglieder zum jeweiligen Taxwert sichert. — Wir empfehlen dieses Unternehmen als eine würdige Form des projektierten Leipziger Schlachtdenkmals, für das merkwürdigerweise besonders in freimaurerischen Kreisen eine etwas verspätete eifrige Propaganda gemacht wird. In Leipzig wurden (wie in der „Sozialen Praxis" Nr. 32 zu lesen) am 1. Dez. 1890 an einzimmerigen Wohnungen über 5500 von 3, über 5000 von 4, nahe an 4000 von 5, 2500 von 6, 1500 von 7, einige hundert von 8—9 und 2 von 15 Personen bewohnt! — Es scheint also, dass dort, wie auch anderwärts, Wohnungen für die Lebenden dringlicher sind, als Denkmäler für Kriegsereignisse, an denen ja ohnehin ein Mangel nicht besteht. — Indessen lässt sich ja Beides verbinden, indem man einem solchen Quartier die historische Erinnerung unterlegt.

Als leuchtendes Beispiel in dieser Richtung ist die Abegg-Stiftung in Danzig zu bezeichnen. Sie hat den Zweck, Arbeiterhäuser zu errichten. Die jüngste Colonie in Neufahrwasser enthält deren 47, alle mit Vorgarten und Hof, 3 heizbaren Zimmern und Nebengelassen. Der Preis des Hauses stellt sich durchschnittlich auf ca. 3000 Mark; die Miete beträgt etwa 150 Mark, und das Anwesen wird unter sehr günstigen Bedingungen rasch Eigentum des Bewohners. Neuerdings werden bei Danzig weitere 100—120 solcher Häuser erbaut. Die Stiftung hat nebenbei noch für Volksküchen, Kaffeeschenken, Krippen, Erholungslokale etc. Ansehnliches geleistet. Der Umstand, dass sie in den 25 Jahren ihres Bestehens ihr anfängliches Stiftungskapital von 60000 Mark auf über 200000 Mark erhöht hat und aus ihrer jüngsten Colonie eine Verzinsung von über 5% erzielt, beweist, dass bei tuchtiger Leitung sogar das Privatkapital seine Rechnung finden würde, wenn es sich soliden sozialen Aufgaben dieser Art in der Heimat zuwendete, anstatt hohe Verzinsung in gefährlichen exotischen Werten zu suchen.

* * *

Die sozialdemokratische Wochenschrift „Neue Zeit" veröffentlichte in ihrem ersten Quartalsheft einen interessanten Brief Heines an Marx vom 21. September 1844, worin er sich über sein „Deutschland ein Wintermärchen" ausspricht. Die Beziehungen Heines zu Marx waren weniger

Digitized by Google

sozialistische, als freundschaftliche. Aber an den Sozialisten hat Heine noch heute seine warmen Verehrer.

Im vorhergehenden Heft hat Advokatus einen Versuch, aus den Statistiken einiger Arbeiterbibliotheken über die Frage klar zu werden: „Was liest der deutsche Arbeiter?“ Nach genauen Verzeichnissen stehen die Romane, besonders die Zolaschen, im Vordergrund. Erst dann kommen wissenschaftliche Werke, besonders geographische. In der Bibliothek der Freeseschen Jalousienfabrik, die durch ihre Wohlfahrtseinrichtungen berühmt ist, kamen auf jeden der 60 Arbeiter jährlich mehr als 4 Entleihungen. Viel ist das eigentlich nicht, und auch die Statistik muss nach den jeweiligen Anschaffungen hier einseitig ausfallen.

Bedeutend grösser scheint die Wirksamkeit der Vereine für Verbreitung guter Schriften, wenn man sie hiermit vergleicht. Die Schweizer Vereine haben im Jahre 1894 cirka 1 Million Heftchen à 10 Cts. und in den 5 Jahren ihres Bestehens zusammen 3—4 Millionen dergl. Heftchen abgesetzt. — Der Deutsche Verein für Verbreitung guter Schriften in Weimar hat im gleichen Zeitraum von cirka 5 Jahren gegen 3 Millionen Hefte (auf 10. Pf. Hefte berechnet) verbreitet, was gewiss anerkennenswert ist, aber bei dem viel grösseren Umfang des Deutschen Reiches gegenüber der Schweiz erst einen verhältnismässig bescheidenen Anfang bedeutet. Derartige Bestrebungen finden bei uns leider noch immer nicht die genügende Unterstützung, während die Kriminalstatistik immer deutlicher den unheilvollen Einfluss der Schund- und Schauerromane enthüllt. Von diesen letzteren sollen jetzt nicht weniger als 43000 in Deutschland und Österreich verbreitet sein und von etwa 20 Millionen Menschen gelesen werden. Unter 112 verurteilten jugendlichen Verbrechern schrieben 80—90% ihre Thaten der Anregung durch Lesen verderblicher Bücher und Blätter zu. Der seinerzeitige Mord des Geldbriefträgers Franzesconi in Wien wurde als Nachahmung eines von dem Thäter gelesenen Schauerromans nachgewiesen, und erst unlängst hat ein wegen vielmaliger Brandstiftung in Berlin verurteilter Junge als Antrieb zu seinem Verbrechen das Lesen des Schauerromans; „Der Scharfrichter von Berlin“ bekannt. — Das beste Mittel, die schlechte und gefährliche Literatur zu verdrängen, ist die Verbreitung guter Unterhaltungs-Bücher zu billigsten Preisen. Die betreffenden Anstalten aber müssen durch reiche Zuwendung von Mitteln in die Möglichkeit höchster Leistung zu geringsten Preisen versetzt und vom Standpunkt des Verdienen-Müssens gänzlich befreit werden. Die Anforderungen sind um so grösser, als ein wesentlicher Teil jenes billigen Preises noch durch die Kosten des Betriebs verschlungen wird.

* * *

Der eigenartigste litterarische Beitrag zur Armenpflege, lesen wir in der „Sozialen Praxis“, den die letzte Zeit hervorgebracht hat, ist aus Frankreich gekommen. Louis Paulian hat, um das Pariser Bettlerleben kennen zu lernen, sich selbst als Bettler verkleidet. Seine Erfahrungen hat er zuerst in Zeitungs-Feuilletons und sodann gesammelt in einem Buche herausgegeben, welches von der Akademie preisgekrönt wurde und sofort nach dem Erscheinen 8 Auflagen hinter einander erlebte. Die Pariser Bettelindustrie ist spezialisiert und verfügt über bedeutende gewerbliche Hülfsmittel: Adressbuch der Wohlthäter (grosse Ausgabe zu 6 Fr., kleine zu 3 Fr.: die Verwaltung zahlt 50 Cts. für jede neue Adresse), Werkstätten für Zerfetzung von Kleidern, Säuglinge zu vermieten (1½ Fr. für den Tag), Lehrer in der Kunst zu hinken oder sich blind zu stellen etc. Den Jahresbetrag der Summen, welche die sog. Wohlthätigkeit in Paris neben der Armenpflege jährlich weggiebt, hat Paulian durch Addition dessen, was ihm bekannt wurde, bis auf 10 Mill. Fr. ermittelt (Grossetete-Thierry schätzt 20 Mill.). Um diese Summe nicht Betrügern, sondern wirklich Armen zu gute kommen zu lassen, verlangt Paulian eine gemeinschaftliche Organisation der Stiftungen und der privaten Spender. Sein System von Bons, auf welche der Vorzeiger Essen erhält, soll sich im 16. Pariser Stadtbezirk bereits praktisch bewährt haben. Endlich plaidirt der Verfasser dafür, den Bettlern bezahlte Beschäftigung zu gewähren. —

**Das Inhalts-Verzeichnis der „N. D. R.“ für 1895 wird dem Januarheft beigegeben.**

Nachdruck der Artikel nur mit Genehmigung der Verfasser und nur mit genauer Quellenangabe gestattet.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Reitzsch vorm. Otto Nonck & Co.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 005 651 513

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

G.E.STECHERT & Co.

Digitized by Google

Digitized by Google